Princeton University Library
32101 067472702

Digitized by Google

007
87

Library of

Princeton University.

Elizabeth Foundation.

Digitized by Google

PRINCETON U.

a32101 006999336b

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 1. Freitag, 2. Januar 1835.

Epische Dichtkunst.

1) Die Lusiaden des Luis de Camoëns. Verdeutscht von J. J. C. Donner. Stuttgart, C. W. Löflund, 1833.

Erst unlängst (Literaturblatt von 1834, Nr. 19) haben wir das in Tiecks trefflicher Novelle enthaltene Urtheil über Camoëns dichterischen Werth mitgetheilt. Man kann ihn nicht gerechter, nicht schöner würdigen, und indem wir unsere Leser darauf verweisen, wollen wir es nur durch einige Proben aus der meisterhaften Uebersetzung Donners bestätigen.

Wir sind zwar mit dem gleich auf der ersten Seite der Vorrede ausgesprochenen Grundsatz des Uebersetzers nicht einverstanden. Es ist durchaus nicht wahr, daß es „allgemein anerkannt“ sey, das erste Erforderniß der poetischen Uebersetzungskunst sey „die Beibehaltung der ursprünglichen technischen Formen des nachzubildenden Gedichts“. Wir und mit uns viele warme Freunde der Poesie haben vielmehr immer behauptet und werden behaupten, das erste Erforderniß sey die Beibehaltung und der treue Ausdruck jedes im Original vorkommenden Gedankens und Bildes, und dieser Sinntreue müsse in jedem Kollisionsfall die Form, das Metrum, der Reim geopfert werden. Wir haben diesen Grundsatz in unsern Blättern schon mehrmals praktisch gerechtfertigt, indem wir z. B. bei Kannegießers Uebersetzung des Dante, bei mehreren Uebertragungen altdeutscher Gedichte ꝛc. auf die bedeutenden Sinnentstellungen hinweisen, welche dadurch herbeigeführt wurden, daß die Uebersetzer Gedanken und Bilder fallen ließen oder wohl gar willkürlich veränderten, um nur die Reime herauszubringen. Indeß sind wir weit entfernt, damit den Stab zu brechen über metrische Uebersetzungen und bloß prosaische zu verlangen. Es bleibt immer die Aufgabe, Inhalt und Form zugleich nachzubilden, und wenn allerdings einige ältere Dichter, namentlich orientalische wegen ihrer originellen Bilder und altdeutsche wegen ihrer kräftigen Naivetät, die größte Treue der Uebersetzung verlangen und Umschreibungen und Modernisirungen auf keine Weise vertragen: so gewähren dagegen die Tassos, Ariosts, Camoëns, Ercillas wegen ihres Wortreichthums und wegen ihrer schon moderneren Wendungen dem Uebersetzer einen weit größeren Spielraum, und selten wird er in den Fall kommen, ein Bild wegen Wortkürze und Enge des Raums weglassen zu müssen, oder nationelle und alterthümliche Naivetäten zu verfälschen. Diese romanischen Dichter stehn uns in der Denk- und Ausdrucksweise näher, und sie selbst legen schon in ihren Originalgedichten so sehr den Accent auf den Schwung des Verses und des Gleichklangs, daß der Uebersetzer ihnen darin folgen muß. Also

600095

Digitized by Google

hat Herr Donner in Bezug auf seinen Camoëns gewiß Recht, nur soll er den ausgesprochenen Grundsatz nicht auf alle, nicht auch auf Dichter ausdehnen, bei denen es weniger auf des Verses Wohllaut, als auf den unentstellten Sinn ankommt.

Seine Uebersetzung ist wohl unstreitig die schönste, die wir von irgend einem romantischen Dichter besitzen. Gries, Kannegießer, Streckfuß, zu geschweigen der übrigen, lassen doch viel zu sehr merken, daß wir nur eine Uebersetzung vor uns haben, der Schwung des Verses erlahmt zuweilen, die Wortstellung wird des Reimzwangs wegen hart und undeutsch, das Ganze bewegt sich ängstlich, nicht frei. Von diesen sehr gewöhnlichen und sogar sehr entschuldbaren Mängeln ist das schöne Werk Donners fast gänzlich rein. Seine Strophen fließen so majestätisch sicher dahin, wie die Originalstrophen unsers wollautenden Schiller, Goethe und Schlegel. Man fühlt sich davon angenehm getragen und gehoben.

Aus den spanischen Erzählungen der ersten Gesänge entlehnen wir folgendes schöne Bild:

Doch als, von solches Sieges Glück umgeben,
Alfonso sich zur Heimath aufgemacht,
Des Friedens Kranz mit gleichem Ruhm zu weben,
Als er gewonnen jüngst in harter Schlacht,
Hat sich die ewig grause That begeben,
Die Todte streckt aus ihrer Grabesnacht;
Da brach der Armen Herz im bittern Hohne,
Die nach dem Tod errang die Königskrone.

Du Lieb' allein, du, die voll herbes Zwanges
In ihren Kreis die Menschenherzen bannt,
Du warest Ursach' ihres Unterganges,
Als ob sie treulos dir sich abgewandt.
Wenn nicht der Zähren Bitt're deines Dranges
Grausame Macht zu bändigen verstand;
So willst du nur, voll rauhes Herrschermuthes,
Dich sättigen im Bad des Menschenblutes!

In Ruh', o Ines, warest du gebettet,
Da du der Jahre süße Frucht gepflückt.
An einen heitern, blinden Traum gekettet,
Den dir das Schicksal, Holde, bald entrückt,
In des Mondego Blüthenaun gerettet,
Die deines schönen Auges Thau beglückt,
Wo du Gebirg' und Thal' in süßen Schmerzen
Den Namen lehrtest, der dir lebt' im Herzen;

Wo die Erinn'rungen dir widerhallten,
Die deines Fürsten Seele mild umschwebt,
Die stets dein Bild vor seinem Aug' entfalten,
Wann er den schönen Augen ferne lebt,
Die in Gedanken Tags vorüberwallten,
Die Nachts in Träumen täuschend ihn umwebt;
Denn Alles, was er sann und was er schaute,
War ihm ein froh Gedächtniß an die Traute.

Um and'rer Frauen heißersehnte Liebe,
Der Fürsten schöne Töchter buhlt er nicht:
Wo wär' ein Wunsch, o Amor, der dir bliebe,
Wann dich bezwang Ein holdes Angesicht?
Doch kaum gewahrte die verliebten Triebe
Der Vater, der mit hellem Geisteslicht,
Ein kluger Greis, des Volkes Murren achtet,
Und wie sein Sohn nach keiner Gattin trachtet;

Da denkt er Ines auch der Welt zu rauben,
Und ihr den Sohn, um den sie Fesseln wand;
Im Blute nur, so hegt er festen Glauben,
Ertödt' er auch so treuer Liebe Brand.
Ha! welch ein Wahnsinn mocht' es ihm erlauben,
Die scharfe Klinge, die den Sturm bestand
Der Mohrenwuth, mit grimmigem Erboßen
In eines Weibes zarte Brust zu stoßen?

— — —

Im Marmorhalse, von dem Reiz beseelt,
Wodurch sie jenen an Mondego's Borde
Bezwang, der ihr als Gatte war vermählt,
Versenkten sie den Stahl; im grausen Morde
Fiel, durch der Frevler grimme Wuth entseelt,
Die weiße Blüthe, feucht von Thränenschauer:
Sie denken nicht an Strafen ew'ger Dauer.

Wohl hast, o Sonne, du mit deinem Strahle
Von dieses Tages Schau dich abgewandt,
Wie von der Söhne blutbeflecktem Mahle,
Das dem Thyestes bot des Bruders Hand:
Noch hörest ihr, o schöngewund'ne Thale,
Das letzte Wort, aus kalter Lipp' entsandt;
Den Namen ihres Pedro hört ihr schallen,
Daß eure Räum' ihn ferne widerhallen.

Wie eine Blum', in weißer Schöne prangend,
Die vor der Zeit das zarte Mädchen bricht,
Mit losen Händen sie vom Zweige langend,
Und sich zum Kranz für Brust und Stirne flicht —
Ihr Duft entweicht, die Farbe blaßt erbangend:
So war der Todten bleiches Angesicht;
Der Wange Rosen welkten hin und starben,
Und mit dem Odem floh'n die Lebensfarben.

Noch lange werden an Mondego's Welle
Die Jungfrau'n ihrem Tode Thränen weih'n,
Und diese Thränen, die zum Silberquelle
Sich wandeln, ihr ein ewig Zeugniß seyn:
Von Ines Lieb', erblüht an dieser Stelle,
Wird man den Namen, der noch dau'rt, ihm leih'n:

Digitized by Google

Seht hier die Quelle Blumen wässernd nähren;
Lies' ist ihr Nam' und ihre Welle Zähren.

Mit diesem rührenden Bilde kontrastirt wunderbar die großartige Schilderung von ganz Europa im Gegensatz gegen die neue Welt, und die Beschreibung der Seefahrt um Afrika herum nach Ostindien. Diese erhabenen Ueberblicke, die wir an Lord Byron bewundern, waren zuerst dem göttlichen Auge des Camoëns eigen.

Die Einmischung der griechisch-römischen Mythologie ist freilich seltsam, und Anfangs wird man wohl einigemal an der allgemeinen Rechtfertigung derselben durch Tieck irre, aber bald erkennt man, daß diese Vermischung des Romantischen und Antiken keine zufällige Geschmacklosigkeit, sondern eine poetische Berechnung ist, die uns die angenehmste Ueberraschung bereiten soll. Auch kokettirt Camoëns nicht, wie unsere Neuern, mit der Nachahmung griechischer Formen und Versmaaße, die mit romantischen Dichtungen so übel kontrastiren, sondern er läßt nur die bekannten griechischen Götter als Repräsentanten der großen Naturkräfte auftreten, mit denen der kühne Vasco de Gama auf seiner weiten Seefahrt zu kämpfen hatte. Somit schließen sich diese Götter sehr natürlich an den Stoff des Gedichts an. Kann wohl irgend ein poetisches Auge beleidigt, muß es nicht vielmehr entzückt werden, wenn es sieht, wie die Spanier, nachdem sie ruhmvoll alle Gefahren überstanden, endlich in der Pracht der tropischen Natur, in den Zaubergärten eines fremden und ewigen Frühlings sich staunend und jauchzend ergehn, und plötzlich durch eine Schaar der reizendsten Nymphen im Bade mehr überrascht werden, als selbst überraschen, und wie sie nun mit den Flüchtigen ringen und kosen, Thetis selbst hervortritt und als Königin der Meere lächelnd dem großen Seehelden Vasco de Gama die Hand reicht! Wenn irgend die so verpönte Allegorie einmal großartig und überraschend glücklich angebracht war, so ist es wahrlich hier der Fall, und das Gedicht konnte trotz dieser griechischen Wendung nicht romantischer schließen.

Drei Hügel, schön und anmuthvoll, erhoben
Sich himmelan in zauberischer Pracht,
Von Blum' und Gras in buntem Schmelz umwoben,
Im Eiland hier, das heit're Wonn' umfacht:
Der Quellen Bäche, klar und lauter, stoben
Vom Gipfel, der in fattem Grüne lacht,
Und leis' hinab hüpft über weiße Kiesel
Voll Melodie ihr flüchtiges Gerieſel.

In schönem Thale, das die Hügel spaltet,
Vereinen sich die klaren Quellen dann,
Und bilden eine Fläche, schön entfaltet,
Daß Schön'res keine Phantasie ersann:
Und über ihr hängt Laubwerk, schön gestaltet,
Als wie bereit, zu schmücken sich fortan,
Wenn sich's beschaut in des Krystalles Reine
Der es in sich abmalt im Widerscheine.

Zum Himmel sieht man tausend Bäume ragend,
Mit Obste, schön und düftereich, geschmückt,
Der Pomeranzen milde Früchte, tragend
Die Farbe, die an Daphne's Haar entzückt;
Nach Stützen sucht, zur Erde niederschlagend,
Der Citrusbaum, von gelber Last gebückt;
Die Prachtlimonen, die von Dufte thauen,
Sind schön gewölbt, wie Busen zarter Frauen.

Die wilden Stämme, die der Hügel Räume
Mit laubigem Gezweige rings umblüh'n,
Sind Herkuls Pappeln, sind die Lorbersäume,
Wofür des Lorbergottes Schmerzen glüh'n,
Die Fichten Cybele's, besiegt durch Träume
Von and'rer Liebe, Venus Myrtengrün;
Der Cypariſſus strebt mit scharfer Spitze
Zum Himmel auf, dem luftumwogten Sitze.

Hier schafft Natur Pomona's edle Gaben,
Ungleich an Wohlgeschmacke, zart und fein,
Die, ohne Pfleg' und Wartung noth zu haben,
Viel herrlicher noch ohne sie gedeih'n:
Maulbeeren, die mit süßem Safte laben,
Die Kirsch' in purpurrother Farbe Schein,
Die Pfirsich auch, der Perserheimath Wonne,
Die würziger geräth an fremder Sonne:

Granaten, die in rothem Glanze weben,
Vor dem dein Schimmer, o Rubin, erblaßt:
Der Ulmen Arm' umranken heit're Reben,
Mit roth und grünen Trauben eingefaßt.
Und wollet ihr, o spitze Birnen, leben
An eurem Baume, schwer von süßer Last,
So duldet nur den Schaden, den die rohen
Gevögel euch mit scharfem Schnabel drohen.

Schwer mochte wohl entscheiden, wer die gleichen
Glutfarben sah an Erd' und Himmel hier:
Verlieh den Blumen ihrer Farbe Zeichen
Aurora, lieh'n den Glanz die Blumen ihr?
Dort malte mit der Liebesfarb' Erbleichen
Zephyr und Flora der Violen Zier;
Und Purpurlilien, junge Rosen strahlen,
Wie auf des Mädchens Wange schön sich malen.

Der weiße Schwan singt ruhend am Gestade,
Und Philomel' antwortet ihm vom Ast:
Und nicht erschrickt Aktäon, der im Bade
Der klaren Flut ersieht der Hörner Last:

Digitized by Google

Dort heben sich aus dichtem Waldespfade
Der Hase, die Gazell' in banger Hast:
Hier trägt im Schnabel zum geliebten Neste
Der Vogel Futter für die kleinen Gäste.

Die wackern Knaben, die an's Ufer sprangen,
Weil sie zum Lande längst ihr Sehnen trieb —
(Denn da war keiner, der nicht voll Verlangen
Nach Wild auszog, der träg dahinten blieb)
Nicht ahnen sie, daß, ohne Netz und Stangen,
So zartes Wild, so traulich und so lieb,
Als Erycina schon für sie getroffen,
Auf jenen Wonnebergen sey zu hoffen.

Ein Haufe, der mit Röhren, mit Geschossen,
Die Hirsche kühn zu fällen, sich bewehrt,
Warf dorthin sich voll Muthes und entschlossen,
Wo düst're Nacht in Busch und Wald verkehrt.
Noch and're zieh'n, vom Schatten rings umflossen,
Der Phöbus Strahl vom grünen Anger wehrt,
Entlang des Wassers, das mit leisem Rieseln
Am frohen Strande wallt auf weißen Kieseln:

Als sich mit eins inmitten grüner Weiden
Zu zeigen bunter Farben Glanz beginnt:
Doch kann der Blick bald fühlen und entscheiden,
Daß das nicht Rosen oder Blumen sind,
Nein, Farbe feiner Woll' und bunter Seiden,
Die mächtiger mit Liebeskraft durchrinnt,
In deren Schmuck die Rosenjungfrau'n lachen,
Und schöner noch durch edle Kunst sich machen.

Die Nymphen sind im Walde flugs zerstoben:
Doch minder schnell, als listig von Natur,
Schrein sie mit Macht, und lächeln halb verstohlen,
Und lassen von dem muntern Trupp sich holen.

Dort spielt der Wind mit einer Nymphe reichen
Goldlocken, hier mit zierlichem Gewand:
Sehnsucht entbrennt, und nimmer mag sie weichen,
Nährt an enthüllter Glieder Schnee den Brand.
Die fällt mit Absicht, und vergibt mit Zeichen,
Der Liebe, nicht des Zornes Unterpfand,
Wann über ihr ein Jüngling ausgeglitten,
Der durch den Sand gefolgt war ihren Schritten.

So haben denn die Nymphen sich am Ende
Vereint mit ihrer Helden trauter Schaar;
Sie schmücken ihr mit reicher Kronen Spende
Von Lorber, Gold und Blumen froh das Haar;
Wie Bräute, reichen sie die weißen Hände:
Mit feierlichem Worte, fest und klar,
Geloben sie, in Tod und Leben ihnen
Mit Ruhm und Wonnen ewig treu zu dienen.

Und Eine, groß vor allen, der sich bücken
Die schönen Nymphen und gehorsam sind,
Sie, wie man aus den Reizen, die sie schmücken,
Ersah, des Eblus und der Vesta Kind,
Rings Erd' und Meere füllend mit Entzücken,
Naht Ihm, der würdig solche Braut gewinnt,
Dem Admiral, als Herrin, groß und mächtig,
Im Pomp erscheinend, königlich und prächtig.

Denn als sie ihm eröffnet, wer sie wäre,
In hohem Wort, mit hohem Reiz geschmückt,
Sie sey gekommen, weil ihr so das hehre
Schicksal gebot, das waltet unverrückt,
Jeglich Geheimniß, der verbund'nen Sphäre,
Dem Erdball und den Meeren eingedrückt,
Ihm aufzuschließen in erhab'nen Kunden,
Wie dessen nur sein Volk sey werth erfunden:

Nimmt sie den Helden bei der Hand, und leitet
Ihn auf des Berges göttlich schöne Höh'n,
Worauf ein stolzer Bau weithin sich breitet,
Ganz aus Krystall und Golde, rein und schön.
Des Wonnetages größ'rer Theil entgleitet
Bei süßen Scherzen, stetem Lustgetön!
Sie pflegt der Lieb' in des Palastes Räumen,
Die andern unter Blumen, unter Bäumen.

So floh den schönen, wackern Streitgenossen
Ein jeder Tag in froher Feier hin,
Von holder, süßer, fremder Lust umflossen,
So langer Kämpf' und Müh'n Vergelterin.
Denn große Thaten, tapfrer Kühnheit Sprossen,
Bewahrt die Welt als sicheren Gewinn,
Als wohlerrungnen, an der Zieles Gränze,
Erhabne Namen und des Ruhmes Kränze.

Denn Thetis und die Schönen aus dem Meere,
Das Eiland, in Elysium verschönt,
Sie deuten ja nichts And're's, als die Ehre,
Die wonnevoll das hohe Leben krönt.
Welch and'rer Preis die Helden noch verkläre,
Ruhm und Entzücken, von Triumph umtönt,
Die Stirn von Palm' und Lorberkranz umsponnen,
Das deuten dieses Inselreiches Wonnen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 2. Montag, 5. Januar 1835.

Epische Dichtkunst.

2) Ahasverus. Frei aus dem Franzöſiſchen des Edgar Quinet. Ludwigsburg, Naſt, 1834.

Ein merkwürdiges Gedicht, eins der bedeutungsvollſten der neuern franzöſiſchen Romantik, geſezt auch, es ſollten ſeine allzu bunten und verworrenen Ausſchweifungen den ſelbſt noch in der Romantik das Klare liebenden Franzoſen nicht ganz zuſagen. Was hier Extrem iſt, deutet uns am beſtimmteſten die Richtung an, welche die franzöſiſche Dichtkunſt nimmt. Sie iſt von der klaſſiſchen Glätte und kalten Phraſeologie zurückgekommen, ſie hat aufgehört, den Zauber des Styls in feinen Wendungen zu ſuchen; ſie iſt auf die Bilderjagd ausgegangen, hat die Worte belebt durch warme bunte Schilderungen, Metaphern, Epitheta; ſie iſt von Corneille und Racine zu Shakeſpeare und Calderon bekehrt worden. In der Bilderfülle aber hat Edgar Quinet den Viktor Hugo und Janin noch übertroffen; er ſchüttet ein unerſchöpfliches Füllhorn derſelben über uns aus, ja er erſtickt uns darunter. Aber dieſes Extrem iſt charakteriſtiſch. Es zeigt, welcher Elaſticität der franzöſiſche Geiſt fähig iſt und wie weit die Klaſſicität ſchon hinter unſern Tagen liegt. Sofern es aber ein Extrem iſt, wäre davon nur zu beſorgen, daß es bald wieder zu einem entgegenſezten führen könnte, wenn die jungen Dichter in dieſer Manier fortfühen, die Phantaſie überſpannten, die Bilderluſt abnüzten und in einen Schwulſt geriethen, der nothwendig zur äußerſten Nüchternheit zurückführen müßte.

Eine zweite charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit dieſes Werkes iſt ſeine Deutſchheit. Die franzöſiſche Romantik iſt jezt eben ſo ſehr in der Germanomanie befangen, wie unſere klaſſiſche Schule vor hundert Jahren in der Gallomanie. Wir ſahen das Alterthum mit den Augen Corneilles und Racines, ſie ſehen jezt das Mittelalter mit den Augen Goethes und Tiecks an. Edgar Quinets Ahasverus oder der ewige Jude iſt eine unverkennbare Nachahmung von Goethes Fauſt, mit noch ausgedehnterer, von Ludwig Tieck entlehnter poetiſcher Freiheit. Da vor hundert Jahren franzöſiſche Kritiker an deutſchen Werken nur das lobten, was darin Nachahmung des Franzöſiſchen war: ſo möge man es dem Geiſt des neuen Jahrhunderts zu gute halten, wenn ich umgekehrt an dem franzöſiſchen Dichter das tadle, was mir darin zu deutſch ſcheint. Ich glaube nämlich an keine andere Poeſie, als an eine nationale.

Edgar Quinet hat die Sage vom ewigen Juden gewiß geiſtreich und weit beſſer behandelt, als irgend einer der vielen deutſchen Dichter, die daſſelbe bisher verſucht haben; allein er hat zu viel an Goethes Fauſt

Digitized by Google

gedacht und sein Genius ordnet sich unwillkürlich demselben unter; da nun aber Goethe selbst seines Stoffes nicht Meister geworden ist, wie hätte es Edgar Quinet werden sollen? Beide Sagen sind gleich tiefsinnig, gleich schwer zu fassen für die poetischen Zärtlinge unserer Tage, von denen Goethe keine Ausnahme macht, sondern deren Chef er ist. Die Franzosen, die doch sonst das Schreckliche lieben, sollten freilich in diese Verzärtelung der Deutschen nicht fallen; doch auch von ihnen gilt ein Ausspruch, den, wenn ich nicht irre, Tieck einst gethan hat, daß hinter der Spielerei mit dem Gräßlichen immer eine Weinerlichkeit verborgen liege.

Mit den beiden poetischen Ideen Teufel und Tod soll man kein leeres Spiel treiben. Die erste Idee ist die Grundlage der Sage von Doktor Faust, die andere ist es für die Sage vom ewigen Juden. Der Dichter, der es unternimmt, diese tiefen Ideen auszubeuten, muß vor allen Dingen den ernsten Vorstellungen der dunklen Jahrhunderte, aus denen eben jene schönen Sagen hervorgingen, Gerechtigkeit widerfahren lassen, er muß nicht mit frivolem Unglauben oder mit philosophischer Sophisterei an dem Ernst dieser Dinge rütteln, er muß der Hölle und dem Grabe die Schauerlichkeit lassen, die ihnen der Glauben der Völker beigelegt hat. Dies hat Goethe im ersten Theil seines Faust in Bezug auf den Teufel gethan, und darum ist dieser erste Theil so vortrefflich; aber nicht mehr im zweiten, darum kann alle Kunst der Darstellung uns nicht entschädigen für den matten Eindruck, den das Ganze auf uns macht, weil wir die Idee verfälscht, den furchtbaren Ernst in eine kokette Lüge verwandelt sehen. (Vergleiche über Faust das Literaturblatt von 1833, Nr. 47 — 49.) — Edgar Quinet hat nun leider den zweiten Theil des Faust sich zum Muster genommen und seinen Ahasverus ganz so sentimental und weichlich behandelt, wie Goethe zuletzt seinen Faust, und den Tod so unbedeutend und gleichgültig, wie Goethe zuletzt den Teufel. Zwei Dinge hat Quinet total verfehlt. Einmal verliebt sich der ewige Jude, und zieht mit einem liebenden Engel umher, wodurch der Eindruck vollkommen zerstört wird, den er als einsamer Pilger durch die Jahrhunderte und als alter welker, jeder Lebensfreude längst abgestorbener Greis der Sage nach auf uns machen soll und muß. Zweitens kommt er zuletzt in's Gericht, wird von Christo begnadigt und freut sich, daß er nun noch weiter wandern, als Seliger durch immer neue Welten schweifen kann, wodurch der Eindruck zerstört wird, den er durch seine Sehnsucht nach dem Tode und tiefster Ruhe als ein todtmüder und doch immerfort aufgescheuchter Pilger, als ein durch die ganze Welt ruhelos gehetztes Wild auf uns ebenfalls machen soll und muß. Was bleibt denn von dem gespenstischen Juden, den sich die wunderbare Phantasie der mittelalterlichen Völker schuf, noch Ernstes oder Schauerliches übrig, wenn er sich nicht mehr allein und von Allem verlassen fühlt, und wenn er aufhört, sein ewiges Wandern marternd und unerträglich zu finden?

Das Gedicht hat eine dramatische Form, doch noch ungezwungener wie Faust. In der Manier Tiecks reden die Blumen, die Bäume, das Meer, Sonne, Mond und Sterne, ja sogar Städte, Länder mit. Der Dichter hat sich eine große und würdige Aufgabe gestellt, die ganze Natur und Geschichte in seinen Zauberkreis zu ziehen, und häufig ist es ihm gelungen, den größten Reichthum von Dingen auf's schlagendste im kürzesten Wort auszudrücken. Doch ist dies nicht der Fall in Bezug auf den Eingang. Die Schöpfungsgeschichte, die er hier gibt, ist reich an schönen Gedanken und Bildern, steht doch aber zu tief unter der unerreichbaren Darstellung im ersten Buch Mosis, als daß er eine Vergleichung, der er nicht entgehen kann, hätte wagen sollen. Auch mit der Geschichte Jesu ist dies der Fall. Doch würden wir dem Dichter wahrlich Unrecht thun, wenn wir nicht die geistreiche Art rühmten, mit der er alle Nebenpartien ausgemalt hat. Meisterhaft ist die Paraphrase des bekannten: „Pan ist gestorben."

Chor.

1.

Ja, weinet Falken in eurem Neste; weinet, Könige, in eurem Gestrüppe. Das Morgenland hat seinen Sommer verloren, der sein Gold und seine Götter zum Reifen brachte. Die Sonne der Welt steht nicht mehr in ihrer Morgenhöhe, sie sucht sich ihr Lager in andern Himmelsstrichen. Stern der Hirten, wirst du ihr folgen bis in's Abendland, wo der Reif sich auf die Bäume senkt, wo die Birke bleicht, wo das Meer seufzt, wo der Hirsch in dunkeln Wäldern schreit?

2.

Die Sphinxe wühlen sich bis an den Hals in den Sand, der ihnen zum Leichentuche dient. Fliegenden Haares steigen die Städte ihre Treppen hernieder. Zitternd kauern sie sich in der brennenden Haide zusammen. Der gewölbte Bogen bricht, die Säule beugt ihre Knie, der Gipfel der Piramide steht den Storch an, ihn unter seinen Flügeln zu bergen.

3.

Die bleiche Menge zerstreut sich, sie sinkt bewußtlos dahin. Mit ihrer Asche nährt ein ganzes Volk den Palmbaum, ein ganzes Reich die Blüthe der Aloe. Von Babylon ist nichts übrig, als ein Hirte, der seinen Ziegen pfeift, und ein Pferdehüter, der seine Stuten melkt.

Digitized by Google

4.

Dort oben auf dem Berge hat ſich die Cypreſſe in Schwarz gekleidet und ſeufzt. Die Ciſterne iſt ausgetrocknet. Dort unten im Thale hält der Schakal an; er ſieht ſich um und ſträubt ſein Haar empor, und heult in eine Welt hinaus, die nicht mehr iſt. Das Echo des Berges, das Echo des Thales, die Oaſe, die ihn vernimmt, das Meer, das klaffend ſteht, die Wüſte, die matten Fußes herankommt, antworten ihm: Unſer Gott Pan iſt todt!

5.

Ein Gott, jünger um tauſend Jahre, iſt gekommen! Mit einem Schritte überſchreitet er das Meer. — Traube Galliens, reife unter deiner Eiche, er iſt es, der dich lieſt; Feige Spaniens, die Niemand gepflanzt hat, er wird dich pflücken.

6.

Du aber, alter Ozean, der du dich von deinen Ufern nicht losmachen kannſt, du bleibſt ruhig auf deiner Küſte von Byzanz, gleich einem Paſcha auf dem Schnabel ſeiner Galeere. Setze deinen Turban auf deine Stirne, fülle deine Pfeife mit Gummi und Ambra. Zähle die vorübertreibenden Wogen; nicht eine bringt dir die Tage zurück, die verfloſſen ſind.“

Die Geſchichte beginnt erſt mit Chriſti Gang nach Golgatha. Da verweigert ihm Ahasverus einen Trank und eine Bank zum Ausruhen, und Chriſtus flucht ihm, daß er nimmer Labung finden, nimmer ruhen ſoll. Nun folgen Scenen von hohem poetiſchen Werthe, die uns bedauern laſſen, daß der Dichter den Grundcharakter der Sage nicht auch im ganzen Gedicht feſtgehalten hat. Ahasverus will in ſein Haus zurück, da tritt ihm der Engel Michael mit dem Flammenſchwert entgegen.

Michael.

Deine Schwelle iſt verſchloſſen. Du wirſt ſie nicht mehr überſchreiten.

Ahasverus.

Laß mich erſt meine Sandalen und meinen Gürtel und meinen Reiſemantel holen.

Michael.

Du bedarfſt ihrer nicht. Das Gewebe deiner Schmerzen wird dein Waffenrock, der Wind, der Schnee und der Regen einer ewigen Wolke dein Mantel ſeyn.

Ahasverus.

Ich kenne keinen Weg außer Paläſtina.

Michael.

Du wirſt dem Zuge der Störche folgen: auf Dornen wirſt du wandeln.

Ahasverus.

Nenne mir die Städte, die ich auf meinem Wege finden werde.

Michael.

Die Städte, die du auf deinem Wege findeſt, werden hinter dir verſinken. Die Völker, die du am Morgen verläſſeſt, werden den Abend nicht erleben.

Ahasverus.

Aus welchem Stoffe ſind ihre Mauern erbaut?

Michael.

Noch ſchlummern ſie unter der Hecke des Weißdorns, wie der Vogel unter ſeinem Flügel. Der Stein ihrer Mauern ruht noch in dem Felſen. Das Gebälke ihrer Dächer ſteht noch im Walde. Das Kleeblatt ihrer Bogenfenſter wächſt noch auf der Wieſe.

Ahasverus.

Wohin führt ihr Weg?

Michael.

Dahin, wo derjenige hinging, der dir geflucht hat.

Ahasverus.

Wie werde ich mich in unbekannten Wäldern zurecht finden, durch die kein Fußpfad führt?

Michael.

In der Haide wird dein Fuß an die Pforte unbekannter Völker ſtoßen, die auf ihrem Arme eingeſchlummert liegen. Du wirſt ihnen zurufen, daß es Zeit iſt, ſich zu erheben, daß ihr Herr ſie zu Rom erwartet; ſie ſollen ihre Keulen, ihre Köcher und ihre Pfeile von der Wand nehmen.“

Eben ſo ſchön iſt das Zwiegeſpräch des vertriebenen Ahasverus mit dem Echo. Er ſucht Ruhe, Labung, ein Obdach und ruft laut danach; da antwortet ihm das Echo genau mit denſelben harten Worten, mit denen er Chriſto auf ſeine Bitten geantwortet.

Von dem Untergang des römiſchen Reichs hat der Dichter keinen poetiſchen Gebrauch gemacht, eben ſo wenig von den Chriſtenverfolgungen, obgleich hier ſo viele Poeſie ſo nahe lag. Der Verfaſſer des 1827 in München erſchienenen „Volksbüchlein“ hat die alte Sage vom ewigen Juden ſchlicht und einfach erzählt in einer Weiſe, die ſich mit dem glänzenden Farbenſchmuck Edgar Quinets nicht vergleichen läßt; doch ein Zug darin iſt wunderſchön. Ahasverus, in ſeiner echt jüdiſchen Hartnäckigkeit und von einem glühenden Haß gegen Chriſtus verzehrt, ſucht ſich durch die ſchonungsloſeſte Chriſtenverfolgung zu rächen, und ſättigt ſeine Leidenſchaft im Blut der Chriſten, das er als Henker in römiſchen Dienſten vergießt. Wie er aber hundert und aber hundert Köpfe abſchlägt und die Chriſten immer freudiger herbeiſtrömen, den Märtyrertod zu leiden, der ihnen der ſüßeſte Lohn und Triumph dünkt, da wird er von Entſetzen gegen ſich ſelbſt ergriffen und von einem plötzlichen Hoffnungsſtrahl erleuchtet, der von ihm vergeblich längſt erſehnte Tod, den Andere ſo frohlockend litten, könne auch ihm zu Theil werden, wenn er ſich zu Chriſto bekehre, und er

wirft das Henkerbeil weg, miſcht ſich unter die Gefangenen und ſieht um den Tod. Welcher Zug! wie ſchön, wie wahr!

Edgar Quinet läßt uns ſehr bald im Mittelalter anlangen, und folgende Scene mag ſeine deutſchen Studien beweiſen.

Der Nachtwächter

(allein am Rheinufer).

Ich ſah die Rhone, wo ſie von den Alpen herabſtürzt; ſie gleicht der Gemſe, die von Fels zu Felſen hüpft, um dem Jäger zu entfliehen. Ich ſah den Neckar, wie er im Sande verrinnet; er gleicht dem Ackerpferde, das unter der Peitſche ſeines Herrn den Geiſt aufgibt. Ich ſah die Donau, wie ſie ſich rückwärts wendet, um das Münſter von Ulm noch einmal zu ſehen; ſie gleicht dem ſilbernen Krummſtabe des Biſchofs, der in der Sonne erglänzt. Aber weder die Gemſe des Felſens, noch der Krummſtab des Biſchofs, noch das Ackerpferd vor der Thüre ſeines Herrn gefallen mir wie ein Abend am Ufer des Rheins. Höret, es hat 12 Uhr geſchlagen, betet zu Gott und der Jungfrau Maria! Der Rhein kennt mich und mein Horn. Ich bin es, der ihn am Fuße der Thürme, neben ſeinen Barken und Inſeln einſchläfert; ich bin es, der ihn alle zehn Jahre einmal aufweckt, wenn er ſein Bett verändert, gleich wie ſich ein Bürger um Mitternacht auf die andere Seite legt. Kaſtanienwälder ſind ſein Bettvorhang, weiße Muſcheln ſeine Streu, und ein ganzer Berg ſein Kopfkiſſen. Der Schatten bezauberter Thürme ſchluchzt heute aus jeder deiner Wellen. Iſt es ein Geſpenſt, das in deinem Traume ſchwimmt? — Sind das Geräuſch des Graſes im Walde, des Regens in der Höhle vielleicht halb abgebrochene Worte im Traume der Sterne, gleich jenen, welche man an den Thoren hört, wenn die Stadt entſchlummert iſt? Der Mond, der König der Nachtwächter, weiß es beſſer als ich. Dort bricht er mit ſeinem Horne und ſilbernen Stabe hervor, um in der Stadt des Himmels die Stunde anzurufen.

Der König Dagobert

(am Fenſter ſeines Thurmes).

Guter Nachtwächter, ſprich nicht ſo laut. Die Königin iſt ſo eben erſt in ihrem Bette von gediegenem Golde eingeſchlafen. Meine Lampe iſt erloſchen. Ich nahm im Mondſchein meinen Scharlachmantel um und ſezte meine Krone auf, um dich vorbeigehen zu ſehen. Sag' an, was ſieht man um Mitternacht in meinem Königreiche?

Der Nachtwächter.

Auf dem Berge liegt ein Schloß; in dem Schloſſe ſtehen drei Thürme; in jedem Thurme wohnt ein Geſpenſt. Im erſten blickt Hermann in einem feuerfarbenen Barett und blauen Gewande von den Zinnen nach dem Rheine. Im zweiten lehnt ſich Dietrich mit einem Birnenzweige aus dem Fenſter und blickt nach der Stadt. In dem dritten ſchlummert unſer Herr, der Kaiſer ſchon ſeit hundert Jahren auf ſeiner Hand. Sein rother Bart iſt durch den ſteinernen Tiſch gewachſen; ſein Schwert hängt an der Mauer."

Die Scene wechſelt, und wir befinden uns in der Haushaltung des alten Weibes Mob, von der wir erfahren, daß ſie der Tod ſey. Dieſe Verwandlung des Todes iſt etwas wunderlich, wir ſehen den Zweck davon nicht ein, und der Tod verliert in dieſer Geſtalt ſehr viel von dem Schauerlichen, das er doch haben ſoll. Es iſt nicht gut, ihm ſein uraltes Koſtüm zu nehmen und ihn in die ganz gewöhnliche Maske der Hexe zu verkleiden, obgleich die Weiblichkeit vielleicht durch den franzöſiſchen Sprachgebrauch (la morte) gerechtfertigt erſcheint. In dieſer Haushaltung erſcheint die junge Mabel als dienendes Weſen; ſie iſt aber eigentlich ein Engel, ſchon früher im Gedicht angedeutet, und zwar der gute Engel des Ahasverus, jezt unwiſſend berufen, ihn auf ſeiner Pilgerſchaft zu tröſten. Ahasverus läßt auch nicht lange auf ſich warten, und der Roman beginnt. Ein „unter Liebchens Fenſter" vorbeiziehender Student leitet die zärtlichen Scenen mit einem Liede ein, in welchem man die Schule wieder nicht verkennen wird.

„Sage mir, ſüße Braut, was du unter deinen langen ſchwarzen Haaren verbirgſt."

„Iſt es eine Schneeflocke, die bei der Rückkehr aus der Chriſtmeſſe auf dich fiel?"

„Iſt es der Schaum des Rheins, herangeweht durch den Sturmwind, während du an ſeinen Ufern wandelteſt?"

„Iſt es ein eben ausgeſchlüpfter Schwan mit weißem Gefieder, der ſeine Flügel ſchwingt?"

„Iſt es eine Schneeflocke, ſo laß meine Lippen ſie aufſaugen;"

„Iſt es der Schaum des Rheins, ſo laß mich mein braunes Haar damit benetzen."

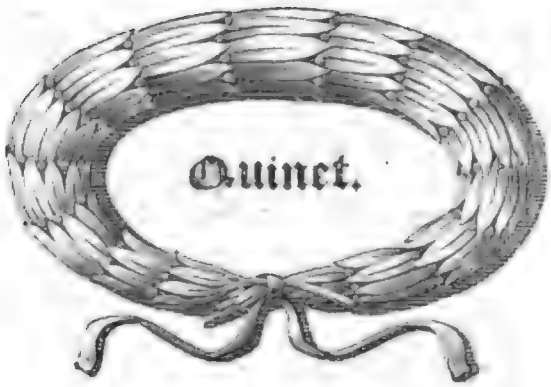
„Iſt es der eben geborene Schwan, ſo laß mich ihn auf den Gipfel des Berges tragen."

„„ — Was ich unter meinem langen ſchwarzen Haare berge, iſt nicht die Flocke des Schnees, noch der Schaum des Rheins, noch der eben geborene Schwan.""

„„Es iſt der Buſen deiner Braut, auf den du dieſen Abend dein ſchlummerndes Haupt gelegt haſt.""

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 3. Freitag, 9. Januar 1835.

Epische Dichtkunst.

2) Ahasverus. Frei aus dem Franzöſiſchen des Edgar Quinet. Ludwigsburg, Naſt, 1834.

(Schluß.)

Die erſten Begegnungen des alten Juden und der jungen Magd ſind naiv und eines ſo großen Gedichtes würdig. Rahel, ſelbſt nicht wiſſend, daß ſie ein Engel iſt, ſpricht als eine ſchlichte Magd und gute Chriſtin, hält den ewigen Juden für einen Pilger, der von Jeruſalem kommt, und fragt ihn unbefangen aus, ohne zu ahnen, welche ſchmerzliche Erinnerungen ſie in ihm weckt. Aber daß ſie ſich nachher wie junge Leute verlieben, zerſtört doch gar zu ſehr alle tragiſche Illuſion, iſt gar zu unnatürlich. Vom ewigen Juden können wir unmöglich den Begriff des höchſten Alters, des Ueberdruſſes, des Ekels an allen Erdenfreuden trennen, und er kann wohl Gegenſtand des Mitleids, aber gewiß nicht der Liebe ſeyn, und wenn auch jene platoniſche Engelliebe eines Schutzgeiſts nicht nach dem Alter frägt, ſo ſollte ſie doch eben rein geiſtig bleiben und nicht von der jungen friſchen Erdenliebe die Farben leihen. Was ſoll eine Scene, wie folgende:

Ahasverus.

Beweiſet mir vorher, daß ich euch kein Fremder mehr bin.

Rahel.

Was ſoll ich thun?

Ahasverus.

In der Stunde des Abſchieds, wenn wir uns trennen, wenn Niemand uns hört, laß uns, Engel der Liebe, Du zu einander ſagen.

Rahel.

Ich, Du zu Euch? — Ihr würdet mich verachten!

Ahasverus.

Leiſer, wenn du willſt, als der Stern, der ſeinen goldenen Honig ſucht, leiſer, als die Grasmücke, wenn ſie den Hals zum Schlafe biegt, leiſer als die Grille, wenn ſie ihre Flügel zuſammen legt.

Rahel.

Ich könnte den Blick nicht mehr vom Boden erheben.

Ahasverus.

Nur ein Mal, zum erſten und lezten Mal.

Rahel.

O nein, ich wage es nicht.

Das Beiſpiel Fauſts entſchuldigt ſolche Scenen nicht. Fauſt war ein überſtudirter Gelehrter, der eben die dumpfe Studirſtube verließ, um ſich durch Teufelskunſt verjüngt in den üppigſten Genuß des Lebens zu ſtürzen. Ihm ſtand die Rolle des Don Juan wohl an. Aber der ewige Jude? der ſchon vor ſeiner Verfluchung Familienvater war, der nun ſchon viele Jahrhunderte gewandert iſt und bei jeder Gelegenheit ſelbſt ausgeſprochen hat, wie alt er, wie ſatt er der Welt iſt? Dieſer ſoll noch verliebt thun, wie ein junger Student beim ehrſamen Nachbarstöchterchen? Der angeführten Scene folgen andere, wo glühend geküßt wird. Den jahrhundertjährigen Judenbart küſſen, o pfui!

Mit dieſen Scenen wechſeln abenteuerliche Chöre, die zwar ſehr geiſtreiche Dinge ſagen, doch aber zum Ganzen des Gedichts nicht paſſen. Mit poetiſchen Brillanten vom reinſten Feuer iſt folgende Stelle geſchmückt.

Chor der Feen.

1.

Drehet euch, Mädchen, unter unſern mit Rubinen geſchmückten Füßen. Zauberſpindeln, drehet euch, ſchnurret in unſern Händen. Feennadeln, fertiget eure Maſchen, ohne zu zerbrechen. Noch vor Mitternacht müſſen hunderttauſend Silberſterne für das Abendland geſtickt ſeyn. Die Schneeflocken von Cornwallis fallen von unſerm Rocken. Die Mondſtrahlen der Bretagne, feiner als unſer Haar, ſind nichts anders, als Stückchen unſers Fadens. Noch vor Tag ſtreifen wir den Reif, der an den Bäumen hängt, für die Inſel Ithaka ab. Das Seufzen der Erde iſt nichts anders, als das Schnurren unſeres Rades, der ſtöhnende Himmel nichts anders, als unſere Spindel, die ſich dreht.

2.

Neben uns ſind alle Götter eingeſchrumpft, ſo daß ſie kaum noch groß genug ſind, die Schleppe unſeres Gewandes zu tragen. Jupiter iſt ein Zwerg; ſein Vater, die Zeit, ein Poltergeiſt, der ſtirbt, ſobald er ſich zeigt. Jener Genius, der ſich das Haupt mit einem Thautropfen ſalbt, iſt der alte Gott Chaldäa's, der ſich zuſammenkauert, um nicht von dem Rieſengotte der Cathedral-Kirchen geſehen zu werden; der dort unter einem dürren Blatte zittert, thronte vor zweitauſend Jahren unter einem Tempel von Granit; jener Kobold, der ſtatt des Heroldſtabes grinſend einen Strohhalm trägt, iſt der kronenberaubte Memnon, den ſein Fall närriſch gemacht hat. Der ganze Olymp mit all ſeinen Sylphen und Gnomen hat heut zu Tage in einem hohlen Baume Raum.

3.

Hochgelobtes Rom, wo iſt dein Reich? — Mit der Rückſeite meiner Hand habe ich dein kurzes Schwert zerbrochen. Mein Hauch hat deinen Helm mit Roſt überzogen. Mit meinem diamantnen Hammer habe ich deine Mauern geſtürzt, und in meiner ſeidenen Schürze habe ich deinen Staub davon getragen. Auf ihrem geflügelten Wagen erklettern die Feen deine Siegesſäule; durch die Thore deiner Städte, durch deine in Stein gehauenen Straßen, mitten durch deine Legionen dringen ſie ein mit ihren im Sonnenſtrahle polirten Schwertern; mit der Spitze und Schneide verwunden ſie deine Heere.

4.

Rom liegt zu Boden. Laßt uns das Siegesfeſt feiern. Mit Hörnerſchall im Walde habe ich den Hof des Königs Arthur zuſammenberufen. Zwölf Pairs haben zu den Waffen gegriffen. Von manchen Königinnen, die davon erwachten, iſt Iskulta die lachendſte und die ſchönſte und die blondeſte. Von manchen Rittern iſt ihr Geliebter der wohlgebildetſte und der galanteſte und der ſchönſte. Kaſtanienbraun iſt ſein Roß, glänzend ſeine Lanze, ſein Mantelpelz von Sammt und ſcharlachroth. Herzoge, Pagen, Fräulein mit goldenen Haaren ſchlafen ſeit tauſend Jahren in dem verzauberten Walde, und Alle riefen mir zu, als ich vorüberging: Erwecke uns mit dem Schalle des Jagdhorns.

5.

Beim Klange des Jagdhorns erwachet in Spanien, wenn die Feigen reifen, mauriſche Könige und Araber des Orients! Auf unſerm ſmaragdenen Ambos hat ſich der Säbel des Propheten gekrümmt, gleich der Natter der Haide. Auf ſeine Klinge hat ein uns verwandter Schwarzkünſtler Zauberworte eingegraben. Zu Granada, der Schönen, ſitzt die Sultanin an ihrem Fenſter, das unſere Scheere künſtlich ausgeſchnitten hat. Unſer Pinſel malt ihre Wimpern, unſere Feile glättet ihren Buſen. Bleicher als die Heckenroſe beſchaut ſie von weitem die Minarets, die ihre ſteinernen Turbane ſich um die Stirne winden, die Aga's auf ihren ſchäumenden Roſſen, und die bellenden Windhunde und den Blitz ihrer krummen Yatagan's, und die geſtreiften Zelte, und die im Feuer kniſternden Wälder, und die heulende Schlacht. Verwelke, Citronenbaum Spaniens! Auf ihren Lippen habe ich mehr Wohlgerüche verſchwendet, als auf deinen Zweigen. Meer von Kadix, vertrockne; ihren Augen habe ich ein ſchöneres Himmelblau gegeben, als deinen Wogen.

6.

Wohl auf, erhebe dich, Karl der Große, mit deinen Waffenträgern! Dein Reich iſt bereitet, wie dem jungen Vogel ſein Neſt. Morgane hat ſein Banner geſtickt. Weder die Säbel, noch die Streitärte des Sultans werden es zum Falle bringen. Unter den geharniſchten Schwadronen zittert die Erde! Welche Menge von Grafen, Baronen, Rittern, mit ihren Panzern und ihrem

Helmschmucke! Welche Lust für die Feen, noch vor Abend den Sturz dieses schönen Reiches zu sehen, wie sich die Lanze eines Riesen am Schilde von Ronceval bricht.

7.

Auf einem Schilde, den vier Kaiser tragen, erheben wir den Papst, höher als alle andern. Seine Mitra ist vom feinsten Golde. Unsere geschicktesten Stickerinnen fertigen sein Meßgewand. Denn wahrlich seine Wissenschaft ist größer, als unsere. Auf seinem alten Buche ruht ein Zauber bis zur lezten Seite. Jedes gehorche ihm ohne Zögern. In allen Dingen sey er der erste. Wenn er sein Maulthier besteigen will, wirst du, König der Deutschen, ihm den Steigbügel halten. Herzoge werden seine Füße küssen, Grafen den Boden seines Zimmers, und eine Kette von Seelen hängt gleich einem geweihten Rosenkranze an seinem Gürtel."

Wie paßt aber diese ganze Stelle in das Gedicht? Die Illusion ist ursprünglich eine christliche; Gott Vater und Christus erscheinen in ihrem vollen Rechte, als Mittler, als Weltrichter. Wie sollen nun auf einmal die Feen sich die ungeheure Weltgeschichte gleichsam zum Spielzeug erschaffen haben? Die Poesie entschuldigt viel, doch gewiß nicht solche Widersprüche in einem philosophischen Gedichte. Wenige Seiten weiter und wir finden uns wieder mitten in die christliche Illusion versezt. Mob (der Tod) stiftet eine Verlobung zwischen Ahasverus und Rahel und reitet mit ihnen (eine Nachahmung von Bürgers Lenore) in's Todtenreich. Dieses thut sich auf im Straßburger Münster, die Gräber öffnen sich; aber die Todten spüren, daß ein Lebender unter ihnen ist; Ahasverus soll sagen, wer er sey, alle Todten bedrohen ihn, er aber wagt nicht, seinen mit dem Fluch beladenen Namen zu nennen. Da auf einmal fängt der auf den bunten Fensterscheiben der Kirche gemalte Christus zu reden an und spricht: „Es ist Ahasverus, der ewige Jude."

Von hier also wieder vertrieben, muß Ahasverus weiter pilgern, doch begleitet ihn fortan die treue Rahel und so wandern sie noch einige Jahrhunderte lang mit so großer Langeweile, daß der Dichter diese lange Zeit nicht auszufüllen gewußt hat. Er springt vielmehr gleich auf die lezten Zeiten über und entfaltet den Reichthum seiner Phantasie in den kühnsten Allegorien. Die ganze Weltgeschichte, Länder, Völker werden personificirt und sprechen sich vor Gott dem Vater aus. Herrlich ist folgende Stelle. Amerika steigt aus der Pirogе.

Amerika.

Wie, jezt schon berufst du uns, o Herr? Kaum ist das Wasser der Sündflut auf unsern Schultern getrocknet. Noch kenne ich weder meine Ufer, noch die Pfade meiner Wälder, noch die Quellen meiner Pampas. Nur einmal habe ich mich beim Vorübergehen in den Seen meiner Savannen beschaut. Nur einen Tag lang ankerte ich meine Inseln in meinem Meerbusen fest, gleich neuen Pirogen. Ueber meine Ströme warf ich meine Brücke von Lianen, die ich noch nie überschritt. Warum saufest du den Schatten meiner Thäler so dicht, wenn ich nur einen Abend darin ausruhen sollte? Der Ozean wiegte mich auf seinen Wellen, gleich einem Kinde, das seine Mutter auf einem Palmzweige wiegt; der Wind führte mir die Klagen der alten Welt, die starb. Wenn sie ihrer langen Jahre und ihrer Erinnerungen müde ist, wenn ihre Thürme und schweren Mauern sie drücken, so entführe sie auf deinen Gipfel, wie der Königs-Geier in seinen Fängen die Klapperschlange entführt, die er auf der Rhede findet. Meine Thränen aber, o Herr, sind leicht und die Liane meiner Wälder wiegt nicht schwerer, als die Erinnerung aller meiner Jahre. Eine am Morgen aufgegangene Blume Meriko's faßt in ihrem Kelche alle meine Thränen. Meine Könige sind junge Dattelbäume, die sich auf den Bergen erheben. Meine Völker sind wilde Ananas, die sich unter ihrem Schatten neigen, und die noch Niemand gepflückt hat. Wenn der Kondor, o Herr, auf meinem Gipfel mit der Schuppe des Krokodils, mit der Blüthe der Baumwollenstaude, mit dem Rohre des Schilfes sein Nest bereitet hat, legt er seine Brut darin nieder, und dein Nest, o Herr, ist gemacht aus den Seiten meiner Berge, aus den Stämmen meiner Wälder, aus den Wassertropfen meiner Seen, aus den Halmen meiner Felder, und aus den Ufern meiner Inseln. Warum willst du nicht auch deine Völker unter deinen Flügeln ausbrüten, bis sie dir mit ausgebreiteten Flügeln bis an's Ende deiner Ewigkeit zu folgen vermögen?

Der ewige Vater.

Als ich dein tiefes Thal höhlte, hatte ich dir eine Form gefertigt für deine Gedanken und für deine Seele. Deine Flüsse sendete ich vor, um deinen Städten den Weg zu zeigen. Gleich wie der Lehrer dem Kinde das Wort vorbuchstabirt, das es nachsagen soll, so erfüllte ich deine Wälder und deine Ufer mit den Stimmen meiner Kataraften, auf daß du frühzeitig in den Stimmen deiner Städte widerzuhallen lernest. Die Spize deiner Kordilleren erbaute ich Stein für Stein, auf daß du sähest, wie hoch sich dein Stolz und deine Thürme erheben durften. Aber während meine Völker mehr als tausend Jahre arbeiteten, lagest du nachläßig auf deine Hand gestüzt, spieltest mit deinen Muscheln und wendetest nicht einmal das Haupt nach jener Riesenwelt, welche dir so viele Seufzer zusandte. Jezt, so lange jene ausruht, erhebe dein Genius sich um mich her so hoch als die Anden. Gib mir in einem Tage mehr

Roſen, auf daß ich ſie mit meinen Fingern entblättere, als der Palmbaum im Frühling Blüthen hat. Rolle vor meinem Ohre das Gewicht deiner Jahre beſſer ab, als die Liane deiner Wälder von einem Stamm zum andern, von einem Ufer zum andern läuft. Wie der Weber ſeine Baumwolle webt, ſo webe du mir jeden Tag die Zukunft. Fertigſt du mir ein Banner, ſo ſey es ſchöner geſtickt, als der Gürtel deiner Ufer. Baueſt du mir eine Kirche, ſo ſeyen ihre Bögen belaubter, als meine jungfräulichen Wälder, die Orgel zähle mehr Pfeifen, als die Zweige deiner Bäume Stimmen."

Das Weltgericht macht den Schluß. Ahasverus drängt ſich durch und wird, als der Lezte, von Chriſtus begnadigt. Aber wie benimmt er ſich dabei?

Chriſtus.

Da du das Tagwerk, das ich dir auftrug, vollendet haſt, ſo gebe ich dir dein Haus im Orient wieder. Willſt du dahin zurückkehren?

Ahasverus.

O nein, Herr!

Chriſtus.

Was wünſcheſt du?

Ahasverus.

Weder hier noch dort will ich mich niederſetzen. Ich verlange das Leben und nicht die Ruhe. Statt die Stufen meines Hauſes auf dem Kalvarienberge möchte ich die Stufen des Weltalls bis zu dir hinauf erſteigen. Von Welten zu Welten, von Himmeln zu Himmeln möchte ich, ohne zu verweilen, mich erheben, bis zu der Quelle, aus der du die Jahrhunderte mit ihren Jahren ſchöpfeſt. Gleich wie ich an die Gaſthäuſer Spaniens und Deutſchlands pochte, ſo möchte ich an immer neue, unbekannte Sterne, an ein neues Leben pochen.

Chriſtus.

Hat dich deine erſte Reiſe nicht ermüdet?

Ahasverus.

Da du deine Hand über mich erhobſt, iſt mein Schweiß getrocknet worden. Segne mich, und ich will noch dieſen Abend in neue, künftige Welten wandern, die du ſchon bewohneſt."

Eine ſchöne Idee, die gleichwohl gerade hieher nicht paßt. Die ewige Pilgerſchaft durch die Welt iſt eine reizende Ausſicht vielleicht für jeden Andern, nur nicht für den ewigen Juden. Ein ſo vortreffliches Buch Edmund Burke über den falſchen und richtigen Gebrauch des Erhabenen geſchrieben hat, es iſt leider vergeſſen, und gerade den romantiſchen Dichtern, die ſeiner Lehren am meiſten bedürften, am wenigſten bekannt. Begrenzung iſt die Bedingung des Erhabenen wie des Schönen. Verglichen mit der endloſen Dauer der Welt, mit dem ewigen Wechſel ganzer Weltperioden, mit dem Entſtehen und Vergehen ganzer Geſtirne iſt die Pilgerſchaft des ſogenannten ewigen Juden freilich eine Kleinigkeit, kaum des Mitleids, kaum der Rede werth. Ihre tragiſche Wirkung erhält ſie erſt, wenn ſie in den engen Grenzen unſres kleinen Weltkörpers aufgefaßt wird. Wie der Thurm nur groß iſt in Vergleich mit den niedern Häuſern einer Stadt und nicht in Vergleich mit den Alpen, ſo iſt auch das Leben des ewigen Juden nur ſeltſam und ungeheuer in Vergleich mit dem gewöhnlichen Menſchenleben, aber nicht mit den Aeonen des Weltalls und des Himmels. Darum hätte der Dichter den Kreis der irdiſchen Illuſion ſollen geſchloſſen ſeyn laſſen, er hätte ihn nicht öffnen ſollen, um in das magiſche Dunkel den Glanz von Milliarden Sonnen leuchten zu laſſen, die es nur zerſtören können.

Unſern Leſerinnen können wir ſchließlich das Klaglied des Dichters über die deutſchen Frauen nicht vorenthalten: „Von dir aber, du Land der Deutſchen, will ich ohne Hehl ſagen, wie du mir meine Liebe zu dir mit Galle, mit ſchwarzem Undank und ſchmerzlichen Tagen vergolten haſt. Erinnerſt du dich noch, als ich von Schmerz erſchöpft am Rande deines Weges lag? — Wie ſchwarz war damals die Nacht auf dem Boden deiner Wiſſenſchaft; wie kalt in deiner geweißten Kirche, Abends, allein, ohne Prieſter und ohne Gott! Vor Allem aber wie hart ſind deine Frauen, wohl tauſendmal härter, als dein Himmel. Ihr Lächeln iſt aus Winterblumen gemacht. Warum koſtete ich den Honig derſelben? Die Donau verweilt, um ihre blonden Flechten zu betrachten; ein Geheimniß verſchließt ihren Mund. Weißer, als der blühende Mandelbaum, werden ſie ſchüchtern geboren und ſterben ſchüchtern. Ein Gedanke, ein einzigesmal durch den Wind herangewebt, liſpelt ſchmerzlos ihr ganzes Leben hindurch in ihr Ohr. Gleich der Quelle des Schwarzwaldes wankt ihr Schritt matt dahin. Aber ihr allzublaſſes Blut vermag kaum ihre Wangen mit einer Erinnerung zu färben. Für den, der aus dem Lande kommt, wo die Oliven und die Citronen reifen, ſchlägt ihr Herz zu langſam; unter dem Himmel der Leidenſchaften ſchmilzt es in einem Tage, gleich dem Schnee. Ihr Schweigen iſt ſanft, noch ſanfter ihre Rede, aber ihr Sinn iſt hart. Ihre Lippen ſind zu kalt, um die Wunden, die ſie geſchlagen, zu heilen. Ihre Thränen gewinnen in ihrem Buſen, und das Herz, das ſie einmal gebrochen haben, wird nie wieder heilen."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 4. Montag, 12. Januar 1835.

Epische Dichtkunst.

5) Konrad Wallenrod. Geschichtliche Erzählung aus Litthauens und Preußens Vorzeit, von Adam Mickiewicz. Uebersezt von Karl Ludwig Kannegießer. Leipzig, Brockhaus, 1834.

Mickiewicz ist unstreitig unter den neuesten Dichtern der größte. Seit Byron, mit dem er Aehnlichkeit hat, den Schauplaz verließ, ist kein größerer aufgetreten, und er erfreut das Herz mehr als Byron, denn sein Schmerz ist erhabener, weil er der eines ganzen Volkes, und zugleich weil er milder ist. Byron tobte mehr, ohne Ursache zu haben. Mickiewicz behauptet in der tiefsten und schmerzlichsten Empfindung eine edle Mäßigung.

Das vorliegende Gedicht hat eine historische Grundlage. Konrad Wallenrod war Hochmeister des deutschen Ordens und stürzte denselben durch seine Fahrläßigkeit in's größte Unglück. Gleichwohl schreiben ihm einige Chronisten edle Eigenschaften, alle aber schreiben ihm eine gewisse Sonderbarkeit des Charakters und Benehmens, eine Art von Wahnsinn zu. Sein einziger intimer Freund, Halban, soll ein Zauberer gewesen und er selbst in Raserei gestorben seyn. Durch eine kühne, aber dem Dichter erlaubte Kombination identifizirt nun Mickiewicz mit diesem Konrad Wallenrod einen gewissen Walther von Stadion, der den Orden verlassen und die Tochter des Fürsten Kiewstut von Litthauen geheirathet hatte, dann aber wieder verschwunden war. Aus diesem Walther macht er ein geraubtes litthauisches Kind, das bei den deutschen Rittern erzogen worden, aber, sobald er seine Geburt erfahren, zu seinen litthauischen Landsleuten übergetreten sey; und nunmehr erscheint es natürlich, daß dieser Walther-Konrad als geborner und glühend patriotischer Litthauer durch seinen Wiedereintritt in den Orden nichts anders beabsichtigt, als den Orden durch sich selbst zu verderben, und das Zaudern, die Feigheit, der Verrath und zugleich die Raserei des Hochmeisters erklären sich nun ganz einfach.

Abgesehn von den einzelnen historischen Thatsachen ist dieses Gedicht auch im Geist der Geschichte gedacht. Völker, wie Individuen, die auf's äußerste gebracht sind, greifen zu den Waffen der List, des Verraths, es ist ihnen keine Waffe zu schimpflich, wenn es nur eine Waffe ist. Die Vaterlandsliebe hat ihren eignen Machiavellismus, und dürfen wir Deutsche wohl andern Völkern eine in dieser Beziehung minder ritterliche Gesinnung vorwerfen, wenn wir uns an unsern Arminius erinnern?

Im Eingang stellt sich der Dichter an die Grenze des deutschen Ordensgebietes und Litthauens.

Zwiſchen den Litthauern und Deutſchen wallt
Der Niemen. Tempelszinne glänzt jenſeits,
Und Waldung rauſcht, der Götter Aufenthalt;
Dieſſeits vom Hügel ragt und birgt das Kreuz
Im Himmel ſeine Stirn, das deutſche Zeichen,
Mit Drohn die Arm' ob Litthaun hingewandt,
Als ſollten unter ihm ſich zum Verband
Palämons Söhn' allſammt die Hände reichen.

Litthauens Jugend irrt jenſeits umher
Mit Panthermütz' und in des Bärs Gewand,
Den Bogen hinten, in der Hand den Speer,
Auf ihres Feinds Bewegungen geſpannt;
Dieſſeits hält angethan mit Helm und Schwert
Der Ritter, regungslos ſo wie ſein Pferd,
Den Blick gerichtet auf des Feindes Schanze,
Ladet die Büchſ' und zählt am Roſenkranze.

Von Beiden wird die Ueberfahrt bewacht.
Der Niemen war, ehdem Gaſtfreund geheißen
Des Brudervolks der Litthauer und Preußen,
Die Schwelle jezt für ſie der Todesnacht:
Die Freiheit opferte, wenn nicht das Blut,
Wer überſchritt die ſtrengverbot'ne Flut.
Litthauens Hopfen nur allein, empfindend
Für Preußens Pappel alten Sehnſuchtsdrang,
Und über Schilf und Weide hin ſich windend,
Streckt kühn den Arm zum liebenden Umfang,
Und überſpringt mit ſchönem Kranz die Wellen,
Sich drüben der Geliebten zu geſellen.
Die Nachtigallen auch von Kauens Wald
Mit ihren Schweſtern hinter ihm vom Hügel,
Ihr altes litthauiſch Geſpräch erſchallt,
Entflatternd eilen ſie mit freiem Flügel
Zu eines Holms gaſtlichem Aufenthalt.

Die Menſchen — o! die ſchied des Krieges Brand.
Der Völker einſtige Vertraulichkeit
Erſtarb. Doch Einzle knüpft zu aller Zeit
Die ſüße Liebe. Zwei hab' ich gekannt.

Man wußte nur, ſie ſey annoch am Leben,
Denn oft hält noch auf einen Augenblick
Nachts einen heil'gen Pilgersmann, der neben
Dem Ort hinwallt, ein ſüßer Klang zurück.
Wahrſcheinlich ſang ſie dann ein frommes Lied,
Und wenn die Schaar der Kinder Abends zieht
Aus Preußens Dörfchen in das nahe Thal,
Dann ſchimmert's weiß vom Fenſter, wie ein Strahl
Von eben aufgeblühtem Morgenſchein,
Mag's ihres Haares Bernſteinlocke ſeyn,
Vielleicht der Schnee auch ihrer kleinen Hand,
Den Kindeshäuptern ſegnend zugewandt. —

So verſöhnt der edle Dichter durch den Hinblick auf das, was ewig die Menſchen vereinigt, Natur und Liebe, den grimmigen Völkerhaß, und mildert das Schreckliche der nachfolgenden Bilder. Höher muß der Dichter ſtehn, als jede Leidenſchaft ſeines Gedichts, ſelbſt als die edelſte, und in dieſen ſchönen Zeilen hat Mickiewicz vollkommen ſeinen hohen Beruf beurkundet.

Konrad Wallenrod tritt auf, als der erſte Held des Ordens geprieſen, doch mit einem finſtern und launenhaften Zug in ſeinem Weſen. Dann außerhalb Marienburg zeigt uns der Dichter einen einſamen Thurm, in dem eine fremde Nonne ſich eingeſchloſſen.

Dort führt die Ritter ihr Weg vorüber. Sie hören die Nonne im Dunkel aus dem Thurm ſprechen, ſie ruft Konrads Namen aus, und dies für eine Prophetenſtimme nehmend, wählen die Ritter Konrad Wallenrod zum Hochmeiſter. Bei einem feſtlichen Gelag überläßt der Neugewählte ſich der wildeſten Leidenſchaft und verräth beinahe die unheilvolle Abſicht, die ihn in den Schooß des ihm verhaßten und jezt ſo hoch ihn ehrenden Ordens geführt hat.

„Dem, der die Weiſe gibt nur um zu morden,
Ein mörderiſch Lied nur ziemt dem heil'gen Orden,
Das rühren mag und ärgern und langweilen,
Um Langeweile dann durch Schreck zu heilen.
So iſt das Leben, ſo iſt unſer Sang.
Wer wird ihn ſingen, wer?“ — „Ich, ich!“ ſo klang
Es von der Thür her, wo ein grauer Greis
Saß in der Pagen und der Knappen Kreis.
Der Kleidung nach Litthauer oder Preuße.
Ihn ziert ein dichter Bart von Silberweiße,
Ein Schleier deckt Stirn und Augenlicht.
Alters und Kummers Wunden ſein Geſicht.

Dieſer alte Waidelot ſingt nun litthauiſche Lieder, worin er den Gram ſeines Volkes ausſtrömt:

Geſang des Waideloten.

Noch eh' die Peſt kommt, Litthauen zu plagen,
Dem Sänger wird's des Auges Apfel ſagen;
Denn wenn man darf den Waideloten trau'n,
So ſtellt auf den Kirchhöfen und Au'n
Die Peſtjungfrau im weißen Kleide klar,
Den Feuerkranz um's Haupt, ſich manchmal dar,
Ragt ob Bialowieſa's Hain empor
Und ſtreckt das blutbefleckte Tuch hervor.

Der Wächter birgt ſein Aug' im Helm, der Hund
Des Bauern wühlet mit der Schnauz' im Grund
Der Erd', und riecht den Tod, entſetzlich heulend.

Die Wehrverkünd'rin ſchreitet unverweilend,
Durch Dörfer, Schlöſſer, reiche Städt' hineilend;
So vielmal ſie mit blut'gem Tuche grüßt,
So viel Paläſte — werden öd' und wüſt.
Ein Grab erwächst, wohin ſie ſetzt den Fuß.

Verderbliche Geſtalt! Doch ſchlummern Gruß
Hat von der deutſchen Seit' uns zugenickt
Die Straußenfeder von des Helmes Mitte,
Der Mantel, mit dem ſchwarzen Kreuz geſchmückt.
Denn wo gewallt ſolchen Geſpenſtes Schritte,
Da ſank nicht eine Burg, ein Dorf allein,
Ein ganzes Land ſtürzt' in das Grab hinein.
Wer ſein litthauiſch Herz noch nennet ſeyn,
Mag auf der Völker Grab ſich mir vereinen!
Wir woll'n zuſammen träumen, ſingen, weinen.

Dann geht er noch weiter und ſingt von dem geraubten Litthauer Knaben, der dem Orden hatte dienen müſſen. „Ein dunkelrother Haß blizt aus folgender Erzählung heraus, die der junge Litthauer dem Fürſten Kieyſtut macht, zu dem er geflohen iſt.

Ein Deutſcher unter Deutſchen mußt' ich als Jüngling ſeyn,
Walther ward ich benennet; Alf hieß ich obenein.
Deutſch war der Name, dennoch blieb litthauiſch das Herz.
Haß weiht' ich jenen Fremden, den Eltern meinen Schmerz.
Hochmeiſter Ritter Winrich erzog mich im Palaſt.
Er hob mich aus der Taufe, als Sohn hielt er den Gaſt.
Mich ekelten Paläſte, ich floh von Winrichs Knie'n
Zum alten Waidelote; die Deutſchen hatten ihn,
Litthauens Sohn gefangen, vor vielen Jahren ſchon.
Als Dolmetſch diente er ihnen; vernehmend, daß ich Sohn
Litthauens ſey und Waiſe, lockt' er mich oft zu ſich,
Erzählte von der Heimath, ermahnt' und ſpornte mich
Durch hold Geſpräch, durch Lieder vom lieben Vaterland,
Auch mußt' ich oft ihm folgen zu blauen Niemens Rand.
Die väterländ'ſchen Berge ſah dort entzückt mein Blick;
Mir trocknete die Thränen der Greis, kehrt' ich zurück,
Daß nicht Verdacht ich regte, doch giftig kocht's in mir,
Und kam ich dann nach Hauſe, ſchärft' ich aus Rachbegier
Mir insgeheim ein Meſſer, zerſchnitt damit voll Haß
Dem Winrich Deck' und Teppich, zerſtieß das Spiegelglas;
Auch ſeinen Schild bewarf ich mit Sand und ſpie ihn an.
Oft von Kleypedas Hafen fuhr ich als Jüngling dann
Mit jenem alten Greiſe zum Heimathsufer hin,
Ich pflückte Heimathsblumen, bezaubert ward mein Sinn
Durch ihren Duft, und alte Erinn'rung taucht empor.
Ihn athmend ward ich wieder ein Kind ſowie zuvor.
Spielt' ich mit meinen Brüdern im väterlichen Hain,
Der Greis half dem Gedächtniß, und holder als der Schein
Von Laub und Blumen malt' er vergang'ner Zeiten Luſt,
Wie ſüß der Jugend Tage an treuer Freunde Bruſt
Im Vaterlande ſchwänden, ſo manches Kind jedoch
Litthauens wein' in Banden, beſchwert vom deutſchen Joch.
So ſprach er auf den Auen, doch in Kleypeda's Sund,
Allwo des Meeres Buſen zerſtäubt, und aus dem Schlund,
Dem donnernden, ausſpeiet die Flut von weißem Sand,
Da ſprach er: „Schau den Teppich der Wieſ' am Meeresſtrand,
Der Sand bedeckt ihn leicht nur, aufſtreut das Gras, und faſt
Durchdringt's mit ſeiner Stirne die mörderiſche Laſt.
Ach, eine neue Hyder des Wirrels ſtreckt mit Graus
Die weißen Floſſen über des Landes Leben aus;
Oed' iſt's und wüſt, wo eben noch wehte Blumenduft,
Sohn, dieſes Reich des Frühlings, verſchlungen von der Gruft,
Sohn, unterjochte Völker, Litthauer ſind es, wir,
Und jener Sand vom Meere, das iſt der Orden hier."

Der alte Waidelot erzählt nun weiter, wie der junge Walther die ſchöne Aldona, des Fürſten Kieyſtut Tochter, lieb gewonnen, und wie ſie in einem reizenden Blumenthale ſich gefunden und er ſie geheirathet habe.

Sie wurde ſeine Gattin. Nun, Deutſche, gebet Acht!
Ihr denkt, hier ſey das Ende, weil ihr es ſelbſt ſo macht.
Ihr ſchließet die Romane mit einem Ehepaar,
Zuſetzend, daß es lange noch lebt' und glücklich war.
Wohl liebt' Aldonen Walther, doch männlich ſchlug ſein Herz,
Er war nicht froh zu Hauſe, ihn quält der Heimath Schmerz.

Litthauens Unglück iſt es allein noch, was er hört,
Bis daß der Rache Feuer, der Bruſt geheimer Gaſt,
Genährt von Niederlagen, gänzlich ſein Herz erfaßt
Und die Gefühle alle in ſeiner Bruſt erſtickt.
Selbſt das Gefühl der Liebe, das ihn einſt hoch beglückt.
Wie's Bialowieza's Eiche von Jägern wohl geſchieht,
Daß Feuer ſie dran legen, ſo daß das Mark verglüht,
Dann welken bald die Blätter der Wälderkönigin,
Es brechen gar die Aeſte, zuletzt ſelbſt ſchwindet hin
Der Schmuck der hohen Stirne, der Miſtel helles Grün.

Der Alte will weiter erzählen, wie der junge Walther vergebens gegen die Uebermacht der Ritter geſtritten und endlich den verzweifelten Entſchluß gefaßt habe, den wir ſchon kennen, — als raſch der Hochmeiſter ihn unterbricht, damit er ſich im Feuer der Vaterlandsliebe nicht verrathe. Konrad ſelbſt aber fährt wenigſtens im

Sinn der Erzählung fort, indem er eine maurische Romanze von Almansor singt, der in's spanische Lager gezogen sey, um unter der Maske der Freundschaft und durch einen Bruderkuß den Christen die Pest mitzutheilen.

Hier hat der Dichter doch wohl die Illusion zerstört. Es ist schwer zu begreifen, wie die Ordensritter so verfängliche Lieder sollten angehört haben, ohne in ihren Sinn einzudringen. Ueberhaupt hätte der Dichter den Chorus der deutschen Ritter nicht so unbestimmt im Dunkel und untergeordnet halten, sondern mehr charakteristische Züge dieser eben so kühnen als rohen und grausamen Rittermönche ausmalen sollen.

Die große Entscheidung naht endlich. Konrad hat alle Vorsicht gegen die wachsende Macht Litthauens vernachlässigt, den Litthauern sogar Vorschub geleistet, den bereits abtrünnigen Fürsten Witold wieder mit seinen Landsleuten ausgesöhnt, und läßt nun den Feind, für den allein er Alles thut, ruhig herankommen, schwelgt bei der Tafel und Jagd, versäumt alle militärischen Vorkehrungen und ist, als es endlich zur Schlacht kommt, der Erste, welcher flieht. (Seite 79 hat der Uebersetzer den Ausdruck „das rothe Kreuz" gebraucht, da der Orden doch bekanntlich ein schwarzes führte.)

Nach der Niederlage Konrads bilden die Ritter ein Vehmgericht, den feigen Verräther zu bestrafen. Er begibt sich heimlich zu dem Thurm der Nonne, in der wir Aldona wiedererkennen. Ihr bringt er die Nachricht, daß er sein Gelübde erfüllt.

Sie sind dahin! Siehst du wohl jenen Brand?
Litthauen haust als Herr in diesem Land.
Die Wunden bleiben hundert Jahre offen,
Des Ungeheuers Herz hab' ich getroffen,
Sein Geld, die Quelle seiner Macht, verschwendet,
Verbrannt die Städt', ein Meer von Blut verspendet,
Ich that es, ich; mein Schwur erfüllte sich.
Mehr Rache hat die Hölle nicht erdacht.
Und mehr auch will ich nicht.

Er erzählt ihr, daß er in ihrer Heimath gewesen, erinnert sie an ihr schönes Blumenthal und will mit ihr fliehen. Sie aber will aus dem Thurm nur in ihr Grab steigen. Ihr Schicksal ist erfüllt, in die Unschuld des Paradieses kann Niemand zurückkehren, der das gethan! Die Vehme verfolgt ihn, er nimmt Gift und stirbt.

Und jener Thurm erschallt zur selben Stunde
Von jähem, starkem Schrei. Aus wessen Munde?
Aus wessen Brust? Ihr werdet's raten können.
Wer ihn gehört, er würde leicht erkennen.
Das, wessen Brust der Schrei entflieh'n,
Nie mehr hervorbringt einen einz'gen Ton.
In diesem Laut erscholl ein ganzes Leben.

So macht ein starker Schlag die Saiten beben,
Doch sprengt sie auch, und wenn die Töne scheinen
Zum Anfang eines Lieds sich erst zu einen,
Hofft Niemand doch, daß sie noch fürder klingen.

So mein Gesang auch von Aldona's Leid.
Mag ihn der Engel der Musik jenseit,
Und meines Hörers Seele weiter singen.

Mickiewicz hat schon viel gedichtet, aber es ist nur wenig davon unter uns bekannt geworden, theils weil wir mehr als billig die polnische Literatur überhaupt vernachlässigen, theils weil ein großer und gerade der ausgezeichnetste Theil seiner Dichtungen sich auf das unglückliche Schicksal seines Volkes bezieht, wobei er nicht immer die Diskretion gegen Rußland und die mit Rußland befreundeten Staaten beobachtet, welche die deutsche Presse zu beachten hat. Aus diesem Grunde kann Dziady, die polnische Pilgerschaft und manches kleinere Gedicht, z. B. Rußland, die schöne Ode auf Ordon ꝛc. nicht wohl übersetzt werden, außer französisch und vielleicht englisch. Es muß namentlich uns Deutschen ein seltsames Gefühl erwecken, die Poesie, die wir immer als die heitere Kunst des Friedens pflegten und deren Widerspruch mit den politischen Händeln namentlich Goethe so tief empfand, jetzt plötzlich mit dieser traurigen Politik identifizirt, sie demselben Haß, derselben Rache preisgegeben zu sehn, die schöne Muse Dolch und Maske nicht mehr auf dem Theater, das die Welt bedeutet, sondern auf dem Theater der wirklichen Welt, bei einer wirklichen Verschwörung brauchen, die schöne Muse glühend von politischem Zorn, erblassend von politischem Schrecken, die schöne Muse in nicht theatralischen, nicht in kritischen, nicht in Fesseln einer Schule, nein in wirklichen eisernen Ketten, und erstaunt die Zeiten Dante's wiederkehren zu sehen, wo man den Dichter über dem Ghibellinen vergaß. Doch werden die Zeiten der Ruhe wiederkehren, der politische Kampf wird ausglühen, nur die Dichtkunst wird bestehn, und wie Dante's Feuer ein schönes ewiges Meteor am Himmel der Dichtkunst fortbrennt, während in der Wirklichkeit von jenem großen Weltbrande im Kampf zwischen Papstthum und Kaiserthum selbst die Asche längst verweht ist, so wird auch Mickiewicz schöner Stern nicht untergehen, wenn unsers jungen Jahrhunderts Parteiungen längst in den alten Archiven und Schubfächern der Historiker werden begraben liegen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 5. Mittwoch, 14. Januar 1835.

Epische Dichtkunst.

4) Nordlichter. Eine Sammlung polnischer Dichtungen, in's Deutsche übertragen von Ludwig Nabielak und J. B. Werner. Mit Bildern von Fellner. Erstes Bändchen. Stuttgart, Brodhag, 1834. S. 158.

Auch hier wieder Farys von Mickiewicz, wie in der Sammlung von Mendelsohn (vergl. Nr. 102 vorigen Jahrgangs) und Konrad Wallenrod von demselben, dessen oben ausführlich gedacht ist. Zur Vergleichung der Werner'schen und Kannegießer'schen Uebersetzungen heben wir eine Stelle aus (siehe die ersten der in der vorigen Nummer angeführten Verse):

Den Uebergang bewachet beider Schaar.
Der Niemen, einst berühmt durch Gastlichkeit,
Verbindend Bruder-Völker eh'dem, war
Für sie die Schwelle jezt der Ewigkeit;
Nicht ohne Knechtschaft oder Tod zu leiden,
Mocht' Jemand durch's verbot'ne Wasser schreiten.

Litthau'scher Hopfenzweig nur streckt noch wankend
Gelockt von preuß'scher Pappel Jugendzier,
An Weiden und an Wasserpflanzen rankend,
Kühn seinen Arm, wie ehedem, nach ihr,
Und überhüpft mit schönem Kranz den Fluß,
An fremdem Strand zu der Geliebten Kuß.
Und Kauener Haine Nachtigallen singen
Mit ihren Schwestern nur litthauisch noch
Vom Berg jenseits der Haide, oder schwingen
Sich zu gemeinschaftlichen Inseln doch
Hinweg sich stehlend auf den freien Schwingen.

Und Menschen? — Menschen hat getrennt der Streit
Das alte Band ist in Vergessenheit;
Die Liebe mag die Herzen nur vermählen
Zuweilen noch. — Ich kannte so zwei Seelen.

Das dritte und lezte Gedicht in dieser Sammlung ist Grazyna. Es erzählt, wie Konrad Wallenrod, einen Kampf aus den Zeiten der Kreuzritter. Litawor, Herr zu Nowogrod, will mit Fürst Witold von Litthauen streiten um das Erbtheil seiner Gemahlin Grazyna, und zu diesem Zweck die deutschen Ritter zu Hülfe rufen. Die edle Litthauerin will aber aus Patriotismus um jeden Preis diesen Bürgerkrieg verhüten, der zulezt zum Verderben ihrer Landsleute nur den deutschen Eroberern, den Erbfeinden, zu gute kommen würde. Sie wird also geschildert:

Damalen war dem Fürsten angetraut
Des mächt'gen Herrn auf Lida einz'ge Tochter,
Der Jungfrau'n an dem Niemen allerschönste.

Genannt Grazyna, oder „ſchöne Fürſtin“;
Und ob ſie gleich vom jungen Morgenroth
Schon zu der Jahre Mittag war gekommen,
Sowohl der Jungfrau, als des Weibes Reize
Verband ſie lieblich doch auf ihrem Antlitz.
So würdevoll und doch ſo lockend friſch,
Scheint es, daß du den Sommer ſiehſt beim Lenze;
Mit unverlornem jungen Roth der Blüthe,
Zugleich die Frucht gediehen bald zur Reife.
Nicht nur im Antlitz Niemand überſtrahlt ſie,
Sie auch am ganzen Hof rühmt ſich allein,
Litawors hohem, heldenkräft'gem Wuchſe
Mit ihrem ſchlanken Leibe gleichzukommen.
Das Fürſtenpaar, von ihrem Hof umgeben,
Wie in dem niedern Wald ein Nachbarpaar
Von hoch und ſchlank emporgeſchoſſ'nen Pappeln,
Hoch über alle trägt das hehre Haupt.

Von Antlitz ähnlich, an Geſtalt ihm gleich,
So auch an Herz glich ganz ſie ihrem Gatten;
Die Nadel und die Spindel, weiblich Werkzeug
Verachtend, nach dem harten Speer griff ſie;
Jagdluſtig oft auf Samogit'ſchem Pferd,
Im rauhen Panzerkleid von Bärenfell,
Verſchlungen auf der Stirne weiße Luchsklau'n,
Im Jagdgefolge muthig flog ſie hin;
Oft, zu des Mannes Luſt, in dieſer Tracht,
Vom Feld heimkehrend, täuſchte ſie die Menge,
Und von des Hofs betrog'ner Dienerſchaft
Ward ihr gehuldigt, gleich, als ſey's der Fürſt.

Sie ſchickt ohne Wiſſen des Fürſten den Boten der deutſchen Ritter mit einer abſchlägigen Antwort fort, und als die Ritter nun rachedurſtend Nowogrod überfallen, benuzt ſie den Schlaf ihres Gemahls, um in ſeinen Kleidern und Waffen aufzutreten und das Heer gegen den Feind zu führen. Sie wird von einer tödtlichen Kugel getroffen, aber durch Litawor, der erwacht und nachgeeilt iſt, gerächt. Nach altheidniſcher Sitte wird ſie auf dem Holzſtoß verbrannt, und Litawor ſtürzt ſich in die Flammen.

5) Kynalopekomachia. Der Hunde Fuchſenſtreit. Herausgegeben von C. Fr. v. Rumohr. Mit 6 Bildern von Otto Speckter. Lübeck, v. Rohden, 1835.

Herr von Rumohr ſpeiſt Alle, die ſich über ſeine wunderliche Dichtung wundern werden, mit dem Gleichniß von einem Garten ab:

Der Garten iſt geleget an
Gewiß nach keinem alten nicht,
Noch ſelbſt nach einem neuen Plan.
Mir ſcheint darin, mit Eig'nem ſchalten
Darf jeder frei, Laune zu walten.

Ein alter Plan iſt jedoch inſofern erſichtlich, als dieſer Hunde Fuchſenſtreit in die bekannte Gattung des Froſchmäuſlers, des Reinecke Fuchs, des Ameiſen- und Mückenkriegs, der Rabelaiaden und Fiſchartiaden gehört, und denſelben komiſchen Plan in derſelben komiſchen Sprache und zwar nach altdeutſcher Weiſe in Knittelverſen verfolgt. Neu iſt dabei die Sorgfalt, mit welcher der Dichter das Stillleben einer ländlichen Pfarrwohnung und die Oekonomie von Hund und Katze ausgemalt hat. Beſonders geben ihm die Hunde Gelegenheit zu einer Menge trefflicher Naturbilder und auch zu ſatiriſchen Seitenhieben. Einmal, während der Pfarrer in der Kirche und die geizige Magd eingeſchlafen iſt, ſehn ſich die magern Hunde die Gelegenheit ab, plündern Küche und Speiſekammer aus und verzehren ihren Raub im nächſten Walde. Der heimkehrende Pfarrer findet die verzweifelnde Magd, und man forſcht nach dem Thäter:

Allein der Pfarr, auf friſcher That,
Ging mit dem Schulzen viel zu Rath.
Gern wüßten ſie, was der Thäter wär',
Doch riethen ſie's nun und nimmermehr.
Gingen hinaus wohl auf die Straß';
Die Spur verlief ſich bald im Gras.
Da, wie ſie geh'n umher die Runde,
Sehn in der Ferne ſie die Hunde
Mit Bellen, Grunzen, Blaſen, Schnaufen
Vom Walde her dem Dorf zu laufen.

Sobald ihm kommen die zu Geſicht,
Gedankenvoll der Schulze ſpricht:
Aus dieſem ſelt'nen Phänomen
Scheint eins von zwei'n hervorzugeh'n.
Einmal, daß, als geraubt man aus
Den Pfarrhof, keiner war zu Haus
Von allen, die vom Feld' jezt kommen;
Sodann, der Wahrheit unbenommen,
Daß eig'nen Antriebs, ungeheyet,
Die Hunde den Dieben nachgeſetzet.

Erledigen wir gleich auf der That
Die Frage, die ſehr intrikat.
Ihr wißt, daß ich, was die Juſtiz
Praktiſch betrifft, juſt kein Noviz.
Nicht birgt ſo leicht ein Delinquent
Vor mir, wo ſein Gewiſſen brennt,
An ſeinen Mienen, ſeinen Zügen,
Erkenn' ich, wie die Akten liegen,
Ob er nur fälſchlich iſt beſchuldiget,
Oder vollaus dem Laſter huldiget.

Die Hunde indeß, die längſt geſeh'n
Die Beiden an dem Zaune ſteh'n,

Und oft für ſich mit Ernſt bedacht,
Was da ſo ſpät der Pfarrer macht?
Sie halten an, die Naſe hoch,
Zu wittern, was die haben noch
So ſpät und draußen an der Pforte
Nach Menſchenart zu wechſeln Worte.
Wenn ſie Vergangenes erwägen,
Empfängt man ſie gewiß mit Schlägen.

Es ſchleicht, als ſolches ſie bedacht,
Fort mancher unbemerkt und ſacht,
Schlüpfet zur Seite über den Zaun,
Kommt ſtill nach Haus, nicht ohne Graun.
Zuletzt bleibt keiner auf dem Platz,
Als Markomann, Triumph, Ajax.
Die gäben viel, den harten Streichen
Des Pfarren gänzlich auszuweichen.
Mit Drehn und Wenden, Scharren, Wedeln
Suchen die Sache ſie einzufädeln.

Dieſe Schilderungen ſind ſehr artig. Eben ſo die Verſchwörung, die der Fuchs mit der Katze anzettelt, damit ihm die leztere des Nachts die Thür aufmachen helfe. Die Katze iſt meiſterhaft gezeichnet. Sie mißtraut Anfangs dem Fuchſe und möchte ihm lieber ausweichen, aber er berückt ſie, indem er ihr den Raub ſo gar appetitlich ausmalt.

Vor allem jedoch erſchien mir fein
Das Fleiſch von den lieben Küchelein.
So zart iſt's, daß nicht einen Fiſch
Ich lieber brächt' auf meinen Tiſch.
Lebt' ich bei Hof, fürwahr, nicht wüßt'
Zu hemmen wohl ich mein Gelüſt,
Würde gewiß von all den weißen
Und ſchönen bunten mir zerreißen
Die muthigſten; obwohl die dreiſten
Gemeiniglich nicht auch die feiſten.

Bei dieſen Reden der Katze ward's
Im Bauche laut, vernehmlich murrt's.
Sie ſtehet auf und dehnt ſich aus.
Gern wäre ſie wiederum bei Haus,
Im Pfarrhof, die längs der Hecke gehn,
Die Küchlein alle genau zu beſehn.
Im Herzen fühlte ſie groß Verlangen,
Ein und das and're ſich einzufangen.
Es las der Fuchs in ihren Zügen
Das Diebsgelüſte mit Vergnügen.

Im Dorfe hat unterdeß eine durchreiſende Menagerie angehalten und der heranſchleichende Fuchs bewundert die fremden Thiere und läßt ſich in eine Unterredung mit dem Löwen ein. Dies iſt eine artige Epiſode. Nun folgt der nächtliche Einbruch. Fuchs und Katze würgen nach Herzensluſt unter den Hühnern, aber die Hunde werden munter. Der Fuchs entſpringt, ein Huhn im Maul, die unglückliche Katze aber kann nicht mehr entſchlüpfen und ſieht ſich im Hühnerſtall von den Hunden belagert und durch den Pfarrer bald entdeckt.

Bereitet hatte die Magd im Stall
Seitwärts, wie's Sitte iſt überall,
Von alten Tonnen, die wenig nütz,
Den Mutterhennen ihren Sitz,
Zu legen darin, wann's ihre Zeit;
Die guten Eier, womit erfreut
Den Pfarrer ſie; zum Abendeſſen
Hatte er davon ſchon viele gegeſſen.
Jezt ſieht die Magd, wo ſonſt nach Eiern
Oft ſie geſucht, den Kater kauern.

Ungern die Katze, die ſich verſteckt
Dort hinter den Tonnen, ſie jezt entdeckt.
Daß nicht ſie verrathe den loſen Dieb,
Der ſtets ihr geweſen von Herzen lieb,
Nach andern Seiten die Leuchte ſie dreht.
Sie hoffet, weil es heftig weht,
Es wolle der Wind das Licht auslöſchen,
Und fürchtet, es möge der Pfarr zerdröſchen
Das arme Thier mit ſeinem Stecken.
Nicht kann ſie's doch ihm ganz verdecken.

Denn, ehe das Licht ſie umgewandt,
Der mit dem Stecken leicht zur Hand,
Der Pfarrherr, hatte das Thier geſehn
Verlegen unter den Tonnen ſtehn.
Erhob daher in ſeinem Verdruß
Gegen die Katze den breiten Fuß.
Den ſchweren Tritt wird lang ſie ſpüren.
Sie ſchrie laut auf, floh nach den Thüren,
Wo ſchon die Hunde, die zum Narren
Oft ſie gehalten, ihrer harren.

Aber auch der Fuchs kann ſeinem Schickſal nicht entgehen. Er wird im Freien aufgejagt und ſtirbt nach verzweifelter Gegenwehr unter den Biſſen vieler Hunde.

6) Friedrich der Einzige. Ein Heldengedicht von J. K. Königs, Verfaſſer der Gedichte: „Der Sommer und der Winter." Erſtes Bändchen, vier Geſänge. Aachen und Leipzig, Mayer, 1833.

Friedrich der Einzige iſt geſtorben. Seine ungläubige Seele erſtaunt, daß ſie nicht nur überhaupt, ſondern ſogar unter den chriſtlichen Seligen fortdauert. Gott ſieht nicht auf den Glauben, ſondern auf die Thaten der Menſchen. Friedrich hat immer chriſtlich gehandelt (unter Anderm 1773) und iſt ein großer Mann, ein König ohnehin, alſo Marſch, Marſch, Ew. Majeſtät, mögen Sie,

Voltaire's Schüler, wollen oder nicht, Sie müssen in den christlichen Himmel hinein!

Er sah da Wesen schweben und großen
Blicks ihn beschauen, er kannte die Wesen nicht, und sie schwebten
An und bei ihm vorüber, es waren and're Gestalten,
Höher gebildet, so schwebt er einsam schier, doch von Lebru
Rings umrungen, er stieg und erhob in eigenem Werth sich
(Der nach Glauben sich nicht abmißt, nur nach Handel und Thaten),
Wurde ähnlicher immer dem rings umschwebenden Leben,
Unter den Seligen war er erwartet; einzelne schwebten
Näher ihm, schwebten mit ihm einher; das Dunkel des Blickes
Schwand ihm immerhin mehr. Er sah in der wahren Gestalt izt,
Froh erstaunt, vor sich den großen Friedrich Wilhelm.
Himmlisch und hehr war seine Gestalt und strahlend in Urlicht.
Beide schwiegen und jeder gedacht', abmessend, der Thaten,
Die sie im Weltgewirre getan; sie schwiegen hinschwebend.
Da nun kam Sophie Charlotte näher (und Leibniz
War ihr Gefolge) sie kam einher nun, bietend die Rechte
Friedrich dar. Auf einmal ergriff ein höheres Daseyn
Seinen Geist, und er sprach erstaunt und entzückt zu Charlotte:
Irdisch stamm' ich von dir und deine höhere Geisteskraft
Ward mir, ach ausländisch hab' ich dem irrigen Schönen,
Von der irrenden Welt verführt, gehuldigt, mein Volk stieg
Unter mir hoch empor im Forschen und glücklichen Liedern
Von mir immer verkannt; doch irrte vielfach die Welt rings
Und ich, fest im Gange, den ich, ein Herrscher, genommen,
Blieb in der Irr', ich stand tief unter dem strebenden Volkssinn.
Wenig in meiner Sprache gebildet, zu wenig sie liebend
Ging ich daher, das duldende Volk errang es, hochachtend
Seinen König, der groß im Großen war und im Größ'sten —
Klein —; so steh' ich vor dir ein deutscher König und — undeutsch.
Ihm antwortete rasch Charlotte: der einzelne Mann irrt
Leicht. Noch irren wohl Deutsch' und Niederdeutsche und Slaven,
Wir sind hier und machen den großen seligen Weltstaat,
Völker machen ein Volk und Welten die selige Welt aus.
Würdig hast du gehandelt und groß und menschlich geirret;
Komm, o König der Erd', und sey bei Seligen selig.
Nunmehr kam der Vater des Königes, Friederich Wilhelm:
Freudig sah er den Sohn, und sprach: ich hoffte zulezt viel.
Viel von dir, du hast es getan, und mehr als ich hoffte.
Dein Geschick war groß, du hast in deiner Bestimmung
Groß gehandelt; ich irrt' an dir, du hast es verziehen,
Denn dein Sinn war edel, du liebtest deinen Erzeuger.
Friederich sagt erwiedernd: die strengste Tugend sie irrt auch;
Strenge warst du, dein Sohn leichtfertig; er hat sich geändert;
Ach die Tugend des Vaters, sie bildet zulezt auch den Sohn um!
Jezt heran tratst du, erhabener Churfürst, sprachst nun:

Lassen wir den Churfürsten sprechen, es sprechen noch mehr Leute.

Homerus
Schwebte mit Hermann hier und Friedrich von Staufen, sie kamen
Aus Gefilden des Mars und Saturns; und wollten des Königs
Sich erfreuen ꝛc.
Homeros
Sprach: ihr wißt es, Achill wird durch mich ewiglich leben,
Du auch, Hermann, bist hoch bei Deutschlands Barden geachtet,
Deinen Ruhm hat die Zeit vermehrt; so, Friedrich, so wird es
Dir auch ergeh'n, es werden einst große Barden dich preisen
Und dein Ruhm verbreitet sich würdig über die Welt hin.

Unter diesem Barden, mit dem sich Homer bescheiden zu vergleichen wagt, soll ohne Zweifel der Verfasser verstanden seyn.

Sollen wir die Leser noch mit den Gesprächen zwischen Friedrich und dem Klopstock'schen Seraph Eloa „in den höhern Räumen des Sternes" unterhalten, oder haben sie an der ersten Probe genug? Wollte man alles Komische in diesem Heldengedicht zusammenfassen, so dürfte man fast keine Zeile auslassen. Wir bemerken nur noch, daß der Verfasser auch im Himmel noch die Hof-Etikette beibehält, denn der alte Fritz ist nicht bloß selig schlechtweg, sondern hochselig.

Auf den Hohen herzu Hochseligen kam Charlotte,
Friederich Wilhelm dann, der größeste Churfürst, jene
War begleitet von Leibniz und dieser von Friedrich von Homburg.
Cäsar dann, ihm zur Seite war Brutus, irdische Schwächen
Sich verzeihend und allverziehen, Homeros, du schwebst dort,
Neben dir Tasso und Virgilius, neben ihm Klopstock,
Milton, Schiller, Horaz und Camoens, Shakespear, Keppler,
Leibniz, Ariost, Dante, Kopernik, Kamler und Lessing,
Pindar, Sophokles, Euripid, begeisterte Seher,
Turenne auch und Dacier und Corneille und der edele Sulli,
Cobrus dann, auch Medon, sein Sohn, für Großes empfindsam,
Helden schwebten noch hier aus allen Völkern, von allen
Stämmen, vergessene Barden, die ewigen Ruhm doch verdienten,
Deutschen Stamms. Auch schwebt Alexander hier.

Dieses Schweben hört nicht auf, von der ersten bis zur lezten Seite schwebt es und schwebt, bis Friedrich bei Gott Vater selbst eine Audienz erhält. Die Geschmacklosigkeit im Ideengange dieses Gedichts wird nur durch die Kopfweh erregende Disharmonie der Hexameter übertroffen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 6. Freitag, 16. Januar 1835.

Epische Dichtkunst.

7) Sämmtliche Dichtungen von J. H. v. Wessenberg. Erster Band. Julius, Pilgerfahrt eines Jünglings. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cottaſche Buchhandlung, 1834.

Da wir erſt vor einigen Jahren in Nr. 67 des Literaturblatts von 1832 eine ausführliche Anzeige dieſes Gedichts gegeben haben, ſo beſchränken wir uns gegenwärtig darauf, es nur im Allgemeinen wieder zu empfehlen, als ein Werk, das dem Jüngling zwar den Widerſpruch des Lebens mit dem Ideale zeigte, ihn aber nur enttäuſcht, um ihn deſto mehr in einem durch Weisheit aufgeklärten edeln Handeln zu beſtärken, ein Werk, das nach innen tief in des Jünglings Gemüth, nach außen weit in die Zeitgeſchichte und ihre Kämpfe eingreift, daher nicht bloß in einer romantiſchen Wolkenwelt verweilt, ſondern der Poeſie unbeſchadet recht praktiſche Lehren ertheilt, und das durch den Seelenadel, den es athmet, wie durch das reine Wohlwollen für die Jugend und durch ſeinen eigenen friſchen, jugendlichen, freien Geiſt in jedem Leſer die Verehrung nur ſteigern wird, welche dem Namen Weſſenberg von allen Deutſchen gezollt wird.

8) Die Eroberung von Granada. Ein epiſches Gedicht nach dem Italieniſchen des Hieronymus Graziani. Von C. M. Winterling. Zwei Bände. Nürnberg, Haubenſtricker, 1834.

Ob man es den Herren Voß, Gries, Kannegießer ꝛc. nicht übel genommen hätte, wenn ſie in ihren Ueberſetzungen des Homer, Virgil, Arioſt, Taſſo, Dante ꝛc., und zwar nicht etwa in Vorreden oder Einleitungsſonetten, ſondern in den Texteswortен ſelbſt ſtatt der Muſe oder der alten Fürſten und Mäcene moderne angeredet hätten? Es gibt Fürſten in unſerer Zeit, die viel mehr ſind als die alten Eſte, Farneſe, Medici ꝛc., und ſchöne Prinzeſſinnen, die ich lieber anreden möchte als die unbeſtimmte Göttin; indeß, wenn es ſich von einer Ueberſetzung oder auch noch ſo freien Bearbeitung handelt, gebietet die Diskretion nicht nur gegen den alten Dichter, ſondern ſelbſt gegen den neuen Fürſten, ſich dergleichen Verwechslungen nicht zu erlauben. Welcher geiſtreiche Fürſt könnte es ertragen, daß man auf einer Antike, die etwa die Inſchrift Cäſars oder Auguſts oder Antonius

trüge, dieſen Namen weglöſchte und den ſeinigen hinſezte?

Das Gedicht ſelbſt iſt ſchön, obgleich es hinter dem befreiten Jeruſalem zurückbleibt, wie Richardett hinter dem raſenden Rolaud. Viele ſeiner Schönheiten ſind es deßwegen nicht mehr, weil ſie nicht neu ſind, z. B. die Taufe des ſterbenden Osmin durch ſeine chriſtliche Geliebte, die allzuſehr an die Taufe der ſterbenden Chlorinde durch Tancred erinnert; und ſo manches andere; dagegen hat das Gedicht auch mehrere ganz originelle Züge, und iſt im Ganzen ſo wohlgelungen, daß es allerdings verdient hat, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden. Ref. hat des italieniſchen Originals nicht habhaft werden können, es ſcheint ſehr ſelten zu ſeyn. Er begnügt ſich alſo, den Inhalt des Gedichts nach der ziemlich frei ſcheinenden Uebertragung mitzutheilen.

Ferdinand und Iſabelle bekämpfen den König Boabdil von Granada. Auf beiden Seiten ſtreiten edle Helden und Heldinnen. Die ſchöne Silvera kämpft auf der chriſtlichen Seite gegen einen Mohren.

Es ſammeln ſich um dieſes Kämpferpaar
Der Krieger viel, die es im weiten Kreis umgaben,
Um ſo, uneingedenk der eigenen Gefahr,
Den Blick an dieſem Schauſpiel zu erlaben.
Indeſſen reißt der Mohr mit ſtarker Hand
Beim Helm den Gegner fort. Da bricht und löſet
Sich des Geſpänges feſtes Band,
Und es erſcheint Silverens Haupt entblößet.

In goldnen Ringeln wogt ihr wallend Haar
Herab auf Schultern, Bruſt und Rücken,
Und Perlen edlen Schweißes ſchmücken
Mit feuchtem Glanz ihr rothes Wangenpaar.
Verwundend heilt der Augen Wunderlicht,
Worinnen Liebeshuld mit Zornwuth ſich vermählet,
Und von der reizendſten Erbitterung beſeelet,
Stößt ab, indem es lockt, ihr ſchönes Angeſicht.

Sie wird durch einen andern Mohren, den edlen Osmin, gerettet, der ſie liebt, von dem ſie ſich aber wieder trennen muß. Dann lernen wir die ſchöne Elvira, Tochter eines mohriſchen Fürſten, in ihrem Harem kennen. Sie wird von einem ſpaniſchen Ritter, dem tapfern Hernando, geliebt, der als Mädchen verkleidet zu ihr gedrungen und ſogar ihre Zofe geworden iſt, ohne daß ſie ſein Geſchlecht und ſeinen wahren Stand entdeckt. Er wagt es nicht, ihr ſeine Liebe zu geſtehn, obgleich er ihr täglich nahe iſt, weil ſie einen andern chriſtlichen Ritter, Gonſalvo, liebt; ja er muß in ſeiner Eigenſchaft als Zofe ſogar der Vertraute und Liebesbote ſeiner ſchönen Gebieterin werden. Indeß gereicht es ihm zum Troſt, daß er erfährt, Gonſalvo liebe ſchon eine andere, die reizende Roſalba, und könne nie Elvirens Liebe erwidern. Bevor aber Hernand zu Elviren zurückgekehrt iſt, ihr dieſe Botſchaft zu überbringen, wird Elvire von dem Mohren Mauraſt entführt. Hernand jagt ihm nach und tödtet ihn, Elvire aber bleibt verſchwunden. Von Neuem tritt Silvera auf. Sie hat erfahren, daß Altabrun, der ſich vergeblich um ihre Liebe bewirbt, ihrem geliebten Osmin nachſtelle, und von zärtlicher Unruhe gequält, eilt ſie hinaus, dieſen zu ſchützen. Sie verirrt ſich im Walde, ſteigt endlich vom Roß und ſchläft ein. Als ſie erwacht, erblickt ſie Osmin, der ganz in der Nähe ebenfalls geſchlafen hat, doch ehe ſie ſich von ihrem Erſtaunen erholen können, werden ſie geſtört. Roſalba wird von dem Rebellen Albimont von Murcia geraubt, und da man ſein Schloß belagert, will er ſie zulezt ermorden, um ſie keinem Andern zu überlaſſen, erſticht aber aus Irrthum ſtatt ihrer nur eine Zofe. Sie flieht in männlicher Kleidung unter dem Namen Armind. Nun nahen ſich die Schaaren des Sultans von Marokko, deſſen heldenmüthige Tochter Darara an der Spitze, um Granada beizuſtehen; Darara ſieht den ſchönen Knaben Armind und wird von Liebe entzündet. Gonſalvo aber glaubt Roſalba todt.

An König Ferdinands geweihtem Degen ſoll Spaniens Glück hängen. Ein gewiſſer Albin ſtiehlt dieſen Degen und will ihn dem Sultan von Marokko bringen. Am Ufer trifft er auf Elviren und Roſalben, die der Zufall zuſammengeführt; Darara kommt hinzu, ſieht in Roſalben ihren geliebten Armind und entreißt ſie Albins Händen. Nun kommt aber Gonſalvo, ſieht Roſalben, glaubt ſie durch Darara gefährdet und kämpft mit dieſer. Da kommen Korſaren herbei und nehmen Albin und die drei Mädchen gefangen, nur Gonſalvo entkommt. Auf dem Schiff liegt Hernand gefangen, der in der Feinde Hand gefallen war. Die Korſaren gerathen aber unter einander ſelbſt in Händel und morden ſich. Hernand reißt ſich von ſeinen Ketten los und erſchlägt den Reſt der Barbaren. Nun kommt aber Gonſalvo auf einem Kahne dem Raubſchiff nachgefahren, hält aus Irrthum Hernanden für den Räuber und kämpft mit ihm; Beide verwunden ſich auf den Tod.

An der Weſtküſte Afrika's in einem Zauberſchloſſe wohnt Alkind, der Nekromant. Er ſieht Granada's Gefahr, und daß der geweihte Degen wieder in chriſtlichen Händen (auf dem Schiff) iſt. Sogleich befiehlt er ſeinen Geiſtern, das Schiff herbeizutreiben. Es landet, und die

verwundeten Helden, die drei Damen und der Wunderdegen werden von Allind in Empfang genommen. Er übergibt sie seinen Töchtern Regia und Belsirene zur Verwahrung und eilt selbst auf einem Drachenwagen nach Spanien. Hier räth er dem Boabdil, den eifersüchtigen Ritter Altabrun zur Empörung gegen König Ferdinand zu reizen und sich des Aschenkrugs zu bemächtigen, in dem die Reste der Königin Granada, der Gründerin des Reichs, aufbewahrt werden, weil an ihnen Granada's Glück hänge, wie an dem Wunderdegen das Glück Ferdinands. Altabrun wird aufgehezt, er klagt Silvera an, Osmin der Ungläubige sey ihr Buhle. Osmin selbst, in christlicher Verkleidung, kämpft für ihre Ehre und tödtet seinen Gegner Odont, den Freund Altabruns. Aus dem christlichen Lager zurückkehrend, kleidet er sich in die Rüstung des besiegten Feindes. Da trifft ihn Silvera, hält ihn für Odont und Beide kämpfen, Beide verwunden sich tödtlich. Sterbend erkennen sie sich und Osmin empfängt noch die Taufe.

Altabrun bringt das Heer in Aufruhr, der Nekromant scheint zu siegen, Spanien ist in der größten Gefahr. Da wendet sich die Königin Isabella im Gebet zu Gott und durch eine Vision wird ihr der Himmel aufgethan. Gott erhört ihre Fürbitte und die Macht der Dämonen muß weichen. Hernand wird zum Retter ausersehn. In ihn verliebt sich seine Hüterin Belsirene, aber aus Treue gegen Elviren erwidert er ihre Liebe nicht. Ihre Schwester Regia befreit Darara, Gonsalvo, Elvira und Rosalba heimlich. Belsirene bemerkt es und macht Lärm. Alles bewaffnet sich, Hernand ergreift den geweihten Degen und bedient sich seiner, alle seine Leidensgefährten zu befreien. Belsirene stürzt sich verzweifelnd in's Meer. Jezt erklärt man sich. Gonsalvo und Rosalba werden vereinigt. Elvire, die den ersteren aufgeben muß, entschließt sich endlich, den tapfern Hernand, in dem sie ihre ehemalige treue Zofe wiedererkennt, die Hand zu reichen. Darara sieht mit Erstaunen, daß ihr geliebter Armind ein Mädchen ist, läßt sich taufen und will eine Nonne werden, fällt aber zuvor im Kampfe gegen die Ungläubigen. Gonsalvo vollbringt Heldenthaten und die Christen siegen wieder, besonders da St. Jago selbst kommt, die bösen Geister der Nekromanten davon zu jagen. Altabrun bereuet und macht sein Vergehen durch Thaten wieder gut. Hernand gewinnt den verhängnißvollen Aschenkrug und Granada fällt. Da, zur glücklichen Stunde, kehrt Kolumbus aus Amerika heim und beschreibt die Wunder der neuen Welt.

Natürlich habe ich in dieser Skizze die einzelnen Schlachtscenen, Zweikämpfe und dergleichen übergangen. Aber aus den vorliegenden Zügen erkennt man den geistvollen Dichter. Das Ganze rundet sich schön. Das Gebet Isabellens bildet den lichten Mittelpunkt und gibt dem Gedicht einen alterthümlichen katholischen Schein, der ihm sehr wohl ansteht. Rosalba verbindet auf der andern Seite die verschiedenen Heldengruppen und zärtlichen Abenteuer auf eine so einfache als anmuthige Weise. Nur die Begebenheiten des Osmin und der Silvera sind als Episode zu betrachten, reihen sich aber durch Altabruns Verrath dem Ganzen an und dienen zugleich zu einer gefälligen Abwechslung. Mancher unsrer neuern Dichter könnte hier lernen, was Komposition heißt, eine Kunst, die leider durch die leichtsinnige Romanschreiberei immer mehr verwildert.

9) Das Bild der Sündflut, in zwölf Abtheilungen von Andreas Wasserburg. Mainz, in der Hofbuchdruckerei Th. v. Zabern, 1834. S. 106.

Nach Klopstocks Messias schrieb bekanntlich schon Bodmer eine Noachide in wasserreichen Hexametern. Herr Wasserburg hat unpoetischen Versen mit Recht poetische Prosa vorgezogen. Folgende Schilderungen zeigen von einer sehr lebhaften Phantasie: „Die Hochgebirge, deren Häupter sich in die Wolkenwand verloren, tauchten schon ihre Füße in Fluten. Wie Inseln ragten die Rücken der Hügel, mit Hütten besäet, über den zum Meere anschwellenden Euphrat. Die unwiderstehlich steigenden Fluten jagten die Thiere in sinnloser Wuth umher; indessen der Aufruhr der Elemente der Menschen grausenden Hülferuf zerstiebte, die wie die Thiere umherirrten. So weit der Taurus steht, schaut er auf Scenen der höchsten Verzweiflung. — Das Einhorn, das vorerst selbst Noe's Lockstimme sich scheu entgegenstämmte, indessen das mit ihm verwandte Pferd enthusiastisch-froh ihm wiehernd folgte, eilt schnaubend jezt, als jagten Plagegeister es spornend durch den See, daß die Gewässer stäubten. — Dort geht der Löwe, triefend aus dem trüben Wasserstrudel, die Mähne schüttelnd und den Donnerrachen öffnend; wüthend sezt er an, um eine Anhöhe von Menschen zu erkämpfen, die jezt der Tod noch schonte. — Herangeschwemmte Kähne mit Menschenlasten scheinen sich über den sich wälzenden Wellen zu krümmen. Da hängen sie auf der Höhe der Woge und schießen hinunter in brausenden Abgrund, bis ein gesteigerter Wasserberg die Ringenden überstürzt, die im heißen Todesschrei schwinden."

Eben so schön ist auch die Schwüle vor dem Regen, ist überhaupt Alles geschildert, was zum Landschaftlichen gehört; nur die Einmischung Lucifers, Satans, der

verführenden Teufel und der rettenden oder strafenden Engel kann uns hier so wenig gefallen, als sie uns jemals bei Klopstock gefallen hat. Nur bei Milton erscheint die Dazwischenkunft des Teufels durch die betreffenden Bibelstellen selbst und durch das Hauptinteresse der Handlung natürlich bedingt, und doch sollte auch hier der Teufel nirgends anders erscheinen dürfen, als auf Erden, im Paradiese, nicht aber in einem abstrakten Raume, so wenig wie die Engel in ihrem langweiligen Himmel. Noch weit mehr aber muß in einem Gedicht, welches die Sündflut oder den Tod Christi schildert, der Schauplatz eng auf die Erde begrenzt bleiben, weil er unmöglich erhaben bleiben kann, wenn der Dichter den unendlichen Himmel und die Siriusfernen, welche die Erzengel durchschreiten, dazumalt. Je heimlicher und enger die Umgebung, desto größer tritt das Bild hervor, und der Heiland ist viel erhabner in der Krippe, als auf dem Sonnenthron.

10) Alfred. Romantisch-episches Gedicht in acht Gesängen von Adelheid von Stolterfoth, Stiftsdame. Wiesbaden, Ritter, 1834.

Nach Tasso's Muster in achtzeiligen Stanzen, voll Harnische, Speere, Schlachten, edlen Königen, wilden Rittern, kecken Amazonen ꝛc. Alfred, der bekannte König der Angelsachsen, ist, wie Gottfried von Bouillon, der würdigste Hauptcharakter; und dadurch, daß der Eroberungskrieg der Dänen nur als Rache für den in England vollbrachten Mord des berühmten Ragnar Lodbrock erscheint, ist er poetisch motivirt. Hieraus ergeben sich denn ohne Zwang schöne Situationen. König Hella hat den Ragnar Lodbrock im Schlangenthurm verschmachten lassen. Seine Tochter Alma trifft in kriegerischer Rüstung mit Hubba, Ragnars Sohn, zusammen.

„Als ich erwachte, fiel mein erster Blick
Auf Hubba; doch ich kehrt' ihn ab mit Beben;
Denn Hubba sprach mir kühn von Liebesglück,
Und daß er mir sein ganzes Herz gegeben. —
Doch sterbend wollt' ich enden mein Geschick
Mit diesem armen, freudenlosen Leben;
Und so gestand ich dem Verhaßten frei,
Daß ich die Tochter König Hella's sey."

Er fuhr zurück, er starrte fürchterlich,
Als furchtlos meine Lippen es bekannten.
„„Unglückliche!"" so rief er und erblich,
„„Fluch deinen Göttern, die dich zu mir sandten:
Du bist verloren, nichts errettet dich;
Und meine Blicke, die für dich entbrannten,
Sie kehren sich in Abscheu, Haß und Wuth;
Denn Ragnars edler Geist verlangt dein Blut!""

Auch König Alfred selbst kommt zu solchen Begegnungen und verwundet seine Geliebte Alswitha, da er sie zufällig in einer feindlichen Rüstung trifft. Ueberhaupt — und es ist der Verfasserin nicht zu verdenken — spielen die Damen eine große Rolle im Gedicht. Neu ist in dieser Beziehung die Scene am Schluß, da zwei Nebenbuhlerinnen die Dolche gegen einander ziehen. Im Uebrigen wechseln Schlachten, Liebesscenen, Trauer und Klagen, Festlichkeiten, Skaldenlieder, Heidnisches und Christliches, fromme Mönchsbegeisterung, die Schrecken der Männerwuth und die lieblichen Empfindungen zarter Frauen anmuthig ab. Die Verfasserin hat sich alle Mühe gegeben, ein korrektes und zugleich bilderreiches episches Gedicht zu Stande zu bringen, und wir müssen deßfalls ihrem Takt und Talent Gerechtigkeit widerfahren lassen; doch halten wir es nicht für die Aufgabe der deutschen Dichtkunst, solche Studien nach fremden Mustern zu machen.

R o m a n.

Kaspar Hauser oder der Findling. Romantisch dargestellt von °°°. Stuttgart, Balz, 1834.

Daß ein so interessanter Gegenstand nicht nur von Psychologen und Aerzten, sondern auch von Dichtern ausgebeutet werden würde, war sehr zu erwarten. Spindler hat auch schon das Leben des Knaben in einsamer Gefangenschaft in einer seiner Novellen benuzt. Der vorliegende Roman ist aber kein gewöhnliches poetisches Machwerk, er zeichnet sich vielmehr durch ein sehr pikantes Hervorheben des politischen Momentes aus, welches man in der Geschichte des unglücklichen Findlings hat entdecken wollen, und im Gewande eines Romans sind uns menschliche Leidenschaften und Verbrechen vor das Auge gestellt, die gewiß jedes Lesers Herz erschüttern. Das Kind wird hier als das Opfer für einen Greis dargestellt, und dies erhöht noch die tragische Bedeutung der ganzen schaudervollen Begebenheit, deren einstige Enthüllung zwar vielleicht alle Vermuthungen der Dichter täuschen wird, der aber jenes poetische Interesse und jene traurige Berühmtheit gesichert bleibt, die sich früher die Geschichte der eisernen Maske erwarb.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 7. Montag, 19. Januar 1835.

Epische Dichtkunst.

11) Luther. Ein Gedicht von Ludwig Bechstein. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1834.

Glühende Begeisterung in der schönsten Sprache. Bechstein ist des Verses Herr, wie Wenige, und wenn er nicht bloß spielend dichtet, wenn seine Seele zugleich von der Größe seines Gegenstandes erfüllt ist, so strömen ihm die Worte machtvoll hervor. Hier feiert er den Kämpfer für geistige Freiheit, und jeder Charakterzug Luthers, jede bedeutende Begebenheit seines Lebens wird ihm zum Gedicht. Oft erhebt sich der Dichter zu Dante's ungeheuren Ideen. So beginnt er mit einer Anrede an die Zeit.

Du Herrscherin auf urgranitnem Throne,
Gottgleiche, ewigalte, unsichtbare,
Noch unbegriffen und noch unbeschrieben,
Sprich, graue Rune, wieviel reihst du Jahre,
Jahrtausende wieviel um deine Krone?
Au' deine Kinder, wo sind sie geblieben?
Zeit, rede, kannst du lieben?
Du kannst nicht lieben, wenn du dieses thätest,
Dann wärst du Gott, du Mutter aller Thaten;
Sein Amt heißt schaffen, deines heißt vernichten.
Gott ließ die Aehren reifen, die du mähtest;
Aus Gottes Händen rollen Weltensaaten,
Aus deinen Händen rollen Weltgeschichten.

Dann wird die Zeit vor Luther geschildert.

Schwer war die Zeit — die schwachen Schwingen ruhten,
Der Umkehr ihre Stundengläser harrten,
Der Sand verrann; es war ihr Puls in Spannung.
Der Unsinn schwang phantastische Standarten,
Die Bösen triumphirten über Guten,
Den Kühnen drohte Bannstrahl und Verbannung,
Und jeder Kraft — Entmannung.
Des Dunkels fröhlich, das die Welt umfangen,
Saß Pfaffenlist, vom Völkermark sich nährend,
Gleich Kröten, die der Grotten Thau befeuchtet.
Und als das Licht nun endlich aufgegangen,
Die Nacht verscheuchend und die Welt verklärend,
Begrüßt ihr Fluch den Stern, der herrlich leuchtet.

Luthers niederer Ursprung wird gepriesen:

Der niedern Hütte naht das Glück sich gerne,
Vorübergehend an Palast und Thronen,
Und trägt hinein des Völkersegens Samen,
Zum Heil der Welt, zum Heil der Nationen.
Und aus den Hütten ziehen Riesensterne,
Und aus den Hütten wandeln große Namen,

Die gottgesendet kamen.
Denkt ihr des Knaben, den zum Nilgestade
Die Woge schaukelnd trug in sanfte Hände,
Daß aus der Knechtschaft er sein Volk erlöse?
Denkt ihr des Knaben, den des Vaters Gnade
In Nazareth erweckt', daß er ihn sende,
Der Knechtgestaltung trug mit Göttergröße? —

Ein frommer Bergmann saß vor Ort, umflimmert
Von seines Grubenlichtes matter Helle;
Rastlos schlägt in's Gestein der wackre Heuer,
Voll Lust ausbeutend eine reiche Stelle,
Der Schiefer bricht, die Kupferader schimmert;
Da schwebt der Berggeist her im blauen Feuer,
Und ruft: „Glück auf, du Treuer!"
— Von seinen Worten ward der Schacht erschüttert —
„Du bist erkoren, Gold zu Tag zu schürfen,
Drum wende dich von hier nach andern Landen!"
Die Lohe schwindet und der Bergmann zittert,
Sollt' er auf solchen Ruf vertrauen dürfen?
Er wußte kaum, ob er den Geist verstanden. —

Dann folgt Luthers Jugend, seine Weihe, seine Reise nach Italien. Großartig ist Roms Verderben gemalt:

Die ew'ge Roma ruht, von Nacht umflossen,
Gleich einem Riesendrachenleib in Knäueln,
Gleich Königsgräbern in Aegyptens Wüsten,
Voll Zauberschrift, voll von geheimen Greueln;
Ein Opferstein, mit Martyrblut begossen;
Ein Jungfraunantlitz über Mutterbrüsten,
Mit tödtlichen Gelüsten;
Ein Löwenleib mit starken Doppelschweifen,
Dreifach gekrönt, um dreifach zu gebieten,
Und Greisenklauen, die nach Kronen streben.
Wer kann die Räthsel dieser Sphinx begreifen?
Wer ist so kundig alt und neuer Mythen?
Wer leiht den todten Hieroglyphen Leben? —

Und lange sinnt der Wand'rer ob der Wandlung;
Er mißt des Schicksals Riesenbau, den alten,
Davor das Sonst und Jetzt als Wächter ragen,
Zwar Götter nicht, doch göttliche Gestalten,
Die treu der Menschheit Wollen, That und Handlung
In's ew'ge Buch des Weltenrichters tragen,
Und stets die Zeit verklagen. —
Du graues Rom, du Mutter der Cäsaren,
Wie weintest du bei deiner Söhne Falle,
Und jammertest bei ihren Leichenpompen:
Wie anders sind, die sind, als die da waren!
Ein Seufzen hallt, ein Todtenlied für Alle,
Dumpf durch die Schauer deiner Katakomben. —

Von dem Gespräch in Augsburg wird dies schöne Bild gebraucht.

Gen Augsburg zog einst, wie die Sage kündet,
Die Geisel Gottes mit des Heeres Wolke,
Die das Verderben brüderlich begleitet,
Ein fürchterliches Schreckniß allem Volke;
Da flammen Städt' und Dörfer, glutentzündet,
Und Angst und Todesnoth sind rings verbreitet.
Der Hunnenkönig reitet
Dem Heer voran zum Lech, die Stadt zu stürmen,
Da sieht er rauschend aus den Tiefen steigen
Ein Riesenweib, das ruft: „Zurück! Nicht weiter!"
Drauf hoch und höher sich die Fluten thürmen
Und eilend lenkt sein Roß im tiefen Schweigen
Weit, weit von Augsburg weg der düst're Reiter.

Die Verbrennung der Bannbulle und das erste kühne Auftreten des Reformators begeistern den Dichter zu vielen schönen Strophen. Von dem berühmten Reichstage zu Worms singt er:

Uns ist gesagt von alten Wundermähren: —
Von kräft'gen Helden in der Zeiten Morgen
Ward ein unsterblich hohes Lied gesungen,
Von einem Hort, im Schooß des Rheins geborgen,
Von reicher Lust und bittern Zornes Zähren,
Vom Schall der Schwerter herrlich hell durchklungen:
Das Lied der Nibelungen.
Uraltes Worms, du deutschen Christenthumes
Geweihte Wiege, Dom mit heil'gen Schauern,
Rheinbraut im Rebenkranz mit gold'nem Becher;
Beneidend sieht die Glorie deines Ruhmes
Manch reich're Stadt, es schritt in deine Mauern
Der Freiheit Herold und der Wahrheit Sprecher.

Von einem Rosengarten gingen Lieder
Aus alter Zeit zur späten Nachwelt über,
Den eine Königin in Worms gegründet;
Doch Erdenrosen welken, wenn vorüber
Der Lenztag ihres Blüh'ns, und sinken nieder,
Und keine hat als dauernd sich verkündet.
Kein Leben überwindet
Den Tod, so lange noch der Tod lebendig,
Der mordend geht durch alle Rosenhaine,
Vor dem die holden Lebensfarben bleichen.
Doch seht, ein Kämpfer naht sich, hochverständig;
Und eine Rose, eine silberreine,
Trägt er im Schild, darauf das Kreuzeszeichen.

Ueber Luthers Heirath wird sehr schön gesagt:

Es hatte grausam auf Sankt Peters Stuhle
Ein geistlicher Tyrann der Kirche Söhnen
Die heil'ge Stimme der Natur verboten;
Da sah man Priester wilden Lastern fröhnen,

Und Ungeheuer stiegen aus dem Pfuhle
Der Sinnlichkeit, die Mord der Tugend drohten,
Gehorsam dem Despoten.
Und Luther kam! Er brach die schwarze Schranke,
Und nahm ein ehrlich Weib, zum Trotz der Pfaffen,
Nicht theilhaft werden wollt' er ihrer Sünden.
Er kam, o denkt's mit tiefgefühltem Danke,
Um mit der Freiheit gottgeweihten Waffen
Ein Priesterthum der Liebe zu begründen.

Gott ist die Liebe, darum soll der Priester
Die Liebe kennen, fühlen ihre Weihe,
Denn wer nicht kennet menschliches Empfinden,
Der steht mit Menschen nicht in gleicher Reihe,
Sey's, daß ihn Dünkel aufbläht, sey's, daß düster
In Nacht er fällt der Frevel und der Sünden,
Gott — kann er nicht verkünden.
Ihr Priester, die ihr froh ein Weib umschließet,
Und reich in dessen Liebe, selig fühlet
Daß Gott der Liebe Gott — ihr, die umschlungen
Vom reinsten Band der Menschheit, Glück genießet,
Das Christus nie verbot, das Rom nur raubet,
Dankt Luthern, daß ihm solcher Sieg gelungen!

Nicht minder schön ist endlich, nach seines Lebens Kämpfen, Luthers Tod besungen:

Der Strom des Lebens, welchen wir beschiffen,
Trägt uns vorbei so manchen Uferbildern,
Nach denen sehnsuchtsvoll das Herz verlanget,
Und kaum kann Wechsel solches Sehnen mildern.
Oft aber braust er auch an Felsenrissen
So wild vorüber, daß der Muth erbanget,
Ob er zum Ziel gelanget.
Der Lebensstrom weiht uns als Jordanwelle;
Als heil'ger Ganges rauscht er, wenn wir selig
Im Paradiesesstrom der Liebe baden.
Und oft ergießt er sich als Thränenquelle,
Und trägt die Schiffer sanft und still allmälig
Als Lethe fort zu schlummernden Gestaden. —

Der wack're Schiffer Luther sitzt im Nachen,
Und will zur Heimath fahren; Wogen schlagen
Laut an den Kahn, empörte Fluten toben.
Der Unerschrockne sieht es ohne Zagen.
Hört, wie des Eises Schollen berstend krachen,
Und baut vertrauend auf den Helfer droben,
Die Blicke fromm erhoben.
So ruhig fuhr der Heiland auf dem Meere,
Als die besorgten Jünger ihn erweckten,
Und winkte Ruh' der Flut, der aufgeregten.
Noch wacht der Heiland, dessen Wink die Heere
Der Wogen, welche die Verzagten schreckten,
Gehorsam sich zum Schlummer niederlegten.

Preis dir, du Kämpfer, der für Wahrheit wagte
In edlen Zornes göttlicher Entflammung
Das Wort zu führen unerschrocknen Muthes!
Zurück die Blitze schleudernd der Verdammung,
Stand vor den Feindrn groß der Unverzagte,
Erringend uns das Recht des höchsten Gutes,
Des Leibes wie des Blutes!
Laßt himmelan Giganten tobend thürmen
Die Lasten ihrer Gotteslästerungen,
Daß alle Welt im bangen Zagen zittert!
Der Himmel bebt nicht vor den ird'schen Stürmen,
Die Wahrheit bleibt erhaben, unbezwungen,
Das Wort des Herrn bleibt ewig, unerschüttert.

Nach solchen Proben ist es wohl nicht zweifelhaft, daß Herr Bechstein einen hohen Rang unter unsern Lyrikern einnimmt.

12) Der Nibelungen Lied, frei übersezt von H. v. Rebenstock. Potsdam, Riegel, 1835.

Sehr schön gedruckt. Auch die Uebersetzung selbst ist ungemein gefällig, der Reim fließend und rein, daß man sich mit Vergnügen hinein liest, und nachdem wir alle bisherigen Uebersetzungen gelesen und mehrere davon, die neuern, auch recensirt haben, geben wir dieser mit Vergnügen das Zeugniß, daß sie uns am besten gefallen hat, daß sie am besten dem Zweck entspricht, solche Leser für das herrliche Volksepos zu gewinnen, denen die Lesung des Originals zu schwierig ist. Dennoch bleibt es eine Wahrheit, daß eine Uebersetzung, welche die ganze edle Einfalt und Kraft des Nibelungenliedes wiedergäbe, unmöglich ist. Der Uebersetzer wird niemals ganz jene modernen Wendungen, sentimentalen und pathetischen Ausdrücke der neuern Poesie vermeiden können, die doch dem Geist des alten Gedichts widersprechen. Die Uebersetzer fassen gewöhnlich entweder vorzugsweise die Kraft, das Heroische, oder vorzugsweise die Einfalt, das Naive auf, aber im ersten Falle werden sie, wie Simrock, zu emphatisch und bedienen sich erhabener Redensarten von Hochgefühlen und Thatendrang, wie wir sie wohl bei Schiller, aber nicht im Nibelungenliede natürlich finden; und im andern Falle gerathen sie in eine Art von zärtlicher Tändelei und in die bekannte Mimili-Herzlichkeit, die auch nicht passen will. Der lezteren Versuchung hat unser Dichter nicht zu widerstehen gewußt. Wir finden Ausdrücke bei ihm, wie: „Ihr liebes einz'ges Kind — der Liebe erstes Regen — ein Weibchen macht Euch heiter — mit der Liebe Blicken — Sehnsuchts Schmerzen — mit Entzücken ꝛc., die nicht im Original vorkommen. Zuweilen gefällt er sich auch im prächtigen Ausmalen unbedeutender Nebenpartien, z. B.:

Als der Drommeten Schmettern
Sich dreimal hören läßt,

Wie Wolken, ſchwer von Wettern,
Zieht Schaar auf Schaar zum Feſt.
Der Marſchall Dankwart reitet ꝛc.

Davon ſteht nichts im Original, das einfach lautet:

Do was och der marſchalch mit den chnechten chomen
Danchwart der viel chune ꝛc.

Oder:

Und die Gedanken wogen
Wie ein empörtes Meer;
Geſpenſtiſch kommt gezogen
Der Träume wildes Heer ꝛc.

Auch davon ſteht kein Wort im Original, das bloß einfach ſagt:

— Diu nahte unze an den tach
Diu Vrowe an ir bette mit viel gedanchen lach;
Diu ir viel liuchtiu ogen getruchneten nie.

Man kann alle dieſe Stellen leicht herausfinden, denn man braucht nur einigermaßen die Nibelungen zu kennen, um auf den erſten Blick zu wiſſen, was in der Ueberſetzung treu oder was moderner Zuſatz iſt. Gleichwohl lieſt ſich dieſe Ueberſetzung gut. Hier als Probe Siegfrieds Tod.

Dort auf den Blumenmatten
Am klaren Borne ſteht
Die Lind', in deren Schatten
Ein Lüftlein Kühlung weht.
Dort iſt das Ziel. Sie fliegen
Gleich Panthern muthig drauf;
Am Ziel iſt Siegfried; ſiegen
Sah ihn die Schaar im Lauf.

Und an der Linde hemmt er
Faſt athemlos den Flug,
An einem Aſt da ſtemmt er
Den Speer, den treu er trug,
Er löst von Gurt und Binde
Den Köcher und das Schwert,
Und lehnt ſie an die Linde
Die Waffen, ihm ſo werth.

Und an den Brunnen geht er,
Dort legt er ab den Schild,
Und an dem Brunnen ſteht er,
Des Durſtes traurig Bild,
Da, harrend auf den König,
Er nicht zu trinken wagt;
Das rührt den Fürſten wenig,
Der ſchlechten Dank ihm ſagt.

Gewitterwolken ſchweben,
Die Lüfte ſind ſo ſchwül;
Nur hier iſt's wohl zu leben,
Am Brunnen iſt es kühl.
Es naht der König ſchweigend
Des Bornes laut'rer Flut,
Und trinkt, herab ſich neigend,
Mit tiefen Zügen gut.

Bei ihm ſchaut Siegfried wogen
Die Well' in kühler Nacht,
Und Hagen hat ſchon Bogen
Und Schwert hinweggebracht;
Leis nahet er dem Speere,
Blickt düſter auf die Naht
Und harrt beim Mordgewehre,
Entſchloſſen zu der That.

Es hob nun aus der Welle
Das Haupt der Fürſt vom Rhein,
Da ſenkte in die Quelle
Der Held den Mund hinein.
O unglückſelig Bücken!
Der Mörder hob den Spieß
Und ſchoß ihn in den Rücken,
Wohin das Zeichen wies.

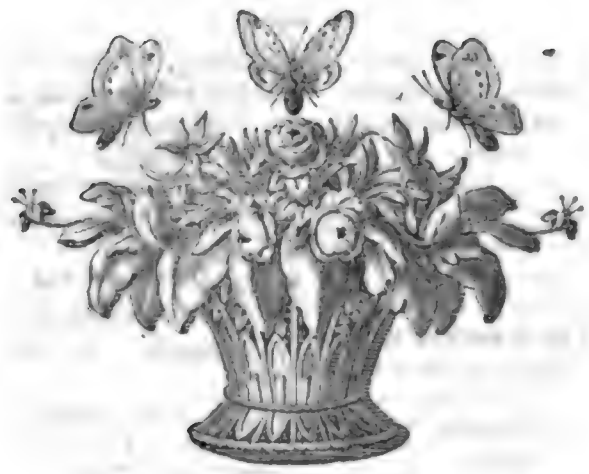
Und mit der Rache Hitze,
Geführt von ſtarker Hand,
Durchdrang des Eiſens Spitze
Des treuſten Herzens Wand,
Als Blut mit heißem Strahle
Hervor im Bogen ſchoß,
Das, zeichnend Mördermaale,
Auf Hagen ſich ergoß.

Er ließ den Mordſpeer ſtecken,
Sucht' in der Flucht ſein Heil;
Noch keinen Mann mit Schrecken
Floh Hagen ſo in Eil';
Denn Siegfried hatt' erhoben
Vom Brunnen ſich mit Kraft,
Und furchtbar wollt' er toben,
Da hindert' ihn der Schaft.

Dorthin die Blicke flogen,
Wo er die Waffen glaubt:
Doch wehe! Schwert und Bogen
Hat Hagen ſchon geraubt;
Da greift er zu dem Schilde,
Mit dieſem kaum bewehrt,
Gleich dem verletzten Wilde,
Er auf den Mörder fährt.

Der kann ihm nicht entfliehen;
In der Verzweiflung ficht
Der Held, daß Funken ſprühen,
Der Schildrand ſchmetternd bricht,
Und Hagen fällt, gefunden
Hätt' er verdienten Tod;
Doch Siegfrieds Todeswunden
Befrei'n ihn aus der Noth.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 8. Freitag, 23. Januar 1835.

Epische Dichtkunst.

13) Bilder griechischer Vorzeit. Von Wolfgang Robert Griepenkerl. Berlin, Posen und Bromberg, Mittler, 1833.

Wohlklingende Verse, heitere Bilder! Doch ist der griechische Charakter nicht streng festgehalten. Der Verf. ist zu sehr in die Landschaftmalerei der Tiedge-Matthisson'schen Elegie verfallen, die zum plastischen Charakter der Antike nicht paßt. Gegenstände wie die Mythe vom Orion, die Geburt der Aphrodite, Niobe verlangen bloß plastisch schöne Formen und eine edle Draperie, aber nichts von Landschaft, höchstens einen Baum, einen Stein oder nur Zweig als Attribut, als leise Andeutung der Landschaft, durchaus aber nicht förmliche Landschaftgemälde, weil in diesen die Antike von Marmor gar zu leicht aufhört, das Auge allein zu fesseln, und zur bloßen Staffage herabsinkt.

Das höchste und beste Gedicht ist Orion. Die Geburt der Aphrodite hätte reizvoller seyn sollen, um ihren vielen poetischen Vorbildern den Rang abzulaufen.

Da wie ein neues Gestirn aufgeht in den sternbeschneiten
Feldern des nächtlichen Himmels, entraucht in silberner Muschel
Aphrodite dem Schaume des Meers — und im Strom des
Entzückens
Küßte die Göttin zuerst, die schlummernde, groß vor dem
Weltall,
Phöbus Apollon, der König des Lichts, und gab sie dem Leben. —
Scheu von den Augen entwich ihr der Schlaf, die geschlossene
Wimper
Zuckt, und öffnet sich leise, sie blickt in den Himmel,
Tief, und wieder hinab auf die staunenden Völker im Kreist —
Ach, und erinn'rungslos erwachte die Göttin der Liebe!
Aber mit siegenden Strahlen umfing sie der Herrscher des Tages,
Phöbus Apoll, und wie Stern' entglommen die ersten Gedanken
Ihr im dunkeln Sinn, es trat in die ernste Geberde
Scheu ein holdes Entzücken der frühtagdämmernden Helle
Gleich, und Bewußtseyn schlug wie der Strahl der beglückenden
Sonne
Tief durch die schwimmenden Augen — da hob sie die herrlichen
Glieder,
Schwang sich empor, und stand — o daß sie die Wellen
nicht bergen —
In holdbangender Scheu vor Himmel und Erd' und Gewässer.
Anschau'n Alles und Staunen! — Die Schaaren umher auf
den Fluten,
Schweigsam lagen sie rings, kein Laut im unendlichen Weltall.
O da schwoll ihr das Herz, da ward ihr die innerste Seele
Groß in der Feier des Tags, da hob sie die blendenden Arme
Offen zum Himmel, und wieder gesenkt hin über die Wasser,
Und schon wollte das Wort, das erste, den Lippen entschweben —

O, da gab ihr die ebene Flut in lieblichster Wahrheit
Rein aus der Tiefe zurück das eigene, reizende Bildniß,
Wie es, von Wellen gewiegt, aufschwebend und wieder hernieder,
Nicht die Muschel verließ, nachahmend der kleinsten Bewegung
Reizendes Spiel — das herrliche Haupt sanft übergebogen,
Bald die geschäftige Hand zur Seite gewendet, der Locken
Tropfende Fülle zu ordnen, sie schön in Flechten zu legen,
Bald den glänzenden Fuß scherzend im Wellengekräusel —
O wie war sie entzückt! Leicht um die geschlossenen Lippen
Spielt ein gefälliges Lächeln, und schwebt auf die Wangen:
„Ich lebe!“ —
Rief sie erschreckt — und geschäftig sogleich trug freudig ein Zephyr
Ueber die Wasser das Wort, auf die Erd' und hoch in den Himmel,
Und es jauchzte das All.

So viel Schönes in dieser Schilderung ist, mangelt ihr doch gerade die lieblichste der Grazien, die Naivetät. Schon daß die ganze Welt versammelt ist, um der auftauchenden Göttin zuzusehn, daß Apollo gleich täppisch mit seinem Kuß zufährt, daß das Alles nicht stiller und zarter behandelt wird, und daß sie am Ende das so überflüssige und kokette: „ich lebe!“ ausspricht, stört das an sich liebliche Bild. Sie mußte nothwendig allein seyn und staunen wie ein Mädchen, aber nicht wie der Philosoph Carteſius (cogito, ergo sum); das Bewußtseyn, daß sie lebe, durfte bei der Venus nicht früher kommen, als das Bewußtseyn, daß sie liebe.

Das erste Gedicht ist in Distichen geschrieben. Warum hat der Verf. so oft den Pentameter ohne Schluß gelassen und in das folgende Distichon hinübergeleitet, was dem Ohr stets unangenehm ist? Wenn auch nicht nothwendig mit einem Punkt, sollte doch der Pentameter immer mit einem natürlichen Abschnitte für das Ohr schließen. Seite 5:

Dort an ortygischer Bucht in schwindender Ferne des Meeres
Bildet der hangende Fels nahe der schäumenden Flut
Ragend ein Grottengewölb', es schmückt reich blühend den Eingang
Rankendes Epheugrün, und von den Felsen herab —

Dieser Schluß ist dem Ohr nicht angenehm, denn es hängt mit dem folgenden

Sprudelt ein munterer Quell,

so genau zusammen, daß der Sinn hier durchaus keinen Ruhepunkt und Abschnitt in der Mitte zwischen „herab“ und „sprudelt“ zuläßt. Dasselbe ist der Fall in folgenden Beispielen Seite 7, 8, 9, 10.

Hebst du mir sogleich das Kind
An dein liebendes Herz. —

Tief aufwühlend den Grund und in den eigenen Schooß
Stürze zertrümmert die Last. —
Rosse gewaltigen Laufs, und vor ortygischer Bucht
Hielten sie an. —
Siehe, da tagt es in Ost, sternebekleidete Nacht
Dunkelt im Westen hinab. —

14) Die Sage von Odyſſeus nach Homer. In Reimen bearbeitet von Dr. Ed. Eyth. Mit Abbildungen. Karlsruhe, Braun, 1834.

Wir sind weit entfernt, einen Versuch dieser Art tadeln zu wollen, da die bisherigen Uebersetzungen in Herametern gewiß das deutsche Ohr nicht völlig befriedigen, doch im Allgemeinen müssen wir den deutschen Hexameter vertheidigen und ihn für die Uebertragung homerischer Dichtungen vindiciren. Wenn es auch wahr seyn sollte, daß der deutsche Hexameter, wie Dr. Eyth behauptet, kein Glück mehr mache, so wäre damit noch keineswegs bewiesen, daß er verwerflich sey. Er ist es gewiß nicht für Uebersetzungen aus den Klassikern. Er schließt romantische, christliche Stoffe und Tendenzen aus, ja er paßt trotz Goethe's Hermann und Vossens Louise nicht ganz zu modernen Darstellungen, aber er ist unentbehrlich für Uebersetzungen. Christliche und moderne Gegenstände in die antike Form übersetzen, ist eine bloße Spielerei, eine Kunstübung, aber es ist nicht nothwendig, nicht natürlich. Aus demselben Grunde ist aber auch die Uebersetzung antiker Gedichte in die moderne Form nicht natürlich oder nothwendig, obwohl eine erlaubte Uebung. Immer bleibt uns die Aufgabe, den Homer in seinem ursprünglichen Versmaaß wiederzugeben, um ganz seinem Charakter treu zu bleiben, und die Versuche haben wenigstens im Einzelnen gezeigt, daß dies sehr wohl möglich ist. Wer wiegt sich nicht mit Wohlgefallen auf den Wogen des klassischen Verses, wer möchte vom Hexameter ohne inneres Widerstreben zum Jambus übergehn; wenn es auch allerdings zu beklagen ist, daß Voß so gar oft und immer wieder die homerische Einfalt nicht begriffen, und an die Stelle der naivsten Reize unerträgliche Härten, steife pathetische Ausdrücke, affektirten Bombast und kostbare Prachtwörter gesetzt hat.

Uebrigens darf man Uebersetzungen in Hexametern nicht tadeln, wenn man selbst nicht fließender in Jamben schreibt. Die des Herrn Dr. Eyth ist ebenfalls hart, namentlich durch den allzu häufigen Gebrauch des männlichen Reims. Man lese folgende Probe und frage sich, ob das homerischer Wohllaut ist. Die Freier sprechen:

Nunmehr die Freierschaar: „vor allen Dingen
Schick' deine Mutter fort; sie solle
Dem selbsterwählten Manne sich vereinigen,

Und welchen ihr der Vater geben wolle!
Doch, wird sie uns noch länger peinigen
Mit solcherlei arglistigem Betrug,
Den sie von der Athene hat bekommen,
Von welcher Kunst sie und Verstand genug
Und List erhielt, wie wir noch nie vernommen,
Daß jemals einem Weibe ward zu Theil — —
So schlau war Tyro nicht, und nicht Alkmene,
Als hier Penelope — auch nicht Mycene,
Von Allen keine! Aber nicht zum Heil
Besann sie sich so gut; denn ohne Rast
Verzehren wir dein Gut und was du hast —
— Das merket euch nur wohl: so lang sie bleibe
Auf diesem Sinn, den sie so fest bewahrt.
Sich selbst zwar macht sie zum berühmten Weibe;
Du aber hast dabei noch nichts erspart.
Auf dieser Stelle wird von uns geblieben,
Bis sie sich wählt nach eigenem Belieben."
„Telemachos verständig drauf begann:
Nicht wider ihren eig'nen Willen kann
Ich aus dem Haus, Antinoos, verjagen,
Die mich geboren und als Kind getragen."

Dagegen die Voſſiſche Ueberſetzung:

Sende die Mutter hinweg und gebeut ihr, ſich zu vermählen,
Ihm, wen etwa der Vater verlangt, und ſelber ſie auskor,
Aber wofern noch lange ſie höhnt die edlen Achaier,
Jenes im Geiſt ausſinnend, was reichlich ihr gab Athenäa:
Werke der Kunſt zu üben, voll Reiz und kluger Erfindung,
Samt der Liſt, wie ſie keine gekannt auch der vorigen Weiber,
Aller, ſo viel auch gelebt ſchönlockige Töchter Achaia's,
Tyro, oder Alkmen', und die ſchwngekränzte Mykene;
Deren keine ſo viel Anſchläg' als Penelopeia
Ausſann: doch ſoll dieſes zum Heil ihr nimmer erdacht ſeyn!
Denn ſo lange verzehren dein Gut und Vermögen die Freier,
Als noch jene beharrt bei ſolchem Sinn wie die Götter
Jetzt in die Seel' ihr gelegt! Zwar ſchafft ſie ſich ſelber des Ruhmes
Viel umher, dir aber Verluſt an großem Vermögen!
Traun nicht welchen wir eher zum unſrigen, oder wo anders,
Ehe ſie, welchem ſie will, ſich vermählt hat, aus den Achaiern!
Und der verſtändige Jüngling Telemachos ſagte dagegen:
Nimmer, Antinoos, kann ich mit Zwang aus dem Hauſe verſtoßen,
Die mich gebar und erzog; mein Vater ſey in der Fremde
Lebend, oder auch todt.

Oder eine andere Stelle:

Die edle Jungfrau ſprach's und trieb
Die Mäuler mit der blanken Geißel an;
Da liefen ſie behend das Land hinan,
Daß bald das Ufer weit dahinten blieb.
Die Jungfrau aber lenkte mit der Hand;
Sie hielt zurück die Mäuler, weil zu Fuß
Die Mägde und Odyſſeus folgen muß,
Und brauchte ihre Geißel mit Verſtand.

Dagegen bei Voß;

Alſo ſprach ſie, und trieb mit glänzender Geißel die Mäuler
Hurtig zum Lauf, und ſie eilten dahin von des Stromes Gewäſſern,
Tobten behend und regten die leicht gebogenen Schenkel.
Doch wohl hielt ſie die Zügel, damit auch die gehenden folgten,
Die Mägd' und Odyſſeus, und ſchwang die Geißel mit Klugheit.

Auch folgende Stelle klingt hart:

„Herold, ſchnell bringe dem Demodokus
Hier dieſes Stück, damit er's eſſen ſoll,
Weil ich ſodann, wiewohl ſo kummervoll,
Ein Wörtlein mit dem Sänger reden muß.
Bei allen Menſchen auf der Erde Kreiſen
Wird ja ein edler Sänger hochgeehrt;
Die Muſe ſelber iſt's, die ihre Weiſen
Der Sänger Volk aus hoher Liebe lehrt!"
Odyſſeus ſpricht's; der Herold bringt gewandt
Demodokos das fette Stück; er beut,
Er legt es in des blinden Sängers Hand,
Und dieſer nahm es an und war gar hocherfreut.

Offenbar hätte der Verfaſſer geſchmeidiger und deßhalb mehr in weiblichen Reimen überſetzen ſollen.

15) Erklärung der homeriſchen Geſänge nach ihrem ſittlichen Element für gebildete Leſer. Der ſechste Geſang der Odyſſee als Probe. Von F. A. Nüßlin. Mannheim, Druckerei von Kaufmanns Wittwe, 1834. 8. S. 39.

16) Die Abenteuer des Odyſſeus aus Heſiod erklärt, von R. H. Klauſen. Mit einer Karte. Bonn, Marcus, 1834. 8. S. 92.

Das erſte kleine Werk eines ausgezeichneten und verdienten Schulmanns entwirft uns in treuen Zügen das liebliche Bild der Nauſikaa, und hebt die ſittliche Zartheit hervor, mit welcher Homer dieſe heiterſte Erſcheinung ſeiner Dichtung behandelt hat. Der ganzen Odyſſee möchte übrigens kein hoher ſittlicher Werth zuzuſchreiben ſeyn, denn es iſt, wie Herr Klauſen in dem zweiten Werkchen richtig bemerkt, nur der Verſtand, deſſen Kraft, Feinheit, Ausdauer, ſchwerer Kampf und Triumph in der Odyſſee gefeiert wird, und es ſind mehr

die Listen als die Tugenden der Helden darin gepriesen. Um so interessanter und neuer aber ist das Unternehmen, das herrliche Werk des Griechen vom sittlichen Standpunkt aus zu prüfen, und da uns Herr Nüßlin in der vorliegenden Probe gezeigt hat, wie sehr er sich zugleich auf die griechischen Grazien und auf die Forderungen der feinsten christlich-modernen Sittlichkeit versteht, so sehn wir der Vollendung seines Werks mit Theilnahme entgegen.

Herr Klausen vergleicht den Hesiod und Homer, und seine Untersuchungen führen zuletzt zu dem Resultat: „Bei Hesiod tritt überall die dämonische Bedeutung hervor: die Umrisse der Gestalten werden dadurch übermäßig, wüst und unheimlich. In der homerischen Schilderung ist Alles umgebildet in bestimmtere, individuellere und mannichfaltigere Gestalten: der Dichter erkennt das Dogma an, daß der Heros, der für die Menschheit das ewige Vorbild seiner Handlungsweise und Gemüthsart werden soll, sich an allen jenen dämonischen Gewalten versuchen muß; aber die Weise, wie er dieselben darstellt, ist ein anmuthiges Spiel, und der Grund der Darstellung auch der jammervollsten Bedrängniß ist klar und heiter. Unwidersprechlich ergibt sich aus der angestellten Vergleichung die Gewißheit, daß der Dichter der Odyssee nicht bloß die Vorstellungen, auf denen die Theogonie beruht, sondern sogar die Lieder, in denen dieselben dargestellt waren, und aus denen durch Abkürzung oder Anordnung die Theogonie erwachsen ist, gekannt hat. Aber der ironische Geist hatte für jene grübelnden Naturträume und die darin erscheinenden Dämonen keine Liebe, er erkannte sie in ihrer Bedeutsamkeit an, bildete sich aber aus jenen Gestalten heraus seine Gestalten so um, wie sie für ihn gerecht waren: eben so wie er sich von allen Schilderungen der Demeter und des Dionysos, von allen Ausmalungen apollinischer Verzückung fernhält, obwohl ihm die Namen jener Götter wie auch das delphische Pytho wohlbekannt sind, und wiewohl er den mystischen Seher Teiresias kennt als Thebaner. Das üppige dunstige Böotien war das Land des Sinnens, des Grübelns und der Sehnsucht: es hat den Griechen durch die Mysterien die Verheißung der Seligkeit, durch den Herakles den Göttersohn gegeben, der Mensch war und Gott ward. Der Jonier regt sich in Genuß und Lebenskraft, die Todten sind ihm Schatten, Leben und Liebeslust sind sein Glück: dem herrlichen Helden jugendlicher Schönheit, der, um seinen Freund zu rächen, den Ruhm und den frühen Tod dem Leben vorzieht, weint er nach, aber behaglich fühlt er sich bei seiner Freude über die listenreiche Beharrlichkeit, womit sich der Held des Verstandes das irdische Leben an seines Weibes Brust und ein friedliches Alter aus allen Gräueln des vielgestaltigen Todes herausrettet."

Diese Meinung mit der des Herrn Burges zu vereinigen, wollen wir dem Verf. selbst oder sonst einem gelehrten Mythologen überlassen. Der Engländer Burges hat nämlich behauptet, Hesiod sey nur eine Uebersetzung aus dem Aegyptischen, und überhaupt nur ein Buch (ἡ Ισι-οδος, der Weg der Isis) und kein Mensch.

Das christliche Mittelalter hat ein ähnliches Gedicht, den im vorigen Jahr auch in unserm Blatt charakterisirten Parcival des Wolfram von Eschilbach, und es wäre wohl der Mühe werth, ihn einmal mit der Odyssee zu vergleichen. Auch hier nämlich kämpft sich der Verstand durch die Welt, aber es ist ein noch nicht fertiger Verstand, wie der des Odysseus, sondern ein erst sich entwickelnder, und er bleibt nicht gemeiner Hausverstand, sondern er wird zur christlichen Weisheit, zur Heiligkeit; und er ist von Anfang bis zu Ende nicht, wie in der Odyssee, unabhängig vom sittlichen Moment, sondern immer auf es bezüglich und ihm dienend.

17) The poems of Ossian, translated by James Macpherson. To which are prefixed a preliminary discourse and dissertations on the aera and poems of Ossian. A new edition complete in one volume. Leipsic, Ernest Fleischer, 1834. Groß 8. S. 195.

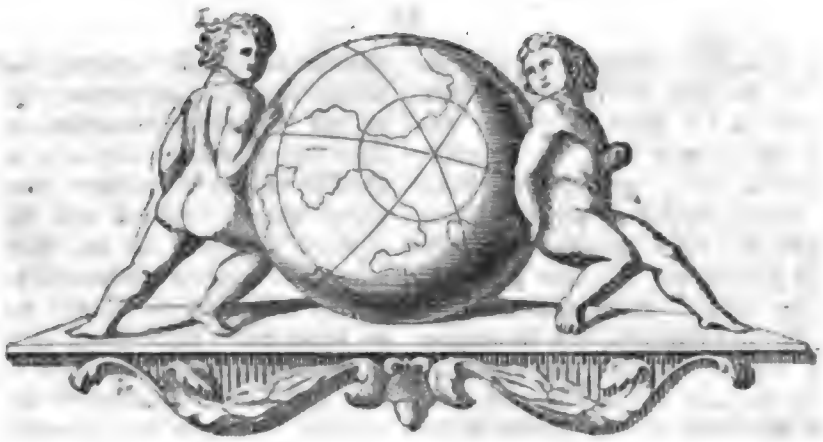
18) The poetical Works of John Milton, printed from the text of Todd, Hawkins and Others. A new edition complete in one volume. With the poet's life by Edward Philipps. Daselbst, 1834. Lange Oktavform S. 392.

Beides wieder ausgezeichnete Fleischer'sche Ausgaben, die an Eleganz mit den englischen wetteifern.

19) Gallerie zu Byrons Werken. Erste Lieferung in 11 Blättern. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1834. Preis 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

Eine Zugabe zu der in demselben Verlag erschienenen Ausgabe sämmtlicher Werke Byrons, Deutsch von Dr. Adrian. Diese Bilder sind von sehr ungleichem Verdienst, einige, wie die schöne Ansicht von Janina (Stich und Druck bei Creuzbauer in Karlsruhe), der Korsar (gestochen von Doan) sind vortrefflich, Mazeppa, Manfred, die Braut von Abidos, Don Juan (gestochen von Rolls) gut, nur Beppo (von Rahn), Don Juan (von Beyer) machen keinen gefälligen Eindruck.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 9. Montag, 26. Januar 1835.

Allgemeine Geschichte.

1) Vermischte Aufsätze aus philologischen und historischen Gebieten von mehreren Verfassern, herausgegeben von Christian Kapp. Kempten, Dannheimer, 1833.

Glücklicherweise hat sich der Verfasser von dem schon an und für sich unausstehlichen und vollends den historischen Studien und Darstellungen grundverderblichen Hegelisiren abgewendet und die spanischen Stiefeln dieser modernen Scholastik ausgezogen, die im polnischen Bock des quälendsten Gedankenzwangs schon halb erstarrten Glieder wieder frei ausgestreckt und natürlich bewegt.

In der ersten Abhandlung über den Anfang der Geschichte gibt uns der Verfasser kein Resultat, sondern nur schätzenswerthe Uebersichten über die Mythologien und deren Ausleger. Dann folgen kleine Abhandlungen über die römischen Kunstwerke, Raphaels Grablegung, den kapitolinischen Jupiter; eine Geschichte von Guiana; die Rheinbayern, geschildert von einem Diplomaten; Rußlands Militärkolonien; über die Natur Oberitaliens, Mittel- und Unteritaliens; über den Ursprung des Bösen nach Jakob Böhme; einige Recensionen ꝛc., also eine bunte, aber recht interessante Mannichfaltigkeit.

In einer nachträglichen Abhandlung erklärt sich ein unbekannter, aber als vornehm bezeichneter Gelehrter gegen die erste Abhandlung und gegen die Annahme eines einzigen ersten Menschenpaares, indem er sich auf die absolute Racenverschiedenheit der Neger von den Weißen stützt. Die Sache ist nicht leicht zu entscheiden; Sagen sind immer verdächtig, die Natur aber ist in ihrem Reichthum so einfach, in ihrer Einfachheit so reich, daß man schwerlich sagen kann, was ihr möglich war, was nicht.

Warum hat man noch nicht daran gedacht, den Grund des Racenunterschieds anstatt in so fremdartigen außerhalb des animalischen Organismus liegenden Wirkungen der äußern Natur oder der unkörperlichen Seele, vielmehr im Organismus selbst zu suchen? Es ist erwiesen, daß dieser Organismus sowohl den äußern, als den geistigen Einwirkungen trotzt, daß sein wunderbar künstliches Getriebe von außen nur genährt oder zerstört, nicht aber in seiner strengen Gesetzmäßigkeit verändert wird. Man muß also seine Veränderungsfähigkeit lediglich in ihm selbst suchen. Und alsdann scheint es, wenn auch immer nur hypothetisch, doch unter den Hypothesen die natürlichste zu seyn, wenn man annimmt, daß diese Veränderungsfähigkeit als das Qualitative mit dem Quantitativen der menschlichen Zeugungskraft in umgekehrtem Verhältniß stehe, d. h., daß vom ersten

Digitized by Google

Menschenpaar an, in je weniger Individuen die zeugende Kraft ausgegangen, die Kontraste derselben desto greller gewesen seyen, während in der Folge, in je mehr Individuen diese Kraft sich vertheilt habe, die Kontraste immer schwächer geworden seyen. Auf entfernte Weise hat man an einen solchen Unterschied gedacht, indem man angenommen hat, die ersten Menschen seyen viel kräftiger, ja riesenhaft gewesen und viel älter geworden, als es die Menschen jezt werden, weil damals gleichsam die ganze Kraft des Menschengeschlechts noch in wenigen Individuen vereinigt gewesen. Nimmt man aber diese Verstärkung der Kraft überhaupt an, so kann man auch eine Verstärkung der Gegensätze in den frühern Zeiten annehmen, und den scharfen Unterschied der Racen als nothwendige erste und kräftigste Offenbarung der einmal in unser Geschlecht gelegten Unterschiede erklären. Die Mannichfaltigkeit, müssen wir denken, lag schon verborgen in Adam, und es war natürlich, daß sie sich zuerst in dem stärksten Gegensatz ausprägte, in Schwarz und Weiß, denen dann alle schwächeren Gegensätze und Vermittelungen folgten. Ueberhaupt muß man wohl an eine Einheit der Gattung, an eine in der Gattung fortwirkende, immer thätige, in dieser Thätigkeit aber einem gewissen Stufengang und bestimmten Entwicklungsgesetzen folgende Produktionskraft glauben, die von der körperlichen Bildung zur geistigen und von dem Ausprägen der entschiedensten Eigenthümlichkeit zur allmähligen Ausgleichung übergeht. Im Alterthum herrschte der Körper über den Geist, die Race über den individuellen Werth; jezt hat sich der Geist in dem mehr vernachläßigten Körper wunderbar entwickelt, und Eroberung, Handelsinteresse und Civilisation arbeiten an einer allgemeinen Vermischung der Racen; ja es ist kein Grund vorhanden, nicht anzunehmen, daß in dem Menschengeschlecht noch Kräfte verborgen sind, die erst später zu Tage kommen werden, so wie andere schon verschwunden zu seyn scheinen. Ist der animalische Magnetismus nicht im Zunehmen? sehn wir nicht in jedem Jahrhundert neue Denkweisen, Neigungen, Fähigkeiten entstehn?

2) Erläuterungen und Zusätze zu Rotteck's Weltgeschichte, zu Kaußlers Versuch einer Kriegsgeschichte ꝛc., von Jak. Fr. v. Rösch, 1832.

Der Verfasser ist über 90 Jahre alt und ein noch rüstiger Spaziergänger in der Literatur wie in der Natur. Er wurde Lehrer der Mathematik an der berühmten hohen Karlsschule in Stuttgart, als dieselbe gestiftet wurde, und überlebte nicht nur den Stifter und alle Lehrer, sondern sogar auch die meisten Schüler derselben. Männer, wie Cuvier, lernten als Knaben von ihm die Anfangsgründe der Mathematik, und sind schon als Männer bei Jahren gestorben, während er noch rüstig fortlebt und mit Eifer schreibt. Die vorliegende Schrift ist mit jugendlicher Entrüstung geschrieben. Der Verfasser fragt: „Warum liest man meine Schriften nicht? Weil sie von den Recensenten schlecht oder gar nicht angezeigt werden. So hat man in den Göttingen'schen gelehrten Anzeigen, in den Heidelberger Jahrbüchern meiner vier in diesem Jahrhundert herausgegebenen Schriften mit keinem Worte gedacht; das kommt daher, weil auf diesen beiden Universitäten die Unwissenheit in diesen beiden Fächern noch leibhaft zu Hause ist. Ich scheue mich nicht, dieses öffentlich zu sagen, denn ich kann es beweisen, und auch die gegenwärtigen Schriften liefern Beweise dafür. In den Göttingen'schen gelehrten Anzeigen und in den Vorträgen der Societät der Wissenschaften daselbst hätte man manche Irrthümer vermeiden lernen können, wenn man aus meinen Schriften etwas Besseres gelernt hätte. In dem vorigen Jahrhundert sind in den Göttingen'schen gelehrten Anzeigen zwei von meinen Schriften mit Beifall angezeigt worden; damals waren andere Recensenten daselbst, als jezt."

Er findet alle bisherigen Ansichten von den Anfängen der Geschichte falsch und lächerlich: „Der Herr von Rotteck hat die allgemeine Welthistorie von Baumgarten nicht gelesen oder nicht verstanden, und ist daher den neuen Lehrbüchern in der Weltgeschichte gefolgt, deren Verfasser in diesem Fache nicht sehr hoch gestiegen sind; daher ist sein Werk hoch oben eben so öde und leer, als es einst auf der noch ungebildeten Erde war. Er schreibt eine Weltgeschichte, und kennt die wichtigste Welt nicht, nämlich die Vorzeit, von welcher Religion und Kultur herstammen. Die Geschichtschreiber aller alten Nationen haben uns, jeder in seiner Sprache, zu der Geschichte der Vorzeit Beiträge geliefert, wovon man die deutschen Uebersetzungen in Baumgartens Welthistorie findet, die aber die Gelehrten bis jezt nicht verstehen, ungeachtet ich schon zwei Schriften im Druck herausgegeben, um ihnen diese Schriften verständlich zu machen; sie sind aber nutzlos geblieben, wovon Herr von Rotteck mit seiner Weltgeschichte den neuesten Beweis liefert. Er weiß nicht, daß die Erzväter vor der Sündflut schon mächtige Monarchen waren, daß der trojanische Krieg in dieses Zeitalter gehört, wovon die Kunde nach Virgil die entferntesten Länder erreicht hat. Die Mexikaner wissen noch von diesem Kriege zu erzählen, und haben noch Bildnereien, die sich auf denselben beziehen. In den Bildern zu Nakschi-Rustam, nicht weit von Tschilminar, sind auch noch die Hauptmomente vom trojanischen Kriege dargestellt, ehe man noch von einem homerisch-trojanischen Kriege etwas wußte, wahrscheinlich von den Griechen des Askander, nicht des Alexander, den die unwissenden Historiker mit jenem verwechseln.

Askander, König von Phrygien, in der Schrift „Askenas“ genannt, hat vom Flusse Askanius her den persischen König Darab besiegt, und Alexander von Macedonien den persischen König Darius. Durch die Aehnlichkeit der Geschichte und auch einigermaßen Aehnlichkeit der Namen konnten freilich Geschichtschreiber, die nicht wußten, in welch entferntern Zeitaltern diese beiden Könige von einander gelebt haben, auf die Meinung kommen, daß Beide nur Einer seyen; aber diese Meinung ist falsch. Der Prophet Daniel beschreibt den Feldzug des Askander, den freilich die Theologen auch auf den Alexander beziehen; aber Alexander war zu Daniels Zeit noch nicht geboren, also konnte dieser von des Alexander Feldzügen noch keine Nachricht geben; auch lautet der Feldzug des Askander bei Daniel ganz anders, als die Feldzüge des Alexander bei den Griechen. Daniel kannte die alten persischen Geschichtschreiber und den neuen Cendavesta, woraus er geschöpft hat; aber was nach seiner Zeit geschehen ist, davon konnte er uns keine Berichte geben. — Herr von Rotteck ist auch der Meinung, daß von Adam alle Menschen abstammen: dies beweist seine Unkunde in der Geschichte. Adams Großvater und Vater waren schon Volksbeherrscher, und Adam kam zu drei Nationen, bei denen er Regent wurde, die alle älter waren, als er. Bei seiner Geburt war die Erde schon ringsum bevölkert, und sie war damals auch schon alt genug, daß sie bevölkert seyn konnte, wenn es auch nur von einem Paare hatte geschehen müssen, welches jedoch der Fall nicht war.“

Wie der Verfasser biblische, persische, griechische Sagen benuzt, möge folgende Stelle darthun: „Der Vater hatte dem Adam versprochen, wenn er sein Land gut regieren würde, so sollte er auch Schirvan erben. Das verdroß den Ahriman, der selbst Beherrscher dieser Reiche werden wollte. Er machte also seinem Bruder weiß, daß ihm Adam nach dem Leben strebe, ihm, dem Baume des Lebens, dem beschattenden Cherub im Garten Eden. — Jupiter oder Jehovah Elohim spricht von Lucaon (Adam): „mich bei Nacht im Schlafe zu ermorden trachtet er.“ Jehovah Elohim gab also dem Ahriman die Erlaubniß, den Adam aus Aran zu vertreiben. Dr. Michaelis nennt die Cherubim den Donnerwagen: Es waren die Truppen, welche von des Vaters Namen Cherub — Cherubim genannt wurden. Diese ließ Ahriman auf der Grenze von Schirvan stehen, und so standen sie auf der Morgenseite von Aran, unter dem Vorwande, daß Adam in Schirvan eindringen möchte. Er ging sodann nach Schirvan zurück und ermordete mit einigen Gehülfen seinen Bruder, nachdem er ihn durch die Vertreibung des Adam seines Schutzes beraubt hatte. Der Vater sah nun zu spät ein, daß er von einem Teufel betrogen worden war ꝛc.“

Ueberall tritt das Bestreben des Verfassers hervor, die verschiedenen Mythen theils zu identificiren, theils wirkliche Geschichte daraus abzuleiten. Da diese Methode keine Anerkennung in der gelehrten Welt gefunden hat, erklärt der Verfasser: „Herr Beck, Professor der Geschichte und Senior bei der Universität zu Leipzig, sagt in seinem Repertorium von meinen „Beiträgen zur Geographie und Geschichte der Vorzeit 1819“: es lohne nicht der Mühe, sich bei diesen etymologischen und historischen Verirrungen zu verweilen. Der Fuchs sprach: die Trauben sind sauer, weil er sie nicht langen konnte. Das sind eben erbärmliche Menschen, und Professoren der Geschichte, aber sie werden ihr Wesen nicht mehr in die Länge treiben können; denn wenn die Studirenden ihre Unwissenheit in der alten Geschichte und Mythologie aus meinen Schriften werden kennen lernen, dürften wohl Gespräche zwischen den Studirenden und so Professoren entstehen, die diesen nicht zum Vortheil gereichen werden. — Man sagt: ich soll meine Angaben auch beweisen; da hätte ich aber viel zu thun, wenn ich jeden Satz einzeln beweisen sollte; das System muß den Beweis geben; außer diesem müßte ich die Gelehrten wie Kinder behandeln, die man das Buchstabiren lehrt; denn, wenn sie die Quellen, die ich in meinen Beiträgen angegeben habe, nach Anleitung meines Taschenbuchs oder dieser Beiträge studiren wollen, so werden sie die Beweise selbst finden.“

Von den frühern Schriften des Verfassers kam mir nur das Taschenbuch der Vorzeit auf das Jahr 1805 zur Hand, das etwas ausführlicher ist, als die vorliegende polemische Schrift, und zu den merkwürdigsten Büchern unsrer so mannichfachen gelehrten Literatur gehört.

3) Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte. Zum Gebrauche der obern Klassen der Gymnasien und höhern Lehranstalten. Von Dr. Grysar. Ersten Bandes erste Abtheilung. Geographie und Geschichte des Alterthums bis auf Alexander den Großen. Köln, Schmitz, 1833. S. 370.

Das Buch ist so schlecht gedruckt, daß es sich schon deßwegen zu keinem Schulbuch eignet. Schande den Buchhändlern, die es nur über ihr Herz bringen können, der Jugend solches Augengift in die Hände zu geben. Auch ist es ein Vorwurf für die Verfasser, insonderheit von Schulbüchern, daß sie es geschehen lassen und für die Schulbehörden selbst, die den Gebrauch solches Augengifts, z. B. auch die Ausgaben so manches

Klaſſikers, auf den Schulen dulden. Alle fünf Jahre ein neuer Schulplan und alle Jahre fünf neue Methoden, das iſt gäng und gäbe, aber die erſte natürlichſte Pflicht, die Sorge für das weſentlichſte Lernorgan, das Auge, wird unverantwortlich vernachläßigt. Man ſah erſt Studenten, jezt ſieht man ſchon Knaben auf Schulen heerdenweiſe mit Brillen herumlaufen und Niemand ſcheint dieſem kläglichen Symptome nachzudenken.

Der Verfaſſer iſt auf 370 eng gedruckten Seiten bis zu Alexander dem Großen gekommen. Wie viel Bände dürfte das Werk demnach enthalten, wenn es fertig ſeyn wird? Und das Ganze, deſſen erſter kleinſter Theil ſchon einen ſo ungeheuren Umfang hat, ſoll Alles den Schülern der obern Klaſſen eingeprägt werden? Ich laſſe der Mühe, welche ſich der Verfaſſer gegeben hat, die Geſchichte in ihrem reichhaltigen Detail, und nicht bloß in einer tabellariſchen Trockenheit darzuſtellen, volle Gerechtigkeit widerfahren, aber er hat in ſeinem redlichen Eifer zu viel thun wollen. Für ſo viel hat die Jugend in ein paar obern Klaſſen keine Zeit.

4) Handbuch der neuern Geſchichte für die obern Klaſſen höherer Lehranſtalten und zum Selbſtunterricht. Von Dr. Schuppius. Zwei Bände. Hanau, Edler, 1834.

Es iſt kein geringes Lob, das wir dem Verfaſſer zollen, indem wir die Sicherheit bewundern, mit der er die Thatſachen der Geſchichte bis auf die neueſte Zeit erzählt hat, ohne durch irgend ein hinzugefügtes Urtheil oder Raiſonnement bei irgend einer vorherrſchenden politiſchen Meinung Anſtoß zu geben. Während dieſe Manier aber der Behandlung der neueſten Geſchichte zuſagt, ſcheint ſie doch auf die der frühern nicht anwendbar. Soll denn die Jugend nicht für die Thaten der Väter begeiſtert werden? Erfordert nicht ſchon der poetiſche Charakter gewiſſer Begebenheiten, z. B. des Tyrolerkriegs von 1809, der lezten Feldzüge gegen Napoleon (älterer und ausländiſcher Thaten nicht zu gedenken), daß man ſie mit einiger Wärme vortrage? Bei allen ſolchen Gelegenheiten iſt die Kälte und das Drüberwegeilen des Erzählers auffallend.

5) Lorenz von Weſtenrieders ſämmtliche Werke. Erſte vollſtändige Originalausgabe. Kempten, Köſel, 1831.

Die Werke Weſtenrieders verdienen wohl geſammelt zu werden, da ſie die Anfänge der modernen Aufklärung und Civiliſation in Bayern bezeichnen. Es war etwas von Juſtus Möſer und Peſtalozzi und etwas von Klinger und ſogar Herder in Weſtenrieder, ein Streben nach dem Gemeinnüzlichen und zugleich nach Geſchmack; doch iſt er nur als Hiſtoriker, und auch hier nicht wegen Gründlichkeit, ſondern nur wegen ſeiner populären Form berühmt worden. Unter den Schriftſtellern zweiten Ranges wird er immer eine ausgezeichnete Stelle einnehmen, etwa neben Archenholz. Der Herausgeber Dr. Große vergleicht ihn, man weiß nicht warum, mit Goethe und Tieck, wobei man ſich vergeblich nach einem Tertium comparationis umſieht.

6) Leſage, hiſtoriſch-genealogiſch-geographiſcher Atlas, Deutſch und verbeſſert von Duſch und Eiſelein. Karlsruhe, Velten.

Schon in Nr. 61 des Literaturblatts von 1830 haben wir dieſes ausgezeichneten Werkes rühmlich gedacht. Die deutſche Bearbeitung iſt keine Ueberſetzung, ſondern in der That eine Verbeſſerung und Ergänzung des franzöſiſchen Originals. Neuerdings ſind noch einige Karten hinzugekommen, Griechenland und die Türkei, denen das nämliche Lob gebührt, wie den früheren.

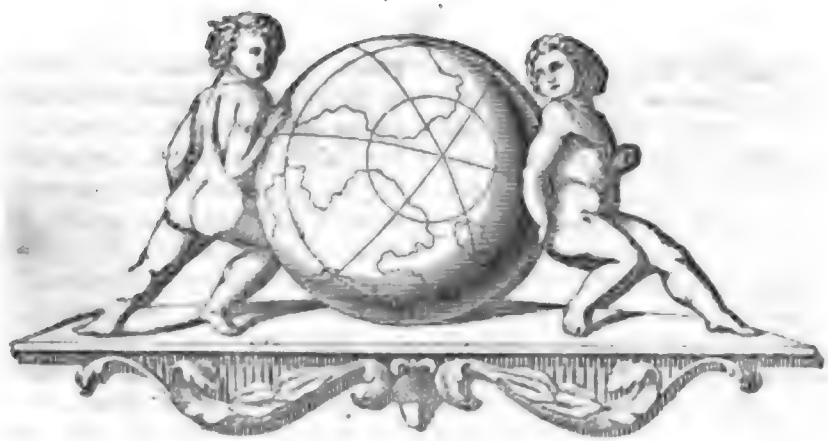
7) Die intereſſanteſten Kämpfe, Schlachten und Belagerungen in der alten Geſchichte. Ein Leſebuch für die reifere Jugend von G. Graff. Erſtes Bändchen. Darmſtadt, Leske, 1833.

Aus der Bibel, aus Herodot ꝛc., Kämpfe der Juden, des Kyros, der Sieben vor Theben, der trojaniſche Krieg, die Schlachten bei Marathon, Thermopylä, Salamis, Platäa ꝛc. Zur Unterhaltung und Repetition der in den Schulen linguiſtiſch ſtudirten Klaſſiker recht gut; wie überhaupt die Kenntniß des kraftvollen Alterthums der Jugend beſſer zuſagt, als das fromme Geſalbader, womit ſie von unſern weibiſchen Modepfäfflein in den Konfirmationsgeſchenken oder Jünglings- und Jungfrauweihen übergoſſen wird, und als ſo mancher Roman, in den man jezt die Moral für die Jugend einzukleiden beliebt.

8) Grundlage bei dem Unterrichte in der allgemeinen Geſchichte, für Gymnaſien und andere höhere Lehranſtalten. Von Dr. Sauppe. Leipzig und Torgau, Wienbrack, 1832. S. 185.

Ein recht guter Grundriß der Weltgeſchichte, eine gedrängte Ueberſicht der wichtigſten Thatſachen, deren Ausführung dem Vortrag des Lehrers überlaſſen bleibt. Solche kurze Handbücher zum Feſthalten der Hauptmomente ſind offenbar die zweckmäßigſten und bei weitem den dicken Werken vorzuziehn, in deren Detail der Schüler ſich nothwendig verliert und die das Gedächtniß zerſtreuen, anſtatt es zu ſammeln.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 10. Mittwoch, 28. Januar 1835.

Allgemeine Geschichte.

9) Umrisse einer allgemeinen Geschichte der Völker. Für Staats- und Geschäftsmänner in Grundzügen entworfen von J. D. von Braunschweig. Leipzig, Lehnhold, 1833.

Man kann nur mit Achtung von einem so mühsamen, mit treuem Fleiß und wahrer Liebe ausgeführten Werke sprechen, das noch überdies von einer religiösen Grundansicht ausgeht. Diese Achtung vor dem Charakter des Verfassers darf uns aber nicht abhalten, die Irrthümer seines Werks zu bezeichnen. Schon daß er es Staats- und Geschäftsmännern widmet, ist ein Mißgriff. Was soll gerade diese Klasse mit den langen Untersuchungen über die vor- und nachsündfluthliche Zeit, über die alte Völkergenealogie ꝛc. anfangen? Ueberhaupt ist diese Genealogie vage. Von Sem, Ham und Japhet werden alle Völker abgeleitet, mit einer Sicherheit, als ob die unzweifelhaftesten Urkunden darüber vorlägen. Aber auch in Bezug auf die Begebenheiten, wie in Bezug auf die Abstammung hat der Verfasser den Juden ein Uebergewicht gegeben, das ihnen bei aller ihrer welthistorischen Wichtigkeit doch nicht zukommt. Die Geschichte dieses kleinen Völkchens und jedes seiner unbedeutenden Könige dehnt sich endlos aus, während der französischen Revolution nur eine halbe Seite gewidmet ist. Ja selbst in der Geschichte des christlichen Mittelalters kann sich der Verfasser noch nicht von den jüdischen Erinnerungen losreißen. Folgende Stellen werden am besten geeignet seyn, den Geist und Ton dieses 750 Seiten in größter Oktavform umfassenden Werks zu bezeichnen: „Geographisch lagen von Süden nach Norden die Stämme Simeon, Juda und Benjamin auf der Ostseite des Asphaltitis; sie entsprechen also der Nordwestküste des Mittelmeers, und zwar Spanien, Frankreich, Italien, so daß Simeon gleichsam vorbildlich Spanien bezeichnete, Juda Frankreich, Benjamin Italien in Volk, Staat und Kirche. Jakobs und Moses Segen ist ein prophetischer Blick auf die Geschichte des Vorbildes und des Nachbildes. — Von Simeon sagt Jakob: „sein Schwert wird eine mörderische Waffe seyn; meine Seele komme nicht in seinen Rath und meine Ehre sey nicht in seiner Kirche: denn in seinem Zorn wird er den Mann erwürgen und in seinem Muthwillen den Stier verderben. Verflucht sey sein Zorn, daß er so heftig ist, und sein Grimm, daß er so störrisch ist. Ich werde ihn zerstreuen in Jakob und zertheilen in Israel.“ — Nicht deutlicher kann der blutige Inquisitionsgeist der spanischen Kirche mit den Gräueln in Amerika, die blutige

eigenthümliche Luſt des Volks an Stiergefechten, bezeichnet werden, ſo wie die Zerſtreuung der Spanier über alle Welttheile durch ihre Kolonien, wohin ſie auch über die Meere ihre Gräuel trugen. Auch in der Angabe von Simeons Nachkommen in ſechs Geſchlechtern ſcheint ſich, wie im Vorbilde der Spanier, Stammverſchiedenheit und Vermiſchung abzuſpiegeln, von denen der ſechste Saul genannt wird, von einem kananitiſchen Weibe, — worin der Theil der ſpaniſchen Nation, der aus phöniziſchem, jüdiſchem, arabiſchem Blute ſtammt, nicht verkannt werden kann. — Von Juda, dem Vorbilde Frankreichs als Staat und Kirche, ſprach Jakob prophetiſch das Uebergewicht aus, das er in jeder Rückſicht durch die allgemeine Meinung auch im europäiſch-chriſtlichen Staatenbunde haben werde. „Du biſt es, Dich werden Deine Brüder loben; — Deine Hand wird Deinen Feinden auf dem Halſe ſeyn; — vor Dir werden Deines Vaters Kinder ſich neigen. — Juda iſt ein junger Löwe. — Du wirſt hoch kommen, mein Sohn, durch große Siege. Er hat niedergekniet und ſich gelagert wie ein Löwe und wie eine Löwin — wer will ſich wider ihn auflehnen? Es wird das Scepter von Juda nicht entwendet werden — noch ein Meiſter von ſeinen Füßen, bis daß der Held komme, und demſelben werden die Völker anhangen. Er wird ſein Füllen an den Weinſtock binden und ſeiner Eſelin Sohn an den edlen Reben. Er wird ſein Kleid in Wein waſchen und ſeinen Mantel in Weinbeerblut. Seine Augen ſind röthlicher denn Wein und ſeine Zähne weißer denn Milch.“ — Dieſelben Ideen wiederholt Moſes, wenn er in ſeinem Segen über Juda ſagt: Herr, erhöre die Stimme Juda und mache ihn zum Regenten in ſeinem Volke und laß ſeine Macht groß werden und ihm müſſe wider ſeine Feinde geholfen werden. — In den drei Geſchlechtern Juda's iſt auch vorbildlich die dreifache Stammverſchiedenheit der Aquitanier, Gallier und Belgier ausgeſprochen, die ſchon Julius Cäſar anerkannte. — Von Benjamin, dem Vorbilde Italiens und der italieniſchen Kirche, ſagt Jakob im prophetiſchen Geiſte: „Benjamin iſt ein reißender Wolf; des Morgens wird er den Raub freſſen, aber am Abend wird er den Raub austheilen.“ Die nach der Volksſage von einer Wölfin geſäugte Roma (wie denn die Luperkalien das lezte der heidniſchen Feſte waren, das um 500 noch in Rom gefeiert wurde) erwarb am Morgen ihres Daſeyns durch blutige Eroberungen, den Raub an der Menſchheit, ſich die Weltherrſchaft in der dritten Periode, aber der Raub ging in der vierten Periode verloren. Die Päbſte vertheilten den Raub, ja theilten den Beſitz der Erde durch eine Linie. — Moſes zieht in ſeinem Segen über Juda noch mehr den Vorhang von dem Schickſale des Vorbildes wie des Nachbildes. „Das Liebliche des Herrn wird ſicher wohnen in Juda;“ Poeſie, Muſik, Malerei, die lieblichen Blüthen des chriſtlichen Geiſtes, blüheten in Italien ſicher: „denn der Herr,“ ſagt Moſes, „wird allezeit über ihm halten und zwiſchen ſeinen Schultern wohnen.“ — Das Chriſtenthum wurde von Italien auf mehrfache Weiſe getragen. Zehn Geſchlechter Benjamin werden angegeben, wie ſich auch Italiens Bevölkerung nach Dialekt und Abſtammung in zehn Zweige ſpaltet, und wenn das Bild des Propheten Daniel vom römiſchen Weltreiche das Thier mit zehn Hörnern iſt, oder die Füße des Menſchenkoloſſes mit ihren Zehen, — ſo ſehen wir allenthalben dieſelbe Andeutung. So wie noch jezt ganz Italien einen Staatenbund von zehn Staaten bildet. — Der geographiſchen Weltſtellung nach liegt im Rücken dieſer drei Stämme, nach dem Meere hin, der Stamm Dan, alſo auch geographiſch das prophetiſche Vorbild Albions. Jakobs Segen bezeugt Albions Größe, ſeinen großen politiſchen Einfluß, ſeine kluge, langſam ſich bewegende Politik — in den Worten: „Dan wird Richter ſeyn in ſeinem Volke, wie ein anderes Geſchlecht in Iſrael,“ — d. i. wie Juda, alſo gleich Frankreich. — „Dan wird eine Schlange werden auf dem Wege und eine Otter auf dem Steige und das Pferd in die Ferſe beißen, daß ſein Reiter zurückfalle. Herr, ich warte auf dein Heil.“ Moſes ſchildert ſeine Kraft und ſeinen Reichthum und vergleicht ihn abermals mit Juda in dem Bilde eines jungen Löwen, wenn er ſagt: „Dan iſt ein junger Löwe und wird fließen von Balſam.“ — Auch ſchildert Moſes an einer andern Stelle die beſondere Kunſtfertigkeit und induſtriöſe Geſchicklichkeit: „Dan ein Meiſter zu ſchneiden, zu wirken und zu ſticken mit gelber Seide, ſcharlachroth, roſinroth und weiße Seide.“ Der Stamm zählt nur ein Geſchlecht, ob als Hindeutung auf ſeine große politiſche Einheit? Auch erhielt der Stamm Dan zulezt ſeine Sitze, wanderte am längſten, — wie Dänen- und Normannenhelden Albion beſetzen und es ſich auf eine eigene Weiſe erwerben. — Dann folgt Iſaſchar, ſich ausdehnend vom Jordan in nördlicher Richtung bis zu den Küſten des Meeres, alſo hier vom Helleſpontus bis zur Nordſee. Er iſt das prophetiſche Vorbild des deutſchen Volks, der deutſchen Kirche und des deutſchen Staates. Jakobs Segen ſagt von ihm: „Iſaſchar wird ein beinerner Eſel ſeyn und ſich lagern zwiſchen die Grenzen“ — d. i. wie Deutſchland ſelbſt wirklich im Herzen Europa's liegt und an faſt Alle grenzt. „Und er ſahe die Ruhe, daß ſie gut iſt, und das Land, daß es luſtig iſt; er hat aber geneigt ſeine Schultern zu tragen und iſt ein zinsbarer Knecht geworden. — Der Eſel iſt hier im orientaliſchen Geiſte nur in einem edlern Sinne genommen: denn eine Eſelin trug den Herrn nach Jeruſalem, und eine frühere-

ſprach zu Bileam; es iſt des Orients prophetiſches Thier, und wer möchte des Prophetenthums ſchönere Gaben dem deutſchen Volke abſprechen, aber wer es auch frei machen von der Herrſchaft der Fremden? Noch kürzer und gedrängter, und voll hohen Sinnes, iſt Moſes Wort: „Iſaſchar, freue Dich Deiner Hütte,“ ein Wort, wohl nicht ohne Zuſammenhang mit Sems Hütten, die Japhet bewohnen ſollte. — Ihm ſind vier Geſchlechter zugetheilt, wie ſich ſchon ſeit den früheſten Zeiten das deutſche Volk in vier Zweige ſpaltete, Sachſen, Franken, Bayern, Schwaben, oder in vier Hauptſtaaten, Holland und Preußen im Norden, Oeſterreich und die Schweiz im Süden. — Im Rücken Iſaſchars nach dem Meere hin folgte der Stamm Sebulon, — alſo hier, ſchon der geographiſchen Weltſtellung nach, Skandinavien oder die Gruppe der drei nordiſchen Staaten, die in Sprache, Abſtammung, Volksſage, Literatur und Kirche einem Doppelgeſtirn vergleichbar ſind. Von Sebulon, ihrem prophetiſchen Vorbilde, ſagt Jakob: „Er wird an der Anfuhrt des Meeres wohnen und an der Anfuhrt der Schiffe und reichen an Sidon;“ und Moſes ſprach zu Sebulon: „freue Dich Deines Auszuges.“ Die Normannenfahrten vom hohen Norden bis Byzanz und an die Küſten Kleinaſiens, wer kennt ſie nicht? So ſind auch drei Geſchlechter Sebulon zugewieſen, wie auch Skandinavien dreigeſpalten iſt ꝛc.“

Die neuere Geſchichte iſt verhältnißmäßig äußerſt kurz behandelt, die franzöſiſche Revolution, wie geſagt, nur auf einer halben Seite (S. 694), die Geſchichte Napoleons auf den folgenden 3½ Seiten. Dagegen hält ſich der Verfaſſer wieder länger bei den ſonderbarſten Betrachtungen und Vorſchlägen auf. So meint er z. B. S. 699, man hätte Polen zu einem Föderativſtaat wie den deutſchen Bund oder Italien unter vielen kleinen Fürſten machen ſollen, und Seite 705 ff. ſpricht er ſich weitläufig über die Nothwendigkeit aus, den Maltheſerorden nicht nur in ſeiner alten Herrlichkeit herzuſtellen, ſondern ſeine Macht über alle Meere auszudehnen. England und überhaupt alle Staaten könnten dabei ruhig ſeyn, denn der Orden werde ſich gewiß nie um Politik bekümmern ꝛc. Dieſes neue Maltha ſoll dann die allgemeine Schule des Adels werden und dieſer Adel ſoll alle Staatsämter verwalten: „Es iſt ſchon erſter Grundſatz der Klugheit, daß jeder Staatsmann unabhängig ſey; wie vielmehr nicht erſter Grundſatz des wahrhaften Staatswohles, als einer chriſtlichen Gemeinde, daß der Reiche, von dem innerſten Geiſte getrieben, ſeinen Reichthum, ſeine Thätigkeit, ſein Leben in reiner, edler Geſinnung und tüchtiger Ausbildung des Geiſtes — in gottähnlicher Aufopferung, gleichviel auf welche Weiſe, als Richter, Krieger, Adminiſtrator, Lehrer, Geiſtlicher, aber immer uneigennützig, ohne Geld, ohne Gehalt und Lohn dem Dienſte des Ganzen weihe, — das iſt wahrhafter Adelsgeiſt. Darum muß dem Adel mit allen erlaubten politiſchen Mitteln der Reichthum erhalten werden, als ſeine materielle Grundbedingung; — der Adel in jedem Staate kann nur an eine gewiſſe Größe eines ſelbſtſtändigen Vermögens gebunden werden, — der Adelsgeiſt nur an die Entſagung vom Erwerb, durch Induſtrie, oder Gehalt, oder Staatsgeſchenke — und an ſittliche und geiſtige Kraft. So iſt die Schranke des Adelthums eng geſchloſſen, aber auch für Jeden geöffnet, der eintreten kann, als Beſitzer eines adligen Vermögens und eines adligen Geiſtes. — Dieſer Adelskörper in den einzelnen europäiſchen Staaten kann ſein rechtes Fundament nur in dem Daſeyn eines allgemeinen europäiſchen Adelskörpers, der ſein Vorbild, ſeine Schule iſt, eine Uebungsſchule für Jeden, der vom innern Geiſte getrieben, nachdem er einem weitern Erwerbe entſagt, in den neuen Körper eintreten will. Ein ſolcher allgemeiner, europäiſcher, chriſtlicher Adelskörper aber iſt der Maltheſerſtaat, deſſen Reſolution mit den Tendenzen, wie ſie die neuern Verhältniſſe erforderten, und größere Dotation durch alle europäiſchen Staaten im Geiſte des heiligen Bundes lag. Der jetzige Maltheſerſtaat würde nicht bloß ein Maltha haben dürfen, ſondern ähnliche Punkte in allen Meeren der Erde, und zwar in denen der andern Welttheile mehrere als in den europäiſchen. In allen Meeren der Erde würde die Flagge des Kreuzes wehen und Schutz ſein zuvörderſt gegen alle Seeräuberei, afrikaniſche, wie chineſiſche und malapiſche. Alle gemeinſamen Beſchlüſſe des europäiſchen Staatenbundes, die Abſchaffung des Sklavenhandels, der ungeſtörte Handel der Neutralen, die Hinderung des Kaperweſens in Kriegszeiten, dieſes ewigen Brandmales chriſtlicher Staaten, würden von ihnen, den Vollſtreckern des chriſtlichen Völkerrechts, oder vielmehr den Richtern nach einem allgemeinen chriſtlich-europäiſchen Geſetzbuche, ausgeführt. — Die Maltheſerſtationen in allen Meeren würden ſelbſt Krieg führenden Parteien wahre Freiſtätten, — ihre Hoſpitäler Hoſpitäler der Menſchheit, der Chriſtenheit ſeyn: — denn die Maltheſer dienen keiner politiſchen Macht, keiner Meinung. Maltheſiſcher Boden würde eine Freiſtätte ſeyn, nur nicht für ſittliche Verbrechen. Ihre Bildungs- und wiſſenſchaftlichen Anſtalten würden durch ihre Lage der Wiſſenſchaft unberechenbaren Vortheil bringen, und aller edlen Jugend die herrlichſte Gelegenheit zur Ausbildung und Uebung gewähren. Die Maltheſer würden die natürlichſten Kolonienführer, Kolonienbeſchützer aus dem überfüllten Europa ſeyn; ſie würden die natürlichſten Führer der Miſſionen im echt evangeliſchen Geiſte ſeyn, die mit dem Evangelium auch Kultur und Humanität den verwilderten Schößlingen

der Menschheit brächten. Unter ihrer pflegenden, schützenden Hand, die um so kräftiger wäre, als sie in der Nähe wirkte, würden die jungen Staatenanlagen aus beiden Quellen gedeihen und wachsen, bis sie so viel Kraft empfangen hätten, um selbstständig zu stehen. Die Maltheser würden jeder politischen Regung fremd bleiben, nicht bloß weil sie durch den Eid ihres von ihnen gewählten Großmeisters, in die Hände des europäischen Kongresses geleistet, verpflichtet wären, sondern schon weil in allen europäischen Staaten die Dotationen ihrer Zungen lägen. Die Erziehungsanstalten der Maltheser würden durch ihre kirchlich-militärische Disciplin und durch die Einführung in ein geregeltes Leben voll Wirksamkeit kräftiger den christlichen Adelsgeist entwickeln, als es irgend andere Anstalten zu thun vermöchten. Da sie keiner christlichen Kirchform ausschließlich huldigten, sondern nur Kapellen, Bethäuser für jede christliche Konfession hatten, so würde durch sie der wahre evangelische Geist der Toleranz und Liebe sich mehr und mehr im christlichen Leben entfalten. Unter solchen Verhältnissen würde das Gelübde der Ehelosigkeit, oder des lebenslänglichen Verharrens in diesem Orden, höchst bestimmungs- und zweckwidrig seyn und die ganze Tendenz vernichten. Denn ihre Bestimmung wäre nicht mehr wie früher, die Miliz der Hierarchie und Kämpfer gegen die Ungläubigen zu seyn, sondern ein anderer Kampf als wahrhafter Träger des Kreuzes und des Evangeliums. Die so natürliche als nothwendige Reduktion der europäischen Heere und Flotten würde mit höchst strenger und sorgfältiger Auswahl, so wie die jüngern Söhne der jezt bestehenden adligen Familien, den ersten Stamm der Ordensglieder von allen Klassen liefern."

Diese Bemerkungen sind nicht bloß hingeworfen. Der Verfasser sieht darin die wahre Restauration, denn von der alten Kirche hofft er nichts mehr, und daß die Monarchie allein mit den Völkern fertig werden könnte, scheint ihm problematisch, nur im Adel sucht er daher die Stütze des Alten.

10) Chronologisch geordneter Bildnißsaal, oder Porträts- und Lebensbeschreibungen der berühmtesten Männer und Frauen seit Beginn der historischen Zeit bis zum Tode des Imperator Augustus. In zwei Abtheilungen von Dr. Baldamus. Mit 130 Porträts. Wien, Doll, 1833. Groß 8.

Das Buch ist auf die Besitzer des Konversations-Lexikons berechnet, und eignet sich auch sehr gut zu einem Geschenk. Indem beinahe kein, auch nur irgend berühmter Mann des alten Griechenland und Roms ausgelassen ist, enthält das Werk eine Geschichte dieser Länder in der gefälligen biographischen Form, die das Systematische ausschließt. Auch ist die Kulturgeschichte neben der politischen bedacht, da die berühmten Dichter, Künstler und Weisen alle vorkommen, und selbst die Systeme der Philosophen sind kurz skizzirt. Der Styl ist lebendig, auch fehlt es nicht an freimüthigen Anspielungen auf die Gegenwart. Die Porträts sind größtentheils nach Antiken und Münzen, einige nach einer bloßen Idee; mehrere recht sprechend, andere geringer. Cato von Utika sieht dem Herrn von Lafayette, Cäsar dem Napoleon ähnlich, Mithridates dem Koszinzko, und solcher Aehnlichkeiten ließen sich noch mehr auffinden.

11) Chronologisches Lotto, oder hundert Hauptmomente aus der allgemeinen Geschichte. Ein nüzliches Gesellschaftsspiel für die Jugend. Kreuznach, Kehr.

Jede Nummer enthält eine Jahrszahl, und wer die dahin einschlagende wichtige historische Begebenheit nennen kann, gewinnt eine Marke. Das Spiel sezt nur Schüler voraus, die den ersten und allgemeinsten Unterricht in der Weltgeschichte genossen haben und dient allerdings wie zur Belehrung, so auch durch den Wetteifer der Spielenden zur Unterhaltung.

12) Chronologische Folge der biblischen Geschichte, von Weidmann. Crefeld, Schüller, 1833. 4.

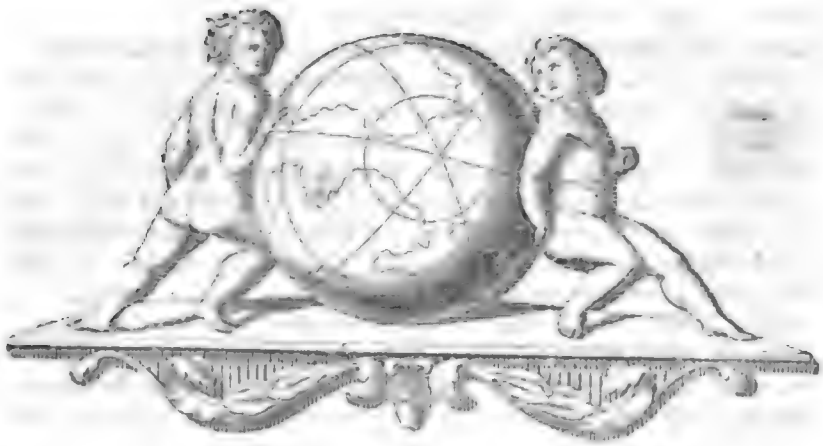
Eine Uebersicht aller wichtigen Begebenheiten der jüdischen Geschichte bis zum Untergange des jüdischen Reichs, nach der Zeitfolge geordnet.

Biographie.

Ein Wort des Andenkens an den verewigten Herrn Ildefons von Arx. St. Gallen, Huber, 1834.

Ildefons von Arx steht neben Justus Möser. Diese beiden Männer sind die ersten Muster und Meister der deutschen Spezialgeschichte. Durch seine Geschichte von St. Gallen hat Herr von Arx eben so, wie Möser durch die Osnabrückische, nicht bloß dem Interesse eines kleinen Ländchens gedient, sondern die deutsche Geschichte im Ganzen beleuchten helfen. Namentlich durch seine urkundliche Ausbeutung der ältesten Leibeigenschaftsverhältnisse hat er sich ein großes Verdienst erworben. Daß er auch im Leben ein liebenswürdiger und edler Mann gewesen, wird ihm in dieser kleinen Gedächtnißschrift bezeugt. Er war Benediktiner und Domkapitular in St. Gallen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 11. Freitag, 30. Januar 1835.

Werk über Spanien.

Capitain S. E. Cooks Skizzen aus Spanien während der Jahre 1829 bis 1832. Aus dem Englischen übersezt von Dr. P. Frisch. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1834.

Indem dieses Werk sich über die Kunstwerke (Architektur, Skulptur und Malerei) der Spanier in weit größerm Umfange ausspricht, als je ein Reisewerk zuvor, theilt es die Vorzüge der vortrefflichen niederländischen Briefe von Schnaase und ist um so mehr der Pendant derselben, als wegen der politischen Verbindung der Niederlande mit Spanien auch die Kunst beider Länder in naher Berührung stand. Inzwischen hat Capitain Cook das vor Herrn Schnaase voraus, daß er über der Kunst das Leben und die Politik nicht vergißt, sondern uns ein lebhaftes und genaues Gemälde der heutigen spanischen Zustände entwirft, ein Gemälde, das uns die so verworrenen Zeitungsnachrichten zu entwirren und zu erklären sehr geeignet ist.

Ueber die gegenwärtige Empörung in den nördlichen Provinzen erhält man genügenden Aufschluß, wenn man folgende Schilderungen lieset: „Die drei Provinzen Alava, Guipuscoa und Biscaya bilden eine nur dem Namen nach der spanischen Krone unterworfene Verwaltung, aber durch ihre Gesetze und innere Einrichtungen sind sie so frei und unabhängig, als irgend ein Schweizerkanton. Sie zahlen keine direkte Steuern, sondern geben jährlich eine bestimmte, von ihnen selbst erhobene Summe. Ihr Truppenkontingent wird, wenn es nöthig ist, unabhängig gestellt, in der Art des ungarischen Aufgebots. Jede Stelle in der Verwaltung ist der Wahl des Volkes unterworfen. Die allgemeine vollziehende Gewalt ist einem Beamten übertragen, welcher durch die betreffenden Distriktsabgeordneten gewählt und Deputado genannt wird, ähnlich dem „Landammann" einiger Schweizerkantone. Es gibt keine Zollhäuser und kein Derecho de puertas oder Octroi, so wie keine Beschränkung des Handels, diejenigen Artikel ausgenommen, welche für die ganze Monarchie verboten sind und zur See oder an der Küste weggenommen werden können. Der Ebro, der zum Theil die Grenze von Alt-Kastilien bildet, scheidet den Sitz des strengsten Gehorsams einer reinen Monarchie von einem republikanischen Gebiete, wo 50,000 Menschen bewaffnet sind, um sich jeden Augenblick zu erheben und die Truppen ihres Souveräns zu bekämpfen, wenn von den Kastilianern der geringste Angriff auf ihre Vorrechte (fueros) gemacht würde. — Die Entziehung dieser Vorrechte war lange ein Lieblingsplan

der Kastilianer, und Gewalt, List, Bestechung, Ueberredung und Einschüchterung wurden vergeblich angwendet, um sie zur Entsagung derselben zu vermögen. Aber es wird nie gelingen, da Viele mir offen gestanden, sie würden in einem solchen Falle die Franzosen zu Hülfe rufen, um einen Versuch dieser Art zurückzuweisen. Nur durch beständige Wachsamkeit und das Aufopfern bedeutender Summen, durch Prozesse und Bestechung zu Madrid gelingt es ihnen, unangefochten zu bleiben. Einige Individuen räumten willig ein, sie würden sich ohne die Fueros mit freiem Zutritte zu dem Innern besser befinden; allein ihre Anzahl ist nur gering, und es ist klar, ein solches Arrangement wird das Land gänzlich seinem Untergange zuführen. Die Handelsstockung floß aus denselben Quellen, und wurde in dem Innern, welches ihnen keine Hülfe leisten konnte, unendlich mehr gefühlt; und es ist bei weitem wahrscheinlicher, daß unter denselben Gesetzen diese schönen Provinzen ganz das Aussehen von Kastilien bekommen würden, als daß sie durch eine Vereinigung ihrer Industrie und Thätigkeit mit der Faulheit, der Armuth und dem Verfalle etwas gewinnen würden. Die Haupthäfen sind Bilbao und St. Sebastian; der erstere ist der bei weitem wichtigere und das Entrepot für Wolle, welche aus Kastilien und selbst aus Estremadura herbeigeführt wird, ferner für Korn, Früchte und andere Artikel. Der auswärtige Handel von Bilbao ist fast ganz in den Händen der Engländer. Die Einrichtungen sind rein republikanisch; alle vollziehende Gewalt befindet sich in den Händen der untern Klassen. Der Schutzpatron des Platzes ist ein Franciskanerkloster, ein ungeheures Gebäude mit einer schönen Kirche, welche über der Stadt hängt; die Anzahl der Mönche ist nicht weniger als 195, sie ergänzen sich aus den untern Klassen des Volkes, mischen sich in Alles und leiten Alles." Cap. Cook erklärt am Schlusse seines Werks noch einmal ausdrücklich, daß die Erhebung der Karlisten bloß der Erhaltung der alten Provinzial-Privilegien und keineswegs der Sache des Don Karlos oder der Priester gelte, die er für absolut unpopulär und verloren erklärt.

Es ist gewiß interessant, zu lesen, wie Cap. Cook sich bei jeder Gelegenheit gegen die Ansicht verwahrt, als ob der Spanier noch so bigott sey, wie ehedem. „Es gibt keinen bessern Stoff, um mit den Andalusiern zu scherzen, als wenn man sich den Schein gibt, man glaube in aller Einfalt, die Priester und Mönche hätten Zutritt zu ihren Familien. Ich habe in dieser Beziehung von tölpischen Fremden seltsame Mißverständnisse herbeiführen sehen. Es liegt ein unbesiegbarer Widerwille in einem großen Theile der Gesellschaft gegen die Beichte, und kaum irgend Jemand aus den höhern Klassen, zum wenigsten in den Städten, bequemt sich jezt mehr dazu. Die Kirche benimmt sich in dieser Beziehung mit großer Nachsicht und Mäßigung. Sie besizt das Recht, den weltlichen Arm zum Schutze dieses wichtigen Theils ihrer Macht anzurufen, allein es geschiebt selten." Den Einfluß der Landgeistlichen läugnet er nicht, gibt ihnen aber ein gutes Zeugniß: „Die Pfarrgeistlichkeit hat in der That mehr Einfluß als alle übrigen Glieder der Kirche; sie leitet das Landvolk, das sie für ein Orakel hält; sie lebt mit demselben im Allgemeinen auf einem Fuße, der beiden Theilen Ehre macht. Sie sind meistens Leute von sehr achtungswerthem Charakter und höherer Bildung und Erziehung als ihre Umgebung, welche sie eher leiten als zwingen, und bei welcher sie durch die zahlreichen Dienstleistungen, die bei dem heutigen Zustande des spanischen Landvolkes so oft nöthig sind, auf den guten Willen wirken. Die Leichtigkeit des Joches macht es erträglich, und nicht, wie man allgemein glaubt, fanatische oder bigotte Ergebenheit, und bei einer Lage wie diese, worin sich die Parteien befinden, darf man sich nicht wundern, daß die gegenseitige Verbindung so eng ist. Wegen ihrer Stellung zu den Gemeinden, der Achtung, worin sie stehen und des gegenseitigen freundlichen Verhaltens, ist ihr Benehmen frei und ungezwungen, voll Würde und Leichtigkeit. Sie sind die Rathgeber, Helfer und Vermittler bei ihren Zwistigkeiten und trösten sie in Krankheit oder auf dem Todesbette; ihre Verbindung beruht weder auf Erniedrigung von der einen Seite, noch auf anmaßenden Ansprüchen der andern. In vielen Fällen sind sie wegen der Erpressungen der Regierung in den lezten Jahren sehr ungleich bezahlt und hängen von dem guten Willen ihrer Pfarrkinder ab, diesen Ausfall zu decken; sie haben keine Sinecuren; öfters aber einen sehr mühevollen Beruf." Die in der Stimmung der Nation vorgegangene Veränderung zeigt sich besonders in dem Haß gegen die Mönche: „Die Gesinnung der Gesellschaft in Beziehung auf die Mönche weicht gänzlich ab von jener gegen die Ordensgeistlichkeit: zwischen diesen beiden Körperschaften selbst ist eine tiefe Kluft geöffnet, und wenn man den Berichten glauben darf, so herrscht tödtlicher Haß, sogar, wenn es nöthig wäre, „plus quam theologicum" zwischen ihnen, und die Vereinigung, welche in den lezten Jahren stattfand, war nur äußerlich. In der That spricht sich das entschiedenste Mißfallen und Verachtung von Seite der höheren Klassen der Hierarchie gegen diese Lazzaronis der Kirche aus. Die anscheinende Versöhnung wurde durch gemeinschaftliche Gefahr und die Nothwendigkeit einer temporären Vereinigung gegen den dem ganzen kirchlichen Körper feindseligen Theil der liberalen Partei herbeigeführt. In den höheren Ständen der Gesellschaft spricht man selten von den Mönchen, und sie sind vergleichungsweise eben so unbekannt, wie die Zigeuner in England. Man empfing sie sehr selten innerhalb der Thore irgend eines ansehnlichen Hauses, es sey denn,

daß das plötzliche Krankwerden eines Dieners oder eine ähnliche Urſache den Dienſt eines Kapuziners, welcher immer bereit iſt, die Stelle eines andern Geiſtlichen auszufüllen, erfordere. Natürlich iſt hier nur von der allgemeinen Regel die Rede. Wenn die Almoſenſammler der ärmeren Klöſterorden von Haus zu Haus betteln, ſo herrſcht im Süden die Sitte, ſie nicht über den Patio hineinzulaſſen.* Schon das Lächerliche, das jeder Vertrautheit mit ihnen anklebt, würde allein hinreichen, ſie von jedem anſehnlichen Hauſe fern zu halten. So wie man in der Geſellſchaft tiefer herabſteigt, findet man, daß dieſes Gefühl noch weiter geht. In den mittleren Ständen und dem thätigen Theile der Bevölkerung, wie z. B. bei Kaufleuten, Offizieren u. dgl., bilden ſie den Gegenſtand des allgemeinen Geſpöttes. Der Anblick eines derſelben in einer gemiſchten Geſellſchaft verurſacht gewiß allgemeine Heiterkeit, und auf ihre Koſten werden beſtändig die platteſten Späße und Geſchichten zum Beſten gegeben. Von einem ſolchen Falle war ich ſelbſt Zeuge, als ein Mönch ſich in dem Poſtwagen auf ſeinem Wege nach dem ſüdlichen Spanien befand. Die andern Reiſenden waren junge Offiziere, welche ihn ſo ſehr quälten, daß er genöthigt war, am zweiten Tage auszuſteigen und eine ruhigere Reiſegeſellſchaft abzuwarten. Die Manieren dieſer Leute haben ſich auch hiernach bequemt. Sie ertragen den Scherz mit der beſten Laune, indem ſie ihn öfters dem angreifenden Theile zurückgeben und ſich dem glücklichen Zuſtande eines von den Franzoſen ſogenannten „bon diable“ nähern.“ Mit dieſem Sinken des moraliſchen Einfluſſes des Prieſterſtandes geht aber auch der Verluſt ſeines alten Reichthums Hand in Hand. Der Verfaſſer weiſt Seite 211 ff. ausführlich nach, welche ungeheure Summen der Staat nach und nach aus der Kirche gezogen und wie die leztere jezt ſchon beinahe ausgeſogen ſey. Wie er beſtimmt verſichert, ſoll die Geiſtlichkeit 70—75 Prozent ihrer Einkünfte dem Staat abtragen. „Die direkten Abgaben, welche die Geiſtlichkeit an den Staat zahlt, ſind eine Summe, Subſidio genannt, eine Art von Perſonal- oder Kopfſteuer, welche jährlich von der ganzen Körperſchaft gezahlt und von ihr ſelbſt erhoben wird. Gegenwärtig beträgt ſie zehn Millionen, etwas mehr als 100,000 Pf. Dann gibt es die Novena oder den neunten Theil ſämmtlicher Zehnten des Königreichs; ferner beſtehen die ſogenannten Annualidades, Summen, die nach dem Range der Betheiligten, auf Beſoldungen oder Verſetzungen, von einem bis zu drei Jahren Beſoldung erhoben werden. Dieſe Abgaben betreffen beſonders die höhere Säculargeiſtlichkeit an den Kathedralen. Die Curas oder Pfarrer ſind einer andern Beſteurungsart unterworfen. Die Regierung wählt einen Eigenthümer in der Pfarrgemeinde, natürlich den reichſten, deſſen Zehnten an den Staatsſchatz abgeliefert werden. Reichen dieſe Abgaben eines Einzigen nicht hin, ſo werden zwei genommen; dieſe nennt man Casas Eſcuſadas. Es iſt einleuchtend, daß in ſehr vielen Fällen die Zehnten dieſer Caſa faſt die Beſoldung der ganzen Pfarrei bilden, und daß der Pfarrer dann an den guten Willen der übrigen Pfarrkinder gewieſen iſt. Das Recht, vakante Stellen nicht ſogleich zu beſetzen, wird in einem großen Umfange geübt und die Einkünfte eingezogen. Der wirkliche, auf dieſe Art erhobene Betrag beläuft ſich, wie ich aus ſehr guten Quellen weiß, auf etwa anderthalb Millionen Pfund Sterling oder ein Viertheil ſämmtlicher Einkünfte.“

Nicht minder lehrreiche Aufſchlüſſe gibt uns Cap. Cook über die ſpaniſche Verwaltung. „Ihre Mißbräuche gehen bis in die früheſten Zeiten zurück, ſelbſt bis zur Herrſchaft der Weſtgothen; ſehr viele davon ſtammen in ununterbrochener Folge von den Arabern ab, deren Syſtem ſich bei weitem enger, als die normänniſche Sitte in England, mit dem ganzen Gewebe der geſellſchaftlichen Einrichtungen verbunden hat, ſelbſt da, wo die Nationalvorurtheile am ſtärkſten ſich gegen jede Verunreinigung und Vermiſchung mit Fremden ausſprechen. Jedoch der größere Theil ſchreibt ſich von dem „Eſcurialenſe“ her, der die Zeit, die ſein Vater ſeinen übrigen Geſchäften nicht entziehen konnte, darauf verwendete, das unabhängigſte Volk Europa's in das Joch des unbeſchränkteſten Despotismus zu ſchmieden. Jovellanos verglich ſcherzweiſe ſeine Wuth, mit Einer Hand zu regieren, dem Lenken der Maulthiere an einer Kutſche durch einen einzigen Führer; und die Monarchie, ſo wie er ſie hinterließ, hat gewiß auf fallende Aehnlichkeit mit jenen altmodiſchen Wagen, welche bei manchen Gelegenheiten in dem Prado ſich zeigen, ganz mit buntem Flitterſtaat und anderem Geräthe bedeckt, eine Satire auf die Fortſchritte des übrigen Europa. Viele der ſeltſamen Anomalien, welche dieſes Land aufzuweiſen hat, verdanken ihren Urſprung dem Bemühen, das Joch dem Nacken eines Volkes anzupaſſen, das, von Natur überaus ungeduldig, ſich zwar leicht führen, aber auf keine Weiſe gern treiben läßt. In Folge dieſer Umſtände verſtand man ſich häufig zu einer Art von Vergleich, und während man ihm den Genuß eines gewiſſen Grades von Freiheit einräumte, machte man Fortſchritte in Zerſtörung des Reſtes derſelben. So kam es, daß bis zur franzöſiſchen Invaſion kein Volk, in einem gewiſſen Betrachte, einen größeren Grad von Freiheit genoß, und weniger, was direkte Einmiſchung betrifft, von der Regierung abhing, als die Spanier. Die Abgaben waren im Allgemeinen niedrig, wenigſtens drückten ſie nicht fühlbar, da die Ausgaben großentheils durch das amerikaniſche Gold, welches durch ſeine Cirkulation die Maſchine in ſteter Bewegung hielt, beſtritten wurden. Jede Provinzial-

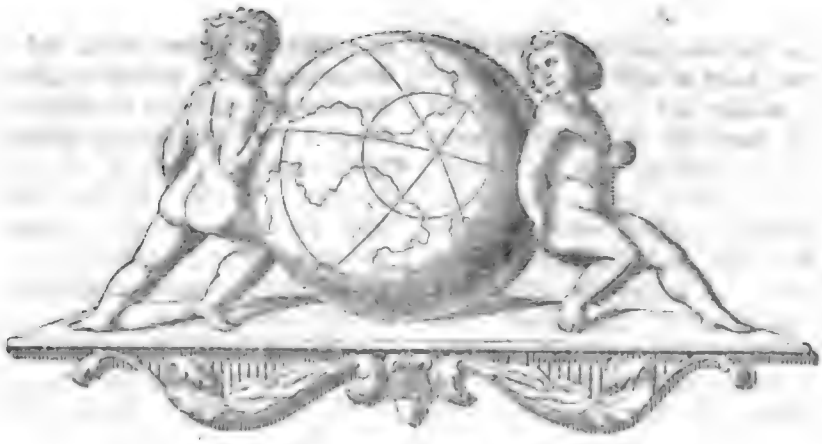
Hauptſtadt war der Mittelpunkt eines Syſtems, das ſich um ſeine eigene Achſe drehte, und von dem allgemeinen Feuerherde in Madrid, womit ſie bloß dem Namen nach in Verbindung ſtand, nur wenig Wärme erhielt. Die untergeordneten Theile dieſes Syſtems trugen denſelben Charakter, und jeder Alkalde war, wie es noch jezt in hohem Grade der Fall iſt, eine Art von getrennter, unabhängiger Behörde, kaum eine andere als ſeine eigene Jurisdiktion anerkennend, und nur mit Mühe zum Gehorſam gegen höhere Befehle gebracht. Derſelbe Geiſt der Unabhängigkeit iſt noch auf andere Art thätig: wo offener Widerſtand unausführbar oder unvermeidlich iſt, erſinnt man einen ſichern Weg, ihn indirekt in's Werk zu ſetzen, indem man die Befehle umgeht, hinausſchiebt und im Detail dagegen ankämpft; eine Guerilla von Burcaubeamten ermüdet durch eine Reihenfolge unabſehbarer Antworten und Repliken endlich die obere Behörde, oder lenkt ihre Aufmerkſamkeit auf einen andern Punkt. Dies iſt die Lieblingsſitte, die durch das ganze Land herrſcht.“ Folgende Apoſtrophe iſt freilich etwas wunderlich: „Das Polizeiſyſtem iſt in Spanien noch ſehr jung und ſchreibt ſich von der lezten Invaſion der Franzoſen her, welche auch die ganze Anſtalt des Spionenweſens ſammt ſeinem verwerflichen Gefolge von Paris mitbrachten. Es iſt für Spanien durchaus eine exotiſche Pflanze, und nichts kann dem ſpaniſchen Nationalcharakter und ſeinen Sitten widerſtrebender ſeyn. Selbſt in denjenigen Perioden der Geſchichte, wo die härteſte Tyrannei herrſchte, blieben ſie davon befreit, und ſie waren die lezte Nation auf dem Kontinente, welche ihren Nacken unter dieſes abſcheuliche Joch beugten, unter welches ſeit dem Mittelalter Europa gerathen iſt und wovon England allein ſich frei erhalten hat. Sie ſcheint dem Feudal- und Mönchsdeſpotismus der früheren finſtern Zeiten gefolgt zu ſeyn, gleichſam um den Beweis zu liefern, daß die Tyrannei ein angebornes Laſter des Menſchen iſt. Von der Feudalherrſchaft unterſcheidet ſie ſich dadurch, daß ſie eine gemeine und niedere Tyrannei iſt. Die Spanier zeigten ſich gegen ihre Einführung ſo feindſelig, daß ſie laut die Inquiſition ſtatt derſelben zurückwünſchten. In der That war dieſe auch, ſo weit dabei das Volk zur Sprache kommt, ein viel geringeres Uebel, und das heilige Tribunal hat in einem weit längeren Zeitraum nicht ſo viele Opfer gefordert und ſo fühlbare Unterdrückung geübt, als das Inſtitut der Polizei.“ Woher dieſer Ingrimm gegen ein Inſtitut, das trotz ſeiner jeweiligen Unbequemlichkeit doch das einzige Mittel iſt, die Geſellſchaft von jenen kleinen Störungen zu befreien, ohne deren Entfernung das Leben unerträglich wäre, vom Räuber und Diebe herab bis zum Straßenkoth. Der Verfaſſer rühmt, daß Spanien endlich anfange, Straßen zu bauen, und daß es deren bald zwiſchen allen größern Städten geben werde. Warum ſollte er nicht auch eine Polizei rühmen, welche beſtimmt iſt, dieſe Straßen von Raubgeſindel zu reinigen und aus den Gaſſen der Städte den Unflath, die todten Thiere ꝛc. zu entfernen, die z. B. die Hauptſtadt von Portugal ſo berüchtigt gemacht haben.

Im Handel werden die Spanier als weit zurückgeblieben geſchildert. „Wir würden eine geringe Meinung von dem Verſtande der Miniſter erhalten, welche ihr Land durch die Errichtung von einigen Manufakturen zu Glasgow auf eine gleiche Stufe mit den übrigen erheben wollten, wenn dieſer Theil des Königthums ihnen gehörte, während ſie ganz England, wo die Konſumenten dieſer Manufakturen geſucht werden müßten, in demſelben Zuſtande der Unterdrückung wie früher ließen, und weit entfernt, die Landeigenthümer von ihren Laſten zu befreien, täglich ſie neuen, ungerechten und ungeſetzlichen Bedrückungen unterwürfen. Dieſes iſt das vollkommene Bild von Spanien in dieſem Augenblicke. Einige katalaniſche Compagnien haben ſich der Handelspolitik der Regierung bemächtigt, und diktiren die Geſetze, wie ſie ihnen ihre ſelbſtſüchtigen Intereſſen an die Hand geben, indem ſie die Käufer zwingen, ihnen ihre ſchlechten und theuern Artikel abzunehmen, während kein Schritt geſchieht, den Ackerbau, welcher faſt die ganze Bevölkerung ernährt, von den Laſten zu befreien, die in jedem andern Lande unerträglich ſeyn würden. Vor einigen Jahren beſtand ein wirkſames Verbot auf beinahe alle fremden Manufakturwaaren und Erzeugniſſe ꝛc.“

Auch die Lage des Landmanns erſcheint keineswegs eine glückliche: „Die Laſten auf dem Ackerbaue ſind in den meiſten Gegenden ſo drückend, daß es unglaublich iſt, wie die Labradores oder Feldbauer überhaupt nur beſtehen können. Es beſtehen die Zehnten, wovon nur ſehr wenige Diſtrikte ausgenommen ſind; das Voto de Santiago, eine Abgabe, die von jedem Pfluge vor ſeinem erſten Gebrauche erhoben wird. Dieſelbe wird an das Kapitel von Santiago entrichtet, in dankvoller Erinnerung an die von dem Heiligen geleiſteten Dienſte, welcher auf einem weißen Roſſe in der Schlacht von Clavijo erſchien, und in der Weiſe von Caſtor und Pollux am See Regillus zur Vernichtung der Mauren mithalf. Dieſe Abgabe beſchränkt ſich auf die damals im Beſitze der Ungläubigen befindlichen Provinzen, und die Landbeſitzer müſſen ſonach für das Mißgeſchick ihrer Vorfahren bezahlen, obwohl viele von ihnen an der Vertreibung der Muhamedaner Theil nahmen.“

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 12. Montag, 2. Februar 1835.

Werk über Spanien.

Capitain S. E. Cooks Skizzen aus Spanien während der Jahre 1829 bis 1832. Aus dem Englischen übersezt von Dr. P. Frisch. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1834.

(Schluß.)

„In einigen Theilen lasten noch Herrenrechte auf den Erzeugnissen des Bodens, wie die alten Mühlengerechtsame in England und andere Abgaben und Verbindlichkeiten dieser Art. An die Regierung werden ordentliche und außerordentliche Bodensteuern bezahlt, die ungemein drückend sind und als verderblich angesehen werden, aber gleichwohl erst neuerlich vermehrt wurden, um die „joyeuse entrée du duc d'Angoulême“ zu bezahlen.“

Gleichwohl ergießt sich der Verfasser in Lobeserhebungen über dieses Landvolk. „Das Landvolk und die untern Stände sind in ihrem Benehmen so frei, daß wenn man einen Bewohner einer unbekannten Gegend über Europa führte und ihn aufforderte, dasjenige Volk zu bezeichnen, welches in seinen Manieren den freiesten Sinn beurkundete, so würde er ohne Zweifel keinen Augenblick anstehen, den Spaniern den Vorzug zu geben. Die milden und anspruchslosen Sitten, welche unter allen Ständen herrschen, die gegenseitige Achtung, welche jedes Individuum in allen Klassen gegen die andern hegt, bewahren sie vor jener rauhen Gefühlsweise, welche so allgemein gegen die Unabhängigkeit der nördlichen Nationen absticht. In dem gewöhnlichen Lebensverkehre hatte ich häufig Gelegenheit, die Franzosen und andere Fremden in Berührung mit den Eingebornen und Höherstehenden gegenüber zu beobachten. Alle bleiben hinter der ungezierten Würde und Einfachheit des Benehmens der Spanier zurück, die sich augenblicklich von allen Andern unterscheiden. Viele Umstände treffen zusammen, um die Harmonie dieser Gesellschaftsmaschine, wovon ein jeder Theil im Einklange mit dem andern steht, zu erhalten. Die Menschen aus allen Ständen versammeln sich in den Kirchen, bei öffentlichen Festlichkeiten, und fast ohne Unterbrechung auf den Paseos an den zur öffentlichen Belustigung bestimmten Tagen. Selbst in Madrid, wo am wenigsten der spanische Charakter vorherrscht, besuchen die Granden so regelmäßig wie jede andere Klasse den Prado und mischen sich ohne Unterschied unter den Haufen. Das schlechte, dem alten französischen Adel abgeborgte und seit den lezten Jahren auch in England eingeführte System der Abschließung und Absonderung eines Theils der Gesellschaft von dem andern kennt man in Spanien

noch so wenig, daß ein Edelmann als auf seinem Platze fehlend angesehen würde, wenn er nicht wie die Uebrigen erschiene. Wenn ein Grande auf seinen Reisen, wie das immer der Fall ist, durch die Stube hindurchgeht, wo die Landleute zu Mittag essen, so wird er eingeladen an dem Mahle Theil zu nehmen, nicht in der Weise, wie dieses anderwärts geschehen würde, sondern als wenn er einer ihres Gleichen wäre, und er muß, wenn er nicht für einen Menschen sin educacion gelten will, eine höfliche Antwort geben. Wenn irgend Jemand auf der plaza de toros oder dem Prado ihn um Feuer bittet, so muß er seine Cigarre aus dem Munde nehmen und es ihm geben, mit Gefahr, derselben Strafe anheim zu fallen. Der Landmann, dem diese Aufmerksamkeit zu Theil wird, richtet seine Manieren darnach ein; er ist immer auf seinem Platze, indem er weder vergißt, was er seinem Oberen, noch was er sich schuldig ist. Diese Verhältnisse erklären es, daß es unter den echten Spaniern so wenig Rangzwistigkeiten oder Eifersucht gibt."

Alles, was der Verfasser noch ferner über die Sitten der Spanier, über die Frauen, über die Raçen ꝛc. sagt, ist gleich anziehend.

Die Hauptstadt erscheint dem Cap. Cook nicht im günstigsten Lichte. „Philipp II. erhielt von Jovellanos den Beinamen „el Escurialense," der Erbauer des Escurials, dieses dauernden Denkmales seines finstern, fanatischen Geistes; besser wäre die Benennung „el Madridense" gewesen, denn die Aufführung seines Gebäudes war nur ein harmloses Vergnügen im Vergleiche zu dem Ungemache, welches er seinen Nachfolgern und dem Lande ringsum dadurch zufügte, daß er seiner Hauptstadt eine solche Lage, wie die von Madrid ist, aufnöthigte, woran er hauptsächlich Schuld hatte. Hätte er bei seinem Plane die Lage der Hauptstadt im Mittelpunkte des Reiches beabsichtigt, so hätten Toledo, Talavera oder selbst Guadarara dieselben Vortheile und noch andere gewährt, welche Madrid gänzlich fehlen, dessen Lokalität in jeder Beziehung das Gegentheil von dem ist, was sie seyn sollte. Es besitzt kaum eine einzige trinkbare Quelle, keine Schifffahrt, ein sehr ungesundes Klima und liegt mitten in einer traurigen Einöde. Dieses ist die Lage, welche man für die Hauptstadt dieses herrlichen Landes auswählte, das an den einladendsten Gegenden Ueberfluß hatte und schon damals mit prächtigen Städten geschmückt war, als man den Plan faßte, einen Waldberg, worin „der wilde Eber und der Bär hausten" (montaña de puerco yosso), in eine Hauptstadt umzuschaffen, ein Plan, dessen Ausführung als der Triumph despotischer Macht angesehen werden kann. Der Hof verlebt hier einige traurige Monate während jener Jahrszeit, wo wegen der eigenthümlichen herrschenden Winde das Athemholen im Freien so gefährlich ist, daß Niemand außer in dringenden Geschäften auszugehen wagt, und da die alte strenge Etiquette am Hofe aufrecht erhalten wird, so trägt seine Anwesenheit wenig zur allgemeinen Heiterkeit bei. Die Granden von Spanien sind, mit wenig Ausnahmen, an diesen elenden Ort gefesselt, wo sie, in der That weniger frei als die Bauern, die ihr eigenes Feld bestellen, ihr Leben in Dürftigkeit und Unterwürfigkeit hinschleppen. Ihre ungeheuren Besitzungen liegen im Allgemeinen halb verödet, und die darauf lebende Bevölkerung ist unabhängig von dem Eigenthümer, der sie nie sieht und kaum dem Namen nach kennt. Dieses barbarische System verdanken sie hauptsächlich dem Escurialense, welcher dasselbe seinen Nachfolgern vermachte, durch die es sorgfältig als eine leitende Staatsmaxime von einer Generation auf die andere verpflanzt wurde. Ihre Paläste sind mit einem ungeheuren Trosse von Gesinde angefüllt, welches sich in Geschlechtern vermehrend das Mark seines Herrn aussaugt, deren Glanz in keiner Weise durch dasselbe erhöht wird. Dieser Dienertroß ist kaum besser als die Mönche, mit dem Unterschiede nur, daß er Nachkommen hinterläßt, wenn man es anders als einen Vorzug betrachten kann, daß eine solche Raçe von Tagdieben (holgazanes) sich fortpflanzt, die ihre Herren zu Grunde richten, ohne etwas zu dem allgemeinen Kapital oder zur Vermehrung des Geldumlaufes beizutragen ꝛc." Erfreulicher ist das Bild anderer Städte, z. B. Sevilla, Cordova, deren alte Pracht mit Meisterzügen geschildert wird.

Die spanische Baukunst verfolgt der Verfasser von den ältesten Zeiten an, wobei uns die Uebergänge vom maurischen in den gothischen Styl im 12ten Jahrhundert deßwegen am interessantesten erscheinen, weil es wohl keinem Zweifel unterliegt, daß überhaupt in Spanien (dem alten Gothenlande) zuerst im Konflikt des arabischen und christlichen Geistes jene neue, gothisch genannte Baukunst sich bilden mußte, die allerdings ihre höchste Ausbildung nur in Deutschland fand. Alle Ableitungen der gothischen Benennung dieses Baustyls sind vage, die Ableitung aus Spanien allein ist natürlich.

Ueber Bildhauerkunst und Malerei verbreitet sich der Verfasser auf's Ausführlichste und geht alle Schulen derselben durch, nennt und charakterisirt alle berühmten Künstler und liefert so einen höchst schätzbaren Beitrag zur Kunstgeschichte. Er kann nicht genug den alten Reichthum von Kunstwerken bewundern, der sich aus der frühern Glanzperiode trotz der französischen Räuber noch immer auf spanischem Boden erhalten hat. So sagt er von Madrid. „Die königl. Bildergallerie ist ohne Zweifel die erste von Europa, und enthält unter allen diesen Sammlungen die größte Anzahl guter Stücke mit der geringsten Beimischung von schlechten; sie besteht aus Werken aller Schulen, welche die verschiedenen Sammlungen bildeten und in den verschiedenen Palästen zerstreut

waren. Dieselbe steht ohne Ausnahme der Neugierde des Publikums mit einer wahrhaft königlichen Liberalität offen ꝛc.“ Das Detail dieser Kunstherrlichkeiten möge der Leser im Werke selbst nachlesen.

Allgemeine Geschichte.

13) Tabellen der Geschichte. Die Hauptmomente des äußern politischen und des innern geistigen Entwicklungsgangs der Völker und Staaten in chronologischer und ethnographischer Ordnung. 60 Tafeln aus Doppelfolioblättern. (36 Tafeln politische, 24 Tafeln Kulturgeschichte.) Von Dr. E. Wehse, königl. sächs. Archivar. Dresden, Grimmer, 1834. Pränumerationspreis der geringsten Ausgabe 5 Thaler, der besten 12 Thlr.

Die acht ersten Lieferungen, die uns vorliegen, gehn bis zum Jahre 1500. Der Verfasser spricht sich über seine Leistung selbst so bescheiden aus, wie es bei einer Arbeit dieser Art Jeder thun sollte, denn wer in der Welt besitzt wohl so vielumfassende Kenntnisse und zugleich einen so sichern Feldherrnblick, um Alles zu übersehn und auf's Klarste zu ordnen, was in der ganzen Welt geschehn ist? Die Aufgabe, immer zugleich auf der nämlichen Riesentabelle die chronologische Folge von oben nach unten, und die ethnographische von links nach rechts einzuhalten, ist schwer und wohl niemals ganz befriedigend zu lösen. Am vorliegenden Werke, das mit großer Liebe ausgearbeitet scheint und wirklich einen großen Reichthum von Thatsachen zu geordneter Uebersicht bringt, habe ich hauptsächlich Eins auszusetzen. Das Geripp der politischen Geschichte ist zu sehr bloß genealogisch und zeigt uns zwar die Reihenfolge der jeden Staat beherrschenden Dynastie, aber nicht den Wechsel in den Tendenzen und großen Staatsinteressen an. Nicht darauf kommt es an, daß wir gleichzeitig z. B. einen französischen Philipp oder Ludwig einem deutschen Friedrich oder Karl gegenüberstehn sehn, sondern darauf, daß wir gleichzeitig den Aufschwung der Monarchie über die Aristokratie in Frankreich, den der Aristokratie über die Monarchie im deutschen Reiche sehn. Und so durchgängig. Es kommt überall nicht auf die Namen der Dynastien und ihrer Territorien, sondern auf die bestimmte Politik einer Dynastie oder auf die Art an, wie sich dieselbe in die jedesmaligen großen Zeitfragen einmischt. So ist das Verhältniß der Dynastie zur mittelalterlichen Hierarchie und Feudal-Aristokratie, später ihr Verhältniß zur Reformation und noch später zu den politischen Reformen unendlich wichtiger, als die Nomenklatur der einzelnen Fürsten und ihrer Gebiete. Wodurch unterscheiden sich die drei lezten Dynastien in Frankreich, die Kinder des Mittelalters, die der Revolution und die des Juste-Milieu? Wodurch unterscheiden sich die Welfen von den Stuarts? Wodurch unterscheiden sich die Habsburger von den Hohenstaufen, die Wettiner von den Habsburgern, die Hohenzollern von den Wettinern? Solche Fragen muß jeder Historiker beantworten, dann bleibt ihm das Recht unbenommen, die ganze Weltgeschichte genealogisch zu behandeln. Allerdings erlaubte die Tabellenform dem Verfasser kein Detail, dennoch ließen sich wohl die Haupttendenzen der verschiedenen Jahrhunderte und deren so merkwürdiger, den gesammten Bildungsgang der Menschheit prägnant bezeichnende Wechsel in einen kurzen Ausdruck fassen. Wenn er ausnahmsweise doch unbedeutendes Detail aufnimmt, z. B. daß „die Taboriten von einem durch Ziska gegründeten festen Lager so benannt“, daß Kaiser Albrecht „auf dem Zuge nach der Schweiz zwischen Windisch und Brugg“ ermordet worden sey, so hätte er wohl mit Recht wichtigere Dinge in den engen Raum einer welthistorischen Tabelle bringen dürfen. Zeitgemäß und sehr schätzenswerth ist die chronologische Uebersicht der Verfassungen und innern politischen Entwicklungen, welche der Verfasser in der Kulturgeschichte mittheilt, aber diese ganze Rubrik hätte in die große politische Geschichte aufgenommen und unmittelbar der Genealogie beigesellt werden sollen, weil sie die Grundlage und Erklärung aller besondern Begebenheiten ist. Auch würde die vergleichende Methode, die man so glücklich in den Naturwissenschaften angewandt hat, den historischen Uebersichten sehr zu empfehlen seyn, und man würde z. B. gleich auf den ersten Blick die Geschichte Europa's im lezten Jahrtausend besser verstehn, wenn man das Verhältniß eines jeden Volks zu dem im Mittelalter so charakteristisch hervortretenden Ständewesen vergliche. Typus ist die Monarchie mit drei oder vier Ständen (Geistlichkeit, Adel, Bürger und Bauern). Diese bleiben in Harmonie, das kräftigste und reichste innere Leben entfaltend, in England, hinwelkend und erstarrend aber in Schweden. Die Monarchie trat herrschend hervor mit lebendiger Kraft und etwas ritterlicher Tendenz in Frankreich, tödtend und starr mit kirchlicher Tendenz in Spanien. Der Adel trat herrschend hervor in Deutschland und Polen, hier der hohe Adel mit föderalistischer, dort der niedere Adel mit unitaristischer Tendenz, hier mehr durch den Bürgerstand, dort mehr durch den Bauernstand bedient; in Holland endlich traten die Bürger und in der Schweiz die Bauern herrschend hervor, und der Kirchenstaat bleibt der ärmliche Ueberrest der ehemaligen Alleinherrschaft der Kirche. Auf dieselbe Weise haben sich die europäischen Völker auch in die Tendenzen der Religion, Wissenschaft und Kunst getheilt,

und die vergleichende Methode entdeckt überall Gegensätze oder Verwandtschaften, die den Zusammenhang eines gemeinsamen Lebens dieser Völker beweisen, die sie als Theile eines größern organischen Ganzen erscheinen lassen.

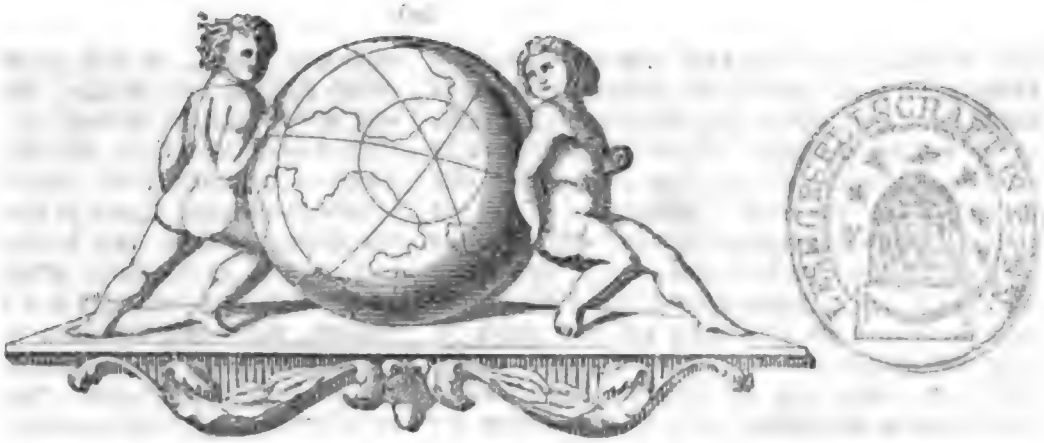
Werk für Auswanderer.

Das Kaiserreich Brasilien. Beobachtungen und praktische Bemerkungen für deutsche Auswanderer, von Dr. Ackermann. Heidelberg, Groos, 1834.

Hier wird den zahlreichen Werken, worin die Auswanderung nach Brasilien mißrathen ist, geradezu widersprochen. „Der badische Minister, Freiherr von Berckheim, gab mir Aufträge, die sich auf die Beachtung der Commercialverhältnisse und der Auswanderer bezogen, und in meiner Stellung, als damaliger landesherrlicher Direktor des großh. landwirthschaftlichen Vereins, machte ich mir noch zur besondern Aufgabe, die Landwirthschaft Brasiliens nach ihren verschiedenen klimatischen Abstufungen, mit Berücksichtigung der europäischen Wirthschaftsart, kennen zu lernen, und so dasjenige Fach vorzüglich zu bereichern, für welches ich damals besonders verpflichtet war. — Diese vielfachen umfassenden Zwecke nahmen in Brasilien meine ganze Thätigkeit und Zeit in Anspruch. Indessen fand ich täglich neuen Reiz zu Anstrengungen in den Wundern der mich umgebenden Natur, und so muß ich offen gestehen: diese dreijährige Reise im Innern der Provinzen von Rio de Janeiro, von Espirito Santo und Minas Geraes, welches leztere ich allenthalben durchstreifte, hat mir ein wahres Vergnügen gewährt, so wie mir die Erinnerung an sie ewig unvergeßlich bleiben wird: denn ich denke noch immer mit Entzücken an den Aufenthalt in den Urwäldern am Rio Doce, an die Gesellschaft der schlichten Brasilier, die kein Neid vergiftet, die Jeden neben sich ruhig seine Lebensstraße wandeln lassen. — Ich habe, so weit meine Kräfte reichten, jene Zwecke erfüllt, und stehe im Begriffe, es jezt zu thun, wo mir die Zeit dazu vergönnt ist. Diese Reise, auf der mich liebevoll meine Gattin und Kinder begleiteten, hat den Bemerkungen über Auswanderungen nach Brasilien, die ich hier niedergeschrieben, ihre Entstehung gegeben. Ich halte sie im Vergleich mit dem, was bisher in dieser Hinsicht über diesen Gegenstand gesagt wurde, für wichtig genug, um sie meinen deutschen Brüdern mitzutheilen, die mit sehnsüchtigen Blicken ein anderes Land aufsuchen, wo sie eine sorgenfreie Existenz zu verleben gedenken. Brasilien ist in Ansehung der Auswanderer oft verdächtigt worden; allein, wie ich mich genau überzeugte, ohne allen Grund. — Die Regierung von Brasilien hat ihre Versprechungen und Verpflichtungen gegen alle, auch gegen undankbare Einwanderer, immer gewissenhaft erfüllt, worüber unter den Fremden in der Hauptstadt des Reichs nur eine Stimme ist; sie hat die Opfer verunglückter Privatunternehmungen mehrmals gerettet, obgleich sie sich zu ihrem Nachtheil oft getäuscht gefunden hat, durch die Kühnheit der Glücksritter, die dahin kamen, denen es nicht selten gelang, ihre Vorsicht zu täuschen oder ihre Menschlichkeit für die Folgen ihres unsinnigen Treibens in Anspruch zu nehmen. — Heut zu Tage ist die Regierung nicht mehr so freigebig als vordem, wenigstens will sie sich nur dann in Verpflichtungen zu Erleichterung der Einwanderer einlassen, wenn sie von den Regierungen der betreffenden Individuen eine Gewährleistung gegen befürchtete abermalige Täuschungen erhalten wird. Doch gibt sie den Einwandernden noch immer unentgeldlich Land und unterstüzt sie auf jede Weise. Die Gesetzgebung hat die Bedingnisse der Naturalisirung festgesezt, und schon die Konstitution Brasiliens sichert dem Ausländer, als solchem der Freiheiten eine Menge zu, die er nie unter solchen Bedingnissen, in einem andern Lande zu erwerben vermag. — Eine flüchtige Vergleichung zwischen Nordamerika, wohin jezt alle Welt ausströmt, und Brasilien, wird zum Vortheile des leztern Landes entscheiden, wo eben so viele Gewährleistung für die bürgerliche wie für die Religionsfreiheit gegeben ist, und wo die unerschöpfliche Fruchtbarkeit oft zu dem Ausrufe die Veranlassung gegeben hat, daß man daselbst der Hände nur zum Ernten und nicht zur Bestellung des Bodens bedürfe. — Ein dreijähriger Aufenthalt hat mich von diesen Verhältnissen täglich belehrt, und ein vielfacher Verkehr mit Nordamerikanern zu der Ueberzeugung geführt, daß man es mit Mühe und Arbeit in Nordamerika dahin bringt, eine sorgenlose Existenz zu gründen; daß man aber in Brasilien mit halber Mühe nicht nur jene Aufgabe lösen, sondern gleichsam in den Naturgenüssen schwelgen könne, und bei gehöriger Einsicht und geeigneter Aufsuchung einer guten Lokalität, verbunden mit Fleiß, sehr vermöglich werden kann. Ein Beweis davon liegt darin, daß die gebornen Nordamerikaner nach Brasilien auswandern.“

Der ganze übrige Inhalt des Buchs ist der Beweisführung für diese Behauptungen gewidmet, und zwar hauptsächlich in Rücksicht auf auswandernde Landwirthe. Die ganze brasilianische Landwirthschaft, Klima, Produkte, Vieh, Gewerbe, Verkehr, Schifffahrt ꝛc. werden geschildert; nebst geographisch-statistischen Uebersichten und Auszügen aus der brasilianischen Konstitution und den die Kolonisirung betreffenden Gesetzen. Die Gegend am Rio Doce ist von der Regierung vorzüglich für Niederlassungen bestimmt und wird vom Verfasser sehr empfohlen, so wie derselbe überhaupt den Auswanderern ihr Benehmen in jeder Hinsicht vorzeichnet, um sie vor Schaden zu hüten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 13. Freitag, 6. Februar 1835.

Schriften über Amerika.

Die außerordentliche Menge neuer oder wieder aufgelegter Schriften über die Vereinigten Staaten und die Auswanderung dahin liefert den Beweis, wie sehr die letztere zugenommen hat. Wir würden, da die Bevölkerung Deutschlands eine solche periodische Auswanderung zuläßt, ja sogar erfordert, jene Schaaren, die sich jährlich in Bremen, Havre, Rotterdam ꝛc. sammeln, heitern Herzens einschiffen sehn, wenn nicht sowohl in der Vergangenheit, als Gegenwart und Zukunft dieser Leute etwas Schmerzliches läge. Sie wandern größtentheils aus Mißbehagen am alten Vaterlande, sie wandern größtentheils arm, ohne gehörige Vorbereitung und Unterstützung aus, Betrügereien aller Art preisgegeben, und endlich müssen sie sich, einmal auf dem fremden Boden angekommen, früher oder später auch ihrer Nationalität entschlagen und fremde Sprache und Sitte annehmen, ungleich den geregelten Kolonien des Alterthums und der modernen Seestaaten, die ihre Nationalität auch auf der andern Hemisphäre behauptet haben. Sie bleiben wohl Menschen, diese auswandernden Deutschen, sie selbst oder wenigstens ihre Kinder mögen vielleicht auch noch glücklicher werden, als sie es im alten Vaterlande geworden wären; aber wenn noch ein Funke von Nationalstolz in uns ist, muß es uns gleich betrüben, nach und nach bei Millionen unserer Landsleute das deutsche Wesen völlig untergehen zu sehen. Das stillschweigende Zugeständniß, daß auf einem neutralen Boden unsere Nationalität die subordinirte sey und sich der fremden fügen müsse, ist sehr demüthigend für uns, gehört aber nur zu der auch in hundert andern Symptomen ausgesprochenen Kalamität unserer Selbstvergessenheit als Nation.

1) Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerika's und einem mehrjährigen Aufenthalt am Missoury, oder das Leben im Innern der Vereinigten Staaten. Von Gottfried Duden, zweite Originalausgabe. Bonn, Weber, 1834.

Der Verfasser vertheidigt sich zuvörderst gegen die Vorwürfe des Herrn Prof. Leo in Halle, der die erste Ausgabe seines Werks in den Berliner Jahrbüchern angegriffen hat. Der Streit geht auf politische Principe zurück; Herr Duden erkennt in der Nivellirung der Stände eine nur natürliche Entwicklung der Geschichte, während sie Herr Leo auf's innigste beklagt; jener findet in der nordamerikanischen Gleichheit etwas, was einmal ist, und also auch nach Hegel vernünftig ist; in den von Hegel gegründeten Jahrbüchern will aber

dieſe Konſequenz nicht zugegeben werden. Eine nordamerikaniſche Dame glaubte, der Himmel könne nur in einem Lande ſeyn, wo es gute Dienſtboten gäbe. Wer an die bequeme Bedienung in Deutſchland gewöhnt iſt und denkt ſich nun in ein Land, wo der Bediente oder die Köchin uns für einen ungeheuren Lohn noch mit ſtudirter Impertinenz begegnet, der darf wohl ein wenig die Naſe rümpfen und ſich freuen, daß er nicht drüben iſt, ſondern daß er behaglich im Schlafrock den von Liſetten ſervirten Kaffee einſchlürfen und dem treuen Johann mit Selbſtzufriedenheit befehlen kann, er ſoll einſpannen. Alſo, mag die hiſtoriſche Entwicklung in andern Ländern herbeiführen, was ſie will; danken wir Gott, daß bei uns noch jener Himmel zu finden iſt, den ſich die Nordamerikanerin erſehnte.

Warum ſträubt ſich aber Herr Leo ſo ſehr gegen den Herrn Duden, drüben, auf der noch wenig oder gar nicht angebauten Weſtſeite eine rein deutſche Koloniſation zu begründen? In dieſer Sonderung ließe ſich ja vielleicht jene gefürchtete Gleichheit der Stände vermeiden; die Weſtſeite der Vereinigten Staaten könnte wie die der Stadt London eine Konſervations-Muſteranſtalt der Rangordnungen werden.

Scheint alſo hierin Herr Leo Unrecht zu haben, ſo iſt doch die Art, wie Herr Duden antwortet, ſo atlantiſch grob, daß er ſogar auf die erſten Bedingungen eines ritterlichen Kampfes verzichtet. Er faßt nämlich die wegwerfende Aeußerung auf, in welcher Leo von dem „untergeordneten Streben der niedern Klaſſen“ ſpricht, und frägt ihn: wornach er denn ſtrebe? ob er nicht auch erwerben wolle, ſich nicht auch bezahlen laſſe? Gemeiner Vorwurf! Es iſt leider allerdings wahr, daß Wiſſenſchaft und Kunſt ſehr häufig bloß auf Erwerb ausgehen, daß ſie hier aus den höchſten Höhen der Philoſophie oder der hiſtoriſchen Weltanſicht hinabſteigen, um ſich an ein Tagesintereſſe zu verkaufen, und daß ſie dort aus dem Pfuhl der Gemeinheit aufſteigend fabrikmäßig getrieben werden und man Bücher wie Schuhe macht. Aber iſt dieſer Mißbrauch nicht eben eine Folge der erſt mit der zunehmenden Gleichheit eingeriſſenen Gemeinheit, und iſt die Gemeinheit irgend wo mehr zu Hauſe, als in Nordamerika, und verhältnißmäßig noch irgendwo weniger, als gerade bei den deutſchen Ideologen und Phantaſten, die ja ſo lange wegen ihrer unpraktiſchen Spekulationen und Träumereien berüchtigt und ſprüchwörtlich waren? Trotz aller Korruption hat in der That das gelehrte Deutſchland noch jene adelige Geſinnung bewahrt, die etwas denkt, ſchreibt, thut, nicht um des Erwerbs oder zeitlichen Vortheils wegen, ſondern aus Wahrheitsdrang, aus incontinentia opinionum et verborum, aus Caprice, oder meinetwegen aus Narrenfreiheit, und es iſt eine nicht zu duldende Verläumdung, wenn man zweifelt, ob dieſe geniale Unabhängigkeit in unſrer Literatur noch obwalte. Was aber das höhere oder niedere Streben anlangt, ſo iſt freilich manches Buch weniger werth, als das Werk eines beſcheidenen Schuſters oder Hutmachers, aber das Streben, Unbekanntes zu entdecken, Andere zu belehren, und nicht bloß den äußeren, ſondern auch den inneren Menſchen zu ernähren und zu ſchmücken, bleibt, wenn es nur um des Zwecks willen und nicht bloß wegen des Erwerbes geſchieht, unter allen Umſtänden das Höhere, und die Demokratie, welche das nicht anerkennen wollte, dürfte bald in Barbarei untergehen. Daher bin ich auch der feſten Ueberzeugung, Nordamerika wird nicht für immer die Grazien und die ideellen Intereſſen des Lebens ausſchließen, und aus ſeiner rauhen und kalten Scholle wird einſt noch die Blume der Kunſt und Urbanität entſprießen, die man jezt noch dort vermißt, wo der Präſident buchſtäblich bei der Naſe herumgezogen, ein Repräſentant auf der Treppe mißhandelt und verwundet, ein anderer in öffentlicher Sitzung mit einem Hufeiſen von der Gallerie herab geworfen wird; wo man ſeines Lebens und Eigenthums nicht ſicher iſt, wenn man den demokratiſchen Grundſatz, auf den der Staat baſirt iſt, auch auf die ſchwarze Bevölkerung ausdehnen will, und in einem Lande, das ſich das freieſte unter der Sonne nennt und bis zum Ekel mit ſeinem Republikanismus den Europäern gegenüber kokettirt, von der Tadelnswürdigkeit der Sklaverei zu ſprechen wagt, und wo der Betrug, weit entfernt, die öffentliche Moral zu beleidigen, nur als eine Spekulation auf die menſchliche Dummheit angeſehn wird, und es mit nichten eine Schande iſt, zu betrügen, ſondern nur betrogen zu werden.

Das Werk von Duden iſt übrigens wegen ſeiner ſehr ausführlichen Nachrichten über das öffentliche und Privatleben in den Vereinigten Staaten ſchätzbar und verdient die Theilnahme, die es beim Publikum gefunden hat. Sein Plan einer deutſchen Kolonie in großem Style wird aber nie ausgeführt werden, weil dazu eine Einigkeit gehört, für die man in Altdeutſchland weder Sinn noch Mittel hat.

2) Die Menſchen und die Sitten in den Vereinigten Staaten, von dem Oberſten Hamilton. Nach der dritten engliſchen Auflage überſezt von L. Hout. Zwei Theile. Mannheim, Hoff, 1834.

Ein vortreffliches Werk, das beſte, das in langer Zeit über Nordamerika geſchrieben iſt. Der Britte hat nicht durch die Brille eines Nationalvorurtheils geſehn,

ſondern als ein gebildeter und humaner Mann den wahren und großen Fortſchritten der Vereinigten Staaten vollkommen Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und gerade hierin, wo man dem Engländer einige Eiferſucht verzeihen würde, keine gezeigt; aber ſein Tadel hat auch jene Sittenrohheit und Gemeinheit nicht verſchont, die bisher noch jeden Mann von Ehre, der die transatlantiſche Welt betrat, mit Ekel erfüllt hat.

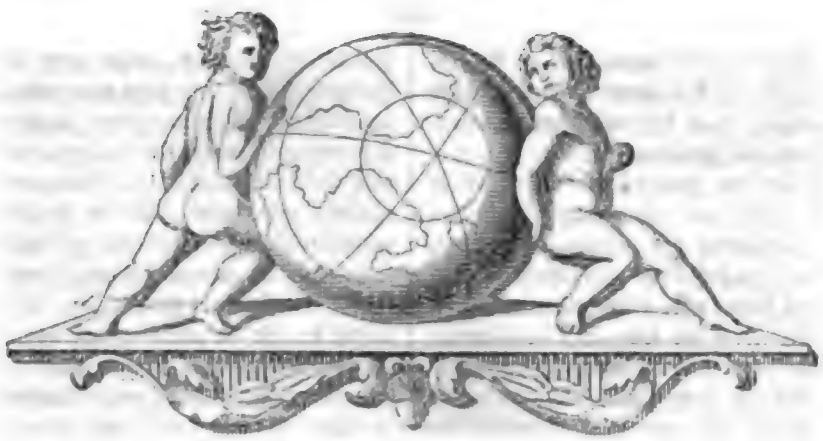
Der ausgezeichneſte Theil des Werks iſt die Schilderung der berühmten, jezt die Geſchäfte leitenden Staatsmänner, Jacksons, Clays, Livingſtons, Welſters, van Burens, Calhouns ꝛc. Von Jackson ſagt er: „Der General Jackſon iſt groß und wohl gebildet; obgleich er in hohem Alter ſteht, kann man doch keine Schwäche bei ihm wahrnehmen. Sein beinahe weißes Haar iſt dicht, und ſträubt ſich auf dem Vorderhaupte ein wenig empor. Seine Stirn hat keine auffallende Höhe; ſein Kopf hat darin Aehnlichkeit mit jenem von Walter Scott, daß er ſich etwas zuſammenzieht, ſo wie er ſich dem Behälter der Gedanken nähert. Die Züge des Generals haben etwas Zuvorkommendes, und obſchon ſie ſtark ausgedrückt ſind, ſo verrathen ſie doch keine Härte; das Alter hat den ſcharfen Blick und die Lebhaftigkeit ſeiner Augen noch nicht getödtet. Er beträgt ſich auf eine ſehr angenehme Weiſe; er fühlt die Wichtigkeit ſeiner Stellung ſehr wohl, und macht ihr durch ſein würdiges Betragen Ehre. Die äußeren Zeichen von Ehrfurcht, die er fordert, überſchreiten nicht die Grenzen, innerhalb welchen die gute Geſellſchaft ſich in Gegenwart des Alters und des hohen Ranges zu halten pflegt. Er iſt von keiner fürſtlichen Pracht umgeben, aber auch der Tadelſüchtigſte könnte in ſeinem Betragen nichts entdecken, das roh und gemein wäre.“ Ein nicht minder vortheilhaftes Bild entwirft er von Herrn Livingſton und einigen Andern. Doch hält er die Zahl der würdigen und zugleich talentvollen Staatsmänner für klein. „Ein Amerikaner, der politiſchen Ehrgeiz beſizt, kann ſeinen Hang, Volksführer zu ſeyn, nur dadurch befriedigen, daß er ſich bemüht, einer der höheren Beamten des Staatenbundes oder der einzelnen Staaten zu werden. Dieſe lezteren Stellen würden wenig Werth haben, wenn ſie nicht zu den erſteren führten; aber alle werden nur durch Volksgunſt verliehen. Alle Kenntniſſe alſo, für welche der große Volkshaufen keinen Sinn hat, oder die außer ſeinem Faſſungskreiſe liegen, ſind in dieſer Hinſicht ganz unnüz, denn ſie verſchaffen weder Ruhm noch Belohnung. Ja noch mehr, eine gründliche wiſſenſchaftliche Ausbildung iſt weit entfernt, die Wahl eines Mannes zu befördern; ſie legt ihr vielmehr Hinderniſſe in den Weg. Der ſouveräne Pöbel in dieſem Lande duldet ungern irgend eine Ausbildung, die ihm nicht leicht zugänglich iſt; und jeder Mann, deſſen Kenntniſſe über ſeinen Horizont gehen, findet keine Gnade in ſeinen Augen. Eine gleiche Erziehung für Alle iſt ſein Wahlſpruch, und er würde gern Kenntniſſe in Andern vernichten, die für ihn unerreichbar ſind. Geſchickte Aerzte und Wundärzte ſind in Amerika gern geſehen, denn das Volk hofft, ſie gut benuzen zu können. Man hat Achtung vor einem gewandten Mechaniker; Scheidekünſtler und Baumeiſter finden einen großen Wirkungskreis. Die übrigen Kenntniſſe hält der Amerikaner aber bloß für ein Anhängſel der Ariſtokratie, die nach ſeiner Meinung keine andere Wirkung hat, als die Verachtung, die ohnehin auf dem gemeinen Manne liegt, noch zu vermehren. Ich habe ſelbſt nur zu oft mit einer Verachtung von Künſten und Wiſſenſchaften ſprechen hören, die dem Lande wenig Ehre macht.“

Mehreremal wohnte der Verfaſſer den Sizungen des Senats und der Repräſentantenkammer bei und kann nicht ſtark genug ſein Erſtaunen über die Trivialität des daſelbſt angehörten Geſchwäzes ausdrücken. Er behauptet geradezu als eine bekannte Sache, die Herren verlängerten ihre Sizungen bloß um der Diäten willen, und um ſich länger in Washington und unter den Zeichen ihrer Würde zu vergnügen. Jeder wolle nur ſich ſelbſt hören, und er gedenkt eines Redners, der drei Tage lang hinter einander ſprach und noch nicht fertig war. Die Motive der Abſtimmungen ſeyen oft unglaublich. Bei einer Geldreklamation des vorigen Präſidenten Monroe habe kein Menſch nach der Richtigkeit der Rechnungen und nach der geſezlichen Triftigkeit der Forderung gefragt, ſondern nur nach ſeinen politiſchen Meinungen und Jeder habe nach Laune ſeine Galle ausgeſchüttet. Perſönliche und vorgefaßte Vorurtheile ſeyen der einzige Beſtimmungsgrund, nach Recht und Vernunft frage Niemand. Daher denke man auch in den Reden an keine Gründe, ſondern häufe nur lateiniſchen Schwulſt, wie es etwa vor hundert Jahren in Europa geſchah. „Eine ähnliche Verhandlung (wie über die Geldforderung Monroes) machte auf mich einen lebhaften Eindruck, und gab mir einen vollſtändigen Begriff von der Art, wie in dieſer geſezgebenden Verſammlung mit den Geſchäften umgegangen wird. Der Commodore Decatur hatte ſich an der Spize der Schiffsbeſazung bei einem Gefechte im mittelländiſchen Meere ausgezeichnet; ſeine Wittwe machte Anſprüche an die Belohnung, welche ihr Gatte ſeines tapfern Betragens wegen zu hoffen hatte. Die näheren Verhältniſſe ſind mir unbekannt geblieben, es kömmt aber gar nicht darauf an. Da der Commodore keine Kinder hinterließ, ſo vermachte er ſein Vermögen ſeiner Gattin, welche durch unglückliche Zufälle in der Zwiſchenzeit verarmt war. Bei meinem Eintritt in die Verſammlung hatten die Verhandlungen ſchon begonnen, und man ſchien allgemein geneigt, die Bitte der Wittwe zu gewähren. Dieſe Sache war zwar

anziehend, hatte aber doch nicht Wichtigkeit genug für einen Fremden; ich wollte daher in den Senat gehen, um vielleicht eine bessere Unterhaltung zu finden. Während ich nun mit einem Mitgliede sprach, wurde aber die Verhandlung über diesen benannten Gegenstand wärmer, und eine Menge Einwürfe ließen sich vernehmen. Ein Mitglied behauptete, da das Geld hauptsächlich bestimmt sey, um die Wittwe des Commodore zu unterstützen, so solle man sich von der gewöhnlichen Vorschrift entfernen, und dem Befehlshaber der Flotte einen größeren Theil als gewöhnlich zukommen lassen; die Mehrheit verwarf aber diesen Vorschlag; es trat eine Windstille ein, und Alles ließ hoffen, daß das Schifflein der Wittwe mit ihren Wünschen ruhig in den nahen Hafen einlaufen würde. Plötzlich erhob sich ein Abgeordneter, und behauptete, daß man gar keinen Beschluß fassen könne. Der Commodore habe, wie er seine Frau zur Erbin einsetzte, geglaubt, nur wenig zu hinterlassen; man könne daher seine eigentliche Willensmeinung gar nicht wissen, da ihm bei seinem Tode nicht bekannt gewesen, daß sein Vermögen einen bedeutenden Zuwachs erhalten würde. Er widersetzte sich mit aller Kraft, daß man der Wittwe ein so unerwartetes Vermögen überweise, aber auch diese fand geschickte und eifrige Vertheidiger, die sich bemühten, ihre Ansprüche geltend zu machen; sie rühmten ihre Liebenswürdigkeit und Güte, und bewiesen ganz klar dar, daß die Versammlung sich darüber gar nicht zu bekümmern habe, was der Commodore gethan haben würde, wenn ihm die Belohnung bekannt geworden wäre. Man müsse sich bloß darauf beschränken, den lezten Willen desselben zu erfüllen. — Die Geschichte wurde immer verwickelter; neue Ursachen zu Zänkereien tauchten auf. Die Frage wurde vorgebracht: ob auf den Fall, wenn der Wittwe der Genuß dieses Geldes während ihrer Lebenszeit eingeräumt würde, man es geschehen lassen könne, daß die Benannte bei ihrem Todesfall darüber zum Nachtheile der Verwandten ihres Mannes verfüge? Es wurde lebhaft darüber gestritten. Einer bemächtigte sich des Worts, und rühmte in einer pathetischen Rede die Vollkommenheiten von zwei jungen Mädchen, welche die Töchter einer Schwester des Commodore waren, die eben so unglücklich, als würdig einer Unterstützung seyn sollten. Als Gutsnachbar dieser vollendeten Dame wollte er nur auf den Fall das Geld der Wittwe des Commodore zuweisen, wenn die Nichten des Verstorbenen auch einen Antheil davon bekämen. Dieser Antrag machte großen Eindruck; die Zahl derjenigen, die für die jungen Mädchen sprachen, war sehr groß; denn es befanden sich viele Unverheirathete unter den Abgeordneten; ein anderes Mitglied aber, das zu den ältern und ernsthaftern gehörte, lenkte die Aufmerksamkeit der Versammlung wieder auf eine andere Seite. Er benachrichtigte dieselbe, daß der Bruder des verstorbenen Commodore sein bester Freund gewesen sey. Dieser habe bei seinem Tode der Familie nur wenig Vermögen hinterlassen können. Nach seiner Ansicht verdienten die Söhne des Bruders den Vorzug vor den Töchtern der Schwester, und er halte dafür, daß man zu Gunsten der Söhne seines Freundes stimmen müsse. — Eine Menge Abänderungen zu dem vorgelegten Gesetze wurden vorgeschlagen; jede Rede vermehrt die Zahl der Schwierigkeiten. Man versicherte mich, und es war sehr glaublich, daß die Mehrheit der Bitte der Wittwe des Commodore, so wie sie zuerst in Antrag kam, günstig sey; aber ein Gemisch der mannichfaltigsten und unpassendsten Meinungen verhinderte, daß man nicht zum Schlusse kommen konnte. Es gab sogar Einige, welche wahrscheinlich, um die Sache vom Halse zu bekommen, den Antrag machten, die Summe unter alle benannten Erben zu theilen. Eine mächtige Partei aber bestand doch darauf, den ganzen Betrag der Wittwe des Erblassers ohne Bedingung zuzusprechen. Viele Zeit wurde vergeudet und nichts wurde ausgemacht; die Sache wurde auf die nächste Sitzung verschoben, wo wahrscheinlich diese alberne Komödie noch einmal wird aufgeführt werden. — Der größte Vorwurf, den man der Beredsamkeit dieser Leute machen kann, besteht also darin, daß sie nicht amerikanisch ist. Der Reisende, der Amerika besucht, bemerkt neue Formen der bürgerlichen Gesellschaft; er trifft eine schwache Bevölkerung an, die über ungeheure Länderstrecken, deren Anblick von jenem in Europa ganz verschieden ist, verstreut ist; er fühlt die Abwesenheit von allem Luxus, findet sich öfters beleidigt durch ungeschliffene Sitten und grobe Redensarten; er muß sich so manche Wirkungen, die eine Pöbelherrschaft nach sich zieht, gefallen lassen; er erwartet daher auch in ihrer Beredsamkeit dieses Volkes Bilder zu finden, welche mit diesen Verhältnissen übereinkommen. Der erste Besuch der Sitzungen des Kongresses wird ihn auch in diesem Erwarten bestärken. Er wird in dem Kapitole zu Washington zwei Versammlungen finden; die eine besteht aus wohlhabenden Landeigenthümern und die andere aus Advokaten. Das Aeußere dieser Männer zeigt schon, daß sie nicht nur allein einen Widerwillen gegen die feinen Sitten einer gebildeten Welt haben, sondern auch, daß sie noch in ihrem Betragen und in ihrem Geschmacke bei jeder Gelegenheit eine vollständige Verachtung aller jener Kenntnisse, die nicht gleich etwas Baares eintragen, zu äußern, sich nicht schämen. — Man kann in den Reden dieser Leute nicht die geringste Spur von etwas Eigenthümlichem finden."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 14. Montag, 9. Februar 1835.

Schriften über Amerika.

2) Die Menschen und die Sitten in den Vereinigten Staaten, von dem Obersten Hamilton.

(Schluß.)

„Man wird überhäuft mit lateinischen Brocken, die aus den Schriften einer benachbarten Akademie geborgt sind; man wird ganz betäubt von moralischen und politischen sogenannten Wahrheiten, von welchen sie aber die Beweise schuldig bleiben. Man wird durch unerhörte Lobsprüche ermüdet, die der Kraft der Regierung und dem Scharfsinn des Volkes gezollt werden. Man muß die Ausbrüche einer unersättlichen Eitelkeit über sich ergehen lassen. Wenn man auch so viel Geduld hat, sich mit dem Redner in die Wolken zu erheben und sich mit demselben in die Abgründe des Meers zu stürzen, so wird man doch, sobald der Kopf wieder zur Ruhe gelangt, deutlich bemerken, daß man nichts gehört hat, als eine schlecht ausgeführte Parodie, ein fortgesetztes, übel verdecktes Plagiat, eine ungeschickte Nachahmung von ganz unanwendbaren Vorgängen. Das Ganze muß Jedermann als eine lächerliche und possierliche Farçe vorkommen, von Bauern aufgeführt, denen es einmal eingefallen ist, Schauspieler seyn zu wollen. Das Wahrzeichen der amerikanischen Beredsamkeit besteht bloß in der Ungeschliffenheit und der gänzlichen Vernachläßigung alles Schicklichen, worauf doch die wahre Beredsamkeit beruht. — Die Zahl der Mitglieder des Kongresses, die jene Erziehung genossen haben, welche man in Amerika klassisch zu nennen beliebt, ist sehr beschränkt, und bei der Mehrzahl von diesen ist die Rückerinnerung dessen, was sie ehemals in den Schriften der Römer und Griechen etwa gelernt haben mögen, so in den Hintergrund getreten, daß sie gar keinen richtigen Gebrauch davon machen können. Den meisten sind die alten Sprachen und die trefflichen darin geschriebenen Werke ganz unbekannt; es ist daher ein reiner Zeitverlust, und ein Mittel, die Geduld der Zuhörer auf das Aeußerste zu treiben, wenn man mit lateinischen Brocken um sich wirft. Dessenungeachtet ist diese üble Gewohnheit im Kongresse viel mehr eingerissen als im englischen Parlamente. Es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn man Menschen, die mit einem wahren Widerwillen von der Gelehrsamkeit sprechen, Sprüche vorbringen hört, die sie bei einem oberflächlichen Durchblättern der Klassiker aufgerafft haben. Ein Mitglied, das einen Vorwurf zu beantworten hat, wird sich nicht in gutem Englischen zu vertheidigen suchen, sondern durch den Ausruf: „telum imbelle et sine ictu;“ findet er Gelegenheit, von Menschenliebe zu sprechen, so muß der bekannte Ausspruch des Terentius paradiren: „homo sum, humani nihil abs me alienum puto;“ und dies zwar in einem pathetischen Tone, mit der Hand auf dem Herzen.“ Aus der dreitägigen Rede des Herrn

Burgeß werden ganze Parteien angeführt, z. B. eine lange Abhandlung über die grauen Haare, über die Kahlköpfe ꝛc., die uns zeigen, was die ungeheure Plaudertasche denn eigentlich von sich gegeben hat.

Bevor der Verfasser den Kongreß verläßt, gibt er uns ein pittoreskes Bild von einer republikanischen großen Cour. „Ich versäumte des andern Tages nicht, mich bei dieser Art von großer Cour einzufinden. Bei meinem Eintritt waren schon zwei oder drei große Säle mit Menschen angefüllt. Noch nie habe ich eine Vereinigung gesehen, die sonderbarer und bunter zusammengesezt gewesen wäre. Sie bestand zum Theil aus Kaufleuten und reichen Bauern, welche mit ihren Weibern und Töchtern gekommen waren, ihrem Präsidenten die Aufwartung zu machen und sich an der Pracht des Anblicks zu ergötzen. Man sah auch Generale, Commodore, Beamte jeder Art, fremde Gesandte, Mitglieder des Kongresses, Weiber von jedem Alter, von den muntern Mädchen von fünfzehn Jahren an, bis zu der grämlichen Wittwe von siebenzig. Majors in Blusen, die überall einen Branntwein- und Tabaksgestank verbreiteten, tappten in den Sälen herum. Ihre Weiber in kattunenen Kleidern und große Ringe in den Ohren, zeigten ihre schwarzen Hälse und Nacken mit bunten Glasperlen behangen; sie schienen sich dessenungeachtet ganz an ihrer Stelle zu finden. Schneider, Advokaten, Handwerker jeder Art, selbst der Janhagel schien Stellvertreter in diese glänzende Versammlung gesendet zu haben. Ich hatte mir wohl ein ungewöhnliches Menschen-Gemisch vorgestellt, aber ich hätte doch das, was ich antraf, mir nicht träumen lassen. Kaum traute ich meinen Augen, als ich Menschen sah, die nicht bloß mit dem Schweiß und Staube bedeckt waren, den ihnen ihre Tagesarbeit verursachte, sondern sie schienen diese rühmlichen Beweise ihrer Arbeitsamkeit die ganze Woche über für dieses Fest aufgespart zu haben. Ich sah Schmiede, die offenbar gerade vom Ambos kamen. Ich sah, daß ein Müller oder ein Bäcker Jedem, den er anstreifte, eine Probe von seinem Gewerbe hinterließ. Unter allen diesen Erscheinungen fiel mir aber eine Gruppe von Irländern, die an einem Kanale arbeiteten, am meisten auf. Diese Leute, die sehr viel auf Freiheit und Gleichheit zu halten schienen, hatten sich offenbar vorgenommen, ihr Vorrecht geltend zu machen, denn sie erschienen so schmuzig als möglich; ich sah deutlich, daß sie sich ein Vergnügen daraus machten, sich durch die angesehensten Personen zu drängen, und bei dieser Arbeit auf die unartigste Weise die Rippenstöße nicht sparten. Man kann sich nichts Unangenehmeres vorstellen, als ein solches Menschengedränge. Die Hitze in den Sälen war unerträglich, ein widriger Geruch verleidete einem das Athemholen. Ich wollte jedoch, ehe ich das Haus verließ, dem Präsidenten für das Wohlwollen danken, welches er mir bisher erwiesen hatte, und machte den Versuch, mich durch die Menschenmasse zu drängen. Dies war aber eine mühselige Arbeit, die nur langsam von Statten ging; ich konnte nur von Zeit zu Zeit ruckweise vorwärts kommen, und entdeckte noch nichts vom Präsidenten, als ein Bekannter, an den ich zufällig anstieß, mir sagte, daß ich denselben im lezten Saal antreffen würde. — Endlich glückte es mir, zu ihm zu kommen. Er war in einem leidenden Zustande, und es kostete ihn sichtbare Anstrengung, die Pflichten zu erfüllen, welche ich für die mühsamsten und unangenehmsten halte, die mit seiner hohen Würde verbunden sind. Die Verhältnisse zwangen ihn, mit Menschen zu sprechen, denen er nichts zu sagen hatte, und Leuten die Hände zu drücken, bei welchen einige Vorsicht in mehr als einer Beziehung gar nicht übel angewendet gewesen wäre. Er verrichtete jedoch sein peinliches Geschäft auf eine angenehme Weise mit lächelndem Munde. Mit den Weibern war er besonders artig und zuvorkommend; da er dadurch das schöne Geschlecht auf seine Seite bekömmt, so kann es ihm nicht fehlen, bei dem Umlauf seiner Amtszeit wieder gewählt zu werden."

Noch mehr erstaunte der Verfasser über den Mangel aller Würde bei den Gerichten, da doch in andern freien Ländern, wenn auch in den Parlamenten unanständiger Lärmen herrscht, wenigstens in den Gerichtssälen der Ernst vorwaltet, der von dem Strafamt und von der Rücksicht für unglückliche Verbrecher unzertrennlich scheint. „In diesem Lande beobachtet die Gerechtigkeitspflege nicht im geringsten den äußern Anstand. Die Richter und Sachwalter hatten keine ausgezeichnete Kleidung, und keine äußeren Zeichen einer Staatsanstalt waren vorhanden, bloß der Konstabel trug einen Stab. Diese Verhandlungen konnten keine Theilnahme gewähren. Die Zeugenaussage geschah mit einer Kaltblütigkeit und Untheilnahme, an die man in England nicht gewöhnt ist. Der erste Zeuge sprach, während er eine Hand auf der Bibel und die andere in der Tasche hatte, die Bank der Parteien mußte ihm oft zur Stühe dienen. Die Richter waren Männer von ungefähr fünfzig Jahren und besorgten ihre Geschäfte auf eine nichts weniger als feierliche Weise; die Sachwalter waren zwar jünger, zeigten aber weder Eifer noch Geschicklichkeit. Eine Gewohnheit von der unangenehmsten Art war das unaufhörliche Ausspucken. Richter, Sachwalter, Geschworne, Zeugen, Zuhörer, Alles spuckte aus, und der Anblick des Stubenbodens verursachte einen Ekel, der sich bei mir wiederholt, während ich dieses schreibe. Mit einer näheren Beschreibung muß ich meine Leser verschonen. Da nun meine Neugierde bei diesem Gerichte bald übersättigt war, so begab ich mich in den höchsten Gerichtshof dieses Staates; ich fand aber noch viel weniger zu bewundern. Eine Wechselsache wurde vorgetragen, und ein Gegenstand dieser Art kann in allen

Ländern nur für die Parteien einen Reiz haben. Ich verließ den Saal, als die Geſchwornen wieder ſichtbar wurden, um ihr Verdikt zu geben. Wie ſehr wurde ich aber von dem Anblick erbaut, den mir die Richter gewährten: wenigſtens drei Viertheil davon waren eifrig beſchäftigt, Brod und Käſe zu kauen; der Präſident ſelbſt hatte den Mund ſo voll geſtopft, daß er ungerne einige Augenblicke mit Kauen einhielt, die er dazu benuzte, ſeinen hohen Kollegen in einigen abgeſtoßenen Worten ſeine Anſicht über den vorliegenden Gegenſtand mitzutheilen. In dieſem Lande betrachtet man die Richter wie Holzhacker oder Keſſelflicker; ſie haben kein größeres Anſehen, als die Hufſchmiede und die Theerjungen auf den Schiffen. Die Richter werden für ihr Geſchäft bezahlt, und damit iſt Alles abgethan; der Amerikaner iſt überzeugt, daß, wenn er Geld in der Taſche hat, es ihm eben ſo wenig an einem Rechtsſprecher als an einem Schuhflicker fehlen wird.“ Auch über die Gefängniſſe ſpricht ſich der Verfaſſer aus und rügt mit Recht die Grauſamkeit, mit der in einigen derſelben die Gefangenen zu einem ewigen Stillſchweigen verdammt werden, ſo zwar, daß ihnen das leiſeſte Flüſtern, ſey es in ihrer einſamen Zelle oder bei der gemeinſchaftlichen Arbeit, bei ſtrengſter Strafe ohne Unterbrechung verboten iſt.

Dieſe ſtudirte Grauſamkeit (da es doch bloß darauf ankommt, einen Verbrecher für die übrige Geſellſchaft unſchädlich zu machen, nicht ihn zu martern) ſtimmt genau zuſammen mit der Sklaverei. „Während die Redner des Kongreſſes in den Sälen ihre Phraſen über die Freiheit erſchallen laſſen, und laut verkündigen, daß alle Menſchen gleich ſind, daß es ein gottgefälliges Werk ſey, ſich jeder Tyrannei zu widerſetzen, iſt der Ausrufer in einer andern Ecke der Stadt beſchäftigt — Menſchen wie Vieh zu verſteigern.“ Der Verfaſſer wohnte einer ſolchen Verſteigerung bei: „Der Ausrufer blieb eine kurze Zeit über ſtill; während dem befühlten einige Anweſende die arme Frau von allen Seiten, und fragten ſie über den Zuſtand ihrer Geſundheit aus. Befindeſt du dich wohl? fragte einer der Anweſenden. O nein, ich bin ſehr krank. — ich habe einen böſen Huſten und einen anhaltenden Schmerz in der Seite. — Seit wann? Seit länger als drei Monaten. — Da der Ausrufer bemerkte, daß durch dieſe Unterſuchungen der Werth ſeiner Waare unmöglich ſteigen könne, fing er wieder an, ſich darein zu legen: „Hören Sie gar nicht auf das, was dieſes Weib plaudert; ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß ſie ſich anſtellt, als wenn ſie krank wäre; ihre Geſundheit iſt nicht ſchlecht, der Teufel wird ſie ſchon von ihrem Schmerz in der Seite befreien. Sie bedarf nur von Zeit zu Zeit einige Ermunterungshiebe, um tüchtig arbeiten zu können. Bieten Sie, ehe ich ſie herunter ſteigen laſſe. Sie wird doch 75 Dollars werth ſeyn.“ Endlich fand ſich ein Bieter, und die Waare wurde zugeſchlagen. Der Käufer wird mit Spöttereien überhäuft. Der iſt recht glücklich geweſen, ſagte der Eine, er hat nichts als Haut und Knochen erhandelt. Ich wette, daß ſie bald den Sandkrabben zum Futter dienen wird, ſagte ein Anderer. Das arme Weib mußte dieſe groben und grauſamen Späſſe mit anhören, ehe ſie ihrem neuen Herrn folgte. Wenn in einem chriſtlichen Lande ſolche Auftritte vorfallen, ſo iſt jeder Reiſende in ſeinem Gewiſſen verpflichtet, ſie ſo viel als möglich bekannt zu machen, um diejenigen, welche ſie dulden, der Verachtung Preis zu geben.“ Auch reiste der Verf. mit einem Sklavenhändler, der einen Trupp ſeiner Sklaven bei ſich hatte, und ſich in der Mißhandlung der Männer, in Ausſchweifungen mit den Weibern unter denſelben gefiel, und der troz ſeiner Peitſche den Mund immer voll von dem Wort Freiheit hatte. Ja wohl hat Herr Hamilton Recht, wenn er tiefe Verachtung gegen dieſe Freiheitsmänner ausſpricht.

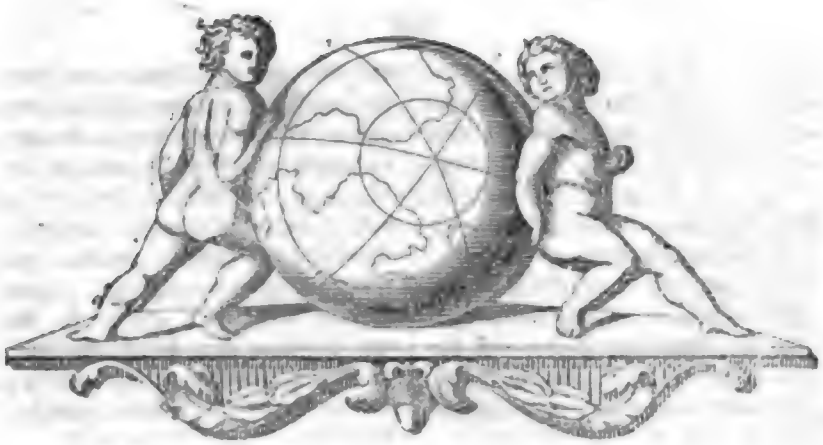
Ein Sohn des berühmten Boyer, Präſidenten von Haiti, wollte in den Vereinigten Staaten ſtudiren und kam dahin voll Verehrung und Begeiſterung. Aber was fand er? „Beim Ausſchiffen ließ er ſein Gepäck in jenes Wirthshaus tragen, das man ihm als das beſte empfohlen hatte; aber man verweigerte ihm auf die beleidigendſte Weiſe die Aufnahme; in allen übrigen ging es ihm eben ſo. Er mußte noch froh ſeyn, endlich eine Wohnung bei einer Negerin zu finden, die eingerichtete Zimmer vermiethete. Der Stolz des jungen Bürgers von Haiti, der jenem eines jungen Herrn aus der vornehmſten Familie von England nichts nachgab, fühlte ſich durch dieſe Beleidigungen ſehr gekränkt. Er mußte aber jeden Augenblick die Erfahrung machen, daß ihn auch der auf der niedrigſten Stufe befindende weiße Bewohner für ein herabwürdigtes Weſen halte. Am Abend ging er in das Schauſpielhaus und gab der Logenbeſchließerin ſein Geld; aber dieſe gab es ihm mit Verachtung zurück, und machte ihm begreiflich, daß Leute ſeiner Farbe nur auf der höchſten Gallerie Platz fänden. Des andern Tages beſuchte ihn mein Landsmann, der öfter bei dem Vater des Genannten geſpeiſt hatte; er fand dieſen jungen Mann der Verzweiflung nahe; alle ſeine Träume von Vergnügen und Ehren waren verſchwunden. Er beeilte ſich, in ſein Vaterland wieder mit dem feſten Vorſatze zurückzukehren, nie mehr die Vereinigten Staaten zu beſuchen.“

Zum Schluß noch folgende Proben amerikaniſcher Sittengrazie: bei einer feſtlichen Gelegenheit hielt eine Amtsperſon eine Rede. „Man rief dem Redner auf die gröbſte Weiſe von allen Seiten zu: „Lauter, lauter, der Teufel ſoll dich holen, noch lauter! wir verſtehen kein Wort.“ Dieſer arme Herr Governour ſtrengte zwar ſeine Lunge auf das äußerſte an, dieſem unſinnigen Begehren zu entſprechen; da ihm aber die Natur die Stentorſtimme

der Herren Hunt und O'Connell versagt hatte, so mußte er bald auf den Gedanken Verzicht leisten, die üble Laune seiner Zuhörer zu beschwichtigen. Alle Ordnung hörte auf; einem Haufen Pöbel gelang es, die Reihen der aufgestellten Landwehr zu durchbrechen; er klettert auf die Bühne, zum großen Mißvergnügen derjenigen, die sich darauf befanden; ein anderer Haufen machte den Versuch, das ganze Gerüste umzustürzen. In dem nämlichen Augenblicke, wo der Herr Governour mit vieler Salbung von der Sklaverei sprach, in welcher die unglücklichen Irländer gehalten würden, fing die Bühne an, sich auf einer Seite zu senken, und ein jämmerliches Geschrei durchschnitt die Lüfte. Einer von den Umstehenden hatte die Gegenwart des Geistes, Jedermann zu bitten, sich unbeweglich zu halten; dieser gute Gedanke, welchem Folge geleistet wurde, verhinderte die Unglücksfälle, welche leicht die Gesellschaft hätte treffen können; da ich die ganze Geschichte schon längst übersatt hatte, so entfernte ich mich, nachdem der heftigste Schrecken vorüber war. — Ein Arzt aus Virginien war (unterwegs) unaufhörlich beschäftigt, nach der Sitte dieses Landes zu saufen und Tabak zu kauen. In seiner beständigen Trunkenheit spuckte er unaufhörlich rechts und links in den Wagen; Nachts nahm er bei dieser ekelhaften Gewohnheit nicht die geringste Rücksicht auf seine Nachbarn. Eines Nachts wurde ich durch das erbärmliche Wehklagen eines Quäckers aufgeschreckt, welchem der Trunkenbold ein ganzes Maul voll Tabakssbrühe in die Augen gespuckt hatte. Die Schärfe dieses widerlichen Saftes hatte dem Quäcker heftige Schmerzen in den Augen verursacht.“ Ein ganz besonders charakteristischer Fall ist die Rohheit, mit welcher die Amerikaner in einem Gasthause die Klagen einer Dame anhörten, der das Geld ausgegangen war und die nicht weiter reisen konnte. Unser Verfasser war mitleidig und zahlte für sie, mußte aber die Erfahrung machen, daß sie vollkommen mit derselben Rohheit, mit der sie ihre Landsleute behandelt hatten, seine Wohlthat annahm, ohne dafür zu danken, und ohne an die Rückzahlung des Geldes eher zu denken, bis sie gemahnt wurde. Und das Alles ist nur uns in Europa, aber dort drüben Niemanden auffallend.

Unter diesen Umständen darf auch die Preßlicenz daselbst nicht Wunder nehmen. „Man erschöpft das ganze Wörterbuch der Laster und Verbrechen, um einem Gegner weh zu thun. Man scheint in dieser Hinsicht zu glauben, daß jede Uebertreibung erlaubt sey. Man begnügt sich nicht damit, die Grundsätze und die Verfahrungsweise desselben in den öffentlichen Geschäften darzulegen, oder etwa die Uneigennützigkeit seiner Beweggründe verdächtig zu machen, sondern man klagt ihn des Diebstahls an, man wirft ihm Brandstiftungen vor, und behauptet, daß man mit den Umständen, die bei diesen Verbrechen vorgefallen, recht wohl bekannt seye. Es geschieht nicht selten, daß man einem, der sich um die Stelle eines Abgeordneten, oder gar um jene des Präsidenten bewirbt, in den öffentlichen Blättern vorwirft, daß er ein Taschendieb sey, silberne Löffel entwendet oder andere Kleinigkeiten dieser Art sich habe zu Schulden kommen lassen. Ich habe gegenwärtig zwei Beispiele dieser Art vor meinen Augen. In einem Blatte wird einem Mitgliede des Kongresses vorgeworfen, daß es einen Schreibpult erbrochen habe, um Papiere von Werth und Bankbillets zu entwenden. Ein Anderer wird angeklagt, daß er die Staatskasse dadurch übervortheilte, daß er die Münzen, in welchen bezahlt wurde, um einen andern, als den laufenden Preis angenommen habe. Ich will wohl glauben, daß Vorwürfe dieser Art wenig Eindruck mehr machen, da wohl jeder Leser längst bemerkt haben wird, daß sie entweder ganz falsch, oder doch übertrieben sind; man würde aber dergleichen Abscheulichkeiten gar nicht drucken, wenn es wirklich nicht noch Menschen gäbe, die daran glaubten. Die Herausgeber dieser Schriften wissen aus Erfahrung, daß doch immer etwas an den Mißhandelten hängen bleibt, wenn sie ihn mit Koth bewerfen. Niemand ist sicher, von ihnen besudelt zu werden, und die Unschuld selbst kann auf gar keinen Schutz Anspruch machen. Derjenige, der verläumdet wird, hat immer einige üble Folgen davon zu erdulden; der ehrlichste Mann wird bald bemerken, daß durch wiederholte Angriffe dieser Art, die Achtung, die man bisher für ihn hatte, geschwächt wird. An den Graden dieser Achtung, die man bei seinen Mitbürgern bemerkt, kann man die Anhänglichkeit bemessen, auf welche man Rechnung machen kann. Jeder, der anhaltend öffentlich verdächtig gemacht wird, kann versichert seyn, daß er die Volksgunst verliert. Dieses große Gebrechen der hiesigen Einrichtungen hat einige Ursachen, die ich noch anführen muß. Die öffentlichen Blätter sind in Amerika so wohlfeil, daß sie in die Hände sehr vieler, folglich auch in jene der rohsten Menschen kommen müssen, wenn die Herausgeber die Kosten herausbringen wollen. Um nun in dieser Klasse eine Menge Abnehmer zu finden, müssen die Zeitungsschreiber eine Sprache sprechen, welche Menschen dieses Gelichters auch verstehen. Leute, welche den ganzen Tag sich mit harten und schmutzigen Arbeiten beschäftigen müssen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, haben keinen Sinn für die Sprache gebildeter Männer; wohlgewählte, auf eine andere Weise vorgebrachte Gründe machen selten den gehörigen Eindruck. Um den Beifall solcher Leser zu erhalten, muß man das Schimpfen und Schmähen nicht sparen; die heftigsten und gröbsten Vorwürfe machen den meisten Eindruck, Schimpfwörter gelten für Beweise. Der unverschämteste Kerl, welcher sich eine kleine Buchdruckerei zu verschaffen weiß, fängt damit an, durch jeweils beliebte Redensarten Abnehmer zusammenzuraffen, und kann sich, wenn er den Ton trifft, der dem Janhagel seiner Gegend gefällt, bald eine bedeutende Einnahme verschaffen.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



LESEGESELLSCHAFT

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 15. Mittwoch, 11. Februar 1835.

Schriften über Amerika.

3) **Bereisung der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, mit besonderer Hinsicht auf den Erie-Kanal. Von A. Duttenhofer, königl. würtemb. Wasser-Bau-Inspektor. Stuttgart, Löflund, 1835.**

Zwar ist uns der Erie-Kanal schon durch englische Berichte bekannt, doch wird diese genaue Darstellung, die sich über das ganze Kanalsystem der Vereinigten Staaten verbreitet und von einem Mann vom Fach herrührt, Jedem erfreulich seyn, der sich für die Fortschritte der Civilisation in dieser Art interessirt. Der Verfasser besizt eine Klarheit des Styls, wie sie sich ganz für solche Gegenstände eignet. Wie ein General, der in einer unbekannten Gegend eine Schlacht liefern will, sich sogleich orientirt, die Höhenpunkte gewinnt und von da herab das Terrain mit einem Blick umfaßt, so gibt uns auch der Verfasser ein anschauliches Bild des Landes, das wir an seiner Hand betreten. Mit wenig Worten skizzirt er uns das ganze Kanalgebiet die Lage der Flüsse, Seen, Berge. Aber auch im Einzelnen weiß er mit scharfen Zügen auszumalen. Folgendes Bild des Niagarafalls ist von wahrhaft klassischer Kürze und Vollständigkeit. „Von der Ausmündung des Welland-Flusses bei Chippewa, wo sich die beiden Arme des Niagara wieder vereinigen und der Strom über 1½ Meilen breit ist, werden die Ufer je weiter abwärts desto höher. Zugleich engt sich der Strom nach und nach auf den dritten Theil seiner Breite ein, rauscht schäumend über Felsbänke hinab, welche, schräg durch das Strombett, von Chippewa bis nach Manchester hinüber streichend, von da abwärts ein 2 Meilen langes und 50 Fuß hohes Gestäffel bilden, welches zu Betreibung vieler Wasserräder an beiden Ufern dient, und kommt dann mit reißender Geschwindigkeit bei dem halbmondförmigen scharfen Felsenrand des eigentlichen Niagara-Wasserfalls, welchen die mit Laubholz und dunkeln Cedern beschattete Ziegen-Insel in zwei Theile spaltet, an, und stürzt 160 bis 170 Fuß senkrecht in einen länglicht ovalen Felsenkessel hinab, welcher dem gewaltigen Strom nur einen schmalen Abfluß gestattet. Dadurch entsteht eine so bedeutende Anschwellung in diesem 2000 Fuß breiten Bassin, daß man, obgleich von den Wellen tüchtig herumgeworfen, ohne Gefahr in kleinen Booten darin umher, und ganz nahe an den untern sogenannten amerikanischen oder Fort-Schlosserfall hinrudern kann, neben welchem eine hölzerne Stiege

ebenſo in das oben gelegene Dorf Manchester, wie auf dem entgegeſetzten linken oder engliſchen Ufer, ſchlechte ſteinerne Treppen nach Forſith's Hotel, einem großen Gaſthof, hinaufführen. Auch gelangt man auf derſelben engliſchen Seite, mittelſt einer hölzernen Wendeltreppe (Winding-Stairs), über den ſogenannten Tafelfels bis dicht an den Fuß des Waſſerfalls hinab."

Bei der Beſchreibung der Kanäle iſt Alles in Anſchlag gebracht, das Verhältniß des Reſultats zu den Koſten, die Zweckmäßigkeit der ganzen Arbeit oder nur der Ausführung im Einzelnen, der Richtung, Breite, Tiefe, des Materials, die originelle Art, Schwierigkeiten des Terrains zu überwinden (z. B. das Hinüberleiten des Erie-Kanals durch eine 800 Fuß lange ſteinerne Brücke über den reißenden Fluß Geneſee), die Benutzung der Nebendinge ꝛc. Kurz man erhält ein vollkommen klares Bild dieſes Kanalweſens, und es wird uns überdies noch erläutert durch zahlreiche Planzeichnungen und Proſpekte. In dieſes Detail einzugehn müſſen wir aber den Leſern des Buchs überlaſſen, und erwähnen hier nur noch einer für die phyſiſche Geographie wichtigen Bemerkung: „In Ermanglung guter Spezialkarten von irgend einem Theil Amerika's iſt es nicht möglich, ſich eine richtige Idee von dem Charakter der Unebenheiten des unermeßlichen amerikaniſchen Kontinentes, ohne Lokal-Einſicht, zu machen. — Was jedoch gleich beim erſten Blick auf die gewöhnlichen Karten in die Augen ſpringt, iſt: „Daß die Scheitel-Linien der Gebirgsrücken durchaus nichts mit den Waſſerſcheide-Linien, welche die Flußbecken von einander trennen, gemein haben." Betrachtet man zum Exempel den Hauptgebirgsſtock der Andes zwiſchen Quito und Cuenka und zieht die Waſſerſcheide zwiſchen dem atlantiſchen und ſtillen Ocean, ſo fällt ſie größtentheils zwiſchen die beiden parallelen Hauptrücken hinein, welche die Thäler des ununterbrochenen Frühlings von Alauſi, Riobamba und Latakunga einſchließen, während ihre Rieſenhäupter, Pichinca, Cotopari, Antiſana, Chimboraſſo, Aſſuay u. ſ. w. von ewigem Schnee und Eis ſtarren. Die Scheitel-Linien dieſer Gebirgsrücken ſind in allen Karten allzudeutlich markirt, als daß der geringſte Zweifel über ihren Lauf obwalten könnte. Der höchſte von beiden iſt unſtreitig der weſtliche mit dem Chimboraſſo. Derſelbe iſt aber mehrere Mal von den nach dem ſtillen Ocean ſtürzenden Waſſern durchbrochen und gehört dem Becken des ſtillen Oceans zu, ebenſo wie der öſtliche Gebirgsrücken, welcher die Gebirgsknoten Cotopari und Aſſuay verbindet, in das Becken des Amazonenſtroms oder des atlantiſchen Meers gehört. Die Waſſerſcheide-Linie zwiſchen beiden Meeren theilt beinahe das ganze Hauptgebirge mit dem Chimboraſſo von Cuenka bis Popayan dem Baſſin oder Becken des ſtillen Meers zu. — Dieſe an 400 Meilen lange Gebirgskette muß, wegen ihrer verſchiedenen Durchbrüche und jähen Abdachungen, erhabene Gegenſtände für Geländezeichner enthalten. — Die öſtliche Kette der Andes zwiſchen Quito und Popayan iſt dagegen nirgend durchbrochen und ihr Scheitelrücken bildet wirklich auch die Waſſerſcheide beider Meere. — Obigen eigenthümlichen Charakter ſcheinen ſowohl die Andes in Südamerika, als auch das Felſen- und Alleghanny-Gebirg in Nordamerika zu haben. — Da iſt faſt nicht eine Waſſerſcheide fortlaufend durch Bergrücken markirt, indem die meiſten Flußbecken ſo ineinander greifen, daß man oft nicht im Stande iſt, ihre Grenzen auszumitteln. — Scheitelrücken und Waſſerſcheide ſind daher in Amerika ganz verſchiedene Begriffe. Unter erſterem Ausdruck verſteht man den Zug der höchſten Gebirgsrücken, welche von den ſogenannten Waſſer- und Luftſpalten (Gaps), Terrain-Profile nach Art des Juragebirgs, häufig unterbrochen ſind. — Der andere iſt imaginär, weil eine Waſſerſcheidung von Natur öfters unbeſtimmt oder gar nicht angedeutet iſt. — Die Scheitel-Linien und Waſſerſcheiden durchkreuzen ſich alſo in Amerika beſtändig. Dieſes kann am beſten aus den ſämmtlichen hier beigefügten Karten erſehen werden, wo die Waſſerſcheide des Delaware-Beckens den blauen Rücken ein Mal bei Rom und das andere Mal zwiſchen Mauch-Chunc und Mount-Carbon quer überſchreitet. — Dieſe Charakterloſigkeit würde das Terrainſtudium ſehr erſchweren, wenn nicht eine erhabene Einfachheit in der amerikaniſchen Bergbildung und der günſtige Umſtand für den Aufnehmer herrſchte, daß die Gebirgsrücken (ridges) durchaus keine maskirende Ausläufer und Aeſte nach allen Richtungen haben, ſondern ein für allemal parallel mit einander ſtreichen und iſolirt daſtehen, wobei das Auge einen feſten Anhalt an ihnen hat. — In dieſer Hinſicht möchte der Alleghanny-Rücken leichter nach dem Auge aufzunehmen ſein, als der ſchwäbiſche Schwarzwald. Eben dieſe Einförmigkeit iſt es, welche den in lauter einzelne Partien und endloſes Detail zerſtückelten europäiſchen Bergformen abgeht, wo man beim Aufnehmen ſo zu ſagen den Hauptrücken vor Bergen nicht ſieht, und den Schluchten zu folgen gezwungen iſt, welche nur irre führen. — Die Ausführbarkeit von Kanälen, welche die Gebirgsrücken quer durchſchneiden, liegt alſo in der eigenthümlichen Natur der Sache. — Was die öſtlich dem Alleghanny-Gebirge in das atlantiſche Meer abfließenden Ströme betrifft, ſo iſt hauptſächlich zu bemerken, daß die meiſten davon aus obigen Gründen einen ſehr gebrochenen und bizarren Lauf haben, wie z. B. der Delaware, der Susquehannah,

der Potomak u. ſ. w. Es iſt beinahe unmöglich, neben oder in dieſen Strombetten ſolide, dem Commerce entſprechende Waſſerſtraßen herzuſtellen. — Auf alle jene pomphaft angekündigten Verbindungen der verſchiedenen Flußbecken des atlantiſchen Meers mit jenen des Miſſiſippi oder vielmehr des mexikaniſchen Meerbuſens möchte daher beinahe ohne Ausnahme eben ſo viel Gewicht zu legen ſeyn, als auf Durchſtechung der Landenge von Panama."

Sein ſpezieller Zweck erlaubte dem Verfaſſer nicht, viel über Volk und Sitten von Nordamerika zu ſprechen, doch ſchildert er ſeine gefahrvolle Seereiſe mit jener trockenen Laune, welche die Würze der Erzählung iſt.

4) Beſchreibung der Vereinigten Staaten in Nord-Amerika. Den deutſchen Auswanderern gewidmet von Eggerling. Zweite vermehrte Ausgabe. Mannheim, Löffler, 1833. S. 344.

Dieſes verſtändige Buch enthält eine ausführliche Beſchreibung der geographiſchen, phyſiſchen, politiſchen und Kulturverhältniſſe der Vereinigten Staaten überhaupt, und ſpezielle Beſchreibungen und hiſtoriſche Skizzen von den einzelnen Staaten insbeſondere, und zwar immer mit Rückſicht auf die deutſchen Auswanderer geſchrieben. Da es an Geographien und Sittenſchilderungen auch in andern Werken nicht fehlt, ſo beſteht die Auszeichnung des vorliegenden Werkes in den geſchichtlichen Skizzen der hiſtoriſchen ältern und neuern deutſchen Auswanderungen nach Nord-Amerika, ein gewiß intereſſanter Gegenſtand, über den aber noch ſehr wenig Nachrichten geſammelt ſind. Wir wollen hier Einiges daraus mittheilen. „Durch die kirchlichen Streitigkeiten im ſechzehnten und durch die verheerenden Kriege im ſiebenzehnten Jahrhundert zurückgehalten, nahmen die Deutſchen erſt ſpät Theil an den von den Europäern in der neuen Welt gegründeten Koloniſirungen. Ueber ein Jahrhundert nach der zuerſt von Walter Ralaigh in Virginien verſuchten Anſiedelung und beinahe zwei Jahrhunderte nach der Entdeckung des nördlichen Feſtlandes durch Johann und Sebaſtian Cabot ſahen wir erſt um's Jahr 1683 die erſten Deutſchen in Penſylvanien anlanden, und zwar unter Vermittelung von William Penn, welcher auf ſeinen Reiſen in Deutſchland von ihrem Fleiß, ihrer Sparſamkeit und ihrem meiſterhaften landwirthſchaftlichen Betriebe ſich überzeugte. Als er nämlich in der Folge von der brittiſchen Regierung jenen großen Landſtrich in den nordamerikaniſchen Kolonien erhielt (welcher noch jetzt von ihm den Namen Penſylvanien führt), als Vergütung für bedeutende Forderungen an dieſelbe, war er ſogleich darauf bedacht, dieſe Wüſte durch Deutſche urbar zu machen. (Bekanntlich gehörte er zu den Quäkern, jener ſchwärmeriſchen im ſiebenzehnten Jahrhundert entſtandenen Sekte.) Ihm folgten bald zahlreiche Geſellſchaften, welche die erſte deutſche Stadt, das jetzt blühende Germantown, gründeten. Beſonders trieb die zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts von den Franzoſen ſo planmäßig betriebene Verwüſtung der Pfalz, wozu ſich bald darauf die heftigſten Religionsbedrückungen geſellten, jährlich viele Tauſende verfolgter und zu Grunde gerichteter Proteſtanten aus dieſem ſchönen, aber unglücklichen Lande in Amerika's Wüſten und vorzugsweiſe nach Penſylvanien. Durch den Fleiß und den muſterhaften Betrieb des Landbaues, wodurch die in Penſylvanien ſich niedergelaſſenen Deutſchen vor Allen ſo rühmlichſt ſich auszeichneten und den Grund zu Penſylvaniens jetzigem blühenden Wohlſtand legten, bewogen, ſandten die Gouverneure Kommiſſionäre nach der Pfalz, dieſe lieblichen fruchttragenden Bienen auch in ihre Provinzen zu locken. Durch ſolche Verführungskünſte, begünſtigt durch den verruchten Religionsdruck, geſchah es, daß im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in der Pfalz und am Rhein überhaupt ganze Gemeinden mit ihren Predigern die Heimath verließen und ſich zur weiten Reiſe nach Amerika entſchloſſen. An 33,000 ſolcher Verblendeten landeten plötzlich in London, hoffend, mit der ihnen von jenen Verführern verheißenen königlichen Hülfe ihre Reiſe weiter fortzuſetzen. Allein die Miniſter wollten nichts von letzterer wiſſen, und die Armen wurden troſtlos ihrem Schickſal überlaſſen, bis endlich des Königs Gnade ſich ihrer erbarmte. Sie wurden auf königliche Koſten längere Zeit verpflegt, während man berathſchlagte, wo dieſe Menſchenmaſſe am vortheilhafteſten verwendet werden möchte. Die biedere engliſche Nation nahm ſich ebenfalls mit lobenswerther Wohlthätigkeit der Unglücklichen an, bis ſich ihr Schickſal dahin entſchied, daß ein kleiner Theil wirklich nach Nord-Karolina eingeſchifft, während der Ueberfahrt aber zum Theil ein Raub der Wellen wurde; eine andere Partie nach Irland gebracht und ein dritter Theil auf unkultivirte Inſeln oder in Bergwerke zu königlichen Arbeiten beſtimmt wurde; 7000 aber wurden zum Theil ihres Glaubens wegen in dem erbärmlichſten Zuſtande wieder nach Deutſchland zurückgeſchickt. — Später ſuchte man den Mißgriff wieder zu verbeſſern und ſandte 5000 Schweizer nach Karolina, aber immer nicht mehr, als man gerade als Miethlinge oder Taglöhner auf den Landgütern unterbringen konnte. — Aber auch die.

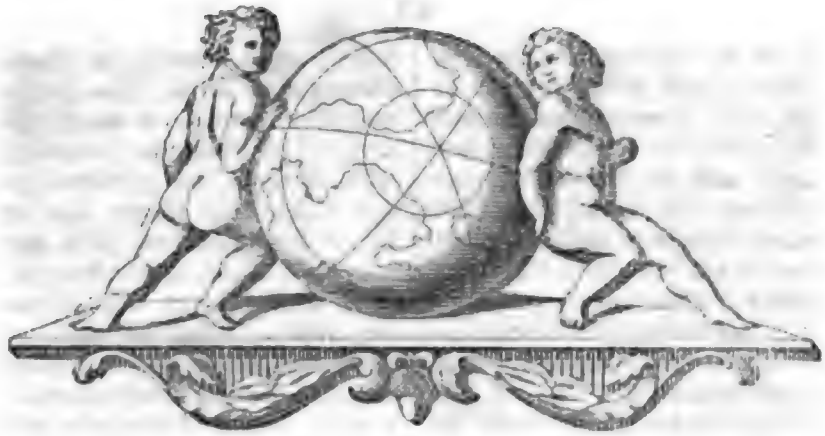
glücklich in Neu-York Gelandeten hatten noch lange nicht den Kelch ihrer Leiden geleert, sondern mußten auch hier noch mit dem mannichfachsten Ungemach und Elend kämpfen. Nachdem die mit den Schlichen und Kniffen abgefeimter Weltmänner unerfahrnen armen Pfälzer sich mit unsäglicher Mühe im rauhen Walde Wohnungen errichtet und unter Hunger und Kummer einen sehr bedeutenden Theil des unter ihrem kräftigen Arm gefallenen Waldes in freundliche Saatfelder und Wiesenauen verwandelt hatten, benachrichtigte sie der schlaue und listige Gouverneur, von Gewinnsucht und beleidigtem Stolz getrieben: er habe das von ihnen angesiedelte Land (worauf sie bereits schon sieben Dörfer angelegt hatten) nach den Landesgesetzen verkauft und sie hätten mithin solches entweder unverzüglich ohne Anspruch an Entschädigung für Kulturkosten zu verlassen, oder sich um die Pachtung bei dem neuen Eigenthümer zu bewerben." Sie mußten wirklich weiter wandern, fanden aber eine neue Heimath in Pensylvanien.

„Einem weit wehmuthsvolleren, betrübteren Verhängniß ging das kleine Häufchen der nach Karolina Ausgewanderten entgegen. Ein großer Theil von ihnen mußte erst auf die peinlichste Weise umkommen, ehe die Uebrigen zu einer erträglichen Position gelangen konnten. Ackerbau und Industrie waren noch weit zurück und die armen Eingewanderten wurden von den Grundbesitzern auf solche Punkte gestellt, wo sie den Ueberfällen der wilden Uramerikaner am meisten ausgesezt waren. In der Kriegskunst gänzlich unerfahren und zu schwach zum Widerstand, unterlagen sie, und die Wilden, aufgebracht über das beständige Vordringen der Weißen, beschlossen einen Hauptangriff auf alle Kolonisten. Mit Macht drangen sie in die Kolonien ein, überfielen die armen Ansiedler und raubten, plünderten und mordeten, was ihnen vorkam."

Im Jahr 1729 betrug die Einwanderung in Pensylvanien allein 6200 Seelen, meistens Deutsche und Irländer, und im Jahr 1742 belief sich die Zahl der seit 1683 Eingewanderten und deren Nachkommen auf 100,000. Nicht nur aus der Pfalz und den Rheingegenden, sondern auch aus der Schweiz waren Auswanderungen hierher jezt sehr bedeutend. — Eine der zahlreichsten Schaaren aus der östlichen Schweiz ging bald darauf unter Leitung des Landeshauptmanns Tobler und des Predigers Zuberbühler nach Nord-Karolina ab. 1732 wanderten aus Salzburg viele Unzufriedene aus demselben Grunde nach Georgien, wie 1709 die Pfälzer nach Neu-York, welchen bald so Viele nachfolgten, daß in Georgien zwei Kirchen augsburgischer Konfession bestehen, deren Prediger von der brittischen Regierung besoldet werden. 1734 kamen von 400 ausgewanderten Zürchern nach vielen Drangsalen und Gefahren nur noch Wenige in Pensylvanien an. 1749 landeten in Philadelphia allein 25 Schiffe mit 7000 Deutschen, und im Jahr darauf waren die Einwanderungen von derselben Stärke. 1754 kamen allein in Pensylvanien (andere Provinzen nicht zu erwähnen) 22,000 Seelen an. 1767 bis 1776 entführte ein schwärmerischer Spanier in Verbindung mit einem gleichgesinnten bayrischen Abenteurer an 6000 Menschen aus Schwaben und den Rheingegenden nach den wüsten Gegenden in der Sierra Morena in Spanien, wo sich aber die Unglücklichen höchst betrogen fanden und größtentheils umkamen. 1764 trafen wieder 400 Pfälzer in London ein, verleitet von einem deutschen Offizier, der sie nach Neu-Schottland, in Nord-Amerika, zu bringen versprach, sie aber in London verließ, von wo sie nach mancherlei ausgestandenen Drangsalen endlich durch milde Beiträge nach Süd-Karolina gebracht wurden, wo sie die Stadt Charlestown endlich glücklich erreichten. Während der Hungerjahre 1770 und 1791 waren die Auswanderungen besonders stark, so daß allein in Philadelphia jährlich 24 Schiffe mit Deutschen aus den Rheingegenden und der Schweiz landeten. Durch den Krieg, welchen England gegen die vereinigten Provinzen führte und wobei es von deutschen Fürsten an 30,000 Mann Hülfstruppen miethete, ward auch in Nord-Deutschland die Auswanderungslust angeregt, ist aber wegen des stumpfen Charakters der niederen Bewohner nie von Belang geworden. Nach abgeschlossenem Frieden blieb etwa der fünfte Theil dieser Truppenmasse in den vereinigten nordamerikanischen Staaten zurück. Wie wunderbar lenkte hier eine über Völker und Fürsten wachende Vorsehung die von ihnen selbst hervorgerufenen Uebel zu deren Besten! Hierdurch ward nun auch der Auswanderungsgeist in die Länder verpflanzt, wo sich noch keine Spur davon bisher zeigte, nach den beiden Hessen. — Nach dem Befreiungskriege aber waren die Auswanderungen aus Deutschland lange Zeit minder bedeutend, indem jezt der Zug deutscher Kolonisten sich vorzüglich nach Rußland, Gallizien und Ungarn richtete. Das neunzehnte Jahrhundert führt uns erst wieder eine bemerkenswerthe Emigranten-Familie auf, nämlich die wegen ihres Erfolgs und erregten Aufsehens wahrhaft welthistorisch gewordene Versetzung der großen würtembergischen Harmonie-Gesellschaft unter G. Rapp an den Conaqueneſſing in Pensylvanien." G. Rapp war Bauer und Leineweber zu Iptingen, geb. 1751.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 16. Freitag, 13. Februar 1835.

Schriften über Amerika.

4) Beschreibung der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Den deutschen Auswanderern gewidmet von Eggerling. Zweite vermehrte Ausgabe. Mannheim, Löffler, 1833. S. 344.

(Schluß.)

„Dieser großen, mit dem glücklichsten Erfolg gekrönten Niederlassung folgte zunächst eine Schweizer-Kolonie, welche 1805 nach Indiana zog und, daselbst Weinbau und Ahornzuckerbereitung treibend, die Stadt Neu-Vevay im Neu-Schweizerlandkreis gründete. Während Napoleons Zwangherrschaft wurden die Auswanderungen sehr beschränkt durch die von ihm verordnete Kontinentalsperre, erwachten aber mit verstärkter Kraft nach dem Pariser Frieden. Das Jahr 1816 und noch mehr das Hungerjahr 1817 sah außerordentliche Schaaren der neuen Welt zueilen; in lezterem Jahr allein sollen an 30,000 Deutsche aus der Schweiz, Würtemberg, Hessen und der Pfalz dorthin abgegangen seyn. Eine eben so starke Anzahl Unglücklicher mußte aber im nämlichen Jahr elendiglich an den Seestädten wieder umwenden, um sich, unter allen möglichen Drangsalen, in der Heimath dem Spott und der Verachtung preisgebend, ihr kümmerliches Leben durch Gaben des Mitleids zu fristen; sie hatten die Mittel zur Ueberfahrt theils auf der Reise verbraucht, theils solche zu gering angeschlagen. Ueberhaupt betrug die Gesammtzahl der Auswanderer jenes schrecklichen Jahres an 15,000 Seelen, worunter selbst mehrere Wohlhabende. Im Jahr 1818 und 1819 segelten jährlich an 30,000 Menschen den Rhein hinab, der ersehnten zweiten Heimath entgegen. Zu Bern bildete sich zu besserer Leitung der Auswanderer ein Verein, und einige angesehene Schweizer führten eine große Zahl ihrer Landsleute nach Nordamerika, die sich aber alsbald völlig zerstreuten. Im Jahr 1820 wurde eine Kolonie nach Vandalia in Illinois unternommen, allein es fehlte dem Führer Rapps Genie und den Kolonisten der Geist der Harmoniten, — das Unternehmen scheiterte gänzlich. Seit 1820 aber nahm die Auswanderungssucht nach Nordamerika mit den häufigen, aber mißglückten Versuchen nach Brasilien ebenfalls ab. Erst im Jahr 1825 veranlaßten die Ueberschwemmungen des Rheins abermalige bedeutende Auswanderungen aus dem Badenschen, so daß die großherzogliche Regierung, sowie später die würtembergische und hessische, dieselben streng verbot. Im Jahr 1827 aber bildeten sich wieder die frühern zahlreichen Gesellschaften zur Uebersiedelung

nach Nordamerika, so daß von 1827 auf 1828 in Neu-York allein 10,000 Deutsche und Schweizer, und bis 1829 wieder an 3000 Deutsche, Schweizer und Holländer landeten. Im Jahr 1830 gingen aus der Bergstraße und dem Odenwald, besonders aus der hessischen Provinz Starkenburg, in Verbindung mit den Pfälzern, Würtembergern und Schweizern bedeutende Gesellschaften ab, vorzüglich nach Pensylvanien und Neu-York. Viele unter ihnen besaßen bedeutendes Vermögen und gaben als Grund zu ihrem Entschluß den harten Druck übermäßiger Abgaben und die unerträglichen Forsteinrichtungen, sowie die häufigen willkürlichen Bedrückungen der auf ihre Pfandgelder und Gebühren gesetzten Forstbedienten an. Das Jahr 1831 nun übertraf vollends alle früheren an den bedeutendsten Auswanderungsgesellschaften. Aus Kurhessen, Hessen-Darmstadt und der Pfalz gingen schon ganz früh Menoniten und evangelisch-christliche Kolonisten theils nach Florida, theils nach Neu-York, namentlich an den Erie-See. Auch der bekannte Sektirer Brolp aus Offenbach befand sich unter den Auswanderern jenes Jahrs. Er gründete in Pensylvanien, unweit Rapps Oekonomie, die Stadt Philippsburg, und läßt sich unter dem Namen: Graf Leo, von seinen Gemeindegliedern schwärmerisch als einen von Gott Gesandten verehrten. Im Allgemeinen gibt man die Zahl der Auswanderer in jenem Jahr auf 25,000 an. Das verflossene Jahr gab dem vorhergehenden an Fruchtbarkeit an Kolonisten für Amerika's jugendliche Gefilde nichts nach."

5) Die Freistaaten von Nord-Amerika. Beobachtungen und praktische Bemerkungen für auswandernde Deutsche, von Gustav Löwig. Heidelberg und Leipzig, Groos, 1833.

Eine recht unterhaltende und belehrende Reisebeschreibung, die uns die Sitten der Nordamerikaner lebhaft schildert. Zur Probe Einiges über die von der einen Seite so sehr gerühmte, von der andern so bitter beklagte Gleichheit. Diese herrscht nicht nur im Staate, sondern auch in der Lebensweise, nicht nur in allen politischen, sondern auch in allen geselligen Beziehungen. „Es gehört gar nicht unter die Seltenheiten, daß ein Gassenkehrer wenigstens einmal die Woche einen welschen Hahn ißt; dreimal des Tages Fleisch versteht sich hier schon von selbst. Das Frühstück wird in Amerika gewöhnlich zwischen 7 und 8 Uhr eingenommen, und besteht aus mehreren Tassen Kaffee oder Thee, Brod mit Butter, man könnte aber besser Butter mit Brod sagen, gerösteten Kartoffeln mit Beefsteak, Cotelettes, Omelettes, Fischen, Eiern ꝛc. Das Mittagessen findet um 12 Uhr statt, und besteht wiederum aus einer Menge Fleischspeisen, etwas Gemüse; die Suppe ist bei den Amerikanern nicht üblich. Das Getränke besteht entweder aus Bier, Cider, oder aus Wasser mit etwas Branntwein. Das Nachtessen, welches um 6 Uhr verzehrt wird, ist ganz dem Frühstücke gleich, und der Thee oder Kaffee wird während dem Genusse der Speisen wie in Deutschland der Wein getrunken. Für Einen, der gerne viel ißt, möchte Amerika ein wahres Elysium seyn; hier gibt man ihm Gelegenheit, seine Lenden auszustopfen. Von häuslicher Sparsamkeit, die in Deutschland bei Vielen auch übertrieben wird, weiß man, in Hinsicht der Lebensmittel, beinahe nichts, und manches Haus wirft hier mehr Fleisch und andere noch sehr genießbare Dinge auf die Straße, als in vielen sparsamen deutschen Häusern genossen wird. Kein Hund oder Katze frißt in Amerika bloßes Brod, so sehr werden sie mit Fleisch angefüttert. Nach einem sogenannten Reservoir für die Schweine, das man in Deutschland gewiß in jeder Küche findet, würde man hier vergebens suchen, da aller Abfall sogleich auf die Straße geworfen wird. — Am allerverschwenderischsten geht man aber hier mit dem Holze um, und die Magd, um das Feuermachen Morgens zu ersparen, legt, ehe sie sich zu Bette begibt, noch einige tüchtige Klötze in's Kamin. Den ganzen Tag über muß, sowohl in allen Oefen als auch in der Küche, ein Feuer wie eine Hölle brennen, sonst hat es keine Art. Dessenungeachtet gilt das Holz hier einen schönen Preis, und ein Klafter ordentliches Holz kommt hier in Philadelphia, bis es klein gemacht ist, wenigstens auf 15 fl. nach deutschem Gelde zu stehen. — Die Mägde stehen hier in einem ganz anderen Verhältniß als jenseits des Meeres, da diese vorzüglich die Freiheit und Gleichheit im Kopfe haben. Es ist sehr schwer, beim Eintritt in ein Haus, oder wenn Frau und Magd mit einander auf den Markt gehen, welches zuweilen auch geschieht, dieselben von einander zu unterscheiden, da die Magd eben so wie die Frau vom Hause einen großen Hut mit Schleier und einen Shawl trägt. Es verspricht sich gewiß keine Magd, daß sie einmal sagt, daß sie da oder dort diene, sondern sie lebt oder wohnt bei andern Leuten. An ihrer Freiheit lassen sich die hiesigen Mädde gar nichts nehmen, gehen aus, wann es ihnen gefällt, und lieben nichts weniger als harte oder viele Arbeit. Sie verlangen sogar, daß ihre Küche mit Teppichen belegt sey und wo möglich auch noch die Küchenstiege. Da eine unserer Mägde (hier wechselt man sehr oft) dieses natürlicherweise bei uns nicht vorfand, beschwerte sie sich bitter darüber mit der Bemerkung, daß das Auftreten auf bloßem Holze ihr Hirn erschüttere, und dieses ihr heftige Kopfschmerzen errege. Ich wünschte nur so mancher bösen deutschen

Frau, die oft allzuhart mit ihren Dienstboten umgeht, eine amerikanische Magd, da könnte denn Eine die Andere Mores lehren. Unter einem Dollar die Woche (man dingt die Mägde hier nur auf eine Woche) dient keine Weibsperson, wenn sie einmal 17 bis 18 Jahre alt ist, und versteht sie zu kochen, so verlangt sie 1½ bis 2 Dollar; also im ersten Falle einen Jahrgehalt von 130 fl. und im letzteren 195 bis 260 fl."

Ueber die Sitten: „Steife Komplimente sind, und zwar mit Recht, in Amerika nicht eingelassen worden, dagegen ist der Amerikaner nichts weniger als unhöflich, sogar galant gegen das schöne Geschlecht, dienstfertig und gastfreundlich. Geräusch liebt er nicht, und in einem Wirthshause können oft 30 — 40 Personen in einer Stube beisammen seyn, ohne daß ein neuangekommener Deutscher oder Franzose, den man mit verbundenen Augen dahin brächte, nur die Anwesenheit von Zweien vermuthen würde. Vom Rauchen ist er kein besonderer Liebhaber; mehr Vergnügen finden die kleinen Jungen von 9 — 10 Jahren daran, eine Cigarre auf der Straße zu schmauchen, und ich sah oft ganze Versammlungen von diesen kleinen Rauchern. Das Tabakkauen ist dagegen beinahe ohne Ausnahme im allgemeinen Gebrauch, und diese ekelhafte Gewohnheit macht die Amerikaner eben nicht sehr einladend zum Kusse. In ihrem Anzuge sind sie sehr pünktlich, ihre Kleidung ist ausgesucht, und einem hiesigen Stutzer darf man keck einen von London oder Paris zur Seite stellen. Beim Gehen oder Stehen haben sie gerne die Gewohnheit, die beiden Daumen in die Armausschnitte der Weste zu stecken, und es ist hier nichts besonders Unanständiges, selbst, wenn man am Arme eine Lady führt, die Nase durch die Finger zu schneuzen. Das Tabakkauen zwingt sie zu vielem Ausspeien, und ein besonderes Wohlgefallen finden sie daran, ihren Auswurf in das Kaminfeuer oder an den Ofen zu senden. Sie sitzen gerne, gleichviel wo sie sich befinden, etwas nachlässig und gewöhnlich wie Schneider mit stark über einander geschlagenen Beinen, auch kommt es ihnen nicht darauf an, die Beine sogar auf dem Tisch ruhen zu lassen. Es ist eine sehr artige Gruppe, wenn eine derartige Gesellschaft um ein Kamin herumsitzt, und statt eines Gesprächs nur mit dem Ausspeien in das Feuer zu wetteifern scheint." Ferner spricht der Verfasser von dem erstaunlichen Luxus der Amerikaner, welcher auch Ursache sey, daß nächst den Advokaten die Schneider die erste Rolle im Staate spielen.

Schließlich erklärt sich der Verfasser für die bekannte Ansicht, daß keine Gattung von Auswanderern sich besser steht, als die armen deutschen Bauern, die, an Armuth und harte Arbeit gewöhnt, die Beschwerlichkeiten der ersten Niederlassung am leichtesten ertragen und dann bald wohlhabend werden. Aber das Bild, das er uns von diesen Auswanderern entwirft, gereicht uns zur Beschämung: „Der letzte Sommer war einmal wiederum sehr gesegnet mit Einwanderungen, und nach öffentlichen Berichten war die Anzahl der Eingewanderten circa 60,000, und größer als in allen früheren Jahren. Unsere deutschen Landsleute, besonders die Bauern mit ihren spitzen Hüten und der Pfeife im Munde, und noch mehr, würtembergische Bäuerinnen mit den bunten schreienden Farben ihrer bloß an das Knie reichenden Röcke, aber besonders mit ihrer, durch Mangel an Reinlichkeit verdorbenen Haut und schmutzigen Kleidung, erregen in den Straßen Neu-Yorks ꝛc. einen größeren Kontrast, als selbst Indianer darin durch ihr Erscheinen machen. In Amerika, wo jede Frau eines Bauern einen Schleier trägt und nach Pariser oder Londoner Mode gekleidet ist, dabei eine zu ihrer Kleidung passende Manier in Gang und körperlicher Haltung hat, und damit eine gewisse Dreistigkeit in ihrem Benehmen verbindet, wird eine neuseelandete Hechingerin für nicht viel mehr als eine Halbwilde gehalten. Besonders lächerlich ist es, wenn die neuen Ankömmlinge, dem Gebrauch ihres Vaterlandes getreu, sich nicht einfallen lassen, auf den schönen Seitenwegen zu gehen, sondern sich die Mitte der Straße zu wählen, wo man hier nie einen Menschen gehen zu sehen gewöhnt ist. — Ein großer Theil der Amerikaner hält die Deutschen (dutchmen) für ein Volk, das noch auf einer niedrigen Stufe der Bildung steht, und erwählt sich solche als Stichblatt für Anekdoten eben so, wie man in Deutschland gewöhnlich über die Oesterreicher sich lustig macht. Selbst auf der Bühne ist der Possenreißer und dumme Kerl gewöhnlich ein Landsmann, der mit seinem schlechten Englisch, linkischen und einfältigen Benehmen das Zwergfell der Amerikaner erschüttert. — Wenn die Amerikaner freilich nach der Mehrzahl der eingewanderten Landsleute schließen, so mögen sie allerdings nicht Unrecht haben, uns für Stoffels zu halten, da ein gebildeter Deutscher hier wirklich ein rares Ding ist und nur als Ausnahme von der Regel betrachtet werden kann. Sowohl in Neu-York, als in Philadelphia und Baltimore sind die Straßenkehrer und Nachtwächter bloß Deutsche, und Viele davon bilden sich auf ihre Geschicklichkeit nicht wenig ein. Einen Deutschen kann man schon auf fünfzig Schritte von einem Amerikaner unterscheiden, selbst wenn er schon lange Zeit im Lande ist, da die runde Form seines Schädels sich auffallend von der mehr länglichen, ovalen amerikanischen Gesichtsbildung

auszeichnet. Auch in der Kleidung bleiben die Deutschen von den Amerikanern verschieden, da sie sich nicht so wie diese an die neueste Mode halten, sondern ihren Rock so lange tragen, als derselbe noch Fäden hat, weßwegen sie eben nicht zu tadeln sind. Man staunt hier nicht wenig über die großen, breiten Füße und Hände der hier anlangenden deutschen Schönen, und es begegnete mir einige Male, daß ich von Amerikanern ausgelacht wurde, wenn ich der schönen Mädchen im Vaterlande erwähnte."

6) Sichere Anleitung für Auswanderer und Reisende nach den Vereinigten Staaten, von Collins. Heilbronn, Claß, 1833. Mit Landkarten und Register. Seiten 293. Preis 1 fl. 18 kr.

7) Kurze Schilderung der Vereinigten Staaten, von A. Witte. Hannover, Hahn, 1833. Seiten 118.

8) Dewis guter Rath für Einwanderer nach Nord-Amerika. Herausgegeben von Riedlen. Aarau, Christen, 1834. S. 152. Preis 36 kr.

In dem ersten Werk findet man ein Resumé des physischen und politischen Zustandes von Nordamerika überhaupt; die beiden andern enthalten insbesondere Rathschläge an die Auswanderer in Betreff dessen, was sie zunächst suchen oder finden werden. Witte warnt viel und geht von dem Standpunkt aus, daß man zwar die Belohnung seines Fleißes bei gehöriger Vorsicht in den Vereinigten Staaten, aber ja kein Eldorado erwarten dürfe. Dagegen macht sich Dewis durch das Anpreisen der Vereinigten Staaten verdächtig. Er spricht wirklich Seite 24 von einem Goldmacherbunde, d. h. von der Zuverläßigkeit eines schnellen Reichthums, wenn man seiner Lockung folge. Dann entehrt er die Nation, der er angehört, durch folgende niederträchtige Rathschläge: „Freunden der Sparsamkeit wäre daher wohl zuzusprechen, so wenig Geld als möglich mit sich zu führen, und sich den Schein zu geben, als wäre ihnen der lezte Kreuzer ausgegangen. Uebermäßige Bescheidenheit im Essen und Trinken schadet mehr in den Augen der Amerikaner, die sich sogar nicht geniren, als es nüzt; sie halten eine solche nur zu häufig für Verachtung der vorgesezten Speisen, und behandeln den Fremden dann launisch. Ebenso muß man sich alsbald einige Familiarität seinen Wirthen gegenüber anmaßen. Die Damen des Landes, die Farmers Frauen und Töchter wollen von den Fremden unterhalten seyn. Man singe, ohne Furcht zu beleidigen, ein deutsches Lied, oder spiele, wenn auch noch so ärmlich, ein Stückchen auf der Flöte oder Maultrommel. Ich möchte ferner rathen, eine Spieldose mit sich zu führen, und dieselbe häufig in Anwendung zu bringen. Die Neugierde des Amerikaners wird dadurch geweckt, und was seine Großmuth nicht gethan hätte, thut nun die Hoffnung, noch mehr Neues zu hören oder zu sehen. Je lustiger und ungebundener man sich beträgt, um so größere Meinung flößt man von sich ein. Nur muß die Heiterkeit freilich nicht in Gemeinheit ausarten. — Wer vollends das Glück hat, Taschenspielerkünste produciren zu können, der mag getrost auch ohne einen Heller in der Tasche durch das ganze Land ziehen. — Wenn ich in meinem Rathe weiter gehe, so muß ich vorerst bitten, mich nicht zu mißverstehen. Ich empfehle bloß Klugheit für einige Zeit, keineswegs einen moralischen Ansaz für das ganze Leben.

Legen Sie Ihre Offenheit ab, das ist meine große Bitte an Sie alle, die nach Amerika wandern.

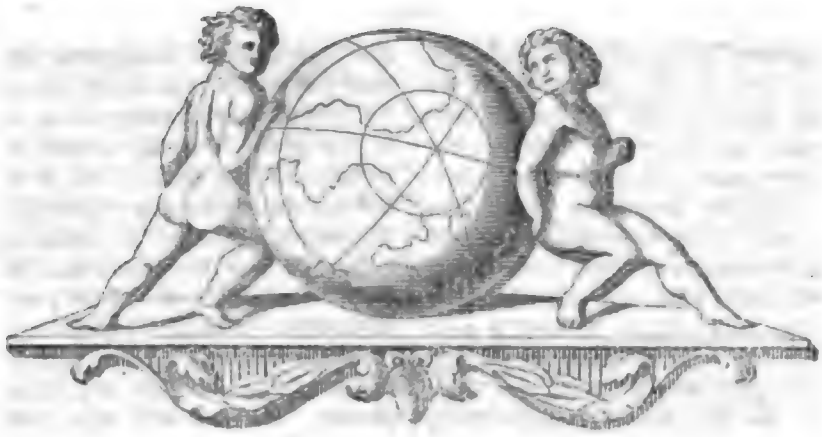
Der Amerikaner ist der Mensch des Scheines, wer am meisten Schein verbreitet, der ist am meisten. Geben Sie den Leuten große Begriffe von sich, mit einem Worte, heucheln Sie ein wenig, ohne Mißbrauch davon zu machen.

Wer in einer Familie in Amerika Zutritt erhalten will, muß mit den Männern schachern und politisiren, mit der Frau beten, mit den Söhnen trinken und wetten, und mit den Töchtern endlich verliebten Unsinn reden. Die Domestiken gehen ihn nichts an, sind dieselben schwarz, so stehen sie nach amerikanischer Farbenlehre unter seiner Würde, sind sie weiß, so muß er sie mit kaltem Anstande behandeln.

Er lobe Alles, was er sieht. Die feine Elle an des Gentlemans Rock, den Schooßhund oder Frau beleidige er ja nicht, spucke nie auf den Fußteppich, sondern mit großem Geräusch in's Kaminfeuer. Die Damen erlauben es gern, in ihrer Gesellschaft zu rauchen, aber man frage sie, bevor man die Cigarre anzündet, ob der Rauch ihrer zarten Konstitution nicht schadet.

Wohl hüte man sich, ein Vorurtheil eines Amerikaners bekämpfen zu wollen; weiß man sie nicht durch witzige Uebertreibung zu bekehren, so schweige man lieber über Gegenstände, von denen man anders als sie denkt." O pfui, daß man so etwas mit deutschen Lettern gedruckt lesen muß!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 17. Montag, 16. Februar 1835.

Schriften über Amerika.

9) Atlantische Erinnerungen. Reisebilder aus Canada und den Vereinigten Staaten, von Th. Pavie. Aus dem Französischen. Zwei Theile. Braunschweig, Horneyer, 1834.

Ein echt französisches Produkt aus der neuen romantischen Schule; Landschaften und Sentiments wie bei Chateaubriand und Lamartine, und theatralische Effekte zum Theil von gräßlicher Art eingestreut, wie bei Hugo und Janin. Gleich im Eingang malt uns der Verfasser das rührende Bild einer jungen ausgewanderten Schweizerin, die auf dem Schiff während eines Sturmes ihr Kind verliert, ein Bild, das noch ungleich mehr gerührt haben würde, wenn der Maler weniger Prätension in seinen Pinsel gelegt hätte. Das Schreckliche erfordert eine kurze, naive Sprache, es muß uns überraschen wie ein Blitz, und die Nebendinge, die Folgen muß sich unsere Phantasie selbst ausmalen, nicht der Dichter muß sie uns vormalen. Die Sucht nach Effekten macht viele Sittenschilderungen des Verfassers verdächtig, doch seine Landschaftgemälde und Genrebilder zeichnen sich aus, weil er hier mehr die Natur als die eigene Phantasie zu Rathe gezogen zu haben scheint. Von den berühmten Wasserfällen, Strömen, Seen, Wäldern, Städten und Kanälen findet man hier durchgängig pittoreske Beschreibungen mit einem großen Farbenaufwand, so auch von den eigenthümlichen Trachten und Gebräuchen der Quäker und anderer eigenthümlich ausgeprägter Volksklassen, und einen besondern Reiz hat der Reisende seinen Schilderungen dadurch gegeben, daß er als Franzose bei jeder Gelegenheit an die Zeiten und Begebenheiten erinnert, da noch seine Landsleute auf dem amerikanischen Boden in Bekämpfung der Engländer thätig wären; sein Patriotismus vergißt auch nicht, das Asyl König Josephs, des Napoleoniden, zu beschreiben. Folgende Probe möge darthun, wie geistreich der Verfasser durchgängig zu schreiben versteht: „Wer hat nicht in den bedeutenden Städten Englands, sowie in den kleinsten Dörfern der Vereinigten Staaten jene ruhigen und schweigsamen Menschen gesehen, die kurze Hosen und graue Strümpfe tragen, an ihrem einfachen Rocke keine Metallknöpfe haben, und auf dem Kopfe einen breitkrämpigen grauen Filzhut? wer nicht die Frauen mit den engen, häßlichen, nußfarbigen Röcken, einem ähnlichen Hute und hohen Taillen, wie sie vor zwanzig Jahren Mode waren? Wenn man eine solche Person, mit jenen Physiognomien und den Manieren, die

einer andern Zeit angehören, mitten in einer neuen und lebendigen Bevölkerung antrifft, so erkennt man in ihr schon von weitem den Quäker, ohne daß man deßhalb gerade im Stande wäre, auf den ersten Blick angeben zu können, was ihn von andern Menschen unterscheidet. Warum erkennt man schon von hinten den Indianer an seinem stolzen Gange, auch wenn er europäische Kleider trägt? Weil in den Menschen noch Etwas von jenem ursprünglichen Instinkte übrig blieb, der selbst im hochcivilisirten Europa nicht ganz erlosch, namentlich nicht bei den Individuen, welche leicht Eindrücke in sich aufnehmen. Weßhalb sagten Indianer, die zum ersten Male ihre Blicke auf meine von der Sonne gebrannte Stirn und meine Kreolenkleider warfen: Diese Weißhaut ist von der andern Seite des großen Sees her? Woran konnten sie wissen, daß ich nicht etwa in Louisiana geboren war? — Jedermann hat in seinem Gange, in seinem Wesen ein gewisses Etwas, das eine Folge seines Klimas und Vaterlandes ist, und die Gesichtszüge der meisten Individuen werden durch die Eindrücke ihrer Seele modificirt. Und diese innern Empfindungen stammen aus einer seine Seele beherrschenden Idee, seiner Religion ab. Der Katholik (von dem man freilich nur selten einen vollendeten Typus findet) zeigt schon durch seinen heitern Blick, seine ruhige Physiognomie, den ernsten Glauben an doppelte Principien, welche das Aeußere regeln und alle seine Handlungen, die individuellen Beziehungen sowohl, als die gesellschaftlichen; der Lutheraner, der Kalvinist ist ernsthaft, er denkt nach, wägt ab, streitet, und steht nie still in seinen Ideen; und wie sollte er auch, da er sein Gesetz erklären kann wie es ihm gut dünkt, dazu kommen? Der Methodist, der gern Proselyten macht, macht viel Worte, spricht überall, ist unstät und beweglich; der Jude trägt allenthalben von dem Zelte der Wüste, vom kleinsten Dorfe Deutschlands an bis zu den Vereinigten Staaten, ein abstoßendes Gepräge; der Indianer glaubt überall Stimmen von oben herab zu hören, zittert beim mindesten Geräusch, sucht aus dem Monde zu lesen und läßt sich von Traumgebilden niederschlagen; der Quäker endlich, dem zum Katholiken nur die Offenbarung fehlt, ist sententiös, weil er nach Formeln handelt, und traurig, weil die Welt, in welcher er irrt, ihm gottlos und verdorben erscheint. — Man muß gestehen, daß heut zu Tage die befremdliche Kleidung dieser Letztern vielen Leuten anstößig ist; man kann beim besten Willen das Lachen nicht lassen, wenn man zum ersten Male einen schweigsamen Quäker mit seiner stillen Ehehälfte einherschreiten sieht. Die Gleichförmigkeit der Kleidung bei Allen führt übrigens Manchen irre, der gern wissen möchte, ob sein Reisegefährte ein in tiefes Sinnen versenkter Gelehrter, oder ein ehrlicher Ackersmann ist, der an gar nichts denkt; denn der Eine spricht so wenig als der Andere. In gesellschaftlicher Hinsicht jedoch mag der Einfluß dieser in den großen Städten zerstreuten Leute sehr heilsam wirken, und ich glaube, daß sie den zahlreichen Uebeln und Lastern, welche leider nicht selten sind, heilsam entgegentreten. Mitten in diesem ehrgeizigen Treiben, diesem Drängen der Intriguen, bewahren sie ihren ruhigen klaren Blick; sie sind fest, wie ein Felseneiland im Weltmeere. Alle ihre Institutionen sind wesentlich philanthropisch, und sie haben, gleich den ersten Christen, in Amerika den Anfang mit Abschaffung der Sklaverei gemacht. Sie sind meist reich, weil sie nichts verschwenden, kaufen häufig in den südlichen Staaten Sklaven los, und führen dieselben als freie Diener in die Staaten hinüber, wo die Sklaverei aufgehoben ist."

Und folgende kleine Reisebilder: „Im Dorfe Brother-Town, oder Brüderstadt, ist eine Kirche für die Wilden, und eine Schule, die von einem indianischen Schulmeister gehalten wird. Dieser Herr Professor hatte einen blauen, wunderlich zugeschnittenen Talar, seine Beine waren nackt, das vorne geschorne Haupt war von einem grauen Filzhute mit breiten Krämpen bedeckt, auf demselben wallte eine große Adlerfeder, und die langen Haare hingen wirr auf die Schultern herab. Die Schüler hatten sich rings im Kreise um den School-Master herumgekauert, und schienen große Ehrfurcht vor der unerschütterlichen Ruhe desselben zu hegen. Wir hörten sie jede englische Silbe, die er ihnen vorsagte, mit dem ihnen eigenthümlichen Gutturalaccente wiederholen." Aus der Schilderung Quebels: „Ich befand mich also auf der Esplanade, meinen Träumereien nachhängend und in Bewunderung verloren. Um mich her, der ich selbst noch nicht lange die Universität verlassen hatte, waren Studenten, die aus dem Hörsaale kamen. Sie waren wunderlich gekleidet, und trugen ungeheure große schwarze Strohhüte, große Mäntel mit rothen Vorstößen, einen indianischen Gürtel von buntfarbiger Wolle und große mit Lederriemen zugebundene Schneestiefel. Die lustige Gruppe spielte und rauchte; es waren junge Leute, einfach und fröhlich, die nichts kannten, als ihre Gebirge und ihren großen Fluß, Leute, für die Europa mit seinen volkreichen Städten ein Traum war, wie für uns jene amerikanischen Länder, von denen wir in unsern Gymnasien leider so wenig lernen." — „Die Staatszeitungen, in außerordentlich großem Formate, kommen in Washington heraus, und die Art, wie sie ausgetheilt werden, gehört zu den amerikanischen Improvements. Die Knaben, welche die Zeitungen austheilen, sind zu Pferde und haben jeder eine Nummer an ihrer Ledertasche. Sobald sie aus dem Büreau kommen, sprengen

sie in Galopp davon, durch die ganze Stadt, ohne anzuhalten; die Pferde sind so abgerichtet, daß der Reiter an den Straßenecken z. B. gar nicht einmal zu lenken braucht, er greift in seine Tasche, zieht eine noch nasse Zeitung heraus, wickelt sie zusammen und schleudert sie durch ein offenes Fenster oder die Thür in's Haus der Abonnenten." — „Plötzlich rauschte der Donner; von Berg zu Berg sahen wir's wie eine feurige Kugel fliegen, welcher ein tausendfältig wiederholtes Rollen folgte, düster und dumpf in den ausgehöhlten Seiten der waldbewachsenen Berge, hart, furchtbar hart und knatternd auf dem glatten, marmornen Felsen. Der Regen fiel in Strömen, die Pferde, unfähig, die Last des zu stark beladenen Wagens zurückzuhalten, jagten, von dem Sturm und dem Leuchten der Blitze erschreckt, mit furchtbarer Schnelligkeit dahin, und der Lärm der Räder erschien, wenn der Sturm einen Augenblick schwieg, wie ein Echo des Donners. So bedrohet von allen Seiten und von tausend Wasserfällen umgeben, welche die ausgespülten Gipfel des Gebirges auf uns herabgossen, flogen wir wie ein Pfeil zu dem Fuße der großen Kette der Apalachen hinab. Dort brausten die Wogen der Juniata und schäumten in ihren engen Ufern, während sie die Stämme der Weiden fortführten, welche der Sturm losgerissen hatte, und wie dürres Laub dahin wehete. Hinter uns her kamen im Galopp ungeheure Wagen, welche von acht Pferden jener kräftigen, stolzen Race gezogen wurden, die Géricault einst entzückte. Das weiße Laken, welches sie bedeckte, erschien auf den Tannen, die ihre langen Zweige bewegten, wie eine Fahne, und schwarze Fuhrleute, welche sich vorn übergebogen hatten, um die erschrockenen Pferde aufzuhalten, schrien aus voller Kehle. Von allen Seiten kamen schweigend die Auswanderer jedes Alters, welche sich von den Gebirgen Schottlands eingeschifft hatten, um die Wälder der neuen Welt zu verwüsten; sie waren in rothe Mäntel gehüllt, welche der Wind heftig peitschte, und die Frauen folgten ihnen vorsichtig über die schlüpfrigen Kiesel, während ein Kind ruhig an ihrem Busen schlief. Wie sonderbar war dieser Schlummer eines unschuldigen Geschöpfes, mitten in dem Wüthen eines amerikanischen Sturmes, zwei tausend Meilen vom väterlichen Dache entfernt!"

Dagegen ist nichts übertriebener und romanhafter aufgeputzt, als die Ermordungsgeschichte eines tyrannischen Pflanzers, dem seine Neger in's Wasser warfen, und einige poetische Skizzen von Wilden in Coopers Manier. Auch scheint die sentimentale Klage über die Gemüthlosigkeit der Nordamerikaner und über die Verluste, welche daraus dem schönen Geschlecht entspringen, übel angebracht, denn überall entsprechen sich die Bedürfnisse beider Geschlechter, und ein derber Kentukier ist mit all seiner Rohheit einer hübschen Farmerstochter in den Wäldern von Ohio oder Missoury sicher lieber als ein romantischer Dichter aus Paris.

10) Darstellung der bürgerlichen Verhältnisse in den Freistaaten von Nordamerika, nebst einer merkwürdigen Reise dahin, von Page, Weißgerber in Dresden. Weißenfels, Süß. S. 110.

Diese Reisebeschreibung ist hauptsächlich wegen der genauen Schilderung aller der Betrügereien interessant, denen der Verfasser unterwegs ausgesezt war, und die andern Reisenden zur Warnung dienen können. Auf dem Schiff, dem Herrn Joh. Nik. Kampmeyer in Hamburg gehörig, und geführt vom Kap. Harms, bezahlte Herr Page den ersten Platz in der Kajüte, bekam aber troz einer Mehrzahlung von 30 Dollars (also beinahe 1 Dollar für jeden Tag) eben so schlechte Kost, als die Passagiere im Mitteldeck, weil er das Essen nicht gleich mit ausbedungen hatte. Das Schiff strandete an der französischen Küste und Page bekam auf Rechnung des Schiffseigenthümers 30 Franken zur Rückreise, mußte dieselbe aber dem Herrn Kampmeyer wiedererstatten, und erhielt von den 400 Dollars, die er gleich Anfangs für die Ueberfahrt bezahlt, nicht einen Heller, wie er weitläufig berichtet; ja er fand später in New-York, als er einen von demselben Herrn K. ausgestellten Wechsel versilbern wollte, daß ihm in diesem Wechsel ein anderer Vorname gegeben worden war, und mit genauer Noth erhielt er sein Geld. Da er nun in Hamburg so geprellt wurde, warf sich Page einem Amerikaner in die Arme und schiffte sich auf dem Schiff desselben ein. Hier kam er aber beinahe aus dem Regen in die Traufe, denn aller frühern Versprechungen ungeachtet gab Kap. Hillard den Passagieren verdorbenes Fleisch ꝛc. zu essen. Nach solchen Unannehmlichkeiten kam der Verfasser endlich nach Amerika, fand aber auch dort nicht, was er suchte. Die Rathschläge, die er andern Auswanderern ertheilt, sind aus dem Leben gegriffen. Er bezeichnet die für die Auswanderung günstigsten Jahrszeiten und Lokalitäten, die Irrwege und die rechten Wege, das, was der Auswanderer zu erwarten hat. Auch er warnt alle Nicht-Ackerbauer, sich nicht falschen Hoffnungen hinzugeben, da die Konkurrenz in fast allen Gewerben ungeheuer sey. „Die besonders in Süd-Deutschland manchmal erscheinenden Emissarien sind entweder selbst nur einseitig unterrichtet, oder ihr Interesse ist von jenem, den sie zur Auswanderung einladen, verschieden. Oppositionen sind das Lieblingsspiel der Amerikaner, nur in der Machination gegen Andere gefallen sie sich

am besten. Zum Beispiel, wie weit sie fähig sind, es zu treiben, darf ich wohl folgende Geschichte, deren Wahrheit von vielen lebenden Zeugen bestätigt werden kann, erzählen. Zwei Unternehmer von Fuhrgelegenheiten von New-York nach Boston bedienten ihre Passagiere immer wechselsweise billiger, bis einer derselben ganz umsonst fuhr; noch war es nicht geendigt, denn der lezte that es nicht nur umsonst, sondern gab auf der Reise seinen Passagieren auch zu essen. Ein anderes Beispiel, von dem ich selbst Zeuge war: Zwei Eigener von Dampfbooten von New-York nach Elizabethtown und zurück hatten für hin und her, eine Entfernung von 15 Meilen, 4 Schilling à Person; da sezte Einer um den Andern den Preis niedriger, so daß Einer zulezt für einen Schilling fuhr und auch die Reisenden von Elizabethtown, 2 Meilen, bis an das Ufer zu Lande umsonst abholte."

Auch Herr Page fand die Gemeinheit der Nord-Amerikaner auffallend, wie folgendes Beispiel darthun mag: „Der Fleischer Silber aus Berlin und Bürger in New-York gerieth in Wortwechsel mit seinem Nachbar, der ihn in der Hize des Streits auf die Schulter schlug; Silber war der Stärkere, aber er entgegnete nichts, als: er wolle gegen diese Handlung vor dem Gesetze klagen, und rief die Anwesenden zu Zeugen derselben an. Der Nachbar war unterrichtet, daß sein mittelmäßiges Vermögen dadurch um 400 Dollars gekürzt werden konnte, und ließ einen Vergleich anbieten. Das Gesetz erlaubt den Bürgern, ihre Differenzen ohne Einmischung des Richters rechtskräftig auszugleichen. Von jeder Partei werden zwei unparteiische Männer vorgeschlagen, um unter dem Beisiz zwölf anderer Nachbarn den Vergleich möglich zu machen. Auf diese Weise war in wenig Stunden die Sache ausgeglichen; Silber erhielt 100 Dollars und begab sich aller fernern Ansprüche. Obgleich diese Einrichtung so leicht zum Frieden führt, können doch die besten Gesetze nicht verhindern, daß das Schneeflöckchen Streitlust oft genug unter den Händen der Advokaten zur Lawine wird, die endlich die Habe der Parteien in die bodenlose Tiefe ihrer Geldbeutel stürzt."

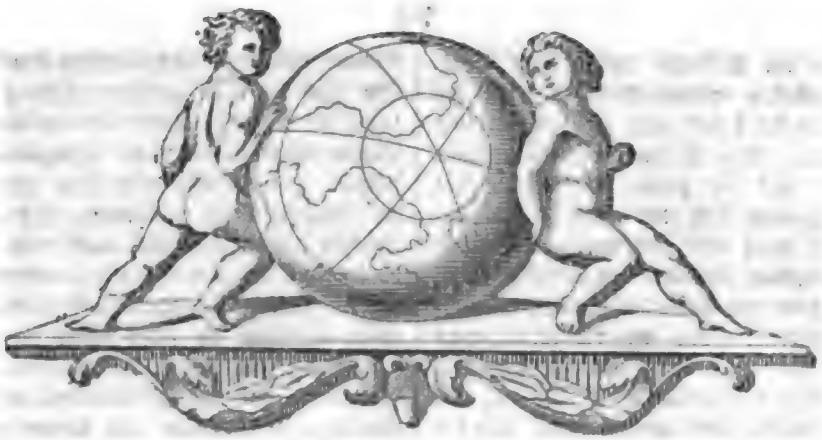
11) Amerika und die Auswanderung dahin. Zum Bedenken des Bedenklichen für Amerikaner und Deutsche. In Briefen von einem Weimaraner. Leipzig, Steinacker, 1834. S. 93.

Diese Schrift sucht die Auswanderungslustigen zu warnen und wo möglich abzuhalten. Sie legt den geschärftesten Accent auf die Geistesbildung und gemüthliche Geselligkeit Deutschlands, welche unschäzbare Güter durch die bürgerliche Freiheit in Nord-Amerika keineswegs ersezt würden. Sie wagt nicht, von der verlornen deutschen Nationalität zu sprechen, weil sie mit einer solchen Aeußerung in Deutschland selbst nur ausgelacht werden würde; aber sie spricht von dem Verluste der Güter, die von unserer Nationalität unzertrennlich sind. Die Schrift hat vollkommen Recht, wenn sie die geistige Rohheit, die Herzensverhärtung und gesellige Verwilderung in Nordamerika verdammt und die auf Religion und Menschenliebe gegründete echte Civilisation der Deutschen bei weitem jenem transatlantischen Materialismus vorzieht; aber wem predigt diese Schrift? Niemanden fällt es ein, nach Nordamerika auszuwandern, außer wer gegen das eigene Vaterland Groll im Herzen trägt. Wird aber der Grollende sich durch die schönen Worte des Verfassers befriedigen lassen? Was hilft es dem Bauer, der wegen Armuth auswandert, von der reichen Geistesbildung der deutschen Gelehrten zu sprechen? Was hilft es dem Malkontenten, der wegen politischer Meinungen auswandert, von der deutschen Humanität zu sprechen? Was hilft es endlich dem Separatisten, der wegen Sektirerei auswandert, von der hohen Religiosität Deutschlands zu sprechen? Sie werden alle antworten, sie seyen, wenn auch in einem reichen Hause, nur die Stiefkinder gewesen und zogen es vor, ihr Glück in der Weite zu suchen.

12) Gosselmanns Reise zwischen Süd- und Nord-Amerika. Ein Skizzenbuch auf der See. Aus dem Schwedischen übersezt von Karl Lappe. Rostock, Oeberg, 1834.

Die früher schon in diesen Blättern ehrenvoll erwähnte Reise nach Kolumbien von demselben Verfasser war eine einfache und sehr interessante Reiseschilderung. Das vorliegende Buch strebt schon nach romantischen Effekten in der Manier Washington Irvings und Coopers, daher es nicht den wissenschaftlichen Werth anzusprechen hat, wie das frühere. Es sind größtentheils Seebilder; ein Tag an Bord, — Ausschiffung, — eine Kauffahrtei-Passage, eine Hänselung (die Erscheinung Neptuns, ein Matrosenspaß, der auf jedem Schiff, das die Linie passirt, üblich ist) — ein Sturm — ein Kauffahrtei-Kapitän, — eine Preiung, — ein Kaper, — eine Jagd (zur See) — eine Affaire (ebenfalls zur See) — ein Lootsenboot. Kaum daß „eine Promenade aus Jamaika" mit diesen Seebildern abwechselt. Solche Seebilder sind aber eben nicht mehr neu.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 18. Mittwoch, 18. Februar 1835.

Schriften über Amerika.

13) Meriko in den ereignißvollen Jahren 1832 und 1833 und die Reise hin und zurück, aus vertraulichen Briefen mit einem Anhang über die neuesten Ereigniſſe daſelbſt nebſt merkantiliſchen und ſtatiſtiſchen Notizen von C. C. Becher, damal. Subdirektor der rheiniſch-weſtindiſchen Compagnie. Mit einer Karte und lithographirten Anſicht. Hamburg, in Commiſſion bei Perthes und Beſſer, 1834.

Der Verfaſſer verließ Bordeaux im Spätherbſt 1831, machte auf dem bequemen Paketboot eine ſehr angenehme Reiſe, landete unterwegs nur einmal und nur auf zwei Stunden in Haiti, der ſchwarzen Republik (was er ſehr artig beſchreibt), und kam noch im December an die Küſte Meriko's: „So eben ruft man Land! und wir erblicken hoch in den Wolken den Pic des Orizaba! — Du begreifſt, daß man eine 16,000 Fuß über die Meeresfläche emporragende Bergſpitze aus ſehr weiter Ferne ſehen kann, und wir würden ſie daher auch ſchon früher erſpäht haben, wenn der Horizont heute Morgen nicht etwas bewölkt geweſen wäre; jezt, am hohen Mittage, ſehen wir aber dieſen majeſtätiſchen Berg, deſſen Kuppel mit ewigem Schnee bedeckt iſt, in vollem Glanze. Dieſe im Sonnenſchein glimmernde Schneemaſſe, einer in die hohen Lüfte hingezauberten Pyramide nicht unähnlich, iſt doch unter einem ſo brennenden Himmelsſtrich in der That ein wunderbar und erhaben ſchöner Anblick!“ In Vera-Cruz fand Herr Becher den berühmten General Santa Anna, von dem er ſchreibt: „Der General iſt ein ſchlank gewachſener ſchöner Mann von etwa 34 Jahren und von freundlichen, angenehmen Geſichtszügen. Ich ward ihm vorgeſtellt, und unterhielt mich mit ihm ziemlich lange über die neueſten, ihn, wie es ſchien, am meiſten intereſſirenden, politiſchen Vorfälle in Europa, — die belgiſche und polniſche Revolution nämlich, wobei er nicht ermangelte, Preußen über die bei der leztern beobachteten Neutralität zu bekomplimentiren. — Santa Anna's Manieren und ganzes Weſen haben etwas Mildes und Einnehmendes und bilden einen ſchneidenden Kontraſt mit denen des aufbrauſenden Oberſten Landero, der, wie oben erwähnt, an der Spitze der Revolution ſteht, und bei der Audienz zugegen war. Santa Anna erbot ſich, mir eine Escorte von einigen Dragonern bis Puente nacional mitzugeben, was ich in der gegenwärtigen Lage des Landes, wie Du denken kannſt, ſehr dankbar annahm.“

Digitized by Google

Uebrigens wurde der Reisende durch diese Revolution nicht im Mindesten inkommodirt, ja selbst die Eingebornen verhielten sich dabei ganz gleichgültig, und nur der Handel stockte. Man ist die Soldatenaufstände dort schon gewohnt, und die große Ausdehnung des Landes, so wie die geringe Zahl der eigentlich handelnden Truppen nimmt ihnen sehr viel von dem Schrecklichen, was die europäischen Revolutionen auszeichnet.

Gelegentlich schildert der Verfasser mexikanische, oft ziemlich sonderbare Sitten: „Ein sonderbarer Gebrauch ist die Stellung der Stühle in den Empfangs- und Gesellschaftszimmern. Sie stehen alle an der Wand, die Stuhl an Stuhl besetzt ist, und werden nicht, wie bei uns, herangezogen, um die Unterhaltung vertraulicher zu machen, sondern ein Jeder setzt sich dahin, wo der Stuhl steht, mithin an die Wand, wodurch denn die Sprecher oft sehr weit auseinander kommen, und die Konversation schwerfällig gemacht wird.“ Doch rühmt er, daß die europäischen Moden und Komforts sehr rasche Fortschritte in Mexiko machen. Von Vera-Cruz über Jalapa nach Mexiko eilend, fand der Verfasser besonders den schnellen Wechsel des Klimas auffallend. Mexiko steigt bekanntlich von der Küste in großen Terrassen aufwärts, und die Hochebenen im Binnenlande haben ein kühles europäisches Klima mit der ihm entsprechenden Vegetation, Kleidung ꝛc., während die Küsten glühende Tropenländer sind. Die Gegenden werden oft sehr schön geschildert. „Auf ungefähr halbem Wege von Puebla nach San Martin ist ein Punkt, vielleicht der einzige im ganzen Lande, auf welchem man die drei berühmten Vulkane Mexiko's mit ihren ewigen Schneekuppeln, den Orizaba, den Iztaccihuatl und den Popocatepetl, am Horizont zugleich sieht, was, wie Du denken kannst, einen eigenthümlichen, ja erhabenen Anblick gewährt: man verliert sie jedoch bald wieder aus dem Gesichte und behält späterhin, auf der Hochebene von Mexiko, nur noch die beiden leztern im Auge.“

Von der Hauptstadt heißt es: „Da Mexiko 160 bis 180,000 Einwohner zählt und dabei keineswegs übervölkert erscheint, indem in den vorhandenen Gebäuden wohl Raum für mehr als 200,000 zu finden wäre, so begreift man, daß es einen großen Flächenraum einnimmt. Die Straßen sind breit, in geraden Linien gezogen und mitunter sehr lang, denn einige derselben durchschneiden die ganze Stadt. Am Ende einer jeden Straße sieht man übrigens hohe Berge, die, wie bereits gesagt, die ganze Ebene ringsum einschließen, und, wegen der hier so sehr dünnen Atmosphäre, dem Auge weit näher erscheinen, als sie wirklich sind. Die Luft ist hier so hell und rein, daß man, in bedeutender Entfernung, auf sehr hohen Bergen die einzelnen Baumstämme mit dem nackten Auge deutlich erkennen kann.“ Die noch in nicht geringer Zahl übrigen Ureinwohner zogen die Aufmerksamkeit des menschenfreundlichen Herrn Becher besonders auf sich. Folgendes Bild ist sprechend genug: „Die Höhle war zwar ziemlich geräumig und der Eingang groß und offen, aber es waren auch nicht weniger als 15 Familien, aus mehr als 50 Individuen, vom Greis bis zum Säugling, bestehend, darin gelagert, alle im Stande der Natur und beschäftigt, den Bedürfnissen derselben in jeder Weise zu genügen. Hier und da brannte ein Feuer, an welchem einige der rohesten Nahrungsmittel bereitet wurden, auf welche die rundum liegenden Erwachsenen und Kinder mit gierigem Heißhunger zu warten schienen. Man konnte deutlich bemerken, daß hier zwar ein Zusammenwohnen vieler Menschen, aber keine Gemeinschaft der Güter stattfand. — Außer den kärglichsten Nahrungsmitteln und einigen Fischernetzen war freilich auch nichts vorhanden, was eine Gütergemeinschaft hätte bilden können, denn fast Alle gingen ganz nackt und hatten auch nicht die mindeste Bekleidung um und an sich, was bei der schmutzkupferfarbigen Hautfarbe für ein europäisches Auge kein sehr appetitlicher Anblick war. Alle schienen jedoch, obgleich auf der untersten Stufe der menschlichen Bildung, fröhlich und guter Dinge zu seyn. — Meine Erscheinung in der Höhle brachte die ganze Masse in Bewegung; Alle drängten auf mich ein, sich etwas zu erbetteln; ich gab, was ich bei mir hatte, es reichte aber nicht aus und ich hatte viele Mühe, mir die schmutzigen Gestalten vom Leibe zu halten und meinen Rückzug zu bewerkstelligen. — An diesem Tage nun strömt Alles nach den Kirchen, die Menge des Volks in denselben ist ungemein groß, und es macht einen sehr seltsamen Eindruck, die Masse von halbnackten Indianern, Léperos u. s. w., gleichzeitig neben den reich gekleideten Herren und Damen, in dem Tempel auf den Knien liegen zu sehen. — In einem andern Dorfe sahen wir einen guten, alten Indianer, mit einer kleinen Geige, etwa einem Dutzend Kinder im Freien Unterricht im Tanzen geben, wobei es sehr monoton herging. Der Tanz bestand aus einem kurzen, trippelnden Hüpfen, und schien bloß auf kirchliche Prozessionen berechnet zu seyn.“

Den ersten Ausflug von Mexiko unternahm Herr Becher nach dem von einem Deutschen (v. Gerolbt) entdeckten Eisenwerk Sitio. (Vorher hatte Mexiko des Eisens entbehrt.) Der Weg führte durch die anmuthigsten Wälder und Blumen. Folgendes Bild mag die Großartigkeit und Eigenthümlichkeit des Waldlebens in Mexiko charakterisiren: „Ein anderer Spaziergang führte mich heute an einer Naturscene vorüber, die ich früher noch nirgends gesehen habe, nämlich an einen „Spinnen-

Staaten-Bund" von ungeheurer Größe! Das Gewebe dehnte sich zwischen zwei Bäumen aus, und nahm einen Raum von wenigstens 15 Quadratfuß ein! In demselben hausten aber mehr als 12 verschiedene Spinnenrepubliken, die alle abgesondert ihr Wesen für sich zu treiben schienen und ihre Grenzen gegen einander so scharf bewachten, daß es oft zu heftigen Gefechten zwischen ihnen kam! Und doch muß das Ganze ein gemeinschaftliches Werk gewesen seyn, denn die Bäume standen weit auseinander und das Netz war dennoch zusammenhängend! Die Abtheilungen in dem großen Gewebe waren von ungleicher Größe, und die Gattungen der Spinnen eben so sehr von einander verschieden."

Nicht weniger charakteristisch sind die Sitten und Gebräuche Meriko's. Trotz der furchtbaren Strenge der Inquisition ist es nämlich den Spaniern nicht gelungen, den Götzendienst ganz auszurotten, und Becher sah mit eignen Augen Folgendes: „Ich war gestern in St. Angel, einem kleinen Städtchen unweit hier, wo ein großes Kirchenfest gefeiert ward, dem ich mit einigen Freunden beiwohnte. Die Prozession war die größte, die ich hier im Lande gesehen habe, aber zwischen jedem Heiligen, der, umgeben von katholischen Geistlichen, getragen wird (und es waren deren in der That nicht wenige), kam stets eine Gruppe Indianer, die, mit pferdeartigen Götzenbildern auf dem Kopf, einen heidnischen Tanz, mit fast unglaublicher Muskelkraft in den Beinen, aufführten, und, mit nach der Erde gerichtetem Murmeln und dem Durchschneiden der Luft mit langen Messern, dem Vizlipuzli die alten Opfer und Beschwörungen darbrachten. Die Prozession hielt jedesmal stille, bis diese heidnischen Priester mit ihren Ceremonien fertig waren, und doch stand der ganze Zug unter der Leitung römisch-katholischer Geistlichen und ging von einem christlichen Tempel aus und kehrte dahin zurück!! Wahrlich, ich konnte kaum meinen Augen trauen, und weit weniger wunderte mich der mir verbürgte Umstand, daß die Indianer noch immer alljährliche nächtliche Zusammenkünfte haben, wo sie, in seltsamer Vermummung, an Orten, die noch kein Europäer ausgeforscht hat, ihren alten Götzen opfern sollen; dort thun sie es aber unter sich, allein und verstohlen, und nicht, wie hier, unter der Aufsicht und Anleitung einer christlichen Geistlichkeit. — Das Fest in St. Angel ward übrigens mit großem Pomp gefeiert, und zeichnete sich besonders durch die Menge und Pracht seiner überaus künstlichen Feuerwerke aus, die bei der großen Hitze einer tropischen August-Sonne am hohen Mittag abgebrannt wurden, sich aber, was Dir fast unglaublich erscheinen wird, dennoch sehr gut ausnahmen. Ich hatte es auch nicht für möglich gehalten, daß die Wirkung eines Feuerwerks im Sonnenschein eine schöne seyn könnte, dennoch habe ich es so gefunden."

Nachdem der Verfasser noch den Distrikt des deutsch-amerikanischen Bergwerk-Vereins von Elberfeld besucht und den Einzug St. Anna's in Meriko gesehen hatte, kehrte er über New-York nach Europa zurück.

In den Beilagen schildert er sodann die politischen Ereignisse Meriko's, die wir bereits durch die Zeitungen kennen, nämlich Santa Anna's Aufstand in Vera-Cruz, sein Vordringen, seinen Sieg über Bustamente, seinen Einzug in Meriko und seine Präsidentschaft. Interessanter sind uns die folgenden merkantilischen und statistischen Notizen. „Bordeaux hat durch seine geregelte Paketfahrt einen Umfang in dem Handel mit Meriko erlangt, den es ohne dieselbe wohl mit Havre hätte theilen müssen. Die französische General-Postdirektion hat nämlich mit einer Gesellschaft von Schiffsrhedern in Bordeaux eine Uebereinkunft getroffen, nach welcher diese, gegen eine Vergütung von 10,000 Franken für die Hin- und Herreise, jeden ersten des Monats ein Schiff mit der Korrespondenz nach und von Meriko abzufertigen und dabei den einen Monat die Briefe nach der Insel Martinique, den andern nach Haiti (St. Domingo) mitzunehmen verpflichtet sind. — Die regelmäßige monatliche Abfahrt von Paketbooten, welche zugleich Kauffahrteischiffe sind, gibt Bordeaux's Verkehr mit Meriko eine Zuverlässigkeit, welche man anderwärts nicht findet, obgleich Havre in seinen Bemühungen, Theil an dem merikanischen Handel zu nehmen, nicht ganz zurückbleibt. — Frankreich und die Schweiz senden daher ihre für Meriko bestimmten Fabrikate vorzugsweise über Bordeaux, und selbst die preußischen Seidenfabriken am Rhein thun, bei dem jetzt freigegebenen Transit durch Frankreich, häufig ein Gleiches. Bordeaux hat überdies einen, diesem Hafen bekanntlich eigenthümlich angehörigen, nicht unbedeutenden und sich stets mehrenden Handel in Wein mit den merikanischen Häfen, und ist zugleich der Hauptmarkt für die wichtigste Waarenretour, welche Meriko zu machen hat, nämlich für Cochenille. Hiervon empfängt Bordeaux jährlich den Werth von circa 3 bis 4 Millionen Franken aus dem Hafen von Vera-Cruz, und findet seinen Hauptabsatz dafür theils nach St. Petersburg, theils nach der Levante. — Seit Spanien seine Colonien und mithin Kadix sein Monopol des Cochenille-Handels verloren hat, theilen sich hauptsächlich Bordeaux und London in diesen wichtigen Geschäftszweig. — Unter Frankreichs verschiedenen Ausfuhr-Artikeln (unter welchen Seiden-Waaren natürlich obenan stehen) verdient Papier noch einer besondern Erwähnung. Die unsern Bordeaux

gelegenen Papiermühlen lieferten Ende 1831 das 500 Bogen starke Ries des sogenannten Florete, als der geeignetsten Sorte, zu 6 Fr. 15 Cent., und mithin weit wohlfeiler, als es nach allen gemachten Versuchen Deutschland herzustellen möglich ist. In Genua, wo die für Mexiko passendste Qualität verfertigt wird, steht der Preis noch niedriger. Es ist zu beklagen, daß Deutschland dergestalt bei einem Geschäftszweige nicht konkurriren kann, welcher eine so große Rolle im Handel nach Mexiko spielt. Es werden daselbst jährlich nicht weniger als 500,000 Ries Papier eingeführt, oft mehr, und es wird außerdem noch Papier im Lande selbst fabricirt. Der Verbrauch dieses Artikels ist in Mexiko deßhalb so groß, weil alle Einwohner (selbst die Damen nicht ausgenommen) Papier-Cigarren rauchen, was natürlich einen täglichen Konsum von Millionen solcher Cigarren zur Folge hat." Es folgen dann noch weitere Andeutungen über minder bedeutende Handelszweige, über Münzen, Tarif, Bergwerke ꝛc. Daß der Kredit der leztern sehr gesunken ist, weiß Jeder; Herr Becher beweist aber, daß, besonders seit Herr Schmitz (abermals ein Deutscher) eine verbesserte Schmelzmethode des Silbers eingeführt habe, der Ertrag der Bergwerke wieder steige. — Den Auswanderern wird die Provinz Texas besonders empfohlen.

14) Reiseſcenen aus Amerika, herausgegeben von Dr. Adrian. Erſter Theil. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1835.

Auszüge aus englischen Reisewerken von Colton, Staunton St. Clair, Alexander, Paulding ꝛc., und zwar zuerst eine Schilderung der großen nordamerikanischen Seen, der daran wohnenden Indianer, der Fabrikstadt Lowell, der kanadischen Ansiedler; dann viele kleine Genrebilder und zulezt eine Reihe südamerikanischer Scenen. Es sind gar hübsche Sachen darunter, und die Idee, solche Bilder im Auszug mitzutheilen, ist zu loben, da die englischen Reisebeschreibungen theuer sind, verhältnißmäßig nicht häufig übersezt werden (ist doch sogar Moorcraft noch immer nicht übersezt!) oder wegen ihrer Weitschweifigkeit nicht immer ganz übersezt zu werden verdienen.

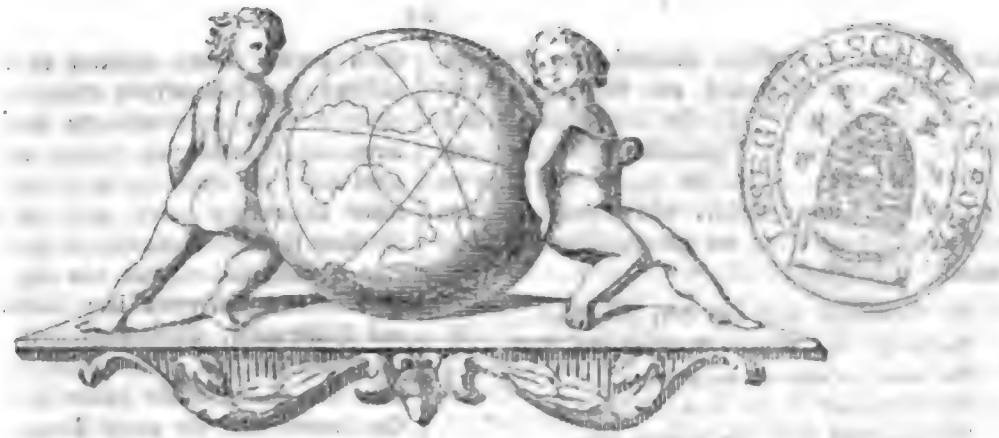
Auch hier finden wir, zu unsrer tiefen Beschämung, wieder der Deutschen Erwähnung: „Auch Deutsche leben in größer Anzahl zu Neu-Orleans. Die meisten sind in einem wahrhaft bedauernswerthen Zustande. Sie haben sich gewöhnlich mit einer kleinen Summe zu Bremen oder Hamburg eingeschifft, welche nicht einmal hinreicht, die Kosten der Ueberfahrt zu bestreiten. Sie werden als weiße Sklaven, oder, wie man sie hier nennt, Redemptioners, verkauft, sobald sie das Land betreten; da man sie zu derselben Art Arbeit wie die Neger braucht, finden sie auch nicht mehr Beachtung und Theilnahme als diese. Viele sind dem Trunke ergeben und werden, wenn sie nicht entlaufen, von ihren Herren fortgejagt. Die Nachtwächter, Lampenputzer, Gassenfeger und dergleichen sind in der Regel Deutsche."

Gefängnis-Literatur.

Die Gefängnisse und die Gefangenen. Ein Wort zur Beförderung der Humanität, von Wilhelm Sauerländer. Offenbach a. M., gedruckt in der Brede'schen Buchdruckerei. 1833. 16 S. gr. 8.

Seit vielen Jahren und schon seit der Zeit, da Howard's menschenfreundliche Stimme durch Europa sich vernehmen ließ, ist die Verbesserung des Gefängnißwesens besprochen worden. Immer lebhafter werden die Anforderungen, immer lauter ertönt das Verlangen einer Reform. In dem unter obigem Titel im Herbst 1833 erschienenen Schriftchen spricht sich ein, auch als Schriftsteller im politischen Fache bekannter, junger Theologe aus, wie es scheint, aus eigner Erfahrung redend, da er, so viel bekannt, einige Zeit der Haft der Untersuchungen ausgesezt war. Er beschäftigt sich mit der Untersuchung der Frage, wie ein Gefängniß eingerichtet seyn müsse und ein Gefangener zu behandeln sey, wenn den Anforderungen der Humanität entsprochen werden solle, und gedenkt dabei einiger der neuesten Erscheinungen, besonders des Schicksals des Dr. Neuhof von Frankfurt a. M., der in dem Gefängnisse in Wiesbaden starb. „Im Julius dieses Jahres wird dieser junge, kräftige Mann plözlich krank. Der Medicinalrath P... wurde gerufen, und er erklärt den Zustand des Gefangenen für Verstellung. Die Angehörigen des Unglücklichen, die indeß etwas von der Krankheit desselben erfahren hatten, reisten nach Wiesbaden, aber sie konnten die Erlaubniß nicht erhalten, zu dem Gefangenen eingelassen zu werden. Unverrichteter Sache müssen sie also wieder nach Hause kehren. Einige Tage darauf erhalten sie die Nachricht, die Krankheit habe sich verschlimmert. In aller Eile reisen sie nach Wiesbaden, als sie aber in das Gefängniß traten, fanden sie den Unglücklichen in bewußtlosem Zustand und mit dem Tode ringend. Die Krankheit Neuhof's war der Typhus, eine Folge der Kerkerluft."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 19. Freitag, 20. Februar 1835.

Schriften über Amerika.

13) Iver Bere's Beschreibung von Grönland, mit einer Karte und Vorrede von Arent Aschlund. Aus dem Dänischen. Kopenhagen, Schubothe, 1833. S. 16.

Iver Bere beschrieb Grönland im fünfzehnten Jahrhundert; sein kleiner Aufsatz enthält nur die Topographie der Kolonien aus Grönland und das Verzeichniß der grönländischen Bischöfe. Wichtiger ist der Anhang von Aschlund. Dieser nämlich hält es für möglich und sogar wahrscheinlich, daß noch Ueberreste der alten Bevölkerung Grönlands vorhanden seyen: „Dem sey nun, wie ihm wolle, so ist es in jedem Fall ein billiger Wunsch, eine genauere Untersuchung eben der bis jezt noch unbekannten Küstenstrecke des östlichen Grönlands veranlassen zu können, wo das Stift Garde gelegen haben soll, und ich bitte daher, besonders darauf Acht zu geben, daß nach allen alten Nachrichten der nächste Weg zwischen Island und dem bewohnten Theil der Ostküste, von Snefjeldnäs aus nur eine westliche Fahrt von zwei Tagen und zwei Nächten beträgt, und daß der milde und gute Sommer, der auf der Westküste Islands so oft eintrifft, es sehr wahrscheinlich macht, daß auf der Ostseite von Grönland sich wirklich eine norwegische Bevölkerung finde, zumal da wir wissen, daß der Ueberfall der Skrällinger sich nur über den bewohnten Theil der Westküste erstreckte, und man zwischen dort und der bewohnten Ostküste sechs Tage zu segeln hat. Auf allen Fall ist die Untersuchung dieser unbekannten Küste in der Nähe von Island ohne Zweifel in jeder Hinsicht von Wichtigkeit, und aus dem Umstande, daß diese Gegenden theilweise selbst mit Einzelheiten sich auf den alten holländischen Seekarten gezeichnet finden, dürfte man vielleicht schließen, daß einige der Fischerfahrzeuge, welche schaarenweise jährlich nach Island segeln, auch dort fischen und handeln. Da nun die isländischen Kaufleute im West- und Südlande jeden Sommer einen ganzen Monat hindurch für ihre Schiffe keine Fahrt haben und leicht den gelegenen Zeitpunkt wahrnehmen können, so darf ich hoffen, man werde eine solche Untersuchung nicht länger aufschieben, die in jeder Rücksicht anlockend ist, und vielleicht neue und wichtige Handelsverbindungen eröffnen würde, weil der Handel mit dieser Küste von Island aus sich ohne alle weitere Kosten treiben ließe." Der lezte Bischof von Grönland, Andreas, wurde 1406 ordinirt. „So ist die Verbindung mit Norwegen, ungeachtet des in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wüthenden sogenannten schwarzen Todes, ununterbrochen gerade bis zu der Zeit fortgesezt worden, da der lezte

Regent aus dem norwegischen Königsstamm, Olaf Hakonsen, König von Dänemark und Norwegen, 1387 starb, und die dänische Prinzessin Margaretha Beherrscherin der Reiche wurde. Seitdem wurde die Fahrt nach Grönland, wozu bisher die Könige sich allein berechtigt ansahen, vernachlässigt, und wenn man nun erwägt, was Lyschander von der norwegischen Sinnesart der damaligen Zeit sagt:

> Der Normänner viele voll Herz und Muth,
> Entsprossen aus Königs-Geschlecht und Blut,
> Die ließen es heimlich aussprengen:
> Der Weiberrock sey der Krone Schmach —
> Und trachteten selbst dem Throne nach,
> Die Dänen aus Allem zu drängen.

So scheint es mir natürlich, daß dieselbe Sinnesart die Grönländer bewog, die öffentliche Verbindung mit dem Mutterlande aufzuheben, um nicht an die dänische Fürstin Abgaben bezahlen zu müssen. So weiß man z. B., daß mehrere norwegische Schiffer, die auf Grönland fuhren, 1389 deßwegen auf dem Schlosse zu Bergen sich verantworten mußten, weßhalb man späterhin natürlicherweise die Fahrt noch mehr verheimlichte, und einige der Schiffer müssen sich wohl selbst genöthigt gesehen haben, aus dem Lande zu ziehen und sich anderswo niederzulassen, besonders später, nachdem die alten Glieder des Reichsrathes, welche heimlich jenen Verkehr begünstigt haben können, ausgestorben waren. — Noch zur Zeit des Königs Hans 1484 soll von Bergen aus ein bedeutender Handel nach Grönland getrieben worden seyn; denn im genannten Jahre sollen mehr als 40 norwegische Schiffer, welche von Grönland zurückkamen, von der hanseatischen Handels-Compagnie in Bergen zu einer Abendmahlzeit eingeladen und ermordet worden seyn. Der Grund dieser Ermordung muß wohl gewesen seyn, weil die Mitglieder der Compagnie sich von jenen Schiffern in ihrem Handel beeinträchtigt sahen."

Der Verfasser scheint aber zu vergessen, daß sich eine so ganz auf die Schifffahrt angewiesene grönländische Bevölkerung, wenn sie noch existirte, innerhalb dreier Jahrhunderte unmöglich hätte verstecken können. Inzwischen bleibt es allerdings immer wünschenswerth, weitere Entdeckungen im Osten Grönlands zu machen.

Geschichte.

Histoire universelle du XIX. siecle, par le Baron de Chapuys-Montlaville. Paris 1831. 1er Vol.

Der P. Bouhours warf vor ungefähr zweihundert Jahren die Frage auf: ob ein Deutscher je ein schöner Geist werden könne, natürlich in dem damaligen französischen, im Boileau'schen Sinne; und sehr richtig entschied er für die verneinende Antwort. Wie wär's, wenn ein Deutscher jezt fragte: ob die heutigen Franzosen außer der Geschichte ihres Landes, worin sie Treffliches aufzuweisen haben, auch eine Universal-Geschichte schreiben können? Antwort: Nein. Immer wird's nur eine tricolorgefärbte, nach den französischen Ideen über Civilisation, Völkerglück und Völkerwürde, Völkerehre und Völkerruhm, Charten-Freiheit u. s. w. zugeschnittene Geschichte seyn. Für die höhere und höchste Bedeutung der Weltgeschichte haben sie noch keinen Sinn. Sie kennen auch die ganze übrige Welt außer Frankreich entweder gar nicht, oder nur sehr wenig und oberflächlich.

Diese Bemerkungen haben sich Ref. bei Durchlesung des Chapuys-Montlaville'schen Werks aufgedrängt. Hören wir nur gleich den Anfang: „Das neunzehnte Jahrhundert ist das Zeitalter der gloire française, es glänzt durch jene glücklichen Tage, wo die Freiheit durch eine königliche Hand von ihrem Todesschlaf wieder erweckt und in Frankreich naturalisirt wurde. Diese ewig große und glorreiche Zeit, wo die Civilisation all ihre Kräfte entwickelte und sich, von Frankreich ausgehend, über Europa, Asien, die Küsten Afrika's und bis tief in den weiten Kontinent verbreitete, der an sich schon zwei Welten ausmacht und der seit dem Augenblick, wo er Spaniens Herrschaft entging, sich in das Buch der Nationen einschrieb; dies Jahrhundert, das seinen Lauf kaum zu einem Viertheil vollendet hat und doch schon so groß in der Geschichte ist, fand bisher noch keinen Schriftsteller, der genug von seinem Ruhm durchdrungen wäre, um alle seine Ansprüche auf den öffentlichen Dank in engem Raum zusammen zu drängen." Es ist nicht wohl möglich, in wenige Zeilen so viel Schiefes, Unwahres, Lächerliches und doch echt Französisches zusammen zu drängen!

Der Verfasser versichert mit großer Selbstzufriedenheit, daß er alle Schwierigkeiten seines Unternehmens kenne, aber auch Kraft in sich fühle, ihnen die Spitze zu bieten; er fürchtet sich daher nicht vor der ungeheuren Masse ungleichartiger Materialien, mit deren Wahl und Sichtung er sich schon fertig zu werden getraut: so trotzt er auch der Gefahr, urtheilend über gleichartige Ereignisse zu schreiben, ohne dabei vom Einfluß lebender Menschen und Parteien, von dem Haß und der Vorliebe des Tags ergriffen, geleitet und irregeführt zu werden; er fühlt sich stark und unabhängig genug, den dichten Schleier zu zerreißen, in den sie die Wahrheit einhüllen. Dabei sieht er mit vornehm bedauernder Miene auf die

herab, welche behaupten, gleichzeitige Geschichte könne von Zeitgenossen nicht gut geschrieben werden, sondern nur eine ruhige, chronikenartige Darstellung. Er will eine pittoreske Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts schreiben, eine Geschichte, die verdiene, bei den Nachkommen fortzuleben. Fakta zu kompiliren und in fließendem Styl zusammenschreiben, ist ihm ein „vulgaires" Verdienst. Folgende Parallele dürfte von Interesse seyn:

„Unsere Revolution ist keineswegs eine Reihe zufälliger Umstände. Ihre Ereignisse und Epochen stehen in inniger Beziehung unter einander: Eins entspringt nothwendig aus dem Andern. Zwischen den Menschen und den Begebenheiten fand vollständige Wechselwirkung statt. So war die Riesengestalt Bonaparte's, die das neunzehnte Jahrhundert beherrscht, durchaus kein Zufall, kein Faktum, das mit dem Vorhergegangenen außer Verbindung steht. Wäre er unter Ludwig XIV. geboren worden, so hätte er es gewiß nicht über den gewöhnlichen Offiziersrang gebracht. Da er aber unter Ludwig XV. zur Welt kam, als in allen Gemüthern schon eine vollständige Revolution vorging, lange bevor sie ein vollendetes Faktum wurde, so folgte er dem Impuls seiner Zeit und ihren Ideen. Sein unerhörtes Glück in der ersten Hälfte seines öffentlichen Lebens, erklärt sich leicht aus der Uebereinstimmung seiner wundervollen Fähigkeiten mit dem Wollen und Können seiner Zeit. Er blieb auch nur so lange kräftig und mächtig, als er mit dieser Zeit übereinstimmte, und er mußte fallen, als er ihr zuwider zu handeln wagte. Auf allen Seiten der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts steht Ein Gedanke mit großen Buchstaben geschrieben: nämlich der Kampf der Idee gegen die Macht, das Streben der Geister nach Freiwerdung und allgemeiner Emancipation, die Vertheidigung einiger Wenigen gegen die anstürmende Menge, die ihre eingebüßten Rechte wieder haben will. Die bürgerliche Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts ruht auf andern Grundlagen, als die in frühern Zeiten. Das ganze politische Gebäude des alten Europa fällt Stück vor Stück zusammen und weicht einer neuen Ordnung der Dinge, deren Hauptzweck die physische und moralische Verfassung der Massen ist. Allerdings ist diese Entwicklung des menschlichen Gedankens seit 1789 nicht ununterbrochen und regelmäßig fortgeschritten. Große Hindernisse fand sie im Widerstand und in der Leidenschaft der Regierung und der Opposition. Napoleon, der die Freiheit, welcher er doch Alles verdankte, in Frankreich und in den fremden Ländern mit Füßen trat, hat den menschlichen Geist einige Zeit zurückgehalten und seine Fortschritte zur Freiheit gehindert. Ihm war die neue, kühne Richtung der Idee zuwider, und Frankreich ließ sich einen Augenblick durch des Mannes Siege blenden und von dem 1789 vorgesetzten Ziel abbringen. Diese Verzögerung war jedoch nur augenblicklich, die Hindernisse wurden beseitigt, und der Gedanke des Jahrhunderts, den man unterdrückt wähnte, ging lebend, kräftig und stark aus dem Druck hervor und nähert sich kräftiger und glänzender denn je seinem großen Endzweck. Die Revolutionskriege waren Kriege über Grundsätze, und die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts ist in philosophischer Beziehung nur die Geschichte der Völkeraufrichtung und Völkerbefreiung. Die Geschichte zeigt uns eine frühere merkwürdige Zeit, die mit dem neunzehnten Jahrhundert eine auffallende Aehnlichkeit hat, ich meine die Reformation. Im sechzehnten Jahrhundert, wie in unsern Tagen, durchdringt ein großes Prinzip die Gemüther und rührt sie mächtig auf. Dort war es die religiöse Emancipation und Freiheit, hier die politische. Hier und dort dasselbe Bedürfniß nach Unabhängigkeit, derselbe Kampf, dieselbe Anstrengung. Zu Luthers Zeit führten der Luxus, die Pracht der Geistlichen, ihre Sittenverderbniß eine Menge Mißbräuche und Skandale, die Verachtung der Kirche herbei und stürzten sie in eine Revolution. Zu Mirabeau's Zeit war es ebenso. Die Fehler der Regierung, die Verschleuderung der Finanzen, die Verblendung der Hofleute, der unverständige Widerstand der Regierung gegen die neuen Bedürfnisse der Zeit stürzten den altgewordenen Thron der Bourbone. Aus dem dreißigjährigen Krieg, den der westphälische Friede beendigte, ging ein neues System für Deutschland, sowie die politische und religiöse Gleichheit der Katholiken und Protestanten hervor; aus unserem vierjährigen Kampf wird die Unabhängigkeit der Nationen, die schon auf so vielen Stellen siegreich ist, glänzend hervorgehen. Karl V. war wie Napoleon ein augenblickliches Hinderniß für die Freiheit und ihre Fortschritte. In den Ideen der Reformation und des neunzehnten Jahrhunderts ist nicht allein große innere Analogie, die Einen bereiteten auch die Andern vor. Die eroberte Religionsfreiheit entwickelte das Bedürfniß und bereitete den Sieg der politischen Freiheit vor. Die Revolution des neunzehnten Jahrhunderts hat wirklich im sechzehnten begonnen. Wenn der menschliche Geist einmal von einer großen Idee ergriffen ist, so wirft er sich mit ausgezeichnetem Erfolg auf Alles, was ihn fesselt. Als in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts unter Papst Leo X. die religiöse Befreiung Europa ergriff und heftig erschütterte, gelangte auch Wissenschaft, Literatur und Kunst auf eine bis dahin ungekannte Höhe. Rafael, Michel-Angelo, Machiavelli, Guicciardini, Joh. Lascaris, Aldus-Manutius, Sadolet und Sannazar machten sich durch ihre Werke unsterblich. Dieselbe Erscheinung zeigt sich im neunzehnten Jahrhundert. In der

Zeit unſeres politiſchen Kampfs, mitten im Wüthen des Kriegs und beim Einſturz der Reiche, wo eins über das andere fiel, erhoben ſich Künſtler und Gelehrte hohen Ruhms. Revolutionen ſind Epochen des Lebens und der Schöpfung. Nach den blutigen Kriegen in den lezten Zeiten der römiſchen Republik kam das Zeitalter Auguſts, der in der Literatur- und Kulturgeſchichte ſeines Landes eine ſo vorzügliche Stelle einnimmt; ebenſo kam das Zeitalter Ludwigs XIV. nach den Unruhen der Fronde. Das neunzehnte Jahrhundert war aber nicht nur die Zeit, wo die Freiheit, ſondern auch, wo die Wiſſenſchaften und Künſte wiederhergeſtellt wurden. Napoleon ſchuf eine neue Kriegskunſt: David, Girodet, Gros, Guerin erhoben die Malerei wieder; Fourcroy, Vauquelin, Davy, Berzelius, Malus, Biot, Arrago gaben der Chemie und Phyſik neues Leben; Lamarck, Home und Géoffroy St. Hilaire thaten daſſelbe für die anatomiſchen und naturhiſtoriſchen Wiſſenſchaften, und außer ſo vielen berühmten Namen glänzen noch Andere, die über allen Vergleich herrlich ſind: Madame Staël, Laplace, Cuvier, Humboldt, Byron, Roſſini und Chateaubriand.“

Wenn jene Vergleichung der franzöſiſchen Revolution mit der Reformation, die übrigens gar nicht neu iſt, doch Spuren von Geiſt zeigt, ſo beweiſt das Auskramen franzöſiſcher Herrlichkeiten in Literatur, Wiſſenſchaft und Kunſt den beſchränkten, einſeitigen Geiſt, der noch wenig weiß und nichts Großes und Weites umfaßt hat. Was ſoll man von einem Schriftſteller der Weltgeſchichte ſagen, der Frau von Staël und Roſſini zu den „über allen Vergleich Herrlichen“ ſezt?

Der Verfaſſer hätte in ſeine Einleitung alle zwölf Jahre bringen ſollen, die dem neunzehnten Jahrhundert vorausgingen, denn deſſen Geſchichte fängt nicht mit dem Jahr 1800, ſondern mit 1789 an. Wer die franzöſiſche Republik nicht kennt, wird das Kaiſerthum ſchwerlich begreifen. Robertſon gibt, ehe er von dem Leben Karls V. ſpricht, eine genaue und korrekte Darſtellung von der Lage Europa's in den vorhergehenden Jahren, und dieſe Skizze iſt vielleicht das Vortrefflichſte an dem meiſterhaften Werk.

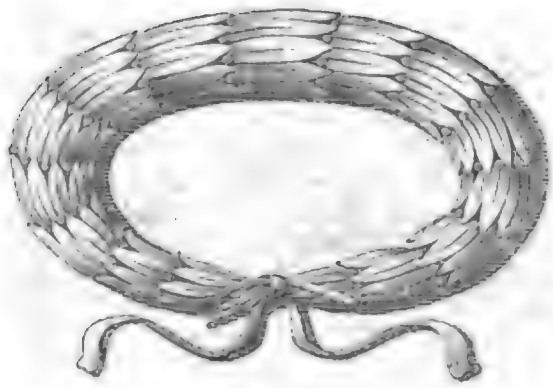
Mr.

Vermiſchte Schriften.

Die lezten zwanzig Jahre am Rhein. Von Zeiler, Frankfurt a. M., Schäfer, 1835.

Das Bedürfniß, ſeine Anſichten und Erfahrungen mitzutheilen, ſteht beim Deutſchen mit der edeln Zurückhaltung, die das nur perſönlich Intereſſante, für die Geſellſchaft aber Unintereſſante zu unterdrücken befiehlt, in keinem Gleichgewichte. Dies iſt eine Folge der durch die vielen Trennungen in unſerm Vaterlande bedingten Kleinſtädterei. Beim Mangel einer großen Hauptſtadt, eines geiſtigen Centralpunkts hält ſich nothwendig Jeder in ſeinem kleinen Kreiſe für intereſſanter und wichtiger als er iſt, und der Pfarrer des kleinſten Dörfchens gibt dem erſten Geiſt der vornehmſten Stadt an Selbſtgefühl in dieſer Hinſicht nichts nach. Daher denn in unſerer Literatur die unzählige Menge von Werken, in denen uns die kleinen Orakel aus allen Winkeln unſeres großen Vaterlandes ihre ſpeziellen Anſichten von der Moral, von der Religion, von der Literatur und hin und wieder auch von der Politik mittheilen. Man kann froh ſeyn, wenn ſie dieſen gewöhnlich nichts weniger als originellen, ſondern ganz ordinären Anſichten noch durch einen landſchaftlichen Hintergrund (wie dies beim vorliegenden Werkchen der Fall iſt) eine Lokalfarbe verleihen. Ueberdies entdeckt man an der Sentimentalität oder affektirten Wiſſenſchaftlichkeit des Styls allemal ſogleich, welcher Generation der Verfaſſer angehört, wann und wo und was er ſtudirt hat, ob er eine gute Anſtellung hat oder nicht, ob er unter dem Pantoffel ſeiner Frau ſteht, oder nicht. Obgleich dieſe Menſchen durchaus nur Repräſentanten von ganzen Gattungen, von ganzen Generationen von Univerſitäts-Zeitgenoſſen und Anhängern dieſes oder jenen Meiſters ſind, ſo wollen ſie dies doch niemals zugeben, ſondern halten ſich, jeder für ſich, für hohe, ſeltene, ideale Menſchen. Zu dieſem epidemiſchen Irrthum trägt übrigens auch die bei uns vorherrſchende Erziehung bei. Man arbeitet nur darauf hin, das Individuum aus der Maſſe hervorzuheben, keineswegs es für die Geſellſchaft zu bilden. Wir haben eine Erziehung des Menſchen, aber nicht der Menſchen, des Individuums, aber nicht der Geſellſchaft. Man trachtet nach dem Ideal der höchſten perſönlichen Virtuoſität in Wiſſenſchaften und Künſten, aber nicht nach dem ſchönen Maaß einer gleich gebildeten Menge, wie die Griechen. Daher iſt es entſchuldbar, wenn der Dünkel immer dem Verdienſt voraneilt, und wenn es jedem gebildeten Deutſchen gleichſam mit der Muttermilch der Muſen beigebracht wird, ſich für beſſer zu halten, als Andere, und wenn Tauſende von Deutſchen, ohne Einer den Andern anzuhören, nur gehört ſeyn wollen, unbekümmert, ob das, was ſie zu ſagen haben, nicht längſt ſchon und beſſer geſagt worden iſt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 20. Montag, 23. Februar 1835.

Musik-Literatur.

1) Geschichte der europäisch-abendländischen oder unserer heutigen Musik. Darstellung ihres Ursprungs, ihres Wachsthums und ihrer stufenweisen Entwicklung, von dem ersten Jahrhundert des Christenthums bis auf unsere Zeit. Für jeden Freund der Tonkunst vom k. k. Hofrath Kiesewetter. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1834.

Keine Kunst repräsentirt so die Art der Thätigkeit und die Richtung des Gemüthes der Menschen, als die Musik; sie nur ist die Sprache der Empfindung ohne andere Mittel, als Beihülfe; durch Ton, Accent, Rhythmus und Takt drückt sie jegliche Empfindung aus. Ist das Gemüth der Menschen dem Heiligen zugekehrt, so ist die Musik in der Kirche in ihrem höchsten Glanz, voll Erhabenheit, Einfachheit und Frömmigkeit das Herz dem Himmlischen zuwendend; ermannt sich ein unterjochtes Volk, so hat sie Töne voll Muth, Begeisterung und Liebe für's Vaterland; sinkt ein Volk in seinem geistigen Leben, so ist sie aber auch üppig, frivol, sentimental und läppisch, zuletzt treibt sie nur noch ein geistloses, geisttödtendes Spiel mit den Kunstmitteln und wird zur Seiltänzerin. Die Geschichte der Musik lehrt, daß sie diese Stadien schon mehrmals, obgleich in verschiedenen Gestaltungen, durchlaufen hat.

Der Künstler, der etwas Tüchtiges leisten will, wird nie ganz damit zu Stande kommen, ohne tiefe Forschung in der Geschichte. Denn wie kann er seinen Standpunkt erkennen, welchen er auf dem Gebiete der Kunst einnimmt, wenn er dieses nicht ganz kennt?

Zu diesem Behufe ist das vorliegende Werk ein vortrefflicher Beitrag. Der Verfasser hat den glücklichen Gedanken, die ganze Geschichte der Menschheit in Perioden abzutheilen, und jeder Periode denjenigen Künstler voranzustellen, der durch die Richtung, die er der Kunst gab, eben die Periode veranlaßte, sehr glücklich ausgeführt. Eine kurze Angabe aus dem Werke selber wird den besten Beweis für die Trefflichkeit desselben liefern.

In der Einleitung, „Ursprung des christlichen Kirchengesanges und dessen erste Schicksale. Periode; von dem ersten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung bis gegen Ende des neunten Jahrhunderts," spricht der Verfasser (zwar im Widerspruch mit vielen alten und neuen Schriftstellern) treffliche, aus der Natur und Erfahrung geschöpfte Wahrheiten über die Musik der Griechen aus. „Es ist eine vorgefaßte, eben so allgemein verbreitete als tief eingewurzelte Meinung, daß unsere heutige

Musik aus jener der alten Griechen ausgebildet, daß sie eben nur die Fortsetzung derselben sey; wie denn auch die ‚Schriftsteller bis auf unsere Zeit gewöhnlich von dem ‚Wiederaufleben" der (alten) Musik im Mittelalter sprechen. Nun gab es zwar eine Zeit, in welcher die christliche Musik des europäischen Occidents sich bei jener Raths erholte; und lange — sehr lange — wurden die Aussprüche der griechischen Schriftsteller als die Quelle aller musikalischen Theorie angesehen: Die Wahrheit aber ist, daß die neue Musik nur in dem Maaße gedieh, als sie sich von den ihr aufgedrungenen griechischen Systemen zu entfernen anfing; und daß sie einen bedeutenden Grad von Vollkommenheit erst damals erreichte, als es ihr gelang, sich auch noch der lezten Ueberbleibsel (wirklicher oder konventionell dafür gehaltener) altgriechischer Musik vollends zu entledigen. Mit dieser hatte sie schon sehr lange, ich möchte sagen von jeher, kaum mehr als das Substrat — Ton und Klang — gemein. Aus der altgriechischen Musik wäre, wenn Alt-Hellas ungestört noch durch zwei Jahrtausende fort geblüht hätte, eine Musik, der unsrigen ähnlich, nimmermehr hervorgegangen; in den Systemen, in welchen sie dort durch die Autorität seiner Weltweisen, durch das Herkommen, ja selbst durch bürgerliche Gesetze, im eigentlichen Sinne festgebannt war, lag das unübersteigliche Hinderniß ihres Wachsthums. Sollte die schöne Kunst der Töne sich dereinst noch zu jener Vollkommenheit entfalten, deren Keim wohl überall in ihr lag, so mußte sie dort untergehen und anderwärts, ein anderes Wesen, neu geboren werden. Die altgriechische Musik starb in ihrer Kindheit; ein liebenswürdiges Kind, aber unfähig, je zur Reife zu gelangen. Für die Menschheit war ihr Untergang kein Verlust. — Die neue Musik, wenn man sie in ihrem Ursprunge schon so nennen will, war, noch in der Periode des bereits merklich eingerissenen Verfalles der griechischen, unbeachtet, in niedern Hütten, ja in verborgenen Höhlen entstanden: es gestaltete sich in den Versammlungen der ersten Christen — meist armer, ungelehrter, in den sublimen Kenntnissen griechischer Musik schon zumal gar nicht eingeweihter schlichter Leute — ein höchst einfacher, kunst- und regelloser Naturgesang, welcher nur allmählich gewisse Accente oder Justerionen bleibend annahm, in dieser Gestalt durch öfteres Anhören sich in den Gemeinden feststellte, und von deren einer zur andern sich fortpflanzte. Daß sich damals griechische, oder auch wohl jüdische Melodien unter den Christengemeinden eingeschlichen hätten (wie einige Schriftsteller angenommen haben), ist durchaus nicht glaublich; wären auch jene guten Leute fähig gewesen, griechische Melodien zu fassen und mit ihren wenig geübten Organen nachzusingen, so war ihr Abscheu gegen Alles, was an Heidenthum erinnern konnte, nach dem Zeugnisse der ältesten Schriftsteller zu groß, als daß sie Gesänge aus den Tempeln oder Theatern der Heiden zugelassen hätten; ebenso wollten sie von dem Judenthume sich durchaus sondern; und überhaupt war es ihnen ganz eigentlich darum zu thun, eine von den Weisen jedes andern Kultus verschiedene, ihnen eigene Art des Gesanges zu stiften; was ihnen auf ihrem Wege vielleicht nur zu gut gelungen seyn mochte. — Wie dieser neue Gesang der Christen immer beschaffen gewesen seyn mag, so ist es begreiflich, daß bei gänzlichem Mangel einer Regel in demselben, in dem Maaße, als die Gemeinden zahlreicher wurden, die so sehr erwünschte Gleichheit und Uebereinstimmung in den Weisen zu erlangen, immer schwerer und endlich unmöglich werden mußte. — Im vierten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, als schon Tempel, Sprengel und Oberhirten entstanden waren und Männer von wissenschaftlicher Bildung das Christenthum angenommen hatten, unternahmen es daher einige fromme und gelehrte Bischöfe, im Orient und im Occident, den Gesang zu ordnen und in gewissen Modulationen festzustellen. Dies konnte nun nur mittelst einer geregelten Tonleiter und mittelst gewisser Formen bewerkstelligt werden, durch welche die Stelle, wo der Fortschritt in der Stufenleiter mit einem halben Tone einzutreten hätte, bestimmt werden mußte. Es entstand nun erst das Bedürfniß eines Systems. Nichts natürlicher, als daß man jezt in dem Nachlasse der griechischen, damals bekannten musikalischen Schriftsteller, der Grammatik einer schon damals todten Sprache, Rath suchte. Nun fand man dort eine allerdings sehr scharfsinnige, aber auch sehr verwickelte immense Theorie, davon der bei weitem größte Theil für den vorliegenden Zweck überflüssig, ja nur störend gewesen wäre. Ihr chromatisches und enharmonisches Klanggeschlecht schon zumal, mit Fortschreitungen, die das geübte Ohr kaum am Monochord erkennt, das Stimmorgan aber mit aller Uebung nicht vernehmlich angeben kann, mußte ohne Weiteres aufgegeben werden; mit ihrer Semeiographie, d. i. mit ihren 1620 Tonzeichen, hielt man gar nicht für rathsam sich einzulassen; ihre 15 Tonarten, nach unsern Begriffen nur eben so viel Transpositionen einer und derselben Moll-Tonleiter, waren vollkommen überflüssig, wo es sich nur um den Typus für die Eine handelte, deren Wesen durch höhere oder tiefere Intonation sich ja gar nicht änderte; — ihre musikalische Rechenkunst (Canonik) konnte höchstens dem Lehrer und Theoretiker nützen, für die Praxis war sie ein Unding; ihre Rhythmopöe und Melopöe, die interessantesten Theile ihrer gesammten Theorie, wollten sich auf die bereits ziemlich ausgearteten alten Sprachen und auf die Prosa, welche gesungen werden sollte, gar nicht mehr anwenden lassen. — St. Ambrosius führte einen Typus der Kirchengesänge ein, indem er vier Tonreihen auswählte, welche von ihm, mit

Beſeitigung der auch ohnehin unpaſſenden altheidniſchen Namen (doriſch, phrygiſch, lydiſch, äoliſch, joniſch und dergl.), die Namen des erſten, zweiten, dritten und vierten Tons erhielten, und ſich nur eben durch den Ort der Halbtöne in der Stufenreihe unterſchieden. — St. Gregor der Große, welcher in den Jahren 591 bis 601 die chriſtliche Kirche regierte, widmete dem Kirchengeſange ſeine beſondere Obſorge, und ward in mehr als einer Beziehung der Reformator derſelben; er ſammelte die vorhandenen Weiſen, verbeſſerte dieſelben, vermehrte ſie mit vielen neuen, und gab die Sammlung mit ihren Singweiſen als unabweichliche Vorſchrift für alle chriſtliche Kirchen heraus. Sein Antiphonar wurde vor dem Altare St. Peters, an einer Kette befeſtiget, niedergelegt, um etwaige Abweichungen in der Zeitfolge nach demſelben zu berichtigen. Er gründete nicht nur ein neues Syſtem der Tonarten, ſondern in der That ein neues Syſtem der Tonleitern, neue Benennungen der Töne und eine neue vereinfachte Tonſchrift. — Er behielt nämlich die bereits vorgefundenen (Ambroſianiſchen) vier Kirchentöne bei, fügte aber dieſen vier andere hinzu, welche aus jenen, durch Verſetzung der Tonreihe in die Unterquarte, hervorgingen; wobei alſo der Hauptton, welcher dort als der erſte erſchien, in die Mitte, und eigentlich als der vierte in die Reihe zu ſtehen kam; die hinzugekommenen vier Kirchentöne wurden die plagaliſchen genannt, zum Unterſchiede von jenen älteren vier, welche den Namen der authentiſchen erhielten. — Eine wichtige Verbeſſerung St. Gregors beſtand darin, daß er das durchaus grundloſe Syſtem der Tetrachorde der altgriechiſchen Muſik aufgab, und dagegen jenes der Octaven zum Grunde legte; das einzige, das die Natur andeutet, das die griechiſchen Scholaſtiker zwar auch kannten, aber ſonderbarer Weiſe mißachteten. — Eine eben ſo wichtige Verbeſſerung St. Gregors, im Zuſammenhange mit ſeinem Syſteme der Octave, war ferner die Einführung einer vereinfachten Benennung der ſieben Töne der Octave, nämlich vermittelſt der ſieben erſten Buchſtaben des lateiniſchen Alphabets. — Die Unbilden der nachgefolgten Zeit brachten St. Gregors gutes Syſtem bald in Verfall und in Vergeſſenheit, ſeine Geſänge ſelbſt, nur durch Ueberlieferung nach Gehör und Gedächtniß fortgepflanzt, waren in Gefahr, völlig auszuarten und verloren zu gehen. Dieſem Uebel zu ſteuern, nahmen ſich einige gelehrte und eifrige Geiſtliche der nun verwaisten Kirchenmuſik an, und ſuchten ſie durch eine, wenn auch nur nothdürftige, wiſſenſchaftliche Begründung vor gänzlichem Verfalle zu bewahren. So löblich dies Beſtreben war, ſo ſehr iſt es zu bedauern, daß ſie — anſtatt den leicht wieder aufzufindenden, noch nicht völlig verödeten Pfad zu verfolgen, den St. Gregor ihnen vorgezeichnet hatte — jenen verhängnißvollen Boethius mit ſeinen griechiſchen Syſtemen wieder hervorholten, um ſo gut, oder ſo übel es gehen wollte, auf gregorianiſchen Kirchengeſang jene unpaſſenden Syſteme zu übertragen. — Wenn ſolchergeſtalt das Zeitalter an einer Muſik litt, welche nicht durchaus mehr die neue, aber eben ſo wenig die vermeinte altgriechiſche war, ſo ward dagegen die abweichende Richtung der ſich mächtig durcharbeitenden europäiſch-occidentaliſchen Muſik (wie ich ſie nennen muß) von jener aller alten Völker erſt dann recht bedeutend, als in ihr die Harmonie, oder der ſogenannte Kontrapunkt, d. i. Geſang mehrerer, zugleich in verſchiedenen Intervallen tönender Stimmen, eingeführt wurde; obgleich eben von da an das hindernde Element der ihr aufgedrungenen griechiſchen Theorie am meiſten fühlbar ward. — Dieſe von uns ſogenannte Harmonie (denn bei den Griechen war das Wort Harmonie mit Melodie dem Sinne nach ungefähr gleichbedeutend) iſt ganz und allein unſerer Muſik eigen. Sie iſt in dieſer ſo weſentlich geworden, daß wir, unter Harmonien aufgewachſen, uns eine Muſik ohne ſie als etwas höchſt Armſeliges vorſtellen, ja deren Mangel kaum begreifen können. Und doch war ſie (in unſerm Sinne) weder den alten Völkern bekannt, noch findet man ſie bis heute bei den ſeit Jahrtauſenden civiliſirten, im Beſitze recht ſinnreich (nach ihrer Weiſe) ausgebildeter muſikaliſcher Theorien befindlichen, und ihre Muſik leidenſchaftlich liebenden Völkern Aſiens. Die alten Griechen kannten ohne Zweifel die Symphonie der Töne, ſie konnten aber nie zu einer Harmonie in unſerm Sinne gelangen, weil ſie die Terzen und Sexten als Diſſonanzen perhorreſcirten, und ſolche auch wirklich, in den falſchen arithmetiſchen Verhältniſſen, welche ihre Mathematiker dafür angegeben hatten, nicht würden haben brauchen können. Sie hätten alſo nur die Quinte, die Quarte und die Octave zur Dispoſition für allenfallſigen ſymphoniſtiſchen Gebrauch übrig gehabt; nun laſſen ſich Quinten nicht kumuliren, die Quarte mochte zwar die Theorie, aber gewiß nicht das griechiſche Ohr angenehm konſonirend erkennen; es blieb ihnen alſo endlich nur die Octave übrig, die ſie dann auch ausſchließend, die einzige ihrer Konſonanzen, unter der Benennung Antiphonie anwendeten. (Müßten wir die Terzen und die Sexten ausſchließen, gäbe es auch für uns keine Harmonie.) Bei den heutigen Griechen, unter welchen ſo etwas wie Harmonie — wenn die Altvordern ſie getrieben hätten — ſich durch Tradition, wenn auch entſtellt, in irgend einer Geſtalt erhalten haben müßte, iſt von ihr keine einheimiſche Spur zu finden; ſie ſingen und muſiciren durchaus nur eintönig, und begleiten den Geſang, ſelbſt auf Harfen oder andern ähnlichen Inſtrumenten, welche mit beiden Händen geſpielt werden, nie anders als im Uniſon und in Octaven. — Der Gebrauch der Harmonie in unſerer europäiſchen neueren Muſik

führte in dieser nothwendig ein wesentlich geändertes System der Tonarten und der Tonleitern, in weiterem Verfolge selbst veränderte Tonmessungen herbei. Mit Rücksicht auf die neuen Tonarten und Tonleitern gewann die Melodie eine Bestimmtheit, und zugleich durch die harmonische Begleitung eine Mannichfaltigkeit der Bedeutung, deren der einfache Gesang an und für sich immer ermangelt haben mußte. Der besonders in der Schule des obligaten Kontrapunktes vollends ausgebildeten Harmonie danken endlich die Instrumente, der Stolz und die Zierde unserer Musik, theils ihre Entstehung, theils ihre Vervollkommnung und lezte Veredlung."

1. Epoche Hucbald. 901 — 1000.

„Ueber die ersten Anfänge einer Harmonie im frühen Mittelalter hat es von jeher verschiedene Meinungen und Sagen gegeben; die zuverläßigste Quelle der Kunstgeschichte indeß, die eigentlich musikalische Literatur, zeigt uns das erste Wagniß einer Verbindung mehrerer, gleichzeitig in „verschiedenen" Intervallen (sit venia verbo) in einer fortgesezten Reihe singend gedachter Stimmen, in einem der von Hucbaldus hinterlassenen Traktate. Dieser Hucbaldus war ein sehr gelehrter Mönch, aus St. Amand in Flandern, welcher, nach einem in thätiger Bearbeitung der musikalischen Theorie (nach der Richtung seiner Zeit) verbrachten Leben, in sehr hohem Alter, im Jahre 930, starb. In der Literaturgeschichte kommt er auch unter dem Namen Monachus Elnonensis vor." Dieser Abhandlung sind höchst merkwürdige Beispiele von versuchter Notenschrift beigegeben, wodurch die Kompositionen dieses Mannes zu Tage gefördert worden sind.

2. Epoche Guido. 1001 — 1100.

„Guido's größtes und wesentlichstes Verdienst bestand in der Verbesserung und zweckmäßigeren Anordnung der Tonschrift, welche ohne Zweifel zugleich das beste und eigentlichste Mittel war, das Singen vom Buche zu erleichtern, ja überhaupt nur möglich zu machen. Man hat bis zu unsern Tagen (und noch ist diese Meinung herrschend) dem Guido die Erfindung der Noten zugeschrieben: diese Meinung ist aber durchaus ungegründet; der Text seiner Traktate zeigt unwiderleglich, daß er von der Notenschrift, das ist von einer Tonschrift mit Punkten auf oder zwischen Linien, nichts weiß; daß er keine andere kennt und nennt, als die Neumen und die (Gregorianischen) Buchstaben. Für die lezteren war er besonders eingenommen, er erklärt sie für die beste Tonschrift; doch verwirft er keineswegs die Neumen, wenn sie fleißig geschrieben und gehörig angesezt werden; zu welchem Ende er den vorgefundenen zweifärbigen Schlüssellinien noch zwei andere beifügt, und dann nicht bloß die Linien selbst, sondern auch die Zwischenräume zu benutzen lehrt; so daß nun jede Neuma ihren unabänderlichen und unverkennbaren Platz erhielt und jede Zweideutigkeit beseitigt war. Zugleich war hiermit bei der nachgefolgten Einführung der Note das einfachste, daher vollkommenste Liniensystem schon gegeben. — Die Guidonische (oder von seinen Schülern auf Guido's Namen ausgebildete) Methode, den Gesang mittelst der Solmisation, d. i. mittelst der sechs Silben ut re mi fa sol la, und die Kirchentonarten mittelst des Hexachords und der sogenannten Guidonischen Hand zu lehren, verbreitete sich nach desselben Ableben, noch im Verlaufe seines Jahrhunderts, fast in alle Länder und Gegenden Europa's, und hat allerdings wesentlich beigetragen, den Eifer für den Kirchengesang und für das Studium musikalischer Theorie überall zu wecken. Von da an ward Guido's Name, soweit nur die Civilisation reichte, genannt, und von da an ist Guido bis zu unsern Tagen ein gefeierter Name."

3. Epoche ohne Namen. 1101 — 1200.

Entdeckung mehrerer Konsonanzen, als die der Griechen. Anfang einer Gattung Kontrapunkt. Gebrauch der Noten und ihrer verschiedenen Gattung. Am Schlusse dieser Abhandlung sagt der Verfasser: „Schlüßlich bemerke ich noch, daß von dort an die Benennung musica mensurabilis, Mensural-Gesang, auch Figural-Musik (von den dabei angewendeten Figuren, wie man diese Notengattung nannte), sich herschreibt; im Gegensatze der musica plana oder cantus planus der römischen Liturgie, welche lezlere indeß noch lange ihren Neumen treu blieb, und die eigentliche Note (irrig Gregorianische Note, auch im barbarischen Latein hier und da nota quadriquarta genannt) erst im vierzehnten Jahrhunderte allgemein einführte."

4. Epoche Franco. 1201 — 1300.

Der älteste Lehrer und Schriftsteller über Mensural-Musik durch seinen Traktat: Musica et Cantus mensurabilis.

5. Epoche Marchettus und de Muris. 1300—1380.

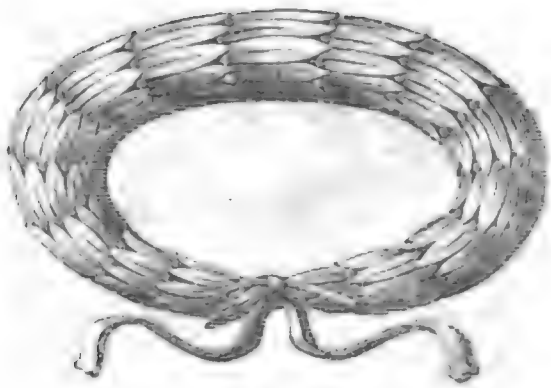
Weitere Ausbildung der Regeln der Harmonie. Notirte Beispiele hievon.

6. Epoche Dufay. 1380 — 1450.

Niederländische Schule. — „Nach dem vollgültigen Zeugnisse des Abbate Baini, dermalen der päpstlichen Kapelle würdigen Vorstehers, in dessen goldnem Buche über Palestrina, waren es Niederländer, von welchen, wohl siebenzig Jahre vor dem Zeitalter Ockenheims, die ersten im Kontrapunkte geschriebenen Messen nach Rom kamen."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 21. Mittwoch, 25. Februar 1835.

Musik-Literatur.

1) Geschichte der europäisch-abendländischen oder unserer heutigen Musik. Darstellung ihres Ursprungs, ihres Wachsthums und ihrer stufenweisen Entwicklung, von dem ersten Jahrhundert des Christenthums bis auf unsere Zeit. Für jeden Freund der Tonkunst vom k. k. Hofrath Kiesewetter. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1834.

(Schluß.)

„Wie wir nämlich durch Baini erfahren, so hatten die Sänger jener Kapelle, welche von den Päpsten, zur Zeit als sie in Frankreich residirten (1305—1377), zu Avignon geschaffen und unterhalten worden war, und welche Gregor XI., als er im Jahre 1377 den päpstlichen Stuhl nach Rom zurück verlegte, mit sich führte und mit der am Vatican stets verbliebenen alten Kapelle vereinigte, noch keine geschriebenen Kontrapunkte, sondern nur noch ihren in Frankreich (vermuthlich doch besser, als am königlichen Hofe) geübten extemporirten Discantus, und die Faubourdons nach Rom gebracht. — Schon im Jahre 1380 aber (laut vorhandener Rechnung-Papiere) findet Baini unter den Sängern der Kapelle, als Tenore, jenen nachmals so berühmt gewordenen Guillelmus Dufay angezeigt, den ältesten eigentlichen Kontrapunktisten und Tonsetzer in der Kapelle, zugleich den ältesten Kontrapunktisten überhaupt, dessen Namen wenigstens die (besseren) musikalischen Historiker anzugeben vermochten, ohne zwar desselben eigentliche Lebenszeit, Herkommen und Lebensumstände bezeichnen, vielweniger Proben seiner Kunst vorweisen oder auf solche sich beziehen zu können; — jenen Dufay, auf dessen Praktik sich (erst wieder hundert Jahre später) die vorzüglichsten theoretischen Schriftsteller, ein Franchinus Gafurius, Petrus Aaron, Joannes Spartarus und Adam de Fulda, gern und am öftersten, als auf eine giltige Autorität, berufen haben."

7. Epoche Ockenheim. 1450—1480.

„Für den größten Meister in dieser Gattung des Styles, welchen man, im Gegensatze der einfacheren Gattungen, den künstlichen (artificiosen) Kontrapunkt im ausgedehnteren Sinne nennen mag, galt in seiner Zeit jener hochberühmte Johannes Ockeghem, am öftersten Ockenheim genannt, welcher, nicht nur wegen seiner ausgezeichneten Kompositionen, sondern auch als der Lehrer der ausgezeichnetsten Männer, welche in der nächstfolgenden Epoche, und noch während seines Lebens glänzten, mit dem vollkommensten Rechte, und von jeher, als das Haupt der niederländischen, nach unserer dermaligen

Darstellung als das Haupt der neueren oder zweiten niederländischen Schule angesehen wird. Die aus der älteren Schule noch gleichzeitig übrigen niederländischen Tonsetzer gingen auf diesen Styl mit gutem Erfolge ein und schlossen sich der neueren an, deren gemeinsamer Charakter sich in den Arbeiten beinahe aller Niederländer dieser Epoche ausspricht."

8. Epoche Josquin. 1480—1520.

„Ein wichtiges Ergebniß dieses Zeitalters, und welches ungemein viel und unmittelbar dazu beitragen mußte, den Sinn für Musik und musikalische Kenntnisse zu verbreiten, war die Erfindung des Notendruckes mit beweglichen Typen, durch Ottavio Petrucci aus Fossembrone im Kirchenstaate. — An der Spitze der Männer, welche die Epoche beleuchten, steht obenan: Ockenheims würdigster Zögling, jener hochberühmte Josquin des Prés. — Josquin gehört ohne Zweifel unter die größten musikalischen Genies aller Zeiten. Man macht es ihm (und, um die Wahrheit zu sagen, nicht ohne Grund) zum Vorwurfe, daß er die musikalischen Witze und Künsteleien auf eine übermäßige Höhe getrieben, und durch sein Beispiel einen in dieser Hinsicht nachtheiligen Einfluß auf die Kunst ausgeübt habe; allein es war dies nun einmal die Richtung seiner Zeit. Gewiß ist es, daß jeder seiner Sätze, in den künstlichsten wie in den anspruchloseren Kompositionsgattungen, sich durch irgend einen Zug des Genies vor den zahllosen Arbeiten seiner Kunstgenossen und Nachahmer unterscheidet." Anfang der musikalischen Bildung in Deutschland, Spanien, Frankreich. Ausbildung und Vervollkommnung der Instrumente.

9. Epoche Willaert. 1520—1560.

„Unter den Niederländern, welche theils berufen, theils um ihr Glück allda zu suchen, um diese Zeit nach Italien kamen, war auch Hadrian Willaert, selbst ein Schüler Mortons, also in zweiter Linie aus der Schule Josquins. — Willaert war der Erste, so viel man weiß, der für eine größere Zahl von Stimmen, als bisher gewöhnlich war, nämlich für 6 und 7 (nicht im Kanon plures ex una, wie dies wohl früher geschah) komponirte; nach Zarlino's Zeugnisse war er auch der Erfinder der Komposition für zwei bis drei Chöre, eine Gattung, die nicht minder wegen der bedeutenden Erleichterung der Sänger bei Ausführung großer Kompositionen ohne Beistand von Instrumenten, als wegen der aus der Abwechselung und Verwebung der Chöre entstehenden herrlichen Wirkung, besonders in Italien, an den größeren Kirchen, wo man jetzt hiefür ein hinreichendes Personal hatte, mit Recht sehr beliebt und gebräuchlich ward. — Es wäre vielleicht gewagt, aus der großen Zahl der damals thätigen deutschen Komponisten diesen oder jenen als ausgezeichnet vor andern hervorzuheben; nur kann ich mir nicht versagen, zwei Männer von anerkanntem Verdienste hier besonders anzuzeigen; ich meine Johann Walther, des Churfürsten von Sachsen Sängermeister (Kapellmeister), und Ludwig Senfl, Herzogs Ludwig vor Baiern Kapellmeister, Heinrich Isaaks vortrefflichen Zögling." (Diese beiden Männer waren Freunde und musikalische Rathgeber Luthers.)

10. Epoche Palestrina. 1560—1600.

Italienische Schule. „Den eigentlichen Styl Palestrina's hat ein neuerer deutscher Schriftsteller (Darstellungen aus der Gesch. d. M. von C. Chr. F. Krause, Göttingen 1827) treffend in folgender Stelle beschrieben: Was den eigentlichen Styl Palestrina's betrifft, so zeichnet ihn erhabene Großheit und Strenge aus, so wie dagegen, ein Jahrhundert später, Leo die schöne, freie Anmuth der selbstständigen, mit der Harmonie frei vereinten Melodie in den Kirchenstyl einführte. — In Palestrina's Werken findet sich meist reine, wenig vorbereitete und vermittelte, durch chromatische Töne nur selten gemilderte Akkordenfolge, im raschen Fortschreiten in entferntere Tonarten, deren Grundtöne in der diatonischen Skale liegen, nur seltener und dann bestimmt motivirter Gebrauch der Septimen und des Nonakkordes, und überhaupt nur sparsamer, aber desto wirksamerer Gebrauch der Chromatik. Nach meiner Ueberzeugung hat dieser Styl einen bleibenden Werth für alle Zeiten, als eine in ihrer Art vollendete, im Geiste und Gemüthe des Menschen tief begründete Kunstgattung. Daher kann auch der Sinn und die Erregbarkeit dafür auf Erden nie erlöschen; die größten Kunstkenner der neueren und neuesten Musik sind die größten Verehrer des Palestrina-Styles, und so wie der einfache Choralgesang der Thomasschüler in Leipzig einem Mozart Thränen entlockte, so wird kein gefühlvolles Gemüth, kein kunstgebildeter Geist bei Palestrina's Tönen ungerührt bleiben."

11. Epoche Monteverde. 1600—1640.

Wir treten nunmehr in eine sehr merkwürdige Epoche. „Es entstanden nämlich gleich im Anfange dieser Epoche, und fast zu gleicher Zeit, der dramatische Styl, von welchem der Ursprung der sogenannten Oper datirt werden muß; die Monodie, das ist, Gesang Einer Stimme mit harmonischer Instrumental-Begleitung; dann die Kirchen-Concerte, eine Kompositionsgattung, in welcher eine, zwei, drei oder mehr Singstimmen, indem sie Kantilenen ausführten, zur Füllung der Harmonie ein begleitendes harmonisches Instrument (in der Regel die Orgel) benöthigten. — Der erste Gedanke der Monodie entstand in Florenz, in den Zusammenkünften der Gelehrten und Künstler, welche sich oft in dem Hause des edlen Giovanni Bardi, Conte di Vernio, versammelten,

wo man ſich gewöhnlich über Gegenſtände der Kunſt und deren mögliche Vervollkommnung unterhielt. Vincenzo Galilei, ein muſikaliſcher Gelehrter und geſchäzter Schriftſteller, ſelbſt ein guter Lauteniſt (Vater des als Mathematiker und Aſtronom ſpäter ſo berühmt gewordenen Galileo Galilei), war durch jene Geſpräche veranlaßt worden, zuerſt einige Fragmente oder Scenen aus Werken berühmter Dichter hören zu laſſen, welche er für ſeine Stimme erdacht hatte und wozu er ſich mit der Laute begleitete. Dies war, ſo viel man weiß, der erſte Verſuch in der Monodie, und er wurde dort ſehr beifällig aufgenommen."

12. Epoche Cariſſimi. 1640—1680.

„Cariſſimi wird für den Erfinder oder wenigſtens für den Verbeſſerer der Kammer-Kantate gehalten, einer Kompoſitionsgattung, in welcher dramatiſche Recitation und dramatiſche Melodie, gleichwie in der Oper, einheimiſch iſt, von deren Formen ſie ſich wenig unterſchied. Ebenderſelbe wird insgemein als der erſte Verbeſſerer des Recitativs angeſehen; ſo wie man ihm auch die erſte Ausbildung der dramatiſchen Melodie, welche nach dem Muſter ſeiner Kantaten füglich auf die Bühne übertragen werden konnte, hauptſächlich zuſchreibt; er ſoll auch zuerſt angefangen haben, in ſeinen Kantaten die Inſtrumente beſonders zu Ritornellen und Zwiſchenſätzen (konzertirend) anzuwenden."

13. Epoche Scarlatti. 1680—1725.

„Aleſſandro Scarlatti war unſtreitig einer der größten Meiſter aller Zeiten; gleich groß in den Künſten des höheren Kontrapunktes, wie in der dramatiſchen Recitation, in Erfindung von Melodien des edelſten und großartigſten, zugleich treffendſten Ausdruckes und einer freien, immer ſinnigen Begleitung von Inſtrumenten. In jeder dieſer Gattungen Reformator, kann man von ihm ſagen, daß er ſein Zeitalter um ein Jahrhundert überflügelt, auf den Geſchmack der Zeitgenoſſen mächtig eingewirkt, ſeine Kunſtgenoſſen zu ſich erhoben und ſo jenen Umſchwung vorbereitet habe, welchen die Tonkunſt in der gleich nachgefolgten Periode, deren Morgenröthe noch ſeine Augen ſahen, aus der neapolitaniſchen Schule, durch ſeine gleich großen Zöglinge erhielt. Er iſt in der Kette der Weſen als dasjenige Glied anzuſehen, welches die Muſik der vorigen älteren Zeit an die neue (moderne) knüpft; der Anteſignan derjenigen Periode, welche von einigen Schriftſtellern „der italieniſchen Muſik ſchöne Periode" genannt worden iſt, im Gegenſatze der eben beſchloſſenen, von Paleſtrina bis zum Aufblühen der neapolitaniſchen Schule, welche ſie die „große Periode" genannt haben."

14. Epoche der neuen neapolitaniſchen Schule. Leo und Durante. 1725—1760.

„Die weſentlichſte Verbeſſerung, welche aus dieſer Schule hervorging (denn die Anmuth der Geſänge und den Reichthum der Erfindung kann die Schule nirgends geben), beſtand in der Regelung des rhetoriſchen Theiles der Melodie und der beſſeren Geſtaltung der Arie. — Indem wir zunächſt unſern Blick auf Deutſchland werfen, wo gerade in dieſer Epoche (eigentlich wohl einige Luſtren früher) Männer aufgetreten waren, welche die Aufmerkſamkeit der „Welt" auf ſich zogen und deren Namen der Deutſche noch jezt mit Stolz nennt, müſſen wir nothwendig Einiges aus einer zum Theil ſchon früh vorhergegangenen Zeit nachholen. In Deutſchland nämlich war ſeit der Reformation, mit der Einführung des Volksgeſanges in der Kirche, eine damals (im ſechzehnten Jahrhundert) wirklich neue, allerdings originelle Gattung, der metriſche Choral, entſtanden. Der Gebrauch, dieſen Choral mit der Orgel harmoniſch zu begleiten, das Streben der Organiſten nach einer ſinnigen und mannichfaltigen Begleitung deſſelben, hatte allerdings am meiſten dazu beigetragen, die Harmonie und den künſtlichen Kontrapunkt über den Choral auszubilden und in Aufnahme zu bringen. — Aus ſolchen Organiſten-Schulen ſind früh, im achtzehnten Jahrhundert, die deutſchen Heroen dieſer überall ſo merkwürdigen Epoche, ein Händel und ein Joh. Sebaſtian Bach, hervorgegangen, welche — wie es ſcheint — in Ewigkeit unübertroffen, ja unerreicht bleiben werden; kein Land, keine Schule, keine Zeit hat Etwas aufzuweiſen, das den Oratorien des Einen und den Fugenwerken des Andern auch nur angenähert werden könnte. Sie ſtehen ſo einzig, darum aber auch ſo iſolirt da, daß ich es nicht über mich vermocht hätte, ſie an die Spitze einer Epoche zu ſtellen, deren folgende weder als eine Fortſetzung, noch und viel weniger als eine Vervollkommnung der übrigen angeſehen werden könnte; ſie haben eine eigene Periode begonnen und beſchloſſen. Die höhere Ausbildung der Muſik in der Folgezeit berührt auch nur Gattungen, welche zum großen Theile vom Geſchmacke der Zeit abhängig ſind, welche, das Alte immer verſchlingend (tempus edax rerum) und ewig ungeſättigt, gerade in dieſen Gattungen ſtets Neues fordert."

15. Epoche Gluck. 1760—1780.

„Als ich es unternahm (ſagt Gluck in der italieniſchen Zueignungsſchrift ſeiner Alceſte an den Großherzog von Toscana Peter Leopold), dieſe Oper in Muſik zu ſetzen, war es mein Vorſatz, leztere von allen jenen Mißbräuchen zu entledigen, welche, durch eine übel verſtandene Eitelkeit der Sänger, oder durch eine zu große Nachgiebigkeit der Tonſetzer eingeführt, ſeit ſo langer Zeit die italieniſche Oper entſtellen und aus dieſem

großartigsten und schönsten das lächerlichste und langweiligste aller Schauspiele machen. — Ich wollte die Musik auf ihre wahre Aufgabe beschränken, der Poesie zum Behufe des Ausdruckes der Worte und der Situation des Gedichts zu dienen, ohne die Handlung zu unterbrechen oder diese durch unnütze überflüssige Zierrathen zu erkälten, und ich dachte, sie müsse dasselbe leisten, was bei einer richtigen und wohlangelegten Zeichnung die Lebhaftigkeit der Farben leistet, und der wohlgewählte Gegensatz von Licht und Schatten, welcher dazu dient, die Figuren zu beleben, ohne deren Umrisse zu verunstalten."

16. Epoche Haydn und Mozart. 1780—1800.

„Durch Haydn und Mozart war die Tonkunst in allen Fächern zur höchsten Vollkommenheit gediehen; ihr Styl war das ausschließende Muster für alle Tonsetzer in Deutschland und Frankreich; was die spätere Zeit Großes und Schönes hervorgebracht, von dort her nimmt es seinen Ursprung. Man muß daher jene Beiden als Stifter einer neuen Schule bezeichnen, welche man die deutsche, oder (vielleicht richtiger, weil eben in Deutschland zeither ein Nebenzweig, eine Sekte, entstanden ist, welche sich gegen diesen Namen beilegen läßt) die „Wiener Schule" nennen mag."

17. Epoche Beethoven und Rossini. 1800—1832.

„Die Fortschritte, welche insbesondere die eigentliche Instrumentalmusik durch deren bewundernswürdige Kompositionen gemacht hatte und die eben noch überall zunehmende Liebhaberei für diese Gattung, konnten nicht anders, als den Eifer der Instrumentisten gleichfalls mächtig beleben, deren Virtuosität denn auch in dieser unserer lezten Epoche wirklich einen Grad erreicht hat, der die Möglichkeit einer weiteren Steigerung kaum noch denken läßt. Sehr natürlich, daß hinwieder die Tonsetzer jezt auch die Wirkungen des Instrumentalsatzes mehr als je vorher in Anschlag brachten. Beethoven hat darin früher kaum Geahntes geleistet und die von Mozart vorgezeichnete Bahn noch bedeutend erweitert; — die geistreichen französischen Tonsetzer gegen Ende der lezteren und in den ersten Jahren dieser glänzenden Epoche haben auf gleichem Wege ihrer Oper einen neuen und mächtigen Schwung zu geben gewußt, — und selbst der große Matador der neueren italienischen Oper bemächtigte sich der nun erkannten Effekte der (ihm durch und durch bekannten) deutschen Instrumentalmusik, welche er, das Vorurtheil der Nation und die Eitelkeit ihrer Sänger besiegend, in ihre Oper mit unerhörtem Glücke übertrug; in welcher zwar auch schon vor ihm (obgleich noch mit verständiger Bescheidenheit) Ferdinand Paer und Simon Mayer Mozartische Instrumentation eingeführt hatten. — Indeß ist die Macht der Instrumente und der Ueberraschungen allmählich auch wieder überschäzt worden; man überbot die Vorgänger und überbot sich selbst in dem Ringen nach Effekten; ein gefährlicher Luxus schlich sich ein."

Aus diesen Auszügen wird jeder Künstler und Liebhaber erkennen, welch vorzügliches, eine höhere An- und Uebersicht der ganzen Kunstgeschichte gewährendes Buch ihm hier dargeboten wird. Zudem sind in dem Buche mehrere Beilagen, enthaltend: 1) Verzeichniß der Tonsetzer, Lehrer und Schriftsteller aller Epochen. 2) Das Nothwendigste zur Kenntniß der Theorie der altgriechischen Musik. 3) Alte Tonschrift (Neumen). 4) Die ältesten Monumente eines figurirten Kontrapunktes. (Sehr merkwürdige Musikbeilagen.) Druck und Papier sind schön.

2) Versuch einer rationellen Konstruktion des modernen Tonsystems. Von Dr. C. L. H. Wöltje, Oberappellationsgerichts-Prokurator zu Celle. Nebst neun Figurentafeln. Celle, Verlag von C. H. C. Schulze.

Der Verfasser dieses sehr weitläufigen Buches reitet das Steckenpferd eines Dilettanten und zwar auf einem Wege, von welchem er die Steine vorher auf die Seite geschafft hat, weil er fürchtete, sein Pferd möchte daran scheuen und ihn abwerfen. Er will nämlich unsere musikalische Tonleiter, welche bekanntlich aus zwei auf einander gebauten Tetrachorden besteht, als:

C, d, e, f, G, a, h, c,

folgendermaßen gestalten:

G, a, h, c, C, d, e, f,

indem er behauptet, nur das Leztere sey symmetrisch, weil der Schlußton des ersten Tetrachords zugleich der Anfang des zweiten sey. Diesem nach hätte jede Tonleiter nur sieben Töne, während nach jetziger Art deren achte zu einem geschlossenen Ganzen gehören. Warum die Tonleiter mit dem fünften und nicht mit dem Grundton anfangen solle, ist gar nicht zu begreifen, und man hätte dadurch nichts gewonnen, als daß man mit dem Tonsystem in die Zeiten Guido's d'Arezzo zurückkäme. Da aber in der Welt nichts rückwärts gehen kann, so wollen wir in der Musik auch nicht rück-, sondern vorwärts schreiten, und das nicht anfechten, was einmal allgemein als ausgemachte Wahrheit anerkannt ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 22. Freitag, 27. Februar 1835.

Musik-Literatur.

3) Johannes Pierluigi von Paleſtrina. Seine Werke und deren Bedeutung für die Geſchichte der Tonkunſt. Mit Bezug auf Baini's neueſte Forſchungen dargeſtellt von E. von Winterfeld. Breslau, bei Georg Philipp Aderholz. VI. 66 S.

Was man von dieſem trefflichen Büchlein, das jeder Tonkünſtler, dem es um Würde und Ernſt in ſeiner Kunſt zu thun iſt, fleißig leſen ſollte, zu erwarten habe, kann Referent nicht beſſer, als mit des Verfaſſers eigenen Worten ſagen. Er ſtellt den Leſer auf den Standpunkt, von welchem aus er zu überſehen vermag, was der Verfaſſer ſich zu leiſten vorgeſezt, und was Baini in ſeinem Werke, aus dem er einen zwar gedrängten, aber ſehr reichen Auszug gibt, geleiſtet und nicht geleiſtet hat. „Schon eine Weile zuvor, ehe Baini's Forſchungen über Paleſtrina in Deutſchland bekannt wurden, hatte ich die Darſtellung eines der bedeutendſten Abſchnitte aus der Geſchichte der Tonkunſt unternommen und beendet. Es iſt die lezte Hälfte des 16ten, die erſte des 17ten Jahrhunderts, ein Zeitraum, der uns einen merkwürdigen Umſchwung jener Kunſt zeigt; die Blüthe ihrer älteren, kirchlichen Richtung, die Keime ihrer neueren, die theilweiſe noch unter den Augen unſerer älteren Zeitgenoſſen zu voller Reife gediehen ſind. Mit Vorbedacht hatte ich dieſe Darſtellung nicht an Paleſtrina's Leben geknüpft. Denn ſein ganzes Leben und Wirken gehört ausſchließend der älteren Tonkunſt an, und ſo glorreich er hervorſtrahlt unter den übrigen Meiſtern deſſelben Gebietes, ſo ſchien er mir auf dieſem dennoch keineswegs ſo unerreichbar dazuſtehn und einzig unter Allen, als ihn die Meinung Späterer hingeſtellt hat. Zudem wußte ich wohl, Baini ſey beſchäftigt mit einem Werke über dieſen herrlichen Künſtler und ſeine Stellung als Vorſteher der päpſtlichen Kapelle, die Fülle der, eben durch ſie ihm gewährten Hülfsmittel, befähige ihn beſſer als mich und jeden Andern, auf dieſem beſonderen Gebiete der Forſchung das Genügende zu leiſten. Deßhalb wurde ein venediſcher Meiſter, Johannes Gabrieli, der Mittelpunkt meiner Darſtellung; nicht allein, weil der Hervorragendſte ſeiner Schule im 16ten Jahrhundert, ſondern auch der älteren wie neueren Zeit gleich bedeutſam angehörend und als Lehrer eines ausgezeichneten deutſchen Tonkünſtlers, Heinrich Schüz, für die vaterländiſche Kunſt beſonders wichtig. Wie nun die Tonkunſt mir nicht ein angenehmer, aber leerer Zeitvertreib iſt in müßigen Stunden, ſondern, gleich allen ihr verſchwiſterten Künſten, die Offenbarung eines tiefen, inneren Dranges des menſchlichen Geiſtes, eine ſeiner herrlichſten Blüthen: ſo ſtellte ich mir zugleich

die Aufgabe, ſie als eine ſolche darzuſtellen in ihrer Entwicklung während eines beſtimmten Zeitraums. — Nun, nach langem Harren, kam Baini's Werk in meine Hand, und gern geſtehe ich, auch nach zwanzigjährigem eigenen Forſchen habe ich daraus gelernt. Denn ein muſterhafter Fleiß hat hier Alles geſammelt und zuſammengetragen, was die Lebensumſtände eines ſo bedeutenden Meiſters betraf, und hat über ſeine Vorgänger mit der dankenswertheſten Genauigkeit aus urkundlichen Quellen uns belehrt. Je mehr aber hierdurch dieſes Werk verdientermaßen das Anſehen einer Quelle für die Geſchichte der Tonkunſt erlangen muß, ſo verderblich, ja entſchieden mißleitend für künftige Forſcher auf dieſem Gebiete mußte es werden, wenn nicht des Verfaſſers Anſicht und ſein Urtheil, beides weder allezeit reif, noch unbefangen, von dem thatſächlichen Inhalte getrennt wurde; wenn man nicht dieſen von dem Uebrigen rein ausſchied, als echten, dauernden Gewinn, jenes aber ſeinem eigentlichen Werthe nach der Beurtheilung des unbefangenen, einſichtigen Kunſtfreundes unterwarf. Beides verſuchte ich, zunächſt im Intereſſe der Kunſtgeſchichte, ſodann auch meiner eigenen Forſchungen und Darſtellungen in derſelben, und es iſt in die folgenden Blätter niedergelegt. Sollte eine Zeit kommen, in der ein Werk von dem Umfange des meinigen (da eine gewählte Beiſpielſammlung es begleitet) den allgemeinen Antheil auch nur in ſo weit rege machte, daß die Koſten der Herausgabe dadurch gedeckt würden, ſo wird es erſcheinen. Je höher die Forderungen ſind, die ich an eine Darſtellung ſolcher Art eben hier und in den folgenden Blättern geſtellt habe, um ſo mehr wünſche ich dann, nach ihnen gerichtet zu werden."

Ref. hält ſich berechtigt und glaubt im Intereſſe der Kunſt zu handeln, wenn er den Verf. aufruft, ſein Werk den Freunden der Kunſt nicht vorzuenthalten, die gewiß mit Freuden darnach greifen werden. Was man in Rückſicht auf geſchichtliche Darſtellung von dem Verf. zu erwarten habe, zeigen folgende intereſſante Proben. Er ſagt: „Es iſt richtig, daß bald nach der Mitte des 16ten Jahrhunderts der römiſche Hof eine durchgreifende Verbeſſerung der heiligen Tonkunſt beabſichtigte, und feſt entſchloſſen war, ſie aus der Kirche zu verbannen, wenn ſie dieſer Verbeſſerung nicht fähig, nicht würdig erfunden werden ſollte, den ihr beigelegten Namen der heiligen ferner zu verdienen. Die Fehler jedoch, an denen ſie damals gekrankt, die nächſten Beweggründe dieſes Entſchluſſes werden von Verſchiedenen auf verſchiedene Weiſe und nicht immer richtig angegeben. — Einige meinen, die Tonkunſt ſey damals eine weiche, üppige, mit Verſchnörkelungen überladene geweſen. Sie war aber, wie die auf uns gekommenen Denkmale bezeugen, eine vielſtimmige, künſtliche, von Nachahmungen und verwickelten Kanons ſtrotzende. Die Töne und ihre künſtliche Zuſammenſetzung galten Alles; das ſinnreiche Gewebe derſelben wurde oft unabhängig von den Worten verfertigt, dieſe ihm wohl oder übel unterlegt, oder auch wohl der Text nur zu Anfange angedeutet und ſeine Unterlegung den Sängern völlig überlaſſen. Wie ſehr man für das Auge allein gearbeitet, zeigen die lächerlichen Mittel, die man erſann, dem Mangel an Ausdruck abzuhelfen. Man färbte die Noten ſchwarz, wo von Finſterniß, Schmerz, Trauer die Rede war; roth, wo Licht, Sonne, Purpur vorkam; blau, wo Himmel; grün, wo Wieſen, Felder, Bäume erwähnt wurden. Man ſtellte, wenn auch auf ſinnreiche Weiſe, verſchiedene Texte in allen einzelnen mit einander verflochtenen Stimmen zuſammen, wie das Ohr ſie nimmer zu vernehmen vermochte, wie nur das überblickende Auge ſie in ihrem gegenſeitigen Bezuge aufzufaſſen im Stande war, und — ſehen wir hinzu — vermochte dabei nicht jede Stimme als eine die anderen klar hervorhebende Eigenthümlichkeit auszugeſtalten und dadurch auch dem Hörer das Verſtändniß aufzuſchließen, weil man es noch nicht gelernt hatte und auf dem ergriffenen Wege es auch nicht lernen konnte. — Zu dieſem Unweſen geſellte ſich noch eine anſtößige Vermiſchung des Unheiligen mit dem Heiligen. Dieſe fand bei dem kirchlichen Geſange und bei dem Orgelſpiele in gleichem Maße ſtatt. Was den kirchlichen Geſang betrifft, ſo hatte man ſchon ſeit Hucbald begonnen, auf alte Kirchenweiſen als Grundlage ein — wenn auch Anfangs rohes — harmoniſches Gebäude aufzuführen. Je mehr die Geſchicklichkeit hierin wuchs, erhöhete ſich der Reiz, eine ähnliche Behandlung auch bei Volksweiſen zu verſuchen. Seit der Mitte des 14ten Jahrhunderts wurde die harmoniſche Behandlung auf die Meßhymnen ausgedehnt. Sey es nun Mangel an Erfindung, ſey es Feſthalten an dem bisher Gewöhnlichen, oder auch wohl beſondere Neigung und Verehrung für die trefflichſten der alten Kirchengeſänge: ſie eben behielt man bei als Grundlage der neuen harmoniſchen Gebäude, legte dieſen die Worte der Meßgeſänge unter und benannte die ſo entſtandenen Kompoſitionen nach ihren Themen. Allein man blieb dabei nicht ſtehen. Die gefälligeren, bewegteren, reizenderen Melodien der Volksgeſänge — meiſt niederländiſcher, deutſcher, franzöſiſcher, ſpaniſcher, weil die damals lebenden Komponiſten faſt nur ſolcher Abkunft waren — wurden nicht minder als Themen gewählt und man ſcheute ſich nicht, die Meſſen nach ihnen: „von den rothen Naſen (des rouges nez), küſſe mich (baisez moi) u. ſ. w." zu benennen. Der wunderliche Kontraſt des Namens und der Beſtimmung des Muſikwerkes, welcher dadurch entſtand, reizte — wie alles Seltſame — zu allerhand Einfällen, und ſo durfte Josquin es wagen, ſelbſt durch die Töne des Themas ſeiner Meſſe la sol fa re mi einen Hofmann Ludwigs XII. von Frankreich neckiſch an ſeine ausweichende Rede: „laissez faire

moi!“ zu erinnern, mit denen er seine dringenden Gesuche um eine Pfründe hinhielt. — Schon seit dem 13ten Jahrhundert hatten gegen diesen Mißbrauch der Kunstmittel, diese Vermengung des Heiligen mit dem Unheiligen tadelnde, verwerfende Stimmen der Kirche sich erhoben. Das Concil zu Trier um 1227, Wilhelm Durandus um die Zeit des Concils zu Vienna, Papst Johann XXII. zu Avignon um 1322, das Concil zu Basel waren fast ohne merklichen Erfolg dagegen eingeschritten. Der tridentinischen Kirchenversammlung blieb es vorbehalten, wirksamer dagegen zu verfahren. Es ist eine allgemein verbreitete Meinung, als habe Marcellus II., sey es als Vollstrecker der zu Trient gefaßten Beschlüsse, sey es aus eigner Bewegung, Schritte gethan, die Tonkunst aus der Kirche völlig zu verbannen, und sey nur durch Anhörung der von Palestrina vor ihm am ersten Ostertage 1555 aufgeführten, nach seinem Namen genannten Messe bewogen worden, sie dem Heiligthume zurückzugeben. Allein diese, auf ganz irrigen Voraussetzungen beruhende Meinung ist völlig ungegründet. Die Kirchenversammlung beschloß in ihrer 22sten und 23sten Sitzung die Reinigung der geistlichen Tonkunst. Sie sey aus der Kirche zu verbannen, kam man überein, sofern sie, es sey im Gesange oder Orgelspiele, irgend eine Beimischung des Frechen und Unreinen zeige, damit das Haus des Herrn wahrhaft ein Bethaus seyn und heißen könne (am 14. Sept. 1562). Der Unterricht der Jugend in dem gregorianischen Gesange wurde ausdrücklich verordnet, die zu weichliche Musik aber untersagt. Kaiser Ferdinand I., ein großer Freund der Tonkunst, ließ durch seinen Gesandten dagegen vorstellen, daß man die Figuralmusik deßhalb nicht völlig verwerfen möge, die, recht angewendet, das wirksamste Mittel seyn könne, das Gemüth in Andacht zu erheben. Die Väter stimmten hiemit überein und beschlossen zugleich, alle Verbesserungen im Einzelnen der Kirchenzucht den Bischöfen und Provinzialsynoden zu überlassen. Hiemit endete das von ihnen wegen der geistlichen Tonkunst Verfügte, dessen Ausführung dann später noch dem Schlusse des Concils vorbehalten blieb. Diese Ausführung der tridentinischen Beschlüsse verschob sich bis in das Jahr 1565, weil den Papst Pius IV. bis dahin andere, dringendere Sorgen beschäftigt hatten. Am 2. Aug. dieses Jahres ernannte er dazu eine Kommission von acht Kardinälen, die mit seiner Zustimmung wiederum zweien aus ihrer Mitte die Reinigung der kirchlichen Tonkunst übertrug. Der heilige Karl Borromeo und Vitellozzo Vitellozzi waren diese Beauftragte, die mit acht, zu diesem Ende erwählten Mitgliedern der päpstlichen Kapelle zu einer Berathung sich vereinigten. Man kam überein, 1) Messen und Motetten mit gemischten Texten nicht ferner zu singen; 2) Messen mit profanen Themen für immer von der Ausführung auszuschließen; 3) Gesänge mit phantastisch zusammengesetzten, weder aus der heiligen Schrift noch älteren christlichen Dichtern entlehnten Texten zurückzulegen. Die Forderung der beiden Kardinäle, daß die heiligen Worte bei dem Gesange durchhin müßten vernommen werden können, fand größere Schwierigkeit. Die Sänger bemerkten, diese Verständlichkeit sey nicht immer zu erreichen; und als die Kardinäle ihnen entgegneten, wenn sie also doch zuweilen erreichbar sey, warum nicht immer? erhielten sie zur Antwort: das Wesen der harmonischen Tonkunst bestehe in Nachahmungen und Fugen; ihr diese nehmen oder sie vernichten, würde einerlei seyn. Wenn nun die Harmonie der würdigste Schmuck der kirchlichen Feier sey, ohne jene Fugenkunst aber nicht bestehen könne, die zuweilen das heilige Wort verdunkele, so dürfe auf dessen Verständlichkeit nicht strenge bestanden werden. Hier zum ersten Male erinnerten die Kardinäle an Palestrina's Beispiel. Seit seinen Improperien, von denen Pius IV. im Jahr 1560 für seine Kapelle Abschrift erbeten, hatte er diesem Papste für dieselbe im Jahre 1562 zwei Motetten und eine sechsstimmige Messe überreicht, und im folgenden Jahre dem Kardinal Rudolph Pio von Carpi den ersten Theil seiner vierstimmigen Motetten zugeeignet. In jener Messe hatte vornehmlich das vierstimmige Kruzifixus für hohe Stimmen den Papst und die Kardinäle entzückt. „Als diese Töne zum ersten Male in der Sixtinischen Kapelle erklangen,“ sagt unser Verfasser (Baini), „in jenem Heiligthume, das Baukunst und Malerei vor nicht lange erst neu verherrlicht hatten, erhoben diese Künste sich von ihren Sitzen, sie, die den Improperien (gleichsam einer unzeitigen Blüthe) gegenüber ihren alten Stolz nicht abgelegt hatten, umarmten die Tonkunst, ihre Schwester, die alten Ehren ihr zollend, und größeres Entzücken ergriff die Anwesenden, als zur Zeit Griechenlands jemals die Hörer der berühmtesten Tonkünstler oder dichterischen Sänger empfanden.“ — Und nun lautete die Aufgabe dahin: neben volltönender Harmonie, Reichthum an kunstvoller Verflechtung, Abwesenheit aller bereits verworfenen Ausschweifungen solle würdiger, andächtiger Ausdruck, vollkommene Verständlichkeit des Wortes die aufgetragene Messe auszeichnen. Gelinge es, diesen Anforderungen zu genügen, so solle in Rücksicht der geistlichen Tonkunst keine Aenderung eintreten. Palestrina wurde durch Karl Borromäus persönlich von diesem Auftrage unterrichtet. Zu seiner Ausrichtung schrieb er drei Messen und wählte dabei weislich sechs Stimmen für eine jede derselben. Durch doppelte Bässe wollte er größeren Spielraum in der Ausführung gewinnen, ohne die Grundstimme zu sehr anstrengen zu dürfen; neben künstlicher Verflechtung sollte ihm so die Möglichkeit gewährt bleiben, die Stimmen, in zwei Chöre vertheilt, gegen einander wirken zu lassen, ohne die Stimmenzahl zu sehr zu vervielfachen,

wodurch der Klarheit der Verwebung aller Stimmen Eintrag geschehen wäre; so endlich sollte Mannichfaltigkeit und doch stete Verständlichkeit des Wortes erreicht werden. Am Dienstage, den 19. Juni 1565 (als eben der römische Hof wegen des mit den Schweizern geschlossenen Bündnisses vorzüglich zur Freude gestimmt war und der Kardinal Borromeo deßhalb ein feierliches Dankamt hielt), wurde die dritte der Palestrina'schen Messen zum ersten Male bei dem Gottesdienste, in Gegenwart des Papstes, der Kardinäle und vieler angesehenen Zuhörer vorgetragen. Sie erregte allgemeines Entzücken. Pius IV. soll ausgerufen haben: „Hier gibt ein Johannes in dem irdischen Jerusalem uns einen Vorschmack jenes neuen Liedes, das der heilige Apostel Johannes in dem himmlischen einst in prophetischer Entzückung vernahm." — Der gerechte Vorwurf, der Baini über Herabsetzung Orlando Lasso's von dem Verf. gemacht wird, ist nicht nur der Wahrheit gemäß, sondern auch echt patriotisch. Er sagt: „Große Ungebühr hat unser Verf. diesem trefflichen Meister abzubitten. Die Kundigen seiner und der späteren Zeit preisen übereinstimmend von ihm, daß er die rechte Motettenart besitze; sein Styl galt lange eben so für ein Losungswort, als jezt der des Palestrina, dessen Werke die päpstliche Kapelle auf dankenswerthe Weise länger in lebendiger Anschauung erhalten hat, dessen Styl wohl deßhalb eben so sehr, als seiner großen inneren Vorzüge wegen eine so allgemein gültige Bezeichnung geworden ist. Auch war Herzog Wilhelm von Baiern des Orlandus Gönner lebenslang, ein Fürst, der ausgezeichnete Talente wahrhaft zu schätzen wußte, der Palestrina wohl kannte und dessen ausgezeichnete Werke in seinem reichen Bücherschatze aufbewahrte; ein Fürst, der, hätte in der That ein so unermeßlicher Abstand zwischen beiden Meistern stattgefunden, als unser Verfasser uns glauben machen will, nicht geläumt haben würde, den äußerlich so sehr bedrängten Palestrina für sich zu gewinnen, welcher selbst (wie Baini eingesteht) durch eine für Instrumentenspiel und Gesang gleich eingerichtete Messe um seine Gunst gebuhlt hatte. Neben allen diesen Erwägungen, die uns nur das Verhältniß beider Meister zu den Freunden der Tonkunst unter ihren Zeitgenossen vor Augen stellen sollen, geht aber auch aus den Werken des Orlandus, die in vielen Bibliotheken Deutschlands und zumal zu München in reicher Anzahl vorhanden sind, sein großer Werth urkundlich hervor, der nicht ausschließend auf einem paar achtstimmiger Gesänge in einfachem Style beruht." Indem der Verf. Baini über den Styl eine Lektion gibt, sagt er über Styl im Allgemeinen: „Styl im Allgemeinen, sagen wir, sey da vorhanden, wo aus dem Wesen vorliegender Aufgaben, aus den durch sie gegebenen Bedingungen, eine bestimmte Behandlung der Mittel sich ergibt, sie zu lösen, in nothwendigem Zusammenhange mit ihnen. Er unterscheidet sich von der Manier, bei der die Behandlung der Darstellungsmittel nicht aus dem Wesen, der Bedeutung, dem Sinne der Aufgabe mehr hervorgeht, wo allgemein harmonisches Hinwirken aller Kräfte zu dem Zauber ihrer Lösung nicht mehr stattfindet, sondern irgend eine, mit einseitiger Auffassung allezeit in Verbindung stehende, einseitig erworbene Handfertigkeit (maniera) das zufällig Bestimmende der Behandlung ist. Der Styl steht also mit dem Begriffe der Schule, wie wir ihn zuvor festgestellt, in der genauesten Verbindung; bei den einzelnen Gliedern der Schule erscheint er dem Wesen nach derselbe, nur in eigenthümlicher Ausbildung, und so wiederum zeigt ihn jedes einzelne Werk in den mannichfachsten Ausstrahlungen. Reden wir nun von verschiedenen Stylen eines Meisters, so pflegen wir darunter in der Regel die Stufen seiner Ausbildung zu verstehen, von dem Allgemeinen der Schule bis zu völligem Hervortreten seiner Eigenthümlichkeit. So werden gemeinhin dem Rafael drei Style beigemessen; der erste, in welchem das Anschließen an seinen Meister das Hervortretende ist, der uns die verschlossene Knospe seines schönen Wesens entgegenbringt; der zweite, in welchem seine Natur in sich selbst zur Besinnung erwacht, jene Knospe sich zu erschließen beginnt; der dritte, wo seine Eigenthümlichkeit durch geistige Anregung Anderer zu voller Reife gelangt, wo die Blüthe derselben sich entfaltet. Der ganze Reichthum seiner herrlichen Natur erscheint in größester Fülle freilich auf der lezten Stufe; allein wie die nur eben schwellende, sich färbende, sich erschließende Knospe durch die Hoffnung des reichen Gehaltes, der in ihrem lebensschwangeren Schooße sich birgt, uns so unbeschreiblich anzieht, so auch jene früheren Stufen, in denen nicht minder sein ganzes Wesen lebt, und die eben so wenig unvollkommene genannt werden können, als jede einzelne Stufe fortgehender Naturentwicklung, mit der auf sie folgenden, späteren verglichen, eine geringere heißen darf, da eine jede in sich allezeit die genügendste, vollkommenste Lebensäußerung ist. Das Fortschreiten von unvollkommenen Leistungen zu vollkommneren kann uns daher nicht eben so viele Style bezeichnen, die Grade geringerer und größerer Meisterschaft in Handhabung der Mittel dürfen nicht als Stufen des Styls gelten; denn Styl ist immer erst mit der Meisterschaft wirklich vorhanden."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 23. Montag, 2. März 1835.

Werke aus und über Frankreich.

1) Frankreich in socialer, literarischer und politischer Beziehung. Von H. L. Bulwer. Aus dem Englischen übersezt von Louis Lar. Vier Bändchen. Aachen und Leipzig, Mayer, 1835.

Bulwer ist nicht ganz von dem Vorwurf der Buchmacherei freizusprechen, denn, um vier Bände zu füllen, erzählt er uns die ganze Geschichte der alten französischen und der Julirevolution aus längst bekannten Quellen wieder, und füllt ganze Seiten nicht nur mit Auszügen aus statistischen Werken, die wir ganz am rechten Ort finden, sondern auch mit langen Stellen aus Victor Hugos Dramen, was offenbar nur darauf berechnet ist, die Papiermasse des Werkes anzuschwellen.

Dagegen ist dem, was der Verfasser aus eigenem Geist hinzugethan hat, den Uebergängen zwischen jenen Lückenbüßern, den Charakteristiken und Nutzanwendungen, überhaupt dem Raisonnement eine große Feinheit und, was wir des Engländers noch für würdiger halten, eine große Wahrheitsliebe nicht abzusprechen.

Zuerst schildert der Verfasser das Land und vor Allem die Hauptstadt. Lauter bekannte Dinge. Das Buch wird erst interessant, sobald von dem französischen Volkscharakter die Rede ist. Die Kapitel Höflichkeit — Galanterie — Eitelkeit — Witz — Frivolität geben dem Verfasser Gelegenheit zu mancher treffenden Bemerkung, und er würzt diese Schilderungen in der Regel durch pikante historische Anekdoten. Wenn er nicht sonst dem politischen Wohlstande Frankreichs und seiner Civilisation hätte Gerechtigkeit widerfahren lassen, könnte man ihm bei diesen Charakterbildern einige brittische Eitelkeit und Zurückhaltung vorwerfen, da er neben jenen glänzenden Charakterschwächen des französischen Volkes nicht auch der französischen Tapferkeit, der politischen und militärischen Tollkühnheit und jener leichten Erregbarkeit, jener sich schnell entflammenden Begeisterung gedacht hat, die schon so oft Wunder wirkte, und was der luxuriöse Leichtsinn verschuldet, wieder gut machte. Allein wenn ein Engländer von den Franzosen spricht, sucht er immer eine gewisse Ueberlegenheit geltend zu machen, und ignorirt gern das, was ihm zu große Achtung einflößt.

Eins der geistreichsten Urtheile ist folgendes: C'est très bien, c'est très bien et tout ce qu'il faut maintenant ce sont les feux d'artifices et un bon mot pour le peuple. Mit dieser Aeußerung soll Herr von Talleyrand eine der Revolutionen geschlossen haben, deren Entscheidung sein Talent und seine Zeit ihm in die Hände legten. Un bon mot pour le peuple! Eine Aeußerung, die des Pericles würdig gewesen wäre, als

Digitized by Google

er das feine, gebildete Volk der Griechen in Banden ſchlug, mit denen unläugbar das heitere, unbeſtändige, frivole und witzige Volk, unter dem ich mich jezt befinde, eine ausgeprägte Aehnlichkeit hat. Wie viele Ereigniſſe ſind ſchon in dieſem Lande durch ein Bonmot vorbereitet worden! Wie viele Ereigniſſe hat ein Bonmot zum Schluß geführt! Eine Reihe ſolcher Witzworte, die von Voltaire ausging, von Diderot vermehrt, von Helvetius geſammelt und ſyſtematiſch geordnet ward, hat die alte Religion vernichtet, die Grundlagen des Thrones untergraben und das Geſchick der Monarchie erſchüttert, von der Ludwig XIV. ſich einbildete, daß er ſie unter dem Gewicht ſeines hohen imponirenden Genies auf Jahrhunderte befeſtigt habe. „Ce ne sont pas les dépenses générales, ce sont les états généraux qu'il nous faut," ſagte Herr Despremesnil, und ein Witzwort ſezt die ungeheure Maſchine in Bwegung, welche ſchwer über den heiteren, reizenden Hof von Frankreich hinrollte. „Je ne veux pas être un cochon à l'engrais dans le château royal de Versailles," ſagte der erſte Konſul mit der derben Energie ſeines Charakters, und da die Lacher auf ſeiner Seite waren, ſo ſtieß er die ſpekulative Pyramide des Abbé Sieyes über den Haufen. — „Il n'y a qu'un Français de plus" — wurde dem Grafen von Artois in den Mund gelegt, und als er durch die Straßen von Paris ritt, war die ganze Welt entzückt über die Reſtauration. Selbſt die lezte Revolution ging nicht ohne Phraſe vorüber: „Es iſt ein Nationalgardiſt, der ſeinen alten General beſucht," ſagte Ludwig Philipp, als er nach dem Stadthauſe ritt, während die, welche Lafayette den unglücklichen Ausſpruch in den Mund legten, daß „die Julimonarchie die beſte der Republiken ſey," auf einem neuen Witzworte eine neue Dynaſtie gründeten. Man kann nicht zweimal um das Palais-Royal gehen, oder einmal die Variétés beſuchen, ohne zu erkennen, daß, ſo wie Eitelkeit die vorherrſchende Leidenſchaft, ſo Witz das vorherrſchende Talent iſt, welches die Hauptvergnügungen der Franzoſen würzt. Sie müſſen Witz haben, und zwar nicht bloß die große Welt, nicht bloß die Schöngeiſter, die Schriftſteller, ſondern auch das Volk, die arbeitenden Klaſſen, die Mechaniker, die Uhrmacher, die Zimmerleute, die Steinhauer, das Volk der „Handwerker-Unionen" — das Alles muß Witz haben, muß auf eine oder die andere Art durch Witz unterhalten werden: ein guter Spaß iſt ihr Opium, er beſänftigt ſie und begeiſtert ſie und ſchickt ſie nach Haus, mit der Ausſicht auf eine gute Nacht und einen anmuthigen Traum. Es gibt nichts, was die Franzoſen nicht, um Lachen zu erregen, lächerlich zu machen ſuchen würden; aber in dieſem Lächerlichen verdient bemerkt zu werden, daß es Niemanden in ihren Augen herabſezt, ausgenommen, wenn dieſe Herabſetzung ſie mittrifft."

Bulwer verläßt das anmuthige Gebiet der nationellen Eigenthümlichkeiten, um ſich in ein ſtatiſtiſches Detail zu vertiefen. Einen halben Band hindurch beutet er das Werk des Herrn Guerry aus, um uns eine vollſtändige Ueberſicht über die in Frankreich jährlich begangenen Verbrechen zu geben, denn das iſt das Lieblingsthema eines Dichters, der in ſeinen Romanen vorzugsweiſe Kriminalgeſchichten behandelt hat. Wenn nun zwar das Verdienſt dieſer Zuſammenſtellungen der franzöſiſchen Quelle zukommt, ſo verdenken wir es doch dem Britten nicht, daß er ſie benuzt hat, und auch wir benuzen ſie, um auf die Naturnothwendigkeit und ſtarre Konſequenz hinzuweiſen, die ſich gerade im Reich der abſoluteſten Freiheit und der überraſchendſten Zufälle geltend macht. Wer übt größere Freiheit, als der Verbrecher, der ſich über jedes Geſetz erhebt, und wo walten größere Zufälle, als bei den Veranlaſſungen zu Verbrechen durch Zorn und andere Leidenſchaften? und doch zeigt die Geographie der Verbrechen, daß Lokalität und Klima die ſittlichen Produktionen eben ſo beherrſchen, wie die phyſiſchen. „Herr Guerry theilt Frankreich in fünf Regionen oder Diſtrikte, deren jeder aus ſiebenzehn Departements beſteht, und ſcheidet dann wieder die in jeder dieſer Regionen verübten Verbrechen in zwei Klaſſen, nämlich in Verbrechen gegen das Eigenthum und in Verbrechen gegen die Perſon. Die nachſtehende Tabelle, in welcher die Zahl der in Frankreich verübten Verbrechen zu hundert angenommen iſt, gibt das Reſultat ſeiner Berechnung.

Verbrechen gegen die Perſon.

Regionen.	1825.	1826.	1827.	1828.	1829.	1830.	Mittel.
N.	25	24	23	26	25	24	25
S.	28	26	22	23	25	23	24
O.	17	21	19	20	19	19	19
W.	18	16	21	17	17	16	18
C.	12	13	15	14	14	18	14
Tot.	100	100	100	100	100	100	100

Verbrechen gegen Eigenthum.

Regionen.	1825.	1826.	1827.	1828.	1829.	1830.	Mittel.
N.	41	42	42	43	44	41	42
S.	12	11	11	12	12	11	12
O.	18	16	17	16	14	15	16
W.	17	19	19	17	17	17	18
C.	12	12	11	12	13	15	12
Tot.	100	100	100	100	100	100	100

Von allen wunderbaren Berechnungen, welche je bekannt wurden, iſt dieſe vielleicht die merkwürdigſte; denn abgeſehen von der Baſis, auf welche ſich die Berechnung ſtüzt, ſo bleibt es immer nicht weniger auffallend, daß ſie in ſechs aufeinander folgenden Jahren ein faſt ganz gleiches Reſultat liefert, und das nicht in Einer Gattung von Verbrechen, nicht in Einer Abtheilung

Frankreichs, ſondern in allen Abtheilungen Frankreichs, und in jeder Art von Verbrechen, ſo daß unter den verſchiedenen Diſtrikten des Königreichs ein eigenthümliches, faſt unveränderliches Kriminal-Verhältniß beſteht, welches keiner der vielen Zufälle, denen das menſchliche Leben unterworfen iſt, bedeutend ändern oder beſtimmen zu können ſcheint.“ Eben ſo konſequent bleibt ſich das Verhältniß der Selbſtmörder ja ſogar in den ſchriftlichen Abſchiedsworten und lezten Wünſchen derſelben findet eine Uebereinſtimmung ſtatt, die uns mit Entſetzen erfüllt, denn was die ſcheinbar freieſte Entſchließung und der eigenſte Gedanke des Menſchen iſt, erſcheint unter dieſem ſtatiſtiſchen Geſichtspunkt, als ein klimatiſcher Zwang, und der Menſch iſt dabei bloß willenloſes Werkzeug einer phyſiſchen Gewalt, und ſeine Handlung nur das Symptom einer regelmäßigen, ſich ewig wiederholenden Naturthätigkeit, die Erfüllung eines todten Naturgeſetzes. Und wie, wenn man dieſe ſtatiſtiſche Methode auch auf die Tugenden ausdehnen wollte? Wenn ſich ergäbe, daß die Triebe zum Guten, die Sittſamkeit bei den Frauen, der Muth bei den Männern, ja ſelbſt das Talent in ſeinen verſchiedenen Richtungen nur klimatiſch vertheilt wäre, und wenn die ſchöne Seele nichts ſich ſelbſt, Alles nur dem todten Naturgeſetz verdankte, das in demſelben Moment auf dem Baum eine zarte Blüthe und im Baum einen Holzwurm ſchafft? Es würde in der That ſonderbar um die Moral ſtehen, wenn dergleichen Entdeckungen fortgeſezt würden; Niemand würde mehr glauben, daß er aus eignem Antrieb gut oder ſchlecht ſeyn könnte; aber das Reſultat würde das nämliche bleiben, denn die Triebfeder ſey welche ſie wolle, Naturzwang oder ſittliche Entſchließung, immer wird der von Natur und durch Erziehung edle Menſch edel handeln, der gemeine gemein.

Nach dieſer Abſchweifung, die mehr für die Menſchheit überhaupt, als ausſchließlich für Frankreich von Intereſſe iſt, geht Bulwer in die franzöſiſche Geſchichte ein. Wieder lauter bekannte Dinge. Was ſagt er uns über die Revolution, über Napoleon? Nichts Neues, und darum hätte er ſich nothwendig hierbei kürzer faſſen ſollen. Hiſtoriſche Gemeinplätze ſind weniger gewöhnlich in der Literatur, als raiſonnirende, theoretiſirende; aber ſie ſind einem Mann von Geſchmack und originellen Geiſt eben ſo wenig zu verzeihen.

Man iſt begierig, das Urtheil Bulwers über die jüngſte Politik Frankreichs zu erfahren. Wir wollen es ihm verzeihen, daß er ſich gefürchtet hat, den Propheten zu ſpielen, und doch kann man über eine neue Regierung niemals urtheilen, ohne ihr zugleich ihre Zukunft vorauszuſagen. Bulwer macht ſich die Sache vielleicht nur zu leicht. Er ſagt vom Jahr 1830: „Hätte die Nation abſtimmen können, ſo würde wahrſcheinlich der liberale Adel für Heinrich V., die Bürger für den Herzog von Orleans, die alte Armee für den jungen Napoleon und die Maſſe für eine Republik geweſen ſeyn. Der Herzog von Orleans wurde erwählt, weil ſeine Erhebung keiner beſonderen Partei Vieles, allen Einiges verſprach, und am wenigſten Gefahr darbot, eine Partei grob zu verletzen. „Die Menge,“ ſagen Viele, „würde der legitimen Linie, gegen die ſie gefochten hatte, leidenſchaftlich entgegen geweſen ſeyn.“ Die Armee würde die rothe Mütze, die bei den Konfiskationen und Proſcriptionen des Wohlfahrtsausſchuſſes den Vorſitz gehabt hatte, verachtet, die Bürger würden ſich gefürchtet haben. Herr Guizot und ſeine Freunde nahmen den Herzog von Orleans an, weil er ein Bourbon war; die Herren Laffitte und Mauguin, weil er unter den Bourbonen zur Oppoſition gehört hatte; General Lafayette ſah in ihm den Soldaten von Jemmappes, den Adjutanten Dumouriez's. Ueberdies wurde Ludwig Philipp auch zuerſt, als Alle noch ungewiß waren, vorgeſchlagen. „Nehmt den Herzog von Orleans zu eurem Könige,“ ſagte Laffitte. „Die Freiheit wird ſich mit dem Opfer der Legitimität zufrieden geben. Die Ordnung wird euch dafür Dank wiſſen, daß ihr ſie vor Robespierre bewahrt. England wird ſeine eigene Revolution in der eurigen erkennen!“ Alle erklärten ſich gegen Karl X. Keiner ſprach vom jungen Napoleon, keiner von Heinrich V. und dennoch würde ſich, und bei der Gunſt der Umſtände, unter der Sanktion eines dieſer beiden Namen vielleicht eine populärere, ſtärkere Regierung haben bilden laſſen, als die gegenwärtige. Die legitime Monarchie mit Heinrich V., die Republik mit dem jungen Napoleon (ich wage es, dieſes als hiſtoriſche Spekulation auszuſprechen) würden die beiden großen und die vernünftigſten Alternative geweſen ſeyn. Die legitime Monarchie hatte die Vergangenheit, die Republik die Zukunft für ſich. Die Anſprüche der erſteren waren in den Gräbern von St. Denys; die Zeit hatte ſie geheiligt, ſie verhieß Ruhe. Die Sucht nach Neuem konnte bloß die Anſprüche der andern rechtfertigen; ihr Daſeyn konnte nur ein Daſeyn der Handlung, des Ruhms, der Invaſion, der Vertheidigung, der Eroberung ſeyn. Eine Republik mit Lafayette wäre nur die Erſcheinung einer Stunde geweſen, denn der bloße Name Republik war eine Kriegserklärung, und welcher andere als der Name „Napoleon“ ſtrahlte in kriegeriſchem Zauberſcheine? — Auch hätte, ohne eine Republik, der junge Napoleon keine Ausſicht gehabt. Der Soldat würde ſich um ihn geſammelt haben — der Bürger würde vor ihm erſchrocken ſeyn. Der Name eines jungen Mannes in Oeſterreichs Hauptſtadt war allein keine hinlängliche Grundlage für eine Regierung. Wollte Frankreich ſich auf Einmal in eine neue Lage werfen, Europa trotzen, und mit der

Propaganda die Legionen der heiligen Allianz herausfordern, so würde der junge Napoleon, als erster Konsul einer militärischen Republik, alle Energien, die ein solches Wagniß erforderte, erweckt und um sich versammelt haben. War, auf der andern Seite, die Revolution ein Kampf um das, was man durch die Charte erhalten hatte, und nicht für ein neues System, sollte die innere Politik Frankreichs: Erhaltung, die äußere: Friede seyn, sollte die Monarchie aufrecht, das Königthum geachtet bleiben, so war es besser, eine Krone zu behalten, die neun Jahrhunderte geheiligt hatten, und der Majestät ihre Geschichte und ihren Schmuck zu lassen. — Was indessen auch damals das Beste gewesen seyn möchte, ich wundere mich gar nicht über das, was geschah. Noch mehr; welche Regierung auch im Jahre 1830 für Frankreich am rathsamsten gewesen seyn möchte, so würde ich doch, als liberaler, vernünftiger Franzose, im Jahr 1834 sehr darauf bedacht seyn, die bestehende aufrecht zu halten. Freiheit ist unmöglich ohne Stabilität, sie kann bei immerwährenden Aenderungen nicht bestehen, und es gibt Fälle, in denen ein Volk weise handelt, selbst mehrfache Uebel beizubehalten, um sich die für alle gesellschaftliche Zwecke so nothwendige Gewohnheit anzueignen, Etwas zu erhalten. Die, meine ich, die vor vier Jahren, als Alles neu zu gestalten war, aus guten Gründen Republikaner oder Legitimisten seyn mochten, können es jezt, wo eine Regierung besteht und nur durch eine neue und schreckliche Revolution umgeworfen werden könnte, deren Folgen sie weder zu leiten noch vorher zu sehen vermöchten, nicht mit eben so gutem Grunde seyn. Ueberdies war die Regierung Ludwig Philipps, wenn nicht die stärkste, doch wohl diejenige, die sich am leichtesten und sichersten einsetzen ließ, und ich gestehe es, mich überrascht am meisten, nicht daß die Franzosen sie gewählt haben, sondern daß sie, da sie nun einmal gewählt ist, sich so feindselig gegen ihre Wahl betragen. Sie scheinen sich eingebildet zu haben, weil der König seine Stellung der Stimme des Volks verdanke, so müßte er auch jederzeit der Meinung des Volkes nachgeben. Wenn dies ihre Theorie ist, kann man sie eine vernünftige nennen? Wissen wir nicht, daß Jedermann unter dem Einflusse, nicht der Umstände, die ihn in eine gewisse Lage brachten, sondern derjenigen steht, die aus dieser Lage hervorgehen? Gebt Jemanden Rang und Ansehen, so wird er streben es zu erhalten, gleichviel wie er dazu gekommen. Liegen in seinem Ursprunge Schwierigkeiten, so wird er mit diesen immer in Opposition stehen. Selbst ein Schüler in Politik und Geschichte müßte gleich einsehen, daß das Leben eines Prinzen, der seine Macht einer Volksbewegung verdankt, aus immerwährenden Kämpfen gegen populäre Konzessionen bestehen wird. Hier mag er wohlthun nachzugeben, dort zu widerstehen — aber widerstehen wird er irgendwo müssen. Man wird immer Nachgiebigkeit von ihm fordern. Die Nation wird störrisch bleiben und eine störrische Nation muß man regieren, wie ein geschickter Reiter ein störrisches Pferd — er darf ihm nicht die Zügel auf dem Nacken hängen lassen, aber so wie er auf die Brust streichelt, spielt er mit seinem Zügel; läßt er ihm den Kopf frei, oder reißt er es am Maule, so wird weder Gewalt noch Furcht es zurückhalten, und es wird mit ihm durchgehen.“ Das ist eine sehr schöne Vertheidigung des doktrinären Systems. Aber damit ist die große historische Frage nicht entschieden. Ludwig Philipp besizt in hohem Grade die Geschicklichkeit, alle für Europa wichtigen Fragen der äußern, und alle für Frankreich wichtigen Fragen der innern Politik unentschieden in Statu quo zu lassen und die lezte Entscheidung hinauszuschieben; aber wenn sogar Napoleon, der noch weit größere Mann, indem er sich zwischen die europäischen Parteien stellt und sie mit seiner gewaltigen Kraft eine Zeitlang auseinanderhielt oder nach Laune mit einander verband, so mußte doch selbst er zulezt dem elastischen Gegendruck erliegen. Vermöchte Ludwig Philipp den Zusammenstoß von Ideen und Interessen, die seit Jahrhunderten den Weltkörper bewegen, künstlich aufzuhalten, und womit? mit einem kleinen Privatinteresse und mit ein wenig Taschenspielerei? Napoleon konnte das große Drama des europäischen Parteikampfs unterbrechen, und aller Augen von den Interessen dieses Kampfs ab auf seine Persönlichkeit lenken, weil sie groß, überraschend wie ein Wunder in die Geschichte eintrat. Wenn er die Legitimisten hier, die Republikaner dort neutralisirte, aus ihrem Ideenkreise herausbrachte, bestach, bezauberte, so geschah es im Namen des Ruhms, mit der hinreißenden Kraft des Wunderbaren; und dennoch hielt diese Kraft nicht lange wider, weil sie nicht durch die Ideen und Interessen der Zeit genährt wurde, sondern sich zwischen denselben muthwillig und egoistisch hindurchgedrängt hatte. Und was will nun Ludwig Philipp, der sich auf derselben gefährlichen Bahn zwischen großen und allgemeinen Parteien befindet, ohne jenen magischen Zauber des Ruhms ausrichten? Ist er nicht bloß ein Geschöpf der wechselseitigen Furcht beider Parteien? ist er etwas mehr, als ein Stück Papier, auf dem die feindlichen Parteien einen Waffenstillstand unterzeichnet haben, ein unschuldiges wehrloses Stück Papier, das sich augenblicklich einen großen Werth und sogar eine große Macht beilegen mag, das aber die Parteien, sobald sie wollen, zerreißen? Gibt Bulwer im Vordersatze zu, daß Ludwig Philipp keiner der großen europäischen Parteien zusage, wie kann er im Nachsatz dennoch seinem System oder seiner Dynastie — denn beides ist eins — Dauerhaftigkeit zuschreiben?

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 24. Freitag, 6. März 1835.

Werke aus und über Frankreich.

1) Frankreich in socialer, literarischer und politischer Beziehung. Von H. L. Bulwer. Aus dem Englischen übersezt von Louis Lax. Vier Bändchen. Aachen und Leipzig, Mayer, 1835.

(Schluß.)

Bulwer verkennt das Gefährliche in Ludwig Philipps Stellung nicht. Er sagt weiter: „Die jetzige Regierung von Frankreich ist, wie ich bereits bemerkt habe, eine Regierung des Friedens, die keine Ansprüche nach Außen macht, sondern den Bürgern zu Hause gefallen will; eine Regierung, die ganz eigentlich auf die Bürgerschaft und ihren Charakter fußt. In England würde dies eine feste Grundlage für eine Regierung abgeben, weil gerade die Eigenschaften, welche die Bourgeoisie als eine Klasse bezeichnen, die nämlichen sind, die England als eine Nation bezeichnen. In England ist die Bourgeoisie durch ihren Ernst, ihr Nachdenken, ihre Industrie, Moralität und Ordnungsliebe die nationalste Klasse. Diese Eigenschaften, die Kennzeichen der Bourgeoisie in jedem Lande, bilden die besondere Charakteristik unseres Landes. Aber wie verhält es sich mit Frankreich? Sind Ernst und Nachdenken, Industrie, Moralität und Ordnungsliebe die Charakterzüge des französischen Volkes? Während in England die Bourgeoisie den Charakter der Engländer repräsentirt, ist in Frankreich die Bourgeoisie gerade dem Charakter der Franzosen entgegengesezt. — Die Franzosen sind heiter, galant, witzig und eitel. Das ist das Wesen der Franzosen, das ist aber die Bourgeoisie weniger als der übrige Theil der französischen Nation Das gilt vom Charakter Frankreichs. Wie sieht es mit der Geschichte aus? Was zeigt uns diese? Hat die Herrschaft eines Hofes — die Herrschaft der Philosophen — die Herrschaft des Pöbels — die Herrschaft einer Armee — die der Priester und eines Provinzial-Adels — eine zugleich von der niedrigsten Klasse, den Soldaten und den Journalisten bewirkte Revolution — hat irgend eine dieser Epochen den Keim zu einer Regierung der Bourgeoisie gebildet? Außerdem entspringen noch Einflüsse aus der Verbindung des Charakters und der Geschichte einer Nation. Was sind das für Einflüsse in Frankreich? Ist der Einfluß der Frauen, des Militärs, der Literatur einer Regierung der Bourgeoisie günstig? Wenn auch ungern, aber, wie mich dünkt, nothgedrungen muß man erklären, daß eine Regierung der Krämer, welche die Gefühle, die Wünsche, die Neigungen und Vorurtheile der Krämer versinnlicht, in Frankreich nicht populär werden kann. Es mag eine gute Regierung seyn, und ich glaube, daß es, im Ganzen genommen, mit der Zeit

eine gute Regierung für Frankreich werden würde, aber noch in langen Jahren kann sie nicht populär werden. Noch lange Jahre wird sich ihr der Witz, die Eitelkeit und die Galanterie der Franzosen, der Einfluß der Frauen, welche im Allgemeinen die Wissenschaften und die Waffen lieben, und der des Militärs und der Literatur entgegen stellen. Es kann keine populäre Regierung werden. — Welche Gefahren aber drohen einer unpopulären Regierung?"

Dennoch glaubt Bulwer, Ludwig Philipp habe Chancen für sich. „Die beste Hülfe für einen Staat in solcher Lage ist jedoch die Zeit: denn es ist die Wirkung der Zeit, daß sie die so entgegengesezten Dinge vermischt und in Einklang bringt, den Charakter einer Nation in ihre Institutionen und die Institutionen eines Volkes in dessen Charakter überträgt, und daher muß die Politik, welche die jetzige Regierung zu befolgen hat, eine lavirende seyn. Das Ministerium muß stark genug seyn, um die Schwäche, welche in den Principien der Regierung selbst beruht, unterstützen zu können. Das ist der beste und vielleicht der einzige Weg, das Bestehende zu erhalten." Dennoch dürfte es, aller Ministerial-Energie ungeachtet, eine vergebliche Mühe seyn, die Franzosen zu bourgeoisiren oder, um mich eines deutschen Ausdrucks zu bedienen, zu vernürnbergern, und es ist eher darauf zu wetten, daß innerhalb der nächsten fünfzig Jahre uns das leichtsinnige Franzosenvolk von Neuem zu schaffen machen wird, als daß diese Nation, die die Ungeduld selbst ist, fünfzig Jahre lang das Staatsschiff durchtoben und durcharbeiten, die Segel auf- und abziehen, das Tackelwerk auf- und abklettern, das Steuer hier- und dorthin lenken, und die ungeheuersten Anstrengungen der innern Kräfte wie bisher machen würde, bloß um jezt und in alle Ewigkeit zu — laviren.

Indem der Verfasser auf den Einfluß der Frauen zu sprechen kommt, vergißt er seinen Nationalstolz und häuft Sarkasmen auf Sarkasmen auf die armen einfältigen englischen Ladies, um die Komplimente, die er den geistreichen Französinnen zollt, desto mehr zu würzen. Er vergißt hier den Engländer über dem Schriftsteller. Die Bewunderung, die dem literarischen Talent in Frankreich von Damen zu Theil wird, hat allerdings etwas Reizendes für die Eitelkeit schöner Geister, so wie die Verachtung, die in dem adel- und geldstolzen England noch immer auf die schreibende Klasse gehäuft wird, selbst einen Philosophen kränken könnte. Ohne also die Gefühle des Herrn Bulwer in dieser Hinsicht mißbilligen zu wollen, müssen wir doch tadeln, daß sie ihn zu einem allgemeinen Urtheil über den Werth weiblicher Einmischung in den männlichen Wirkungskreis hingerissen haben. Er ist ungemein viel ungerechter gegen seine Landsmänninnen, als er galant gegen die Französinnen ist, wenn er die Natürlichkeit und Häuslichkeit, den Mangel an literarischen und politischen Kenntnissen und die Unfähigkeit, einen Salon mit glänzendem Geschwätz zu beherrschen, an jenen so bitter tadelt. Hat ihn die Huld, die er vielleicht in Paris genossen, so bezaubert, daß er gegen Reize unempfindlich geworden ist, die er selbst in seinen Schilderungen ländlicher Weiblichkeit so wohl zu würdigen gewußt hat? und muß man ihn an den Franzosen Crebillon erinnern, der in seinem besten, in England spielenden Roman das Kompliment Bulwers im Voraus erwidert, aber auch widerlegt, indem er zeigt, wie viel mehr Liebenswürdigkeit in der brittischen Unschuld, als in der französischen Koketterie liege? Bulwer führt auch den Streit nicht auf seinen wahren Gesichtspunkt zurück. Man kann nicht eine Nation darum tadeln, weil sie die Vorzüge der andern nicht theilt. Solchen Uebereinstimmungen oder Nachahmungen legt das nationelle Naturell in der Regel unübersteigliche Schwierigkeiten in den Weg. Der Franzose ist tolerant, er will seine Dame nicht für sich haben, es ist ihm Bedürfniß, daß sie glänze, und er findet mehr Befriedigung in der Bewunderung, die man ihr zollt, als in dem stillen Glück, das sie ihm allein gewähren könnte. Nie verschloß er sich in Haus und Garten, in den heiligen Familienkreis, wie der Engländer und Deutsche; nie war er so eifersüchtig, wie der Spanier oder Italiener. Die Gesellschaft war ihm immer das Erste, die Familie erst das Zweite; die Ehe selbst ist ihm mehr ein Thor, durch das er in der Gesellschaft eingeführt wird, als der Ausgang aus derselben. Mag die Toleranz nur aus einem Bedürfniß der Gegenseitigkeit entspringen oder angeborne Leichtfertigkeit seyn, genug, der Franzose kann die Wahlverwandtschaften vertragen, und weil er das kann, nimmt er auch an der öffentlichen Theilnahme der Damen an allen männlichen Unterhaltungen und Geschäften in männlicher Gesellschaft keinen Anstoß. Der Engländer, der Deutsche kann es nicht, er will seine Geliebte für sich allein haben, er entfernt sich mit der Braut, um unter dem Monde zu schwören, er verschließt sich mit der Gattin in den Frieden des Hauses und zieht einen dichten Zaun davor. Das ist das Naturell, das Temperament der Völker, und Bulwer mag sagen, was er will, nie wird eine Gesellschaft englischer Ladies die gesellige Grazie der Pariserinnen erreichen, und nie eine Pariserin die häusliche einer echten Brittin.

Zulezt spricht Bulwer von der Literatur und zwar sehr ausführlich. Auch hier theilt er uns eigentlich keine neue Ansichten mit, urtheilt aber so richtig, daß er, von der französischen Liebhaberei am Gräßlichen sprechend, beinahe zu vergessen scheint, wie sehr er selbst als Verfasser gräßlicher Mordgeschichten diesen Geschmack theilt. „Nicht, daß Victor Hugo unfähig sey, ein

großer Dramatiker zu werden; das Unglück ist nur, daß er sich eine Reihe von Regeln aufgestellt hat, die ihm alle Möglichkeit dazu abschneiden. Das System, welches dem Roman „Notre-Dame“ geschadet hat, ist noch weiter getrieben worden, wo es noch weniger Glück machen konnte, und das Sonderbarste dabei ist, daß Herr Hugo mit all der Feierlichkeit tiefen Studiums behauptet, die große Kunst, das Interesse zu erregen und die Moral zu befördern, bestehe darin, daß man zu seinen Helden und Heldinnen die gräßlichsten Charaktere nehme, und ihnen irgend eine übermäßige Tugend einflöße. Man sollte kaum glauben, daß eine solche Theorie ernstlich gepredigt werden könne: aber wir wollen Herrn Victor Hugo selbst anhören. „Welcher Gedanke liegt dem Le Roi s'amuse unter? Folgender: Man nehme die scheußlichste physische Unform und bringe sie in die niedrigste, verächtlichste sociale Lage. Nun gebe man diesem Geschöpfe eine Seele und hauche dieser Seele das Gefühl der Vaterliebe ein. Das verächtlichste Wesen wird sublim, das ungestalte wird schön werden. So haben wir Le Roi s'amuse. Und was ist Lukretia Borgia? Man nehme jetzt die moralische Entartung in ihrer abscheulichsten, ekelhaftesten Vollendung; man statte damit, so daß sie am besten hervortritt, die Brust eines Weibes aus, und pflanze dieser Brust dagegen das reinste Gefühl eines Weibes, das Gefühl der Mutterliebe ein, — und das Ungeheuer wird uns interessiren, das Ungeheuer wird uns zu Thränen rühren, und die so entwürdigte Seele wird reizend und liebenswürdig erscheinen. Der Dichter bringt Maria de Lorme nicht auf die Bühne, ohne sie durch eine reine Neigung zu adeln, noch Triboulet zu einem trefflichen Vater, Lukretia Borgia zu einer trefflichen Mutter zu machen.“ Das wäre recht gut, wenn ein Dramatiker durch irgend ein Gesetz gezwungen würde, die Charaktere der Marion de Lorme, des Triboulet und der Lukretia Borgia zu nehmen, und bei seinen Zuhörern Interesse und Theilnahme für sie zu erwecken; wenn es ein solches barbarisches Gesetz gäbe, so könnte der Verfasser allerdings mit Recht sagen: „Ich will die Charaktere, die ich jetzt zu bearbeiten gezwungen bin, mildern, und da ich sie interessant machen muß, sie so tugendhaft als möglich darstellen.“ Es ist ferner sehr wahr, daß ein lasterhafter Hofnarr seine Tochter lieben kann, daß eine entartete Buhlerin eine keusche, edle Leidenschaft haben kann, daß eine Mörderin ihren Sohn anbeten kann. Aber wenn ein Dichter seine Personen nach Gutdünken wählen, und ihnen nach Gutdünken ihre Rollen zutheilen kann, und wenn er unsere Theilnahme durch eine Erzählung von außerordentlicher Vaterliebe erwecken muß, so sollte er nicht einen abscheulichen Narren zu seinem Helden machen, so wenig als er, wenn er uns durch die Geschichte von einer reinen und romantischen Liebe interessiren will, eine Metze zu seiner Heldin wählen sollte. Wenn man Scheußliches mit Schönem, Lasterhaftes mit Tugendhaftem verbindet, so macht man, statt die Häßlichkeit durch Schönheit, das Laster durch die Tugend, welche man damit verknüpft, zu adeln, vielmehr nur lächerlich und gemein, was heilig, religiös, ehrwürdig gehalten werden sollte.“ Eine Wahrheit, die auch unsern Dichtern sehr zu empfehlen ist.

2) Rückblick auf die Ursachen der französischen Revolution und Andeutung ihrer welthistorischen Bestimmung. Von F. W. Carové. Hanau, Edler, 1834.

Große welthistorische Ereignisse sind Thatsachen, wie die Natur. Von einem engherzigen Parteistandpunkt aus über ein unvermeidliches Weltereigniß jammern oder zürnen, ist so lächerlich, als wenn Xerres das Meer peitschen und mit Ketten belegen, Wallenstein es mit Kugeln beschießen läßt, oder der Hund den Mond anbellt. Herr Carové faßt daher die französische Revolution nicht mit jener Parteiängstlichkeit auf, wie so viele Andere, sondern betrachtet sie als eine große welthistorische Uebergangsperiode in der Reihe aller übrigen mit ruhigem unbestochenen Blicke. Sie ist die Fortsetzung der Reformation, der Uebergang aus der Gebundenheit des Mittelalters in die neue Zeit. „Ein schmerzvoller, aber gewiß heilsamer Uebergang vom phantastischen, rohkräftigen Mittelalter zu einer neuen, besonnenen, durchbildeten Zeit, — von der alten, einseitig auf Gewalt und Autorität beruhenden — zu einer aus vernünftiger Erkenntniß und wohlwollender Freilassung wiedergeborenen Weltordnung, — endlich von dem ununterbrochenen Kriege zwischen Bevorrechteten und rechtlosen Individuen, Familien, Ständen, Völkern, Racen, zwischen Auserwählten und Verworfenen, zwischen herrschenden Kirchen und unterdrückten Glaubensparteien, zwischen Kirche und Staat, eiserner Ueberlieferung und Wissenschaft — zu einem auf den Grundlagen allgemeinen Rechts, wahrhafter Humanität und vernünftigen Gottesglaubens — frei geschlossenen Frieden.“

Der Verfasser hofft überhaupt, die neuere Zeit werde alle edlen, aber vereinzelten Bestrebungen der Vorzeit zusammenfassen und unter einander ausgleichen. „Hat China die Heiligkeit der Familie, Indien die Heiligkeit der Erkenntniß, Iran und Aegypten die Heiligkeit der Erdkultur, Moses die Heiligkeit des Glaubens an — und des Vertrauens auf den Allmächtigen, Ewigen, — Einen, — Griechenland die Heiligkeit des Schönen, Rom die Heiligkeit des Rechtes und der

Selbstbeherrschung, und das historische Christenthum die Heiligkeit der Gesinnung und der gottmenschlichen Persönlichkeit, dann aber das Germanenthum die Heiligkeit des Wortes, des Privateigenthums und der Ehe, der Feudalismus die Heiligkeit der persönlichen Ehre und der Treue, und der Katholicismus die Heiligkeit der Selbstverläugnung und des Gehorsams, endlich die kirchliche, wissenschaftliche und politische Reformation die Heiligkeit der Freiheit zum Lebensprinzip gehabt, so hat der Umschwung der neuesten Zeit gerade die vernünftige, freithätige Vereinigung und Harmonisirung aller dieser Prinzipien zum Ziele."

Hierin liegt viel Wahres. Wie in der Literatur, so in allen Richtungen der Bildung macht sich jezt eine Vielseitigkeit geltend, die frühern Zeiten unbekannt war. Man spielt den Juden, den Chinesen, den Araber, den Normann, den Spanier, den Engländer, den Franzosen, den Christen, den Freigeist, den Ritter, den ehrbaren Bürger aus dem 15ten Jahrhundert, man spielt sogar wieder den Mönch, aber, wohlzumerken, man *spielt* sie nur, es ist Alles nur *Mode*, man bekleidet sich mit den *Kostümen* alter Zeiten wie auf einem großen *Karneval*, aber der tiefe Ernst jener alten Zeiten fehlt eben deßhalb, weil man nicht mehr eines allein festhält, sondern mit Allem buhlt, an Allem herumnippt. Auch sind wohl die Gegensätze zu schroff, als daß so leicht eine wahre Harmonie eintreten könnte. Wie soll der kirchliche und ritterliche Sinn mit dem modern-politischen, wie der ästhetische mit dem modern-praktischen je harmoniren? Schließen die Tugenden der genannten Völker sich nicht wechselseitig aus? Kann man die Tugend des Chinesen, des Juden, des Römers, des Germanen, des Nordamerikaners zugleich besitzen? Nein, Herr Carové schreibt unserer Zeit eine zu hohe Bedeutung zu, wenn er sie für fähig hält, das höchste, der Menschheit vorgezeichnete Ideal zu erreichen. Dieses Ideal wird aber auch in der fernsten Zukunft nicht erreicht werden, denn die Bestimmung der Geschichte ist, alle in der Menschheit schlummernden Kräfte nur *nach einander* zu entfalten, weil sie neben einander unmöglich gedeihen könnten.

3) Geschichte des Kampfs zwischen dem alten und dem neuen Verfassungsprinzip der Staaten der neuesten Zeit. Von Prof. Dr. Flathe. Erster und zweiter Theil, 1789 — 1799. Leipzig, Barth, 1833.

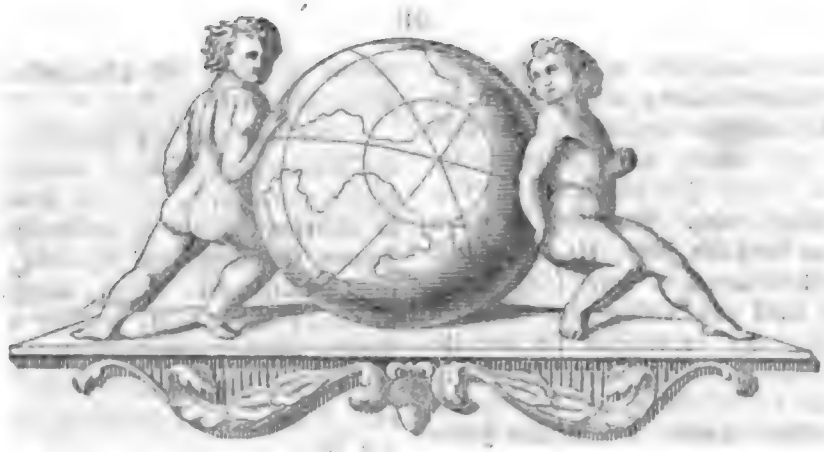
Herr *Flathe*, dem wir eine vortreffliche Geschichte *Alexanders des Großen* verdanken, hat sich hier die schwierige Aufgabe gestellt, eine *Geschichte der französischen Revolution* zu schreiben. Sein Zweck ist ausdrücklich, durch das Beispiel der Revolutionsgräuel vor dem Ultraliberalismus zu warnen, damit dieselben sich nicht wiederholen. Aber sein Irrthum besteht darin, das er eine Revolution, wie die französische, für das Werk eines muthwilligen Dämons hält, den man beschwören, vor dem man warnen kann; während sie das Ergebniß einer zwingenden Nothwendigkeit, eine unvermeidliche Konsequenz der autokratischen Mißbräuche, eine furchtbare Krankheit war, die durch die tollsten Ausschweifungen der vorhergehenden Regierungen herbeigeführt wurde. Nie wird eine so gräßliche Revolution sich von selbst und gleichsam zum Spaß aus reiner muthwilliger Teufelei wiederholen; wenn es je geschähe, dann müßten ihr gleich zwingende Ursachen, so müßten ihr auf's Neue die ungeheuersten Mißbräuche, Staatsbankerott und Demoralisirung in allen Zweigen der Regierung vorangehen; dann aber würden auch alle wohlgemeinten Warnungen nichts helfen. Man soll vor Revolutionen warnen; sie sind ein schreckliches Uebel; aber wie warnt man am sichersten davor? Nur wenn man vor den Mißbräuchen der Gewalt warnt, denn nur in ihnen lag der Keim zu allen Revolutionen, die es jemals gab.

Vermischte Schriften.

Das Pantoffelregiment oder gründliche Anweisung dazu. Meißen, Gödsche. 12.

Es wäre vielleicht nicht der Mühe werth, solcher Büchelchen zu gedenken, wenn es nicht unsere Zeit charakterisirte, daß solches unnütze und geschmacklose Zeug geschrieben wird. Der Witz sey in Ehren gehalten, aber wenn wir nur einen Witz sähen! Das derbe Mittelalter benuzte das Pantoffelregiment zu vortrefflichen Satiren, und das ist der einzige literarische Gebrauch, den man davon machen sollte. Aber was thut unsere Zeit? Sie schreibt eine geistlose, nüchterne, alles Witzes entbehrende Anweisung, wie es die Frauen machen sollen, um durch Zärtlichkeit oder Trotz, Ueberredung oder Schmollen ꝛc. das Regiment zu erhalten; als ob es dazu irgend einer Anweisung bedürfte, als ob die Natur hierin nicht weit erfinderischer und machiavellistischer wäre, als die Doktrin; als ob sich irgend ein Mann nur unterstehen dürfte, das Kapitel weiblicher Verschlagenheit erschöpfen zu wollen!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 25. Montag, 9. März 1835.

Werke aus und über Frankreich.

A) Histoire de France pendant les temps modernes, p. Aug. Poirson etc. Paris 1834.

Das Literaturblatt hat ſich ſeiner Beſtimmung und Richtung gemäß in den lezten Jahren oft herb tadelnd über Erzeugniſſe der franzöſiſchen Literatur in Roman und Drama ausſprechen müſſen, aber immer war es ihm erfreulich, die ſchöne Oaſe der Geſchichte betreten zu können, denn ſie iſt unſtreitig der beſte, der geſunde Theil der franzöſiſchen Literatur, der nicht die Hitzblattern und entzündeten Stellen zeigt, an welchen faſt alle andern Literaturerzeugniſſe kränkeln. Dies gilt jedoch nur von der Behandlung der Nationalgeſchichte, die früher weder Intereſſe noch Würde hatte, die aber ſeit ungefähr fünfzehn Jahren maleriſch, philoſophiſch und dramatiſch geworden iſt, und überdies glückliche Formen, reiche und glänzende Farben angenommen hat. Ja ſie iſt, wie dies in Frankreich zu gehen pflegt, manchmal zu weit gegangen, und über dem Eifer, die Einförmigkeit der alten Geſchichten und Chroniken zu vermeiden, iſt die Behandlung manierirt geworden und hat die echte Farbe des Moments verloren. So haben manche unſerer neuern Hiſtoriker die Geſchichte unwahr gemacht, indem ſie ſie recht wahr, national und dramatiſch darſtellen wollten. Gerade dadurch iſt ihr etwas Neumodiſches aufgezwungen worden, z. B. ein mächtiges, intereſſantes Fatum, das aber an Ort und Stelle nicht gefunden wird. Andere glaubten das Alte dadurch wieder zu erwecken, wenn ſie ihm die Magie, die Naivetät oder das Grandioſe des Romans gäben, was gerade dieſer Stelle der Geſchichte ganz abging. So verlor ſich oft die einfache unſcheinbare Geſchichte vor dem Drama und dem Epos des modernen Schriftſtellers. Alle dieſe Mißgriffe haben aber ihr Gutes gehabt, ſie gaben der Nationalgeſchichte ein Intereſſe, das ſie früher durchaus nicht hatte, wo ſie nur von Hiſtoriographen avec privilège du roi geſchrieben wurde. Durch ſie kam die Geſchichte auf einen neuen Weg. Die neuere philoſophiſche Schule hat alle dieſe Mißgriffe gemildert, indem ſie ausſprach, daß nur ſo viel vom Drama und vom Epos in der Geſchichte bleiben ſoll, als zu ihrer Belebung nothwendig iſt. In dieſem Augenblick muß die Geſchichte einfacher geſchrieben werden, und ihre Wärme muß nur aus der klaren und geiſtreichen Darſtellung der Fakten hervorgehen, ohne daß Künſteleien des Styls und kühne Spiele der Einbildungskraft die wahre geſchichtliche Farbe verdrängen.

Der Verfaſſer obigen Werks, Poirſon, Proviſor (Konrektor) am Kollegium St. Louis und ehemaliger

Professor am Kollegium Heinrichs IV. in Paris, hat diese neue Pflicht der Geschichtschreibung wohl begriffen; er fühlte sehr richtig, daß außer der einförmigen und kalten Schule der Veltes und Garnier und der dramatisch-episch-artistischen der neuern Zeit ein neuer und richtigerer Weg einzuschlagen wäre. Er gehört der neuen historischen Schule an durch den Eifer, die Genauigkeit und Neuheit seiner Untersuchungen, durch seine Kunst, das Nationalgepräge selbst aus falschen oder entstellten Zügen herauszufinden; aber er entfernt sich von ihr durch seine Strenge und seine ungesuchte Einfalt in Gang und Styl. Er hat das Urtheil und die Klarheit von Voltaire's historischer Schule, ohne in ihre Fehler zu verfallen.

Das Werk geht bis jezt von Ludwig XI. bis Heinrich II. Es läßt sich recht gut sagen, daß die neuere Geschichte Frankreichs mit Ludwig XI. beginnt, denn erst durch den Haß dieses Königs gegen die großen Barone entsteht das Volk; hier beginnt die Einheit und mit ihr die Macht Frankreichs; in dieser Zeit sehen wir als Gegengewicht gegen die Empörungen und den Ehrgeiz der Großen den König, wie er im April 1468 die Generalstaaten in Tours zusammenberuft. Der Verfasser erkennt zwar das Wohlthätige dieses Schritts, übertreibt es aber nicht, wie in neuester Zeit Sitte geworden ist, denn er zeigt, daß er nicht für das Volk, sondern nur gegen die Großen handelte, und daß ihm zu deren Unterwerfung jedes andere Mittel recht gewesen wäre, wenn es hätte so kräftig wirken können, wie jene Konvokation der Generalstaaten. Die Geschichte der Reformation unter Franz I. ist eine ganz neue und sehr anziehende Darstellung mit Zusammenstellung der größten und entgegengesezteften Autoritäten. Da steht Bossuet neben de Bèze, Voltaire neben den Koncilien, die Gallia christiana neben de Thou. Aus diesen ungleichartigen Zeugnissen zieht der Verfasser ein neues, helles Licht: er erklärt und beurtheilt die Reformation mit Unparteilichkeit, nimmt Theil an ihren Unfällen, spricht sich aber auch freimüthig über ihr Unrecht und ihre Intoleranz aus. So zeigt er Franz I., der Anfangs sehr nachsichtig gegen die neuen Sektirer war, später aber durch ihre Herausforderungen und Drohungen zu harten Maßregeln gegen sie gezwungen wurde.

In derselben Zeit, wo die Reformation viele Fesseln des menschlichen Geistes löste, begann eine andere Freiwerdung des Gedankens. Auf einem andern Weg gelangten die Gelehrten des fünfzehnten Jahrhunderts zu demselben Ziel, wie die Protestanten, ja sie drangen noch weiter. Die Darstellung der Literatur dieses Zeitpunktes ist einer der gelungensten und reichhaltigsten Theile des Werks.

Aber auch das mit Ludwig XI. beginnende System der Abgaben und Finanzen behandelt der Verfasser mit großer Genauigkeit, und dies verdient besondern Dank in unserem heutigen so materiellen, den Zahlen und Formen so anhängenden Frankreich, wo diese über politische Institutionen, Sitten, Religion, Literatur, Wissenschaften und Künste, ja über die ganze französische Civilisation Herr geworden sind.

Bisher glaubte man häufig in Frankreich, daß durch Franz I. die französischen Finanzen in Unordnung und Abnahme gekommen seyen. Dies ist jedoch ein Irrthum, den der Verfasser mit unwiderleglichen Zahlen darthut. Franz I. ließ ungeachtet seiner Kriege die Finanzen in besserm Zustand, als er sie von seinem Vorfahren empfangen hatte. Alle andern Theile dieser Königsregierung: Justiz, Krieg, Verwaltung, Marine, Colonien, Gesetzgebung ꝛc., hat der Verfasser mit gleicher Genauigkeit dargestellt, und so ist sein Werk ein gedrängtes Gemälde des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts in Frankreich geworden.

Dr. Mr.

5) Histoire de Genève depuis son origine jusqu'à nos jours, p. A. Thourel. Genève, 1835. 3 Vol.

In dem heutigen, so elegant und flach gewordenen Europa stehen nur noch wenige Städte mit eigenthümlichem, hervorspringenden Charakter, den sie Jahrhunderte hindurch treu bewahrt, ja zum Theil noch aufzuweisen hätten. Unter diesen wenigen muß besonders Genf genannt werden. Die alte Kaiserstadt, welche Julius Cäsar, Karln den Großen, Friedrich I. von Hohenstaufen und Napoleon in ihren Mauern sah, hatte gute Tage unter ihren Bischöfen Arduitus, Marcossay, aber besonders unter Adhemar Fabri, lebte aber vom dreizehnten bis in's vierzehnte Jahrhundert ängstlich unter dem immer drohenden wachsenden Einfluß Savoyens, bestand jedoch bei all ihrer Kleinheit diese Gefahr beldenmüthig, wiewohl nicht ohne das Blut ihrer edelsten Bürger, bis mit der Reformation auch die volle politische Unabhängigkeit von dem mächtigen Nachbar errungen wurde. Vor Allem interessant und ganz eigenthümlich sind die Jahre, wo Calvin durch seinen mächtigen Einfluß nicht bloß in religiösen und Erziehungsangelegenheiten, sondern auch in reinpolitischen Dingen eine protestantische Theokratie in Genf übte, die in etwas an das Papstthum erinnert. Nach des kräftigen, nichts scheuenden Mannes Tod wird Genfs Geschichte matter

und verſinkt, des kräftigen Volksſtrebens ungeachtet, dritthalb Jahrhunderte lang immer mehr in ariſtokratiſche Anmaßung bis zu deren Rückwirkung, dem demagogiſchen Cannibalismus der Revolution 1792. Ihm folgt ſechzehn Jahre lang die traurige franzöſiſche Zeit und endlich 1814 die Wiederherſtellung der unabhängigen Republik, die ſeitdem immer kräftiger emporblüht.

Eine Stadt, die ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert ſo viel gelehrte Illuſtrationen hatte, mußte auch ihre Geſchichtſchreiber finden. Der bekannte Kanonikus Bonnivard, den der Herzog von Savoyen viele Jahre lang im See-Schloß Chillon einkerkerte, dieſer kühne Sprecher für vaterländiſche Freiheit, war auch der erſte Geſchichtſchreiber Genfs, der bei ſeiner Arbeit alle offizielle Chroniken zum Grunde legte. Ihm folgten Gruterus, Levrier, Savion, Picot, de Coſta, Leti, Spon, Gautier, Guichenon, Berenger, Sarazin, Arland, Flournois, Sennebier u. A. In der neueſten Zeit haben Grenus und Galiſſe mit viel Geiſt und hiſtoriſcher Kritik neue Materialien für ihre Landesgeſchichte herausgegeben und dieſe kamen Thourel, dem Verfaſſer obigen Werks, wohl zu Statten. Er hat ſich aber nicht darauf beſchränkt, ſondern iſt ſelbſt gewiſſenhaft an's Quellenſtudium gegangen, wozu die Genfer Regierung ihr Archiv und Privatperſonen ihre eigenen, oft ſehr koſtbaren Sammlungen geöffnet haben. So iſt denn ſein Buch hinſichtlich der politiſchen Entwicklung und Geſtaltung Genfs gar lobenswerth geworden, und Thourel hat in dieſer Beziehung Tüchtiges geleiſtet, ja ſelbſt viele Irrthümer ſeiner Vorgänger berichtet. Seine Darſtellung iſt klar, wiewohl manchmal etwas rhetoriſch, das ganze Bild der kleinen Republik ſchreitet epiſch fort, und Referent bedauert nur, daß der enge Raum von drei Oktavbänden für die Geſchichte Genfs in zwanzig Jahrhunderten dem Verfaſſer nicht erlaubt hat, der Sittendarſtellung mehr Raum geben zu können, die doch in einem Gemälde des Volkslebens ſo unentbehrlich als anmuthig iſt. Vielleicht vermied ſie der Verfaſſer auch darum, weil ihr in den bändereichen Werken ſeiner Vorgänger viel Raum geſtattet iſt. Er hätte aber hie und da in ſeinem Buch Breiten vermeiden und dafür Intereſſanteres einſchalten können. Man hat Thourel Härte und Ungerechtigkeit gegen das ariſtokratiſche Element in der Genfer Regierung vorgeworfen. Referent kann dieſe Anſicht nicht theilen, denn überall findet ſich warme Anerkennung des Verdienſtes, wem es auch angehöre. Welcher wahrheitliebende Geſchichtſchreiber könnte aber die ariſtokratiſche Anmaßung der Genfer Herrn im ganzen achtzehnten Jahrhundert loben? Wir heben jetzt Einiges aus dem Werk aus, was auch außer Genf anziehend ſeyn dürfte.

„In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts kamen die Sitten immer mehr in Verfall, darum entſtanden in allen Straßen öffentliche Frauenhäuſer. Die lüderlichen Dirnen zogen in Haufen, halb nackt oder doch in unanſtändiger Kleidung herum, packten die Männer an und beleidigten die ehrlichen Frauen. Ausſätzige und Leproſen, deßgleichen Bettler, füllten die Straßen und legten da am hellen Mittag ihre Krankheiten und Uebel aus, die ſie oft durch Kunſt hervorbrachten, eine Fertigkeit, in der man damals exzellirte. Große Haufen von Miſt und andern ekelhaften Dingen waren vor den Häuſern aufgeſchichtet. Eine Auskehr ſchien alſo in materieller wie in moraliſcher Hinſicht nöthig. Kräftig unternahm und vollbrachte ſie das dem Biſchof zur Seite geſetzte Kapitel durch die Verordnung vom 16. März 1459. Von nun an wurden die Ausſätzigen in eigenen Krankenhäuſern gehalten, die ſie nicht verlaſſen durften, eins in Chêne, das andere in Carouge. Für die Bettler waren ſieben Armen- und Arbeitshäuſer in der Stadt. Jeder Hausbeſitzer mußte die Straße vor ſeinem Haus rein halten. Lüderliche Dirnen durfte keiner bei ſich oder anderwärts unterhalten, denn ſie ſollten künftig in einem eigenen Stadtviertel wohnen, auch ſich an öffentlichen Orten nicht unter ehrliche Frauen miſchen, zum Unterſcheidungszeichen ſollten ſie an ihren weiten Aermeln einen Zipfel von rothem Tuch tragen. In Beziehung auf dieſe Mädchen enthält das Reglement eine Beſtimmung, die recht die Farbe des Mittelalters trägt und die wir in ihrer treuherzigen, vorſorgenden Sprache herſetzen wollen: „Pour que suivant l'ancienne coutume ces pécheresses soient mieux dirigées, elles pourront élire et se constituer une reine, ou bien le vidomne (der Kriminalrichter), et les syndics leur en nommeront une à leur défaut, laquelle prêtera serment en leurs mains, sur les saints évangiles, d'exercer le dit emploi de reine, bien et fidèlement de tout son pouvoir, sans affection ni haine. Il sera de son devoir d'avoir soin que ses sujettes ne soient accompagnées ni d'agens ni de matrones, qu'elles ne se querellent pas entre elles, qu'elles ne fassent aucun scandale, mais qu'elles vivent tranquillement et modestement autant que possible. A cet effet la reine pourra demander main forte aux syndics, au vidomne, aux huissiers et guets de la ville.... Nous exhortons aussi les dits magistrats à veiller à ce que dans le quartier qui leur est affecté les-dites femmes puissent se loger convenablement et à un prix raisonnable.“

Hören wir noch, was Thourel von den letzten Tagen Calvin's ſagt: „Das Alter hatte ihn niedergedrückt und durch ſein unermüdliches Arbeiten war er vor der Zeit hinfällig geworden, ein ermüdendes Aſthma untergrub

seine Kräfte. Aber sein Geist stemmte sich gegen die körperliche Zerstörung durch die beständige Aeußerung seiner intellektuellen Fähigkeiten. Daher ahnte Niemand seinen nahen Verlust, weil er noch kurz vor seinem Tod predigte und dabei nichts von seinen Leiden, von seiner ungeheuren Anstrengung zu bemerken war. Am 6. Febr. 1564 predigte er zum lezten Mal, und zwar schon mit großer Anstrengung, denn sein Asthma ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Seit diesem Tag ging es immer schlimmer mit ihm und das Volk erfuhr mit Schrecken Calvin's hülflosen Zustand. Am 27. März stellte er den Conseils den neuen Rektor der Akademie, seinen Nachfolger, vor und sagte ihnen dabei ein rührendes Lebewohl. Er war schon so schwach, daß er sich von zwei Freunden aufrecht halten lassen mußte. Er ermahnte zur Eintracht, zur Gerechtigkeit und zum Vertrauen auf Gott, der auch dem schwachen kleinen Genf hülfreich seyn und es gegen seinen mächtigen Feind und Nachbar schützen werde; den Rathsmitgliedern machte er mit Ernst Geradheit und Unparteilichkeit zur Pflicht, zulezt aber sagte er: „Je vous prie en même temps de m'excuser de ce que je n'ai pas fait tout ce que j'aurais pu faire, de ne pas vous souvenir de mes défauts et au particulier de la trop grande vivacité que j'ai eue en diverses occasions de quoi j'espère que Dieu m'aura accordé le pardon. Prenez à gré mon petit travail. Von nun an wurde Calvin immer schwächer und starb am 27. März 1564. Wenn man weiß, wie viel körperliche Leiden ihn zugleich peinigten, so muß man sich mit seinen Zeitgenossen wundern, daß er bis zum lezten Augenblick seine Thätigkeit und Geistesgegenwart behielt; er hatte auf einmal viertägiges Fieber, Migraine, Kolik, Podagra und Stein. Aber seine Geistesgegenwart verließ ihn nur mit dem lezten Athemzug. Er wurde ohne Stein und Monument — denn er wollte es so haben — auf dem allgemeinen Todtenhof von Plainpalais begraben. An seinem Leichenzug nahm fast die ganze Stadt Theil."

Thourel, der nächstens von Genf als Professor der französischen Literatur und Geschichte an die neue Universität Bern gehen wird, denkt selbst sehr bescheiden von seinem Werke, und bei einer neuen Ausgabe desselben dürfte er den einzelnen Theilen mehr Proportion geben.

Dr. Mr.

6) Chronique scandaleuse des Pariser Hofes seit den Zeiten Ludwigs XIV. Fünf Bände. Altenburg, Hofbuchdruckerei, 1834.

Eine Spekulation auf die Liebhaber skandalöser Hofgeschichten. Erst werden alle Maitressen Ludwigs XIV., dann die Ludwigs XV. abgehandelt, und dem berüchtigten Hirsch-Park sind allein drei Bände gewidmet. In den ersten beiden Theilen ist noch mehr Geschichte enthalten, die drei lezten aber (der Hirsch-Park) sind eine reine Erfindung, eine Sammlung von Mädchengeschichten, die noch langweiliger als unanständig sind. Wie man solches Zeug in Deutschland drucken mag!

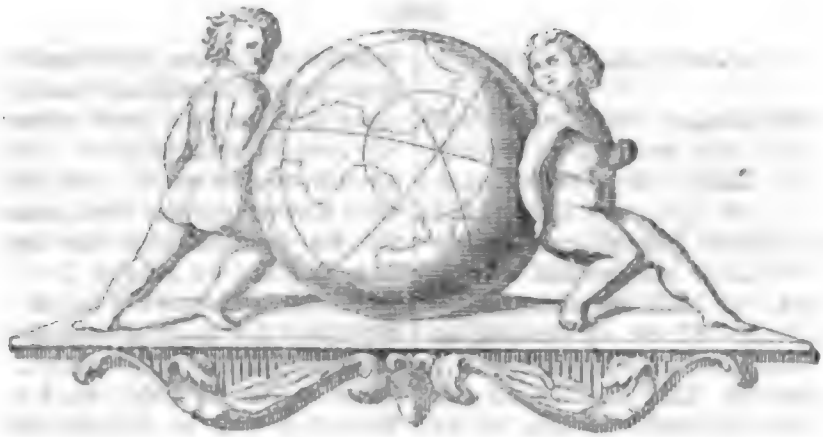
7) Geschichte der französischen Revolution. Von Dr. Eduard Burckhardt. Erste Abtheilung. Leipzig, Lit. Museum, 1835.

Wie Herr Flathe die Revolution, die er beschreibt, verdammt und die Demokratie allein darin bekämpft, die Despotie bei jeder Gelegenheit entschuldigt; so verfährt Herr Burckhardt umgekehrt, ist voll Bewunderung für jene Revolution und vertheidigt deren sociale Fortschritte. Uebrigens macht dieses Buch, zur „Taschenbibliothek aller Revolutionen der neuern Zeit" gehörig, keinen größern Anspruch, als den eines Resumé und verzichtet auf den Ruhm tiefer und neuer Forschungen.

8) Vie politique de Charles-Maurice Prince de Talleyrand, par Alex. Sallé. Berlin, Schlesinger, 1834.

Ueber Talleyrand noch etwas Neues zu sagen, scheint unmöglich, da er dafür gesorgt hat, immer im Tagesgespräch zu bleiben. Seine Prophetengabe, die feine Nase, die eine politische Leiche schon vor dem Tode wittert und das, was man als das Mephistophelische an ihm bezeichnet hat, sind zur Genüge erkannt, ja man hat in jüngster Zeit endlich entdeckt, daß die Mittel, mit denen er so große Dinge that, immer höchst einfach waren, und daß er wie Oxenstierna sterbend ausrufen kann: „ihr Leute wißt nicht, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird." Ich will also nicht das Oftgesagte wiederholen; aber vom deutschen Standpunkt aus sey es mir erlaubt, offen zu gestehen, daß ich glaube, dieser kluge alte Mann hat unsere Interessen sehr benachtheiligt, und wir hätten, wenn wir nicht eben Deutsche wären, einige Ursache, ihn zu hassen. Unsere deutsche Philosophie und Höflichkeit erlaubt uns aber nicht, die Achtung vor einem talentvollen Feinde aus den Augen zu setzen. Wenn unsere Feinde uns hinter das Licht führen, so muß unsere Großmuth wenigstens sie rechtfertigen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 26. Mittwoch, 11. März 1835.

Werke aus und über Frankreich.

9) Memoiren Ludwigs XVIII., gesammelt und geordnet von dem Herzoge von D... Verdeutscht durch Dr. Schiebler. Zehn Bände. Leipzig, allgemeine niederländische Buchhandlung, 1832 — 1834.

Dem achtzehnten Ludwig wird Folgendes in den Mund gelegt. „Der Kardinal von Richelieu, dieser große Politiker, dessen Andenken ich stets ehre, war endlich dahin gelangt, die königliche Feudalität zu zerstören. Als Ludwig XIV. den Thron bestieg, befand er sich an der Spitze eines Adels ohne Macht, und eines Volkes, das noch keine hatte; es stand ihm demnach frei, das Gebäude der Monarchie nach seinem Willen aufzuführen; statt sich aber auf die Mitwirkung der Nation zu stützen, richtete er es so ein, daß das gesammte Königthum auf dem Könige selbst und allein beruhete. Das war ein großes Unrecht. Es ist unmöglich, daß in einem Staate wie Frankreich eine, selbst kollektive, Einheit besteht, welche die Autorität auf immer bewahrt; diese muß, um sich zu erhalten, auf einem geschickt eingerichteten Gleichgewichte beruhen. — Viele unserer alten Diener haben laut aufgeschrien, als ich im Jahre 1814 mit einer Charte nach Frankreich zurückkehrte; sie behaupteten, daß ich unveräußerliche Rechte abträte, und daß ich deren der Nation bewilligte, welche unter unsern Vorfahren keine besessen habe. Diese Leute sind in ihren historischen Studien nicht sonderlich weit gekommen. In dem alten Lande der Franken ist der Despotismus neu, aber die Freiheit alt. Die wahren Rechte meines Stammes beruhen auf den National-Konstitutionen, so daß mein Großvater, Ludwig XV., selbst in mehreren wichtigen Edikten anerkannte, daß, wenn der französischen Nation das Unglück widerführe, die gerade Linie der Söhne Ludwigs des Heiligen zu verlieren, der nämlichen Nation es zustände, dieses Unglück durch die Weisheit ihrer Wahl wieder gut zu machen. Es war in der That die versammelte Nation, welche im Jahr 1328 über die Erbschaftsfrage zwischen Philipp von Valois und Eduard von England entschied. War die Freilassung der Gemeinden nicht das Ergebniß der partiellen Charten, die es damals allein geben konnte? Meine Charte hat nichts gethan, als die Kette der Zeiten wieder zusammengeknüpft. Man spricht in Frankreich stets nur von Ludwig XIV., aber die Monarchie steigt weiter hinauf. Endlich habe ich hinlänglich die Rechte des Königs bewahrt, indem ich selbst die Charte, welche man mir auflegen wollte, freiwillig gewährte, und indem ich den Abkömmlingen der alten Herren lehrte, daß

die Feudalität mir eben so wenig zusage, als die Revolution.“

Diese Memoiren sind übrigens weit besser, als man es von Machwerken dieser Art gewöhnlich zu erwarten hat. Der Charakter des Königs ist so gut gehalten, daß man gern glaubt, er habe einen guten Theil wirklich selbst geschrieben. Die Urtheile sind mit einer gewissen behaglichen Ruhe und Klarheit ausgesprochen, wie sie einem Prinzen geziemen, der unter Beobachtungen und Geduldproben grau geworden ist, und oft sehr fein und geistreich, z. B. das über Necker: „Bei seinem Auftreten täuschte er die Gewandtesten. Man erhob ihn bis über die Wolken. Necker war ein doppelter Mensch, ein Financier und ein Großsprecher. Für sich that Jeder stets Wunder; aber vereinigt entstanden daraus nur Fehler.“

Die Schilderung des alten Hofes ist ohne Schminke. „Wenn noch ein Rest von Rücksicht die Verläumdung gegen die Prinzen zurückhielt, so wandte sich dieselbe gegen die Herren und Damen des Hofes und den hohen Adel; und mit Recht stellte er ihr Benehmen der Bosheit bloß. Das Verderbniß und die Erniedrigung waren bei gewissen Personen unter denselben, die vermöge ihres Ranges den Niedrigen ein gutes Beispiel hätten geben sollen, bis zu einem solchen Grade gelangt, daß ungefähr um den Neujahrstag, als das Porzellan von Sèvres in einem an das Zimmer des Königs stoßenden Gemache ausgestellt war, seine Majestät Herrn von C... ertappte, als dieser die Tassen, welche ihm behagten, in seine Tasche steckte. Ludwig XVI., darüber aufgebracht, gebot ihm, seine Stelle zu verkaufen, und jagte ihn vom Hofe. Es war zu Versailles und zu Marly zum Sprichworte geworden, zu sagen: Ein Dieb wie eine Herzogin, wegen der Unredlichkeit, welche mehrere vornehme Frauen sich beim Spiele zu Schulden kommen ließen. Uneinige Ehen waren zahllos, und während die Männer sich Schauspielerinnen oder Freudenmädchen hielten, trösteten sich die Frauen mit Schauspielern oder ihren Lakaien. Hierin lag wohl hinlänglich die alsbald angeklagte Drohung gegen das neue Ninive.“ Von den Verschwendungen heißt es: „Der Herzog von Coigny z. B., welcher viermal hunderttausend Livres für seinen Amtsdienst bekam, erhielt erstens zweimal hunderttausend Livres, statt der verlustigen Besoldung, andere zweimal hunderttausend Livres als Schadloshaltung wegen Abschaffung des erwähnten Amtes, und hunderttausend Livres für seine geleisteten Dienste und wegen seiner Entsagung; was, statt einer Million, die er jährlich empfing, die Summe von eilfmal hunderttausend Livres betrug. Außerdem besaß er die Pairswürde seines Herzogthums, und doch glaubte er noch Ursache zu haben, sich zu beklagen.“

Zur Geschichte der Revolution hat der Verf. manche interessante Anekdote und Charakterschilderung beizutragen. Das Verhältniß des damaligen Grafen von Provence zu Robespierre wird erörtert und gerechtfertigt. Alle wohlwollenden Absichten des Grafen, seinen königlichen Bruder zu retten, seyen durch die Königin vereitelt worden, die ihm nicht getraut habe. Interessant sind die Unterhandlungen mit den auswärtigen Höfen nach der Flucht der Prinzen. Der Verfasser huldigt dem französischen Geschmack, indem er Theil V. Seite 214 alle Schuld der Dankbarkeit gegen die Alliirten feierlich von sich abwälzt, und behauptet, die Fremden hätten immer nur für sich, nicht für die Bourbons gehandelt. Ausführlich wird die Contre-Revolution von Lyon geschildert, und auch hier wie überall sucht der Verfasser darzuthun, daß die echtfranzösische und konstitutionelle Politik des Grafen von Provence fortwährend das größte Mißfallen bei der Emigration erregt habe.

Der Graf zog sich nach Verona zurück, daher wird nun Italien geschildert, besonders der Staat von Venedig. Obgleich man gerade in diesem Werke von dieser politisch-historischen Gattung solche Sittenschilderungen, die mehr einer Reisebeschreibung angehören, nicht erwartet, so sind sie doch sehr unterhaltend und eine Zierde des Buchs. Ueberhaupt haben diese Memoiren wenig oder gar keine Longueurs, sondern die Zwischenräume zwischen den Hauptbegebenheiten sind immer durch pikante Anekdoten oder Tableaux ausgefüllt. Rührend ist die Erzählung von dem Schicksal des jungen Ludwig XVII. im Kerker, und von dem mißglückten Versuch eines Mädchens, ihn zu retten (6ter Band, S. 163). Dagegen dürfte von den neuen Mittheilungen über Robespierre, als habe derselbe Madame Elisabeth, des Königs Schwester, heirathen und selbst König werden wollen, nichts zu halten seyn. Sodann wird der Aufstand der Vendée sehr ausführlich besprochen und Licht über dessen innere Triebfedern verbreitet. Auch hier spricht sich der Verfasser mit einer Bitterkeit über die damalige Politik Englands und Oesterreichs aus, daß er von Undankbarkeit nicht freizusprechen wäre, wenn er wirklich diese Zeilen geschrieben hätte. Er sagt nämlich, Oesterreich habe einen Erzherzog als Proregenten im Namen der Königin-Regentin Marie Antoinette (die damals noch im Kerker lebte) ernennen, und England habe nur die Seeplätze für sich gewinnen wollen, und er, der das nächste Recht zur Regentschaft gehabt, sey wegen seiner nationalen und liberalen Ansichten zurückgesezt worden. Doch geht der Verfasser wohl zu weit, wenn er den Grafen von Provence über die Siege der Republikaner und über das Emporkommen großer Feldherrn sich freuen läßt (6ter Band, S. 273); denn gesezt auch, der nachmalige König Ludwig XVIII. habe es seiner Politik angemessen gefunden, einen so uneigennützigen Patriotismus zur Schau

zu ſtellen, ſo wird ihm doch Niemand glauben, daß er damals als Graf von Provence in ſeiner Verbannung zu Verona, kurz nach ſeinen Lyoner Operationen, die dreifarbige Fahne geſegnet habe. Inzwiſchen haben die Unterhandlungen der gemäßigten Thermidorpartei mit der Emigration, wie mit dem Auslande überhaupt, alle Wahrſcheinlichkeit, denn unter dem Direktorium war Alles käuflich.

Nach dem Tode des in einem Gericht Spinat vergifteten Ludwigs XVII. nahm der Verfaſſer den Titel König an, der ihm aber nur neue Demüthigungen zuzog, da die Anerkennung dieſes Titels im Auslande von einer ewig ſchwankenden Diplomatie abhing. In dieſe Zeit fällt die Auslieferung der Schweſter Ludwigs XVII., der jetzigen Herzogin von Angoulême, gegen Lafayette und ſeine Gefährten. Der Verfaſſer ſagt, die junge Königstochter habe einen Erzherzog heirathen ſollen, und ihre Weigerung habe ihr eine ſtrenge Behandlung zugezogen. Nun folgen die Intriguen Pichegrus; der Verfaſſer begibt ſich nach den Niederlanden, aber ein kaiſerlicher Befehl entfernt ihn von den Grenzen und er muß ſich nach Blankenburg zurückziehen und zum zweiten Mal der Hoffnung entſagen, durch eine franzöſiſche Partei reſtituirt zu werden. Damals ſchon dachte Talleyrand an eine Reſtauration der Bourbons, doch die Siege Bonapartes waren noch ſchwerer zu beſeitigen, als die Politik Thugut's, und Ludwig XVIII. mußte einige Jahrzehnte länger warten, bis Talleyrand unter günſtigeren Umſtänden den Faden wieder aufnahm. Nach dem Frieden von Campo Formio bot Deutſchland dem armen Titularkönig keine Sicherheit mehr, er floh nach Rußland, und durch Pauls I. Verwendung wurde ihm endlich auch ſeine Nichte von Oeſterreich zugeſchickt und ſogleich mit ſeinem Neffen, dem Herzog von Angouleme, vermählt, um alle fremden, auf die Hand dieſer Prinzeſſin gegründeten Pläne ein für allemal zu vereiteln; wohl eine unnütze Beſorgniß damals. Im Gegentheil hätte die Vermählung der Prinzeſſin mit einem fremden Prinzen den Bourbons wahrſcheinlich mehr genützt, als dieſe Familienheirath, welche ſie ganz iſolirte. Im 7ten Bande Seite 218 ff. findet ſich die Beſchreibung der erſten Zuſammenkunft Ludwigs XVIII. mit dem jungen Herzog von Chartres, jetzigen König der Franzoſen. Ludwig Philipp erſcheint darin wie die unmoraliſchen Jünglinge in Iffland's Rührſpielen, die ſich unter Thränen und feierlichen Schwüren zu beſſern verſprechen, wie im „Spieler", in „Dienſtpflicht", in „Verbrechen aus Ehrgeiz". Der Adjutant der Republik, der Sieger von Valmy und Jemappes küßte die Hände ſeines königlichen Vetters: „er würde ſich von nun an gänzlich durch meine Rathſchläge leiten laſſen und, das Herz von meiner Güte erfüllt, ſein ganzes Leben dazu anwenden, mir ſeine Dankbarkeit und ſeinen Haß gegen die Parteiſüchtigen zu beweiſen. Er fügte hinzu, daß man ihn als treuen, ergebenen und achtungsvollen Unterthan ſtets bereit ſehen ſolle zur Vertheidigung des Thrones, und er nehme Gott zum Zeugen für die Aufrichtigkeit ſeiner Worte. Ich konnte nicht länger an einer Reue zweifeln, die in ſolchen Worten ſich ausſprach, und indem ich dem Prinzen meine Hand reichte, die er küßte und mit ſeinen Thränen benetzte, ſagte ich: „Herzog von Orleans, Alles iſt vorbei; wir beginnen erſt jetzt, uns gegenſeitig kennen zu lernen." Bei dieſen Worten, bei dieſem Titel, den ich ihm zum erſten Male gab, machte er wieder eine Bewegung, ſich mir nochmals zu Füßen zu werfen, allein ich verhinderte es, und lud ihn ein, ſich zu ſetzen."

Seine ganze Hoffnung ſtützte Ludwig XVIII. auf Suwaroff, aber auch ſie wurde vereitelt durch die Zerwürfniſſe der Oeſterreicher und Ruſſen, welche Bonaparte ſchlau benutzte, die Ruſſen neutraliſirte und in Folge dieſer erſten freundſchaftlichen Annäherung auch ſogleich ein Verbannungsdekret gegen die Bourbons durchſetzte. Plötzlich und unvorbereitet mußte Ludwig XVIII. Mitau verlaſſen, fand jedoch einſtweilen preußiſchen Schutz in Warſchau, und kehrte nach dem ſchrecklichen Tode Pauls I. nach Mitau zurück. Damals wurde der Herzog von Enghien erſchoſſen, und auch das Leben Ludwigs XVIII. war mehrere Male von Meuchelmord bedroht. Endlich beraubte ihn die Kataſtrophe von Jena des ruſſiſchen Schutzes und er mußte nach England flüchten. Von hier aus ſah er in Spanien wieder einige Hoffnung für ſich tagen, aber der Herzog von Orleans (jetzt König) wußte ihm damals ſchon den Vortheil abzugewinnen und begab ſich nach Spanien, um als franzöſiſcher Prätendent aufzutreten, richtete aber nichts aus, da der König von England ihn haßte.

Das Jahr 1812 ändert Alles, Talleyrand erinnert ſich, daß noch ein Bourbon exiſtirte, die Intriguen eilen den Schlachten voran, und Ludwig XVIII. mit der Charte triumphirt als das damalige Juſte-Milieu. Alle Fehler von 1814 entſchuldigt er geiſtreich durch die Hingebung eines ganzen Volks und aller ſeiner Klaſſen, ſelbſt des Heeres, wodurch auch wohl noch ein beſſerer Politiker als er ſich würde haben täuſchen laſſen. Es gehört in der That ein franzöſiſches Temperament dazu, um die Falſchheiten jener Tage zu vergeſſen, und es iſt wenigſtens gewiß, daß, wenn in Deutſchland ein Feldherr, und wäre er noch ſo tapfer geweſen, einmal den Speichellecker und Niederträchtigen geſpielt hätte, die deutſche Moral nicht erlauben würde, ihn zwanzig Jahre nachher zu vergöttern, wie es jetzt in Frankreich mit Ney der Fall iſt. Auch Ludwig Philipps wird bei dieſen Anläſſen gedacht. Der damalige Herzog von Orleans erhielt auf's

Neue wegen seiner spanischen Intriguen Verzeihung und äußerte, daß er „von Dankbarkeit durchdrungen, sein ganzes Leben meinem (Ludwigs XVIII.) und der Meinigen Dienst widmen werde ꝛc.“ Den Schluß macht die sehr detaillirte Schilderung der hundert Tage, der zweiten Flucht und Restauration der Bourbons.

Das ganze große Werk ist mit Geist und in konsequentem Charakter geschrieben, und es gewährt einen eignen Genuß, die großen Ereignisse der lezten fünfzig Jahre aus diesem so eigenthümlichen Standpunkt zu betrachten.

10) Louis XVII. lebt!!! Memoiren Karl Louis, legitimen Königs von Frankreich. Nach dem in London als Manuscript gedruckten Originale. Leipzig, Lit. Museum, 1835.

Haben Müßiggänger und Abenteurer die Rolle Ludwigs XVII. mehrmals zu spielen versucht und wenigstens den Zweck erreicht, Aufsehen zu erregen; warum sollten sich Schriftsteller nicht noch einen weit wohlfeileren Erfolg mit Memoiren versprechen dürfen? Wenn ich mich recht entsinne, ist das vorliegende Machwerk auch nicht das erste dieser Art. Wenn man es als das ansieht, was es ist, nämlich als einen Roman, so ist es recht artig, und gewährt durch das Interesse, das von einer solchen Person und solchen Schicksalen unzertrennlich ist, eine angenehme Unterhaltung. Schade nur, daß der arme Prinz seine Würde so gar wenig zu wahren gewußt hat. Bald finden wir ihn in einem hohlen Baume, das möchte noch angehen, aber in Handschellen, an den Schweif eines Pferdes gebunden, und endlich gar vor einer löblichen deutschen Polizei, die keine Romantik duldet, und, horribile dictu! als deutschen Familienvater beim Weißbier mit Nahrungssorgen und Kindergeschrei geplagt, dann als Falschmünzer verdächtigt und von dem bekannten Justizrath Schmalz in Berlin inquirirt! Kann man von einer romantischen Höhe in tiefere Prosa hinabfallen?

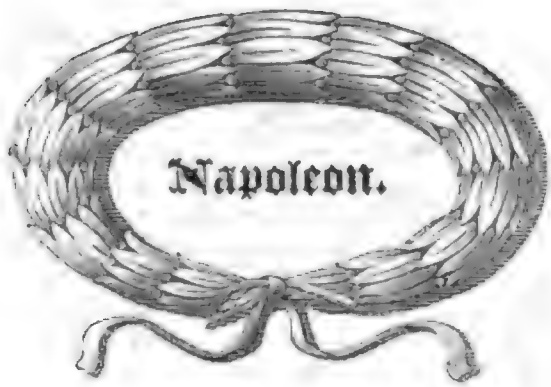
11) Geschichte der lezten fünfzig Jahre, von C. F. E. Ludwig. Erster Theil. Altona, Hammerich, 1832.

Die ersten Bogen dieses weitläufigen, auf fünf Bände berechneten Unternehmens ließen mich vermuthen, der Herr Rath Ludwig sey auf einen originellen Gedanken gekommen. Wie wir nämlich Darstellungen der Geschichte besitzen, die für das zarte Kindesalter, andere, die für Knaben von acht bis zehn Jahren, andere, die für Mädchen von zwölf bis fünfzehn Jahren, und endlich eine große Anzahl, die für Schule und Haus, für den lieben Bauersmann, für Offiziere oder Weltbürger berechnet sind, warum sollten wir nicht auch Welthistorien haben, die für die Städte Frankfurt und Hamburg bestimmt sind? Sind in manchen Werken über die Geschichte Preußen oder Bayern besonders berücksichtigt, warum sollte eine souveraine Macht, wie Hamburg, nicht ein Gleiches verlangen dürfen? Wie gesagt, Herr Ludwig scheint diesen Plan für seine Vorlesungen (damit ich's nicht vergesse, es sind nämlich Vorlesungen, die er erst dem Hamburger, und nun dem ganzen deutschen Publikum gespendet hat) wohl gefaßt, aber später wieder aufgegeben zu haben. Er ergießt sich mit hoher Begeisterung über die Geschichte der Kinder Israel, spricht mit besonderer Vorliebe von den Handelsverhältnissen der Phönizier, und verweilt mit vieler Ausführlichkeit bei der Geschichte Karthago's. Es wird mich Jedermann fragen, was Herr Ludwig in den lezten fünfzig Jahren noch mit den Karthagern bezweckt, ob er durch ihre Erwähnung vielleicht gar die punische Treue unserer Zeit erklären will.

Die Gegenwart erklärt sich aus der Vergangenheit; darum beginnt dies große Unternehmen mit dem ersten Schöpfungstage. Was ereignete sich im französischen Staate? Nein, sagt der Verfasser, was ist überhaupt Staat? Man muß auf die Wiege des Menschengeschlechts zurückgehen. Was geschah in den lezten Tagen für die Kunst, Wissenschaft, was that Napoleon für den Ackerbau? Geduld, entgegnet der Verfasser, was ist Kunst? Wann hat sie angefangen? Was ist Ackerbau? Man sieht, der Verfasser mußte mit den Nomaden beginnen. Wir erhalten also in diesem ersten Bande eine Geschichte Alles dessen, was dem Jahre 1789 vorausgegangen ist, oder, wie sich Herr Ludwig ausdrückte: „einen Ueberblick der Geschichte der Menschheit und der verschiedenen Bildungsstufen ihres Fortschreitens in geistiger und sittlicher Beziehung.“ Dies sind also nur die Präliminarien.

Der zweite Band enthält nur die Geschichte von 1789 bis 1794, also die der französischen Revolution bis zu Robespierres Sturz. Vergeblich suchen wir in dieser ausführlichen Wiederholung längst bekannter Dinge eine neue Ansicht oder nur einen neuen Zug, und das Einzige, was dem Verfasser zum Lobe gereicht, ist die Unparteilichkeit, mit der er die Fehler und Verbrechen aller Parteien (wie Mignet und Schlosser, ja sogar Thiers gethan) ohne Unterschied rügt, ohne von einem Parteistandpunkt aus das Eine oder Andere bemänteln zu wollen.

Verantwortlicher Redakteur; Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 27. Freitag, 13. März 1835.

Werke aus und über Frankreich.

12) Memoiren der Herzogin von Abrantes, oder historische Denkwürdigkeiten über Napoleon ꝛc. Aus dem Französischen von L. von Alvensleben. 6—11ter Band. Leipzig, Allgemeine niederl. Buchhandlung, 1833, 1834.

Ueber die ersten Bände dieses Werkes haben wir im Literaturblatt 1832, Nr. 115, gesprochen, und der Verfasserin unbedingt das Recht zugestanden, in den glänzenden Erinnerungen des kaiserlichen Hofes mit weiblicher Phantasie zu schwelgen, und selbst da mit der ihrem Herzen so sehr schmeichelnden Plauderei fortzufahren, wo des Lesers Neugier schon befriedigt ist. Nichts ist natürlicher, als die wehmüthige Freude, mit welcher die Frau Herzogin sich ihrer Blüthenzeit erinnert, und darin liegt der Reiz ihrer Memoiren, die daher auch einen weit angenehmeren Eindruck machen, als die Falschheiten Bouriennes, die Entschuldigungen Rovigos, die Servilismen Constants ꝛc. Eine Dame darf diese Kleinigkeiten auskramen und diese Hingebung zeigen, es ist ihr weibliches Vorrecht.

Der sechste Band handelt noch vom Consulat, von dem Hofe Bonapartes, der daselbst zuerst wieder eingeführten Etikette, von den Festen Talleyrands, von dem ersten Besuch eines Königs (von Etrurien) in der Hauptstadt der Republik, von der Gründung der Ehrenlegion, von der Herstellung des Kultus ꝛc. Aus Anlaß des leztern spricht sie von der Theophilanthropie, die unter dem Einfluß von Lareveillère-Lépaux eine Zeitlang das Christenthum zu ersetzen versuchte. „Diese Neuerer schwazten übrigens nicht blind, sondern ihre Moral war sogar bewundernswerth. Sie war auf alle Zeiten, alle Völker, jedes Alter anwendbar. Sie hatten eine Art von Katechismus, aus dem ich hier einige Proben mittheile:

„Wir glauben an die Existenz Gottes und an die Unsterblichkeit der Seele.“

„Betet Gott an; liebet eures Gleichen; macht euch dem Vaterlande nützlich.“

„Gut ist Alles, was dazu dient, den Menschen zu erhalten und zu vervollkommnen; bös Alles, was seine Vernichtung und Verschlechterung bezweckt.“

„Kinder, ehrt eure Väter und Mütter, gehorcht ihnen mit Liebe, erleichtert ihnen ihr Alter. Väter und Mütter, unterrichtet eure Kinder.“

„Frauen, seht in euren Männern die Häupter des

Hausweſens. Männer, ſeht in euren Frauen die Mütter eurer Kinder und macht euch gegenſeitig glücklich.“

Ich fühlte eines Tages das Verlangen, einer dieſer Sitzungen beizuwohnen. Ein Freund unſeres Hauſes machte mir den Vorſchlag, mich nach Saint-Nicolas des Champs zu führen, einem der vier Tempel, welche die Theophilantropen in Paris beſaßen. Wir waren frühzeitig dort. Lareveillère-Lépaux, Oberprieſter oder Beſchützer der Seele, ſollte an eben dieſem Tage eine Rede halten. Man wollte Muſik haben, neue Hymnen ausführen, gedichtet von dem Oberprieſter und in Muſik geſetzt von Méhul; kurz, die Verſammlung ſollte ganz feierlich ſeyn. Ich war durch die Theophilantropen ſehr erbaut. Sie ſtanden anſtändig vor einem großen Korbe, der mit den ſchönſten Blumen, die der Monat Juli zu bieten hatte, ſo wie mit Früchten angefüllt war, welche ſich durch Geſtalt und Farbe auszeichneten. Mein Führer ſagte mir, daß dieſer Korb, ſo auf dem Altare der Frömmigkeit den Anweſenden dargeboten, ein Symbol der Schöpfung und der Vegetation ſey. Man kennt den Hauptaltar von Saint-Nicolas des Champs mit ſeinen ſchönen korinthiſchen Säulen; ich glaube, daß die Theophilantropen, von religiöſer Koketterie getrieben, gewählt hatten. Ihr Korb machte einen wunderbaren Eindruck auf dieſem Altare mit ſeinen antiken Säulen, zwiſchen denen vier Engel in Stukkaturarbeit ſich ſonderbar genug ausnahmen. Das Oberhaupt hielt eine Rede, in welcher er ſo ſchön ſprach, wie das Evangelium ſelbſt es 1797 Jahre zuvor gethan.“ Noch ſind uns die Schriften der Theophilantropen erhalten. Sie predigen die lauterſte Religion der Liebe, der Humanität und Ehre, und ſind daher ſo chriſtlich oder noch chriſtlicher als irgend andere chriſtliche Konfeſſionsſchriften. Aber ſie entbehren des Myſtiſchen, ſie ſtatuiren kein Wunder und konnten daher nie populär werden.

Dann ſchweift die Verfaſſerin nach St. Domingo ab, um Madame Leclerc im Geiſt dorthin zu begleiten. Dann kommen die diplomatiſchen Verhältniſſe des erſten Conſuls mit England und Rußland zur Sprache, und dies führt zu einer Muſterung der fremden Gäſte, die Paris während des kurzen Friedens beſuchten. Die Fremden erinnern die Verfaſſerin an die Polizei, von der viele Anekdoten erzählt werden. Als ſie dieſe Zeilen niederſchrieb, wurde gerade der berüchtigte Medaillendiebſtahl in Paris begangen, und ſie kann nicht umhin, dabei die Bemerkung zu machen, daß dieſer Schatz von Münzen ſelbſt in der wildeſten Zeit der Republik und Militär-Regierung geſchont worden ſey, und daß erſt eine Zeit wie die jetzige, voll feiger Charakterloſigkeit, hätte kommen müſſen, um einen ſolchen Diebſtahl möglich zu machen. Man habe früher wohl das National-Eigenthum, aber nie den Nationalruhm beſtohlen.

Auch der ſiebente Band verweilt noch beim Conſulat, rückt aber der Periode der Uſurpation immer näher und entwickelt deren Triebfedern. Die Abſchaffung der Zöpfe und kleinen Hüte bei der Armee intereſſiren ſie dabei nicht weniger, als die Vorbereitungen im Senat, und ſie ſchildert ſehr weitläufig die Mühe, die es gekoſtet habe, die gemeinen Soldaten zu dieſer Reform zu bewegen. Bei dieſer Gelegenheit charakteriſirt ſie uns eine Menge berühmter franzöſiſcher Generale und begleitet endlich den erſten Conſul nach dem Lager von Boulogne. Von da ſpringt ſie nach Cobbet ab, um epiſodiſch ein Bild Neckers und der Frau von Staël einzuſchalten. Man hätte vielleicht erwarten ſollen, eine Freundin Napoleons würde die Feindin, eine ausgezeichnete Dame würde die andere nicht zu ſtark loben; doch die Frau Herzogin von Abrantes fühlt ſich nur ſelbſt geehrt, indem ſie einer andern geiſtreichen Franzöſin eine uneingeſchränkte Huldigung darbringt, und ſo ſehr ſie Napoleon auf jeder Seite bewundert, ſcheint es ihr doch hier zu ſchmeicheln, daß Napoleon vor einem Weſen ihres Geſchlechts ein wenig Furcht hatte, wenn man einem vorſichtigen Widerwillen dieſen Namen geben darf.

Nun kommt der Papſt nach Paris, die Feierlichkeiten drängen ſich, und die Dame hat natürlich viel darüber zu reden, vergißt aber über den Nebenſachen auch die Staatsaktionen nicht. Ueber den damaligen Papſt ſpricht ſie in muthwilliger Erinnerung jener etwas wilden Tage: „Der Papſt befand ſich in einer ſonderbaren Lage, wenn man ſie nach der im vierzehnten oder ſelbſt im achtzehnten Jahrhundert betrachten wollte, aber viel natürlicher, wenn man ſich die Mühe nimmt, zu prüfen, wie der Charakter des römiſchen Pontifex im Jahre 1804 beſchaffen war, und ſelbſt im Jahre 1800, da er, als Biſchof von Imola in der Romagna, zum Nachfolger Pius VI. ernannt wurde. Lange vor dieſer Zeit ſelbſt hatte er Beweiſe gegeben, daß er den Fanatismus italieniſcher Prieſter nicht theile, welche die Bauern der Romagna oft dazu antrieben, an einzelnen Soldaten die abſcheulichſten Verbrechen auszuüben. Als Kardinal Chiaramonte und Biſchof von Imola machte er, da die Unruhen in Rom ausbrachen, zur Zeit der Geſandtſchaft Joſeph Bonaparte's, einen Vorſchlag, der zu merkwürdig iſt, um hier nicht wenigſtens zum Theil niedergeſchrieben zu werden. „Die erſten Chriſten, meine theuren Brüder,“ ſagte er zu den Mitgliedern ſeiner Diöces, „waren ſämmtlich Demokraten. Die moraliſchen Tugenden ſind die Grundlage jenes Geiſtes der Freiheit, ohne welchen keine Regierung glücklich ſeyn kann. Ja, meine

Brüder, seyd gute Christen, und Ihr werdet gute Demokraten seyn. Gott begünstigte die Pläne der alten Römer, denn sie waren echte Republikaner ꝛc.“ — Es geschah in dieser Rede auch Cato's von Utika, so wie mehrerer Züge aus der alten Geschichte Erwähnung. Sie wurde im Monat December 1797 bekannt gemacht. Seine Absicht war gut, hinderte aber nicht, daß der brave Duphot, im Gesandtschaftspalaste selbst, an der Seite Joseph Bonaparte's niedergehauen wurde, der unmittelbar darauf Rom verließ, und seine Schwägerin (jetzige Königin von Schweden) in Verzweiflung mit sich führte. Sie hatte auf dem Punkte gestanden, den General Duphot zu heirathen. — Sonderbar ist es nach dem Erwähnten, daß Gregor-Barnabas-Chiaramonte in dem Conclave zu Venedig 1800 (14. März) unter dem unmittelbaren Einflusse Oesterreichs zum Papste erwählt wurde. Dennoch war der Geist des Kabinets von Wien damals allen demokratischen Ideen entgegengesezt, und der Kardinal Chiaramonte hatte seine Gesinnungen offen ausgesprochen. Wahr ist es freilich, neben mehreren Handlungen in vollkommen liberalem Geiste, wie z. B. das Konkordat mit Frankreich, das Breve Talleyrands, und mehrere Beweise seines philosophischen Sinnes, sah man doch auch Funken jenes hellen Feuers sprühen, welches der Vatikan einige Jahrhunderte früher schleuderte. Dahin gehört die Bulle, welche auf Verlangen Neapels die Wiedereinsetzung der Jesuiten in diesem Reiche aussprach. Auch einige andere Handlungen verriethen den fanatischen Geist des römischen Hofes, während das Benehmen Pius VII. selbst an die frühere Geistlichkeit erinnerte.“ Dann folgt eine beredte Schilderung des Servilismus, mit welchem sich ganz Frankreich zu den Füßen des neuen Thrones niederstürzt, und alles Alte, alle Grundsätze und alle Freunde vergessen habe, um einen Strahl der neuen Gnadensonne zu haschen. Die ausführliche Schilderung der Kaiserkrönung schließt diesen Abschnitt.

Junot wird nach Portugal geschickt und seine Gemahlin (die Verfasserin) begleitet ihn und beschreibt im achten Theile ausführlich die Reise durch Spanien, den Aufenthalt in Madrid, die damalige Königsfamilie, den Friedensfürsten. Indem sie den leztern entschuldigt, verräth sie, daß sie für Nationalstolz keinen Sinn hat, wenn es nicht ein französischer ist. Hätte eine solche männliche Pompadour je Frankreich herabgewürdigt, verrathen und verkauft, so würde die patriotische Frau Herzogin sich ganz anders über ihn äußern; da er aber als Spanier Frankreich diente, glaubt sie ihm zum Dank eine Ehrenrettung schreiben zu müssen. Dagegen wird die alte Königin nicht von ihr geschont, und die Anekdoten, die sie erzählt, sind skandalös. Die Reise wird dann weiter fortgesezt nach Lissabon, unter mancherlei kleinen Abenteuern und noch größerer Furcht vor denselben.

In Lissabon wird der Hof geschildert mit allen seinen Sonderbarkeiten. Die Verfasserin mußte, als Frau des Gesandten, Alles mitmachen und sich sogar zum Tragen der am Hofe noch üblichen Reifröcke bequemen. Uebrigens werden die Schilderungen hier mit den Menschen matter und unbedeutender, und erst die Schlacht bei Trafalgar bringt wieder Leben hinein. Bald darauf kehrt die Frau Herzogin nach Paris zurück, wohin ihr Junot, den Napoleon im österreichischen Feldzuge brauchte, vorangeeilt ist.

Der neunte Band beschäftigt sich schon wieder mit den Pariser Festen, mit Napoleons Mutter, Brüdern und allen Glanzgestirnen des Hofes, doch etwas zu wenig mit Napoleon, der damals gerade gegen Preußen zu Felde lag. Der zehnte Band fährt mit diesen Schilderungen fort, besonders die Königin Hortense erhält ein warmes Lob, als die personificirte Grazie jener wunderbaren kaiserlichen Dynastie. Auch Anekdoten aus dem Kriege werden erzählt, wie sie die nach Paris zurückgekehrten Generale mitbrachten. Die Erinnerung an Napoleons Triumph in Tilsit schmeichelt ihrem Patriotismus ganz besonders, und sezt sie in solches Feuer, daß sie plözlich auf eine ganz eigenthümliche Weise in Wuth ausbricht, indem ihr einfällt, wie wenig von diesen Triumphen übrig geblieben ist. Seht da die Französin, ihr deutschen Frauen! Wäret ihr auch einer so schönen Wuth fähig? Hört, wie sie zürnt, gleich einer Heroin des Sophokles: „Ich muß sehen, wie dieses Frankreich, welches ich in seiner Vergangenheit noch so schön erblicke, weil weder Zukunft noch Gegenwart für mich vorhanden ist, ich sehe, wie dieses Frankreich in einem Orte so schwer beleidigt ist, welcher für jeden Beleidiger ein Heiligthum seyn sollte: ein Fremdling, sagt man, hat es gewagt, sich dem König von Frankreich mit einer Patrontasche zu zeigen, auf welcher der Name Waterloo geschrieben ist! — O über die Schande! Sind wir denn so verächtlich geworden, daß ein Freund, welcher unverschämter, abscheulicher ist, als der unversöhnlichste Feind, bis in den Palast kommt, welchen die Nation ihrem Könige gewidmet hält, um unsere vermeintliche Schwäche zu beschimpfen? — Ich bin nur ein Weib... aber meine Fäuste sind geballt... meine Augen sind von Thränen erfüllt und mein Herz schlägt mit einer Heftigkeit, daß mir unwohl wird... und doch bin ich nur ein Weib!... Aber diese Frau hat die ganze Herrlichkeit der Republik und des Kaiserreichs gesehen... sie ist Französin... eine Französin, die ihr Vaterland liebt... sie hat Freudenthränen vergossen bei dem Anblick der dreifarbigen Fahne.“ Weiter sagt sie von

Napoleon: „O mein Held! Du, zu dem ich jeden Abend und jeden Morgen bete wie zu dem Schutzgeist Frankreichs, zu Dir, der Du es nur groß und glücklich und vorzüglich geehrt gekannt haſt, ſiehe es jezt ... ſieh, wie es zu dem Grade der Kraftloſigkeit herabgeſunken iſt, daß es ſich der Einnahme von Antwerpen erfreuen muß! Es muß Te Deum's für dieſe Eroberung ſingen, Frankreich, welches jezt erſt bei dem Siegesmahl zugelaſſen wird, muß durch Freudengeſchrei Nationalbelohnungen ertheilen, es muß unſern Wahnſinn außer Zweifel ſtellen, indem es zeigt, wie ſehr wir uns fürchteten.“ So klaſſiſch dieſe Empfindungen ſind, ſo hätte ſich die Frau Herzogin doch erinnern ſollen, daß es Niemand anders war, als eben „ihr Held“, der durch Frankreichs Uebermuth Frankreichs Schmach herbeiführte.

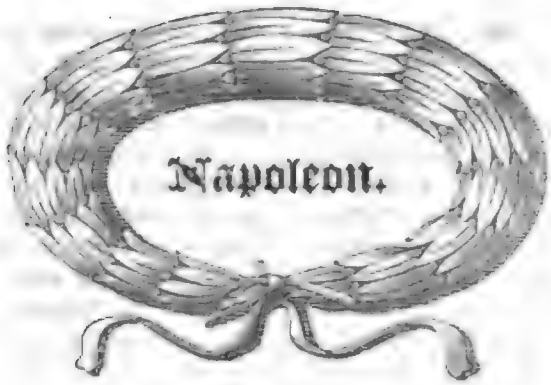
Im elften Bande werden die Abſcheulichkeiten des ſpaniſchen Hofes und die Abſetzung Karls IV. und Ferdinands VII. mit großer Ausführlichkeit erzählt. Wahrlich ein reicher Stoff für ein Trauerſpiel Shakeſpeare's. Welche Mutter, die beim Sohn um das Leben ihres Liebhabers fleht! welcher Sohn, der den Vater entthront, um die Krone feig dem fremden Uſurpator zu überlaſſen! und welcher Vater, der ſich mit der unzüchtigen Gemahlin vereinigt, in kindiſcher Schwäche um das Leben ihres Liebhabers, um das Leben Godoys zu flehen, der ihn um Krone und Ehre gebracht!

In dieſem Bande macht die Verfaſſerin auch eine Bemerkung über Napoleons Urtheil von der deutſchen Literatur. „Im Allgemeinen liebte der Kaiſer Alles, was aus Deutſchland als poſitive Wiſſenſchaft kam, nicht ſehr; in der Literatur war dies in noch höherem Grade der Fall, was ſich ziemlich ſchlecht mit ſeinem Beobachtungsgeiſte vereinigen läßt; aber, die ihn kannten, werden mich verſtehen, und die dieſen Vortheil entbehren müſſen, werden ihre Urtheile leicht darnach bilden können, wenn ſie zum Beiſpiel erfahren, daß er an Menſchenhaß und Reue keinen Gefallen finden konnte, die Stücke Schillers dagegen ſchäzte; daß er Shakeſpeare ſchön, Oſſian bewundernswürdig fand, daß ihm aber Pope's Lockenraub, trotz des allerliebſten Sujets, nicht gefiel. Eben ſo zog er in unſerer Literatur Corneille und Molière allen Andern vor und konnte zornig werden, wenn man ihm von Dorat oder irgend einem Andern dem Aehnlichen ſprach: und im Grunde hatte er auch nicht Unrecht.“ Bei dieſer Gelegenheit ſpottete Napoleon über die moraliſche Literatur, beſonders über die, welche man den Damen widmet, und worin ſo viel von Keuſchheit und Jungfräulichkeit die Rede iſt, und ſagt, was wir in dieſen Blättern gegenüber unſern abgeſchmackten Erzieherinnen, Mädchenſchullehrern und häuslichen Andächtlern für das andere Geſchlecht ſchon oft geäußert: daß man keuſch und jungfräulich ſeyn müſſe, ohne zu wiſſen, was dieſe Worte bedeuten, daß dagegen alles Gerede über die Unſchuld eben nur dazu diene, die Unſchuld zu verſcheuchen, denn Unſchuld beſtehe nur in ihrer eigenen Unkenntniß.

13) Politiſche und militäriſche Lebensgeſchichte des Fürſten Eugen, ehemaligen Vice-Königs von Italien. Von M. A. Aubriet. Ueberſezt von Karl Geib. Zweite Ausgabe. Speyer, Kolb, 1834.

In dem Augenblick, da der Sohn des Fürſten Eugen die Augen Europas auf ſich zieht, gewinnt dieſe Schrift ein neues Intereſſe. Obgleich ihr Verfaſſer unbedingter Panegyriker iſt, ſo iſt das Lob, das er dem Talent, der Tapferkeit und der edeln Uneigennüzigkeit des Fürſten zollt, ein gerechtes. Eugen war in Italien, das er in Napoleons Namen beherrſchen mußte, wie in Deutſchland, das er unterwerfen half, nicht minder beliebt als in Frankreich, und die Güte und Menſchlichkeit, die er unter den Feinden zeigte, trugen ihm noch ſchönere Lorbeern ein, als die Verdienſte um ſeine Freunde. Napoleon hätte aus dieſem Stoffe vielleicht noch mehr machen können, wenn er ſich nicht ſeiner dynaſtiſchen Grille hingegeben hätte. Sobald aber Napoleon mehr auf einen leiblichen als geiſtigen Erben ſah, war auch Eugen auf die Rolle eines reſignirten Dienſteifers beſchränkt. Wie thätig er in dieſer Rolle war, erſehen wir daraus, daß er den erſten Conſul und nachherigen Kaiſer in faſt allen ſeinen Feldzügen begleitete, 1796 in Italien, 1798 in Aegypten, 1800 in Italien, 1809 in Oeſterreich, 1812 in Rußland. Nur während der Feldzüge von Auſterlitz und Jena blieb er als Statthalter in Italien zurück; als ſolcher kämpfte er noch 1813 gegen die Oeſterreicher; in Napoleons leztem Kriege 1815 blieb er bekanntlich unthätig. Sein glänzendſter Feldzug, da er an der Spitze einer bedeutenden Macht allein und ſiegreich kämpfte, war der von 1809. Als Oberbefehlshaber der Armee in Rußland nach Napoleons Flucht und in Italien nach der Schlacht bei Leipzig, konnte er freilich die totale Niederlage nicht verhindern, nur verzögern. Hält man aber dieſe Thatſachen, ſeine unausgeſezten Dienſte auf den Schlachtfeldern, gegen das, was Napoleons nähere Verwandte geleiſtet, ſo fällt die Vergleichung ſehr zu Gunſten des ſo edlen als uneigennüzigen Stiefſohns aus, der auch dann noch von ſeiner Treue und ſeinem Eifer nicht nachließ, als die Eheſcheidung Napoleons von ſeiner Mutter vollzogen war.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 28. Montag, 16. März 1835.

Werke aus und über Frankreich.

14) Meine Reise durch Italien, Frankreich, England im Jahr 1831, von Hortense, vormalige Königin von Holland. Aus dem Englischen von F. L. Lindner. Stuttgart, Balz, 1834.

Die Allgemeine Zeitung hat bereits so viele Auszüge aus dieser interessanten Schrift mitgetheilt, daß wir uns hier darauf beschränken wollen, nur im Ganzen Charakter und Inhalt derselben zu bezeichnen. Die durch ihre Schönheit wie durch ihr Schicksal gleich berühmte Verfasserin stand Napoleon näher als die Herzogin von Abrantes, schweigt aber nicht, wie diese, in den Erinnerungen des kaiserlichen Sonnenglanzes, sondern schweigt davon, deutet nur von ungefähr darauf zurück und richtet den Blick fest und anhaltend allein auf ihr Unglück, auf die freudenleere Gegenwart. Ohne daß wir die Gemeinheit begehen und ihr dabei irgend eine politische Absicht oder nur schriftstellerische Koketterie unterlegen wollten, müssen wir uns doch sagen, daß diese Oekonomie des Schmerzes ihr sehr vortheilhaft ist und die Herzen für sie gewinnt.

Sie schildert uns die mütterlichen Sorgen, die sie in Italien ausgestanden, als ihre beiden Söhne sich an die Spitze der Insurrektion in der Romagna gestellt hatten. Ihr Aeltester starb, mit dem Zweiten flüchtete sie ingeheim nach Paris, wo derselbe ebenfalls erkrankte. Obgleich dem unglücklichen Geschlecht Napoleons der französische Boden bei Todesstrafe verboten ist, machte doch Ludwig Philipp, wie man nicht anders erwarten konnte, keinen Gebrauch von diesem Gesetz, sondern ließ ihr durch Casimir Périer verschiedene Artigkeiten sagen und empfing sie mit seinen Damen in einer geheimen Audienz äußerst liebreich, was gleichwohl nicht verhinderte, daß sie einige Wochen später, da ihr junger Sohn langsamer, als es der ängstlich König wünschte, genesen wollte, durch die Polizei ausgewiesen wurde. Nicht ohne Rührung kann man die Verbannte durch die Straßen von Paris begleiten, und sie, einst die Seele der kaiserlichen Feste, unerkannt in einem einsamen Kaufmannsladen vor ihrem eignen Bilde und dem ihrer Familie stehen sehn, wobei ihr die Ladenhüterin sagt, daß diese Bilder dem französischen Volk unvergeßlich wären und immer noch in großer Anzahl gekauft würden. Nothgedrungen floh sie mit ihrem noch ungenesenen Sohn nach England, wo man das Unglück mit mehr Rücksicht behandelte und wo sie von allen Parteien die wärmsten Beweise von Theilnahme und Achtung empfing. Von hier ging sie auf ihr Gut nach der Schweiz zurück.

Beiläufig spricht sie sich mit Unwillen gegen die öffentliche Meinung aus, welche die Napoleoniden noch

immer im Beſitz großer Schätze glaubt. Unter andern ſagt ſie von Madame Lätitia: „In der erſten Zeit ihrer Zurückgezogenheit in Rom, nach den Reaktionen, die auf die hundert Tage folgten, ließ der Kardinal Conſalvi ihr ſagen: daß der franzöſiſche Hof, immer ängſtlich, ſie beſchuldige, Millionen nach Korſika zu ſchicken, um das Land aufzuwiegeln. — Antwortet dem Kardinal, erwiderte die Mutter des Kaiſers, er könne den Bourbons die Verſicherung geben, daß wenn ich die Millionen, die man bei mir vorausſezt, beſäße, ich ſie längſt angewendet haben würde, nicht um Korſika aufzuwiegeln, ſondern um Flotten auszurüſten zur Befreiung meines Sohnes.“

Ihre Situation in Paris hatte viel Eigenthümliches. Sie ſah aus den Fenſtern ihrer beſcheidenen Wohnung die Vendome-Säule vom Volk öffentlich mit Blumen bekränzen, während ihr Périer und Ludwig Philipp insgeheim das ſtrengſte Incognito geboten und ſich mit den Rückſichten entſchuldigten, die ſie den großen Mächten ſchuldig ſeyen. Es iſt wieder ſehr charakteriſtiſch von Ludwig Philipp, daß er die unglückliche Dame mit den zärtlichſten Verſicherungen und wärmſten Händedrücken empfing, ſo recht väterlich, bürgerlich und herzlich, und doch bald darauf, da ſie dieſer Güte vertraute, ſie eben ſo heimlich über die Grenze ſchickte.

15) Napoleon und ſeine Helden, oder Immortellen auf das Grab der gefallenen Größe. Sammlung der verbürgten Anekdoten und Charakterzüge ꝛc. Von Dr. Auer. Mit Portraits. Vier Bändchen. Leipzig, Kollmann, 1833.

Es iſt doch immer etwas Sonderbares, daß die Deutſchen dem Manne, der ſie ſo furchtbar mißhandelte, und noch mehr herabwürdigte, als mißhandelte, noch immer Ehrenpforten und Denkmäler errichten und an ſentimentaler Hingebung ſogar die Franzoſen ſelbſt übertreffen. Iſt dies das Zeichen ſehr großer Humanität oder ſehr ehrloſer Selbſtverachtung? Ohne Zweifel Beides zugleich. — Das Werkchen iſt kompilirt aus den bekannten Memoiren, und kein Bedienter Napoleons, kein Conſtant hätte es ſerviler ſchreiben können. Man ſoll die Größe auch am Feinde achten, aber ihm doch nicht die Schuhe putzen oder ihm gar den Speichel lecken, wie es hier zur Schande der deutſchen Lettern geſchieht.

16) Hiſtoriſche Denkwürdigkeiten. Herausgeg. von Karl Geib. Erſter Band: Memoiren des Marſchalls Ney und Brief Lafayettes an den Amtmann zu Plön. Mannheim, Hoff, 1834.

Es iſt dem Herrn Karl Geib nicht eingefallen, ſich darüber zu beklagen, daß Ney, ein geborner Deutſcher, wie Kellermann, wie Rapp, ſo wie Kleber und ſo mancher Andere, ſeinen Ruhm ſich erwarb in der Erniedrigung Deutſchlands. Auf ſolche Umſtände aufmerkſam zu machen, wäre natürlich in unſern aufgeklärten Tagen und bei einem Volk, das längſt über die Vorurtheile der Nationalehre erhaben iſt, etwas Lächerliches. Ich beſcheide mich. So bewundert denn dieſen Ney, aber wenn ihr ihm ſeinen Handkuß verzeiht, ſo verzeiht auch Soult, daß er die geweihte Kerze getragen hat. Solche Satelliten zu bewundern, ſteht in der That dem deutſchen Volke gut an, das ſie einſt auf Befehl ihres Herrn verächtlich unter die Füße traten!

Der Brief Lafayettes iſt intereſſant und verbreitet ſich ſehr ausführlich über die Intriguen in Paris kurz vor ſeiner Flucht aus Frankreich.

17) Napoleons lezte Augenblicke, nach den Memoiren des Dr. Fr. Automarchi bearbeitet von Fr. Schott. Zwei Bände. Zweite Auflage. Dresden, Grimmer, 1834.

Dieſe Memoiren werden immer ihren großen Werth behalten. Sie ſind rührend. Sie ergänzen die Bulletins des Weltbezwingers, ſie zeigen uns das Walten der Nemeſis in dem ungeheuerſten Schickſalswechſel, den man jemals ſah, und ſie verſöhnen durch das tragiſche Bild des Sterbenden das Gefühl des Abſcheus, den wir von dem Lebenden hegten. So ekelhaft und in der Feder deutſcher Schriftſteller niederträchtig die Huldigung iſt, die man dem Eroberer, dem Plünderer, dem Verächter und Verhöhner Deutſchlands immer noch darzubringen affektirt; ſo ſchamlos es von deutſchen Schriftſtellern iſt, wenn ſie in den Ton gewiſſer Franzoſen einſtimmen, welche den unbarmherzigen Deſpoten jezt gern zu einem Heros der Freiheit und des Völkerglücks machen möchten; ſo gewiß Napoleon immer nur als unſer gehäſſigſter Feind betrachtet, und ſein Andenken und die Schmach, die er über uns brachte, mit Fluch beladen werden muß, ſo wollen wir gleichwohl ſein Grab nicht entweihen, ſondern mit Karl V. ausrufen: Wir führen Krieg mit den Lebendigen, nicht mit den Todten.

18) Politique de Napoléon, ou tableau des projets formés par ce guerrier-législateur, pour faire triompher dans toute l'Europe les grands principes de la révolution de 1789. Par un ancien officier de la grande armée. 1 Vol. Toulouse 1834.

Es iſt nicht zu verkennen, die Bonaparte's Alt und Jung, Männer und Frauen, Brüder, Söhne und Vettern hegen ſeit den Julitagen und der daraus

hervorgegangenen Thronveränderung neue Hoffnungen, ihre Dynastie und das Kaisersystem in Frankreich wieder aufzurichten. Dazu sollen Denkschriften, Biographien, Theaterstücke, Gemälde, Plastik und Kupferstiche zusammen wirken; der Journalismus läßt es sich auch immer angelegen seyn, die Bonapartische und Napoleonische Gloire-Zeit hervorzuheben. Die schriftstellenden Mitglieder der Familie, Brüder und Neffen des Kaisers, haben auch in neuester Zeit manches hierher bezügliche Wort fallen lassen, ja vom Thurgau aus operirt einer der jungen Napoleoniden entschieden nach diesem Zweck. Und wer möchte ihnen dies verdenken?

Obiges Werk wurde gleichfalls in diesem Sinn und zu gleichem Zwecke geschrieben. Der Verfasser bemüht sich, Alles zu beseitigen, was man Napoleon vorwerfen kann, und darzuthun, daß er den Sinn der Revolution von 1789 ganz richtig und republikanisch aufgefaßt habe und auch verwirklicht haben würde, — wenn er länger auf dem Thron geblieben wäre. Aber Napoleon hat nicht das Recht, sich den Erben und Stellvertreter einer Freiheit zu nennen, die er mit seinen Bayonetten unterdrückt hat. In Beziehung auf Freiheit, Gleichheit und echt französische Gesinnung steht der Mann des 18. Brumaire gewiß unter dem König Ludwig XVI. Jene echt liberalen Grundsätze von 1789 hat Napoleon gewiß weder geliebt noch geachtet, sonst hätte er nicht an die gezwungene Vereinigung ungleichartiger Völker gedacht, nicht an dies Aufdringen fix und fertiger Konstitutionen mit dem Degen, dieses Zwingen zur Aufnahme derselben Gesetzbücher in Lübeck und Bremen, wie in Genua und Rom! zur Aufnahme derselben Ordnung und administrativen Formen, wenn sie auch den fremden Sitten durchaus zuwider waren; denn Napoleon behandelte sie nur wie Heerden, die man führt und denen man die Wolle abscheert, ja die man sogar zur Schlachtbank führt, wenn es einem gutdünkt, Alles in Gemäßheit des Rechts des Stärkern, das ein wahres Faustrecht ist. Was er aus der durch Revolution einmal vorhandenen Preß- und Tribunalfreiheit machte, wissen wir. Napoleon glich hier dem Vater, der seinen Knaben Trommel und Pfeifen kaufte und zu ihnen sagte: Kinder, belustigt euch damit, macht aber keinen Lärm. In Napoleon sind zwei ganz verschiedene Personen: der General der Republik und der Kaiser. Jenen reklamiren die Anhänger der republikanischen Ideen, diesen hingegen die Freunde unumschränkter Gewalt und der Diktatur. Der erste Konsul kam allerdings in einem Augenblick, wo die Diktatur nöthig war; es war gleichsam ein gedeckter Tisch für ihn, er sezte sich, und da auch bei ihm der Appetit beim Essen kam, so aß er so lang, bis er sich eine Unverdaulichkeit zugezogen hatte und vom Stuhl fiel. Im Vendemiaire, Fructidor und selbst noch im Anfang Brumaire mochte er den Grundsätzen von 1789 getreu seyn; da diese ihn aber auf einen Weg führten, den er nicht betreten wollte, so kehrte er ihnen bald den Rücken zu und nahm seine Richtung nach der entgegengesezten Seite. Seine Senatorien, sein Adel, seine erblichen Magistrate, seine sechshundert Mehrbesteuerten, seine Orden, seine Staatspolizei, seine Censur, sein Druck auf alles Geistige, was nicht zu seinen Zwecken taugte, sein Ringen nach dem Beifall alter Familien, und sein Militärdespotismus, Alles dies scheint mir der Feudalität des Mittelalters näher, als dem Geist des achtzehnten Jahrhunderts und zumal von 1789. Allerdings war viel Großes und Geniales in Napoleon. Was ist aber eine Größe, die Den nicht überlebt, der sie aufbaute? Es ist nur eine vergängliche Größe, die keine anderen Wurzeln, kein anderes Lebensprinzip hat, als in dem Menschen, und keine andere als seine materielle Kraft. Es war ein glänzendes Phantom, das vor einigen Graden Kälte verschwinden und da verschwinden mußte, wo es angefangen hatte. Achtzig Millionen Menschen, die unter seinen Gesetzen lebten, hätten gewiß den Herrscher nicht untergehen lassen, der die Nationalität seiner Völker, ihre bürgerliche und politische Freiheit, die Menschlichkeit und ihre wahren, heiligsten Interessen geehrt und genährt hätte. Statt irgend einer Anregung zu seinen Gunsten sehen wir beim ersten Zeichen seines Falls alle die Völker gegen ihn aufstehen, deren Nationalität, Charakter und Rechte er verkannt und unterdrückt hatte; sie selbst nahmen die Waffen gegen ihn und legten sie nicht eher nieder, als bis sie in zwei Kriegen Den niedergeschlagen hatten, den sie den Unterdrücker der Völker nannten. Die Völker öffneten endlich die Augen und sahen ein, daß sie mit einem Gespenst von Freiheit und Gleichheit angeführt wären. Schöner Gewinnst, statt der eingebornen Fürsten die Brüder und Schwäger Sr. kaiserl. Majestät und unter deren beglückendem Kommandostab! und dazu die Konscription, die Requisitionen, die ungeheuren Steuern, die droits réunis, die französische Polizei und die gardes d'honneur!

Dasselbe Vorurtheil zeigt der Verfasser in Beziehung auf Napoleons äußere Politik. Dies ist jedoch dem ehemaligen Offizier der überall herrschenden und breit auftretenden „großen" Armee nicht zu verdenken; man erinnert sich nicht gern an sein verlornes Paradies! Die Grundsätze von 1789 und die Unterdrückung der Feudalität hatten doch gewiß mit Napoleons Anmaßungen bei den andern europäischen Kabinetten nichts gemein. Ihnen lag ein ganz anderes Prinzip zum Grund, das Prinzip der Insurrektion, gegen das die Fürsten Europas zu den Waffen gegriffen hatten, das Prinzip von jenem 14. Julius 1789. Ihm nach predigte eine zahlreiche

Sekte, es sey erlaubt, die Könige abzusetzen, sie in's Gefängniß und auf's Blutgerüst zu schleppen, die Geistlichen zu plündern und aus den Kirchen zu jagen, diese selbst zu andern Zwecken zu verwenden, auf die Adeligen aber Jagd zu machen, wie auf wilde Thiere ꝛc. Meint man etwa, die alten Dynastien hätten auf ihren Thronen warten sollen, bis dergleichen Grundsätze sie um Thron und Leben brächten, ungefähr wie die römischen Senatoren die eindringenden Gallier auf ihren kurulischen Stühlen erwarteten? Bis zum Kaiserthum war Bonaparte nur der Diener und General dieser Insurrektionslehre, hernach selbst ihr Mahomet, bis sie ihm endlich für ihn selbst und für sein Haus lästig wurde. Das verbündete Europa bekämpfte in Bonaparte den Helden und Chorführer jener Lehre, im Kaiser Napoleon aber die Eroberungs- und Herrschsucht des mächtigen Souverains.

Dr. Mr.

19) Chronologischer Abriß der Geschichte Frankreichs von den frühesten Zeiten bis zur Mitte des Jahres 1833. Ludwigsburg, Nast, 1834.

Es ist ein guter Gedanke, die Data aller wichtigen Begebenheiten eines Volks der Zeitfolge nach zusammenzustecken. Man kann solche chronologische Uebersichten sehr oft zum Nachschlagen brauchen, und sie gewähren eine angenehme Recapitulation der Geschichte.

20) Der Messianismus, die neuen Templer, und einige andere merkwürdige Erscheinungen auf dem Gebiete der Religion und Philosophie in Frankreich, nebst einer Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Philosophie in Italien. Von Dr. Carové. Leipzig, Hinrichs, 1834.

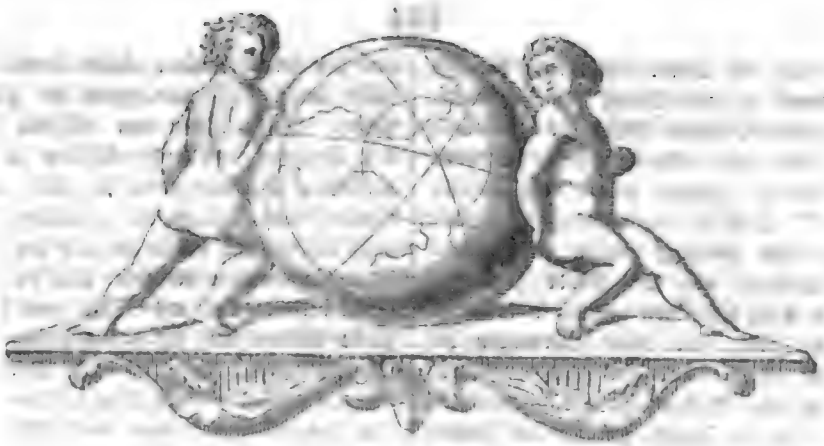
Die Religion und Philosophie im neuern Frankreich ist von keinem Deutschen so gründlich studirt, so aufmerksam verfolgt worden, als von dem Verfasser dieser neuen Schrift, die sich an mehrere schon früher von ihm herausgegebene (über Religion und Philosophie in Frankreich, 1827, und über den St. Simonismus, 1831) anreiht.

In der Vorrede sagt der Verfasser: „So wird, nachdem die Franzosen bisher fast ausschließlich den mathematischen und physischen Wissenschaften gehuldigt, jezt mit Vorliebe das gesammte Gebiet der Geschichte durchforscht, und Deutschland ist das moderne Alexandrien, — gleichsam die europäische Hochschule, — die gelehrte Vorrathskammer, nach welcher die modernen militärisch-politischen Römer ihre wissenschaftlichen Entdeckungsreisen hin anstellen. Benjamin Constant, Cousin, Dubois, Guizot, Fabre d'Olivet, Michelet, Golbery, St. Marc-Girardin, Lerminier, Ampère (der Sohn des berühmten Physikers) und nicht wenige Andere haben bereits die Früchte ihrer deutschen Studien der Literatur ihres Volkes einverleibt, und den zulezt Genannten zur Bemerkung veranlaßt: Frankreich, welches unter Franz I. zu Italien, später, bis auf Ludwig XVI., zu Spanien, unter Ludwig XIV. zum griechischen und römischen Alterthum sich gehalten, sey in der Folgezeit in die intellektuelle Bewegung des Nordens eingetreten, und wie das achtzehnte Jahrhundert sich auf England gestüzt, so gehe das neunzehnte von Deutschland aus. — Wie also in den zwei lezten Decennien das deutsche Volk aus seiner Hingebung an das gesammte geistige Leben der Menschheit sich gesammelt und zur nationalen Persönlichkeit erwacht, so ist umgekehrt die französische Nation aus ihrer Verselbstung und egoistischen Selbstgenügsamkeit in den allgemeinen Geisterverkehr hinausgerissen und zum Gefühle der Humanität erweckt worden, an deren geistigem Leben sie nun Theil zu nehmen, deren Idee sie sich zum klaren Bewußtseyn zu erheben strebt." Allein dieser Umtausch der Richtungen, dieses Umspringen der geistigen Polarität ist noch nicht ernstlich gemeint. Jede Nation sucht das, was sie ergänze, aber sie fährt darum nicht aus ihrer Haut. Die Franzosen philosophiren noch sehr französisch, und wir Deutsche haben eine nationelle Persönlichkeit allerdings gewonnen, aber eben auf deutsche Weise, nämlich als Individuen, nicht als Volk. Der Deutsche ist geblieben, aber die Deutschen sind nirgends zu finden.

Herr Carové gibt das reiche Material seiner Studien in ungeordneten Skizzen. Zuerst tritt Fabre d'Olivet auf († 1825), ein Utopist, der am Ende der Dinge ein Reich von Brüdern mit einem Glauben und einer Gesinnung in höchst glückseligem Zustand erwartet. Dann Comte, der als ein Schüler St. Simons dennoch etwas von demselben abweicht, indem er die Wissenschaft der Industrie nebenordnet, während der Meister sie der Industrie unterordnet. Ferner Bozelli, der in einem sehr trivialen System den Satz durchführt, daß das Glück in der Befriedigung der Bedürfnisse bestehe. Ein Kuriosum ist der folgende Brief des Satans (eine anonyme und boshafte Schrift vom Jahr 1826). Als Gegensatz folgt darauf Chateaubriands Aufruf an die Christen 1825.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 29. Mittwoch, 18. März 1835.

Werke aus und über Frankreich.

20) Der Messianismus, die neuen Templer, und einige andere merkwürdige Erscheinungen auf dem Gebiete der Religion und Philosophie in Frankreich, nebst einer Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Philosophie in Italien. Von Dr. Carové. Leipzig, Hinrichs, 1834.

(Schluß.)

Dann Damiron, der, wie Friedrich Schlegel, behauptet, das Urvolk sey in seiner Unschuld vollkommen weise gewesen, und erst die Reflexion habe die Menschen dumm und schlecht gemacht. Hierauf S. Vincent, der zu beweisen sucht, daß die christliche Offenbarung mit dem Urbewußtseyn in uns übereinstimme, daß sie nur die Aeußerung dessen sey, was sonst in der Tiefe unserer Seele geschlummert. Wenn Frankreich eines Schleiermacher nöthig hätte und nicht schon durch sein politisches Juste-Milieu übersättigt wäre, so würde diese geschickte Identificirung der Vernunft und Offenbarung großes Glück machen.

Alle diese bisher besprochenen Meinungen sind für Frankreich von wenig Bedeutung, da sie nicht praktisch sind. Nimmermehr wird in Frankreich eine Religion oder Philosophie auch nur einen vorübergehenden Eindruck machen, wenn sie sich nicht an ein praktisches Interesse anschließt, und deßhalb glaube ich ganz und gar nicht an die von Herrn Carové in der Vorrede proklamirte Emancipation der französischen Philosophie, ich glaube vielmehr, sie ist mehr als jemals die Sklavin der politischen Interessen. Nur zwei Erscheinungen in ihrem Gebiet haben daher großes Aufsehen erregt, der St. Simonismus, weil er die Republik mit der Hierarchie, und de la Mennais, weil er die Hierarchie mit der Republik verbinden will, weil beide einen politischen Endzweck verfolgen, und die Religion, für die sonst Niemand mehr Sinn hat in Frankreich, auf eine neue Weise interessant machen, nämlich als neues Mittel für politische Zwecke.

Von Seite 57—121 gibt Carové einen historischen Ueberblick über den St. Simonismus und das in demselben eingetretene Schisma. Er bemerkt sehr richtig, daß diese Lehre unhaltbar sey, weil sie die ökonomische Basis unseres Lebens, nämlich das Geburts-, Erb- und Eigenthumsrecht, erschüttert, weil sie ferner dem christlichen und noch mehr romantischen Glauben in Bezug auf Liebe und Ehe durch ihre ekelhafte Weibergemeinschaft höchst anstößig ist. Der wahre Grund des Mißkredits, in welchen sich die neue Sekte gesetzt hat, liegt aber in ihren schlechten Finanzen, in ihrem Bankerott

und in der Usurpation des Vater Enfantin, der sich eigenmächtig zum Papst, ja zum Dalai Lama aufwarf, sich buchstäblich anbeten ließ, seinen Willen für das höchste Gesetz erklärte und jeden nur einigermaßen vorragenden Geist aus der Gemeinde zu drängen wußte, um dieselbe allein zu beherrschen. Trotz so vielen Wahnsinns aber hat diese Sekte doch eine Zeitlang großen Anhang gefunden und ist keineswegs von der Mode ganz beseitigt oder wird sich ganz beseitigen lassen, so lange es noch Menschen genug gibt, die ohne Vermögen die Rechte Anderer nicht achten, und die ohne die Moral der Romantik auch an der Profanation des Weibes keinen Anstoß nehmen. Ja in Zeiten, wo wir uns solchen physischen und geistigen Pöbel in großen Massen aufgeregt denken müssen, dürften die Ideen St. Simons sich, wenn auch nur vorübergehend, immerhin mit einem Mal auf eine schauderhafte Weise praktisch bewähren. Es liegt so viel Methode darin, daß sie sich in der Geschichte schon öfters wiederholt haben. Man könnte den St. Simonismus die Religion der Anarchie nennen. Als im Jahr 1535 die Wiedertäufer in Münster ihr göttliches Reich konstituirten, befolgten sie unwissend die Grundsätze St. Simons. Sie proklamirten Gemeinschaft des Vermögens und der Weiber, sie bestellten Aelteste, welche alles Vermögen der Gemeinschaft in Aufsicht hielten und jedem Gemeindegliede nach dem Maaß seiner Fähigkeiten Arbeit auflegten und dafür seinen Unterhalt gewährten. Sie duldeten keine Bettler, keine Armen mehr, aber auch keine Reichen. Ihre Propheten aber bildeten, wie die Priester der St. Simonianer, eine Aristokratie, und unter dieser herrschte nicht weniger Rivalität, wie unter jenen. Endlich war ihr prophetischer König Johann von Leyden auch nichts anders, als was Vater Enfantin ist, nämlich ein schöner Mann, dessen Persönlichkeit besonders die Weiber bezauberte. Man lese die Geschichte jenes merkwürdigen Reiches der Wiedertäufer im Detail, und man wird durch die genaue Uebereinstimmung der damaligen Wirklichkeit mit den heutigen Theorien St. Simons überrascht werden. Und selbst in den Excessen der französischen Revolution blizt einigemal ein ähnlicher Wahnsinn hindurch.

Von dem St. Simonismus wendet sich Herr Carové zu de la Mennais, der in der That dessen Kehrseite ist. St. Simon steigt aus der Auflösung aller bestehenden Verhältnisse, aus der vollkommensten Anarchie aufwärts bis zu einem neuen Papste; de la Mennais steigt vom alten römischen Papstthum wieder zu den Schwärmern und Proletariern der modernen Republik hinab. Der Eine kommt zu früh, der Andere zu spät. Der Eine will schon eine neue Hierarchie gründen, ehe noch das alte Gebäude abgebrochen ist; der Andere will, die alte Hierarchie solle sich des revolutionären Prinzips und der revolutionären Kraft bemächtigen, nachdem sich diese längst trotz und gegen die Hierarchie emancipirt haben. Beide haben nur insofern Bedeutung, als sie den Triumph des Juste-Milieu in unsern Tagen verherrlichen helfen; denn in St. Simon huldigt das revolutionäre Prinzip der Ordnung, und in de la Mennais huldigt das stabile Prinzip der Freiheit, diese Huldigungen kommen aber nur dem zu gute, was zwischen ihnen beiden liegt und keins von beiden ist. Aber das Juste-Milieu darf sich dieses Triumphes gleichwohl nicht sehr überheben, denn das bloße Vorkommen so auffallender Symptome, das Ueberspringen vom Papismus in den Jakobinismus, und von diesem in jenen, deutet eine Irritation der socialen Magnetnadel an, die den Steuermann wohl in Schrecken setzen sollte.

Die neuen Templer, über die Herr Carové Bericht erstattet, wollen nicht viel bedeuten. Sie geben vor, von den alten Templern herzustammen, und treiben mit dieser Tradition eine freimaurerische Spielerei.

Der Messianismus des Herrn Wronski (der, als Jude in Polen geboren, in Deutschland gebildet, in Frankreich lebend und wirkend, eine vierfache Nationalität in sich vereinigt) ist gewissermaßen ein Zweig des St. Simonismus, wenigstens wurde Wronski durch die Eifersucht des Vater Enfantin von dieser Sekte ausgeschlossen und bildete sich nun eine eigne. Ganz in demselben Falle wie Comte, dessen oben gedacht ist, und hauptsächlich auch durch seine deutsche Bildung von der realen zur idealen Seite hingezogen, gibt er der Wissenschaft, der Erforschung des absolut Wahren den Vorrang vor der Industrie und Praxis, ja er geht so weit, diese Erforschung zur Bedingung der Unsterblichkeit und die leztere zur Frucht der erstern zu machen.—

Ein mit viel Phantasie geschriebener Artikel Nodiers über die Wiedergeburt wird von Balzac auf eine noch weit geistreichere Weise beantwortet, und wir glauben eine der glänzendsten Stellen seines skeptischen Briefes mittheilen zu müssen, weil wir darin den wahren Ausdruck des französischen Geistes finden. Im Glauben ist der Franzose immer nur Schüler, und nur im Zweifel ist er Meister. „Haben Sie in Ihrem intuitiven Geiste auch nur einen kleinsten Theil dessen, was man Gewißheit nennt, über den Gang der Schöpfung? ... Steigt die Perfektibilität hinauf oder herab? Ist die aufsteigende Bewegung Ihres gradlinigen Lebens wahrscheinlicher als die umgekehrte? Kommen wir vom Himmel zurück, oder gehen wir zu ihm hin? Ist der Weg über oder unter unserer Gattung? Wer hat Unrecht, der unveränderliche Instinkt der Schöpfungen, die wir als niedrigere betrachten, oder die wankende Vernunft, die so oft in lumpenhaftem Zustande ist? Die liebreizenden Ausdustungen der Volkameria-Blume, die

eine ganze Welt von Wonnen und Gedanken in ſich tragen und erwecken, die Langjährigkeit jener vor Chriſti Geburt gepflanzten Ceder, die noch in Italien, den Namen des Heilands tragend, grünt, — wären ſie nicht etwa Gedanken, die der Dichter vorausſchmeckt, und ein Leben bewunderungswürdiger Eintönigkeit, das vom Kartheuſer vorausgefühlt wird?... Die zahlloſen Geſchlechter des Meeres, — ſtreben ſie, nach Maillet, nach der Menſchengeſtalt (anthropomorphie) hin, oder wandert der Menſch, nach Swedenborg, zum Tode, wie zu einer Wiege?... Iſt der granitiſche Friede des Marmors unſer Omega oder unſer Alpha?... Dieſe Fragen haben nichts Beleidigendes für Sie, der Sie in Ihrem Aufſatze den Schlaf als ein großes Gut, als einen Vorgeſchmack der müſſigen Vergnügungen des far-niente's der Todten angeſehen haben.... Aber wäre wohl die infuſoriſche Kreiſung (rotation) des Stoffes, in welcher Richtung ſie auch ſtattfinde, ein gotteswürdiger Gedanke? Wäre, wie Byron irgendwo geſagt hat, das Spiel einer Materie, die von Gott ausgegangen, um nach tauſend kaleidoskopiſchen Umgeſtaltungen der Welt in ihn zurückzukehren, nicht ein gar zu froſtiger Spaß?"

Es folgen nun noch eine Menge, meiſt aus Journalen und Brochüren ausgezogener Artikel, worin ſich Franzoſen über Religion und Philoſophie ausſprechen. Alle geſtehn die Thatſache ein, daß in Frankreich die „Philoſophie" allen religiöſen Boden unterminirt und zum Theil ſchon in die Luft geſprengt habe, und daß keine Kraft vorhanden ſey, eine neue Kirche zu gründen, oder nur eine würdige und ernſtliche Reformation durchzuſetzen.

Den Schluß des Werkes macht eine Abhandlung über den gegenwärtigen Zuſtand der Philoſophie in Italien, von Mamiani della Rovère. Nachdem derſelbe den Untergang der ältern italieniſchen Bildung unter dem Druck der Hierarchie geſchildert, fährt er fort: „So ſank die Philoſophie in Italien; erſtickt, leblos blieb ſie bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Ein einziges Mal wurde ihr langes Schweigen durch die Stimme eines großen Mannes unterbrochen, der ſelb Einer zeigte, was Alles noch der Geiſt der Nation vermochte. Wir ſprechen von Johann Baptiſt Vico, deſſen Name, lange im Ausland unbekannt, dann raſch zu einem ungeheuren Ruf gelangte, als Herder ſein Buch über die Ideen (zur Geſchichte der Menſchheit) erſcheinen ließ. Nun erſt konnte man wahrnehmen, daß ſchon ein Jahrhundert früher dieſer große Italiener die Geſchichte des ſocialen Lebens der Nationen entdeckt habe, und daß er ſie in einem Buche bekannt gemacht habe, welchem er mit vollem Recht die Ueberſchrift: scienza nuova (neue Wiſſenſchaft) gegeben. Vico war es nun, der den Geiſt der poſitiven und allgemeinen Philoſophie zu repräſentiren fortfuhr. Wenn er zu viel verallgemeinert, ſo raiſonnirt er zum Wenigſten nicht a priori. Seine hundert und zehn Grundſätze gehen alle aus einer ſehr gewiſſenhaften und verſtändigen Beobachtung der Thatſachen hervor. Dieſe Thatſachen beſchränkten ſich zu ſeiner Zeit auf die Geſchichte von nur drei Völkern, und durch dieſe enge Grenze mußten die Analyſen Vico's mangelhaft werden; überdies mußte er auch dem gewaltigen Vorrange der theologiſchen Ideen ſeinen Tribut zahlen, welche damals in Italien alle Schulen, alle Bücher, alle Meinungen beherrſchten. — Kurze Zeit nach Vico trat noch ein Anderer auf mit hohem und originalem Geiſt; es war Stellini. Obgleich er Mönch und in den Spitzfindigkeiten der mönchiſchen Philoſophie aufgewachſen war, ſo hatte er doch den Muth, in ſeinem Werke de ortu et progressu morum zum erſten Male eine allgemeine Geſchichte aller Völker zu ſchreiben. Er fängt damit an, daß er einige phyſiologiſche und geiſtige Geſetze des Menſchen, der aus dem Zuſtande der Wildheit hervortritt, feſtſtellt, und entwickelt dann, als eine Folge dieſer Geſetze, die Beſchaffenheit und nothwendige Form der verſchiedenen Sitten. — Die von Vico geſtiftete Schule hat ſich in Italien bis auf den heutigen Tag hin fortgeſetzt. Mario Pagano, ſein Mitbürger, bemühte ſich, die zu ausſchließenden Prinzipien ſeines Lehrers zu ermäßigen und zu modificiren, und ſuchte neue Serien von Thatſachen auf, um die Theorie der neuen Wiſſenſchaft zu vervollſtändigen. Aber Romagnoſi, mit höherer Geiſteskraft ausgeſtattet, wandte ſeine Forſchungen auch auf dieſe Fragen hin und theilte die Ergebniſſe derſelben zunächſt in ſeiner Schrift della suprema economia dell' umano sapere mit. — Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatten die pſychologiſchen Studien ſich in Frankreich, England und Deutſchland glänzend hervorgethan, auf Italien aber kaum einen blaſſen und ſchwachen Widerſchein hingeworfen. Die Geiſtlichkeit thronte auf allen philoſophiſchen Lehrſtühlen und fuhr mit unerſchütterlichem Gleichmuth fort, das peripatetiſche alte Gezeug (vieilleries) vorzutragen, welches kaum etwas durch Carteſiſche Ideen temperirt war, eine Ermäßigung, die man als die lezte Conceſſion betrachten kann, welche den ungeduldigen Gemüthern von den theokratiſchen Theologen gemacht worden. — Genoveſe hatte mit verdienſtlicher Klarheit alle neuen Doktrinen dargeſtellt, welche in Europa an's Licht getreten waren, und hieraus ein Syſtem abgeleitet, welches ſich mehr der Schule von Leibnitz und Wolf, als irgend einer anderen näherte, und dieſemnach mit keinem Grundſatze der Orthodoxie in Widerſpruch ſtand. (?) Deſſenungeachtet wurde Genoveſe von der Inquiſition verfolgt, angeklagt, und ihm manche Verdrießlichkeit bereitet, und nur der mächtigen Gönnerſchaft eines Prälaten

verdankte er seine Rettung. Dieses und manches noch Beklagenswerthere hielt fortwährend die Forscher von Erörterung der großen spekulativen Prinzipien ab. Sie wandten sich vielmehr den positiven Studien der Gesetzgebung und der Geschichte zu, welche Gegenstände damals noch den Regierungen — weder Eifersucht noch Verdacht einflößten. Zum Beweis hievon können wir die Schrift von Jod. Vincenz Gravina über den Ursprung des Rechtes anführen, in welcher derselbe offen und ohne Umschweife erweist, daß alle Gewalt vom Volke komme."

Locke's System fand Anhänger, weil die Italiener darin nichts Anderes, als eine Naturgeschichte des Denkens sahen. Aber sie wichen bald davon ab. „Die italienischen Philosophen sahen ein, daß der Sensualism sich auf eine mangelhafte Grundlage stütze, und selbst jenen Erfahrungsweg verließ, den er so sehr anpries. — Gioja schloß zwar in seinen Elementen der Ideologie die Erkenntnisse und Urtheile a priori aus; aber er stellte in Abrede, daß das Denken aus Sensationen bestehe: „wie die Feuchtigkeit, die Wärme und das Licht," sagte er, „die materiellen Keime entwickeln, so entwickeln die Sensationen die Vermögen der Seele." Pezzi in seiner Philosophie des Denkens und des Herzens gab zwar zu, daß die Wirksamkeit des Geistes in Beziehung auf die Ideen sich darauf beschränke, ihre Zusammensetzungen auf mannichfache Weise zu bestimmen, und daß er ihre Elemente weder schaffe noch gestalte; dennoch erklärt er, daß die Einheit und Identität des Ich's ein Phänomen des innern Sinnes durchaus sui generis, und daß für dasselbe die Sensation nichts mehr, als die bloße Gelegenheits-Ursache sey. Grones, tiefbewandert in den physischen und mathematischen Wissenschaften, machte auf neue Gegensätze und natürliche Verschiedenheiten zwischen dem Physischen und Geistigen (le moral) aufmerksam; Andere bekämpften nachdrücklich die Systeme von Spurzheim und Gall. Selbst Lallebasque, dessen Ruhmbegierde sich als Ziel aufstellte, in Italien die Stelle einzunehmen, welche Bonnet unter den französischen Metaphysikern einnimmt, — selbst Lallebasque, indem er sich bemühte, mit seinen Prinzipien ideologer Physiologie die geheimnißvollen Verrichtungen der Cerebral-Organe zu erklären, leugnet, daß das Urtheil und der Wille in die Sphäre der Sensationen gehören. Costa allein blieb in Italien der Vertreter des reinen Sensualism's, und fürwahr, einen rüstigern Kämpfer konnte dieses System nicht finden. Wir glauben allerdings, daß er dasselbe nicht vom Schiffbruch wird retten können; doch wird er sich immer um die Wissenschaft verdient gemacht haben durch die Strenge der Prüfung und die bewunderungswürdige Feinheit der Forschung, die er in mehrere ideologische Fragen eingeführt hat."

Der Verfasser bemerkt, daß Italien weder Skeptiker noch Mystiker habe, ohne Zweifel das Eine aus Furcht vor der Hierarchie, das Andere aus Haß gegen dieselbe. Die Censur gestattete hier immer nur eine höchst gemäßigte, zahme, so recht akademische Philosophie. „Galuppi ist unstreitig der Meister in dieser neuen Art zu philosophiren auf der Halbinsel, er verläßt nie die Erfahrung; und, im Gegensatz zu den Rationalisten, sammelt er sorgfältig auch die kleinlichsten Einzelnheiten, die der Empirism in den psychologischen Phänomenen zu beobachten gewußt hat. — Unter denen, die jezt in Italien jene wahrhaft wissenschaftliche Form angenommen haben, nennen wir hier Hrn. Rosmini, Verfasser eines neuen Versuchs über den Ursprung der Ideen (Nuovo saggio sull' origine delle idee). Er ist jezt, unseres Wissens, in Italien der erste, der die Nothwendigkeit irgend eines eingebornen Begriffs (de quelque notion innée) ähnlich den Platonischen Ideen, beweisen will." Neben dieser empirischen Psychologie haben die Italiener die Moralphilosophie in Beziehung auf die Rechtspflege (Rossi, Romagnosi, Bozzelli) und die Aesthetik (Pagano, Delfico, Cicognara, Talia) kultivirt.

Vermischte Schriften.

Erfahrungen eines jungen Magisters. Heidelberg, Mohr.

Dieses Buch, das überdies mit einer unerträglichen Affektation geschrieben ist, verdankt seinen Ursprung auch nur dem zur andern Natur gewordenen Dünkel des Sichfürbesserhaltens. Wir finden darin nicht eine einzige neue Idee oder Lebensansicht, ja der junge Magister hat nicht einmal eine Spur jenes glücklichen Humors, der (wie Felix Kaskorbi, Quintus Firlein, Sebaldus Nothanker und ähnliche Charaktere) den Widerwärtigkeiten des Lebens eine heitere Seite abzugewinnen weiß. In der Unbehaglichkeit seiner Lage, rohen und ungebildeten Menschen gegenüber, kramt er uns bloß seinen kleinen Hochmuth aus, spricht mit Geringschätzung von dem für sein Genie viel zu kleinen Amt, und drückt, auf's Allgemeine übergehend, eine unsägliche Verachtung gegen die Flachköpfe in allen Gebieten der Wissenschaft aus, ohne in seinem eigenen langweiligen und ungeordneten, nur von Eitelkeit strotzenden Raisonnement die Wissenschaft auch nur um eine einzige kleine Idee zu bereichern.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 30. Freitag, 20. März 1835.

Werke aus und über Frankreich.

21) Paroles d'un croyant. Par F. de la Mennais. Paris, Eugène Renduel, 1834.

Von diesem Werk im ersten Augenblick seines Erscheinens zu reden, haben wir mit Absicht vermieden. Trunkene Werke dieser Art haben das Eigene, daß sie den einfachen Verstand bis zum Gefrierpunkt der Nüchternheit zurückführen, und in dieser Stimmung wollen wir es von einem doppelten Standpunkt aus betrachten; vom historischen zunächst, insofern diese berühmte Schrift in die Zeitgeschichte eingreift und ein Symptom ihrer Krisen ist; dann vom theoretisch-politischen, sofern dasselbe Werk allgemeine Grundsätze aufstellt.

Historisch genommen macht das Buch des Abbé de la Mennais den Versuch, die neufranzösische Revolution in die altenglische zu übersetzen. Wer wird im Geist und selbst in der Sprache desselben nicht Algernon Sidney wiedererkennen, obgleich de la Mennais ungleich poetischer ist? Aber diese Vergleichung schon ist Widerlegung seines Werks. Ist es in unserer Zeit, ist es in Frankreich noch möglich, den politischen Leidenschaften eine religiöse Weihe zu geben und die Fahne Christi aufzupflanzen? Nur damals, als noch die Bibel in den Degenkörben der ledernen Reiter Cromwells ruhte, konnte man auch im Parlament den Streit der Könige und Völker in der Bildersprache abmachen. Seitdem aber die Soldaten gar nicht mehr, oder nur noch zur Parade nach dem Kommando beten, könnten sich auch wohl die Volksredner der heiligen Sprache enthalten, sie werden wenigstens nicht viel damit ausrichten. Zwar kündigt uns Bengel im Jahr 1836 „das Reich der Heiligen“ an und läßt den Kampf um dasselbe schon im Jahr 1834 beginnen, und somit erschiene de la Mennais als der Herold desselben; aber ich muß gestehen, ich würde an das Reich der Heiligen nicht glauben, und wenn ich es auch sähe. Es geht mit gewissen Ideen wie mit Schönheiten. Wenn sie passirt sind, so kann man sich eben nicht mehr in den alten romantischen Enthusiasmus hineinlügen, wenn man sich auch noch so kunstgerecht deßhalb berauscht!

Man weiß nicht recht, will de la Mennais die Freiheit durch das Christenthum, oder das Christenthum durch die Freiheit retten? Früher war er bekanntlich ein Ritter der Kirche, also darf man annehmen, daß auch jezt noch sein Zweck ein religiöser und nur das Mittel ein politisches ist. Seine Ideen wie sein Talent beurkunden in ihm eine gewisse Verwandtschaft mit unserm Görres. Beide glühen für das Reich Christi auf Erden, und sie haben nur eine entgegengesezte Richtung, es zu suchen, eingeschlagen; der Deutsche ging von der

Linken zur Rechten, und kam, die Freiheit hinter sich lassend, zum Gehorsam der Könige; der Franzose ging von der Rechten zur Linken, und wurde aus einem Devoten ein Volksaufwiegler gegen die Könige. Aber Beide haben nicht gefunden, was sie suchten, denn das Reich Christi ist nicht von dieser Welt.

De la Mennais verlangt eine hierarchische Republik. Wenn sie möglich wäre, würde mir vor ihr grausen.

Das Ziel der Geschichte, das Ideal des gesellschaftlichen Zustandes ist nicht jene schwüle, finstere Kirchlichkeit der freien und gleichen Gemeinde, die ein Gelächter mit dem Henkerbeil verfolgt — im Gegentheil, welche politische Form auch die lezte Emancipation der Menschen annehmen wird, wir wissen wenigstens, daß ein freies Athmen, Heiterkeit, Frohsinn, Scherz, das Komische, kurz die lachende Seite des Lebens darin vorherrschen wird. Düster ist das Thier, nur der Mensch kann lachen. Die fortschreitende Emancipation muß uns immer weiter von jenem Barbaren-Ernst entfernen, der nur auf der Stirn der nordamerikanischen Rothhaut, des türkischen Henkers und des gewiß nicht weniger barbarischen christlichen Fanatikers thront.

Die Kirchlichkeit wirft einen schwarzen Schatten über die bunten Farben in de la Mennais Buch. Er will die Republik, nur weil er die Kirche in ihr sucht, nachdem er sie bei den Königen nicht mehr zu finden glaubt. Aber ist er nicht sehr ungerecht, wenn er alle Schuld der Kirche den Königen aufbindet? Wie kann er den Königen vorwerfen, daß sie die Priester verdorben und die Kirche zu ihrem Zweck gebraucht hätten? War es nicht vielmehr die Kirche, welche zuerst die Könige vergötterte und dadurch oft das Menschliche in ihnen verdunkelte?

Warum bürdet er den Königen nun vollends auch alle Schuld der Völker auf? Als ob die Könige, als einzelne Männer, Jahrtausende lang unter so zahllosen Volksmassen hätten herrschen können, wenn diese Menge nicht gewollt hätte? Die Könige sind immer nur der Ausdruck des Volkswillens, die Völker selbst sind es, welche durch die Könige handeln. Lobt man Cyrus, so lobt man auch die Perser, bewundert man Alexander, so bewundert man auch die Griechen, und wer wird den Nero allein tadeln wollen und nicht vielmehr die damaligen Römer, oder Ludwig XV. und nicht vielmehr die damaligen Franzosen? Ist es nicht eine feige Demagogie, wenn man die Völker von den Handlungen der Könige freispricht? Wären die alten Propheten so erhaben, wenn sie nicht gegen die Völker gedonnert hätten? Sie schmeichelten den Völkern nie mit einer affektirten Schuldlosigkeit, sie hatten den Muth, Allen Alles zu sagen. Nur in einem einzigen Falle beklagten sie die Völker, nämlich wenn sie von auswärtiger Uebermacht ohne eigene Schuld unterdrückt wurden; in allen andern Fällen aber beklagten sie die Völker nicht, sondern klagten sie nur an.

Wie ungleich ist de la Mennais diesen alten Propheten! welche Sophistik mischt er dem Schrecken seiner Rede bei! Durch welche unwahre Höflichkeit und Schmeichelei gegen die Völker macht er seinen Zorn gegen die Könige lächerlich? Welch absurde Behauptung, daß jedes Volk gut, jeder König es nicht sey, als ob dreißig Millionen Gute sich von einem Einzigen, der es nicht sey, könnten beherrschen lassen. Welche Misskennung alles menschlichen Treibens, wenn er die vollkommen christliche Tugendrepublik herantagen sieht, sobald nur der lezte Schatten eines Königs vom Horizont verschwunden seyn würde!

Er erwartet nichts Geringeres, als daß die Menschen sich sogleich wie Brüder lieben werden, daß, wenn der Eine stirbt, der Andere sogleich dessen Kinder zu sich nehmen und versorgen werde, daß jede Herrschsucht, jeder Egoismus plötzlich verschwunden seyn, daß nur das Gesetz herrschen und daß dieses Gesetz Liebe seyn werde.

So etwas soll ein vernünftiger Mann, der die Welt kennt, sich auch im Traum nicht einbilden. Man gehe nur über die erste beste Straße, sehe sich die kleinen angenehmen Leidenschaften an, die in den Physiognomien aller Stände und Geschlechter und Alter spielen, und glaube noch, diese furchtbar verstimmte Claviatur der Menschheit auf Einen Ton zu bringen! Oder man studiere die Geschichte und erkundige sich nach dem, was die Menschheit auch im besten Fall (der leider immer ein seltner ist und nicht wiederkommt) zu leisten im Stande ist, und träume noch von einem Reich der Liebe und Uneigennützigkeit!

Wer den Menschen im Einzelnen schmeichelt, kann in einigen Fällen Recht haben, wer ihnen aber in Masse schmeichelt, der thut es nicht im Namen Gottes und der Wahrheit.

Man braucht das Volk, wie es der klägliche Augenschein gibt, nur mit den edlen reinen zuckersüßen, aus Marzipan gebackenen Figuren zu vergleichen, die de la Mennais für seine christliche Liebesrepublik verlangt, um mitleidig zu lächeln.

Wer denkt denn überhaupt unter den Republikanern an Frieden? Niemand verlangt eine Republik, als der nach Handlung, nach Effekt, nach Großem dürstet; der Fromme, der Friedliche, der Philister findet sein Plätzchen in der Monarchie gewiß. Es war von jeher eine Täuschung, wenn sich die rauhen Helden der Republik, Hussiten und Puritaner, für den Frieden Christi zu schlagen wähnten, und selbst die Jakobiner der französischen Revolution, obgleich sie aufgeklärt und ehrlich

genug waren, um den Namen Christi nicht mehr zu mißbrauchen, täuschten sich doch insoweit, als auch sie noch für die Herstellung einer friedlichen Tugendrepublik à la Robespierre zu kämpfen glaubten. Die heutigen französischen Republikaner täuschen sich nicht mehr. Sie wollen Kampf. Die Republik ist niemals eine Erfindung und Anstalt der Friedensliebe, sondern nur der Ehre, des Stolzes, des inwohnenden Feuers, das zu Thaten drängt. Nur hierin kann ich die historische Bedeutung und zugleich die Poesie der Republik finden. Der Farmer in den Vereinigten Staaten, der nichts thut als sich und sein Vieh mästen, und der Bürgermeister der Republik St. Marino, der nichts thun kann, flößen mir keinen größern Respekt ein, als der Landjunker in der Residenz und der Bürgermeister von Krähwinkel in der allergetreuesten Monarchie.

Von der Seite des Nutzens, des materiellen Nutzens aus betrachtet, ist es keinem Zweifel unterworfen, daß die Völker eine Republik wohlfeiler haben können, als eine Monarchie. Aber vielleicht hätte de la Mennais in seinem heiligen Eifer ein so profanes Motiv gar nicht citiren sollen. Was uns betrifft, so halten wir nicht so viel auf die Wohlfeilheit, als Güte der Waare. Wenn eine Republik nicht theurer ist, als die Monarchie, so ist sie auch gewiß nicht erhaben, nicht poetisch, nicht thatenreich, so ist sie eine bloße langweilige Stallfütterung der Völker, wobei der scheckige Ochs so satt wird wie der weiße, aber im Grunde beide Ochsen bleiben. Eine Republik ohne große Thaten ist der Mühe nicht werth. Wenn sie nicht hundert Genies weckt, die in der Monarchie geschlafen hätten, wenn sie nicht Wunder thut, an die man in der Monarchie nicht gedacht hätte, welchen höhern Werth hätte sie denn anzusprechen! Zwar Alexanders Ruhm wurde durch die Römertugend verdunkelt, aber nicht Napoleons Ruhm durch die Fresser und Schreier und Negerschinder in Nordamerika; und wahrlich, der ärmste Soldat, der unter Napoleons Adlern sein romantisches Leben verblutet, wiegt mehr auf der Menschheit Waage, als solch ein republikanischer Miteſſer an des lieben Herrgotts Tisch.

Ich halte diese paroles d'un croyant für ein hors d'oeuvre, mehr noch als den St. Simonismus. Dieser leztere addressirte sich wenigstens an das materielle Interesse, das vorhanden ist, de la Mennais aber an religiöse Gefühle, die schon bei den Großältern seiner Leser erloschen sind. Wer die Republik im Namen der Religion einführen will, muß zwar in Frankreich frappiren, weil gerade dort Thron und Altar einen alten und festen Bund geschlossen haben. Aber die Neuheit einer Sache ist nicht das, was ihr Ausführbarkeit und Dauer verbürgt. Eine so barocke Ansicht war nothwendig, um die Widersprüche vollständig zu machen, in denen sich jezt die französische Politik, als in ihrem eigentlichen Lebenselement bewegt. Aber mehr ist dahinter nicht zu suchen.

Zwar steht Frankreich, wie dem ganzen katholischen Süden noch eine kirchliche Reform bevor, aber sie dürfte sich auf Aeußerlichkeiten beschränken und als eine allmählich gereifte Frucht der Monarchie in die Hand fallen, ohne daß im Mindesten eine Aufregung der religiösen Leidenschaften im tiefsten Grunde und eine Republik dazu nothwendig wäre.

Die Völker sind der frommen Hingebung, des christlichen Fanatismus nicht mehr und am wenigsten der brüderlichen Liebe und Entsagung fähig, welche de la Mennais von ihnen verlangt. Sollten sie überhaupt je zu einer Republik kommen, so könnte nur Berechnung, materielles Interesse, ein aller Religion fremder prosaischer Instinkt dazu führen; oder aber es könnte eine überschwengliche Thatenlust, ein Aufbrausen des in der Menschheit verschlossenen genialen Feuers dazu führen, wenn die Menschen sich nicht schon zu alt gemacht hätten, wenn das verschlossene Feuer nicht zugleich ein erloschenes wäre. In der That, die spätern Generationen renommiren mit der revolutionären Hize der frühern, wie alte Gecken mit ihren verliebten Abenteuern. Man sagt, da drin im Berge, da brenn' ein altes Steinkohlenlager seit fünfzig Jahren, und wenn man die Mauer, mit der man es verschlossen, öffne, so werde der ganze Berg in Brand gerathen; aber man öffnet, und siehe da, statt des Feuers findet man nassen Koth.

Herr de la Mennais wird die Schmach erleben, daß man sein sibyllinisches Buch vergessen wird, wie man die Giraffe, wie man die siamesischen Zwillinge, wie man die Julirevolution vergessen hat. In Paris werden sogar Thaten bald vergessen, geschweige denn Bücher. Die behält nur der Deutsche. Aber hätte de la Mennais das nicht wissen können? Wozu die Sprache eines blutigen Ernstes, wenn man gewiß ist, ausgelacht, oder, was noch schlimmer ist, lächelnd aus der Hand gelegt zu werden? Wozu die abgestumpften Sinne der Franzosen mit der Bibelsprache kizeln, als ob ihnen die Donner von Sinai etwas anders wären, als Theaterdonner oder Trommellärm bei der Kirchenparade?

Am Ende liegt die ganze Schuld an der Herzogin von Berry. Hätte sie den Glanz der weißen Lilie nicht getrübt, so wäre das Königthum des allerchristlichsten Prädikats würdig geblieben und de la Mennais hätte seine Philippika wahrscheinlich nie geschrieben.

Da wir nun doch einmal in die Verunglimpfung des geistreichen Werkes hineingerathen sind, so wollen wir auch nicht verhehlen, daß der poetische Zauber, der über dasselbe ausgegossen ist, die Kraft der Sprache und der Bilder, das Eigenthümliche der ganzen Form, kurz

Alles, was den Leser hinreißt, nicht dem französischen Geist, sondern dem polnischen entsprungen ist. Schon vor einigen Jahren schrieb der größte Dichter unserer Zeit, der edle Mickiewicz, seine polnischen Pilgrime, und wer nur einen Blick in dieses Buch geworfen hat, wird über die Quelle, aus welcher de la Mennais diesmal schöpfte, nicht zweifelhaft seyn.

Nichts kann wahrer und inniger seyn, nichts ergreift die Seele tiefer und läßt selbst den kalten Verstand verstummen vor den Mahnungen eines großen Gefühls, als jener religiöse Aufschwung in den Gesängen des polnischen Dante, dessen Lorbeer ewig grünen wird. Und selbst die fromme, ja zuweilen pietistische Sprache des unglücklichen Silvio Pellico da Saluzzo ist eine an Kerkergittern emporgezogene Passionsblume; wer wird diese sanfte Trauer nicht ehren, wer müßte nicht die den Haß überwindende christliche Liebe sogar bewundern? Hier ist Wahrheit. Aber die Franzosen, die frivolen Pariser, diese Taschenspieler mit allen möglichen Effekten, können sie ohne Affektation religiös seyn? Wenn es ihnen einfällt, im Kirchenstyl zu bauen, ist man dann sicher, ob das nicht ein Haus der Liederlichkeit wird? Möchte de la Mennais für seine Person so fühlen, wie er spricht, so ist er doch weit entfernt, die Stimmung seines Volkes auszudrücken. Ueberhaupt aber gehört eine so erhabene Poesie nur dem Schmerz, nur dem traurigsten Verhängniß, und taugt durchaus nicht für ein Land und Volk, wo es bloß frivol und langweilig hergeht, wie gegenwärtig in Frankreich. Nur wenn Jerusalem in Flammen steht, mag Jeremias die gefesselten Hände zum Himmel lautklagend erheben. Nur wenn die Todten auf der Haide liegen, in mondbeleuchteter Einsamkeit, mag der blinde Ossian mit zitternder Hand in die Harfe greifen. Aber wenn sich moderne Egoisten, elegant gekleidet und bei vortrefflicher Gesundheit, wie Papagays im Plappern üben, mit Phrasen und Lügen unterhalten, wenn sie das republikanische Feuer mit Spritzen löschen, und umgekehrt gegen das autokratische einen Regenschirm vorhalten, wenn sie Alles zu Spott machen, was einer Ueberzeugung oder einer Kraft ähnlich sieht, und im seligen Gefühl ihrer Gemeinheit wie eine Schaar Rohrspatzen im leichten, vom Winde schwankenden Schilf einen furchtbaren Lärm machen, mit einem Wort, wenn die Menschen werden, wie sie jezt in Paris sind, so durchaus ohne Würde und Größe, so ganz versunken in den erbärmlichsten Eigennutz und in das kleinlichste Detail des politischen Schachers: so ist es wahrlich übel angebracht, vor solchen sybaritischen Ohren, die sich höchstens faunenartig spitzen, die Stimme des Propheten in der Wüste ertönen zu lassen, und der arme Prophet wird, wenn er auch die Posaune des jüngsten Gerichts in der Hand hielte, damit so wenig die Herzen rühren, als ein deutscher Zinkenist, der vom Thurm bläst, den Jahrmarkt unten in seinem Lärmen stört. Nur dem heiligen Schmerz gebührt die heilige Sprache; der jauchzenden Gemeinheit gebührt nur der Hohn der Satire.

22) Betrachtungen über einige Schriften von de la Mennais, von Dr. Baumgarten-Crusius. Jena, Bran, 1834.

Der Verfasser führt den nicht schwierigen Beweis, daß es nicht nur inkonsequent, sondern auch thöricht überhaupt ist, wenn sich die Hierarchie zu ihren Zwecken der Demokratie bedienen wolle. Aber er thut der Hierarchie wohl Unrecht. De la Mennais ist nicht die Hierarchie, er ist längst von ihr desavouirt worden. Deßhalb sind die Worte eines Gläubigen auch keineswegs, wie der Verfasser will, von einem hierarchischen Standpunkt aus zu betrachten, die Hierarchie hat gar nichts damit zu schaffen; sie ist viel zu klug, als daß sie nicht wissen sollte, worüber der Verfasser sie erst belehren zu müssen glaubt. Die Worte eines Gläubigen haben gar keine Bedeutung, außer die vorübergehende eines literarischen Kuriosums; denn für jene Prophetensprache, für jene Heiligung, für jene christliche Freiheit ist das Menschengeschlecht (ich will nicht bloß sagen, der Franzose) viel zu frivol, genußsüchtig, lustig und in jeder Hinsicht profan.

Vermischte Schriften.

Der Führer auf dem Lebenswege, in klassischen Lehren der Moral. Ein Geburts- und Weihnachtsgeschenk für jedes Alter und Geschlecht. Herausgeg. von Dr. Fr. Reiche und K. Fr. R. Zweite vermehrte Auflage. Glogau, Heymann.

Recht gute Lehren, alle gewöhnliche Lebensverhältnisse, Triebe und Laster umfassend, nur in einer etwas zu kostbaren Sprache vorgetragen. Ich glaube, jene biblischen Gebote, die am allereinfachsten und naivsten vorgetragen sind, machen den stärksten Eindruck, einen weit stärkern, als pomphafte Sentenzen, wie sie etwa in Trauerspielen oder Lehrgedichten vorkommen. Ueberhaupt muß die Kraft im Gedanken, nicht in der Sprache liegen, und nirgends muß man die Affektation mehr vermeiden, als gerade beim Moralpredigen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 31. Montag, 23. März 1835.

Die neueste Phase der französischen Literatur.

Hätte Frankreich nicht so viel politische Revolutionen in diesen fünf und zwanzig Jahren zu machen, zu überstehen, zu bedauern, zu bewundern, zu tadeln und zu beobachten gehabt, wäre die Richtung seines öffentlichen Lebens nicht reinpolitisch gewesen: so hätte es sich über seine literarischen Umgestaltungen, Uebergänge und Sprünge in dieser Zeit wundern müssen, es würde sie so unbegreiflich finden, wie das Ausland. Welche sonderbare, grelle und widersprechende Dissonanzen, in denen eine Theorie nach der andern ergriffen, leidenschaftlich festgehalten und doch kurz darauf zur Seite geworfen wird. Es ist nicht zu verwundern, daß dieses fieberhafte Treiben die Franzosen in Beziehung auf Literatur dahin gebracht hat, wo wir sie jezt erblicken; zeigen sie sich doch in andern Lebensbeziehungen auch so: ermüdet, gelangweilt, abgetrieben, gleichgültig, abgestumpft, als wenn sie zum Tod gingen. Die Freiheit und Unabhängigkeit in der Literatur ist ihnen jezt eben so zuwider und verhaßt wie die Regeln. Von der Engherzigkeit und Schülerhaftigkeit ging man zur ungerechten Verachtung der alten klassischen Werke über, nun sieht man mit Geringschätzung auf das herab, was in dieser Verachtungszeit geschrieben wurde und was vor Kurzem noch in den Himmel gehoben ward.

Auffallend ist der Widerspruch, in dem seit der Revolution die Literatur mit der Politik und dem ganzen öffentlichen Leben gestanden hat, und wie sie gar nicht, wie anderswo, daraus hervorgegangen ist. Neben den Gräuelscenen und Schaffoten von 1792 und 1793 sah man die Nachfolger von Dorat und die Nachahmer Sterne's; eine Menge sentimentale, elegische und bukolische Poeten ließen sich in der Schreckenszeit und unter Robespierre vernehmen, als wenn sie eine andere Zeit herbeisehnen und dichten wollten. In der mächtigen Kaiserzeit wurde dagegen die Literatur gar bescheiden, unterwürfig, regelmäßig, abgezirkelt und eiskalt. Unter der friedlichen Restauration aber begann sie das tobende, leidenschaftliche, fieberhafte Wesen, das sich seit 1830 noch mehr entwickelte und zu widerlichem Wahnsinn wurde.

Die Revolution und das Kaiserthum sezten beide aller Neuerung, allem eigenthümlichen Aufschwung des Geistes in Literatur und Kunst unüberwindliche Hindernisse entgegen. Die schlimme und lächerliche Seite dieser Revolution bestand nämlich darin, daß sie weniger aus dem französischen Volk, als von den Parisern ausging, und bei diesen eminent römisch und griechisch war, weil ein guter Theil ihres Enthusiasmus aus der

lateiniſchen Schule hervorging. In dieſer Nachahmung ſuchte alſo auch die junge Revolution ihre Poeſie, ihre Geſtalten, Stellungen, Farben, Draperien, Benennungen, ja ihren größten Ruhm. Dies war ein großes Unglück, ein großer Mißgriff, der die ſo ſchön beginnende Revolution um ihr Anſehen gebracht hat, weil er ſie in dieſer Nachäffung lächerlich machte. Dieſe Verehrung und Nachahmung der alten Republiken Griechenlands und Italiens ging von den Schul- und Univerſitätsſtudien aus, war von J. J. Rouſſeau's ſchöner Sprache erwärmt, durch den Abbé Mably, Barthélemy und Bernardin de St. Pierre, dieſe Schul- und Kirchenmänner, fortgeſetzt und ſchon 1780 der Geſellſchaft in Paris überaus anziehend und muſtergebend geworden. Dagegen flößte jede andere Zeit, beſonders aber das Mittelalter und Lehenweſen, entſetzlichen Abſcheu ein. Die Schönheit des Paganismus, der griechiſchen und römiſchen Mythologie war ſchon ein Glaubensartikel geworden, ja die Rückkehr zu der Sinnlichkeit des Alten paßte ſo trefflich zu dem heftigen Angriff gegen das Chriſtenthum und den Katholicismus, daß ſelbſt die Verſtändigern der Nation ſich nicht von dieſer Nachahmung losſagten, ſondern ſie wie einen Glaubensartikel der Nation feſthielten. Man wurde durch eine ganz natürliche Ideenfolge immer mehr vom Alterthum begeiſtert und ergriff es immer leidenſchaftlicher, je mehr man gegen die monarchiſche Vergangenheit, gegen Ritterthum und Bürgerthum wüthen wollte. Es war ein herrlicher, ſtützender, Alles entſchuldigender Vorwand.

Als Napoleon den Thron beſtieg, war dieſe griechiſch-römiſche Impulſion gegeben, und nichts wurde daran geändert; war er doch ſelbſt in der Ausartung des Brutus groß geworden, wollte er doch ſelbſt Cäſarn vorſtellen! Er wäre durch Neuerungen in der Literatur erſchreckt worden, denn der von ihm gebannte Geiſt des Regelmäßigen, Abgemeſſenen, Disciplinirten und Untergeordneten ſchickte ſich trefflich zu Ariſtoteliſcher Lehre. Einige Schriftſteller, wie Chateaubriand, Mad. Staël, Benjamin-Conſtant und Lemercier wagten es freilich, aus dieſer Ordnung herauszutreten und ſich ſelbſt anzugehören in freier Eigenthümlichkeit, aber ſie wurden bald außer dem Geſetz erklärt, denn ſie ſtießen gegen gar Manches an, gegen ihre Zeit, gegen die Bewegung der Geſellſchaft und die kaiſerlichen Inſtitutionen! Unter dem Schilde dieſes militäriſchen Haupts bildete ſich alſo eine eigene moderne und antike Literatur, über die man in neuerer Zeit unbarmherzig in Frankreich hergefallen iſt, und nicht einmal dem wenig Guten daran Gerechtigkeit hat widerfahren laſſen. Allerdings hatte ſie wenig eigenen Charakter, ſondern beſtand aus einer Menge Reflexen und Erinnerungen. Ihre Philoſophie war lediglich eine Fortſetzung des achtzehnten Jahrhunderts, eine Fortſetzung Voltaire's, die von Ironie, Zweifeln, Feinheit, Witz, Satire und Theaterkritik lebte. Dieſe Kritik beſchäftigte ſich aber nicht etwa mit Beurtheilung des öffentlichen Lebens oder der Staatseinſtitutionen, ſondern nur mit Worten, die ſie ſiebte, und mit Ideen, die ſie beutelte. Sie war ganz unſchädlich. Die Verehrung für das à la française drapirte Griechenland, wie es die Dichter aus dem Jahrhundert Ludwigs XIV. dargeſtellt hatten, dieſe Verehrung blieb, eben ſo wie die für Racine und Pascal, denn ſie hatten Beide die alte Monarchie verherrlicht und paßten alſo trefflich zu der neuen. Da aber der religiöſe Geiſt Ludwigs XIV. auf der einen Seite, und auf der andern der philoſophiſche Fanatismus des achtzehnten Jahrhunderts fehlte, ſo mangelte es überall an wahrem Charakter und Inſpiration, man ſtudirte nur die Form, man brachte nichts hervor, als nachgeahmte Form ohne Seele und Athem. So ſchnitzte und arbeitete man gar ſchulgerechte griechiſche Tragödien, wahrhafte Cadaver, die auf griechiſche Art drapirt und angeſtrichen waren. Große Gedichte in Hexametern, ſchön nach allen Regeln, wurden fabrizirt, die wie Arioſt's Pferd nur einen einzigen Fehler hatten, ſie waren nämlich todt und eiskalt. Aber an all dieſen Kleinigkeiten nahm man doch großes Intereſſe, da über größere und wichtigere Gegenſtände nicht unterſucht und geſprochen werden durfte. Die Kritiker übten ſich nach Herzensluſt in Subtilität und Geiſtesfineſſen; ſie gebrauchten ihre ſcharfen Federn an all dieſen verſteinerten Erzeugniſſen, und es war in jener Zeit ganz gewöhnlich, belebte, pikante und geiſtreiche Kritiken über Bücher ohne Saft und Kraft zu leſen.

Freilich mangelten die Keime zu einer intellektuellen Revolution nicht, aber ſie verſteckten ſich und kamen nur ſelten zum Vorſchein, denn außer der Gefahr, die ihnen von Oben drohte, verkannte ſie auch die Geſellſchaft und machte ſich über ſie luſtig. Frau von Staël und Chateaubriand wurden in Frankreich mehr als Fremde betrachtet, es waren nur glänzende, oft verfolgte, oft verſpottete Ausnahmen, die nicht bloß mit dem Kaiſerthum, ſondern mit dem Geſchmack der Geſellſchaft im Allgemeinen in Widerſpruch ſtanden. Die geiſtreiche Frau repräſentirte den Einfall des germaniſchen Geiſtes in die intellektuelle Sphäre Frankreichs; Chateaubriand die Rückkehr zu den National-Erinnerungen, zum glühenden Katholicismus und zum feudalen Mittelalter. Neben dieſen Beiden muß Lemercier genannt werden, der zu früh kam und deſſen Pinto und Chriſtophe Colomb wie Ketzerei mitten in die damalige dramatiſche Kunſt fielen.

Dies waren die Neuerer, die mit weniger Bewunderung als Verwunderung betrachtet wurden. Aber das glänzende Kaiſerthum fiel, die Kanonen ſchwiegen, und

Frankreich ward lediglich auf sich selbst verwiesen und konnte nun über sich selbst und die Summe intellektueller Freiheit überlegen, die ihm die Revolution und das Kaiserthum zwar versprochen, aber nie gegeben hatten. Eine starke Reaktion, heftig wie alle, die von der fureur française ausgehen, verdammte auf einmal und zwar mit Stumpf und Stiel die Republik, Napoleon, so wie die Erinnerungen an Griechenland und Rom. Es wurde nun zu ganz Anderem übergegangen, zur alten Monarchie, zu Chateaubriand's Beredsamkeit und Walter Scott's Werken. Man kehrte zur Feudalität zurück und rühmte das vor Kurzem so verschrieene Christenthum. So wurde auch die sämmtliche Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, zumal Voltaire und Rousseau, deßgleichen die aus dem Anfang des neunzehnten, mit dem Fuß fortgestoßen. Als einzige Muster stellte man nun Shakespeare und Calderon auf und hielt die zerstreut hingeworfenen Bemerkungen Chateaubriands, der Madame Staël und Lemercier's außerordentlich hoch.

Endlich begann die literarische Wiedergeburt, auf die man so lange mit Ungeduld und Begierde gewartet hatte, und an dieser Restauration nahmen gleich ausgezeichnete Talente Theil und gaben der Bewegung ihre Richtung. Es entstand eine gewaltige Gährung unter der schreiblustigen Jugend, die noch vermehrt ward durch das Studium und die leidenschaftliche Nachahmung der fremden Literaturen, besonders der deutschen. Nun heißt es: Freiheit des Drama's, Freiheit der Poesie, künftig keine Hemmungen, keine Hindernisse, keine kleinlichen Formalitäten mehr. Alle Form sollte künftig der Inspiration, dem Dichterdrang unterworfen seyn; die kleinlichen Forderungen und Konvenienzen einer veralteten Kritik sollten den starken Gedanken, den großen Meditationen, der leidenschaftlichen Glut, dem Studium der Zeiten, der Charakterzeichnung, dem kräftigen Kolorit, kurz all den Eigenschaften weichen, welche so selten an den Literatur-Erzeugnissen aus dem Kaiserreich gerühmt werden konnten. Dies war allerdings ein trefflicher Vorsatz, eine Bewegung auf herrlicher Bahn! Aber die Ausführung! Die jungen, feurigen, ehrgeizigen, nach Auszeichnung strebenden Franzosen konnten fortan nicht mehr Ruhm auf dem Schlachtfelde erwerben, darum wollten sie ihn im Reich der Geister erringen, was freilich schwerer ist, als Schlachten gewinnen. Es fehlte den jungen Männern nicht an Feuer und gutem Willen, auch oft nicht an Talent und Kenntnissen, aber fast immer an Besonnenheit, Umsicht, Ruhe, Verstand und Mäßigung, ich möchte sagen, an Weihe des Schönen und Guten. Es begann nun ein heftiges, fieberhaftes Treiben voll Muth, Glut und Hoffnung, aber auch voll Leichtsinn und Ueberlegung. Mit großem Eifer wurden das Mittelalter und die fremden Literaturen ergriffen und nachgeahmt. Ein grenzenloser Eklekticismus billigte alle Untersuchungen, alle Mittel zu bewegen und zu rühren, alle Lehren, alle Nachahmung des Auslands. Immer größer wurde die Menge der jungen Schriftsteller mit mehr und weniger Talent. Durch ihren Eifer, ihre Studien und Leistungen wurde auf jeden Fall die Bahn der Literatur weiter und bequemer gemacht, alle Hindernisse und Schwierigkeiten geebnet; es ließ sich fortan leicht darauf wandeln, sowohl für Schriftsteller als für Leser. Immer größer wurden die Hoffnungen, aber gerade diese grenzenlosen Hoffnungen wurden ein Unglück. Alle diese Anstrengungen ohne bestimmte Richtung und nach allen Seiten hin, aller Ordnung und Besonnenheit spottend, diese glühenden, brennenden und flammenden Versuche ohne Mittelpunkt konnten zu keinem glücklichen Resultat führen. Man übertrieb die Individualität und des Dichters Rechte auf Freiheit, man verlor ganz die Hauptregel aller Kunst und jedes Kunstprodukts, die Einheit, aus dem Gesicht. Man erhob die zügellose Phantasie, man erwies ihr göttliche Ehre und gab ihr das Recht, die Geschichte zu vernichten, Thatsachen zu ändern oder zu verstümmeln, Charaktere zu erniedrigen und alles Wahre, Geschehene und Faktische umzustoßen. Man ging noch weiter, denn dem Publikum wurde eingeredet, Alles, was jezt geschrieben und gedruckt werde, sey voll Genie, wenn's nur bizarr und capriciös wäre. In all diesen Uebertreibungen, Irrthümern und Mißgriffen zeigte sich hie und da wirkliches Talent, schöne, ja herrliche Anlagen. In ihrem Gefolg hinkte aber eine Unzahl von Nachahmern, Dienern und Knechten, die Unsinn auf Unsinn häuften und bald die Kunst im Koth herumschleiften. Die wahren Talente hatten die Freiheit der Literatur ausgesprochen und waren dabei mit einem Fuß auf die Grenze der Ausgelassenheit getreten; die Nachahmer gingen weit darüber hinaus und gaben Ausschweifung ohne alle Kraft, Unsinn ohne alles Genie. Es begann nun die lächerlichste Anarchie, die Karrikatur der Begeisterung und Poesie, die Pöbel-Saturnalien der Literatur, die Orgien des Styls, die Tollhäuslerei des Dramas und zu dem allen kam noch das furchtbarere Alpdrücken der Erzählung und Novelle. Alle Schleussen waren aufgezogen und daraus quollen in schlammigen Fluten Halbverstand und Unsinn, Paradoxen, gewendete und aufgekrazte alte Sachen, kalter Wahnsinn, Träumereien kranker Gehirne, Verse ohne Reim, Reim ohne Verse, Fieberanfälle, Dämpfe der Narrheit und Trunkenheit; alles dies wurde Literatur, und kein anderes Volk hat in seinem Schriftthum einen ähnlichen Zustand erlebt.

Der Ekel an diesem schmuzigen Unwesen konnte bei einem geistreichen Volk, wie die Franzosen, nicht ausbleiben, er ist gekommen und bereitet jezt eine neue

Phase der Literatur vor; aber bei dem Volk, das immer von einem Extrem zum andern übergeht, dem das Maßhalten so schwer wird, ist sehr zu fürchten, daß es das Kind mit dem Bade ausschütte. Möge man sich darauf beschränken, die Mißgriffe und Fehler der französischen Literatur von 1815 bis 1834 abzulegen, ohne zu vergessen, was diese Bewegung Treffliches und Schönes hatte. Die gegen alle fremde Literatur so dummstolze und doch so unwissende Literatur des achtzehnten Jahrhunderts und der Kaiserzeit (Voltaire nannte Shakespeare in einer akademischen Sitzung un faquin, un sauvage ivre, un vilain singe, un hottentot; Geoffroi aber sprach in der Kaiserzeit gar von dem fumier de ce Shakespeare), diese so spröde, ängstliche, abgezirkelte, in Konvenienzen, Formen, Wendungen und Phrasen so verliebte Literatur ist doch gestürzt worden: dies war schon ein großer Gewinn, und Ehre gebührt den Männern, die zuerst jenes elende Gebäude umzustürzen wagten. Von nun an verschwand alles Enzherzige aus der Literatur, man achtete wieder das alte Französisch, das zu sehr von dem Lateinischen unterjocht, arm gemacht, gezähmt und begraben worden war. Man sprengte die Fesseln einiger sogenannten Aristotelischen Regeln, die aber Aristoteles nirgend ausgesprochen hatte. Man glaubte von nun an nicht mehr, daß es nur Eine Art gäbe, ein großer Schriftsteller zu seyn. Die literarische Freiheit wurde erobert; das Drama kann nun frei aufgefaßt und behandelt werden, wenn es nur immer Lebenskraft hat. Verlassen hat man die zu engen Regeln, die wurmstichigen Klassifikationen und alle die Grundsätze, die in unserer Zeit keine Anwendung mehr finden können; man pferch die literarischen Erzeugnisse nicht mehr in die Einfänge, welche einige Grammatiker der Alexandrinischen Schule erfunden und spätere Kritiker ihnen nachgeahmt haben; man hat endlich die ewig citirten Muster des Sophokles für das Drama und Virgil's für die epische Poesie aufgegeben, die französische Literatur ist europäisch geworden.

Mögen Frankreichs talentvolle Schriftsteller und Dichter — und deren hat das Land viele — diese gewonnenen Vortheile, die eroberte Freiheit jezt nach dem Verfall der tollen Uebertreibung und Manier, weise, d. h. mit Maß, mit Sinn für das Hohe, Würdige, Reine, Edle und Schöne benutzen, um auf einem Weg zu wandeln, der ihrer würdiger ist, als der bisher betretene.

Dr. Mr.

Komelographie.

1) Die wahre und die scheinbare Bahn des Halley'schen Kometen bei seiner Wiederkunft im Jahre 1835. Anschaulich dargestellt und allgemein faßlich erklärt. Von Möbius, Professor der Astronomie zu Leipzig. gr. 8. mit einer Kupfertafel. Leipzig, Göschen, 1834.

2) Beiträge zu einer Monographie des Halley'schen Kometen. Von Littrow (dem Sohne des verdienten Wiener Astronomen). 8. Mit zwei Kupfertafeln. Wien, Müller, 1835.

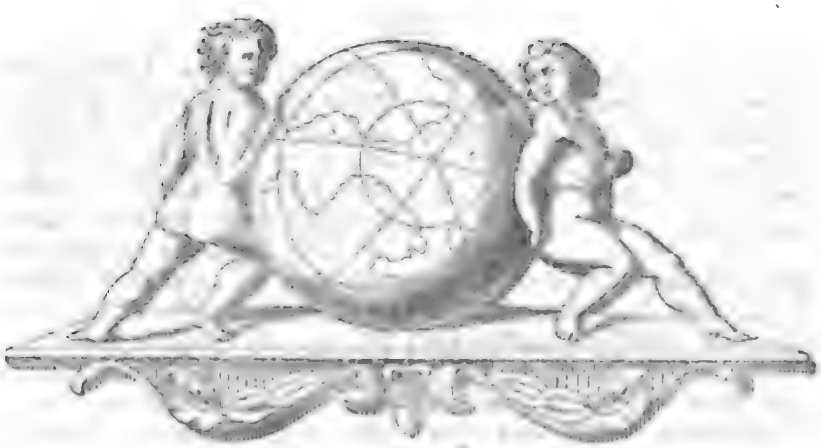
Hier das Wichtigste über den Halley'schen Kometen, der bekanntlich gegen Ende dieses Jahres wieder erwartet und uns im Oktober am nächsten seyn wird.

Halley, welcher ihn im Jahre 1682 beobachtete, war der erste, der seine Identität mit den in den Jahren 1607 und 1531 beobachteten Kometen ausmittelte, und seine Wiederkunft, nach einer ungefähren Schätzung der Perturbationen des Jupiter und Saturn, auf das Ende des Jahres 1758, oder den Anfang des folgenden Jahres ansagte. Clairaut, ein gleich ausgezeichneter französischer Mathematiker derselben Zeit, unterwarf Halley's Berechnung einer genaueren Prüfung, und bestimmte nach einer wahrhaft ungeheuren Arbeit, die drei Revolutionen des Kometen umfaßt, seine Rückkehr zum Punkte der Sonnennähe auf den 4. April 1759. Sie hatte nur wenige Tage früher, nämlich den 13. März, statt; und Clairaut's Bestimmung, welche der rechnenden Astronomie zur außerordentlichen Ehre gereicht, würde noch genauer ausgefallen seyn, wenn er die Masse Saturns so bestimmt gekannt hätte, als wir, und auf den Planeten Uranus hätte Rücksicht nehmen können, welcher damals noch gar nicht entdeckt war.

Um die Berechnung der diesmaligen Rückkehr des Halley'schen Kometen haben sich zwei französische Mathematiker, Pontécoulant und Damoiseau, verdient gemacht. Pontécoulant hat diese Arbeit mehrere Mal vorgenommen, und bestimmt den Tag des nächsten Durchgangs durch den Punkt des Perihelions (Théorie analytique du système du monde. II. 147) auf den 31. Oktober 1835, später aber (Seite 500 desselben Bandes seines Werkes) auf den 2. November und in der Connaissance des tems für 1833 (Seite 112) endlich auf den 7. November. Damoiseau dagegen (Connaissance des tems für 1832, Seite 33) findet dafür den 4. November.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 32. Freitag, 27. März 1835.

Kometographie.

(Schluß.)

Man sieht, daß die Unterschiede gering sind; dieselben rühren meistens von der Schwierigkeit her, den Anziehungseinfluß der Erde auf den ihr bis 5 Millionen Meilen nahe kommenden Kometen in die engsten Grenzen der Rechnung einzuschließen, in welchem Bezuge Pontécoulant (l. c.) bemerkt, „que cette détermination est fort délicate, et que l'on doit s'attendre à plusieurs jours d'incertitude.“ Wir mußten dieses Umstandes hier mit solcher Nachdrücklichkeit erwähnen, um unsere Leser für den Fall, daß der Komet die vorgeschriebene Zeit nicht ganz genau einhalten sollte, in den Stand zu setzen, selbst über die Gründe davon zu urtheilen und sie nicht mißtrauisch gegen die erhabenste aller Wissenschaften, die Astronomie, zu machen. *)

Der Komet wird sich uns im August 1835 von 19 bis auf 28 Millionen Meilen nähern und in der lezten Hälfte dieses Monats gegen Mitternacht nordöstlich aufgehen und bis zur Morgendämmerung am östlichen Himmel sichtbar seyn.

Im September geht der Komet mit zunehmender Geschwindigkeit auf das allgemein bekannte Sternbild des „großen Bären“, oder, wie es auch heißt, des „großen Wagens“ los. Seine scheinbare Größe nimmt merklich zu, da er sich uns immer mehr nähert und gegen Ende dieses Monats nur noch 6 Millionen Meilen

*) Es ist mir auf ähnliche Veranlassung oft vorgekommen, daß Personen, welche nicht in die Geheimnisse der rechnenden Astronomie eingedrungen sind, Zweifel gegen die Möglichkeit der genauesten Angabe des Resultats der Bewegung der Himmelskörper erhoben und die Schwierigkeiten eingewendet haben, nur die Bewegung der uns so viel nähern Körper auf der Oberfläche der Erde, z. B. den Lauf einer abgeschossenen Kugel, ganz genau zu berechnen. Niemand antwortet hierauf siegender als Pontécoulant in dem oben erwähnten, überhaupt vortrefflichen Werke (II. 167): „Les mouvemens des corps que nous observons à la surface de la terre,“ sagt er, „sont gênés par tant d'obstacles, compliqués par tant de causes secondaires, que les plus simples surpassent souvent les forces de l'analyse; mais il n'en est pas de même dans l'espace des cieux. Une loi générale qu'il est facile de soumettre au calcul règle le mouvement des corps célestes. Une force principale les anime, et l'action des forces secondaires est si petite par rapport à la sienne, qu'elle ne cause dans leur marche que de légères irrégularités dont on peut comprendre les effets dans des formules générales.“ Diese Auseinandersetzung in so wenigen Worten ist vollkommen genügend. N.

von uns entfernt seyn wird. Er geht jezt in den Abendstunden immer zeitiger, und immer mehr gegen Norden auf; gegen Ende des Monats steht er dem Nordpole so nahe, daß er gar nicht mehr untergeht, und also in der Nähe jenes Sternbildes des „großen Bären" die ganze Nacht hindurch sichtbar ist.

Während der ersten Tage des Monats Oktober kommt uns der Komet bei seinem diesmaligen Umlaufe am nächsten, und ist nur noch 5 Millionen Meilen von uns entfernt. Er wird sich uns also, wenn die Witterung zugleich günstig ist, dann am schönsten zeigen; er steht noch immer am Nordhimmel, wiewohl in geringer Höhe über dem Horizont, und geht also nicht unter. Nun entfernt er sich aber schnell gegen Süden und wird gegen Ende des Monats nur noch in Südwesten sichtbar seyn, wo er Abends immer zeitiger untergeht.

Im Monat November, zu dessen Anfange der Komet, angeführtermaßen, in seine Sonnennähe kommt, wird uns derselbe nicht mehr sichtbar seyn, indem er sich in den Sonnenstrahlen verbirgt.

Dagegen wird er in den lezten Tagen des December, gegen 6 Uhr Morgens, am Morgenhorizonte wieder bemerkbar werden; seine Entfernung von uns beträgt dann nahe an 40 Millionen Meilen.

Im Januar 1836 kommt er uns wieder näher und wird nach 3 Uhr Morgens am Südhimmel sichtbar. Sein Aufgang verfrühet sich jezt immer mehr, und findet im Februar bald nach Mitternacht statt. Im März ist er wieder die ganze Nacht hindurch am südlichen Himmel sichtbar, worauf er sich dann aber schnell vor uns entfernt und im April unsern Blicken entschwinden wird. Seine größte Annäherung an die Erde hat hiernach also, da sie schon in den Oktober fällt, vor dem, angegebenermaßen erst Anfang Novembers eintretenden Durchgange durch den Punkt der Sonnennähe statt, welches deßhalb zu beklagen ist, weil die Kometenschweife erst nach jenem ihr glänzendstes Ansehen zu erhalten pflegen, und lezlere Erscheinung also nicht mit dem Umstande der größten Nähe zusammentrifft. Hätten sich beide Umstände vereinigt, d. h., wäre uns der Komet erst nach Erlangung seines größten Glanzes bis auf 5 Millionen Meilen wie im Oktober nahe gekommen, so würden wir wahrscheinlich eines noch prächtigeren Schauspiels genossen haben, als uns so zu Theil werden wird. Im December dagegen, wo uns der Komet, nach Erlangung jenes größten Glanzes, neuerdings zu Gesicht kommt, ist er, wie oben bemerkt worden, leider schon wieder 40 Millionen Meilen von uns entfernt. Es mag auf diese Veranlassung noch erwähnt werden, daß die Geschichte der Astronomie mancher Kometen Erwähnung thut, deren Anblick mit so leuchtenden Schweifen eben so schön, als furchtbar war. So erzählt Justin z. B. (lib. XXXVII. cap. 2.) *) von einem zur Zeit der Geburt des Mithridates (130 vor Christo) erschienenen Kometen, dessen Glanz den ganzen Himmel zu entzünden schien, und der die Länge des vierten Theiles der scheinbaren Himmelskugel einnahm. Ein anderer Komet (135 vor Christo) bedeckte, nach dem Bericht von Seneca (Quaest. natural. VII. 15) die ganze Milchstraße; und in der neueren Zeit hat besonders ein, zwei Jahre vor dem Halley'schen (1680) erschienener Komet durch die außerordentliche Größe seines Schweifes Aufsehen und Furcht erregt. (Astronomie par M. de la Lande. III. 382. „La comète de 1680 était une des plus étonnantes qui eût jamais paru, par l'étendue de sa queue.") Die Größe dieser Schweife scheint in vielen Fällen von der Nähe abzuhangen, in welche die Kometen bei ihrem Durchgange durch das Perihelium zur Sonne gerathen; und namentlich war dies bei dem eben erwähnten Kometen von 1680 der Fall, dessen Schweif erst bei der Annäherung zur Sonne, welcher er am 18. December des genannten Jahres 166 Mal näher kam, als die Erde in ihrer mittleren Entfernung so außerordentlich groß und glänzend wurde. Newton, welcher dieses Umstandes im dritten Bande seiner Principia (S. 640 der Ausgabe von 1742) Erwähnung thut, meint, daß der gedachte Komet in dieser Sonnennähe eine, die Hitze des rothglühenden Eisens unendlich übertreffende Temperatur habe annehmen und Tausende von Jahren beibehalten können, wodurch vielleicht die Möglichkeit einer gewissen Temperaturdauer bei den nachherigen unermeßlichen Entfernungen der Kometen von der Sonne bedingt wird. Auch macht er die Ausdehnung des Schweifes lediglich von den Dünsten abhängig, welche die Sonnenhitze aus dem Kopfe oder Kerne (nucleus) des Kometen austreibe. Allein spätere Erfahrungen scheinen doch wieder gegen die obige Annahme zu streiten; und der Komet von 1811 z. B., welcher gewiß noch im Andenken vieler Leser lebt, hatte auch einen ausgezeichneten Schweif, unerachtet er der Sonne in seinem Perihel noch nicht einmal so nahe gekommen war, als die Erde.

Dr. Nürnberger.

---

*) „Hujus (Mithridatis) futurum magnitudinem etiam coelestia ostenta praedixerant. Nam et eo quo genitus est anno, et eo, quo regnare primum coepit, stella cometes per utrumque tempus septuaginta diebus ita luxit, ut coelum omne flagrare videretur. Nam et magnitudine sui quartam partem coeli occupaverat, et fulgore sui solis nitorem vicerat; et cum oriretur occumberetque, quatuor spatium horarum consumebat."

3) Neue Erfahrungen und Ansichten über die Kometen, deren Licht und Schweife, dann insbesondere über den 1835 wiederkommenden Appianschen (Apian) Kometen und über dessen Einfluß auf die Witterung, von Dr. J. W. Fischer in Korneuburg. Wien, Sollinger, 1834.

Der Hauptsatz, von dem der Verfasser ausgeht, ist folgender: „Unter den von unserem Erdplaneten aus dessen Sonne und anderen Weltkörpern angezogenen vielen Stoffen befindet sich auch vorzüglich der Lichtentwicklungsstoff. (Sonnenmaterie, Sonnenstoff, Lichterregungsstoff.) Derselbe ist an und für sich weder leuchtend noch wärmend, daher für unser Auge und Gefühl ganz unwirksam; wie er aber in unserer Atmosphäre ankommt, so verbindet er sich mit dem darin befindlichen Lichtstoffe, wodurch beide zu Licht entbunden und als solches vereinigt werden, welches Licht dann in größerer Tiefe des Luftkreises aus seiner vermehrten Entwicklung, Brechung und seinem Zurückwerfen immer mehr verstärkt wird, und so in der Erdatmosphäre und in dem mit derselben in Verbindung und Wechselwirkung stehenden Auge des Beobachters, das zwischen demselben und dem festen Sonnenkörper entbundene strahlende Lichtbild der Sonne darstellt, das sich daher auch immer mehr verkleinern und uns endlich ganz verschwinden muß, wenn wir immer höher zur Grenze unseres Luftkreises kommen." Die ganze Stelle wäre klarer, wenn der Verfasser von einer Erregungskraft statt von einem Erregungsstoffe gesprochen hätte. Aber die Feinde der Dynamik (und sie überwiegen jezt) wollen nichts von Kräften hören, und es wundert mich, daß sie nicht von einem Tonentwicklungsstoff und Tonstoff sprechen, und überhaupt von Bewegungsentwicklungsstoffen und von Bewegungsstoffen, so gut wie von Lichtentwicklungsstoffen und Lichtstoffen.

Aus obigem Satze folgert nun Herr Fischer: „In der Nähe der Sonne empfängt der Komet mehr Sonnenstoff, daher von ihm auch eine größere Menge desselben auf die Erde durch Reflexionen abgegeben werden kann. Dieser aus den Kometen hier ankommende Lichtentwicklungsstoff wird, gleich dem bloß reflektirten Sonnenstoffe, erst in der Erdatmosphäre durch seine Verbindung mit deren Lichtstoffe zu Licht, folglich muß er auch wegen der Kugelgestalt der Atmosphäre, wie bei der Reflexion eines Lichtes von einem runden Glase aus, die Gestalt eines Strahlenbüschels bilden. Selbst der Kern des Kometen ist auch deßwegen weniger bemerkbar, indem der Schweif viel Licht entziehet und zerstreut, das sonst wie bei den Lichtbildern der gewöhnlichen Sterne in einem Punkte vereinigt bliebe, und weil der von der Sonne dem Kometen häufig abgegebene Sonnenstoff entweder größtentheils vom Kometen um sich angehäuft oder selbst eingesogen, und so zu seiner weiteren Ausbildung verbraucht, oder, als schon mit den unserer Atmosphäre fremdartigen Kometenbestandtheilen verbunden, erst reflektirt und dabei zerstreuet wird. — Wenn wir bei der Nacht ein brennendes Licht nur mit einem Auge ansehen und dasselbe ein wenig schließen, so bemerken wir an dem Lichte einen oder mehrere strahlende Schweife, ohne daß das Licht selbst einen solchen hat; und diese Strahlen entstehen bloß aus der Reflexion des Lichtes von den feuchten Augenliedern. Beinahe solche Verhältnisse treten auch in unserer Erdatmosphäre mit dem Kometenlichte ein, worin dessen verschiedenartiger Theil zu einem Schweif zerstreut und zurückgedrängt wird, wovon ähnliche Erscheinungen sich auch aus anderen nur wenig verschiedenen Ursachen bei den geschweiften Nebensonnen, Nebenmonden, beim Zodiakal- oder Thierkreislichte, Nordscheine, bei den Sternschnuppen, Sonnen- oder Lichtsäulen u. a. darstellen."

Wenn diese optische Hypothese allerdings Beherzigung verdient, so hätte der Verfasser doch nicht Voraussetzungen damit verbinden sollen, die nichts für sich haben, als daß sie gäng und gäbe sind. Wie können doch mathematische Geister, die sich nicht so leicht von der Phantasie verführen lassen, gleichwohl ohne Anstoß und ziemlich allgemein behaupten, die Kometen reisen durch zwei, vielleicht noch mehr Sonnensysteme und besuchen sie abwechselnd! Es ist dafür auch nicht eine einzige Thatsache anzuführen, es ist eine reine Einbildung. Nicht besser steht es mit der Annahme, Kometen seyen im Werden begriffene Planeten. Dies ist nicht nur durch nichts belegt, sondern sogar höchst unwahrscheinlich, da zwischen Kometen und Planeten der auffallendste Gegensatz obwaltet, und da der Kometen so zahllos viele sind, die unmöglich alle dereinst als Planeten in unserm Sonnensystem Platz haben könnten, wenn nicht die schöne Harmonie der Kepler'schen Gesetze die gewaltthätigste Umänderung erleiden sollte. Will man aber alle diese vermeintlichen neuen Planeten hinter den Uranus hinausschieben, und nimmt man an, es erzeugen sich fortwährend neue Kometen, die wieder Planeten werden, so hebt man alle Begrenzung der Sonnensysteme auf und dehnt deren Sphären so aus, daß sie nicht mehr neben einander Platz haben könnten, ohne sich zu stören. Ueberhaupt aber könnte man eben so gut sagen, Sternschnuppen werden sich in Berge verwandeln, wie man sagt, Kometen werden sich in Planeten verwandeln.

Ueber den großen Kometen, dessen Anblick uns noch in diesem Jahre bevorsteht, sagt der Verfasser: „Dieser Komet wird gewöhnlich zu Ehren des berühmten Astronomen Halley der Halley'sche Komet genannt, weil er

denselben im Jahre 1682 genauer beobachtete, seine Bahn näher bestimmte und seine Wiederkehr auf das Jahr 1759 vorhersagte. Edmund Halley war königlich englándischer Astronom zu Greenwich seit 1720, er wurde im Jahre 1656 in London geboren und lebte bis 1742. Allein Halley hat jene Bestimmungen bloß dadurch gemacht, weil er hierzu auch die früheren Beobachtungen und Vermuthungen des Astronomen Apian vom Jahre 1531 benützen konnte. Peter Apian, auch Apianus, oder Bienewitz, aus Leisnig zu Meißen in Sachsen, geboren 1495, dann Professor zu Ingolstadt, und daselbst gestorben am 21. April 1552, bemerkte schon aus seinen Beobachtungen des Kometen vom Jahre 1531, daß derselbe wahrscheinlich derjenige sey, welcher früher in den Jahren 1305, 1380 und 1456 erschien."

Dann folgt eine Uebersicht über alle Beobachtungen dieses Kometen vom Jahr 1005 an, mit Angabe der seine Erscheinung begleitenden Witterung; gewiß eine interessante und dankenswerthe Mittheilung, deren Resultate wir kurz zusammenfassen wollen. Die Erscheinung des Kometen war 1005 begleitet von einer großen Hungersnoth, 1080 von einem Erdbeben, 1155 von einem kalten Winter und Unfruchtbarkeit, 1230 von Regen und Ueberschwemmungen (ein Theil von Friesland versank mit 100,000 Menschen), 1301 von großer Dürre und nachher von furchtbarer Winterkälte, der eine Pest folgte, 1380 von einer noch schrecklicheren Pest, 1456 wieder von Nässe, Ueberschwemmungen und Erdbeben, 1531 abermals von großen Ueberschwemmungen, 1607 wieder umgekehrt von äußerster Dürre und Trockenheit und darauf folgender harter Winterkälte, 1682 von Ueberschwemmungen und Erdbeben, 1759 von mäßiger Nässe und kleinen Erdbeben. Hieraus ergibt sich, daß der Komet bald Hitze und Dürre, bald Feuchtigkeit und Kälte gebracht hat, jedoch das leztere öfter, wenn nicht diese Witterungsverhältnisse ganz unabhängig von seinem Erscheinen geblieben sind.

Von der nächsten Erscheinung gibt uns der Verfasser zum Schluß eine Uebersicht, die in einigen Punkten mit der oben erwähnten nicht übereinstimmt, namentlich nicht in den Entfernungen:

„Was die Erscheinung selbst und deren Zeit betrifft, so wird sich der Komet uns Erdbewohnern folgend darstellen.

Im August 1835.

Gegen das Ende des Monats August 1835 erscheint der Komet zum ersten Mal am Morgenhimmel im Sternbilde des Stieres. Sein Licht ist noch sehr schwach, theils der Tageslänge wegen, theils weil er zu dieser Zeit noch 40 Millionen deutsche Meilen von unserer Erde entfernt ist.

Im September 1835.

Weil die Richtung der Bewegung des Kometen im Anfange nahe zur Erde hin gekehrt ist, so wird er bis zur Mitte Septembers seine Lage am Himmel nur wenig, dagegen aber seinen Lichtzuwachs sehr schnell ändern und verstärken. Am 13. September beträgt seine Entfernung von der Erde 20 Millionen Meilen, und von dieser Zeit an entwickelt und verstärkt sich sein prachtvoller Schweif immer mehr, der Aufgang des Kometen findet immer früher statt, und seine Bewegung erscheint immer rascher. In der lezten Hälfte des September tritt er in das Sternbild der Zwillinge.

Im Oktober 1835.

Am 1. Oktober ist der Komet nur 6 Millionen Meilen von der Erde entfernt, und er tritt nun in die Vorderfüße des großen Bären, worin er nicht mehr untergeht, daher um diese Zeit sein Lichtglanz und seine scheinbare Größe den höchsten Grad erreichen. Am 6. Oktober beträgt seine Entfernung von der Erde nur noch 3½ Millionen Meilen, folglich stehet er ihr nun am nächsten. Sein prachtvoller Schweif reicht jezt von dem Haupthaare der Berenice bis zu den Hauptsternen des großen Bären hin. Der Kopf des Kometen wird gegen 9 Uhr Abends untergehen, während der innere sichtbare Schweif am Nordhimmel durch die ganze Nacht herumziehet, bis endlich der Kopf selbst wieder in der Morgenröthe aufgeht. Von nun an kommt er scheinbar der Sonne immer näher, geht Abends immer früher unter und entfernt sich zugleich immer mehr von der Erde.

Im November und December 1835

ist uns der Komet nicht mehr sichtbar, denn er befindet sich am 17. November d. J. in seiner Sonnennähe.

Im Januar 1836.

Im Anfange dieses Jahres entwickelt sich der Komet aus den Sonnenstrahlen; er wird abermals sichtbar, und ist wie Ende Augusts 1835 wieder 40 Millionen Meilen von unserer Erde entfernt. Zugleich nähert er sich zum zweiten Mal der Erde, und bleibt

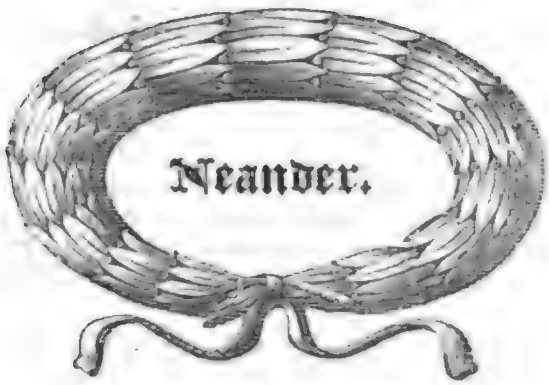
im Februar 1836.

uns sichtbar.

Im März 1836.

Am 1. März ist er von der Erde nur 25 Millionen Meilen entfernt und uns während der Morgenstunden in den Sternbildern des Raben und des Bechers sichtbar. Von da entfernt er sich immer mehr von der Erde und Sonne, wird uns bald unsichtbar, erreicht dann im Jahre 1875 seine Sonnenferne, und kommt endlich im Jahre 1912 wieder in die Sonnennähe."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 33. Montag, 30. März 1835.

Kirchengeschichte.

1) Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche. Von Dr. August Neander. Zweiten Bandes dritte Abtheilung. Dritter Band. Hamburg, Perthes, 1834.

2) Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel, als selbstständiger Nachtrag zu dem obigen Werke. Von Demselben, Daselbst. Zwei Bände, 1833.

Neander, gegenwärtig unser größter Kirchenhistoriker, hat neben seinem Hauptwerk, dessen dritter Band hier vorliegt, durch ein besonderes Werk über die Gnostiker und durch das neue Werk über die Apostel seine Vorliebe für das Studium der ersten christlichen Jahrhunderte an den Tag gelegt. So sehr dies nun aber für den Theologen wichtig ist, dürfte doch für das größere Publikum die Kirchengeschichte der späteren Zeiten noch interessanter seyn, und wir wünschen aufrichtig, daß der Himmel Herrn Neander Gesundheit und Kraft verleihen möge, seine Geschichte bis auf die neuere Zeit fortzuführen.

Ueber die Tendenz des Verfassers haben wir uns bei Beurtheilung der ersten Bände (Literaturblatt von 1831, Nr. 4) ausführlicher ausgesprochen. Wir wiederholen hier nur kurz, daß er das Wesen des Christenthums in die Heiligung des Lebens sezt, nicht aber in die Werkthätigkeit (wie die Juden), noch in die Erkenntniß (wie die griechischen Philosophen), daher auch nicht in die ultrakatholische Ascetik, noch in die ultraprotestantische Wissenschaftlichkeit. Er erklärt aber alle Entstellungen des reinen Christenthums durch die Nothwendigkeit, daß das Christenthum gleichsam wie der Sauerteig in's Brod, so in alle Formen des Lebens eindringen, in das Niedere und Unreine eingehn müsse, um es zu reinigen und zu heiligen. Mit einem Wort, das Christenthum muß sich in den Völkern und Zeiten fortwährend incarniren, wie sich Christus selbst in den Menschenleib incarnirte.

In dem dritten, sehr interessanten Bande der allgemeinen Geschichte wird der Uebergang aus der altrömischen in die fränkische Zeit bis auf Karl den Großen geschildert. Hier hebt es der Verfasser besonders scharf hervor, daß die christliche Kirche unter den fränkischen Königen auf eine Weise vom Staat abhängig geworden sey, wie nie zuvor unter den Römern, trotz der römischen Despotie und germanischen Freiheit. Diese Thatsache ist eben so wahr, als merkwürdig. Die Kirche würde vielleicht noch lange dem Staat völlig getrennt gegenüber geblieben seyn, wenn sie nicht durch Unterjochung unter den Staat zur Herrschaft über

den Staat gedrängt worden wäre, wenn sie nicht, als ein Herrschmittel in der Hand der Könige, gelernt hätte, sich hinwiederum der Könige als Herrschmittel zu bedienen. „In dem alten römischen Reiche hatte doch die weltliche Macht nur auf die allgemeinen Kirchenversammlungen einen Einfluß ausgeübt; die Provinzialsynoden waren sich selbst überlassen. In den neuern Staaten aber konnte man in den Begriff einer zwiefachen Gesetzgebung sich nicht finden, und die Kirche bedurfte auch der Staatsmacht, um einen Theil ihrer Gesetze, solche, welche sich auf die Unterdrückung heidnischer Gebräuche, das Bußwesen, die Feier des Sonntags u. s. w. bezogen, in Vollziehung zu bringen. So geschah es daher, daß die Synoden, welche die kirchliche Gesetzgebung bestimmen sollten, mit Zuziehung der Fürsten versammelt wurden, daß sie selbst denselben beiwohnten, und die Beschlüsse derselben unter ihrer Autorität bekannt gemacht wurden. Endlich fielen die Synoden mit den allgemeinen Versammlungen zusammen, auf welchen die Fürsten mit ihren angesehenen Vasallen die bürgerlichen Gesetze zu entwerfen pflegten, und es wurden kirchliche und bürgerliche Gesetze zugleich entworfen. So waren in der fränkischen Kirche, wozu die inneren politischen Kämpfe und Zerrüttungen und die Gleichgültigkeit so vieler weltlich gesinnten Bischöfe ohne Zweifel viel beitrug, bis in das achte Jahrhundert hinein die immer seltener gewordenen Versammlungen der Bischöfe zu rein kirchlichen Zwecken endlich ganz außer Gebrauch gekommen. — So blieb es denn unter dem König Pipin und dem Kaiser Karl dem Großen herrschender Gebrauch, daß auf jenen großen Reichsversammlungen Kirchen- und Staatsgesetze zugleich entworfen wurden, wenn gleich auch noch in besondern Fällen rein kirchliche Versammlungen, die aber von den Fürsten zusammenberufen wurden, stattfanden. Durch diese Verbindung erhielten nun auch die Bischöfe, welche an jenen allgemein gesetzgebenden Versammlungen Theil nahmen, einen Einfluß auf die bürgerliche Gesetzgebung und die Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft. Dieser Einfluß wurde ihnen aber nicht bloß auf eine zufällige Weise durch die bemerkten Umstände zu Theil, sondern die ganze Form, in welcher der theokratische Gesichtspunkt aufgefaßt wurde, brachte es mit sich, daß sie einen solchen erhielten. Wie einerseits die Kirche des Arms der Staatsmacht bedurfte, um einen Theil ihrer Gesetzgebung in Vollziehung zu bringen, so bedurfte andererseits die Staatsmacht der Heiligung durch die Kirche und des Ehrfurcht gebietenden Ansehens, welches ihr durch dieselbe geliehen wurde, um sich der rohen Willkür gegenüber behaupten, die Rohheit zügeln zu können."

Von hohem Interesse ist, was Herr Neander über das Verhältniß des Christenthums zur Sklaverei und Leibeigenschaft sagt: „Von Anfang an hatte das Christenthum — zwar nicht durch eine plötzliche Umwälzung von außen her, aber durch eine Einwirkung von innen heraus auf Geist, Denkweise und Gesinnung — eine Umbildung dieses dem Begriffe der allgemeinen Menschenwürde widersprechenden Verhältnisses vorbereitet. Es waren die neuen Ideen von dem Bilde Gottes in der ganzen Menschheit, von der auf alle sich beziehenden Erlösung, von derselben Alle ohne Unterschied der irdischen Lebensverhältnisse Knechte wie Freie umfassenden höhern Lebensgemeinschaft, der Gemeinschaft des Gottesreichs, wodurch der herrschende Gesichtspunkt von dem Verhältnisse dieser Menschenklasse, ihren Rechten und den Pflichten gegen sie verändert, und eine mildere Behandlung derselben vorbereitet wurde. Die angesehenen Kirchenlehrer des vierten, fünften Jahrhunderts sprachen sich nachdrücklich darüber aus. Die Kirche wurde bei der Freilassung der Sklaven besonders zugezogen und dadurch anerkannt, daß dem Standpunkt der Kirche eine solche Handlungsweise besonders gemäß sey. Häufig wurden Sklaven freigelassen, was man als ein frommes Werk betrachtete, um daß sie Mönche werden konnten. Schon erklärten sich auch manche Stimmen, besonders orientalischer Mönche, gegen dies ganze Verhältniß, als etwas der Würde des Bildes Gottes in allen Menschen Widersprechendes. So schreibt der Abt Isidor von Pelusium an einen vornehmen Mann, bei welchem er sich für einen seiner Sklaven verwandte, er hätte nicht geglaubt, daß der Freund Christi, welcher die Gnade kenne, die Allen die Freiheit verliehen, noch einen Sklaven haben sollte ꝛc. Der römische Bischof Gregor der Große leitete die Freilassung zweier Sklaven in einer darüber ausgestellten Urkunde so ein: Da unser Erlöser, der Urheber der ganzen Schöpfung, die menschliche Natur deßhalb annehmen wollte, um uns durch seine Gnade von den Fesseln der Knechtschaft, in denen wir gefangen waren, zu befreien und uns zur ursprünglichen Freiheit wieder herzustellen, so geschieht etwas Heilsames, wenn die Menschen, welche die Natur von Anfang an frei geschaffen und welche das Völkerrecht dem Joche der Knechtschaft unterworfen, der Freiheit, in welcher sie geboren worden, wieder gegeben werden. Unter den rohen Franken hatten die Sklaven bei grausamen Herrn viel zu leiden, aber in den Kirchen wie bei den Priestern fanden sie die einzige Hülfe. Das Asyl der Kirchen sollte besonders den Sklaven, welche der Wuth ihrer Herren entflohen, zum Schutz dienen." Allein alle diese Bestrebungen der Kirche, die Sklaven zu emancipiren, hörten auf, sobald sich die Kirche nicht mehr der weltlichen Macht untergeordnet, sondern ihr übergeordnet sah und die Vortheile erkannte, die ihr nicht etwa aus der Sklaverei eines Standes, sondern Aller erwuchsen.

Die Apostelgeschichte, an der wir besonders die Charakteristik der einzelnen unter einander kontrastirenden Apostel und ihrer Lehren und deren Einwirkung auf die spätern Tendenzen der Kirche bewundern, geht in die tiefsten theologischen Fragen ein, wohin wir ihr nicht folgen wollen.

3) Leo der Große und seine Zeit. Von Professor W. A. Arendt. Mainz, Kupferberg, 1835.

Eine vortreffliche Skizze, die auf eine ziemlich dunkle und verworrene Zeit helles Licht wirft. Der große Leo war der erste würdige Nachfolger St. Peters, der mit der Kraft dieses Apostels die Kirche aus innern, wie äußern Stürmen rettete und dem römischen Stuhl jenes moralische Uebergewicht gab, das den Felsen Petri in einen Magnetberg verwandelte.

Allgemein bekannt ist der Muth, mit dem Leo der Große dem mächtigen Attila entgegentrat und ihn durch das Wunder geistiger Ueberlegenheit von Rom zurückschreckte. Minder bekannt sind Leo's Verdienste um die Einheit der Kirche in den innern dogmatischen Streitigkeiten, und um die Unabhängigkeit der Kirche dem römischen Staat gegenüber. Diese hervorzuheben und zu zeigen, wie die spätere Kirche des Abendlandes vorzüglich auf den Fundamenten ruhte, die Leo der Große gelegt, macht sich der Verfasser zur Hauptaufgabe. Nirgend wieder erscheint das römische Papstthum so rein, so groß, so uneigennützig. Die Welt war getheilt zwischen der entsetzlichen Korruption des Römerreichs und der blinden Wuth roher, blut- und raubgieriger Barbaren. Nie erlebte Europa eine so schreckliche, trostlose Katastrophe, als die Völkerwanderung, und in dieser Zeit war alles Edle und Hohe der menschlichen Natur zusammengedrängt im Christenthum. Aber auch das Christenthum war gefährdet durch die Spaltungen, die hauptsächlich die noch immer ihrer philosophischen Spekulation nachhängenden Griechen unaufhörlich veranlaßten, und durch die Eifersucht der Bischöfe unter einander. „Die Lehre, welche schon seit fast anderthalb Jahrhunderten, von dem Beginn der arianischen Streitigkeiten an, sich in einem großen Prozeß der Bewegung und Ausbildung befunden, war durch die sich ihr andrängenden orientalisch-dualistischen Elemente, in den Manichäern, Priszillianern und andern, durch die Doktrinen des Pelagius, Nestorius und Eutyches, zu einer so verschiedenartigen Auffassung und Darstellung gekommen, daß, hätte dieser Zustand länger fortgedauert, nothwendig ein gänzliches Zerfallen derselben und ein Verschwinden der ihr wesentlichen Einheit daraus hätte hervorgehen müssen. — Unter diesen Umständen begann das Wirken Leo's. Durchdrungen, wie er war, von dem Berufe, der ihm, als dem Nachfolger dessen oblag, dem der Stifter der Kirche ihre irdische Leitung übertragen, war sein Wirken immer und zu jeder Zeit ein allgemeines, die Gesammtheit der Kirche umfassendes. — Leo hat von jeher in dogmatischer Beziehung für einen der ersten Lehrer der Kirche in jenen, wie in allen Zeiten gegolten; dadurch, daß er einen der wichtigsten Punkte der Lehre, recht eigentlich ihren Mittelpunkt, in einer Weise festsetzte, die eben so sehr dem wahren Bewußtseyn der Kirche über die Person ihres Stifters entsprach, wie sie die häretischen Auffassungen derselben widerlegte, indem sie ihre Engheit, Einseitigkeit und Beschränktheit darstellte und die kirchliche Lehre in ihrer glücklichen Mitte zwischen den Extremen entwickelte. Er förderte so die theologische Ausbildung der Glaubenslehre bedeutend, indem er sie von den Gegensätzen, in welchen die Zeit durch langen Streit gefangen war, befreite, und sein Brief an den Flavian, so wie alle anderen dogmatischen Entwickelungen in den übrigen Briefen enthalten die wichtigsten Bereicherungen für die richtige Erkenntniß derselben ꝛc.“ Nicht weniger wichtig war die Kraft, mit der er den Nebenbuhlern, besonders dem Patriarchen von Konstantinopel, entgegentrat, um der Kirche auch die äußere Einheit zu erobern. „Er beschwichtigte mit starker Hand den Sturm, der der Kirche aus ihrem eigenen Schooße drohte, er sammelte und vereinte die auseinandergehenden Elemente, indem er sie um seinen Stuhl reihte, und brachte trotz alles Widerspruches und alles Widerstandes den Primat zur Anerkennung Aller.“

Dies die Grundzüge eines der interessantesten historischen Charaktere, die der Verfasser mit der Genauigkeit des reichsten Quellenstudiums ausgeführt hat. Seinem Style wäre inzwischen mehr Kürze zu wünschen.

4) Geschichte Papst Innozenz des Dritten und seiner Zeitgenossen. Durch Friedrich Hurter. Zwei Bände. Hamburg, Perthes, 1834.

Mit Recht sagt der Herausgeber, daß das Leben eines jeden mittelalterlichen Papstes ein Bruchstück der europäischen Geschichte sey. Dies gilt vorzüglich von so großen Päpsten, wie der dritte und vierte Innozenz, die berühmten Sieger über die Hohenstaufen, die Vollender des hierarchischen Gebäudes. Herr Hurter hat uns das Leben Innozenz III. in zwei starken Bänden ungemein ausführlich erzählt und reichlich mit Stellen aus den Schriften und Briefen des Papstes selbst und seiner Zeitgenossen belegt.

Dieser Papst hatte das Glück, zu der Zeit zu herrschen, da Heinrich VI. jähen Todes starb, Kaiser Philipp ermordet wurde, Otto IV. sich als Welf vergeblich gegen die Nothwendigkeit sträubte, nur ein papistisches Werkzeug

zu seyn, und Friedrich II. als ein Kind von des Papstes Gnade lebte. Bei diesem Hinfall der weltlichen Kaisermacht mußte die geistliche des Papstes einen raschen Aufschwung nehmen, und Innozenz war ganz der Mann, die Zeitumstände zu benutzen.

Indem der Verfasser bei jeder Gelegenheit sich verwahrt, er wolle den Streit, ob das Papstthum so weit habe gehen dürfen oder nicht, ob die ganze Hierarchie etwas Heilsames gewesen oder nicht, der Dogmatik und Polemik überlassen und in dieser Beziehung vollkommen gleichgültig bleiben, hebt er nicht sowohl das Prinzip des Papstes, als die ausgezeichnete Persönlichkeit und geistige Kraft hervor, mit welcher dieser Papst sein Prinzip verfocht. Indeß muß eben, wenn man das Prinzip erwägt, Manches von der Bewunderung, die man der Person zollen möchte, wegfallen. Wozu überhaupt die Affektation einer ganz unparteiischen Geschichtslektüre? Wer könnte bei dem großen Kampf der Hohenstaufen kalt bleiben, er müßte denn ein Herz von Stein haben? Die Poesie ist in diesem Kampfe, und mit ihr das Mitleid durchaus auf der Seite der Hohenstaufen. Das Papstthum war nicht mehr eine ecclesia pressa, es war schon seit Gregor VII. im Vollbesitz seines Einflusses auf die Völker; es war schon gesättigt, im Uebermuthe des Besitzes trunken; wenn es noch zu kämpfen hatte, so waren doch die Waffen ungleich, der Papst hatte alle Vortheile auf seiner Seite, die Reformationsbegeisterung der Hohenstaufen kam viel zu früh; die blinden Völker glaubten Alles, was der Papst vorschrieb, und die Reichsfürsten lechzten, unter dem Segen des Papstes die heilige Krone des Reichs in Stücken zu reißen. Unter diesen Umständen wendet sich unsere Theilnahme nothwendig auf die Seite des edeln schwäbischen Kaiserhauses. Wir beweinen den schönen Friedrich, aber die Innozenze erwecken uns ein kühles, widriges Gefühl; wir beweinen Hektor, aber Agamemnon läßt uns kalt, stößt uns ab.

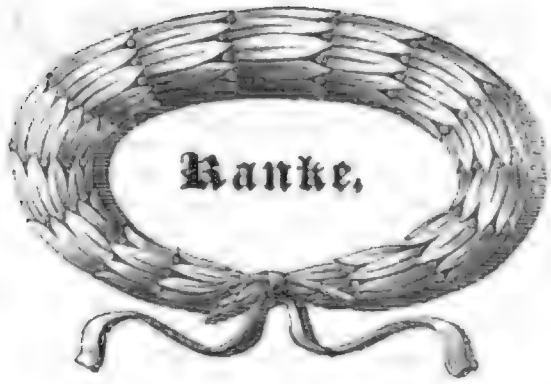
Sollte es es denn wohl des Geschichtschreibers unwürdig seyn, einem so natürlichen Gefühl sich hinzugeben? Ist denn die Geschichte etwas so Seelenloses, daß man in ihr nur den Mechanismus der gegen einander in Bewegung gesetzten Kräfte kalt abzumessen, nicht auch an dem Erhabenen und Rührenden in ihr warmen Antheil zu nehmen hätte? Man will Wahrheit, nichts als Wahrheit. Wohlan denn, was kann wahrer seyn, als das lebhafte Interesse an einem großen moralischen Kampf; und was könnte erheuchelter seyn, als die Kälte, mit der man ihm zuzusehn sich zwingen will? Oder ist diese moderne, göthisirende, objektiv seyn wollende Wissenschaftlichkeit, die sich darauf viirt, das Entsetzlichste oder Herzgewinnendste, was in den Thatsachen der Geschichte liegt, in der gleichgültigsten und theilnahmlosesten Sprache mit studirter Vernachläßigung vorzutragen, ist sie keine bloße Affektation? wären die Menschen wirklich so fühllos geworden? Ich glaube es nicht. Unsere Zeit schneidet nur so seltsame Grimassen. Drüben in Frankreich wühlen sie jedes Gräßlichste in der Weltgeschichte und in der Geschichte der bürgerlichen und häuslichen Laster hervor, und was die Natur selbst nicht erreicht, das erreichen sie wenigstens durch ihre Phantasie und durch das Ungeheure ihrer Ausdrücke. Sie affektiren. Diese Franzosen mit all ihren blutdürstigen Trauerspielen sind im Grunde humaner, als sie es früher waren, da sie noch sentimental thaten. Wir Deutschen sind in's entgegengesetzte Extrem gefallen. Wir schreiben so monoton, so einschläfernd mäßig, besonnen, leidenschaftslos; die Aeußerung des leisesten Mitgefühls würde unsere neue Wissenschaftlichkeit sich zum Verbrechen anrechnen. Aber auch wir affektiren damit. Es ist im Grunde nichts, als eine gelehrte Vornehmthuerei, die wie jede andere Mode wechselt.

Vermischte Schriften.

Vertraute Briefe über die Ehe. Ein Hochzeitgeschenk für denkende Männer. Von Dr. F. Richter. Breslau, J. F. Korn, 1833.

Ich denke, daß denkende Männer ein solches Geschenk nicht brauchen. Es wird in Deutschland so viel geschrieben, das alltäglichste Zeug in hochtrabendem philosophischen Ausdruck, das Allergemeinste mit der Miene der wichtigsten neuen Entdeckung. Da steht Seite 34: „Ihren festen Halt haben diese Freuden, nämlich die ehelichen, sobald das Wesen der Liebe im Kinde konkrete Gestalt gewonnen hat.“ Ist jemals eine so einfache Sache geschraubter ausgedrückt worden? Was soll denn um's Himmels willen diese Sprache, sammt der ganzen darin ausgedrückten Weisheit? Die Wahrheit, daß die Ehe nicht bloß der Sinnlichkeit, sondern einem höhern gesellschaftlichen und moralischen Zweck dienen soll, ist eine so erschrecklich alte Wahrheit, daß ja wohl jeder, ich will nicht sagen denkende, sondern nur heirathsfähige Mann in christlichen Staaten davon unterrichtet ist. Denkt sich der denkende Verfasser Leser, die par excellence denken: wozu dann seine so bekannten Lehren, und denkt er sich eigentlich nicht denkende, die er erst zu belehren hätte, wozu dann solche philosophische Schlüpfrigkeiten, wie die: „das Wesen der Liebe gewinnt konkrete Gestalt im Kinde.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 34. Freitag, 3. April 1835.

Kirchengeschichte.

5) Fürsten und Völker von Südeuropa im 16ten und 17ten Jahrhundert. Vornehmlich aus ungedruckten Gesandtschaftsberichten. Zweiter Band. Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16ten und 17ten Jahrhundert, von Leopold Ranke. Erster Band. Berlin, Duncker und Humblot, 1834.

Herr Leopold Ranke ist einer unserer ausgezeichnetsten Geschichtschreiber, überläßt sich aber vielleicht zu sehr der eigenthümlichen Wollust seiner gemäßigten und besonnenen Stylisation, seiner in gewissem Betracht Goetheschen Prosa und hätte wenigstens in einem Werke, wie das vorliegende, das uns neue Quellen eröffnet, auch mehr die Quellen selbst reden lassen und reichlichere Auszüge geben sollen. Je neuer oft die Charakterzüge bedeutender Personen oder seine Urtheile über dieselben sind, um so mehr hätten wir Noten gewünscht.

Der Zeitraum, dessen Betrachtung ihn beschäftigt, ist derjenige der Reformation, und wir glauben unsern Lesern keinen bessern Begriff von der geistreichen Auffassungsweise und edeln Ruhe dieses historischen Schriftstellers geben zu können, als indem wir die Lichtpunkte seiner Darstellung hervorheben. So bezeichnet er sehr schön die verschiedene Stellung deutscher und italienischer Nationalität zu der Reformation in folgender glänzenden Parallele: „Wenn es in Italien Poeten, wie Boccaz und Petrarca waren, die zu ihrer Zeit dieses Studium beförderten und den nationalen Antrieb dazu gaben, so ging es in Deutschland von einer geistlichen Brüderschaft, den Hieronymiten des gemeinsamen Lebens, aus, einer Brüderschaft, welche Arbeitsamkeit und Zurückgezogenheit verband. Es war eines ihrer Mitglieder, der tiefsinnige, unschuldige Mystiker Thomas von Kempen, in dessen Schule alle die würdigen Männer gebildet wurden, die von dem in Italien aufgegangenen Licht der alten Literatur zuerst dahin gezogen, dann zurückkehrten, um es auch in Deutschland auszubreiten. Wie nun der Anfang, so unterschied sich auch der Fortgang. In Italien studirte man die Werke der Alten, um die Wissenschaften aus ihnen zu erlernen: in Deutschland hielt man Schule. Dort versuchte man die Lösung der höchsten Probleme des menschlichen Geistes, wenn nicht auf selbstständige Weise, doch an der Hand der Alten: hier sind die besten Bücher der Unterweisung der Jugend gewidmet. In Italien war man von der Schönheit der Form ergriffen und fing an die Alten nachzuahmen: man brachte es, wie wir berührten, zu einer nationalen Literatur. In Deutschland nahmen diese Studien eine geistliche Richtung. Fragt

man nach, worin das vornehmste Verdienst des Ersten besteht, so ist es, daß er die erste hebräische Grammatik schrieb, ein Denkmal, von dem er hofft, so gut wie die italienischen Poeten, „daß es dauernder seyn werde, als Erz.“ Hat er hiermit das Studium des alten Testaments zuerst möglich gemacht, so wendete Erasmus seinen Fleiß dem neuen zu; er ließ es zuerst griechisch drucken; seine Paraphrase, seine Anmerkungen dazu haben eine Wirkung gehabt, welche selbst seine Absicht bei weitem übertraf. Indem nun in Italien die Richtung, die man ergriff, sich von der Kirche trennte, sich ihr entgegensezte, so geschah etwas Aehnliches auch in Deutschland. Dort trat die Freigeisterei, welche niemals ganz unterdrückt werden kann, in die literarischen Elemente ein, und bildete sich hier und da zu einem entschiedenen Unglauben aus. Auch eine tiefere Theologie, aus unbekannten Quellen entsprungen, hatte von der Kirche zwar beseitigt, aber niemals unterdrückt werden können. Diese trat zu den literarischen Bemühungen in Deutschland. In dieser Hinsicht finde ich merkwürdig, daß sich schon im Jahre 1513 die böhmischen Brüder dem Erasmus näherten, der doch sonst eine ganz andere Richtung hatte. Und so führte die Entwickelung des Jahrhunderts jenseit und diesseit der Alpen zu einer Opposition wider die Kirche. Jenseit hing sie mit Wissenschaft und Literatur zusammen, diesseit entsprang sie aus geistlichen Studien und tieferer Theologie. Dort war sie negativ und ungläubig, hier war sie positiv und gläubig. Dort hob sie den Grund der Kirche vollends auf, hier stellte sie denselben wieder her. Dort war sie spöttisch, satirisch und unterwarf sich der Gewalt, hier war sie voll Ernst und Ingrimm und erhob sich zu dem kühnsten Angriff, der je auf die römische Kirche geschehen. Man hat es zufällig gefunden, daß dieser zuerst dem Mißbrauche galt, den man mit dem Ablaß trieb. Allein wie die Veräußerung des Innerlichsten, die der Ablaß in sich schloß, den schadhaften Punkt des ganzen Wesens, der in der Verweltlichung der geistlichen Elemente überhaupt bestand, gerade auf das schneidendste darstellte, so lief sie dem Begriffe, der sich in den tieferen deutschen Theologen gebildet, am schärfsten entgegen. Ein Mensch, wie Luther, von innerlich erlebter Religion, erfüllt mit den Begriffen von Sünde und Rechtfertigung, wie sie in dem Buche deutscher Theologie bereits vor ihm ausgesprochen waren, darin bestärkt durch die Schrift, die er mit durstendem Herzen in sich aufgenommen, konnte an nichts in der Welt einen so großen Anstoß nehmen, wie an dem Ablaß. Von einer für Geld zu habenden Sündenvergebung mußte Der auf das tiefste beleidigt werden, der eben von diesem Punkt aus das ewige Verhältniß zwischen Gott und Mensch inne geworden war, und die Schrift selbst verstehen gelernt hatte.“

Vom höchsten Interesse sind die Intriguen der vier aus der Reformation hervortretenden Parteien, des Papsts, des Kaisers, des Königs von Frankreich und der Protestanten. Bald sehn wir den Papst und Kaiser gegen die beiden Leztern verbündet, bald den Kaiser und die Protestanten gegen den Papst und Frankreich, bald suchen sich der Papst und die Protestanten unter den Auspicien des Kaisers, bald unter denen des französischen Königs die Hand zu reichen, und so wird diese merkwürdige Quadrille durch alle Touren durchgetanzt. Dieses Gewebe von hinterlistigen und offnen Angriffen, Bündnissen und falschen Versöhnungen ist vom Verfasser mit ungemeiner Klarheit entwirrt worden. Eine der glänzendsten Stellen ist folgende. Karl V. war in seinem schmalkaldischen Feldzug gegen die Protestanten überaus glücklich. „Im Spätherbst 1546 sah er ganz Oberdeutschland in seinen Händen, wetteifernd ergaben sich Städte und Fürsten, der Augenblick schien gekommen, wo die protestantische Partei in Deutschland unterworfen, der ganze Norden wieder katholisch gemacht werden könne. In diesem Momente, was that der Papst? Er rief seine Truppen von dem kaiserlichen Heere ab, das Concilium, das eben nun seinen Zweck erfüllen und seine pacifikatorische Thätigkeit beginnen sollte, versezte er von Trient — wohin es auf den Antrag der Deutschen berufen worden — angeblich, weil daselbst eine ansteckende Krankheit ausgebrochen sey, nach seiner zweiten Hauptstadt, Bologna. Es ist nicht zweifelhaft, was ihn dazu bewog. Noch einmal traten die politischen Tendenzen des Papstthums mit den kirchlichen in Gegensatz und Widerstreit. Daß ganz Deutschland besiegt und dem Kaiser in Wahrheit unterwürfig würde, hatte er nie gewünscht. Ganz etwas Anderes hatten seine feinen Berechnungen ihn erwarten lassen. Wohl mag er geglaubt haben, dem Kaiser werde Einiges zum Vortheil der katholischen Kirche gelingen, dabei aber, er gesteht es selbst, zweifelte er nicht, ihn auf unzählige Schwierigkeiten stoßen, in Verwickelungen gerathen zu sehen, die ihm, dem Papst, seinerseits eine vollere Freiheit, seine Zwecke zu verfolgen, gewähren würden. Das Glück spottete seiner Anschläge. Jezt mußte er fürchten, und Frankreich machte ihn aufmerksam darauf, daß diese Uebermacht auf Italien zurückwirken und ihm sowohl in geistlichen als in weltlichen Geschäften nur allzubald fühlbar werden würde. Aber überdies wuchsen seine Besorgnisse wegen des Conciliums. Es hatte ihn schon lange gedrückt, er hatte bereits daran gedacht, es aufzulösen, jezt aber thaten die kaiserlich gesinnten Prälaten, durch die Siege muthig und muthiger geworden, einige besonders kühne Schritte. Die spanischen Bischöfe brachten unter dem Namen: Censuren, einige Artikel in Vorschlag, die sämmtlich eine Verringerung des päpstlichen Ansehens bezweckten; die

Reformation, von der Rom immer ſo viel gefürchtet, ſchien ſich nicht mehr verzögern zu laſſen. Es lautet ſeltſam: aber nichts iſt wahrer, in dem Augenblicke, daß ganz Norddeutſchland vor der Wiedereinführung der päpſtlichen Gewalt zitterte, fühlte ſich der Papſt als ein Verbündeter der Proteſtanten. Er bezeigte ſeine Freude über die Fortſchritte des Churfürſten Johann Friedrich wider Herzog Moriz, er wünſchte nichts ſehnlicher, als daß ſich derſelbe auch gegen den Kaiſer halten möge; Franz I., der ſchon alle Welt zu einem Bündniß wider Karl zu vereinigen ſuchte, ließ er ausdrücklich ermahnen, die zu unterſtützen, die noch nicht geſchlagen ſeyen. Er fand es auf's Neue wahrſcheinlich, daß der Kaiſer auf die größten Hinderniſſe ſtoßen, noch lange zu thun haben werde: er glaubt das, ſagt der franzöſiſche Abgeordnete, weil er es wünſcht."

Eigenthümlich durch ſeinen italieniſchen Patriotismus erſcheint Papſt Paul IV.; was aber Edles daran war, mußte in jener Zeit, wo nichts Edles durchdringen konnte, zurücktreten. Im Tridentiner Concil ſehn wir endlich die Mißgeburt der Zeit, ſo vieler Intriguen und feindſeligen Leidenſchaften Frucht, reifen. An eine allgemeine Kirchenreform iſt nicht mehr zu denken, die Kirche ſpaltet ſich in ihre beiden Extreme, und in dieſem Zuſtand ſoll ſie verſteinern. Zu dieſem ſeltſamen Reſultat aber gelangte die Reformation nur durch die Einmiſchung der weltlichen Politik. Die Religioſität in den Maſſen hatte keine ſchöpferiſche und Alles hinreißende Kraft mehr, wie noch zur Zeit der Huſſiten, die Maſſen ließen ſich vielmehr von den Jeſuiten und proteſtantiſchen Doktoren nach der noch höhern Leitung der Kabinete von Wien, Madrid, Paris, Rom und Wittenberg hin und her ziehn, und ſo wurde die Kirchenfrage ſekundär und ein bloßes Werkzeug für die politiſche Intrigue. Die Kirche, nicht mehr durch innere Kraft zuſammengehalten, wurde von den politiſchen Parteien zerriſſen und mußte zwei Herren dienen, ſobald ſich zwei gefunden hatten, die nicht einig werden konnten. Die Kirche würde Einem Herrn allein treugeblieben ſeyn, wenn Einer Sieger geworden wäre. Die ganze Kirchlichkeit verhielt ſich damals ſchon zur weltlichen Politik paſſiv, und das Dogma zu Rom hing nicht weniger von der Diplomatie ab, als das Dogma zu Wittenberg, wie die Unterhandlungen und Vermittlungsverſuche hinlänglich darthun.

Der Schluß dieſes Bandes beſchäftigt ſich vorzüglich mit Italien, der päpſtlichen Verwaltung des Hofes, der italieniſchen Wiſſenſchaft und Kunſt, des Zeitalters Sixtus V. Ueberall verfolgt der Verfaſſer auch in Wiſſenſchaft und Kunſt den Gang der Hierarchie. So ſagt er von dem Einfluß des neuen jeſuitiſchen Ultrakatholicismus auf die Kunſt: „Die Erfindungen dieſer Maler bekommen auch zuweilen etwas Seltſam-Fremdartiges. Die ſchöne Gruppe der heil. Familie z. B. wird wohl einmal dahin ausgebildet, daß der St. Johannes dem Jeſukind förmlich den Fuß küßt; oder die Apoſtel erſcheinen, um der Jungfrau, was man ſagt, zu condoliren, darauf vorbereitet, ſich die Thränen abzuwiſchen. Wie oft wird ferner das Gräßliche ohne die mindeſte Schonung vorgeſtellt! Der S. Agnete des Domenichino ſehen wir das Blut unter dem Schwert hervordringen; Guido faßt den bethlehemitiſchen Kindermord in ſeiner ganzen Abſcheulichkeit: die Weiber, welche ſämmtlich den Mund zum Geſchrei öffnen, die gräulichen Schergen, welche die Unſchuld morden. Man iſt wieder religiös geworden, wie man es früher war, aber es waltet ein großer Unterſchied ob. Früher war die Darſtellung ſinnlich naiv, jezt hat ſie oftmals etwas Barockes und Gewaltſames. Dem Talent des Guercino wird Niemand ſeine Bewunderung verſagen. Aber was iſt das für ein Johannes, den die Gallerie Sciarra von ihm aufbewahrt! Mit breiten nervigen Armen, koloſſalen, nackten Knien, dunkel und allerdings begeiſtert, doch könnte man nicht ſagen, ob ſeine Begeiſterung himmliſcher oder irdiſcher Art iſt. Sein Thomas legt die Hand ſo entſchloſſen in die Seitenwunden des Erlöſers, daß es dieſen ſchmerzen müßte. Den Pietro Martyre ſtellt Guercino vor, gradezu wie ihm noch das Schwert im Kopfe ſteckt. Neben jenem aquitaniſchen Herzog, der von S. Bernard mit der Kutte bekleidet wird, läßt er noch einen Mönch auftreten, der einen Knappen bekehrt, und man ſieht ſich einer beabſichtigten Devotion unerbittlich übergeben. Wir wollen hier nicht unterſuchen, in wie fern durch dieſe Behandlung — zuweilen unſinnlich ideal, zuweilen hart und unnatürlich, — die Grenzen der Kunſt hinwiederum überſchritten wurden: genug, wenn wir bemerken, daß die Kirche ſich der wiederhergeſtellten Malerei völlig bemächtigte. Sie belebte dieſelbe durch einen poetiſchen Anhauch und die Grundlage poſitiver Religion; aber ſie gab ihr zugleich einen geiſtlichen, prieſterlichen, modern-dogmatiſchen Charakter. — Leichter mußte ihr dies noch in der Baukunſt werden, die unmittelbar in ihren Dienſten ſtand. Ich weiß nicht, ob Jemand den Fortgang unterſucht hat, der in den modernen Bauwerken von der Nachahmung der Antike bis zu dem Canon führte, den Barozzi für die Erbauung der Kirchen erfand und der ſich ſeitdem zu Rom und in der ganzen katholiſchen Kirche erhalten hat. Die Leichtigkeit und freie Genialität, mit der das Jahrhundert begann, hat ſich auch hier zu Ernſt und Pomp und devoter Pracht umgeſtaltet. Nur von Einer Kunſt blieb es lange zweifelhaft, ob ſie ſich den Zwecken der Kirche werde unterwerfen laſſen. — Die Muſik hatte ſich um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts in die verſchlungenſte Künſtlichkeit verloren. Verlängerungen, Proportionen, Nachahmungen, Räthſel,

Fugen machten den Ruhm eines Tonsetzers. Auf den Sinn der Worte kam es nicht mehr an; man findet eine ganze Anzahl Messen aus jener Zeit, die nach dem Thema bekannter weltlicher Melodien abgefaßt sind, die menschliche Stimme ward nur als Instrument behandelt. — Kein Wunder, wenn das tridentinische Concilium an der Aufführung so beschaffener Musikstücke in der Kirche Anstoß nahm. In Folge der Verhandlungen desselben setzte Pius IV. eine Kommission nieder, um gradezu über die Frage zu berathschlagen, ob die Musik in der Kirche zu dulden sey, oder nicht. Die Entscheidung war doch sehr zweifelhaft. Die Kirche forderte Verständlichkeit der Worte, Uebereinstimmung des musikalischen Ausdrucks mit denselben; die Musiker behaupteten, bei den Gesetzen ihrer Kunst sey das nicht zu erreichen. Karl Borromeo war in der Kommission, und bei der strengen Gesinnung dieses Kirchenhauptes konnte leicht ein scharfer Spruch erfolgen. Glücklicherweise erschien wieder einmal der rechte Mann zur rechten Zeit. Unter den damaligen Tonsetzern von Rom war Pier Luigi Palestrina." Hätte Herr Ranke hierbei nicht bemerken sollen, daß diese einzige glückliche Ausnahme, das Hervortreten einer himmlisch reinen Musik mitten unter den Ueberladungen, Schwülstigkeiten und Affektationen der übrigen kirchlichen Künste, eben den Triumph des protestantischen Prinzips bezeichnete; denn wie der Katholicismus zum Protestantismus, so ging der Stein zum Ton, die bildende Kunst zur Musik über, und die letztere erlebte ihre vollendetste Ausbildung erst mit und in dem Jahrhundert und Geist des Protestantismus.

Kritik.

Kommentar zu Goethe's westöstlichem Divan (,) bestehend in Materialien und Originalien zum Verständnisse desselben (,) herausgegeben von Ch. Wurm. Nürnberg, Schrag, 1834.

Der Verfasser dieses Kommentars hat sich ein unbezweifeltes Verdienst durch Herausgabe desselben erworben. Denn es kann nicht geläugnet werden, daß Vieles, vielleicht das Beste im westöstlichen Divan ein Räthsel bleiben muß für Jeden, der nicht die speciellen Beziehungen auf orientalische Sitten, Gebräuche, Vorstellungsweisen und selbst auch Stellen in orientalischen Gedichten kennt, auf welchen es Goethe'n beliebt hat, anzuspielen. Der Verfasser hat sich nun die große Mühe gegeben, oder auch das philologische Vergnügen gemacht, solche Beziehungen und Anspielungen aus einer Menge von Büchern und orientalischen Gedichten aufzuspüren und seinen reichen Fund dem Publikum mitzutheilen, das ihm dafür nur dankbar seyn kann. Die unbedingten Verehrer Goethe's werden vielleicht nicht so ganz zufrieden mit dem Verfasser seyn, da die aus orientalischen Dichtern angeführten Originalstellen die nachgebildeten Goethe'schen nicht selten weit übertreffen; was uns, die wir Goethe'n nie zu unserm Götzen gemacht haben, sehr natürlich erscheint und nur ein neuer Beweis ist, daß auch die geistreichste Nachahmung hinter dem Original zurück bleiben muß. Goethe's westöstlicher Divan hat für uns nie eine höhere Bedeutung, als die einer Studiensammlung gehabt, wenn Goethe auch selber gemeint hat, er verhalte sich in demselben produktiv gegen den Orient. Poesie ist nie urkräftig, wenn sie nicht national bleibt, auch die Goethesche ist jenes nur da, wo sie dieses geblieben. Hiemit soll übrigens nicht behauptet werden, Goethe's westöstlicher Divan sey überhaupt keine werthvolle, keine bedeutende Erscheinung. Wir halten ihn vielmehr für doppelt werthvoll, aber in einem andern Sinn, als Herr Carové, der nach dessen erster Herausgabe gleich mit der hegelisch-philosophischen Deduktion fertig war, die Poesie sey mit dem Divan in ihren Anfangspunkt zurückgekehrt und beschlossen, es bleibe für uns nur noch die Theorie. Wir setzen den doppelten Werth des Divan's darein, daß er uns erstens zeigt, wohin Goethe's Geist sich zurückgezogen, als Uhland sang:

> Nicht loben kann ich, nicht verdammen;
> Unerlöstlich ist's noch allerwärts, —
> Doch sah ich manches Auge flammen,
> Und klopfen hört' ich manches Herz! —

zweitens, daß das Beispiel, das er in dem Divan gegeben, eine große Anzahl zum Theil talentvoller Menschen vermocht hat, der orientalischen Poesie und Literatur eine größere, fruchtbarere Aufmerksamkeit zuzuwenden, als außerdem geschehen seyn würde. Dieses Verdienst des Divan's wird nun unstreitig fortgesetzt, ja erhöht durch vorliegenden Kommentar des Hrn. Prof. Wurm. Gleichwohl können wir die Hoffnung nicht theilen, die derselbe in der Vorrede äußert, daß nämlich der poetische Effekt der Divansgedichte um so größer seyn dürfte, je genauere Kenntnisse man von den Sitten, Gebräuchen, Namen, Symbolen, kurz von Allem bekomme, was jene als bekannt voraussetzen; denn wir glauben es, es müsse ästhetische Würdigung und selbst ästhetischer Genuß genau unterschieden werden vom poetischen Effekt. Dieser besteht unseres Dafürhaltens in einem unmittelbaren, alle Reflexion ausschließenden Eindruck, der uns rasch, wie eine elektrische Strömung, aber mit reinem, beglückenden Lebensgefühl durchdringt, welchem kein durch Reflexion vermittelter, ästhetischer Genuß gleichkommt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 35. Montag, 6. April 1835.

Kirchengeschichte.

6) Des ersten Zeitalters der Kirchengeschichte erste bis vierte Abtheilung, von Dr. Katerkamp. Münster, Theissing, 1823—1830.

Auch diese Geschichte verweilt bei den Anfängen des Christenthums und geht nur bis in's elfte Jahrhundert. Der Name des Verfassers und des Druckorts bezeichnen schon den ultramontanen Standpunkt des Werks; ist man aber anderwärts gewohnt, Autokratie und Hierarchie Hand in Hand gehen zu sehn, so spricht sich in diesem Werk eine merkwürdige Hinneigung des hierarchischen Prinzips zum konstitutionellen aus. Band IV. Seite 136 schildert der Verfasser die altdeutschen Staatsverhältnisse und sagt: „Es gehört zu dem Edelmuth der deutschen Nation, daß sie in der Verwaltung von der Willkür eines Einzelnen nicht abhangen wollte und sich die Konkurrenz zu der Gesetzgebung vorbehielt; daher die Stände-Versammlungen (Reichssprachen, Parlamente), zu welchen Herzoge und Grafen von Rechtswegen gehörten; und als die Nation dem Christenthum in der katholischen Kirche zu huldigen angefangen, waren es die höheren geistlichen Stände, Bischöfe und Aebte, welchen der erste Rang in diesen Versammlungen von der Nation eingeräumt wurde.“

Man wird übrigens bald inne, daß hier durch die Geistlichkeit nicht die Konstitution, sondern durch die Konstitution die Geistlichkeit geschüzt und begünstigt werden soll; und unter diesem Gesichtspunkt gleicht sich vielleicht die Differenz zwischen diesem Buche und dem des Herrn von Haller aus.

In Bezug auf die Dogmen befolgt der Verfasser unausgesezt das System, so viel als möglich alle spätern hierarchischen Neuerungen in das älteste und ursprüngliche Christenthum zurückzudatiren. Dies ist am auffallendsten da, wo er vom Cölibat, als von einem urchristlichen Institute, spricht, von dem man erst im zehnten Jahrhundert in einer Periode der Verwilderung abgewichen sey. „Es ist schon aus dem Leben des großen Papstes, der am Ende dieses Jahrhunderts die Kirche verwaltete, nämlich Gregors VII., hinreichend bekannt, daß in der dunkeln und darten Periode, die nun eben behandelt ist, der Gebrauch eingeführt worden, daß Priester, und insbesondere die Pfarrgeistlichkeit, öffentlich sich verehelichten und Kinder zeugten, wie wenn kein Gesetz ihnen die Ehe untersagt oder solche Ehen ungültig erklärt hätte. Wollte man nach dem Ursprung dieses Mißbrauchs fragen, so könnte es scheinen, daß das ärgerliche Leben des tuskulanischen Papstes und seine regellose Verwaltung, während welcher, nach dem Zeugnisse des

Petrus Damiani, Prieſter und Diaconen anfingen, Weiber zu nehmen, den erſten Anlaß dazu gegeben hätte. Aber was dieſer Schriftſteller von dem Anfange dieſer Unſitte erzählt, gilt nur von der Stadt Rom und ihrer nächſten Umgebung, welche früherhin, ſelbſt unter dem nachtheiligen Einfluſſe der Theodora und ihrer Tochter, und ungeachtet des ärgerlichen Beiſpiels der Päpſte dieſer Zeit, von dieſem Mißbrauche ſich rein erhalten hatte. Schon unter Benedikt VIII. wurde ein Concilium zu Pavia gehalten (1012), in welchem die Biſchöfe gegen Geiſtliche eifern, „die nach Art der Heiden leben und, ungeachtet ſie durch das Kirchengeſetz von der Ehe ausgeſchloſſen ſind, Kinder zeugen“ u. ſ. w. — Es iſt wichtig und verlohnt ſich der Mühe, den erſten Anlaß, die Gründe und den Umfang dieſer Unſitte zu erforſchen. Wir werden durch dieſe Erörterung den Charakter des zehnten Jahrhunderts noch in anderer Hinſicht beſſer zu würdigen im Stande ſeyn. — Als die germaniſchen Völker die römiſchen Provinzen eroberten und durch die Annahme der chriſtlichen Religion in die katholiſche Kirche eintraten, ging eine wichtige Veränderung in der Disciplin, mit Rückſicht auf die Abhaltung des Gottesdienſtes, vor. Bis zu dieſer Zeit durfte der öffentliche Gottesdienſt nirgends anders, als in der biſchöflichen oder Pfarrkirche gehalten werden, Privat-Oratorien und Martyrien (Kapellen an der Stätte eines Märtyrers) wurden zwar zugelaſſen oder gebilligt, aber nur für die Privat-Andacht; die kirchliche Liturgie (die Stationen) mußten nothwendig in der Hauptkirche gefeiert werden. — Aber bei der Eroberung der römiſchen Provinzen glaubten die Biſchöfe, welche noch eine Zeitlang aus der überwundenen Nation genommen wurden, gegen ihre Sieger, noch halbe Barbaren, Nachſichten brauchen zu müſſen, welche die Kirchengeſetze nicht geſtatteten. Da die höheren Stände der ſiegreichen Nation: Herzoge, Grafen, Edelleute, oft einen großen Bereich von liegenden Gründen beſaßen, welche ſie durch ihre Lidones (Leute), die entweder zu dem dienſtbaren oder zinspflichtigen Stande gehörten, kultivirten: ſo konnte man vielleicht glauben, daß es für die familia servilis vel censualis nützlich und heilſam wäre, wenn auf den herrſchaftlichen Aeckern, vollends wenn die Ritterburg weit von der Pfarrkirche entfernt war, ein eigner, von der Pfarre getrennter Gottesdienſt gehalten würde. — Aber die Prinzipien des Lehn- und Dienſtrechts führten zu der Folgerung, daß der Begriff von Hörigkeit, welcher das Band ausdrückte, wodurch der Leut an ſeinen Herrn geknüpft iſt, auch ausgedehnt wurde über die Geiſtlichen, die unter und für die Leute angeſtellt waren und von der Herrſchaft beſoldet wurden. Daher eigneten ſich die Grundherrn eine ausſchließliche Obergewalt über dieſe Geiſtlichen an und brauchten ihre Waffenmacht dazu, daß der Biſchof ſeine geiſtliche Gewalt auf ihre Hausgeiſtlichkeit nicht anwende. Nimmt man nun noch hinzu, daß die Herrſchaft oft eben ſo roh, wie dieſe Geiſtlichen, war, ſo begreift man, daß dieſe in ihrer Neigung zu einem zügelloſen und wüſten Leben keine Einſchränkung fanden. Hier muß das ſcheußliche Konkubinat der Geiſtlichen jener Zeit den Anfang genommen haben. — Da dieſer ſchmähliche Mißbrauch in dem falſchen Grundſatze, daß die Geiſtlichen bei den herrſchaftlichen Kirchen de familia Domini ſeyen, ſeine Quelle und Stütze hatte, ſo verweiſet das erwähnte Concilium von Pavia dieſe Geiſtlichen an ihre Pflicht, ſich dem Anſehen der Kirche zu unterwerfen, indem es im Gegenſatze mit dem erwähnten Grundſatze ſagt: „Sie ſeyen de familia ecclesiae.“ Als dieſer Mißbrauch bei der herrſchaftlichen Geiſtlichkeit ungerügt blieb, fingen auch die Pfarrgeiſtlichen allmählich an, auf den bei jener obwaltenden Thatbeſtand, wie auf eine rechtliche Gewohnheit, ſich ſtützend, öffentlich ſich zu verheirathen; und ihre Unwiſſenheit und Unkunde in den kirchlichen Alterthümern konnten ſie zu der Meinung führen, als ſey der Cölibat der Geiſtlichen bloß eine Folge des gemeinſamen Lebens in den Mönchs- und Canonichen-Inſtituten und erſt mit denſelben eingeführt worden.“ Es iſt übrigens bekannt, daß alle dieſe Behauptungen von dem Alterthum des Cölibats und von der Neuheit der Prieſterehe falſch und hundertmal widerlegt ſind. Auf Vernunftgründe, die gegen den Cölibat ſprechen, hat ſich der Verfaſſer gar nicht eingelaſſen.

Die oben angeführte, die weltliche Politik des Verfaſſers und dieſe, ſeinen Dogmatismus und ſeine hiſtoriſche Kritik bezeichnende, Stelle werden hinreichen, unſern Leſern einen Begriff von dem Geiſte dieſes übrigens ſehr klar und gewandt geſchriebenen Geſchichtswerks zu geben.

7) Das Papſtthum und die Päpſte. Ein Nachlaß des Verfaſſers der Möncherei, Karl Julius Weber. Erſter Theil. Stuttgart, Hallberger, 1834.

Wir dürfen die originelle Manier Webers als bekannt vorausſetzen. In ſeinen Briefen über Deutſchland und in ſeiner Möncherei hat er in reichem Maaß jene klaſſiſche Derbheit und jenen Kernwitz beurkundet, der die kräftigeren Söhne der Aufklärung im vorigen Jahrhundert auszeichnete. Sein Werk über das Ritterthum, ſo wie das vorliegende über das Papſtthum ſind noch eben ſo kräftig geſchrieben, und übertreffen ſein letztes ſchwächeres Werk: Demokritos. Ueber das Papſtthum denkt er wie über die Möncherei im Geiſte des deutſchen Illuminatismus, der zwar wie der Voltairianismus über Pfaffen, Aberglauben ꝛc. ſpottete, aber übrigens die

Religion ſelbſt in Ehren hielt. Um Leſern, welche die Kraftſprache des Verfaſſers noch nicht kennen, einen Begriff davon zu geben und zugleich zu zeigen, wie weit ſein Skepticismus geht, wählen wir eine Stelle aus: „Schon Cicero (N. D. III. 38) hätte die Leute belehren können: fruges Cererem, vinum Liberum dicimus, sed quisnam tam amens, qui illud, quo vescatur, Deum esse credat? Aber Prieſterſtolz und Prieſtertrug gefiel ſich beſſer bei jener freigeiſteriſchen Lehre: „Wir können Gott machen!“ und daher werden auch in einem elenden Buche: Stella clericorum, die Prieſter creatores creatoris genannt, und da alle Prieſter vom Papſte abhängen, ſo iſt dieſer creator creatorum creatoris — ein Unſinn folgt logiſch aus dem andern. Schon Marnix von Aldegonde ſagt in ſeinem berühmten Bienenkorbe: „die Pfaffen ſind leckerer, als der Teufel, dieſer verlangte bloß aus einem Steine Brod, ſie aber wollen aus Brod Fleiſch;“ es iſt noch mehr eine Art theologiſche Anthropophagie, in der Manier der Wilden! Iſt es ein Wunder, wenn Spötter aus dem hoc est corpus meum — hocus pocus machten? Kant leitete ſogar das Wort Hexe von hoc est ab, und machte ſo die Geiſtlichen zu Hexen, wenn auch nicht zu Hexenmeiſtern! In ſolchen Zeiten läßt ſich vollkommen begreifen, wie man ſich auf das giftigſte herumſtreiten konnte über die echten Mönchsfragen: ob der heilige Geiſt vom Vater allein, oder auch vom Sohne ausgehe? über die beiden Willen und beiden Naturen in Chriſto, und ob er ſein Blut auch für die Teufel vergoſſen habe? ob man im Himmel ſogleich zum Anſchauen Gottes gelange oder erſt am jüngſten Tage, und wie man ihn anſchauen werde? über die Gnadenwahl und Prädeſtination, die den armen Mönch Gottſchalk von Fulda ſo unglücklich machte, und über die unbefleckte Empfängniß. Man fragte: ob Gott eine Hure wieder zur Jungfrau machen könne? ob man im Nothfalle auch mit Wein, Sand ꝛc. taufen dürfe, oder ob auch bloßes Anſpucken genüge? ob man bei ſchweren Geburten den Kopf, die Füße taufen dürfe, oder ob dreimaliges Einſpritzen genüge? ob eine Maus, die eine Hoſtie gefreſſen, den Leib des Herrn gefreſſen? ob ſie für getauft zu halten, wenn ſie hinter Taufwaſſer gekommen, ob ſie zu tödten oder anzubeten ſey? Man fragte: ob Chriſtus clauso utero ſeiner Mutter zur Welt gekommen? und Ratramus erwidert: Iſt Chriſtus nicht ſogar als Mann durch verſchloſſene Thüren gegangen, auf dem Meere und ſelbſt aus dem Grabe?“ ꝛc. — Vom Cölibat ſpricht er, der ſelbſt Cölibatär war, ganz wie ein deutſch-lutheriſcher Familienvater und ganz anders wie Herr Katerkamp: „Hildebrand konnte bereits ſeines Freundes Damiani Gomorrhea leſen, wo dieſer die ungeheure Sittenverderbniß, die bereits aus dem Cölibat entſtanden war, und alle Fleiſchesſünden noch lebhafter ſchildert, als Sanchez in ſeinem obſcönen Folianten de matrimonio (von der Ehe); aber was kümmerte das einen Hildebrand? Chateaubriand nennt Gott le grand Célibataire du monde, wir wollen ſchicklicher bloß Hildebrand ſo nennen. Unverholen hat er ſich über den politiſchen Zweck des Cölibats der Geiſtlichkeit ausgeſprochen, und die Regenten laſſen noch heute ſein Gebot mehr gelten, als den echt apoſtoliſchen Zuruf: Der Biſchof ſey eines Weibes Mann, und bedenken nicht die Worte Pauli: Es werden Zeiten kommen, die werden anhangen irrigen Geiſtern und der Teufelslehre, ſie werden verbieten die Ehe und die Speiſe, die Gott geſchaffen hat. Herodes, der die unſchuldigen Kindlein Bethlehems morden ließ, iſt nur ein ABC-Schütz im Kindermord, verglichen mit Herodes-Hildebrand!“

In dieſem Geiſt und Ton iſt das ganze Werk geſchrieben, das übrigens mehr, als man vielleicht glaubt, Einſichten und Kenntniſſe des Kirchenweſens und der Kirchenliteratur verräth. Bei der entſchiedenen feindſeligen Stellung, die der Verfaſſer dem Papſtthum gegenüber angenommen hat, verfällt er in die hergebrachte Ungerechtigkeit gegen das Mittelalter und deſſen große Erſcheinungen überhaupt. Was wir ihm am meiſten zum Vorwurf machen, iſt die Vormundſchaft über die Kirche, die er dem Staate aufträgt. Er tadelt z. B. in der eben angeführten Stelle die Regierungen, daß ſie ſich nicht noch mehr in Kirchenſachen miſchen. Dieſe leztern ſcheinen uns aber im Gegentheil ſehr weiſe zu handeln, daß ſie der Religion ſelbſt in einigen ihrer Mißbräuche noch eine Würde laſſen, die ſie ſelbſt in ihrer Reform verlieren müßte, wenn ſie bloß Sache weltlicher Polizei würde.

8) Jeſuiten-Schliche. Von Dr. Fetzer. Koburg und Leipzig, Sinner, 1832.

9) Jeſuiten und Fürſtenmörder. Aus dem Franzöſiſchen des Liskenne. Stuttgart, Scheible, 1832.

10) Aufſchluß über den Ultrakatholicismus, auch unter Proteſtanten! Ein Aufruf zur Menſchlichkeit von Dr. J. Salat. München, Finſterlin, 1833.

11) Geſchichte des Betrugs, der Greuelthaten und der Heuchelei von Prieſtern und Pfaffen aller Zeiten. Leipzig, Lit. Muſeum, 1835.

Nr. 1 enthält Aufſchlüſſe über die Bekämpfungen des die Aufhebung des Cölibats bezweckenden Ebinger Vereins. Man darf ſich, ſo lange es eine Natur und Menſchen gibt, nicht über die Verdammung, und ſo lange es eine Kirche gibt, nicht über die Vertheidigung des Cölibats wundern. Die lezte Entſcheidung dürfte

immerdin zu Gunſten der Natur und der Menſchheit ausfallen.

Nr. 2 iſt ein chronologiſches Verzeichniß von allen möglichen Thaten und Schriften und Worten, die den Jeſuiten zum Vorwurf gereichen. Der Titel verſpricht eine gewöhnliche Skarteke, aber der Inhalt leiſtet mehr, da er voll hiſtoriſcher Anekdoten iſt.

Nr. 3 iſt ein neuer Aufruf des alten Illuminaten Salat. Dieſer Greis, der in ſeiner Jugend ein Licht der Aufklärung tagen ſah und nicht bemerken wollte, daß dieſe Aufklärung zu einſeitig, frivol, oberflächlich ſey und auf alle tiefere Fragen verſtumme, daß ihr alſo nothwendig eine bigotte Reaktion folgen müſſe, kann ſich nun über dieſe Reaktion, da ſie wirklich eingetreten iſt, nicht genug wundern und ärgern. Wenn er die ſeinen Jahren angemeſſene Beſonnenheit beſäße, würde er einſehn, daß auch dieſe Reaktion von Uebertreibungen nicht frei iſt, und daß demzufolge auch ſie bald abgenutzt ſeyn wird. Er blicke nur um ſich in die Welt und frage ſich, ob es möglich iſt, daß dieſe induſtrielle, merkantiliſche, genußſüchtige, kluge und freche Welt je wieder in die fromme Demuth der abergläubigen Jahrhunderte, daß dieſer lärmende Jahrmarkt je wieder in das heilige Dunkel und in die Stille eines gothiſchen Doms zu bannen iſt?

In Nr. 4 finden ſich recht artige Anekdoten und Kurioſa vom alten Heidenthum, wie vom ſpätern Papſtthum; doch iſt die Grundanſicht des Verfaſſers, daß der fromme Irrthum der alten Völker lediglich ein Produkt des Prieſtertrugs geweſen ſey, eine falſche. Die Religion hat überall urſprünglich eine reine Quelle, die aber auch überall getrübt wird. Aus Propheten werden nach und nach Pfaffen, aber nur der leztere iſt ein Betrüger, der erſtere meint es, auch wenn er irrt, doch ehrlich.

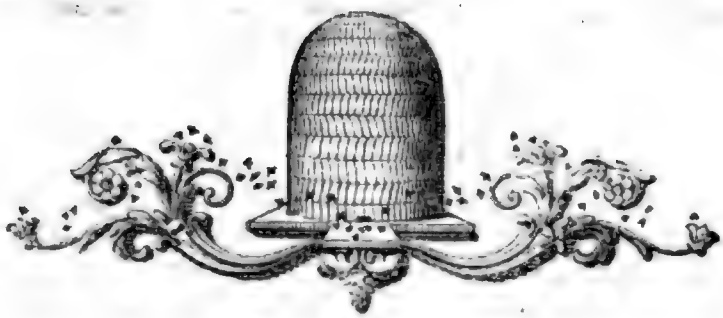
12) Vorleſungen über Weſen und Geſchichte der Reformation in Deutſchland und der Schweiz, mit ſteter Beziehung auf die Richtungen unſerer Zeit, von Prof. Dr. Hagenbach in Baſel. Erſter Theil. Leipzig, Weidmann, 1834.

Es iſt etwas Kirchliches in dieſem Werke, was dem populären Zwecke deſſelben offenbar ſchaden muß. Der Verfaſſer bereitet ſich durch Gebet zu ſeiner Arbeit vor, ſtimmt auch ſeine Zuhörer zuvor zur Andacht und ſucht im Stoffe ſeiner Geſchichte ſelbſt ſo ſehr das Walten Gottes hervor, und bezeichnet die Reformation als eine Art von Fortſetzung des von Chriſto als dem Gottſohn begonnenen Werks, und die Reformatoren, wenn nicht als Heilige, doch als Selige ꝛc., daß die weltliche Seite der Reformation dabei etwas zu ſehr in den Schatten tritt. Nun iſt man aber in neuerer Zeit nicht mehr gewohnt, die Geſchichte von einem ſo frommen Standpunkt aus betrachtet zu ſehn, und die Unparteilichkeit muß allerdings darunter leiden, wenn man in Luther mehr ſehn ſoll, als den derben, ſo recht durch und durch menſchlichen Sohn ſeiner Zeit. Indem der Verfaſſer bei jeder Gelegenheit ausſpricht: „Luther war ein Werkzeug in Gottes Hand,“ ſo verſteht er dies par excellence, ſo verſteht er darunter wirklich etwas Prophetiſches, Apoſtoliſches, verſchieden von dem gemeinen Sinne, wornach überhaupt jedes Ding ein Werkzeug in Gottes Hand iſt. Alsdann aber muß Alles, was an Luther menſchelet (um mich eines guten ſchwäbiſchen Ausdrucks zu bedienen), in einem ſchiefen Lichte erſcheinen. Luther, der einfache Naturmenſch, iſt ein ganz abgerundeter hiſtoriſcher Charakter, dem wir nichts hinzuzuſetzen, dem wir nichts zu nehmen brauchen. Betrachten wir ihn aber unter einem überirdiſchen Einfluß ſtehend, ſo ſind uns ſeine Menſchlichkeiten ſowohl unerklärlich, als widerlich. In dieſem erſten Theil erblicken wir Luther noch in ſeiner erſten und reinſten jugendlichen Begeiſterung; da beleidigt es uns nicht, ihn aus dem Standpunkt des Verfaſſers zu betrachten. Aber was wird Herr Hagenbach aus ſeinem Helden machen, wenn er ſpäter deſſen weltliche Politik zu ſchildern unternimmt? Mich dünkt, es ſey eine ſchwere Aufgabe, die Diplomatie der ſächſiſchen Partei zu vertheidigen.

13) Die gelehrten Theologen Deutſchlands im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Nach ihrem Leben und Wirken dargeſtellt von Dr. Heinrich Döring. Erſter bis dritter Band. A bis Scho. Neuſtadt an der Orla, Wagner, 1833.

Dies iſt wohl das bedeutendſte Werk, das der fleißige Verfaſſer bisher edirt hat. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man in einem ſolchen Werke keine ſtrenge Kritik erwarten darf. Es hat einen bloß hiſtoriſchen Zweck, es theilt kurze Biographien und Schriftenverzeichniſſe aller bedeutenden Theologen mit, aber es enthält ſich aller Polemik, und dies iſt recht. Encyklopädiſche Werke können durch Polemik und Geltendmachung einer einſeitigen Anſicht nur verdorben werden, und Krugs philoſophiſches Lexikon würde ſehr gewonnen haben, wenn der Herausgeber deſſelben dies beherzigt hätte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 36. Mittwoch, 8. April 1835.

Kirchengeschichte.

14) Kirchengeschichte. Lehrbuch für akademische Vorlesungen von Dr. Karl Hase. Leipzig, Weidmann, 1834. S. 611.

Die ganze Kirchengeschichte in einem mäßigen Bande, bis auf die neuesten Tage. Ein solches Buch ist längst vermißt worden, und der historische Takt, die bequeme Leichtigkeit, mit welcher der Verfasser einerseits den ungeheuren Stoff bemeistert und anderntheils den modernen, möglichst indifferenten Standpunkt der richtigen Mitte festgehalten hat, verdienen unbedingte Anerkennung. Wenn man denselben Gegenstand auch mit schärferer, mit schneidender, ja mit brennender Kritik behandeln kann, ja wenn es feurigen Seelen kaum möglich ist, ohne Entrüstung an die kirchlichen Entweihungen und Heucheleien alle zu denken, so muß doch zugestanden werden, daß die bei weitem größte Mehrheit des zu religiöser Gleichgültigkeit gestimmten Publikums keine andere Form des Vortrags vertragen kann, als diese klare, ruhige, ich möchte sagen, lächelnde. Der Verfasser hat ganz Recht, wenn er sich über die Zeloten aller Parteien wegsetzt, ja er hat selbst dem edeln Unmuth gegenüber Recht, wenn er heiter frägt: „Aber wie sollte es denn anders seyn? Es mußte ja Alles so kommen. Die Geschichte geht ihren Gang fort, wer mag sich dagegen sträuben?“

Herr Hase sagt von sich selbst. „Mein eigenes Urtheil habe ich nie verborgen, doch lieber noch Thatsachen sprechen lassen; auch war mehr daran gelegen, darzuthun, warum etwas so kommen mußte und wie es seiner Zeit angesehen wurde, als an jener schulmeisterlichen Reflexion, welche überall Weltgerichts spielen will. Doch habe ich auch in politischen Dingen Alles gern mit dem rechten Namen genannt. Man hat selbst in den dunkelsten Zeiten denjenigen, die auf kirchlichem Standpunkte sprachen, das Recht zugestanden, dasjenige unchristlich zu nennen, was unchristlich war. Man wird aber die hohe Freiheit, die meiner Zeit, meiner Stellung und wohl auch meinem Charakter natürlich ist, vielleicht noch öfter an der Milde erkennen, mit der manches Fremdartige beurtheilt ist, als an der Härte. Diejenigen freilich, welche an jedes Zeitalter den Maaßstab ihrer dermaligen Aufklärung oder ihrer beschränkten Frömmigkeit legen, welche Katharina von Siena ein albernes Weibsbild, Julius II. novum monstrum nennen und vom Kardinal Hildebrand erzählen, „der Sch.... machte sogar den Wunderthäter,“ oder auf der andern Seite, die da berichten, im Weimarischen sey 1833 das Wort vom Kreuze kirchlich abrogirt worden, diese werden zu beiden Theilen hinreichendes Aergerniß finden. Aber besonnene

Männer werden die Einheit der Geſinnung ſelbſt bei dem ſcheinbaren Wechſel des Urtheils nicht verkennen. Wir können daſſelbe Wort für groß und zeitgemäß achten im Munde Gregors VII., das in einer Bulle Gregors XVI. als der kraftloſe Jammer eines hinfälligen Alters erſcheint. Was die Lichtſeite der Hierarchie des Mittelalters und die Schattenſeite der Reformation betrifft, ſo braucht man ſich im rein theologiſchen Kreiſe wohl nicht ſo ſcheu vor Mißdeutung zu verwahren, wie dieſes vor einem größern Publikum noch neuerdings H. v. Raumer für nöthig hält. Man könnte zwar ſagen, die Reformation ſey ſo rein und hoch, daß ſie der Verhüllung ihrer dunkeln Stellen nicht bedarf: aber wäre es auch nicht ſo, würde ich doch nichts verborgen haben ꝛc.“ Dieſe Worte bezeichnen ſehr richtig ſeinen Standpunkt und die Schranken, die er ſich ſelbſt gezogen. Wenn heute noch ein lutheriſcher Theologe ſich eines beſondern Muthes rühmen muß, über die Reformation zu ſprechen, ohne zu lügen und zu heucheln, ſo klingt dies freilich ſehr komiſch oder ſehr demüthigend, und ich möchte nicht, daß uns Katholiken bei dieſer Schwachheit feſthielten. Sollte Herr von Raumer hierin haben Aengſtlichkeit blicken laſſen, ſo wollen wir dies ſeiner Individualität zu gute halten; aber feierlichſt müſſen wir als Proteſtanten das Recht vindiciren, gegen Alles zu proteſtiren, gegen was man nach Gewiſſen und Vernunft proteſtiren ſoll, alſo auch gegen die Fehler der eignen Partei. Wie könnten wir je die Früchte der Reformation ernten, wenn wir nicht Korn und Spreu, guten Willen und Leidenſchaft, Sinn und Wort, Ideal und Karrikatur zu unterſcheiden wagten?

15) Lehrbuch der Kirchengeſchichte von Prof. Dr. Gieſeler. Zweiten Bandes vierte Abtheilung. Bonn, Marcus, 1835.

Dieſer Theil behandelt die wichtige Periode der Concilien von Piſa, Konſtanz und Baſel bis auf Leo X. Wenn der Text nur in den allgemeinſten Umriſſen die kirchlichen Veränderungen hinzeichnet, ſo daß er oft zu kurz gehalten erſcheint, ſo hat ſich der Verfaſſer dagegen ein wahres Verdienſt erworben durch den allgemeinen Reichthum ſeiner Noten. Er befolgt hierin gewiſſermaßen Schloſſers vortreffliche Methode. Für wiſſenſchaftliche Leſer iſt nichts erwünſchter, als wenn ihnen die wichtigſten Stellen aus den Quellen und Urkunden unmittelbar vorgelegt werden, und für das Uebrige auf die Quellen ſelbſt hingewieſen wird. Klarheit der Eintheilung, Präciſion der Terteswort, Hinweiſung auf alle erforderlichen Quellen und Schöpfung des Wichtigſten aus denſelben zur eignen Anſicht des Studirenden, dieſes ſind die Erforderniſſe eines guten kirchengeſchichtlichen Handbuchs, das nur der treue Führer in das Selbſtſtudium ſeyn will.

Geſchichte der Krankheiten.

1) Der engliſche Schweiß. Ein ärztlicher Beitrag zur Geſchichte des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts, von Dr. J. F. Hecker, Prof. der Heilkunde zu Berlin u. ſ. w. Berlin, Enslin, 1834.

Ref. gereicht es immer zum Vergnügen, wenn er eine mediciniſche Novität in die Hände bekommt, die einen nicht unmittelbar für die Praxis wichtigen Gegenſtand behandelt, indem ſolche leider ſeltene Arbeiten erfreuliche Beweiſe ſind, daß man doch allmählich zur Erkenntniß der Urſachen kommt, warum die Medicin mit andern Naturwiſſenſchaften nicht gleichen Schritt gehalten hat und nicht mit dem gleichen Stolze, wie z. B. die Botanik, die Chemie, die Geognoſie, auf die Leiſtungen der lezten fünfzig Jahre zurückblicken kann. Eine Wiſſenſchaft kann ſich nur dann eines ſegenreichen Gedeihens erfreuen, wenn ſie ſich nicht auf rein praktiſche Forſchungen beſchränkt, wie dies unſtreitig in der Medicin ſeit geraumer Zeit nur zu ſehr die vorherrſchende Richtung war und noch iſt. Darüber, daß dem noch ſo iſt, wird ſich Niemand wundern, der ſich die Mühe nimmt, die gewöhnliche Bildungsweiſe der künftigen Aerzte auf der Mehrzahl unſerer Hochſchulen etwas genauer in's Auge zu faſſen, wo man alles Nöthige gethan zu haben glaubt, wenn man die Studirenden möglichſt ſchnell zur Praxis zuſtuzt. Daß dieſe Einſeitigkeit bald beſeitigt werde, iſt — ſo wünſchenswerth es auch wäre — nicht zu erwarten; denn genau genommen, iſt ſie die Loſung der Zeit: praktiſch ſoll Alles ſeyn, wenn man gleich über dieſem praktiſchen Treiben gar oft unpraktiſch wird. Möge man die Verderblichkeit dieſer Richtung für die Wiſſenſchaften nicht zu ſpät beachten; ſie ſind nicht Bäume, denen man einen Theil ihrer Zweige nehmen kann, um von den übrigen um ſo reichlichere und vollkommenere Früchte zu erzielen; vielmehr darf man ſich von ihnen nur bei gleichmäßiger Pflege ihrer ſämmtlichen Zweige reiche und vollkommene Früchte verſprechen.

Unſer Verfaſſer ſchwimmt nicht mit dem Strome der Zeit; obgleich praktiſcher Arzt, verſchmäht er es doch nicht, die Geſchichte der Arzneikunde und die noch mehr vernachläßigte Geſchichte der Krankheiten, vornehmlich der Seuchen, zu kultiviren; mit welch glücklichem Talent — wiſſen die Leſer dieſer Blätter bereits aus der Anzeige einer frühern Schrift deſſelben über den ſchwarzen Tod,

der die gegenwärtige an Interesse nicht allein für den wissenschaftlichen Arzt, sondern für jeden Gebildeten auf keine Weise nachsteht. Der Eifer, mit dem er seine mühsamen Forschungen verfolgt, muß ihm und seinem rühmlichen Streben jeden Leser gewinnen.

„Welche Fülle von großartiger Beobachtung, sagt er im Vorwort, bietet die Geschichte der Volkskrankheiten! Die gegenwärtigen Körperleiden sind in ihrer Gesammtheit nur eine Stufe der Entwickelung, nur eine Phase des kranken Lebens in einer großen Reihenfolge von Erscheinungen, und erhalten mithin nur durch Erkenntniß des Vergangenen, nur durch geschichtliches Forschen ihre volle Bedeutung. Wie will man auch den Ring des Saturn erkennen, so lange man nur den Streifen wahrnimmt? Große Krankheiten sind untergegangen oder haben sich zersplittert; aus Geringfügigem hat sich Bedeutendes entwickelt: überall in diesem Wechsel der Gefahr und Zerstörung offenbaren sich die Wirkungen mächtiger Naturgesetze durch die Lebensstimmungen ganzer Jahrhunderte. Hier ist kein luftiges Reich vergänglicher Vermuthungen; die Thatsachen reden selbst in tausend Erinnerungen. Man durchforsche nur mit unbefangenem Ernste die Vergangenheit, man beachte nur die wenigen Untersuchungen, welche bis jetzt in der historischen Pathologie gelungen sind — und es kann nicht fehlen, man wird hier zu einem Kern der Wirklichkeit gelangen, von dem die Heilkunde zu ihrem großen Nachtheile bisher noch immer fern geblieben ist, während sie zu Zeiten in minder fruchtbarem Erdreich ihre Wurzeln schlug oder wohl selbst in dem aufgeschütteten Boden starrer Schulsatzungen verkümmerte."

„Der Staat, der seine Gesetzgebung auf die Erkenntniß der Wirklichkeit gründet, der von den Naturwissenschaften Aufklärung über das menschliche Gesammtleben in jeder Beziehung erwartet, fordert von seinen Aerzten mit allem Rechte eine vielseitige Einsicht in das Wesen und die Ursachen der Volkskrankheiten. Eine solche, der Würde einer Wissenschaft entsprechende Einsicht kann aber nicht aus der Beobachtung vereinzelter Volkskrankheiten gewonnen werden, weil die Natur in ihnen niemals alle ihre Seiten entfaltet und von den Gesetzen des allgemeinen Erkrankens immer nur wenige in Wirksamkeit treten läßt. Es genügt nicht einmal ein Menschenalter, wäre es auch noch so reich an großen Erfahrungen, um eine dieses Namens werthe Lehre von den Volkskrankheiten im Kreise erlebter Erscheinungen zu begründen: die Erfahrung aller Jahrhunderte ist hier die Quelle, aus der geschöpft werden muß, und die ärztliche Forschung der einzige Weg, der zu dieser Quelle führt, will man nicht neuen Volkserkrankungen unvorbereitet entgegentreten und die Meinung, daß die gegenwärtige Heilkunde das vollgültige Ergebniß aller früheren Bestrebungen sey, in ihrer ganzen Unwahrheit bestehen lassen. So möge sich denn auch die Aufmerksamkeit und der Fleiß für Wahrheit und Wissenschaft begeisterter Aerzte der historischen Forschung allgemeiner zuwenden, und ihr an Hochschulen und Akademien die Stellung zugestanden werden, die ihr bei der hohen Wichtigkeit ihrer Gegenstände, als einem weitausgebreiteten Zweige der Naturforschung, gebührt!"

Der englische Schweiß, mit dessen Geschichte uns der Verfasser bekannt macht, spielt unter den Volkskrankheiten des sechzehnten Jahrhunderts, das eine neue Periode der Weltgeschichte eröffnet, die erste Rolle. Es sind fünf Epidemien desselben bekannt, die der Verfasser der Reihe nach unter Benützung der besten Quellen schildert. Das erste Erkranken fällt noch in das fünfzehnte Jahrhundert, in das Jahr 1485, das zweite fand statt 1506, das dritte 1517, das vierte 1528 und 1529, und das fünfte endlich 1551.

Erstes Erkranken. (S. 1—20.) In den ersten Tagen des August 1485 landete der Graf von Richmond mit einem kleinen Heere von Landsknechten in Milfordhafen, um die Krone seiner Ahnen wieder zu erobern. Eiligst drang er bis Bosworth vor, wo Englands Geschick entschieden wurde. Richmond bestieg als Heinrich VII. den englischen Thron. Die Freude des Volks über Heinrichs Sieg wurde aber sogleich durch eine mörderische Krankheit getrübt, welche die Reihen der Streiter lichtete und, als folgte sie dem Kriegszuge, innerhalb weniger Wochen von Wales bis in die Hauptstadt des Reiches vordrang. Es war ein überaus hitziges Fieber, das nach kurzem Froste die Kräfte wie mit einem Schlage vernichtete, und während schmerzhafter Magendruck, Kopfweh und schlafsüchtige Betäubung hinzutrat, den Körper in übelriechenden Schweiß auflöste. Dies alles geschah innerhalb weniger Stunden, und niemals blieb die Entscheidung über Tag und Nacht aus. Unerträglich war den Kranken die innere Hitze, und als man nun sah, daß kaum der Hundertste am Leben blieb, so entstand Bestürzung unter dem ganzen Volke. Kurze Zeit, nachdem der König in London eingezogen war, begann die Schweißsucht daselbst in den volkreichsten Gassen furchtbar zu wüthen. Viele, die noch am Abend fröhlich gewesen, waren am andern Morgen nicht mehr unter den Lebenden. Die Krönung des Königs mußte in so angstvoller Noth aufgeschoben werden, und unterdessen verbreitete sich die Krankheit von Osten nach Westen unaufhaltsam über das ganze Land und hauste aller Orten mit gleicher Heftigkeit wie in der Hauptstadt. Die Aerzte

wußten dem Volke in so harter Bedrängniß wenig oder nichts zu rathen. Verloren auf ihren galenistischen Irrwegen, vergaßen sie über ihrem kritischen Bestreben die großartige Gegenwart. Dem Volke blieb keine andere Zuflucht übrig, als zu seinem eigenen gesunden Verstande, und dieser ertheilte ihm den Rath, den kein Arzt der Welt besser hätte geben können: keine gewaltsamen Arzneien, wohl aber mäßige Erwärmung anzuwenden, keine Nahrung und nur wenig mildes Getränk zu genießen und in ruhiger Lage vier und zwanzig Stunden geduldig auszuharren bis zur Entscheidung des gefahrvollen Uebels. Bald ging die Kunde durch das ganze Land, dies Verfahren sey zuverläßig, und so wurden denn bis gegen Neujahr 1486 noch Viele dem Verderben entrissen. An diesem Tage wehte ein gewaltiger Sturm aus Südosten, der durch Erfrischung des Luftmeers die gefahrvolle Spannung in den Leibern der Menschen löste, so daß die Seuche spurlos verschwand. Die Schweißsucht ging diesmal nicht über die Grenzen Englands hinaus, nicht einmal nach Schottland oder Irland verbreitete sie sich.

Offenbar hing der Beginn der Krankheit mit der Landung von Richmonds Heer zusammen, das aus „verderblichen Landsknechten", wie man sie in Deutschland nannte, bestand und gewiß voll hinreichend verderbter Säfte war, um während einer siebentägigen Seefahrt, in unreinen Schiffen eng zusammengeschichtet, die Keime einer solchen Seuche auszubrüten. Aber dies war nur der Anstoß zum Ausbruch derselben, da sie nicht ohne große und allgemeine Vorbereitungen erschien, welche schon eine Reihe von Jahren hindurch den Bewohnern Englands die Disposition für gefahrvolles und ungewöhnliches Erkranken mitgetheilt hatten. Fünf überaus nasse Jahre, die auch in andern Ländern traurige Folgen hatten, waren vorausgegangen, 1485 war das sechste. Nimmt man hiezu die Unreinlichkeit und Völlerei der Engländer jener Zeit, ihre düstere Stimmung und die allgemeine Niederdrückung der Gemüther in Folge des grauenvollen Krieges der rothen und weißen Rose, die Angst, welche die durch eine am Todestage der Königin Anna eingetretene Sonnenfinsterniß veranlaßten Prophezeiungen erregten, so begreift sich's wohl, daß hier Zunders genug angehäuft war, der durch einen einzigen Funken zur verwüstenden Lohe sich entflammen konnte.

Zweites Erkranken 1506. (S. 20—42.) In der Zwischenzeit hatte die Pest ihre alten Rechte wieder geltend gemacht; im Jahre 1499 waren allein in London 30,000 Einwohner weggerafft worden. So war allmählich die Erinnerung an die Schweißsucht von 1485 erloschen. Niemand dachte mehr an ihre Rückkehr, als im Sommer 1506 der alte Feind sein Haupt wieder erhob, der sich aber diesmal sehr gnädig erwies, durch die früher eingeschlagene Behandlungsweise sich meistens bezwingen ließ und schon gegen den Herbst das Feld wieder räumte. Ueber Englands Grenzen ging die Krankheit auch diesmal nicht hinaus. Unerheblich wie diese Seuche war, so begleiteten sie auch keine sonstigen auffallenden Erscheinungen in England; doch glaubt der Verfaßer, daß sie mit krankhaften Regungen des Menschen- und Thierlebens im südlichen und Mittel-Europa, worüber er näher berichtet, nicht außer Verbindung gestanden sey.

Drittes Erkranken 1517. (S. 42—71.) Auf gleiche Weise verhält es sich auch mit diesem; es ist mit keinen sonstigen in die Augen fallenden Vorgängen in ursachliche Verbindung zu bringen, wohl aber erschien auch diese Epidemie, umgeben von einer ganzen Gruppe von Volkskrankheiten in andern Ländern. Es war nicht lange nach der hauptsächlich durch Erwerblosigkeit herbeigeführten Insurrection of evill May day, die durch Konzessionen gegen die Handwerker glücklich beseitigt wurde, als im Juli 1517 ganz unvermuthet die Schweißsucht wieder in London ausbrach und, aller früheren Erfahrungen und sorgsamen Pflege spottend, ihre Opfer unabweislich abforderte. Sie war diesmal so gewaltig und von so raschem Verlauf, daß sie die Kranken schon in zwei oder drei Stunden wegraffte und von diesen der erste Fieberfrost für die Ankündigung des sichern Todes gehalten wurde. Unter den niedern Ständen waren die Todesfälle zahllos, — die Stadt war ohnehin mit Armen überfüllt — aber auch die Reihen der Vornehmen wurden gelichtet, keine Vorsicht hielt den Tod von ihren Palläſten entfernt. In verdrießlicher Einsamkeit, in die er sich zurückgezogen, erhielt der König Botschaft über Botschaft, daß in Städten und Flecken, dort ein Drittheil, dort selbst die Hälfte der Einwohner von der Seuche aufgerieben wären. So mörderisch hatte sie noch nicht gewüthet, so furchtbar die Gemüther noch nie eingeschüchtert. Volle sechs Monate währte die Schweißsucht; schon ungefähr sechs Wochen nach ihrem Ausbruche erreichte sie ihre größte Höhe und verbreitete sich von London aus wahrscheinlich über ganz England. Schottland, Irland und alle anderen überseeischen Länder blieben noch für diesmal verschont; nur das nahe (englische) Calais wurde von der Seuche erreicht. Als sie nachgelaſſen hatte, so begann die Drüsenpest sich zu zeigen, die den ganzen Winter über in den meisten englischen Städten herrschend blieb.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 37. Freitag, 10. April 1835.

Geschichte der Krankheiten.

1) Der englische Schweiß. Ein ärztlicher Beitrag zur Geschichte des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, von Dr. J. F. Hecker, Prof. der Heilkunde zu Berlin u. s. w. Berlin, Enslin, 1834.

(Schluß.)

Viertes Erkranken 1528, 1529. (S. 71—161.) Dieses ist die stärkste und ausgebreitetste Epidemie des englischen Schweißes. In den lezten Tagen des Mai 1528 brach die Krankheit mitten im volkreichsten Theile Londons aus, verbreitete sich rasch über das ganze Königreich und wurde vierzehn Monate später für alle Völker des nördlichen Europa ein Schreckbild des Entsetzens, wie kaum je eine andere Volkskrankheit. Sie zeigte sich gleich in derselben Tödtlichkeit wie elf Jahre früher, und fand in gleichzeitigem Mangel und Theurung hülfreiche Bundesgenossen. Ueberall, wo die Seuche hinkam, dauerte sie zwar nur kurze Zeit, doch hat sie wohl ohne Zweifel bis in den lauen Winter in geringerer Stärke unter dem Volke fortgedauert. Westwärts nach Irland drang das Schweißfieber nicht vor, und eben so wenig überschritt es die schottische Grenze. Auf dem Kontinent war Hamburg der erste Ort, wo die Krankheit ausbrach, sie erschien daselbst im Juli 1529, fast um dieselbe Zeit in Lübeck; mit Anfang Sept. war sie schon über den größten Theil von Deutschland verbreitet; übrigens wurde sie je weiter nach Süden, im Ganzen um so milder, wie denn auch alle Orte, in denen das Uebel später ausbrach, ohne Vergleich weniger litten, als die in den ersten Tagen des Septembers und in den lezten des Augusts heimgesuchten. Nach den Niederlanden kam die Seuche später als nach Deutschland; in Amsterdam erschien sie erst am 27. September, während die Stadt in einen dichten Nebel eingehüllt war, und gleichzeitig in Antwerpen; binnen wenigen Tagen war sie über das ganze Gebiet der Niederlande mit Einschluß Belgiens verbreitet. Alkmaar und Waterland blieben frei, wie ohne Zweifel auch in England und Deutschland einzelne Orte von dem Schweißfieber verschont worden sind. Merkwürdig war aller Orten die beispiellos kurze Zeit seines Verweilens; denn so wie es in Amsterdam nur fünf Tage, in Antwerpen und in vielen deutschen Städten nicht viel länger wüthete, so konnte es seine Herrschaft wohl nirgends länger als etwa fünfzehn Tage behaupten; in diesem kurzen Zeitraum kann jedoch nicht das vereinzelte Vorkommen der Krankheit mit einbegriffen werden; denn wenn ein glaubwürdiger Zeitgenosse berichtet, das Schweißfieber habe Einige zweimal, Andere dreimal und selbst viermal

Digitized by Google

befallen, so ist schon hieraus auf eine längere Dauer seines Verweilens zu schließen, wenn vielleicht auch in einigen Orten die Seuche nach mehrtägigem Wüthen plötzlich abbrach, so daß keine vereinzelten Erkrankungen mehr vorkamen. In Dänemark erschien die Krankheit in den lezten Tagen des September, zu welcher Zeit sie sich auch über die skandinavische Halbinsel verbreitete. Daß die Schweißsucht auch Litthauen, Polen, Liefland, wo nicht auch einen Theil von Rußland durchzogen habe, wissen wir nur im Allgemeinen. Mit derselben Schnelligkeit, wie sie sich ausgebreitet hatte, erlosch sie auch wieder, und nirgends findet sich eine sichere Spur, daß sie noch im December 1529 oder im Januar des folgenden Jahres irgendwo vorgekommen sey. Zahllos waren die Opfer, die bei meist unzweckmäßiger Behandlung ihr fielen. Die Schilderung der Stimmung der Gemüther in dieser Zeit des Jammers und der Noth erinnert den Leser durch manche Aehnlichkeiten an eine Zeit, die wir vor Kurzem selbst erlebten. Das Zusammentreffen dieser Epidemie mit den Reformationskämpfen erhöht ihre ohnehin bedeutende Wichtigkeit; die Wechselwirkung, welche beide auf einander ausübten, stellt der Verfasser sehr treffend dar; um sie etwas näher zu bezeichnen, begnügen wir uns, folgende Anekdote aus dem betreffenden Abschnitte der Schrift hervorzuheben: In Friedeberg in der Neumark hielt beim Ausbruche der Schweißsucht ein katholischer Prediger eine Predigt voll Eifer und Leidenschaft und suchte seine abtrünnige Gemeinde zu überzeugen, daß Gott eine neue Plage ersonnen habe, um die neue Ketzerei zu züchtigen. Ein feierlicher Umzug nach altem Brauch und rechtgläubiger Vorschrift sollte am andern Tage gehalten und so die Gemeinde in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückgeführt werden. Aber siehe da, über Nacht starb der Eiferer an einer plötzlichen Krankheit, und die Protestanten verfehlten wahrscheinlich nicht, auch von ihrer Seite diese Begebenheit als ein Wunder darzustellen.

Frankreich und Italien blieben von dieser Seuche verschont, mußten aber dafür auf andere Weise dem Würgengel, der in diesen Jahren seine Schwingen über Europa ausbreitete, ihren Tribut zollen. In Italien war 1528 ein bösartiges Fieckfieber verbreitet und machte in dem ohnehin schon durch Kriege und Fehden zerrütteten Lande bedeutende Verheerungen. Ohne Zweifel war die von den Franzosen les Poches genannte Krankheit, durch welche das siegreiche französische Heer, das die Macht des deutschen Kaisers jenseits der Alpen brechen sollte, vor Neapel aufgerieben wurde, dasselbe Uebel. So schmerzlich aber die Franzosen den Verlust eines so unersetzlichen Kriegsheeres empfanden, so waren ihnen doch noch viel größere Leiden in ihrem Vaterlande beschieden. Nicht genug, daß fünfjähriger Mißwachs die schmerzlichste Hungersnoth herbeiführte, richtete auch ein epidemisches Faulfieber, Trousse-galant, schreckliche Verheerungen an, so daß Frankreich im Jahre 1528 und den nächstfolgenden Jahren den vierten Theil seiner Bewohner durch Hunger und Seuchen verlor. Solche Zerrüttungen des Befindens der europäischen Bevölkerung konnten nicht eintreten, ohne daß bedeutende Vorgänge in der Natur dieselben vorbereitet hatten, von denen wir nur eine ganz ungewöhnliche Nässe und enorme Ueberschwemmungen hervorheben.

Fünftes Erkranken 1551. (S. 162—185.) Dies ist das lezte Aufflammen des merkwürdigen Schweißfiebers, das sich vorzüglich das englische Volk zum Opfer ausersehen hatte. Es erschien auch diesmal wieder umgeben von einer Gruppe verschiedenartiger Volkskrankheiten in andern Ländern, die wie der englische Schweiß selbst als Wirkungen allgemeiner Einflüsse betrachtet werden müssen, worunter wiederum ungewöhnliche Nässe hauptsächlich hervortritt. In Shrewsbury, der Hauptstadt von Shropshire, erhoben sich während des Frühjahrs dicke undurchdringliche Nebel von den Ufern der Severn und gaben durch ungewöhnlich üblen Geruch Nachtheiliges zu befürchten. Es währte auch nicht lange, so brach plötzlich am 15. April das Schweißfieber aus und wurde in Kurzem in Shrewsbury und den benachbarten Orten beispiellos allgemein; die Krankheit kam so unvermuthet und ohne alles Vorgefühl wie jemals früher, und so wenig hatte sie ihre uralte Bösartigkeit abgelegt, daß sie einige ihrer Opfer selbst in kürzerer Zeit als einer Stunde tödtete. Die Noth und Angst des Volks scheint grenzenlos gewesen zu seyn. Die Seuche verbreitete sich alsbald über ganz England unter so denkwürdigen Erscheinungen, wie sie kaum je in einer andern Volkskrankheit beobachtet worden sind. In der That schienen die Ufer der Severn der Herd des Uebels zu seyn und von hier aus eine wahre Vergiftung der Luft über ganz England auszugehen. Denn wohin die Winde den stinkenden Nebel wehten, da erkrankten die Einwohner am Schweiß, und es wiederholten sich dort mehr, dort weniger die Auftritte des Schreckens und der Trauer in Shrewsbury. Man sah die giftigen Nebelwolken von Ort zu Ort ziehen und die Krankheit in ihrem Gefolge eine Stadt nach der andern einnehmen, während sie Morgens und Abends ihren ekeln, unerträglichen Geruch verbreiteten. Die Krankheit dauerte im Ganzen fast ein halbes Jahr, nämlich vom 15. April bis zum lezten September. Der Menschenverlust war sehr bedeutend, so daß ein Geschichtschreiber selbst von Entvölkerung spricht; auch blieb kein Stand verschont, sondern mit gleicher Wuth forderte die Schweißsucht ihre Opfer in den unreinen Hütten der Armen, wie in den Pallästen der Grafen und Herzoge. Man machte in diesem Jahre die höchst auffallende Bemerkung, daß die Schweißsucht die Ausländer in

England durchaus verſchonte, den Engländern dagegen in's Ausland folgte, ſo daß dieſe in den Niederlanden und Frankreich, ja ſelbſt in Spanien von der ihnen angebornen Seuche in nicht unbeträchtlicher Anzahl weggerafft wurden, ohne dieſe irgendwo den Eingebornen mitzutheilen.

Dies iſt eine überſichtliche Skizze der merkwürdigſten Seuchen des ſechzehnten Jahrhunderts, mit der wir erſt durch die pragmatiſche Bearbeitung des Verfaſſers nach allen ihren Beziehungen bekannt wurden; als treuer Berichterſtatter ſchildert er ſie in ihrem Verhältniſſe zu den Sitten, den Beſtrebungen und Laſtern der damaligen Zeit, zu den großen Naturereigniſſen derſelben, zu den damals herrſchenden übrigen Volkskrankheiten, zu dem damaligen Zuſtande der Arzneikunde u. ſ. w.

Was die Natur des engliſchen Schweißes betrifft, ſo weiſt der Verfaſſer mit zureichenden Gründen nach, daß derſelbe ein hitziges Flußfieber mit großem Nervenleiden geweſen ſey. Intereſſant ſind die hier und dort gelegentlich eingeſtreuten Erörterungen deſſelben über mehrere Punkte der allgemeinen Pathologie, z. B. über Anſteckung, über die an Kleidern und Wänden zum Vorſchein kommenden Flecken (Signacula), die im Mittelalter eine ſo große Rolle ſpielten und die man etwas zu voreilig in das Gebiet der Fabeln verwieſen hat.

In einem Anhange betrachtet der Verfaſſer außer dem engliſchen Schweiße noch drei mit ihm mehr oder weniger nahe verwandte Krankheiten, nämlich die Herzkrankheit der Alten, die zwiſchen 300 vor Chriſtus bis 200 nach Chriſtus eine häufige Erſcheinung war, den Picardſchen Schweiß und endlich das im Jahre 1802 in Göttingen herrſchende Fieber, das er für eine wirkliche Wiederholung des engliſchen Schweißes hält.

Von nicht geringerem Intereſſe iſt eine ſchon früher erſchienene Schrift deſſelben Verfaſſers, in der wir das Mittelalter in einer der merkwürdigſten Volkskrankheiten ſich ſpiegeln ſehen:

2) Die Tanzwuth, eine Volkskrankheit im Mittelalter. Nach den Quellen für Aerzte und gebildete Nichtärzte bearbeitet von Dr. J. F. C. Hecker u. ſ. w. Berlin, 1832.

Wenn andere große Epidemien vorzüglich durch ihre Verheerungen die Aufmerkſamkeit feſſeln, ſo iſt es bei der Tanzwuth das tragikomiſche gleichzeitige Leiden des Gemüths und des Körpers, das durch ſein geſpenſterhaftes Auftreten unter ganzen Maſſen von Menſchen von dem höchſten pſychologiſchen und pathologiſchen Intereſſe iſt. Der Urſprung der Krankheit liegt im Dunkel, Spuren von ihr finden ſich ſchon in der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Ihr Kulminationspunkt aber fällt in die zweite Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. Wann ſie erloſchen, läßt ſich nicht genau angeben, doch zeigen ſich Spuren noch im ſiebzehnten Jahrhundert. Um unſern Leſern ein Bild dieſer Volkskrankheit zu geben, heben wir aus der vorliegenden Schrift einen kurzen Abſchnitt heraus, der zugleich als Probe der Darſtellungsweiſe des Verfaſſers gelten mag.

„Noch waren die Nachwehen des ſchwarzen Todes nicht verſchwunden und die Gräber ſo vieler Millionen kaum eingeſunken, als in Deutſchland ein ſeltſamer Wahn die Gemüther ergriff und, der göttlichen Natur des Menſchen Hohn ſprechend, Leib und Seele in den Zauberkreis hölliſchen Aberglaubens ſchlug. Es war eine Verzückung, welche den Körper wunderbar durchraſte und länger als zweihundert Jahre das Staunen der Zeitgenoſſen erregte, ſeitdem aber nicht wieder geſehen worden iſt. Man nannte ſie den Tanz des heiligen Veit, bacchantiſcher Sprünge wegen, mit denen die Kranken in wildem Reigen ſchreiend und wuthſchäumend den Anblick von Beſeſſenen darboten. Sie blieb nicht auf einzelne Orte beſchränkt, ſondern verbreitete ſich, vorbereitet durch die herrſchende Sinnesart, über ganz Deutſchland und die nordweſtlichen angrenzenden Länder durch den Anblick der Leidenden, wie eine dämoniſche Volkskrankheit.

„Schon im Jahre 1374 ſah man in Aachen Schaaren von Männern und Frauen aus Deutſchland ankommen, die, vereint durch gemeinſamen Wahn, in den Straßen und in den Kirchen dem Volke dies ſonderbare Schauſpiel gewährten. Hand in Hand ſchloſſen ſie Kreiſe, und ihrer Sinne anſcheinend nicht mächtig, tanzten ſie ſtundenlang in wilder Raſerei, ohne Scheu vor den Umſtehenden, bis ſie erſchöpft niederfielen; dann klagten ſie über große Beklemmung und ächzten, als ſtände ihnen der Tod bevor, bis man ihnen den Unterleib mit Tüchern zuſammenſchnürte, worauf ſich ſich erholten und frei blieben bis zum nächſten Anfalle. Dieſe Einſchnürung geſchah wegen der Trommelſucht, welche ſich nach dem krankhaften Toben einſtellte, oft half man aber noch kunſtloſer mit Fauſtſchlägen und Fußtritten auf den Unterleib. Während des Tanzens hatten ſie Erſcheinungen, ſie ſahen nicht, ſie hörten nicht, ihre Phantaſie gaukelte ihnen die Geiſter vor, deren Namen ſie hervorkrächzten, und ſpäterhin ſagten Einige aus, ſie wären ſich ſo vorgekommen, wie in einen Strom von Blut getaucht, und hätten deßhalb ſo hoch ſpringen müſſen. Andere ſahen in ihrer Verzückung den Himmel offen mit dem thronenden Heiland und der Mutter Gottes, wie denn der Glaube des Zeitalters ſich in ihrer Phantaſie wunderſam und mannichfach ſpiegelte.“

„Nur wenige Monate bedurfte es, um dieſe dämoniſche Krankheit von Aachen aus, wo ſie ſich im Juli zeigte, über die benachbarten Niederlande zu verbreiten. In

Lüttich, Utrecht, Tongern und vielen andern belgischen Städten erschienen die Johannestänzer mit Kränzen im Haare, den Unterleib mit Tüchern umgürtet, um ohne Verzug Erleichterung zu finden, wenn nach dem Rasen die Trommelsucht sich einstellte. Die Einschnürung bewirkte man leicht durch das Umdrehen eines Stockes, Viele zogen aber die Fußtritte und Faustschläge vor, wobei es an Hülfeleistenden nicht fehlte, denn wo dergleichen vorging, da lief das Volk schaarenweise zusammen, um mit gierigen Blicken sich an dem grauenvollen Schauspiel zu weiden. Endlich erregte die anwachsende Menge der Besessenen nicht weniger Besorgniß, als die Aufmerksamkeit, die man ihnen schenkte. In Städten und Dörfern nahmen sie die Gotteshäuser ein, überall wurden ihretwegen Umzüge veranstaltet, Messen gelesen und kirchliche Gesänge angestimmt, überall Verwunderung und Entsetzen über die Krankheit, deren teuflischen Ursprung Niemand bezweifelte. In Lüttich nahmen die Priester ihre Zuflucht zu Beschwörungen und suchten dem Uebel, das ihnen gefährlich zu werden drohte, mit all ihrer Macht zu steuern. Denn oft stießen die Besessenen, zu Schaaren vereint, Verwünschungen gegen sie aus und wollten sie tödten."

„Einen Monat später als in Aachen zeigte sich die Tanzsucht in Köln, wo die Zahl der Besessenen auf mehr als 500 anwuchs, und um dieselbe Zeit in Metz, wo 1100 Tänzer die Straßen angefüllt haben sollen. Landleute verließen den Pflug, Handwerker die Werkstätte, Hausfrauen den Herd, um sich dem wilden Reigen anzuschließen, und die gewerbreiche Stadt wurde der Schauplatz verderblichen Unheils. Heimliche Begierden wurden aufgeregt und fanden nur zu bald Gelegenheit zu wilder Befriedigung, auch benuzten viele Bettler, von Laster und Elend gedrückt, die willkommene neue Krankheit zu kurzweiligem Erwerb. Mädchen und Knaben entliefen ihren Eltern, und Dienstboten ihren Brodherren, um sich an den Tänzen der Besessenen zu ergötzen und das Gift der geistigen Ansteckung begierig einzusaugen. Ueber hundert unverheirathete Weiber sah man an geweiheten und ungeweiheten Stätten umherrasen, und es zeigte sich bald, welche Glut in ihnen gelöscht worden war. — Schaaren versunkener Müßiggänger, welche die Geberden und die Zuckungen der Kranken trefflich nachzuahmen verstanden, zogen Unterhalt und Abenteuer suchend von Ort zu Ort und verbreiteten das widrige Krampfübel wie eine Seuche, denn bei Krankheiten dieser Art werden Empfängliche eben so leicht von dem Schein wie von der Wirklichkeit ergriffen. Zulezt verjagte man diese unheilbringenden Gäste, die den Beschwörungen der Priester wie den Heilmitteln der Aerzte gleich unzugänglich waren, doch konnte man in den rheinischen Städten erst nach vier Monaten des Truges und der Lasterhaftigkeit Herr werden, die das ursprüngliche Uebel so bedenklich vergrößert hatten."

Aus Rücksicht auf den Raum dieser Zeitschrift begnügen wir uns mit der Mittheilung eines Fragmentes aus der Geschichte des epidemischen Veitstanzes, auf welche der Verfasser noch weiter die Schilderung des in Italien zum Vorschein gekommenen Tarantismus, sodann der Tanzwuth, wie sie noch heutzutage nach dem Berichte von Reisenden in Abyssinien sich äußert, endlich Notizen über einige andere pathologische Erscheinungen, die vorzüglich durch ihre Verbreitung vermöge unwillkürlicher Nachahmung sich der Tanzkrankheit des Mittelalters annähern, wie z. B. die Konvulsionäre in Frankreich, folgen läßt.

Die Durchlesung dieser beiden Schriften wird gewiß jedem Gebildeten eine anziehende und belehrende Unterhaltung gewähren, zu welchem Zwecke wir sie mit der vollsten Ueberzeugung empfehlen können.

V. A. R.

Dichtkunst.

Das Schweizerland. Gedicht von H. C. Locher. Zürich, Schultheß, 1833.

Solche Gedichte sind allemal gut gemeint und insofern zu respektiren, aber sie sind eben nicht poetisch. Es ist nicht poetisch, eine zehnte Muse anzurufen, die Alpina, und an ihrer Hand herumzuspazieren:

Führ' mich, Alpina, zu den hehren Thälern,
Die windend sich in das Gebirge zieh'n!
Führ' mich zu Hütten, wo das Glück des Lebens,
Die Einfachheit, der stille Friede wohnt!
Leit' mich durch Wiesen zu den Wasserfällen,
Bis zu den Höhen, wo im holdsten Schmuck
Uns Flora lächelnd ihren Reichthum beut,
Bis wo der Firnen immer klares Eis
Die Felsenhörner schimmernd blau umzingelt!

Es ist nicht poetisch, wenn man etwas beschreiben soll, zu fragen: wer beschreibt? wer kann beschreiben?

Wer schildert die Pracht der Alpenweiden,
Die in des Gotthards Felsenthäler zieh'n!
Hier herrscht die feierlichste hehre Ruhe ꝛc.

Es ist nicht poetisch, wenn man die einfache Natur und die Sitteneinfalt eines Gebirgsvolks schildern will, den höchsten Odenton anzustimmen und unaufhörlich lauter Bewunderung und Staunen auszudrücken. An einen solchen Ort gehört die naive Sprache Hebels oder Ulrich Hegners.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 38. Montag, 13. April 1835.

Trauerspiele und Dramen.

Von August Lewald.

Auch hier, wie bei den Lustspielen, finden wir die Mehrzahl nicht aufgeführt und selbst nicht aufführbar. Der Grund scheint uns nicht fern zu liegen. Die Mittelmäßigkeit will Trauerspiele schreiben und hängt um einen dürren, alltäglichen Plan das schlotterige Gewand nachläßiger Verse, und meint dann das Ziel erreicht zu haben. Andere, gebildeter und Regeln und Sprache gehörig kennend, spinnen lange Scenen, entfalten darin weit ausgedehnte Redensarten, zeigen wohl auch glänzende Gedanken hie und da, und etwas wohlfeile Lyrik, lesen dies alles sich selbst und ihren Freunden vor, und hoffen dann, nichts weniger als ein Meisterstück zu liefern. Ein kleiner Theil endlich kennt das Theater und weiß, was von dort aus Effekt macht. Er wünscht, daß das, was er bringt, aufgeführt werden möge, und arbeitet daher in steter Beziehung auf die Lampen, die Dekoration und das Kostüm. Aber unglücklicherweise überkommt auch diese Leute vornehmer Dünkel; sie wollen originell erscheinen, umgeben sich und ihre Sachen mit einem sehr übelanstehenden Prunk, gehen auf Stelzen und verlieren das Gleichgewicht. Diese leztern würden, wenn sie im natürlichen Geleise bleiben wollten, der Bühne von Nutzen werden können, sie würden aber statt großmächtiger Trauerspiele in Jamben, nur Stücke in schlichter Prosa, nach dem beliebten melodramatischen Zuschnitte, zu Tage fördern dürfen. Auf dieses Augenmerk richtet sich Raupachs Talent, den wir in dieser Sphäre bedeutender wieder finden, als wir ihn in jener des Lustspiels und der Posse verlassen haben. Er dichtet nur dem Namen nach Trauerspiele, nur die äußere Form, die ihm durch Uebung zur geläufigsten wurde, erinnert an Shakespeare und Schiller, dem innern Wesen nach sind seine Stücke den französischen Melodramen ähnlich, von denen er ohne Scheu die krassesten Effekte zu entlehnen bemüht ist, z. B. Raphaele, Müller und sein Kind, Isidor und Olga, Heinrich VI. u. s. w. Kommt nun noch zu seiner Kenntniß des Theaters, der Schauspieler, der bunten Kleider und der gemalten Leinwand die Einsicht, beliebte lyrische Stellen am rechten Orte zu parodiren und einen Silberblick Shakespeares verständig aufzutragen, so kann es Niemand wundern, daß er in dieser Zeit der Einzige ist, dessen Trauerspiele überall aufgeführt werden. Wir verdenken daher weder den Direktionen, daß sie seine Stücke geben, noch dem Publikum, daß es sie ansieht. Der deutsche Ernst will seine Nahrung, und man sage nicht, daß Trauerspiele kein Glück bei uns machen. Komme nur einmal wieder ein völlig dazu ausgerüsteter

Geiſt, wir werden ſehen, wie er von der Nation empfangen werden wird. Aber ein Berufener muß es ſeyn; Keiner, der kalkulirt, abwägt und abmißt, was da war, was zu bringen iſt und was etwa aus ganz beſondern Rückſichten vermieden werden muß. Die Kritik hat hierin viel Uebel geſtiftet. Das ewige Hindeuten auf Shakespeare, das Verſchmähen aller Lyrik, das Aufgeben der Reflexion drohte uns unſers eigenthümlichen Trauerſpiels zu berauben. Des Deutſchen Kern iſt Sentimentalität und Reflexion. Max und Thekla und der Marquis Poſa ſind die unerreichten Lieblinge der Nation. Eine Lyrik, nicht mit Sternen und Blumen ſpielend, nicht bispaniſch und provençal, ſondern echtdeutſch aus der Fülle des Gemüths, findet den lauteſten Anklang, wie wir es noch zu allen Zeiten an unſern guten Lyrikern geſehen haben, und Schiller ſteht noch immer obenan in unſerer Liebe, was auch eine unbeſtochene Kritik gegen ihn vorbringen mochte. Daß die neuern Franzoſen, deren Werke die der meiſten unſerer Tragiker überragen, bei uns kein Glück machen, liegt lediglich darin, daß ſie das lyriſche Element ganz ausſchließen. Und das thun ſie, weil ſie eigentlich gar nicht lyriſch in unſerm Sinne ſeyn können. Ein kleines Lied über einen Gegenſtand, das bei uns harmlos, ohne Anfang und Ende, vielleicht ohne Saft und Kraft ſeyn würde, hat bei ihnen eine epigrammatiſch zugeſchärfte Spitze. Victor Hugo iſt nur dramatiſch durch und durch, obgleich er die ſchönen Feuilles d'Automne geſchrieben hat; Lamartine iſt vielleicht ihr reinſter Lyriker. Wir wollen aber hoffen und wünſchen, daß bald ein jugendlich kräftiger Geiſt, voll tiefer Gedanken und Gefühle, mit der noch unentweihten Rede, die nichts Fremdes jemals nachlallte, ſich unſers Theaters annehme; wir ſagen ihm das glänzendſte Gelingen voraus; die Direktoren würden bald ihren Vortheil verſtehen, und Raupach, der einzige Machthaber unſerer Tage, würde wahrſcheinlich keinen Augenblick einen ſo ungleichen Kampf einzugehen verſuchen und willig das Feld dem Beſſern räumen.

1) Dramatiſche Werke von Joſ. Chriſt. Baron von Zedlitz. Zweiter Theil, enthaltend: Kerker und Krone. Der Königin Ehre. Stuttgart und Tübingen, Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung, 1834.

a) Kerker und Krone.

Zu gleicher Zeit erſchienen in Wien zwei Dichter mit ihrem Trauerſpiele, das den Tod Taſſo's zum Gegenſtande hatte. Zu gleicher Zeit hatten ſie es beendigt; es iſt aber nicht anzunehmen, daß ſie zu gleicher Zeit die Idee dazu gefaßt hatten; denn der Eine war Zedlitz, der Andere Raupach, und Erſterer mußte natürlich viel früher darauf gekommen ſeyn, um mit Raupach zugleich fertig zu werden. Man hat Zedlitz in Wien aufgeführt, ohne beſondern Beifall zu gewinnen, und gibt jezt nachträglich Raupach, der dem Publikum ſehr zuſagen ſoll. Dies beſtätigt unſere vorgefaßte Meinung, daß Zedlitz ein Gedicht, Raupach ein Stück geliefert habe. Das Lezte iſt uns noch nicht bekannt geworden. Zedlitz's Drama zeigt uns den Dichter im Irrenhauſe, in Geſellſchaft eines jungen Mädchens, der Tochter des Wärters, das ihn erheitert und pflegt. Wie er dies Haus betrat, war Angioletta noch ein Kind, das er auf ſeinen Knien ſchaukelte; jezt ſind ſieben Jahre verſtrichen. Es hat ſich ein geiſtiges Band um die Seelen Beider geſponnen, und Angioletta lebt nur in Taſſo, kann ohne ihn nicht ſeyn, und fühlt, daß ſie mit ihm werde ſterben müſſen. Das iſt recht ſchön, recht deutſch, recht poetiſch, wenn gleich nicht neu. Die Prinzeſſin beſucht Taſſo in ſeinem Kerker, findet ihn ſchlafend und entfernt ſich gerührt von ſeinem Anblicke. Ihren Bitten, und den vereinten Bitten vieler bei dem Herzoge verſammelten hohen Gäſte, verdankt Taſſo endlich die Befreiung aus ſeinem unwürdigen Aufenthalte. Er verläßt das Irrenhaus als ein Verbannter, von Angioletta begleitet. Es iſt Nacht, er ſieht die bekannten Straßen von Ferrara wieder und ſteht vor dem herzoglichen Pallaſte, deſſen Fenſterreihen, erleuchtet, ihm das Feſt verrathen, welches ſich darin bereitet. Ein Edelmann ſagt ihm, Leonoren's Verlobung mit dem Herzoge von Mantua werde gefeiert. Taſſo will ſie noch einmal ſehen, wirft ſich in eine Pilgermaske und erſcheint auf dem Balle des Herzogs. Ein Geſpräch mit Leonore. Sie ſagt ihm, daß ſie ſich nie dem Herzoge von Mantua verloben, nie aufhören werde, ihn nur allein zu lieben. Lucretia d'Urbino, ihre Schweſter, trennt ſie Beide, weil der Herzog ſich nahe. Dieſer erſcheint nun maskirt. Er hat Taſſo erkannt und weiſt ihn, unter fürchterlicher Drohung, fort. Angioletta kommt dazu und verläßt mit Taſſo den Saal. Sie durchziehen nun Italien bis zum fernen Sorrent. Die Schlöſſer der Vornehmen ſind ihnen verſchloſſen, aber das Volk kennt und verehrt den Sänger des befreiten Jeruſalems. Zedlitz führt uns einige Reiſeabenteuer ſceniſch vor. Zum Beiſpiel einige Räuber, die den Dichter ziehen laſſen, weil ſie deſſen Werke kennen und verehren; eine Anekdote, die ſich mit Arioſt zugetragen haben ſoll und die bereits Oehlenſchläger viel wirkſamer in ſeinem Correggio dramatiſirt hat. Landleute erſcheinen jubelnd, endlich Taſſo's Schweſter, Cornelia, die ihn unter ihr friedliches Dach führt und ihm dort Ruhe und ein ſtilles Glück, eben ſo fern dem Glanze wie dem Neide, bereiten will. Da kommt mit einem Male Kardinal Aldobrandini. Taſſo ſoll auf dem Kapitol den Lorbeer empfangen. Er iſt ſchwach, gebeugt, krank, wir ſehen ſogleich, daß er der plözlichen Ehre, der ſtarken Aufregung wird unterliegen

müſſen. Halbtodt kommt er nach Rom, und wird der Pflege der frommen Väter zu St. Onufrio übergeben. Hier ſpricht er noch einmal Leonore, Aldobrandini und ein großes Gefolge von Geſandten italieniſcher Fürſten holt ihn ab zum Triumphzuge. Unterwegs ſinkt er ohnmächtig nieder — er ſtirbt — während die Luft von dem Geſchrei: „er lebe!“ widerhallt, und die Lorbeerkrone wird ſeiner Leiche aufgeſetzt. — Wir können uns nicht enthalten, einige Stellen, ſo weit es der Raum geſtatten will, aus dieſer ſchönen Dichtung anzuführen. Angioletta ſpricht:

Nehmt mich mit Euch, Torquato!
Ich kann von Euch, ich will von Euch nicht laſſen!
Allein in dieſem Haus, Euch nicht mehr ſeh'n,
Euch nicht mehr hören — nimmermehr! O, nehmt,
Nehmt mich mit Euch! Ich will Euch folgen, Euch
Begleiten, wo es ſey, will Eurer pflegen,
Wie ich Euch hier gepflegt.

Taſſo.

Wo denkſt Du hin? —

Angioletta.

Ihr ſeyd ſo krank, bedürft der fremden Sorge!
Ihr ſeyd ſehr krank, viel kränker als Ihr glaubt!
Und ich, ich ließ Euch ziehen in die Welt,
Allein, verlaſſen — ohne mich, Torquato!

Taſſo.

Das eben iſt's! Ich bin ein morſcher Stamm,
Wenn ihn der Sturm nicht bricht, fällt er von ſelbſt;
Und in den dürren Wipfel ſolches Baumes
Soll meine Taube ſich ihr Neſt erbau'n?
Nein, Angioletta, nein! Du biſt ein Kind,
Dein Leben fängt erſt an, das meine endet;
Wie brächt' ich grauſam dieſe junge Roſe
Von ihrem Buſche, wo ſo hold ſie knospet,
Auf meines Sarges Decke ſie zu legen?

Zu den wenigen Theatereffekten im Stücke iſt der Schluß des zweiten Aktes, auf dem Balle, zu zählen. Es darf hier nicht erſt bemerkt werden, daß man keinen derben Theatercoup meine, ſondern etwas Edleres darunter verſtehe. Die Prinzeſſin hat Taſſo verlaſſen; er ruft ihr nach:

O! ſtürzet ein, deckt mich, ihr hohen Säulen,
Begrabt zugleich mein Unglück und mein Glück!
Ich muß ihr nach — ihr nach! Noch Einmal —

(Eine Maske tritt ihm entgegen).

Maske.

Halt!

Taſſo.

Was wollt Ihr? Laßt mich, ich muß fort!

Maske.

Ein Wort!
Ich ſeh', Ihr ſeyd ein Pilger, der, des Weges
Nicht kundig, ſich verirrt; laßt Euch bedeuten:
Nicht dieſes Haus iſt Eurer Wand'rung Ziel,
Weit abwärts führet Eure Straße. — Geht
Und ſeh'n't Euch, dieſe Schwelle zu betreten.
Hier hält ein Rieſe Wache an der Pforte,
Der Euch zermalmt mit ſeiner Keule Schlag;
Dankt's ſeiner guten Laune, die Euch ſchont.
Doch findet er Euch Einmal noch wie heute,
Bei meinem Haupt! ſeyd Ihr dem Tod verfallen! —
Armſel'ger Thor! ſeyd Ihr noch nicht geheilt?
Und glaubt Ihr immer noch in Euerm Wahn,
Das Fürſtentöchter ebenbürt'ge Bräute
Für Einen, deſſen ganzes Erb' und Eigen
Ein irrer Geiſt, die Zither und ein Stab?
(Geht ab.)

Taſſo.

Das war die Stimme meines böſen Geiſtes!
Wenn ich bei Sinnen bin, war das der Herzog!

Der fünfte Akt iſt voll poetiſcher Schönheit und am Schluſſe hat der feine Dichter uns abermals eine wirkſame Effektſtelle bereitet. Taſſo iſt zum Kapitole aufgebrochen; Angioletta iſt zurückgeblieben. Sie blickt den Abgehenden nach:

Wie iſt mir? Täuſchen meine Sinne mich?
So ſah ich ihn noch nie! Aus ſeinem Auge
Sprach nicht ſein Blick; es war ein and'rer Strahl,
Der ihn verklärt, und jeder ſeiner Züge
Schien fremd mir und verändert.
(Schreit auf.) Wehe mir!
O Gott! Er ſinkt! Sie drängen ſich um ihn! —
Fort! Er iſt todt!

(Sie ſtürzt durch den Säulengang ab. Immer lauter hört man: „Es lebe Taſſo!“ rufen, von Muſik und Geläute der Glocken hinter der Scene und dem Donner des Geſchützes begleitet.)

Dieſes „es lebe Taſſo“, während er ſelbſt ſtirbt, muß von erſchütternder Wirkung bei guter Darſtellung ſeyn.

b) Der Königin Ehre.

Hier zeigt ſich unſer Dichter wieder einmal als ein Schüler ſpaniſcher Poeſie. Der Stoff iſt dem Kampfe der Zegri's und Abencerragen entlehnt; doch iſt hier der Kampf nicht großartig aufgefaßt, ſondern es handelt ſich um eine der vielen hundert Plänkeleien, die dabei vorgefallen ſeyn mögen. Es iſt mit dieſer ſpaniſch-mauriſchen Galanterie faſt nicht beſſer, wie mit den Nordlands-Helden und den altfranzöſiſchen, ritterlichen galanthommes, wie ſie uns einſt Fouqué zu ſchildern pflegte. Dieſe Liebesſcenen laſſen trotz aller ſchönen Verſe kalt.

Auf die Form hat der Dichter hier — wie gebührend — großen Fleiß verwandt. Auffallend iſt es jedoch, daß er bald Gränädä, bald Gränädä, bald Gäzül, bald Gäzül ſkandirt. Dies dürfte die armen Schauſpieler nur noch mehr verwirren, die ohnehin bei dergleichen Dingen etwas brouillirt zu ſeyn pflegen. Der Name der Königin iſt durchweg Alfänna, ſtatt Alfaënna gedruckt, welches aber nur ein Fehler des Setzers iſt. Das Schmachtend-Weibiſche, das in den Liebesſcenen vorwaltet, iſt nicht einmal ſpaniſch, obgleich es einem deutſchen Publikum ſo vorkommen mag. Die edeln Abencerragen ſind hingegen kräftig gezeichnet. Beſonders iſt dies mit Malique Alabez der Fall. Es ließen ſich viele Stellen als Beleg anführen, namentlich der ſchöne Monolog S. 184. Eben ſo ſchön iſt es, was die Königin ſagt:

Güter gibt es
Das glaub' ich gern, ein ſeliges Beſitzthum,
Das zu verlaſſen ſchwer wohl fallen mag. —
Wer auf der Wünſche Flut ſich eingewiegt,
Und findet beim Erwachen ſich im Hafen,
Und ſieht die Bilder der bewegten Seele
Feſt ſteh'n, der, was ſein glühend Herz begehrt,
Sein eigen nennen kann — ja, der mag weinen,
Wenn er ſich trennen muß vom ſüßen Leben,
Denn reichen Segen läßt er ja zurück.
Mir aber ſind des Lebens Morgenſtunden
In Sehnen nur und Thränen hingeſchwunden;
Ich ſah die Luſt nur, um ſie zu entbehren,
Durch Leid nur fühlt' ich, daß auch Freuden wären.
Daß ich ein Glück gewünſchet, war genug,
Um ſchnell in bitt're Qual es zu verkehren,
Ja ſelbſt das Herz, das ich im Buſen trug,
Nur weil es ſchmerzte — wußt' ich, daß es ſchlug.

Nachdem die Ehre der Königin durch einen Gotteskampf gereinigt erſcheint, ziehen die verbannten Abencerragen mit ihr ab, da ſie aus ihrem Stamme iſt. Der Bruder des Königs, Muça, erhebt ſich zu der Prophezeiung:

„O Granada! Du ſinkſt, dein Ende naht!“

Der Großmeiſter des Calatrava-Ordens aber ſchließt das Stück mit den Worten:

Nehmt dieſes edeln Ritters Leichnam auf
Und bringt ihn fort von hier nach Spanien,
Daß ihn der Heimath leichte Erde decke.
Dort auf des Grabes ſchirmendem Wall
Sollen knoſpende Roſen glühen,
Und in der Nacht vertraulichem Schweigen
Sing' aus den duftenden Blüthenzweigen
Liebeſiehend die Nachtigall!
Daß man wiſſe in ſpäter Zeit:
Dieſer Boden, er ſey geweiht
Und geheiligt dieſe Erde —
Alſo der Tapf're geehret werde!

2) Schauſpiele von Eduard von Schenk. Zweiter Theil. Henriette von England. Albrecht Dürer in Venedig. Der Untersberg. Stuttgart und Tübingen, Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung, 1833.

a) Henriette von England.

Der Verfaſſer hat ſeinem Stücke Bemerkungen hinzugefügt, die theils die geſchichtlichen Details näher angeben, woraus er ſein Drama zuſammenwebte, theils den richtigen Standpunkt bezeichnen ſollen, von dem es zu würdigen iſt. Man erkennt hieraus den Mann von höherer Bildung, der mit vollem Bewußtſeyn beim Schaffen zu Werke ging. Eben dieſes wird deutlich, wenn man die geglättete, wohl ausgeführte Form betrachtet; aber nicht ſo beſtimmt läßt ſich aus Allem dieſem ermitteln, ob der Verfaſſer auch Dichter ſey. Unſerer Meinung nach iſt er Einer von denen, der nach mannichfaltigen erlangten Kenntniſſen auf den Gedanken gerathen iſt, Verſe zu machen; nicht aber einer jener Hochbegabten, welchen der Gott ſelbſt die Zunge löste. Dies findet ſich in allen Arbeiten des Herrn von Schenk beſtätigt. Dafür zeugt die abgezirkelte und gefeilte Diktion, ohne Glut und Leben, marmorglatt und marmorkalt. Das Höchſte, was ſich zu ihrem Lobe ſagen läßt, iſt, daß man ſie mit der in Goethe's natürlicher Tochter vergleicht. Die Charaktere ſind ſehr ſchwankend gezeichnet. Es ſoll aber damit nicht geſagt werden, daß die Charaktere ſchwankend ſeyen. Clotilde von Montalais verräth dem Ritter von Lothringen ein wichtiges Staatsgeheimniß, bloß als Plaudertaſche, ohne beſonders dazu genöthigt zu ſeyn. Und der Ritter theilt dies dann ſogleich wieder dem Herzoge von Orleans mit. Von dieſem Ritter von Lothringen gibt Herr v. Schenk, in der hiſtoriſchen Zugabe, folgende Charakteriſtik: „Unter den Günſtlingen des Herzogs von Orleans befand ſich ein junger Maltheſerritter aus einem Nebenzweige des Hauſes Lothringen. Dieſer, nur um ein Jahr älter als Henriette, gewann ganz das Herz ihres Gemahls und beherrſchte ihn bis zu ſeinem Tode. Schön, witzig, angenehm, aber eben ſo kühn, ſtolz und verſchlagen, ſeinen Mann kennend und gebrauchend, zu ſeinen eigennützigen Zwecken meiſt noch ſchlechte Mittel geſellend, bildete der Ritter um den Herzog eine Partei, welche ſeiner Gemahlin und deren Freunden und Dienern offen und übermüthig entgegentrat, jeden Anſtoß ergriff, um ſich geltend zu machen und jene herabzuſetzen und zu verläumden.“

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 39. Mittwoch, 15. April 1835.

Trauerspiele und Dramen.

Von August Lewald.

2) Schauspiele von Eduard von Schenk. Zweiter Theil. Henriette von England. Albrecht Dürer in Venedig. Der Untersberg. Stuttgart und Tübingen, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1833.

(Schluß.)

Vergleicht man nun hiemit das Bild dieses Menschen im Stücke selbst, so wird man gestehen müssen, daß dies Alles nur zum kleinsten Theile erreicht ist; dabei höchst verwässert durch die sogenannte Poesie der Verse, und daß von einer geschicktern Behandlung etwas sehr Interessantes hier zu erwarten gewesen wäre. — Die Gestalt Bruno's ist ganz überflüssig. Eben so die langen Zergliederungen über Corneille's und Racine's Vorzüge und Mängel. Eine Disputation von Damen, die alle in jenem Augenblicke etwas Anderes im Kopf haben sollten, oder wenigstens sich uns anders zu zeigen hätten. Als eine Probe der Diktion führen wir folgende Stelle an, womit der vierte Akt schließt. Der Ritter von Lothringen spricht:

Jetzt tretet an, ihr Wachen des Despoten,
Umzingelt mich, gebt mir den Tod, ich bebe
Vor euern Ketten, euern Schwertern nicht.
Hinabgeschleudert aus dem lichten Aether
Der Hoffnung und der Liebe hast du, Fürstin,
Mich in die Nacht des Elends und Verderbens.
Ich will verderben, doch du sollst mit mir,
Und weil du nicht im Leben mich geduldet,
Mit mir hinuntersteigen zu den Todten.
Noch eh' der Morgen dämmert, werden wir
Uns gegenüber vor dem Richter stehn,
Der deine Schuld und meine Rache wägt!
Mein Untergang sey des Vulkans Erlöschen,
Der, eh' er ausbrennt, noch einmal voll Wuth
Die letzten Strome seines Feuers sammelt
Und sie verheerend in die Städte sendet,
Im Todeskampfe seine Glieder schüttelt
Und eine Welt vor Schrecken beben macht.

Alles in der herkömmlichen Manier; so spricht sich ein tollkühner, enttäuschter Verliebter in hundert Theaterstücken aus. Der Ritter von Lothringen, nach der oben skizzirten Charakteristik, mußte jedoch anders sprechen. Dies ist aber eine von den sogenannten schönen Stellen, wie die Schauspieler sie an Aktschlüssen lieben, und deßhalb hat sie Herr von Schenk niedergeschrieben.

b) Albrecht Dürer in Venedig.

Ein Gelegenheitsstück zur dreihundertjährigen Gedächtnißfeier Dürers. Herr von Schenk ist der eigentliche Münchner Theaterdichter par excellence. Hier hat er sich mit Gewandtheit des Auftrags entledigt. Es fehlt sogar die artige Intrigue nicht, und die Verse sind ausgezeichnet schön. Den Anfang macht eine äußerst lieblich versificirte Barcarole.

c) Der Untersberg. Singspiel in drei Aufzügen.

Auch hier machen sich die angenehmen Verse bemerkbar, und der musikalische Wechsel der Rhythmen ist mit Meisterschaft durchgeführt. Ein Zauberer, der dem Geliebten seiner Tochter Qualen auferlegt, um ihn zu prüfen, und dabei ein verbannter Herzog ist, während jener der Sohn seines Bruders, des Usurpators, erinnert an Shakespeare's Sturm. Für den Untersberg und sein Revier trägt das Ganze eine zu entschieden fremde Färbung, und darin, daß der allbekannte Nachbar den Münchnern so auf der Bühne vorgeführt wurde, ist wohl die Ursache zu suchen, daß die Oper nicht ansprach. Welchen Theil die Musik an diesem Mißlingen haben mochte, gehört nicht hieher, und wagen wir auch nicht darüber zu entscheiden, da wir sie nicht kennen.

3) Robert der Teufel. Romantisches Schauspiel in fünf Aufzügen, von Dr. Ernst Raupach. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1834.

Robert der Teufel wurde zugleich mit Scribe, Holtei, der Mad. Birch-Pfeiffer auch von Raupach bearbeitet. Die deutschen Bearbeitungen konnten mit der französischen nicht gleichen Schritt halten, die, obgleich ganz mißlungen, in ihrem Geleite eine schöne, moderne Partitur und ein Ballet mitbrachte, und so den Sieg davon tragen mußte. Raupach ist der Legende von allen Bearbeitern am treuesten geblieben. In der Bearbeitung zeigt er viele Aehnlichkeit mit Kotzebue. Im hohen Grade Bühnenkenntniß, und zwar nicht bloß im gewöhnlichsten Sinne, dabei alle Gefühle ganz oberflächlich berührt, die Sprache voll Reminiscenzen und keine echte Poesie. Daher kann denn auch der Eindruck nicht groß seyn. Das Erschütternde will nicht recht erschüttern, das Komische nicht recht erheitern. Dabei fehlt es jedoch auch nicht an theatralischen Unziemlichkeiten. Die Verstellung des Helden als Hund, obgleich etwas Aehnliches im Calderon vorkommt, dürfte schwerlich vor manchem Publikum bei der Aufführung Gnade finden.

4) Genovefa. Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Dr. Ernst Raupach. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1834.

Hier finden wir den alten, schönen Stoff zu oberflächlich, modern und theatralisch behandelt, als daß er uns gefallen könnte. Im Uebrigen sehen diese Stücke sich alle sehr ähnlich. Fast dieselben Redensarten kehren in allen wieder. Es ist unbegreiflich, wie man nur Lust daran finden kann, so oft dasselbe zu schreiben. Keiner von den Charakteren trägt den Stempel jener uralten Zeit an sich. Wie alltäglich sind Drago und Golo gezeichnet; die alte Richsa spricht von einer frühern Zeit, als wenn sie 1834 uns 1760 schildern wollte.

Der Feldruf schallt, das Kampfroß stampft den Boden!

Eine so grelle Reminiscenz sollte man niemals niederschreiben, selbst wenn sie sich unserm Gedächtnisse mit Gewalt aufdränge. Doch davon ließe sich mehr aufweisen! Häßlich ist es, wenn Drago sagt:

Ich
Will wie ein Wurm in eine Eiterbeule
Mich in ihr sündiges Geheimniß fressen.

Unedel, wenn Genovefa spricht:

Was that ich euch,
Ihr Ungeheuer, daß ihr eure Messer,
Wie auf ein Vieh der Metzger, auf mich zuckt?

Schön hingegen, wenn sie zu den Männern sagt, die sie ermorden sollten und nun, von Mitleid bewegt, sie ihrem Schicksal überlassen und sich entfernen:

Ach, wollt ihr mich verlassen?
O bleibet — bleibt! Ihr seyd mir lieb geworden.

Eben so, wenn sie im Finstern ihrem Säuglinge zuruft:

O nur ein Laut, daß dich mein Fuß nicht tritt!

Solche wahre, menschliche Züge sind ungemein rührend und fallen um so mehr auf, da sie höchst selten nur eingestreut sind.

5) Der Nibelungen-Hort. Tragödie in fünf Aufzügen, mit einem Vorspiel von Dr. Ernst Raupach. Hamburg, Hoffmann und Campe.

Um diese Sage zu dramatisiren, gehörte ein Anderer dazu, als Raupach, aber unser Dichter ist einer von denen, die Alles unternehmen, weil ihnen nichts zu schwer scheint. Es ist gewiß der herrlichste Stoff, den ein echter Dichter sich erwählen kann. Bei dieser Bearbeitung stoßen wir auf dieselben Vorzüge, wie auf dieselben Mängel, die uns bei der Beurtheilung der frühern Arbeiten Raupach's entgegentreten. Das Einzige, was bei Allem zu rühmen wäre, ist die Kenntniß des Theatralischen; hier aber, wo das Ganze zu gedrängt erscheint und daher Alles bunt ist, kann der Effekt auf die Menge, die das Gedicht nicht kennt, von der Bühne herab auch nicht einmal besonders befriedigend seyn.

6) Karl von Bourbon. Hiſtoriſches Schauſpiel in fünf Aufzügen von J. B. von Zahlhas. Darmſtadt, Leske, 1833.

Auch dieſes Schauſpiel iſt von dem Verfaſſer, der ſich als Schauſpieler eines guten Namens erfreut, nicht ohne Bühnenkenntniß entworfen. Franz der Erſte, der heldenmüthigſte Narr, der je gelebt hat, iſt treffend gezeichnet und konſequent durchgeführt. Auch Louiſe von Savoyen, des Königs Mutter, und Franciska von Foix ſind gut geſchildert. An ſchönen Stellen iſt dies Drama nicht arm, und die Diktion iſt größtentheils dramatiſch, wenn gleich nicht eben poetiſch. Der Hauptfehler, der ſich beſonders von der Bühne herab bemerkbar machen dürfte, beſteht wohl darin, daß der Verfaſſer im Anfange zu breit wurde und gegen den Schluß hin immer ſkizzenhafter wird. Zuletzt wird Alles faſt nur zum Schattenſpiel, und dabei ſind dem Zuſchauer ſo große Reiſen zugemuthet, z. B. von Rom nach Madrid, daß er nothwendig ſich darüber verwirren muß. Der Vicekönig von Italien, Lannoy, iſt eine Karrikatur, die nicht herzupaſſen ſcheint und daher widerlich wirkt. Es iſt eine Art von Monteſiascone in der alten Oper Aſchenbrödel. Mein Gott! welche ſchöne Gelegenheit haben da wieder ſchlechte Schauſpieler erhalten, recht arg zu übertreiben!

7) Jacobe von Baden. Schauſpiel in fünf Aufzügen, nebſt einem Vorſpiel, genannt: die Verlobung. Von J. B. von Zahlhas. Darmſtadt, Leske, 1833.

Dies Stück iſt dem vorhergehenden bei weitem vorzuziehen. Die Charaktere ſind durchweg feſt und gut gezeichnet; nichts iſt übereilt und der Gang der Handlung wird klar und verſtändig zum Ende geführt. Die Diktion iſt edel, erhebt ſich zwar nicht zur Poeſie, iſt aber dafür auch von Schwulſt und Bombaſt gleich weit entfernt. An recht effektvollen Scenen iſt kein Mangel, und es wäre ganz unbegreiflich, wenn ſich die Schauſpieler dieſes Stück entgehen ließen, da ſie doch wahrlich an Gutem und Brauchbarem keinen Ueberfluß haben.

8) Roſamunde. Ein Trauerſpiel von Friedrich von Uechtritz. Düſſeldorf, Schreiner, 1834.

Ein ſchwaches Stück Arbeit. Wir erinnern uns, daß vor ungefähr zehn Jahren ein erſtes Trauerſpiel deſſelben Verfaſſers in Berlin Aufſehen machte, und namentlich von einigen Stimmen bis in die Wolken erhoben wurde. Dieſe Zeiten ſind ſchnell vorübergegangen; dies alles iſt ſchon ſo entſetzlich alt, obgleich es nur erſt zehn Jahre her iſt. Das vorliegende Werk konnte den Weg zur Darſtellung nicht finden, und findet dafür nun gedruckt eine ſtrengere, durch nichts beſtochene Kritik. Die Leute in dieſem Stücke unterhalten ſich in einer trockenen, zwar klaren, aber durchaus ſchmuckloſen Sprache, welches zu dem Inhalte, der größtentheils auf Träumen, Sagen und alten Liedern beruht, uns nicht wohl anpaſſend ſcheint. So träumt Alboin: „Auf goldenen Säulen ruhete der Pallaſt, in dem ich thronte; hundert Thore führten herein und hundert überwundener Völker Geſandte zogen durch die hundert Thore und brachten Gaben und Tribut.“ Roſamunde träumt hinwieder: „Wie auf einem ſchwarzen Aar mit breiten Schwingen ſaß ich, ſchwebte hoch und höher. Wolken zogen unter mir, aus denen Blitze fuhren“ u. ſ. w. Zu dieſen Träumen geſellen ſich Sagen, wie die von den ſieben Bechern aus Königsſchädeln, oder Lieder von dem Könige, der ſeine Buhle mit eigener Hand erſtach. Dies bildet die Geſpräche ganzer Scenen. Man wird geſtehen müſſen, daß das nicht unterhaltend ſeyn kann. Alboin iſt ein bombaſtiſcher Held, eine Theatergröße; Roſamundens Unentſchloſſenheit ermüdet; dazu kommt ein alter Longobard, der Seher, Warner, Rathgeber, aber alles dieſes nicht recht iſt; es ergeht ihm hierin faſt ſo wie dem Dichter des Trauerſpiels.

9) Die Belagerung Maaſtrichts. Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen, von J. E. Hauch, Profeſſor an der Akademie zu Sorde. Leipzig, Brockhaus, 1834.

Es iſt mehr eine dramatiſirte Novelle, als ein Trauerſpiel zu nennen, und an die Aufführung kann der Verfaſſer unmöglich gedacht haben. Dies liegt ſchon im Stoff, der keine bühnenrechte Bearbeitung zuläßt. Wir haben eine Menge von ſolchen Belagerungen, Eroberungen und Erſtürmungen auf der Bühne gehabt, aber nicht ein einziges von dieſen Stücken hat ſich eines dauernden Beifalls erfreuen können. War dies bei dem erſten Erſcheinen hie und da der Fall, ſo lag es in lokalen Beziehungen oder in irgend einer Heldenrolle, die mit vollen Backen Patriotismus feilbietet und ſich unter fürchterlichen Tiraden zuletzt dem Tode weiht. Hier iſt von ſolchen Mitteln nichts angewendet, um Beifall zu erzielen; dafür aber finden ſich ſchöne Züge eigenthümlicher Art vor, die für des Verfaſſers Dichtertalent zeugen. Ausgezeichnet ſchön iſt die Expoſition; der Zwiſt der Feldherrn beginnt das Trauerſpiel auf eine großartige Weiſe. Es herrſcht viel dramatiſches Leben darin. Die Art und Weiſe jedoch, wie Alexander Farneſe, Prinz von Parma, Oberfeldherr und königlicher Statthalter der niederländiſchen Provinzen, den Obriſt van Alſen nach dem feindlichen Maaſtricht, ſeiner Vaterſtadt, entläßt, iſt weder ſpaniſch, noch militäriſch, noch klug. Parma hielt Alſen für einen Katholiken, er iſt ſein Freund

und ſchenkte ihm das vollſte Vertrauen. Im Verlauf der erſten Scene merkt er, daß es anders mit ihm ſtehe, er fragt:

Ihr ſeyd ein Proteſtant?

Alſen.

Das bin ich, Herr!
Vor kurzer Zeit fand ich den Weg der Wahrheit.

Parma.

So hab' ich weiter nichts mit Euch zu ſchaffen.

Alſen.

Ich kam, um dies Geſtändniß Euch zu thun
Und um zu bitten, daß Ihr mir erlaubt,
Zu kämpfen hier für meine Vaterſtadt.

Parma.

So geht nach Maaſtricht, ich will Euch nicht halten.

Alſen.

Es thut mir leid, mit Eurem Zorn zu gehn.

Parma.

Ihr habt mir einen ſchönen Traum verdorben.
(Er winkt mit der Hand, van Alſen geht.)

So ſpricht ein deutſcher Theaterdichter, aber kein ſpaniſcher Oberbefehlshaber. Was hat der mit ſchönen Träumen zu thun? Und „ſo hab' ich weiter nichts mit Euch zu ſchaffen", und „ich will Euch nicht halten" iſt ſelbſt für einen ganz gewöhnlichen, ſogenannten Bühnendichter zu trivial.

Die Volksſcenen ſind weder witzig, komiſch, noch lebendig genug, und ſtehen weit unter denen im Egmont, die dem Verfaſſer vorgeſchwebt zu haben ſcheinen. Dieſe Mängel ſchwächen allerdings den Totaleindruck. Zu den ſchönen Einzelheiten rechnen wir beſonders den Tod des kleinen Karlos und die Klage der Mutter bei ſeiner Leiche:

O Himmel, welche unbarmherzige Welt!
Du armer Vogel, hängſt du mit dem Flügel!
Seht doch, ſeht doch! Das rothe Blut vom Herzen,
Es ſchießt hervor mit einer ſolchen Macht,
Daß alle Hoffnung auf dem Strome wegſchwimmt.
O welche Wunde! Sieh, wie groß und weit!
Muß ſie ſo groß denn ſeyn, um dich zu tödten?
O ſprich ein Wort, mein Karlos, eh' du ſtirbſt!
Ein Wörtlein nur! Gib mir ein Zeichen nur!
— Es iſt umſonſt, kein Wörtlein und kein Zeichen,
So ruhe denn, mein armes, bleiches Kind!
Ich will ein Grab mit meinen Händen graben,
Süß ſoll dein Körper in der Erde ruh'n;
Will einen Raſen legen an dein Haupt
Und ihn mit Veilchen und Jasmin bepflanzen.
Vor kurzer Zeit warſt du geſund und roth,
Jetzt biſt du kalt und bleich. — Beim Himmel, nein!
Du biſt nicht kalt! O Gott, er iſt nicht kalt!
Iſt keine Hoffnung da? — Nein, keine Hoffnung! —

Die letzte Zeile, ſo wahr und tief gefühlt, wäre noch überdies eine Aufgabe für irgend eine große Künſtlerin, und könnte, käme das Stück auf alle Bühnen, eine berühmte Stelle werden, wie das „Moi" der Medea und ähnliche. Die Klage, die der Vater dieſes Knaben, der Gatte dieſer Frau, ſpäter bei ihrer Leiche ertönen läßt, iſt eben ſo ſchön:

Ach, all mein Muth löst ſich in Thränen auf,
Allein ich will nicht weinen, armes Weib.
Dein Herz hat nie ſein Vaterland verläugnet.
Was eine Frevelthat geweſen wär',
Wenn es ein Andrer unternommen hätte,
Das war bei dir, die du das Feuer und
Den Glauben deines Lands im Herzen trägſt,
Nur eine Schwärmerei, die Mitleid weckt.
Du biſt der letzte Schatz, den ich begrabe,
Nun hat das Leben keinen Werth für mich.
O könnt' ich mich an deine Seite legen,
Mit meinem Haupt in deinem kalten Schooß,
Um einzuſchlafen in die beſſ're Welt;
Dann wär' ich ſelig! Doch es geht ja nicht,
Mich feſſelt noch das Leben, und ich muß
Den letzten Kampf um eure Gräber kämpfen.
— O kennt' ich einen Menſchen, den das Unglück
Auf dieſer Erde ſo wie mich verfolgte,
Ich wollte tief'res Mitleid ihm fühlen,
Als mit mir ſelber, wollt' an's Herz ihn drücken,
Und bitten: Sey, Unglücklicher, mein Freund,
Denn ich hab' Alles ja wie du verloren.

Die Scene mit den ſchlafenden Wachen und die Rede des Befehlshabers, der die Runde macht; jene im Pulvergewölbe und das ungeduldige Fragen van Alſen's:

Sag', iſt es an der Zeit?

ſind ausgezeichnet zu nennen, und laſſen es um ſo mehr bedauern, daß dies Stück aus andern Gründen von der theatraliſchen Darſtellung ausgeſchloſſen bleiben muß. Der Verfaſſer hat ſein Werk Ludwig Tieck gewidmet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 40. Freitag, 17. April 1835.

Trauerspiele und Dramen.

Von August Lewald.

10) Das böse Haus. Schauspiel in fünf Aufzügen, von Joseph Freiherrn von Auffenberg.

Auch dieses Schauspiel ist eher wohl eine dialogisirte Novelle zu nennen. Der Verfasser wird auch seinen Stoff irgend einer französischen Novelle entnommen haben, dies verräth das Ganze. Menschen kommen in dem Dinge nicht vor, sondern eine Anzahl von Fratzen und ekelhaften Masken. Ludwig der Elfte, Tristan, Olivier, Cornelius, der Arzt, Graf von Poitiers — welche abscheuliche Gallerie! Es ist nicht zu glauben, daß selbst diese so sehr verrufenen geschichtlichen Personen so lebten, so sprachen, so hanthierten und sich so geberdeten. Das sind Hirngespinnste der Franzosen, eine Krankheit, die durch den Einfluß unsers Hoffmann bei ihnen entstanden ist. Wenn nun aber diese Ansteckung rückwirken sollte und diesseits des Rheins wieder gute, ehrliche Leute befiele, das wäre in der That schrecklich. Wir bedauern vorläufig Herrn von Auffenberg, der an andern Orten sich als einen Mann von Talent und Dichterfähigkeit erwiesen hat, und hegen ernstlichere Besorgniß, da wir wahrnahmen, das böse Haus sey bereits in Karlsruhe aufgeführt worden. Es enthält neben seinen fratzenhaften Figuren eine Reihe von scheußlichen Scenen und greuelhaften Effekten, und der sonst recht dramatisch bewegte Dialog, ist durch die ewigen Wiederholungen von altfranzösischen Sprüchwörtern jener Zeit zerrissen, wie: Paques-Dieu, Chat d l'enfer, Ventre-Mahom. Diese Eigenheit ist in so fern charakteristisch, daß sie das Baroke des Ganzen auf vollkommene Weise unterstützt.

11) Prinz Leo. Eine phantastisch-tragische Hof- und Staats-Aktion. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1834.

Der anonyme Verfasser nennt seine Arbeit selbst „eine wilde Skizze", später sagt er: „die Anordnung des Ganzen ist augenscheinlich für die Bühne berechnet." Aber mit wilden Skizzen befaßt sich die Bühne nicht, sie bedarf gut ausgeführter Dichtungen. Das ist Prinz Leo nicht. Daher dürfte sich denn auch der Verfasser mit seiner Anordnung verrechnet haben. — Es herrscht darin eine ziemlich verworrene Intrigue und die Charaktere sind alle etwas überspannt gezeichnet. Die Sprache ist größtentheils zu trivial unter vornehmen Personen. Seite 69 sagt Sidonie, die Tochter des neapolitanischen

Gesandten: „Nun — die schwört gewiß bei allen Heiligen, daß sie mich zur ungelegensten Stunde überrascht und in die größte Noth gebracht! — Wenn ich meine Rolle nur halbwegs gut spiele, so fährt sie im Entzücken über die große Entdeckung direkt nach Hause, um der Prinzeß Alles zu stecken!“

Ein andermal sagt Hoffräulein Lydia: „Ich habe mir beim Aussteigen den Besatz abgetreten.“ Und mit diesem abgetretenen Besatz spielt sie eine Scene. Trotz solcher Mängel ist uns dieser wilde Prinz eine angenehmere Erscheinung gewesen, als viele andere Tragödien in gedrechselten, herkömmlichen Phrasen, und der Skizzist hat mehr Beruf, für die Bühne zu schreiben, als die Meisten, die sich jetzt diese Mühe nehmen wollen.

12) Erzherzog Maximilians Brautzug. Dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen, von Deinhardstein. Nach dem Teuerdank. Wien, Gerold, 1832.

Herr Deinhardstein meint in seiner Zueignung an den Großherzog Leopold von Baden, unsere Zeit sey feindlich jedem ernstern Kunststreben; wir können nicht begreifen, warum er das an dieser Stelle ausspricht. Ernsteres und Besseres als dies Stück hat die Zeit jedenfalls schon hervorgebracht. Warum denn Alles so vornehm und so voll Prätension? Der Brautzug des Erzherzogs Maximilian mag in Wien, Köln, Aachen, München zur Aufführung gekommen seyn und auch vielleicht gefallen haben; dies mag dem Verfasser eine überschwängliche Freude gemacht haben — wir verdenken es ihm nicht; in Wien ist es sogar in den ersten vier Monaten seines Erscheinens zehnmal gegeben, wir wissen nicht ob das viel ist, wollen es aber gern glauben, wenn es uns Herr Deinhardstein versichert. Aber die Zeit ist deßhalb doch nicht gemein und frivol, wie er sich ausdrückt; die Zeit ist sehr zum Ernst geneigt, aber der Theatergeschmack nur ist größtentheils seicht und schaal, und das vermag das Gefallen dieses Stücks wahrlich nicht zu widerlegen. Es war ein ziemlich nüchterner Einfall, diesen Brautzug zu dramatisiren. Von Charakterzeichnung ist wenig die Rede. Der sentimentale, witzlose Narr ist das Verfehlteste, was wohl jemals auf der Bühne erschienen ist. Die kalte Erzählung von des Kaisers Errettung von der Martinswand sticht gegen die Sagen betrübt ab, von denen eine auch den Vorfall ohne Wunder berichtet, wie bekannt. Die Sprache ist zwar nicht poetisch, doch ist sie verständiger als die in dem jüngst besprochenen Lustspiele „Garrick“ desselben Verfassers.

13) Woldemar, oder der Sturm von Villarosa. Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach einer Sage aus Körners Nachlaß frei bearbeitet von Friedrich v. Sydow. Leipzig, Verlag von Fischer und Fuchs, 1834.

Ein alltägliches Liebesgeschwätz macht den Anfang. Blumenreiche, seynsollend poetische Diktion; heldenmüthige Tiraden; auch ein alter Kastellan fehlt nicht, der voraussehen muß, wie trüb Alles kommen wird. Das sieht übrigens der Leser auch sogleich. Nachdem sich das Ganze in der weit ausgesponnenen Exposition kund gegeben, hat man nur noch den Titel in Erwägung zu ziehn, und man weiß bald, daß Woldemar beim Sturm auf Villarosa fallen muß. In der Mitte sieht man es kommen, daß Camillo früher noch von Woldemars Hand fallen wird, und nur der Braut Valeria Tod ist daher einigermaßen überraschend.

14) Die Verliebten. Schauspiel in drei Aufzügen. Aschaffenburg, Verlag von Theodor Pergay, 1834.

Ein Schauspiel in drei Akten und in Ottaven! Ganz untauglich für die Darstellung und auch ohne allen poetischen Werth, man wolle denn hin und wieder einen glücklichen Vers so hoch ehren. Der Stoff, à la Victor Hugo behandelt, ließe sich vielleicht wirksamer gestalten. Es ist ein Effekt darin, der zwar groß ist, aber dennoch für die Bühne tauglich wäre: Infortunat's Vergrabung und seine Erweckung durch die Geliebte. So wie er aber hier verbraucht wird, ist er äußerst roh und unbefriedigend.

15) Erich XIV., König von Schweden. Ein dramatisches Gedicht in drei Theilen von Ernst Willkomm. Leipzig, Verlag von Carl Berger, 1834.

Die drei Theile heißen: 1) Erich der Herrscher, oder Erich und Maximilian, Drama in fünf Aufzügen; 2) Erich der Wahnsinnige, oder Erichs Fall und Entthronung, Schauspiel in fünf Aufzügen; 3) Erich der Weise, oder Erich's Tod, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zusammen fünfzehn Aufzüge der längsten Art, oder 774 Seiten! Eine große Arbeit sie machen, eine größere sie lesen!

Die alte Komödie: Johann, Herzog von Finnland, von der Madame Weißenthurn in Wien, hat wenigstens den Vorzug vor diesem dramatischen Gedichte, daß sie nicht ganz so langweilig und dabei doch darstellbar ist. Dieselbe allgemein bekannte Geschichte wird hier auf das

Unbeholfenſte vor uns in weitausgeſponnenen Geſprächen abgehaspelt. Was geſchehen ſoll, wird immer lange vorher beſprochen, ehe es ſich wirklich zuträgt, und durch dieſe ingeniöſe Einrichtung genießen wir die Langweiligkeit doppelt, ſo daß ſie wirklich unerträglich wird. Wir wollen dem Verfaſſer nicht alles Talent abſprechen, aber die Erzählung ſchiene ihm eher zuzuſagen, als das Drama. Eine alte Frau vom Meer, Chriemhilde geheißen, kommt in allen drei Theilen vor, und ſo oft dieſe Perſon auftritt, wird dem Leſer ganz ſonderbar zu Muthe. Sie ſpricht allerlei unwirrſches Zeug in gereimten Verſen, Orakelſprüchen vergleichbar; wer iſt aber im Stande, viele Seiten lange gereimte Orakelſprüche hintereinander zu leſen. Hier ein Pröbchen:

Chriemhilde.

Röthlich hängt der Thau am Halm,
Um den Fels der Erde Qualm.
Des Kibiken Haarbuſch flieht
Farbig, wie der Bogen glüht,
Der des Jammers bleichen Schwarm
Führet in der Freude Arm.

Auf die Frage: Mutter, ſeyd Ihr krank? Antwortet ſie:

Meine Hände werden lau,
Denn das Leben iſt genau. —
Katharina, geh' hinab,
Suche Fenchel für mein Grab.
Denn gepflückt von einer Braut,
Grünet immer dieſes Kraut.

Maximilian ſpricht:

Schickt heute Katharina nicht zur Stadt.

Darauf erwidert Chriemhilde:

Wenn die Mutter ſpricht: Ich will!
Schweigen fromme Kinder ſtill.
Iſt das Alter grämlich auch,
Kennt es doch der Jahre Brauch,
Und das Augenmerk der Luſt,
Die im Blicke küßt die Bruſt! —

Man ſieht, daß mit dieſer Perſon kein vernünftiges Wort zu ſprechen iſt. Jene Katharina, von der oben die Rede war, ſingt:

Es wühlten froſtige Winde
In ihrem blonden Haar.
Die Locken flatterten wilde,
Wie Rabengefieder am Aar.

Hier wird das ſchwarze Rabengefieder eines Adlers mit blondem Haare verglichen. Wir wollen dies nicht ſo genau nehmen. Solcher nachgemachten nordiſchen Balladen gibt es übrigens noch eine Menge in dem Buche. Z. B.:

Wenn Sylfe ſingt
Im Schilf am Rain;
Die Schwere klingt
Im Windgegrein —
Liebes Mütterlein,
So rauſchet mein Kahn, doch bringt er nicht Freud'!

Oder:

Goldne Sterne glühten wieder,
Da wir Kuß um Kuß getauſcht,
Und der Blätterwurf des Flieder
Unſerm Seelenbund gelauſcht! —

Ach! und 774 Seiten! —

16) Heinrich der Vierte, König von Frankreich und Navarra. Geſchichtliches Original-Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Kaim. Leipzig, Carl Drobiſch, 1834.

Ehre dem Ehre gebührt! Größerer Unſinn iſt in dieſem Jahrhundert ſchwerlich gedruckt worden! Schon die Vorrede — wie unvergleichlich! „Wie der Landſchaftzum Portraitmaler, ſo ſteht der Romantiker zum dramatiſchen Dichter. Jener, der Romantiker, malt und malt ſein Bild, kolorirt es mit allerlei bunten Farben, wenn nur der Riß, wenn nur die Principien des Charakters vorhanden ſind; der Dramatiker hingegen muß jede kleine Nüance beobachten, daß kein leiſer Schatten das Gemälde trübe.“ Es ließe ſich viel Erbauliches hieran knüpfen, in der That! wir wollen es aber unterlaſſen. Es iſt eine Myſtifikation, nichts weiter. Kein V. Kaim lebt auf Erden, kein Dichter der Welt hat den unvergleichlichen Monolog der Gabriele im Ernſte ſo dichten können:

„O! wie es mich ſchaudert! Die Helle durchzuckt die Nacht, und blutroth iſt der Himmel! Nebel der zerkrachten Bomben ſteigen auf, und die Kugeln ſprüden donnernd verzehrend Feuer. Der Kanonen Schlund, der weite Rachen öffnet ſich; ſcheu iſt der Menſch, Thiere berſten, die Erd' iſt erſchüttert, der Himmel ſenkt ſich. In Brand ſteht der wilde Forſt, der Tiger bebt, der Löwe winſelt; und durch die Luft ſauſet das Krachen, der Donner und das Geheul und durchbohren das erſchütterte Ohr!“

Und ſo geht es fort durch 91 Seiten. Da es ſo kurz iſt, gewährt dies Trauerſpiel eine wahre Beluſtigung

und wir können es Liebhabern von Vademecums und anderen Schriften zur Erschütterung des Zwerchfells aus aufrichtigem Herzen empfehlen.

17) Shakespeare's dramatische Werke, übersezt von Philipp Kaufmann. 1r und 2r Theil. Berlin und Stettin, in der Nicolai'schen Buchhandlung, 1830 und 1832.

Wir erhalten hier zu den vielen Uebersetzungen, die wir bereits von Shakespeare besitzen und worunter wir sehr vollendete zählen, eine neue. Es sind die Stücke: König Lear, Macbeth, Othello und Cymbeline. Man kann nachgerade die Lust, den großen brittischen Dichter zu übersetzen, eine unter uns vollkommen ausgebildete Manie nennen. Es ist fast nicht mehr möglich, wahrer, treuer, edler, dichterischer als die Vorgänger zu verfahren, und doch denkt jeder neu Hinzutretende einen gewissen Sieg zu erringen. Wir können Herrn Kaufmanns Uebersetzung als eine wohlgelungene und besonders fließende anempfehlen, und dies Leztere mag wohl auch der Grund seyn, daß sie hie und da schon bei Darstellungen angewendet wurde. In dem Augenblicke, da wir dieses schreiben, überrascht uns eine neue Uebersetzung des Hamlet, die in London selbst besorgt wurde, wie auf dem Titelblatte zu lesen ist.

Opern und Singspiele.

Schlimmer als in allen andern Gattungen theatralischer Dichtung sieht es in diesem Augenblicke bei uns mit der Oper aus. Während Franzosen und Engländer unsere Musik vergöttern und mit einer kokettirenden Begeisterung davon sprechen, begnügen wir uns mit dem, was ein Heer von schlechten Uebersetzern uns aus Frankreich und Italien zuführt. Unser eigener Reichthum ist nicht groß, und außer einigen Opern von Marschner hat in neuerer Zeit nichts die Reise um unsere Theaterwelt, ohne Schiffbruch zu erleiden, wagen dürfen. Rechnen wir hiezu noch die Opern Wolframs, die nur in Berlin gegeben werden und schwerlich Jemand so neugierig machen können, eine Reise dahin zu unternehmen, und einige Posaunenstöße, die von dem Ufer der sanften Ilm seit einiger Zeit erschallen, so ist Alles genannt, was hierin sich einigermaßen hervorthut. Noch vor zwei Decennien arbeiteten Weigel, Weber und Spohr in rüstiger Kraft, lebten noch Beethoven und Winter, und wir hatten schöne Werke und noch schönere Hoffnungen. Wir wollen uns indeß die leztern durch trübe Aussichten nicht rauben lassen. — Die Klage trifft hauptsächlich die schlechten Opernbücher; man gesteht in Deutschland, daß uns darin die Franzosen überlegen sind, aber diese Anerkennung ist nur eine ganz allgemeine, und an einzelnen Werken will man oft nicht das Geringste lobenswerth finden, obgleich man zugeben muß, daß sie das Publikum anzuziehen vermögen. Diejenigen, die es noch unternehmen, eigenthümliche Operntexte für deutsche Komponisten zu schreiben, täuschen sich gewöhnlich über ihr Verhältniß zu denselben. Sind es Dichter, die sich wohl die und da schon versucht haben, so legen sie einen ganz besondern Werth auf die Ausarbeitung der Verse und bedenken nicht, daß der Komponist den kunstvollsten Versbau zerstört durch seine Wiederholungen, Ritornelle und Zwischenspiele. Sind es Neulinge, so klammern sie sich an irgend etwas schon Dagewesenes an, wovon sich nachweisen läßt, daß es gefallen habe, und suchen etwas Aehnliches hervorzubringen. Daher diese Jäger-Chöre, Jungfernkränze, Wolfsschluchten, die lange noch nach der Erscheinung des Freischützen, unsern jungen Dichtern und Komponisten nicht aus dem Kopfe wollten und in den verschiedensten Verhältnissen und Beziehungen wiederkehrten. Es ist nicht zu leugnen, daß der gegebene Text, das Stück, das Buch, wie man es in der Kunstsprache nennt, sehr wesentlich zum Beifalle der Oper mitwirkt. Selbst Mozart's herrlichste Musik konnte Così fan tutte nicht allgemein beliebt werden lassen. Aber was ist es nun eigentlich, das ein Opernbuch acceptabel erscheinen läßt? Die Worte? Die Verse? Keineswegs! Die Situation ist es allein. Musikalische Situationen zu erfinden, ist die einzige Aufgabe, welche der Operndichter zu lösen hat. Die Worte, welche den singenden Personen nothwendig in den Mund gelegt werden, müssen so einfach als möglich seyn, aber sehr charakteristisch und deutlich die Situation erklären. Jeder poetische Schmuck, den der Dichter beifügt, ist überflüssig und störend; er raubt dem Tonsetzer von seinem Rechte, dem es allein zusteht, seine Poesie hier geltend zu machen. Und welcher Dichter, und stände ihm der höchste Wohlklang seiner Sprache zu Gebote, dürfte es wagen, den Wettkampf mit den Akkorden des Tonsetzers zu bestehen? Zu den vielen Verschrobenheiten Müllner's gehörte auch die, daß er glaubte, durch seine einfältigen, holperigen Trochäen und Reimereien, der Musik einen Gnadenstoß zu geben und durch seine Trauerspiele die Oper zu verdrängen, mit einem Worte: durch Müllner Mozart überflüssig zu machen. Seine prosaische Natur hatte keine Idee von dem Wesen der Musik.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 41. Montag, 20. April 1835.

Opern und Singspiele.

Von August Lewald.

(Schluß.)

Nur das Stück, von der Musik durchdrungen und umgeben, bildet erst die Oper; Eines oder das Andere für sich allein betrachtet, kann nicht so genannt werden. Wir haben nur wenig echtdeutsche Opern, welche ganz diesen Namen verdienen, und so Manches, worauf wir gern stolz seyn möchten, ist nicht eigentlich hieher zu zählen. In dieser Angelegenheit ist unser Publikum kein kompetenter Richter. Ich will ihm nicht eben zum Vorwurfe machen, daß es sich nicht immer von dem Neuen gleich hinreißen ließ, und stutzig wurde, wenn ihm das Ueberraschende entgegentrat; daß es aber Mozart lange verkannte und gegen Beethoven Abneigung blicken ließ, ist eben so wahr als betrübend. Don Juan und die Hochzeit des Figaro gefielen bei ihrem Erscheinen in Deutschland nicht allgemein; Titus ward langweilig befunden und Fidelio war ein Horreur. Das sind Thatsachen. Der Enthusiasmus der Fremden steckte unsere Landsleute erst an, und die Bewunderung Mozarts und Beethovens flog uns wie eine musikalische Grippe aus Frankreich und Italien zu. Während uns einst der Trompetenmarsch im Brennus entzückte, verschlossen wir unser Ohr der Klage des Orpheus: Che farò senza Euridice! der wehmüthigsten Klage, die je vernommen wurde. Und Reichard und Gluck! Sie haben Beide nunmehr ihren Platz erhalten.

Was so eigentlich auf einmal elektrisch wirkte in Deutschland, ist bald hergezählt. Es sind Werke, dem Anscheine nach der verschiedensten Art, obgleich man bei näherer Betrachtung daraus leicht unsern eigenthümlichsten Geschmack wird abstrahiren können. Es ist die Zauberflöte, das Donauweibchen, die Schweizerfamilie, der Freischütz. Eine jede dieser Opern führte ein großes Heer von Nachahmungen herbei, die alle zu Gunsten kamen und eine gute Weile mit den Vorbildern fortlebten. Ich nenne den Spiegel von Arkadien, das Labyrinth, Dämona, das Hökerweibchen und eine Unzahl anderer Teufeleien, den Augenarzt, das Waisenhaus und endlich die vielen Milchgeschwister des Freischützen, die wohl zum Theil noch ihr Wesen treiben. Der Zeitraum, worin diese Werke entstanden sind, umfaßt mehr als dreißig Jahre, eine ganze Generation. Es kann daher nicht von einer vorübergehenden Neigung, von einer Manie die Rede seyn. Dieser Geschmack ist dem Deutschen angeboren und kann auch bei andern

Gelegenheiten nachgewieſen werden. Und was iſt's, was ſo mächtig anzuziehen im Stande war? Zuerſt alſo das Geheimnißvolle, zweitens das Volksthümliche, hier eine Miſchung von ſentimentalem Zauberweſen und grellpoſſenhaften Elementen, drittens das Reinſentimentale, Weinerliche, viertens endlich alles dieſes, mit Ausnahme des Poſſenhaften, in höchſter Potenz. Wäre der Freiſchütz an der Donau entſtanden, ſo würde dieſe kräftige, beliebte Würze gewiß nicht gemangelt haben, an der Elbe trat eine neckiſche Heiterkeit an ihre Stelle, die gar keinen Eindruck machte. Weber ſah den Fehler ein und ließ dafür als Erſatz eine barocke Wildheit in ſeiner Partitur Platz greifen, welche dafür entſchädigte. Hieraus mögen aber unſere Dichter abnehmen, was ſie zu bringen haben, um dem Publikum zu gefallen, und wofür ſie auch beſtändig einen Komponiſten unter uns finden werden. Es iſt nur Schade, daß dieſe Leztern ſo ſehr nach falſchen Effekten daſchen und immer etwas anders zu ſeyn wünſchen, als ſie ihrer innern Natur nach ſeyn können.

Das Theater bedarf des Neuen und die Luſt nach Opern iſt überwiegend, da wir in dieſem Augenblicke mehr gute Sänger, als gute Schauſpieler haben. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß man bemüht iſt, die Werke der Italiener und Franzoſen, bei dem Mangel an guten eigenen, unſerer Scene zu adaptiren. Die ſchlechten, undeutſchen und matten Ueberſetzungen der beliebteſten Opern beweiſen aber hier wieder, wie wenig es auf die Worte ankomme, und daß die Erfindung der Situation neben der guten Muſik immer die Hauptſache bleibe.

1) Der Kerker zu Edimburg. Romantiſche Oper in drei Akten, von Scribe und Planard, überſ. von J. D. Anton. Muſik von Caraſa. Mainz, in der Hofmuſikhandlung von Schott's Söhnen, 1834.

Der Stoff iſt einem Romane von Walter Scott entlehnt, der ſich indeß nicht ſo gut, wie jener zur „weißen Frau auf Avenel", dazu herleihen wollte. Jedoch fehlt es auch hier nicht an intereſſanten Scenen, und die Handlung zeigt ſich dramatiſch belebt bis an's Ende. Für einen Komponiſten, der in des beliebten Boieldieus Fußtapfen treten wollte, wäre hier ein ſchönes Feld, um ſo mehr, da mit der Muſik von Caraſa, der dieſes Buch komponirte, in Deutſchland noch kein Verſuch gemacht wurde, ſie auch nie bei uns Eingang finden könnte. Hier wären ſchottiſche Anklänge und geheimnißvolle Momente, Wahnſinn, Feuersbrunſt, Schleichhändler, Hinrichtung, Mutterangſt und Liebesſeufzer! — Und Alles ſchon fertig! — Es dürfte lange dauern, bis ein deutſcher Operndichter dieſe trefflichen Ingredienzien eben ſo geſchickt zuſammengemiſcht hätte.

2) Das Heilmittel. Komiſche Oper in einem Aufzuge. Nach Scribe und Bayard, von J. D. Anton. Muſik von F. Herold. Mainz, bei Denſelben, 1833.

Eine Kleinigkeit, wobei Herolds Muſik wahrſcheinlich die Hauptſache iſt. Die Ueberſetzung iſt ganz beſonders ungelenk. Wir kennen die Schwierigkeiten bei der Unterlegung eines Singtextes, aber bei einiger Kenntniß der Eigenthümlichkeiten unſerer Sprache muß und kann Beſſeres geliefert werden. Es iſt übrigens eine engliſche Spleengeſchichte, eine Dame, die Furcht vor der Cholera hat und ähnliche leichte Waare.

3) Ludovico. Lyriſches Drama in zwei Aufzügen. Nach St. Georges von dem Freiherrn von Lichtenſtein. Muſik von Herold und Halevy. Mainz, bei Denſelben, 1834.

Ueberſpannte Situationen; jedoch für die Oper nicht verwerflich. Der zweite Akt iſt ſchwächer als der erſte, der Charakter des Korſikaners, Ludovico, gut gezeichnet. Der Schluß mit dem Gebete und den aus dem Verſteck anlegenden Soldaten hat zu große Aehnlichkeit mit dem allbekannten Fra Diavolo. Die Ueberſetzung iſt mißlungen. Während der Kompoſition des erſten Aktes ſtarb der liebenswürdige Herold und Halevy übernahm es, die Oper zu beenden.

4) Der Zweikampf. Oper in drei Aufzügen. Nach Planard von dem Freiherrn von Lichtenſtein. Muſik von Herold. Mainz, bei Denſelben, 1833.

Dieſe Oper iſt durch Vermittelung der hübſchen Muſik Herolds faſt auf alle Bühnen gekommen und daher bekannt genug. Die „Pré-aux-clercs" iſt ein romantiſches Revier, wohin vor einiger Zeit die modernen Dichter Frankreichs gern ihre Romane und Theaterſtücke verlegten; jezt iſt auch dies ſchon aus der Mode gekommen und man hat ſich von dem Mittelalterlichen wieder der modernen Sentimentalität zugewendet. Der Stoff zu dieſer Oper iſt übrigens nicht ausgezeichnet.

5) Guſtav, oder der Maskenball. Große Oper in fünf Aufzügen, mit Ballet, nach Scribe von dem Freiherrn von Lichtenſtein. Muſik von Auber. Mainz, bei Denſelben, 1833.

Die Effekte ſind hier bei den Haaren herbeigezogen, wie z. B. die Zuſammenkunft des Königs mit der Gattin

Anlarströms unter dem Galgen. Der Ball iſt gewiß in dieſer Oper das Bedeutſamſte und hat auch ihr Glück in Paris gemacht, welches viel ſagen will, da dort die Bälle auf dem Theater zu den abgedroſchenſten Effekten gehören und eher Spott als Bewunderung hervorrufen. Aber dieſer „Maskenball“ machte eine ſo glänzende Ausnahme, daß es eine Zeitlang zum Tone gehörte, den Galopp auf dem Theater mitzumachen, und daher vor Anfang des fünften Aktes ſich viele Logen des erſten Ranges leerten. Aber man mußte ſehr vornehm ſeyn, wollte man dieſer Ehre theilhaft werden. Welche verkehrte Welt! Die Damen der vornehmen Kaſte ſezten etwas darin, vor dem Publikum hinter der Noblet und Montefſû herzugaloppiren, ſie — die unter andern Umſtänden keinen Abend mit ihnen in derſelben Geſellſchaft zubringen würden.

6) Der Gott und die Bayadere. Oper mit Ballet und Pantomime in zwei Aufzügen, nach Scribe vom Freiherrn von Lichtenſtein. Muſik von Auber. Mainz, bei Denſelben, 1831.

Nachdem die Stumme von Portici, durch die liebliche Noblet dargeſtellt, ſo großen Beifall in Paris erhalten hatte, war es natürlich, daß noch ein Verſuch mit einer Stummen in der Oper gemacht wurde. Man ging weiter und fügte der Pantomime den Tanz hinzu, um die Noblet in ihrem Glanze zu zeigen. Dies Paroli gelang aber nicht ſo vollkommen. Es war ein Zwitterding von Oper und Ballet entſtanden, das nicht in dem Maße anſprechen wollte, als man es erwartet hatte. Der Stoff hat einige Aehnlichkeit mit Goethe's Ballade, und behandelt nichts Geringeres, als eine Menſchwerdung Brama's. Ein ſchwelgeriſcher Oberrichter und andere Trivialitäten ſind hineingemiſcht und tragen nichts dazu bei, das Stück zu beleben, das an Längen leidet. Auch auf deutſchen Theatern wurde die Darſtellung verſucht, ohne den Succeß der Stummen im Entfernteſten zu erreichen.

7) Andreas Hofer. Große Oper mit Ballet in vier Aufzügen, nach dem Inhalt einer engliſchen Oper gleichen Namens von Planché, zur beibehaltenen Muſik von Roſſini zu Wilhelm Tell, für die deutſche Bühne bearbeitet und eingerichtet von dem Freiherrn von Lichtenſtein. Mainz, bei Denſelben, 1831.

Wir haben den Titel mit diplomatiſcher Treue abgeſchrieben, um Niemand Unrecht zu thun und an ſeinem Eigenthume zu ſchmälern. Wie wir das ziemlich verworrene Zeug begriffen haben, ſo hat der Freiherr von Lichtenſtein in Berlin ein Opernbuch aus London genommen und es akkomodiet, daß es unter eine Partitur aus Paris unterlegt werden konnte, um in Berlin aufgeführt zu werden. Ein wunderlich mühſeliges Beginnen! — Man ſpricht Roſſini zwar Charakteriſtik ab, aber ein größerer Affront iſt ihm wohl nie widerfahren, als da man die Muſik zum Wilhelm Tell dem Hofer anheftete; den Pater Haspinger wie Werner Stauffacher, und einen franzöſiſchen Obriſt wie Geßler ſingen ließ. Es iſt die unſinnigſte Verirrung in theatraliſchen Geſchmacksangelegenheiten, eine Verſündigung an einem hiſtoriſchen Charakter und an einem muſikaliſchen Kunſtwerke. Dies Zeug iſt nur in Berlin verſucht worden und nach Recht und Billigkeit durchgefallen, während Roſſinis Tell, eins ſeiner vorzüglichſten Werke, noch immer die Zierde unſers Opern-Repertoirs bildet.

8) Vaudevilles und Luſtſpiele, von Louis Angely. Zunächſt für die Theater zu Berlin. Dritter Band. Berlin, bei Cosmar und Krauſe, 1834.

a) Der Stellvertreter, nach Scribe und Carmouche, in einem Akt.

Wahrſcheinlich ein Vaudeville, woraus Herr Angely ein Luſtſpiel gemacht hat. Darin hat er nicht Unrecht, die Vaudevilles dieſer Art werden ſich bei uns nie einbürgern, denn es gehört ein ganz eigener Stoff dazu, den wir mit kleinen pikanten Liedern uns durchweben laſſen möchten. Darauf verſteht ſich Herr Angely, wie er ſo oft ſchon bewieſen hat. Dieſer Stellvertreter aber iſt eine Kleinigkeit voll Unwahrſcheinlichkeiten, die nicht verdient hätte, überſezt zu werden. Man findet oft viel beſſere Sachen, aber dieſe Herren greifen vorzugsweiſe nach ſolchen, worin einige Verrücktheit und Uebertreibung herrſcht, weil ſowohl die Direktionen, als auch die Schauſpieler mit beſonderer Neigung dies zur Darſtellung bringen.

b) Der Unglücksgefährte, nach Théaulon in einem Akt.

Das Stück iſt nicht deutſch und auch nicht franzöſiſch; es iſt nur ſchlecht überſezt. Eine junge Dame beſucht junge Leute im Schulden-Gefängniß zu München; ſie bringt eine Carta bianca des Gläubigers, worin der Name desjenigen auszufüllen iſt, der nach Danzig zum Oheim reiſen ſoll; ſie hat einen Prozeß, dieſe Dame, und Einer von den jungen Leuten will mit begeiſterter Beredſamkeit für ſie plaidiren. Dies alles, und dazu Danzig und München — in welchem nothwendigen Verhältniß ſteht das zu einander? Es klingt wie ein Mährchen! Das Gefängniß iſt offenbar St. Pelagie; die Gefangenen gehen aus und ein in die Kanzlei; die Leute

handeln wie Franzosen; Duell, Park, Kaffeehäuser; in Deutschland — in München — ist kein wahres Wort daran. Und das soll ein Lustspiel für uns vorstellen!

c) Die doppelt Verheiratheten, nach Scribe in einem Akt.

Diese Geschichten soll man nicht übersetzen, und thut man es dennoch, so muß man sie sich in Frankreich zutragen lassen. Das wird unter uns sehr heruntergezogen und leidet dabei an den größten Unwahrscheinlichkeiten.

d) Die Schneider-Mamsells. Vaudeville in einem Akt.

Dies ist Angelys Feld; in diesen Lokalisirungen ist er sehr glücklich, eben so in der Wahl der Melodien. Die heitere Kleinigkeit ist fast auf allen Bühnen mit Glück gegeben worden. Seite 45 schildert uns Felix die Herrlichkeiten und Vergnügungen Berlins in einem langen Liede, die sich größtentheils auf Cichorien-Kaffee, Weißbier, Spargel mit Hühnern und Pökelfleisch mit Erbsen beschränken. Aber Weißbier bleibt dennoch der Gott des Tages.

e) Der Dachdecker. Komische Gemälde in fünf Rahmen, nach dem Französischen.

Rasch und gut gespielt muß dieses leicht hingeworfene Stück Beifall finden. Ein Einfall, nichts weiter; aber so sind die Sachen, welche den Leuten auf den Boulevards alle Abende Vergnügen und Unterhaltung gewähren.

f) Der hundertjährige Greis, oder die Familie Rüstig. Liederspiel in einem Akt.

Eine angenehme Kleinigkeit, heiter und rührend zugleich. Die Rolle des alten Philipp Rüstig ist sehr wirksam für den Darsteller. Auf dem Titel macht Herr Angely die Anzeige, daß die meisten und namhaftesten Bühnen Deutschlands, wie Aachen, Bremen, Hamburg, Frankfurt am Main, Weimar u. a. noch, dieses Stück zwar gegeben, es sich aber auf unrechtmäßigem Wege zu verschaffen gewußt haben, wie auch die meisten seiner andern dramatischen Arbeiten. Diese Unredlichkeit, verbunden mit dem Unverstand und Dünkel, die an den meisten Bühnen das Scepter führen, sind es eben, welche manches Talent davon zurückscheuchen, seine Thätigkeit der dramatischen Schriftstellerei zuzuwenden. Es mag als Maßstab dienen, daß die Bühnenleitungen gegen Angely so verfahren, dem sie doch schon so großen baaren Gewinn durch die sieben Mädchen in Uniform, das Fest der Handwerker u. s. w. zu verdanken hatten, und der noch fortwährend bemüht ist, die Lücken des Repertoirs auf ziemlich geschickte Weise auszufüllen.

10) Die Franzosen in Algier. Liederspiel in einem Akte, von Thielmann. Musik von J. Köhler. Mainz, in der S. Müller'schen Buchhandlung, 1831.

Wahrscheinlich französischen Ursprungs; für deutsche Bühnen ganz unpassend. Die Musik scheint gut gewählt zu seyn. Diese Sachen sollten nur dann gedruckt werden, nachdem sie aufgeführt wurden. Warum das Papier damit verderben?

11) Die Fürstin von Grenada, oder der Zauberblick. Große Zauberoper mit Tanz, Pantomime und Tableaux in fünf Aufzügen. Musik von J. C. Lobe.

Das schmeckt ziemlich stark nach der Provinz! möchte man bei solchem pompbasten Titel ausrufen. Und große Zauberoper! Der Name große Oper, wie nun einmal diese Benennung von Paris aus uns zugekommen ist, gebührt nur solchen, die ganz in Recitativen geschrieben sind. Hier wird aber zwischen den Musikstücken gesprochen. Der Text scheint von einem Musiker gemacht worden zu seyn; dies erkennt man leicht am Scenarium und an den hüpfenden, stets wechselnden Rhythmen. Ich will nicht so boshaft seyn, auch die häufigen Sprachfehler zu diesen Merkmalen zu zählen. Das Ganze ist ein sinnloses Mährchen; Einzelheiten darin erinnern an Oberon, Freischütz, Euryanthe. Ob die Musik auch Plagiate enthält, wissen wir nicht. Wir bedürfen so sehr guter, deutscher Operntexte, aber Niemand will sich dazu verstehen, diesem Mangel auf die rechte Weise abzuhelfen.

Eine neue Ausgabe des Koran.

Corani textus arabicus, ad fidem librorum manuscriptorum et impressorum etc. recensuit indicesque addidit Dr. Gustavus Fluegel. Lipsiae, typis et sumtibus Tauchnitii, 1834.

Ein schönes Denkmal deutscher Typographie, überaus reinlich auf sehr gutem Papier abgedruckt und ein Pendant zu den noch zierlicheren persischen Drucken, die Herr Joseph von Hammer in Wien veranstaltet hat,

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 42. Freitag, 24. April 1835.

Fremde Werke über Deutschland.

1) Notices politiques et littéraires sur l'Allemagne, par M. Saint-Marc Girardin. Paris, Prevost-Crocius, 1835. Preis 7 Fr.

Der Deutsche war bisher immer so bescheiden, daß er keinen Anspruch darauf machte, von andern Nationen geachtet zu seyn, und er hatte nicht einmal so viel Selbstgefühl, sich kräftig genug gegen Verachtung zu verwahren. Dies setzt voraus, daß er jedes Lob mit Dank annehmen werde. Auch ist der Deutsche sehr human und mehr als irgend Jemand in der Welt geneigt, Verdienste des Gegners anzuerkennen, und so namentlich über den Vorzügen, welche die französische Nation in so vieler Hinsicht auszeichnen, das Unrecht zu vergessen, was uns die Franzosen zugefügt haben.

Einem solchen gutmüthigen und toleranten Volke nun, wie dem deutschen, scheint ein Werk, wie das vorliegende, worin die Deutschen sehr gelobt und zu dauernder Freundschaft mit den Franzosen auf's herzlichste eingeladen werden, gar wohl zusagen zu müssen. Gleichwohl gesteht Referent, auf die Gefahr hin, der einzige Mürrische zu seyn, daß ihm das Buch mißbehagt hat.

Das Lob dieser reisenden Franzosen, die, ohne unsere Sprache zu verstehen, flüchtig von Hauptstadt zu Hauptstadt eilen, sich von französisch-redenden Deutschen bekomplimentiren lassen und hie und da ihr Durcheinander von Notizen aufschnappen, — das Lob dieser Leute, sage ich, scheint mir sehr wenig werth zu seyn. Es wird uns immer nur unter zwei Gesichtspunkten zugetheilt, nämlich man betrachtet uns als ein so eben erst entdecktes wildes Volk, etwa wie die Neuseeländer, und erstaunt und gibt uns seinen Beifall zu erkennen, daß wir nicht bloß Menschenfresser sind, sondern auch einige Kunstfertigkeiten besitzen; oder man betrachtet uns als ein alterthümliches, längst untergegangenes Kulturvolk, etwa wie die alten Aegypter, und erstaunt über die Mumien und Ruinen unseres Mittelalters.

Ich finde in diesen französischen Entdeckungsreisen etwas ungemein Beleidigendes für unsern Nationalstolz. Seit zwei Jahrtausenden lebt der Gallier mit dem Deutschen nachbarlich beisammen, und nun stellt sich der Erstere an, als ob er eben erst diese Nachbarschaft entdeckte, lorgnetirt den guten alten Bekannten wie ein wildfremdes Wunderthier und macht ihm ein Kompliment über seine Entstehung, denn so lange uns die Franzosen nicht bemerken wollten, existirten wir auch nicht. Die guten Nachbarn! Wir hatten zwar die Ehre, von ihnen

geplündert zu werden, aber sie haben uns das Geld aus der Tasche geraubt, ohne uns zu bemerken. Seit Jahrhunderten sahen wir ihre Armeen in Deutschland, und erst vor zwanzig Jahren verbluteten hunderttausend Franzosen auf deutschem Boden, um Saaten zu düngen, die sie nicht ernten werden. Sind denn aber damals alle jene Räuber gefallen, die Frankreich uns zusandte, daß keiner sich mehr des schönen Deutschland erinnert und daß die französischen Gelehrten es erst wieder entdecken müssen?

Herr Saint-Marc Girardin versichert uns gleich auf der ersten Seite seiner Liebe. Aber, mein Herr, dies ist die erste Liebe nicht, die Frankreich für uns im Herzen trägt. Wir wissen uns mehrerer Gelegenheiten zu erinnern, wo diese französische Zärtlichkeit uns theuer zu stehen kam. Wir sind daher auch etwas vorsichtig, diese Liebe zu acceptiren. Vormals liebtet ihr unsere Provinzen, unsere Reichthümer, um sie uns wegzunehmen, unsere Söhne, um sie unter eure Regimenter zu stecken. Jezt behauptet ihr, unseren Geist, unsere Literatur zu bewundern, und doch könnt ihr euren Eigennutz nicht verbergen, denn ihr tragt uns euer Bündniß an. In welcher Absicht? Ihr habt uns nicht eher die Hand zur Versöhnung gereicht, nicht eher von einer Association et union de la France et de l'Allemagne gesprochen, als bis ihr Scheu vor etwas bekommen habt, das in uns schlummert, wie das Pulver in der Mine, wie das Feuer im Hekla oder wie der Stolz in einer edeln Nation. So lange ihr uns nicht gefürchtet habt, habt ihr uns verachtet, und es hat leider lange genug gedauert.

Herr Saint-Marc Girardin würde besser gethan haben, seiner Liebe ein aufrichtiges Bekenntniß des Unrechts voranzuschicken, das Frankreich an uns begangen hat, um unser Gedächtniß zu versöhnen, bevor er an unser Herz anklopft. Aber die französische Nation begeht so wenig, als der Papst, je ein Unrecht, und was immer für Frankreichs Ruhm geschehen kann, das müssen sich ja wohl alle andern Völker gefallen lassen. Daran zweifelt ein Franzose niemals. Seine Eitelkeit ist noch größer als sein Egoismus. Er legt andern Nationen nicht bloß, wie etwa der Engländer, Opfer auf, sondern er sezt noch dazu voraus, er thue ihnen damit eine Ehre an, oder die Sache verstehe sich ganz von selbst.

Gleich hinter der Liebeserklärung folgt der Vorschlag zu einer politischen Ehe. Der Verfasser sieht es ernstlich auf eine Union zwischen Deutschland und Frankreich ab. Und warum? weil er fürchtet und laut verkündet, wir tendirten nach unserer Einheit. Die Furcht davor hat ihn so verwirrt gemacht, daß er in eine ganz falsche Ideenverbindung geräth. Er will sagen, wenn diese große deutsche Nation vollkommen einig wäre, so dürfte es sehr wünschenswerth für Frankreich seyn, sie zur Freundin und nicht zur Feindin zu haben; aber er sagt, damit Frankreich sich nicht zu fürchten brauche, müsse Deutschland, sey es Deutschlands Beruf (vocation), diese Allianz einzugehn. Man sieht: wie viele Säcke voll Philosophie der Verfasser auch aus Deutschland mitgenommen hat, die Logik hat er doch liegen gelassen.

Wenn sich nicht solche Fragen der ernstesten Art, wenn sich nicht die Erinnerungen an die ganze frühere Politik Frankreichs gegen unser armes Vaterland bei einem Werke, wie das vorliegende, gebieterisch aufdrängten, würden wir gern das beleidigte Nationalgefühl schweigen lassen, würden wir gern dem geschiedenen Gast einen freundlichen Gruß nachwinken.

Uebrigens wirft er seine Notizen sehr durcheinander, und nirgends ist darin eine Konsequenz zu finden. Nachdem er eben den Orakelspruch gethan, Deutschland gehe seiner Einheit unaufhaltsam entgegen, beweist er gleich darauf, daß die Interessen und Neigungen und Kapacitäten der deutschen Staaten und Stämme durchaus verschieden seyen, und daß das deutsche Volk nichts weniger als revolutionär sey, weil die jungen Weltverbesserer, sobald sie ein Aemtchen und eine Frau bekämen, zu schwärmen aufhörten. Nun sollte man die „unvermeidliche" Einheit durch einen äußeren Einfluß, etwa durch eine französische Eroberung, erwarten, aber der Verfasser preist es als eine der ehrwürdigsten Eigenschaften unsers Vaterlandes an, daß es sich nie habe völlig erobern oder von Fremden besitzen lassen. Auch gedenkt er mit großen Lobeserhebungen unserer reichen Literatur und besonders unserer Poesie und Philosophie; was er aber davon mittheilt, sind wahre Brosamen. Welche Widersprüche! Eine prosaische Uebersetzung des Liedes: „Was ist des Deutschen Vaterland?" und der Lützow'schen wilden Jagd soll unsere Lyrik charakterisiren. Neben einem Fragment des Nibelungenliedes finden wir eine lange Augsburger Legende, dergleichen es auch in Frankreich genug gibt, und sogar eine lange Abhandlung aus dem Saxo Grammatikus über Hamlet und einige andere nordische Sachen. Darunter eine Skizze der neuesten Schweizergeschichte, eine lange Novelle von Hoffmann, eine sehr dürftige Skizze der neuern deutschen Philosophie und einen nur 3 Seiten langen Artikel über die deutsche Literatur und Goethe, worin die alte Dummheit wiederholt wird, die Literatur sey eine Monarchie und Goethe der Monarch. Der Titel „Notizen" entschuldigt freilich diesen Misch-Masch, doch hätte ein Mann wie Saint-Marc Girardin wohl ein reicheres und zusammenhängenderes Werk über Deutschland schreiben können.

2) Belgien und West-Deutschland im Jahr 1833, von Mistreß Trollope. Aus dem Englischen durch Otto von Czarnowski. Zwei Bände. Aachen und Leipzig, Mayer, 1834.

Auch in diesem Werke wird uns ein großes Lob gespendet, und von einem englischen Munde muß es uns noch ein wenig süßer klingen, als von einem französischen; denn wenn die Franzosen uns zuweilen durch Schmeicheleien dupirt haben, so waren die Engländer bisher immer sicher, denselben Zweck durch brutales Brusquiren zu erreichen, und wir haben ihnen in der That in demselben Maaß mehr den Hof gemacht, in dem sie uns über die Achsel ansehen. Das ausschweifende Lob der Mistreß Trollope hört inzwischen auf, uns zu überraschen, sobald wir inne werden, welchem zufälligen Umstande wir es verdanken. Die gute Mistreß schwärmt nämlich ein wenig für jene Behaglichkeiten des Daseyns, die durch Alles, was gebieterische Bewegung heißt, nothwendig gestört werden. Sie sucht das Land, wo man gut lebt und liebt, ohne zu politisiren, und, um es noch näher zu bezeichnen, das Land, wo man noch gute und treue Dienstboten findet. Ihr Unstern leitete sie früher nach Nordamerika, wo sie in dieser Beziehung eine wahre Hölle fand, daher sie auch in der Beschreibung ihrer Reise durch die überseeischen Staaten ihre Feder eben so sehr in Galle taucht, als sie sie bei der Schilderung unseres, über so viel Lob erröthenden deutschen Vaterlandes in Honig zu tauchen scheint. Weil sie, vom äußersten Westen ausgehend, noch nicht weiter nach Osten vordrang, glaubt sie, ihr ersehntes sociales Ideal schon am deutschen Rhein gefunden zu haben. Dies beweist uns, wie viel ihr Lob noch von unserm Verdienst übertroffen wird, denn in mancher Beziehung spendet die freundliche Donaunymphe des Behaglichen noch mehr, als der ernste alte Vater Rhein, dessen Weine zuweilen den Kopf erhitzen.

Sollte Mistreß Trollope uns in einem gar so rosenfarbenen Lichte gesehen haben, und dürften wir auch in dem, was ihr gar zu weicher und zärtlicher Pinsel hingemalt hat, unser Porträt nicht ganz wiedererkennen, so nehmen wir doch diese süßen Nebensachen gern von einer Dame an, die sich übrigens als die Repräsentantin einer großen Nation zu betragen weiß, indem sie unsere ehemalige Größe anerkennt und einen ehrwürdigen Geist herauf beschwört. Sie spricht vom Sarge Karls des Großen in Aachen: „Dieser schöne Sarkophag wird noch gezeigt, doch von dem berühmten Todten ist keine Spur mehr darin zu finden. Man glaubt, daß die Knochen, welche man als heilige Reliquien betrachtete, nach und nach fortgenommen wurden, nur ein einziges gerettetes Fragment soll in dem Gewölbe, aus welchem der Körper genommen war, wieder beerdigt worden seyn. Auf dem großen Stein, der dieses Gewölbe verschließt und der sich gerade unter dem Mittelpunkt des Doms befindet, stehen die Worte: Carolo Magno. Der Küster des Doms, welcher uns umher führte, erzählte mir, er habe Napoleon und Josephine in jeden Theil des Gebäudes begleitet, welches sie, wie er sagte, mit einem bedeutenden Gefolge des Generalstabes besuchten. Als Napoleon die oben angeführten Worte las, zog er sich von dem, durch diese Inschrift geheiligten Stein zurück, und nachdem er ihn einige Augenblicke betrachtet, ging er langsam rund um denselben, ohne ihn zu betreten, die Augen stets auf den verehrten Namen geheftet. Es war etwas sehr Auffallendes in seinem Blick, sagte der Mann, aber eben so lächerlich erschien die Gleichgültigkeit, mit welcher seine Offiziere ihm folgten und zwar den Stein zu betreten vermieden, ohne jedoch im Geringsten seine Gefühle zu theilen."

Um dieser einzigen Stelle willen verzeihen wir ihr Alles, was sie sonst zu unserm Lobe gesagt hat.

Wenn sie selbst jünger wäre, könnte sie unsern jungen Studenten ein wenig die Köpfe verrücken (sofern seit Hegels Tode wieder etwas zu verrücken ist); denn nie hat eine Dame dieser bescheidenen Jugend so viel Liebkosendes gesagt. Nur in Einem Punkt ist sie unzufrieden. „Es ist wirklich traurig, sagt sie, diese schönen jungen Männer, deren Aeußeres oft so viel Geist und Bildung verspricht, beständig mit der qualmenden Pfeife in der Hand zu sehen. Wäre es doch möglich, ihrer Eitelkeit wenigstens begreiflich zu machen, wie sehr der Eindruck ihrer Persönlichkeit dadurch verlieren muß! In ihrem Alter wäre es so leicht, der fatalen Gewohnheit noch zu entsagen! Ich habe wirklich oft, aus Mitleiden, gewünscht, daß auch die Damen rauchen möchten. Der Kontrast — die Ungerechtigkeit, möchte ich sagen — ist wirklich zu schreiend. Es ist grausam, diese zarten, süßen Geschöpfe den Qualen auszusetzen, welche der erstickende und betäubende Tabaksdampf nothwendig ihnen verursachen muß."

Da das Morgenblatt schon Auszüge aus dem Original gegeben hat, ersparen wir uns hier weitere Mittheilungen aus der Uebersetzung und machen nur noch auf folgende Stelle über das Preußische Unterrichtssystem aufmerksam. „Jenes in seinen glücklichen Erfolgen bereits so ergiebige System hat die Aufmerksamkeit von ganz Europa erregt, und England wird in diesem wichtigen Regierungszweige, wie es heißt, dem wohlthätigen Absolutismus Preußens folgen. Gewiß könnte es auch keinen bessern Weg einschlagen, doch möge es nicht bloß den einen Theil dieses ungemein mächtigen Hebels in Wirkungsthätigkeit setzen, während der andere,

von dem die ganze Zweckmäßigkeit der Bewegung abhängt, vernachläßigt wird. Wehe dem Politiker, der das Lesenlernen durch die Gewalt des Gesetzes erzwingt, während er absichtlich oder aus Parteien-Geist die unbeschränkte Preßfreiheit befördert, durch welche jede Dorfschenke mit Läſterung und Verrätherei erfüllt wird! Er wage nicht, das reine und heilige Streben Preußens nachzuahmen und den Segen wissenschaftlicher Bildung überall zu verbreiten, bevor er nicht die Quellen derselben gereinigt hat. Derjenige, dem es am besten gelingt, in England die Kunde des Lesens allgemein zu machen, während der verderbliche Einfluß jenes pestartigen Uebels noch gestattet wird, hat eine größere Sünde zu verantworten, als wenn er Alle aus einem Strome zu trinken nöthigte, von dem er wüßte, daß er vergiftet sey. In Preußen ist die Unbeflecktheit alles dessen, was die Presse verläßt, so sehr in das Nationalgefühl verwebt worden, daß, wenn die väterliche Aufsicht über dieselbe entzogen würde, es dennoch, wie man mir versicherte, lange dauern würde, bis das Laster kühn genug seyn möchte, ein Organ zu wählen, welches sich so lange rein erhalten hatte. Schande würde den Buchhändler verfolgen und schnelle Gerechtigkeit den böewilligen Verfasser, welche die heilige, durch den König dem Volke gegebene Bürgschaft verkennen wollten, daß die Sünde nicht Frucht jener Erkenntniß seyn soll, die der Staat selbst zu verbreiten für zweckmäßig hält."

Von unserer Literatur spricht die Verfasserin wenig oder nichts. Es genügt ihr, unser sociales und politisches Leben zu betrachten. Auch scheint ihr der Cicisbeo gefehlt zu haben, dem wir die jezt wenig mehr gelesene, damals aber klassische Schrift der Madame Staël-Holstein verdanken. Sie folgt nur ihren eignen Eingebungen, und ihr Vorurtheil für uns ist so günstig, daß sie auch unsere Literatur, so viel immer Leeres darin ist, gutmüthig für voll nimmt.

Dichtkunst.

Dichtungen von Ernst Georg von Brunnow. Dresden und Leipzig, Arnold, 1833.

Den Anfang machen Romanzen, in denen sich der Verfasser nicht ganz frei von Nachahmung gehalten hat. Wenn man einen Schluß liest, wie folgenden:

Der tritt aus der zitternden Menge hervor
Und männlich zum Werke schreitet,
Und höher klimmt er, und höher empor,
Und nimmer der Fuß ihm entgleitet;
Wie die Gemse von Klippe zu Klippe springt
So Liga von Stein zu Steine sich schwingt,
Als wäre der Pfad ihm bereitet!
Und steht auf der Zinne! da bringt den Pokal
Der Thurmwart mit perlendem Weine;
Voll Neugier harret Alles im Thal,
Wen Liga wohl nenne die seine?
Er greifet den Becher und hält ihn empor,
Und laut und vernehmlich zu jedem Ohr
Ertönet die Stimme, die reine:

„Die Herzogin trag' ich in glühender Brust,
„Vernehmt es mit Schauder und Beben.
„Der Tod nur tilget die frevelnde Lust,
„Magst, Heilige, du mir vergeben!"
Und blicket hinunter zur grausenden Kluft,
Und stürzt sich hinab in die felsige Gruft,
Und endet das liebende Leben!

so wird man doch gar zu sehr an Schiller erinnert. Auch folgende Ode an den Frühling:

Auferweckend tönt dein Werde
Durch der Fluren öden Raum,
Grün bekleidet sich die Erde,
Grün des Waldes nackter Baum!
Keime, die im Tiefen lagen,
Steigen an das Licht empor,
Aus zersprengten Knospen ragen
Tausend Blumenkronen vor!

Keine soll der Tod behalten,
Der das Leben kalt umfing,
Alles soll sich neu gestalten,
Wo der Lebensvolle ging!
Breitet euch, ihr grünen Matten,
Breitet euch dem Herrscher aus,
Bäume, wölbet eure Schatten
Ihm zum hohen Tempelhaus!

Holder, komm zum Wellenbade,
Komm zum Quell, krystallenrein;
Lang' entbehrte die Najade,
Hauch' ihr Lieb' und Leben ein!
Jubelvolle Nachtigallen
Feiert eures Königs Glück,
Lasset Frühlings Ruhm erschallen,
Der die Liebe führt zurück!

Auch diese schönen klangvollen Verse verrathen deutlich Schillers Schule. Dasselbe gilt von den Distichen und Hexametern. Dagegen fällt der Dichter einigemal derb aus jenen hohen Regionen des Wohlklangs herab, z. B. in folgenden Versen:

Willkommen, Herder, Schiller, Goethe,
Gluck, Mozart, Rauch und Thorwaldsen;
Willkommen jede Morgenröthe,
Willkommen jede Künstlersonn!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 44. Mittwoch, 29. April 1835.

Werke über Asien.

1) Die Erdkunde von Asien von Karl Ritter. Zweiter und dritter Band. Dritter und vierter Theil der allgemeinen Erdkunde. Zweite stark vermehrte Ausgabe. Berlin, Reimer, 1833 und 1834.

Wie ein ungeheures, aus den ewigen Gebirgen abgesprengtes Felsstück von Konglomerat liegt dieses riesenhafte Werk in der Sandfläche der Literatur da. Nur deutscher Fleiß vermochte diese unermeßliche Mannichfaltigkeit von Notizen zu bewältigen und zusammenzuzwingen. Es gehört eine ganz eigenthümliche Ausdauer und noch mehr Resignation dazu, einen solchen Torso zu entwerfen, der unendliche Mühe kostet und von dem man doch weiß, daß man ihn nicht vollenden kann. Schon in der zweiten Auflage hat sich der Verfasser selbst zu den wichtigsten Umarbeitungen und Zusätzen veranlaßt gesehn, wie bald wird nun aber auch diese zweite Arbeit hinter den mit Riesenschritten voraneilenden neuen Forschungen und Entdeckungen in Asien zurückbleiben. Herr Ritter weiß es, und doch ermüdet er nicht und begnügt sich mit dem bescheidenen, aber schönen Verdienst, das bereits so hoch angeschwollene und in bunter Verwirrung daliegende Material sortirt und eine klare Uebersicht vorbereitet zu haben.

Er geht von dem richtigen Grundsatz aus, daß Geschichte und Natur, Volk und Land zusammengewachsen seyen, und so unternimmt er, uns ein Bild der Länder zu entwerfen, wobei von den astronomischen und geognostischen Verhältnissen bis zu den sittlichen und artistischen herab kein charakteristischer Zug übergangen seyn soll. Es ist eine Geographie, politische und Kulturgeschichte zugleich. Doch ist nicht zu leugnen, daß es wohl wenige Leser gibt, die alle diese Beziehungen auf gleiche Weise interessirt, und diese werden durch die große Mannichfaltigkeit derselben auf dem langen Wege durch die dicken Bände des Werkes etwas entmuthigt. Diesen sey es nur zum Nachschlagen empfohlen; Leser aber, die den Weg nicht scheuen und sich von den Zuständen Asiens auf eine möglichst vollständige Weise unterrichten wollen, werden hier die reichste Befriedigung finden, und die erhabenen Gegenstände und der reizende Wechsel, der den ganzen langen Weg durch die asiatische Erdkunde auszeichnet, wird ihnen die Mühe vergessen machen. Sie werden das wunderbare Himalaya-Gebirge in seiner ganzen Pracht erblicken, umringt von uralten Tempeln und tausendfachen heiligen Erinnerungen; sie werden im schönsten Thal der Erde die Blume sehn, deren Abbild das Volk von Kaschmir den kostbaren Shawls einwebt,

die der galante Lenzgeist weit herüberweht, um sich an den weißen Nacken einer Europäerin zu schmiegen; sie werden die ungeheuren, nur von Vögeln bewohnten Felsenufer des Baikalsees staunend umwandern und dem schnellfüßigen Roß des Mongolen durch die Salzwüsten folgen zu den buntscheckigen Millionen des himmlischen Reichs, zur schweigenden Hofstätte des heiligen Kindes in Tibet, zum frommen Hindu unterm Banianenbaum, zum bis an die Zähne gepanzerten Tartar und zum klugen Perser, der emsig in den Sternen forscht, wann der rohe Russe seinem Reich ein Ende machen wird.

Es ist eben so unmöglich, den Reichthum dieses Werkes kurz zusammenzufassen, als ihn durch Auszüge zu charakterisiren, denn der Werth des Ganzen besteht eben in der scharfen Auffassung von hunderttausend Einzelheiten, die alle gleich sehr zum Ganzen gehören.

Da der Zweck des Werks zunächst ein geographischer ist, so darf es nicht Wunder nehmen, daß der Verfasser so große Sorgfalt auf die kritische Ausmittelung der Entfernungen und gegenseitigen Lagen der aus bisher unbekannten Gegenden hervortretenden Lokalitäten gewendet. Der Leser, der diese Ausmittelungen nicht als sein Fach betrachtet, wünscht oft mehr von den Alterthümern, von den Mythen, örtlichen Sagen und Sitten zu erfahren, bei deren Anführung der Verfasser ökonomischer verfahren ist. Es wäre vielleicht nicht unzweckmäßig gewesen, die Kritik von der eigentlichen Beschreibung und das Geographische vom Historischen etwas mehr zu scheiden, und dann hätte dem Leztern auch noch eine größere Vollständigkeit gegeben werden können, wenigstens wäre aus der großen Zahl von Reisebeschreibungen noch mancher pikante Zug aufzunehmen gewesen.

2) Missionar Gützlaff's ausführlicher Bericht von seinem dreijährigen Aufenthalt in Siam und seiner Reise längs der Küste von China bis nach Mantschu-Tartarei. Nach dem zu Canton in China gedruckten englischen Original übersezt. Mit einer gedrängten Lebensgeschichte Gützlaff's. Elberfeld, Hassel, 1834. S. 120.

Es ruht kein rechter Segen auf den Missionsversuchen des spätern Christenthums. Die Kreuzzüge, die Bekehrungen der Indianer mit spanischer Inquisition und großen Hunden, die Dragonaden ꝛc. finden ihre historische Erklärung nur als die Karrikatur der frühern apostolischen Bekehrungen, denn nichts geschieht in der Welt Großes und Schönes, dem nicht sein Afterbild, seine Verzerrung folgte. Die neuern Missionen der Protestanten, Dissenters, Herrnhuter ꝛc. sind nun allerdings als eine Reaktion des apostolischen Geistes zu betrachten, allein diese Reaktion trägt, wie die ganze Reformation, aus der sie hervorgegangen, einen zu rigoristischen Charakter, als daß nicht aus dem Konflikt der strengen und pedantischen Zeloten, die durch unsere überbildeten und lastervollen Hauptstädte an Gedanken der Buße und Strafe gewöhnt sind, mit den wilden Naturvölkern, mit den Südseeinsulanern, auf die jene rigoristischen Begriffe nun ganz und gar nicht anzuwenden sind, etwas höchst Unerfreuliches entstehn müßte. Wie kommen jene naiven Kinder der tropischen Sonne auf Otahaiti ꝛc. dazu, all dem finstern Zorn unterworfen zu werden und all die üble Laune ausbaden zu müssen, welche die Missionäre in London gesammelt haben?

Natürlicher sind die Bekehrungsversuche unter Bevölkerungen, die ungefähr eben so zahlreich, verbildet und lasterhaft sind, als die europäischen Christen, und bei denen jener hohle Ton der Bußpredigten und Drohungen mit den himmlischen Gerichten vielleicht noch besser anschlägt, als in Europa, weil das Christenthum überhaupt noch den Reiz der Neuheit für sie hat. Allein die Erfahrung bestätigt die Voraussetzung nicht, denn nirgends hat man sich dem Christenthum hartnäckiger entgegengesezt, als gerade im Süden und Osten Asiens. Die Ursache liegt nicht in der verstockten Böswilligkeit jener Völker, sie liegt offenbar nur in der fehlerhaften Methode, welche die Missionäre befolgen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich vermuthe, jene uralten Völker Indiens und Chinas könne man nur vermittelst der christlichen Philosophie und Mystik, mit einem Wort vermittelst des schärfsten und feinsten Denkens für das Christenthum gewinnen; in derselben Weise, wie man früher die nordischen Barbaren nur durch die äußere Werkthätigkeit, durch Ascetik und Kirchenpomp dafür gewinnen konnte. Alle Philosopheme der griechischen Kirche waren auf die rohen Abendländer anwendbar, und gerade sie würden die größte Wirkung bei jenen denkenden Völkern Ostasiens hervorbringen. Umgekehrt wirkte die Buße, das Einsiedler- und Mönchsleben, die Weltentsagung mächtig auf die Abendländer, und gerade diese Dinge machen nicht den mindesten Eindruck auf die Indier oder Chinesen, weil diese schon der Büßer genug haben. Darum schlägt auch das Bußpredigen der protestantischen Missionäre und Pietisten bei ihnen nicht an, weil die tiefen und schönen Wahrheiten einer christlichen Philosophie nicht unmittelbar daran geknüpft sind. Vergebens sagen uns die Pietisten, in den Textesworten der Bibel liege mehr Weisheit, als in allen davon abstrahirten Philosophien, und die Bildersprache der Bibel sey selbst so orientalisch, daß sie Orientalen auch am besten zusagen müssen. Dem ist nicht so. Jenen Asiaten ist die Abstraktion unentbehrlich, und von Confutius bis auf Dschellaleddin ist es erwiesen, daß ja die edelsten

Geister unter den Orientalen sich aus dem Wust der mythologischen Bilder und des mit Symbolen überladenen Götzendienstes in die reinste Abstraktion flüchten.

Obgleich Herr Gützlaff unermüdlich schafft und hofft, so gesteht er doch, daß er eigentlich nichts ausrichtet. Auch verschweigt er nicht, daß die Achtung, die man für das Christenthum hegt, mit der Furcht vor den Engländern gleichen Schritt halte. Er sagt: „Bei unserer Ankunft in Siam verbreitete unsere Erscheinung einen allgemeinen Schrecken. Aus den Prophezeiungen der Bücher von Bali war es erkennbar, daß eine gewisse Religion aus dem Westen (Europa) über den Budhismus die Oberhand bekommen würde, und da nun die Bekenner einer westlichen Religion (die Engländer) einen Theil des birmanischen Reichs erobert hätten: so vermuthete das Volk, daß deren religiöse Grundsätze auch in Siam siegen würden. Diese Furcht verminderte sich zwar allmählich, wurde jedoch bald von Neuem erweckt, und zwar durch gewisse nach Bancock gebrachte Traktate, welche Missionar Judson geschrieben hat, und worin versichert wurde, daß das Evangelium bald über alle falsche Religionen triumphiren würde. Man wollte den genauen Zeitpunkt erforschen, wann dies geschehen würde. Die Stellen der heiligen Schrift, welche wir zur Bestätigung des großen endlichen Siegs des Reiches Christi anführten, wurden mit Ernst erwogen, aber nur wenige Bedenklichkeiten aus dem Wege geräumt. Um diese Zeit waren die Siamesen ängstlich und begierig, zu erfahren, welche Partei die Engländer in dem Kriege zwischen ihnen und dem Königreiche Queda nehmen würden, und als der König erfuhr, daß sie sich neutral und ganz unparteiisch halten würden, rief er aus: „Nun sehe ich endlich, daß in dem Christenthum etwas Wahres ist, woran ich früher sehr zweifelte!“ — Diese günstige Meinung des Fürsten machte das Volk sehr wohlgesinnt gegen uns; so daß wir zu Personen von verschiedenem Range und beiden Geschlechtern Zutritt erlangten.“ Gleichwohl sezt er bald darauf hinzu: „Es ist auffallend, daß in Siam immer nur wenige Proselyten gemacht sind, während in allen Ländern, wo Römisch-Katholische Eingang fanden, ihre Proselyten zahlreich waren. Jezt besteht ihre Heerde nur aus einer geringen Anzahl, und das sind meistens Abkömmlinge der eben erwähnten Portugiesen, welche die kambodjesische und siamesische Sprache reden. Zu Bancock haben sie vier Kirchen, zu Chantibun eine, und kürzlich ist zu Jutaya, der vormaligen Hauptstadt, eine gestiftet. Diese Unbedeutendheit würde nichts schaden, wenn nur diese Wenigen wahrhaft durch den heiligen Geist zum Heilande bekehrt wären; allein diese Veränderung des Herzens und Lebens darzustellen, scheint leider nie der Zweck jener geistlichen Führer, noch das Verlangen ihrer Nachfolger gewesen zu seyn. Ich bedauere den Zustand solcher Menschen, die den Christennamen so herabwürdigen, und möchte herzlich wünschen, daß nie auch nur ein Proselyt dieser Art gemacht wäre. — Die Arbeit protestantischer Missionäre in diesem Lande war bis jezt nur vorbereitend und beginnend.“

Gleiche Klagen erhebt er in Betreff Chinas und schiebt vielleicht mit Unrecht die Schuld auf die Jesuiten. Auch andere christliche Glaubensgenossen würden in diesem Reiche nichts ausgerichtet haben, und was die Jesuiten eine Zeitlang wirklich erreichten, spricht eher für, als gegen sie. Herr Gützlaff läßt es die Chinesen schwer fühlen, daß sie keine Christen werden wollen. Er urtheilt über sie: „Aber wie elend auch ihr gegenwärtiger Zustand seyn mag: ihre Aussichten für die Ewigkeit sind noch viel beklagenswerther. Wenn sie in ihrem Leben unglücklich sind, so zittern sie doch, in die Ewigkeit zu gehen, von der sie sehr verwirrte Vorstellungen haben. Sie mißtrauen Gott, der über die Meere herrscht; sie beleidigen ihre Eltern, die ihnen das Leben schenkten; sie sind feindselig gegen einander und ganz gleichgültig in Betreff der Zukunft, rühmen sich ihrer Schande, und erröthen nicht, wenn man sie überzeugt, daß sie Diener des bösen Geistes sind.“ Zu solchen Aeußerungen veranlaßten ihn die Rohheiten der chinesischen Matrosen auf dem Schiffe, mit dem er die Küsten befuhr. Sie machten es ihm freilich arg, und der arme Mann kam oft sehr in's Gedränge, besonders wenn die öffentlichen Frauen in großer Zahl auf das Schiff kamen und der fromme Missionär dann mitten unter den Scenen des sechsten Lasters mit aufgehobenen Händen wie der weise Bias zum Himmel flehte: O sieh nicht, daß ich unter ihnen bin!

Er schildert seine Bekehrungsversuche sehr anschaulich: „Einmal hatte sich eine starke Partei gegen mich gebildet, die meine Handlungen als Missionär mißbilligte. Meine Bücher, sagten sie, hätte man zu Tientsin nicht nöthig, man fände dort ja Priester genug, und die hätten schon lange hinlängliche Sorge für das Volk getragen. Und was die ärztliche Hülfe beträfe, so gäbe es Hunderte von Doktoren, die sich gerne mit der Sorge für die Armen und Kranken bemühen würden, ehe sie es mir erlaubten. Außerdem gaben sie alle ihre Furcht zu erkennen, daß ich in die Hände der Betrüger fallen möchte, welche durch ganz China sehr zahlreich sind. Als ich ihnen jedoch sagte, daß ich als Diner von Shang-te (dem obersten Regierer) handelte und den Zorn der Menschen nicht fürchtete: so hielten sie sich still. Indem ich mich auf ihren sittenlosen Lebenswandel berief, ward es mir leicht, alle ihre Einwürfe zu entkräften. — „Wenn ihr,“ sagte ich dann, „wirklich unter

dem Einfluſſe der kräftigen Geſetze des himmliſchen Reiches lebt, wie ihr alle verſichert: warum üben dieſe Geſetze denn einen ſo geringen Einfluß auf eure gottloſen Leidenſchaften aus, während das Evangelium ſeine echten Bekenner vor Untugend und Schlechtigkeit bewahret? — Sie antworteten: „Wir ſind in der That Sünder und Alle unfehlbar verloren.“ — „Aber,“ fragte ich, „habt ihr nie die Bücher geleſen, welche ich euch gab, die euch verſichern, daß Jeſus für die Welt geſtorben iſt?“ — „Ja, wir haben es gethan; aber wir finden, daß ſie Vieles enthalten, was nicht mit der Wahrheit ſtimmt.“ — Um ihnen zu beweiſen, daß ſie Unrecht hätten, nahm ich eins von den Bibelbüchern und nahm einen Theil davon Vers für Vers mit ihnen durch, indem ich ihnen zeigte ꝛc. ꝛc.“ Was aber war das Reſultat? Mitten unter ſeinen Belehrungen trat eine Windſtille ein. „Die Matroſen, die gern weiter wollten, ſammelten unter einander etwas Goldpapier, falteten es in die Form einer Junk und ließen dies, nachdem ſie eine Art von Umzug gehalten hatten, in See treiben, erlangten aber durch dieſe abergläubige Ceremonie keine Veränderung des Wetters.“ Und ſo ging es ihm überall. Man hörte ihn wohl an, nahm die Bücher, die er austheilte, aber das Chriſtenthum hat darum in China noch keine beſſern Wurzeln gefaßt.

Dichtkunſt.

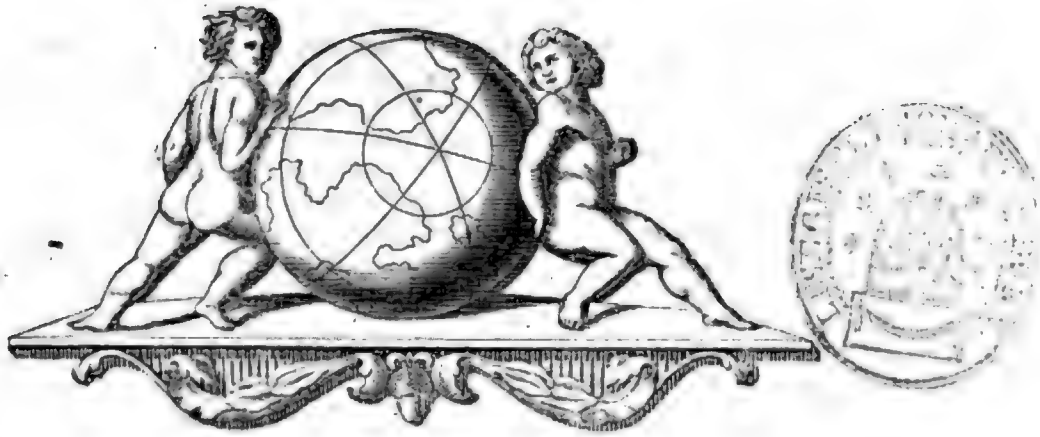
1) Opferflammen auf des Vaterlands Weihaltar. Von Benjamin Dietz. Straßburg, Levrault, 1834.

Dieſe Gedichte ſind urſprünglich deutſch geſchrieben, ſie ſind keine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen, und doch verſteht Herr Dietz unter dem Vaterlande, auf deſſen Weihaltar er ſeine Opferflammen lodern läßt, nicht das Land ſeiner Mutterſprache, ſondern Frankreich. Ein deutſcher Dichter beſingt in deutſchen Verſen ſein Vaterland und dieſes Vaterland iſt nicht Deutſchland. Braucht es mehr, um unſere tiefſte Verachtung zu erwecken? Wir haben oft den Hohn der Franzoſen ertragen müſſen. Nun wohl, es ſind Franzoſen, es ſind unſere Erbfeinde, ſie haben ein Recht, ſich zu freuen, wenn ſie uns unterdrücken können. Wir wundern uns darüber nicht. Aber das iſt entſetzlich, daß Deutſche, die durch ſchändliche Liſt und Gewalt unter die franzöſiſche Herrſchaft gebracht worden ſind, ſich ſofort ohne alles Bedenken für Franzoſen nicht nur ausgeben, ſondern ſogar halten und in deutſcher Zunge ein fremdes Vaterland preiſen. Eine ſolche Niederträchtigkeit iſt in der Geſchichte der Völker unerhört. Noch nie war ein Volk in ſeiner Selbſtachtung ſo tief geſunken. Dieſer Elſäßer Poet hat jedes Gefühl für Scham verloren, es fällt ihm gar nicht ein, welche furchtbare Schmach er auf den deutſchen Namen häuft, indem er in deutſcher Zunge ſein franzöſiſches Vaterland preiſt. Eine Menge Elſäßer haben ſich im Dienſt der franzöſiſchen Republik und Napoleons Ruhm erworben. Dieſer Ruhm war in Wahrheit eine Schande, denn ſie ſtritten, geborne Deutſche, gegen Deutſchland. Aber ſie verleugneten wenigſtens ihre Nationalität, ſie hatten ſo viel Takt, wenigſtens nur franzöſiſch ſprechen, leben und ſeyn zu wollen. Man kann ihnen ihr Verbrechen gegen das Vaterland verzeihen, weil ſie Schicklichkeitsgefühl genug hatten, dieſe Verbrechen unter dem Namen von Franzoſen zu begehn. Aber dieſer Elſäßer Poet unterſteht ſich, als Deutſcher in deutſcher Sprache von ſeinem Vaterlande zu ſprechen, und dieſes Vaterland iſt Frankreich! Eine ſolche Dummheit iſt unerhört, iſt nie dageweſen, und wir würden ſie gern nur lächerlich finden, wenn ſie uns nicht als eine Selbſtentehrung der Nation erzürnen müßte. Wie muß ein echter Franzoſe lachen, wenn er die ſervile Kriecherei ſolcher Deutſchen ſieht, die ſich ihm gern anwettern möchten. Aber eben weil der Franzoſe darüber lachen kann, ſollten wir darüber weinen, oder, da weinen weibiſch wäre, zürnen.

2) Buch der Küſſe, von Ernſt Willkomm. Leipzig, Berger, 1834. S. 76.

Wer hier etwas im Geſchmack des Joh. Secundus erwartet, wird ſich getäuſcht finden. Es handelt ſich nur von Sonnen-, Blumen-, Engel-, Vater-, Mutter-, Schweſter-, Freundes-, Segens-, Weihe-, Lenzes-, Lichtes-, Sternen-, Andachts-, Geiſter-Küſſen ꝛc. und keineswegs von eigentlichen Küſſen. Deßhalb dürfte der Name auch nicht glücklich gewählt ſeyn. Wer küßt, ſoll eben küſſen, wer möchte dabei an Andacht, Glauben, Sonne, Mond und Sterne oder gar an die körperlichen Geiſter denken? Oder wer an dieſe Dinge denkt, ſoll das Küſſen bleiben laſſen. Nächſt einer abgeſtandenen, kaltgewordenen Fleiſchbrühſuppe weiß ich mir nichts ſo Niederſchlagendes für einen guten Appetit, als jene pretiöſen Geiſtesküſſe, die, wie ein geiſtreicher Dichter ſagt, die unangenehme Empfindung in uns erwecken, wie wenn wir einen Brief ſiegeln wollen und das Siegellack iſt ſchon kalt geworden, bevor wir das Petſchaft darauf drücken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 45. Freitag, 1. Mai 1835.

Werke über Asien.

3) Reise auf dem kaspischen Meere und in den Kaukasus, in den Jahren 1825—1826 von Dr. Eduard Eichwald. Erster Band mit Kupfern und Karten. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1834.

Der Verfasser, Kollegienrath und Professor zu Wilna, reiste auf Kosten der Regierung, um die schon so zahlreichen Bestrebungen deutscher, in Rußland angestellter Gelehrten (Pallas, Gmelin, Müller, Ledebur, Parrot ꝛc.) durch neue Untersuchungen zu bereichern. Sein Zweck war, das kaspische Meer einmal systematisch zu erforschen, und er wurde dabei von seiner Gattin begleitet, zum Beweise, mit welcher Sicherheit man jezt schon in diesen Gegenden ist.

Auf dem Wege nach dem Meere besuchte Dr. Eichwald die deutschen Kolonien im Saraſtoff'schen Gouvernement. Sie umfassen 102 Dörfer mit 42,000 männlichen Seelen, befinden sich aber in nicht sehr glücklichen Umständen. — Von Astrachan macht der Verfasser eine gefällige Beschreibung. Hier beobachtete er eine kleine Niederlassung von Indiern, die sich des Handels wegen so weit hergewagt haben, und deren Götzendienst ihn besonders interessirte. Die Treue der benachbarten Kirgisen und Truchmenen rühmt er nicht besonders; sie sollen keinen Anstand nehmen, russische Transporte wegzufangen, obgleich sie dem Selbstherrscher huldigen. Als eine eigenthümlich schöne Erscheinung werden die durchsichtig rosenfarbenen Salzseen geschildert, deren Farbe von salsola herbacea herrührt, die am Boden der Seen wächst.

Der Verfasser beschreibt nun, am kaspischen Meer angelangt, dessen Ufer systematisch und zwar in Bezug auf die Beschaffenheit des Sees, auf die geognostischen, botanischen, zoologischen Verhältnisse, auf Topographie, Völkerkunde und Geschichte.

Eine Probe aus dem kleinen Kriege der Russen im Kaukasus, die Ermordung des Generals Grekoff. „Ein Mullah der Tschetschenzen tritt zu ihm in's Zimmer, um mit ihm im Namen seines Volks zu sprechen. Grekoff fragt ihn, warum sein Volk auf's Neue Mord und Unruhe angefangen. Der Tschetschenze antwortet, weil ihn der General selbst beleidigt habe und sein Volk sehr gedrückt werde. Grekoff erwidert darauf unwillig: ich werde dich hängen lassen, wenn du solche Lügen sagst. Kaum sind die Worte ausgesprochen, so stürzt der Tschetschenze mit einem Dolch, den er im Busen verborgen hatte, auf ihn und verwundet ihn tödtlich in die Brust. Auf sein Geschrei treten gleich

andere Offiziere und auch Liſſanewitſch in's Zimmer; gleich fällt der Tſchetſchenze über dieſen her, und ein Dolchſtich in den Unterleib ſtürzt auch ihn zu Boden. Selbſt einen Obriſten und noch zwei andere Offiziere verwundet dieſer raſende Mullah, doch nicht tödtlich, ehe es den ruſſiſchen Soldaten gelang, ihn ſelbſt niederzuhauen. — Man kann denken, welche Gefühle dieſe Nachricht in Tiflis verbreiten mußte. General Jermoloff ſtellte ſich, wie wir ſpäterhin hörten, gleich ſelbſt an die Spitze ſeiner Truppen und drang ſo weit in's Gebirge der Tſchetſchenzen hinein, wie es vor ihm Niemanden gelungen war. Er hielt ſich neun Monate bei ihnen auf, vorzüglich an den Flüſſen Argun und Sundha, wo er alle Dörfer der Tſchetſchenzen verbrannte und die hauptſächlichſten Aufrührer mit dem Tode beſtrafte. So gelang es ihm wieder, dies Volk zu bändigen und ihnen den Eid der Treue abzunehmen."

Die erſte bedeutende Merkwürdigkeit am kaſpiſchen Meere war die Stadt Derbend, an dem berühmten Paß, den eine uralte Mauer zuſperrt. Sie war einſt die ſtärkſte Feſtung der Perſer gegen Norden, jezt iſt ſie nur noch ein großer Markt für die perſiſchen Waaren. Da der Verfaſſer ſeine Gattin bei ſich hatte, fand dieſe ungehinderten Zutritt bei den mahamedaniſchen Frauen, und dieſem Umſtande verdanken wir manche anziehende Sittenſchilderung.

In der Nähe von Baku beſuchte der Verfaſſer die berühmten Naphthaquellen, die noch jezt dem alten Feuerdienſt geweiht ſind. „Nordwärts von der Stadt, etwa 12 Werſt von ihr, befindet ſich auf der abſcheronſchen Halbinſel das berühmte ewige Feuer, 1¼ Werſt von den weißen Naphthagruben zwiſchen den Dörfern Sſarachani und Emir Hadehan. Wir fuhren Abends hin. Schon eine weite Strecke vorher, ehe man zu dem ewigen Feuer gelangt, bemerkt man es aus der Ferne, — ein ſeltenes Schauſpiel der Nacht! Man unterſcheidet vier Hauptflammen in der Dunkelheit, und je näher man kommt, deſto mehr kleinere Flämmchen ſieht man aus der Erde flimmern. Die vier Flammen ſteigen hoch in die Luft und erhellen die ganze nächtliche Gegend, die öde und verlaſſen daliegt. Endlich unterſcheidet man die hohe weiße Steinmauer und vier über ſie hervorragende Röhren, aus denen jene großen Flammen hervorbrechen; von der Mauer ſelbſt erheben ſich aus Röhren ähnliche Flammen, und neben ihr nach Außen ſteigen kleinere Flämmchen aus der Erde hervor. Man glaubt in der Nähe eines Feenſchloſſes zu ſeyn! Wir näherten uns dem Portal und traten nun — ein blendender Anblick! — in einen ſtark erhellten, geräumigen Hof, in deſſen Mitte ſich eine viereckige Halle mit vier Röhrenpfeilern erhebt, aus denen die großen Flammen hervorbrechen; zur kleinen Halle führen einige Stufen empor, und oben an ihrer Decke hängt eine Glocke; am Boden deſſelben brennt eine Flamme, ſo wie rings um ſie eine Menge ähnlicher Flammen im Kalkſteinboden. Dadurch entſteht ein Feuer, das den Ankommenden eben ſo ſehr überraſcht, als blendet. Ringsher bemerkt man an den innern Wänden der Mauer die Zellen der Indier, deren einer uns gleich beim Eintritt empfing. Faſt nackt, nur mit einem Schurz zur Bedeckung ſeiner Blöße und mit einem weißen Turban auf dem Kopfe verſehen, trat er aus ſeiner Zelle, langſamen Ganges, blieb dann wieder ſtehen, faltete ſeine Hände, ehrfurchtsvoll vor ſeinem Feuergotte ſich verneigend, und wiederholte unaufhörlich in indiſcher Sprache dieſe Worte: Rahma erhalte den Herrſcher Rußlands!" In einer ſehr ausführlichen Unterſuchung über die Natur der Naphta wird ſodann nachgewieſen, daß dieſelbe aus der unterirdiſchen Zerſetzung des Seewaſſers entſtehe: „Am Ateſch-gah bei Baku iſt alſo die unverſiegbare Quelle des ewigen Feuers in der allmähligen, fortdauernden Zerſetzung des Waſſers begründet, wodurch das Waſſerſtoffgas Zeit gewinnt, durch die feinern Spalten der Erdrinde allmählich in die Höhe zu ſteigen und ſo mit der atmoſphäriſchen Luft vermiſcht überall da ſich zu entzünden, wo man ihm eine Flamme annähert." Merkwürdig iſt auch, daß die Feueranbeter in Ateſch-gah nicht Guebern oder Perſer, ſondern Hindu ſind, die weit aus Indien als Wallfahrer und kraft eines Gelübdes herkommen.

Je mehr ſich der Verfaſſer dem Süden nähert, deſto mehr trat auch bei den Einwohnern der perſiſche Charakter hervor, und er wurde überall an Perſien erinnert, von Perſern unterhalten. Folgende Schilderungen ſind charakteriſtiſch: „Der (jezt verſtorbene) Schach ſelbſt iſt aus dem verachteten Chadſharenſtamme und wird daher ſelbſt nicht geliebt; denn Chadſharen ſtehen bei den Perſern in gleichen Ehren, als bei uns die Zigeuner. Selbſt die Miniſter ſpotten mitunter über die niedrige Herkunft des Schachs. Die Frauen des Schachs haben die Erlaubniß, in Teheran in jedes Haus zu gehen, und müſſen da gut aufgenommen und bewirthet werden. Gefällt ihnen dies oder jenes Hausgeräthe, eine Theetaſſe oder ein hübſcher Kaſten, ſo ſagen ſie es nur dem Schach, dieſer ſchickt ſofort darnach und läßt es für ſich fordern, was natürlich nie abgeſchlagen werden darf. Er iſt ſehr ſtreng im Beſtrafen der Verbrechen. Während der Anweſenheit des ruſſiſchen Konſuls Wazenko hatte man einen Dieb, der nur unbedeutende Dinge beim Schach geſtohlen hatte, ſo beſtraft, daß man ihm Hände und Füße abhieb und ihn lebendig in eine tiefe Gruft vergrub. Eine Hetäre des Schachs, über die eine andere geklagt hatte, wurde in eine Bombe geladen und ſo ausgeſchoſſen." Ueber die Armſeligkeit der Perſer drückt ſich der Verfaſſer eben ſo aus wie der lezte engliſche

Reiſende Fraſer: „Als vor einigen Jahren eine ruſſiſche Geſandtſchaft nach Teheran reiste, wurde ſie auf Befehl des Schachs zwar überall ſo gut als möglich aufgenommen, aber einen Tag wie den andern mit Hammelfleiſch bewirthet, während der perſiſche Geſandte ein Jahr vorher in Petersburg täglich die ſchönſte Tafel und die geſchmackvollſte Wohnung hatte; im Winter bekam er jeden Tag die ſchönſten Früchte des Südens. Der Schach hörte es ſpäter und wollte es ihm gar nicht glauben und ſogar ſeinen Geſandten für dieſe Windbeutelei, wie er es meinte, ſtrafen laſſen. Doch endlich glaubte er ihm. Und da er hörte, daß in Rußland dem Geſandten immer zwei Köche vorausfahren, um ihm ſeine Tafel zurechtzumachen, ſo wollte er es bei dem ruſſiſchen Geſandten auch nachahmen. Er gab ihm zwar ſeinen Koch mit, allein bei der größten Mühe und dem beſten Willen konnte er in den armſeligen, leeren Dörfern nichts Anderes als Hammelfleiſch auftreiben.“

Die Vergleichung der Perſer mit den Türken fällt durchaus zu Gunſten der leztern aus: „Die Perſer haben im Ganzen einen ſehr gefälligen Charakter; ſie werden nie etwas abſchlagen, doch nicht alle halten ihr Verſprechen; meiſt verſpricht ein Perſer Alles, was man von ihm fordert, doch wartet man beinahe immer vergebens auf die Erfüllung des Verſprechens. Sie thun es nicht, wenn ſie keinen Vortheil dabei haben. Die Türken verſprechen zwar aus einer ähnlichen Artigkeit Alles, doch halten ſie es, ſo viel es ihnen möglich iſt; oder ſagen mitunter gradezu, es ſey nicht möglich, — was ein Perſer nie ſagen wird. Dabei ſind die Türken viel reicher und begüterter als die Perſer. Welche Schätze ſieht man nicht in Konſtantinopel angeſammelt; wie viel Pracht herrſcht dort nicht im Pallaſte des Sultans! Und ſo wie der Sultan in ſeinem Harem die ſchönſten Weiber hat, ſo beſizt ſie auch jeder Türke in dem ſeinigen, meiſt Georgianerinnen oder Tſcherkeſſinnen, die oft für große Summen gekauft ſind. — Die Perſer ſind ein armes, träges Volk von niedrigen Geſinnungen, die nur zu betrügen verſtehen, während die Türken weit edler ſind; obgleich nicht viel gebildeter, zeigen ſie doch mehr Fortſchritte in der Kultur, als die Perſer.“

Dieſe Anführungen mögen genügen, das intereſſante Reiſewerk, in deſſen naturwiſſenſchaftliches Detail näher einzugehen hier nicht der Ort iſt, unſern Leſern zu empfehlen.

4) Extraits des historiens arabes, relatifs aux guerres des croisades etc., par M. Reinaud. A Paris, imprimerie royale. 532 S. in 8.

Wir leſen die Geſchichte der Kreuzzüge in den Werken der chriſtlichen Schriftſteller Wilken und Michaud — audiatur altera pars. Schon Wilken und Michaud benuzten zwar viele Berichte der Orientalen, der eine ſogar im Original, aber ſie benuzten ſie zu ihrem Zwecke, mehr oder weniger zur Ehre der Chriſtenheit; ihr Zweck war nicht, wie in einer neuen deutſchen Geſchichte der Türken, die Partei der Nicht-Chriſten zu ergreifen. Bei den Kreuzzügen geht es uns faſt wie bei dem puniſchen Kriege und dem deutſchen Freiheitskampfe, wir leſen bloß die Berichte der Gegner. Damit ſoll keine Rüge gegen die oben erwähnten Hiſtoriker ausgeſprochen werden; war es ihre Schuld, daß Herr Reinaud ſein Werk nicht früher herausgab?

Es iſt der Mühe werth, anzuſehn, wie der Muſelmann die Begebenheiten der Kreuzzüge betrachtet. Glücklicherweiſe ſtimmen die Orientalen in den Hauptſachen mit den Weſtländern in Bezug auf jene Kriege überein. Allein ſobald man die Hauptſachen einer Geſchichte genau kennt, wird man deſto neugieriger auf die Nebenſachen; ſtimmen darin die Orientalen mit den Schriftſtellern des Weſtens überein? Man hat ſchon im vorigen Jahrhundert angefangen, dieſe Frage zu unterſuchen. Dom Berthereau wurde von den Benediktinern beauftragt, die orientaliſchen Chroniken über die Kreuzzüge zu ſammeln. Die vorige Revolution kam dazwiſchen, und ehe die neueſte ausbrach, benuzte Herr Reinaud noch ſchnell die koſtbare Zeit, um die Vorarbeit Berthereau's zu verbeſſern und zu ergänzen. Er fügte Späterentdecktes und Eignes hinzu, ordnete das Ganze nach der Zeitfolge und erzählt die Biographie von etwa dreißig arabiſchen Schriftſtellern, die er benuzt hat. Darunter ſind denn einige Chriſten, allein die meiſten wandten ſich beim Gebet gen Mekka. Hierunter wiederum haben Manche ihre Materialien mit den Ohren geſammelt, ſolche Schriftſteller ſind gewöhnlich die kurzſichtigeren; viele jedoch mit den Augen, ſolchen leiht man am liebſten ſein Ohr. Und was die Hauptſache iſt, Kopf und Hand fügten ſelten eigene Bemerkungen hinzu; wer Geſchichte lieſt, dachten die guten Leute, der will erfahren, was geſchehen iſt, und nicht, was dem Erzähler nach hätte geſchehen ſollen. So berichten ſie uns, durch den Dolmetſcher Reinaud, eine Menge unbekannter Thatſachen, und damit ſich nicht Jeder die Mühe zu geben brauche, 532 Seiten anzuhören, wollen wir Einiges daraus mittheilen, was uns ziemlich unterhaltend dünkt.

Die Muſelmänner beſchreiben mit großer Offenherzigkeit — ihre Niederlagen. Einer erzählt: als die Franken 491 (1098 nach Chr.) 30,000 Mann gegen Aleppo ſandten, und vor Allem Antiochia bedrohten, ſey der Sohn Bagui-ſian's mit Verſtärkung nach lezterer Stadt geeilt und einer Abtheilung des chriſtlichen Heers begegnet, die, wiewohl viel geringer an Zahl, als ſeine

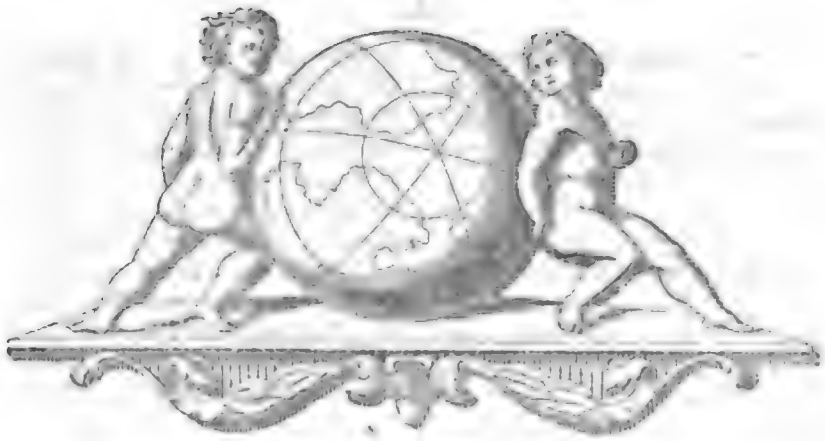
eigenen Truppen, leztere in die Flucht schlugen und bis zu den Pforten Aleppo's verfolgten. Gar manche europäische Zeitung, sogar offizielle, kann sich an dieser orientalischen Treuherzigkeit ein Beispiel nehmen.

Wer nicht wissen will, durch welche List Bohemund Antiochia nahm, braucht folgenden Paragraph meines Artikels nicht zu lesen. In dieser Stadt hatte nämlich ein Mensch den Beinamen Serrad (mit dem S will ich das Z ausdrücken), weil er Harnische fabrizirte, und diesem vertraute man einen Thurm an. Er will sich am erwähnten unglücklichen Vagui-sian rächen, der ihn um Hab und Gut gebracht, und schreibt, sagt der orientalische Historiker, an einen der Führer des christlichen Heers, Namens Bohemund: Ich bin in dem und dem Thurme und liefere dir Antiochia, wenn du mir erstens das Leben und zweitens das und das versprichst. Auf das geht denn Bohemund ein und hütet sich, den übrigen Führern ein Wörtchen vom Briefwechsel zu sagen. Das christliche Heer, berichtet unser Autor weiter, war von neun Führern befehligt: Godefroi, sein Bruder Balduin, Bohemund, Tancred, Schwestersohn Bohemund's, Raymund von Saint-Gilles und Andere. Bohemund versammelt sie und spricht: Wenn wir Antiochia nehmen, wer wird es beherrschen? Es entsteht ein heftiger Streit und Jeder will Herr in der Stadt seyn. Bohemund fährt fort: Jeder leite die Belagerung eine Woche lang; wer sie einnimmt, sey ihr Herr. Damit waren Alle zufrieden. Als die Reihe an Bohemund kam, warf der Harnischfabrikant den Soldaten dieses Fürsten ein Seil in die Hände. Es war in der Nacht am Donnerstag, den 1sten Redscheb (allein das sch wird hier wie ein französisches j ausgesprochen, und der damalige 1ste Redscheb fiel auf den Anfang Juni's, was nicht immer der Fall ist, da im orientalischen Kalender ein und derselbe Monat bald die Saat, bald die Ernte sieht). Sie ersteigen die Mauern; wer zuerst hinaufkömmt, hilft den Andern; als sie zahlreich genug waren, griffen sie die Schildwachen an und metzelten sie nieder. Auf diese Weise nahm Bohemund Antiochia ein. Es ist unmöglich zu beschreiben, erzählt immerhin der Muselmann weiter, wie viele Muselmänner an diesem Tage als Märtyrer starben.

Hundert Jahre später ereignete sich Folgendes: „Saladin zog (im Oktober 1187) mit seinen Truppen in Jerusalem ein. Es war ein festlicher Tag für die Muselmänner. Der Sultan ließ vor der Stadt ein Zelt errichten, um die Glückwünsche der Großen, der Emirs, Sofis und Rechtskundigen zu empfangen. Er saß mit bescheidener Miene und ernster Haltung; die Freude strahlte auf seinem Antlitz, denn er hoffte durch die Eroberung der heiligen Stadt große Ehre zu gewinnen. Die Pforten seines Zelts blieben für Jedermann offen und er spendete Wohlthaten von hohem Werth. Um ihn her waren die Leser, welche die Vorschriften des Gesetzes vortragen, die Dichter, welche Verse und Hymnen singen. Man las das Schreiben des Fürsten, welches die glückliche Begebenheit anzeigte; die Trompeten verkündeten die Nachricht; alle Augen vergossen Freudenthränen, alle Herzen erkannten im Erfolge eine Wohlthat Gottes; jeder Mund feierte das Lob des Herrn... Der Patriarch hatte allen Gold- und Silberschmuck, welcher das Grab Christi bedeckte, davon weggenommen. Als der Geschichtschreiber Emard-eddin diese Schätze forttragen sah, so sprach er zum Sultan: da sind Dinge, über zweimal hunderttausend Goldstücke an Werth; du hast den Christen ihre Habe zugesichert, nicht den Kirchenschmuck. Der Sultan entgegnete: wir wollen sie gewähren lassen, sonst beschuldigen sie uns der Unredlichkeit. Sie kennen nicht den wahren Sinn des Vertrags. Wir wollen ihnen Anlaß geben, die Trefflichkeit unseres Glaubens zu loben. In Folge dieser Antwort verlangte man vom Patriarchen nicht mehr als zehn Goldstücke, so viel wie von jedem Andern.

Wir lernen aus dem Buche des Herrn Reinaud, daß die Mohameder Anfangs den Christen erlaubten, ihr Gebet auf dem heiligen Grabe zu verrichten, und ihnen Schutz gewährten. Erst zu Ende des neunten Jahrhunderts begann der ägyptische Kalif Hakem, Sohn einer Christin und Neffe des Patriarchen von Jerusalem, den Christen Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Herr Reinaud citirt bei jeder Behauptung die Beweisstelle. Seine Abhandlungen sind in dieser Hinsicht dem Werke Conde's über die Araberherrschaft in Spanien vorzuziehen. Er vermeidet überdies den öfteren Gebrauch arabischer Wörter, die nicht Jedem verständlich sind: auch ohne arabisch zu studiren, wünschen sich heut zu Tage viele Gebildete mit der politischen und Kultur-Geschichte der entferntesten Länder, der verschollenen Nationen einigermaßen vertrauter zu machen, als dies durch gewöhnliche Handbücher geschehen kann. Für diese Leser bietet das Werk des gelehrten Herrn Reynaud, dessen 2 Bände über die orientalische Kunstsammlung des Herzogs von Blacas längst in Deutschland bekannt ist, eine belehrende Unterhaltung dar. Man sagt nicht mehr von solchen Büchern, wie Diderot: quis leget haec? nemo aut plures.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 46. Montag, 4. Mai 1835.

Werke über Asien.

5) Reise zum Ararat, von Prof. Dr. Friedrich Parrot. Mit 7 Kupfertafeln und 1 Karte. Zwei Theile. Berlin, Haude und Spener, 1834.

Unter den Auspicien des russischen Gouvernements unternahm Herr Parrot, Professor der Physik in Dorpat, diese schöne Reise. „Der Friede von Türkmantschai ward geschlossen, die Herrschaft des Christenthums bis über dem Araxes hin ausgedehnt, und der Ararat zum Marksteine von Rußland gegen Persien und die Türkei gemacht. Noch schwärmten aber die räuberischen Kurden nördlich und südlich um denselben her; da entbrannte der Krieg Rußlands gegen die Pforte; der russische Adler schwang sich über den Ararat hinaus, hielt das Paschalik von Bajased umfaßt und verscheuchte die unruhigen Schwärme. Jezt war es Zeit, die schlummernde Sehnsucht nach dem wundervollen Berge zu stillen, und ein günstiger Augenblick wog Zweck und Mittel der Reise passend gegen einander ab.“

Am 20. März 1829 verließ Herr Parrot mit mehreren Reisegefährten und allen nöthigen wissenschaftlichen Apparaten ausgerüstet Dorpat, und wandte sich gegen Süden. Unterwegs untersuchte er das Terrain zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere am Fuß des Kaukasus. „Ich habe in einem besondern wissenschaftlichen Aufsatze die Gründe dargelegt, aus welchen es wahrscheinlich ist, daß das schwarze und kaspische Meer einst in Verbindung gestanden, sich aber zu einer gewissen Epoche zurückgezogen und das niedrige Flachland hinterlassen haben, welches jezt noch von einer feinen Wasserader — dem Manetsch — als Ueberrest jener Verbindung fast von einem Meere bis zum andern durchzogen ist, in der Art, wie man oft, wenn nach anhaltenden Regengüssen das Wasser sich in zwei benachbarte Vertiefungen zurückzieht, noch solche Verbindungskanäle, und in diesen oft selbst Spuren von Strömung wahrnimmt.“ Dann spricht der Verfasser über Grusien und Tiflis und beklagt vorzüglich die der Civilisation auf dem Fuß folgende Entnationalisirung: „Was soll denn bei dem Kaufmann in Tiflis die steife Halsbinde zu dem morgenländischen Gewande? was statt des herkömmlichen Frauenschleiers bei den gefallsüchtigen Georgierinnen die französische Kapote? Warum muß an den Häusern in Tiflis das zweckmäßige wagrechte Dach aus Erde mit Kräutern bewachsen, welchem Tiflis das Glück dankt, von keiner Feuersbrunst zu wissen, obgleich auch dort heftige Gewitter eintreten und jährlich bei großer Hitze die dürren Gewächse des Daches selbst in prachtvoller Flamme auflodern — warum muß dieses südlich-mor-

genländische Dach, der Ort angenehmer Erholung und freundlicher Aussicht, — dem schrägen Ziegeldach des Nordens allmählich weichen? So wird der Georgier dereinst den gänzlichen Untergang georgischer Sitte unter dem Einflusse moderner Civilisation betrauern.“ In der Umgegend von Tiflis nahm Herr Parrot sehr ausführliche Messungen mit dem Barometer und Thermometer vor, und untersuchte zugleich die Eigenthümlichkeiten des grusischen Landbaues ꝛc.

Von Tiflis reiste Herr Parrot nach Armenien und zwar nach dessen Hauptkloster Etschmiadsin im Angesicht des Ararat. „Die hügliche Fläche, welche wir durchzogen, ist nur in der Nähe des Karpitschai (so heißt hier tatarisch der Abaran) bebaut und zeigt in der Ferne alte Burgen, Dörfer und armenische Klöster; aus ihr gelangten wir in das eigentliche Thal des Arares, eine 30 bis 40 Werst breite, wenig bebaute Ebene, welche von einigen armenischen und tatarischen Dörfern, besonders aber von Klöstern der armenischen Geistlichkeit belebt ist, zu denen auch das berühmte Kloster Etschmiadsin mit seinen Nebenklöstern und Dörfern gehört, der Sitz des Patriarchen, des heiligen Synods und der ganzen hohen Geistlichkeit armenischer Konfession, der Mittelpunkt, von welchem die Strahlen dieses Glaubens ausgehen, und welchem wieder aus allen Punkten der Erde, wohin er sich verbreitet hat, die Früchte der Dankbarkeit und der Verehrung in solchem Maße zuströmen, daß der Reichthum und der Glanz dieses obersten bischöflichen Sitzes dem des päpstlichen Stuhles zu Rom gegenüber wohl in Ehren bestehen möchte, wenn die Machthaber Persiens sich diese Fundgrube nicht von jeher zu Nutze gemacht hätten, um theils regelmäßige, theils von Umständen und Laune eingegebene Erpressungen zu machen, welche man sich gefallen ließ, vielleicht weil dadurch dem armenischen Glauben Duldung neben dem Islam verschafft und ein bei weitem besseres Loos bereitet wurde, als er in den türkischen Provinzen Klein-Asiens hat, wo die Armenier in der Ausübung ihrer Religion mancherlei Beschränkungen und Hindernisse erleiden, von denen sie unter persischer Oberherrschaft befreit sind. — Etschmiadsin liegt 2867 Pariser Fuß über dem schwarzen Meere, in dem großen Thale, welches dadurch gebildet ist, daß das Taurusgebirge Kleinasiens in der Gegend von Erzerum sich in zwei parallele Arme, einen nördlichen und einen südlichen, spaltet. Jener zieht sich von Erzerum, unter dem Namen Saganlüg, in einem großen Bogen um Kars, bildet eine mächtige Scheidewand zwischen dem Kur und Arares, und verliert sich in den Ebenen von Karabagh. In einer Entfernung von etwa 20 Werst gegen Ost befindet sich Erivan, und noch weiter liegen viele Dörfer und Klöster, unter welchen Chorvirab, das des heiligen Gregor, das angesehenste ist. Der große Ararat liegt 50 Werst von Etschmiadsin, und grade gegen Süden zwischen beiden, etwa 15 Werst südlich von Etschmiadsin, zieht sich der Arares mit ziemlich raschem Laufe in einem Bette von Thonschiefer und Kalkgerölle dahin, einen Steinwurf breit und an mehreren Stellen so seicht, daß man ohne Gefahr durchreiten kann. Die weite, ebene Thalsohle des Arares, in welcher Etschmiadsin liegt, bietet, die umliegenden Berge abgerechnet, dem Blicke wenig Erfreuliches dar, weil sie aller Baumvegetation beraubt ist, besonders im Sommer und Herbst, wo auch schon der Gras- und Kräuterwuchs durch Hitze und Dürre erstickt ist. Nur in den Klöstern und Dörfern pflanzt man Bäume, aber außer einigen Wallnußbäumen und italienischen Pappeln, auch fast nur solche, die schwach belaubt und mit haarigen Blättern versehen, des frischen, kühlen Ansehens ermangeln, nach welchem man sich so sehr sehnt. Diese Dörfer haben also nichts von dem, was die Zierde und den Reiz eines europäischen Dorfes ausmacht, sondern von einem Ende zum anderen, und vom Boden bis zum Dach von gleicher Beschaffenheit und Farbe mit dem Erdboden, erkennt man sie aus einer etwas nambaften Entfernung schon nicht mehr als Dörfer, und würde sie gewiß noch viel öfter übersehen, als es geschieht, wenn nicht einige Baumpflanzungen ihre Stelle von weitem bezeichneten; auch im Frühling, wenn der Boden seinen natürlichen grünen Teppich trägt, kann ein Dorf, aus lauter solchen schmutzig-grauen Häusern und Grenzmauern zusammengesetzt, wohl kaum einen anderen Eindruck machen, als den eines Schutthaufens.“

Im Kloster selbst wurde Herr Parrot sehr gastfreundlich aufgenommen und vom 93jährigen Patriarchen in vollem Ornat in der Mitte der Erzbischöfe und Archimandriten feierlich empfangen. In der Bibliothek fand er keine großen Schätze, doch bringt er über die Alterthümer Armeniens herbei, was er davon erkunden konnte. Mehr als diese historische Partie scheint ihn die naturwissenschaftliche interessirt zu haben, und er läßt sich sehr weitläuftig über die von ihm gemachte Entdeckung von Purpurwürmchen aus, die als eine Abart der persischen Cochenille zur Scharlachbereitung benutzt werden können.

Sage, Geschichte und Naturkunde berühren sich aber hier. Am Fuß des Ararat liegt das Dorf Arguri. „Der Sage nach ist es der Ort, wo Noah, nachdem er mit den Seinen und allen Thieren, die er bei sich hatte, aus der Arche getreten und vom Berge herabgestiegen war (Genesis 8, 20), „dem Herrn einen Altar bauete, und von allerlei reinem Vieh und von allerlei reinem Gevögel nahm und Brandopfer opferte auf dem Altar.“ Als diesen Ort gibt man gerade die Stelle an, wo jetzt die Kirche steht; und die Weinberge von Arguri sind es,

von denen die Schrift (Geneſis 9, 20) ſagt: „Noah aber fing an und ward ein Ackersmann, und pflanzete Weinberge.“ Merkwürdig dabei iſt, daß die Erbauung der Kirche aus einer zwar unbeſtimmten, aber ſehr alten Zeit herrühren muß, und daß auch der armeniſche Name des Dorfes eine deutliche Beziehung auf jene Begebenheit hat, denn Arghanel heißt in der armeniſchen Sprache ſetzen, pflanzen; argh: er hat gepflanzt, und Urri: die Rebe, ſo daß wenigſtens obige Sage gewiß nicht neuerer Erfindung ſeyn kann. — An einer dieſer gefeierten Rebenpflanzungen, aber noch etwa vier Werſt unterhalb Arguri, war es, wo wir um 11 Uhr Vormittags Halt machen mußten ꝛc.“

Das Gebirge Ararat wird nun näher beſchrieben: „In einer Ebene von etwa 50 Werſt Breite und einer Längenausdehnung, von der man wohl 100 Werſt überſehen kann, in der Ebene, welche der Araxes in einem großen Bogen durchſtrömt, erhebt ſich am ſüdlichen Rande derſelben das Gebirge Ararat, aus zwei Bergen beſtehend, dem ſogenannten großen Ararat und ſeinem unmittelbaren Nachbarn, dem ſogenannten kleinen Ararat; jener nordweſtlich, dieſer ſüdöſtlich, ihre Gipfel in 10½ Werſt gradliniger Entfernung von einander und der Fuß beider Berge verſchmolzen, durch ein weites ebenes Thal, von den Hirten als Viehweiden und früher von den räuberiſchen Kurden als ein guter Schlupfwinkel benuzt, durch welchen ſie zwiſchen den nördlich und ſüdlich gelegenen Provinzen eine bequeme und ſichere Kommunikation unterhielten. — Der Gipfel des großen Ararat liegt in 39 Grad 42 Min. nördlicher Breite und 61 Grad 55 Min. öſtlicher Länge von Ferro; er erhebt ſich, in ſenkrechter Richtung gemeſſen 16,251 Par. Fuß oder beinahe 5 Werſt über dem Meere, und 13,530 Par. Fuß oder etwas über 4 Werſt über der Ebene des Araxes. Der nordöſtliche Abhang des Berges kann auf zwanzig, ſein nordweſtlicher auf dreißig Werſt Länge angenommen werden; an erſterem erkennt man ſchon aus weiter Ferne die tiefe finſtere Schlucht, die Manche mit einem ausgebrannten Krater vergleichen, die mir aber ſtets mehr als ein Spalt vorgekommen iſt, wie wenn der Berg einmal von oben aus geborſten wäre. — Vom Gipfel herab, faſt eine Werſt in ſenkrechter, oder ungefähr vier Werſt in ſchräger Richtung, deckt ihn eine Hülle unvergänglichen Schnees und Eiſes, deſſen unterer Rand nach den Erhöhungen und Vertiefungen des Bodens gezackt iſt, aber an der ganzen nördlichen Hälfte des Berges von 13,300 Pariſer Fuß oder etwas über vier Werſt Höhe über dem Meere an als eine ſtarre, von wenig Felsſtücken unterbrochene Kruſte ſich bis zum Gipfel hinauf — und über denſelben weg auf der ſüdlichen Hälfte bis zu einer etwas geringeren Tiefe herabzieht, — dies iſt das Silberhaupt des Ararat! Der kleine Ararat liegt in 39 Gr. 39 Min. nördlicher Breite und 62 Gr. 2 Min. öſtlicher Länge von Ferro. Sein Haupt ragt 12,281 Par. Fuß oder etwas über 3¾ Werſt ſenkrecht gemeſſen über der Meeresfläche empor, und über der Ebene des Araxes 9361 Par. Fuß oder beinahe drei Werſt. Trotz dieſer namhaften Höhe trägt er doch keinen beſtändigen Schnee, ſondern iſt im September und Oktober, wahrſcheinlich auch ſchon im Auguſt und noch etwas früher, völlig frei davon. Seine Abhänge ſind bedeutend ſteiler als die des großen Ararat, faſt rein kegelförmig und mit vielen feinen Furchen verſehen, die ſich vom Gipfel ſtrahlig herabziehen und dem Gemälde dieſes Berges einen ganz eigenen, anziehenden Charakter geben.“ Mit Vergnügen wird jeder Leſer auf den dem Werke beigegebenen Kupfern das ſchlanke und ſchöne Gebirge von mehreren Standpunkten aus ſich erheben ſehn. Solche Proſpekte, die uns an Ort und Stelle verſetzen, können Reiſewerken nicht genug empfohlen werden.

Vom Kloſter St. Jacob aus wagte es Parrot, den großen Ararat zu beſteigen, obgleich einer Sage zufolge ſeit Noahs Tagen nie der Fuß eines Sterblichen den heiligen Gipfel betreten, und die Verſuche dazu ſtets mißlungen und als eine Art von Frevel durch die zürnende Gottheit vereitelt worden waren. Nach zwei vergeblichen Verſuchen gelang es dem Verfaſſer, zum dritten Mal wirklich die rieſige Höhe des Ararat zu erklimmen und ein Kreuz daſelbſt aufzupflanzen, am 27. Sept. 1829.

Der Verfaſſer fand das Gebirge durchaus vulkaniſcher Natur, die Flora in der Höhe mit allen Alpenfloren übereinſtimmend und nur in der Tiefe eigenthümlich.

Nachdem Herr Parrot auch den kleinen Ararat beſtiegen und auf demſelben einige muhamedaniſche Grabſteine von wenig Werth angeſehn, eine deſto intereſſantere Entdeckung aber an magnetiſchen Felſen gemacht hatte, begab er ſich auf die Rückreiſe. Er theilt dabei Einiges über die Kurden und, was für deutſche Leſer nicht unintereſſant iſt, über die würtembergiſche Kolonie Katharinenfeld mit. Dieſe leztere wurde im Jahr 1826 beim Ausbruch des perſiſchen Krieges von den perſiſchen Horden überfallen und der größte Theil der Bevölkerung in die Sklaverei geſchleppt. Im Frieden wurden ſie reklamirt und mehreren Rückkehrenden begegnete der Verfaſſer ſelbſt. „Andere Gefangene, die vielleicht tiefer in's Innere von Kleinaſien hinein verkauft ſeyn mögen, wurden noch vermißt, aber eins der gefangenen Weiber hatte das Glück, einem perſiſchen Geiſtlichen zu gefallen und auch an ihm Gefallen zu finden; wenigſtens hat ſie ihrem Manne geſchrieben, ſie habe ſich mit einem Nachkommen Mahomeds veredelicht, und ſtelle ihm frei, auch wieder zu heirathen.“

Auf der Rückreiſe wollte Herr Parrot ein Thal des Kaukaſus beſuchen, bedurfte dazu aber einer Eskorte von

120 Mann russischer Infanterie, 15 Kosaken und 1 Kanone. Nichts dient wohl besser, die Stellung der Russen den kriegerischen Bergbewohnern gegenüber zu charakterisiren, von welchen letzteren Herr Parrot übrigens ein Gemälde entwirft, das ihnen nicht zum Nachtheil gereicht. „Sobald wir beim Inguschen-Dorfe angelangt waren und Halt gemacht hatten, traten alsbald mehrere bewaffnete Männer hervor und erkundigten sich mißtrauisch, aber furchtlos nach dem Grund des Erscheinens dieser bewaffneten Macht. Nur Herrn von Behaghel und mir gestatteten sie den Zutritt in's Dorf und ein Nachtlager in demselben, jedoch ohne Soldaten; und sobald sie uns das Recht der Gastfreundschaft eingeräumt hatten, ließen sie es uns auch vollständig zu Theil werden, indem sie uns ein besonderes, ganz neues und sauberes Häuschen einräumten. Während wir uns am Kaminfeuer wärmten und Thee tranken, hatten wir den Besuch der Dorfältesten, so wie der Wittwe, welcher unsere Wohnung gehörte. Man unterhielt sich durch einen Dolmetsch so offen, zutraulich und harmlos, als ob nie ein feindschaftliches Verhältniß zwischen den Eingebornen und den Russen stattgehabt hätte, und doch hätte es nur der geringsten Eigenmächtigkeit von Seiten der beim Dorfe bivouaquirenden Soldaten bedurft, um alle Bewohner unter die Waffen zu rufen. So ist es aber mit der Gastfreundschaft dieser, dem Einflusse moderner Civilisation noch nicht unterworfenen Naturmenschen. Einige Nähnadeln und etwas Zwirn, die wir unserer hübschen Wirthin, so wie einigen anderen Anwesenden zum Geschenk machten, verursachten große Freude. Noch spät am Abende, als ich vor die Hütte trat und bereits tiefe Nacht über dem Dorfe lag, bekam ich Lust, das Innere von anderen bewohnten Häusern zu sehen, und begab mich in die Wohnung eines Dorfältesten, wo eben drei Männer vor dem Kaminfeuer saßen und ihre Nachtsuppe aßen; mein Eintreten machte sie nicht im Mindesten verlegen, sondern sogleich riefen sie mir einen freundlichen Gruß zu, und baten mich sehr höflich, zwischen ihnen auf dem besten Polster mich niederzulassen und an ihrer frugalen Mahlzeit Theil zu nehmen. Ich that Beides, weil es nicht möglich war, so wohlwollender Aufforderung entgegen zu seyn, und dann waren sie sehr bereitwillig, mich ihre ganze häusliche Einrichtung betrachten zu lassen, an welcher freilich die Waffen und das Reitgeräthe das Merkwürdigste war. Einer derselben gab mir dann noch, wegen der bösen Hunde im Dorfe, sicheres Geleit in unsere Wohnung, wo ich mich, mitten unter diesen erbitterten Feinden Rußlands, so ruhig und sicher niederlegte, wie in meiner Heimath."

Nachdem der Verfasser im ersten Theile Seite 234 bereits eine Wasserverbindung zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere dringend empfohlen hat, verbreitet er sich im zweiten Theil in einer sehr ausführlichen Abhandlung über das Nivellement dieser beiden Meere. Er selbst hatte vor mehreren Jahren den Satz aufgestellt, daß das kaspische Meer um 300 Fuß tiefer liege, als das schwarze Meer, und diese Meinung war von der gelehrten Welt adoptirt worden. Nun beeilt er sich, durch neue und viel genauere Berechnungen zu beweisen, daß er sich geirrt habe. „Summirt man nun diese einzelnen Höhen, so findet sich: der Ausfluß des Don um 0,6 Toisen oder 3,6 Fuß tiefer als der Ausfluß der Wolga, und, da hier von einer Nivellirung dieser großen Strecke im Ganzen bis auf ein paar Fuß genau nicht die Rede seyn kann, so geht aus dieser Messung der Schluß hervor: daß zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere ein erheblicher Höhenunterschied nicht stattfindet."

In diesem zweiten Theil finden sich noch die detaillirten Höhenmessungen der beiden Meere, der Gegend von Tiflis und des Ararat, magnetische, astronomische, geognostische Bemerkungen ꝛc. Das ganze Werk gehört zu den gründlichsten und genauesten Reisewerken, die in neuerer Zeit die Wissenschaft bereichert haben.

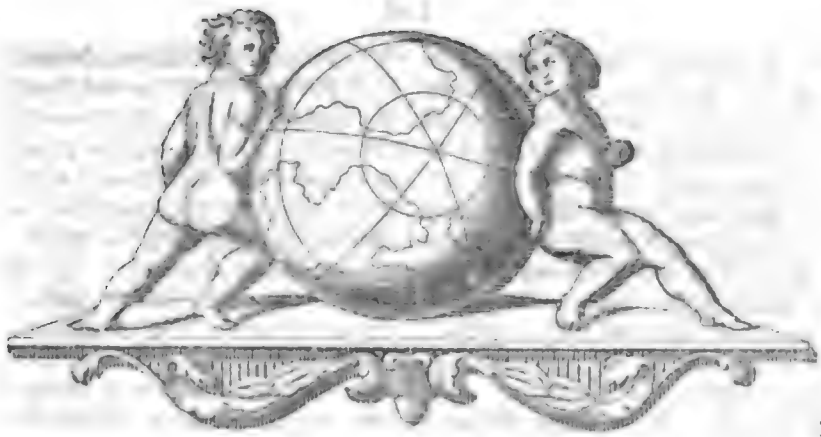
6) Reisen in Europa und im Morgenlande von J. Berggren. Aus dem Schwedischen übersezt von Dr. Ungewitter. Zweiter und dritter Theil. Mit dem Plan von Jerusalem und der Karte von Syrien. Leipzig und Darmstadt, Leske.

Ueber den ersten Theil vergl. man Literaturblatt von 1830 Nr. 79. Im zweiten begleiten wir den Verfasser durch den Libanon nach Damaskus, Aleppo, St. Jean d'Acre, Kairo und zulezt nach Jerusalem, das im dritten Theil vollends auf's ausführlichste beschrieben wird.

Vom Libanon sagt der Reisende: „Was die Naturschönheiten anbelangt, so kann man den Libanon erst dann, wenn man ihn näher und längere Zeit betrachtet, zu den romantischsten und entzückendsten Alpländern rechnen. In einer größern Entfernung jedoch und von den Küsten oder den Wüsten aus betrachtet, bietet er sich dem Auge als eine Schauder erregende Masse nackter, himmelhoher Felsen dar, deren in Schnee gehüllte Gipfel aus den schwarzen Gewitterwolken schrecklich hervorleuchten, oder in den leeren blauen Räumen ein ödes Ansehen gewinnen. Allein sobald man das Gebirge selber betreten hat, nimmt man mit Erstaunen wahr, wie jeder Fleck Erde bebaut ist, und wie die Felsen, oft bis zu den Wolken hinauf, durch den Fleiß und die Erfindungskraft der hiesigen Bewohner in fruchtbare Felder und Plantagen sind verwandelt worden."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 47. Mittwoch, 6. Mai 1835.

Werke über Asien.

6) Reisen in Europa und im Morgenlande von J. Berggren. Aus dem Schwedischen übersezt von Dr. Ungewitter. Zweiter und dritter Theil. Mit dem Plan von Jerusalem und der Karte von Syrien. Leipzig und Darmstadt, Leske.

(Schluß.)

„Obgleich gewöhnlich in einem Zeitraum von 8 — 9 Monaten es nicht regnet, so erblickt man doch an vielen Stellen kleine Tannen- und Eichenwälder, so wie ganze Bergstrecken von Morthen, Styrax, Andrachne, Lentiscus, Arbutus und andern Baum- und Staudenarten, die in einem ewigen Grün prangen, während die kleinen Flüsse und Bäche in den Thälern die herrlichsten Blumenfelder hervorrufen. Diese Flüsse entspringen bald am Fuße des Gebirges, bald auf dem höchsten Bergrücken, wo sie aus den Schachten und Bergritzen wunderbar hervorsprudeln. Die Höhen um den Cederpark sind besonders reich an solchen Quellen, und hier ist es auch, wo man, so wie von Djebal Samim, die weiteste Aussicht über die Landmarken Syriens genießt. Man überblickt eins der merkwürdigsten Länder der Welt, von Gaza und dem todten Meere an, bis nach dem Meerbusen von Alexandrette und den syrischen Pforten (Portae Syriae), von dem mittelländischen Meere an, bis nach dem Euphrat und den arabischen Wüsten. Und welche Mannichfaltigkeit der Fluren, der Erzeugnisse der Erde bietet sich hier den Blicken dar! Hier ist eine Quelle, welche ihre klaren Fluten in das Thal ergießt und fruchtbare Ebenen bildet; dort sind grüne Hügel und himmelhohe mit Waldungen bedeckte Berge, oder unzugängliche Felsen, von denen herab das Schneewasser bald zerstörend wirkend, bald Segen verbreitend in die unten liegenden Felder mit starkem Getöse sich stürzt; hier fließt der Jordan und Orontes zwischen Rosen und Lilien hin; dort dehnen sich wilde Wüsten, Halden und Steppen aus, die den Luchsen, Hyänen, wilden Schweinen und Schakalen zum Aufenthalte dienen, und weiterhin sind die schaudervollen Schluchten, die Lieblingsplätze der Adler und Geier. Hier wird über Mangel geklagt, dort ein Wunsch laut; auf der freien Erde der Sidonier und Tyrer schleppen sich rohe, sorglose Muselmänner mit ihren Bürden; elende Dörfer und Schutthaufen nehmen die heiligen Plätze der von der Welt so hochgefeierten Städte und Burgen ein. Gibt es irgend ein Land, wo die Mannichfaltigkeit der Natur in ihren Gestaltungen sich wunderbarer offenbart

und wo der Mensch in größerer Anzahl unsterbliche Denkmäler der Kunst und Kraftäußerung hinterlassen hat?“ Die Sitten im Gebirge werden als äußerst patriarchalisch geschildert, und weit entfernt, gefährdet zu werden, wurde der Reisende vielmehr überall gut aufgenommen: „Mehrere Hausväter stellten sich nicht lange nachher bei uns ein und verlangten ärztlichen Rath von mir gegen allerhand Krankheiten und Krämpfe; denn es war ganz unmöglich, ihnen die Ueberzeugung beizubringen, daß ich kein Arzt sey. So fand sich ein junges, eben so schönes wie reiches Weib ein, welches 3—4 Meilen weit hergekommen war, um ein Mittel gegen die Unfruchtbarkeit zu erfahren. Sie ließ mir eher keine Ruhe, als bis ich ihr eine kleine Dosis Mandragora, so wie die gewöhnliche Hungerkur und Salzbäder verordnet hatte. Außerdem kamen zwölf Verlobte mit ihren Bräuten herbei, um mich zu fragen, welche die schönste sey und welche mir am besten gefalle, Nejli oder Amun.“

In ganz Syrien bewunderte Berggren die Menge von Ruinen: „In einem Umkreise von 30—40 Meilen findet man 300—400 Ruinen von Städten, Flecken, Burgen, Tempeln und Palästen, welche während eines Zeitraums von fast sechs Jahrhunderten, oder vom ersten bis zum siebenten unserer Zeitrechnung, unter den Beherrschern Roms und Konstantinopels erbaut worden sind. Die Lokalität und die außerordentliche Fruchtbarkeit des Landes machten die große Bevölkerung, auf die man nach jenen Ueberbleibseln aus dem Alterthume auf einem so beschränkten Umkreise schließen muß, nicht bloß möglich, sondern wahrscheinlich auch unzulänglich, da man hin und wieder ganze Strecken der schönsten Gegenden unbebaut findet.“ Als der Verfasser sich herausnahm, die jetzigen Bewohner dieser Gegenden in eine spöttische Parallele mit den alten zu setzen, erhielt er eine echt muhamedanische Antwort. „Im Dorfe Tebne fand ich viele Ruinen, aber nicht eine einzige Leiter, deren ich mich beim Abcopiren der Inschriften bedienen wollte. „Was würdet Ihr antworten,“ sagte ich zu einigen Scheichs, „wenn ein Schatten der alten Bewohner dieses Orts sich blicken ließe, und die Wohnungen, die Tempel, die Burgen zurückforderte, welche Ihr geplündert und zerstört habt, und wobei Ihr dennoch so arm seyd, daß Ihr nicht einmal eine Leiter besitzt?“ — „Wir würden ihm erwidern,“ entgegnete er, „daß die Muselmänner keine andere Leiter brauchen, als die, welche Mahomet seinen Getreuen zwischen Himmel und Erde errichtet hat und auf der wir einst zum Paradiese hinaufsteigen werden.“

Bei Aleppo bemerkt der Verfasser: „Was die Einwohner im Uebrigen betrifft, so fand ich, daß sie friedfertiger und ruhiger waren, als die von Damascus und den übrigen Landstädten Syriens, deren heißes Blut und Wildheit in Sitten und Denkungsart die Wahlverwandtschaft mit den Beduinen-Arabern verräth. Die Bewohner Aleppo's dagegen gleichen sowohl in physischer wie moralischer Hinsicht mehr den phlegmatischen Tataren, deren Charakter im Allgemeinen auch der der türkischen Nation ist. Auch selbst die Sprachen verrathen hier eine andere Menschengattung.“ In Aleppo fand er unter andern eine sehr seltsame Sitte. „Die Frauen pflegen sich mit Hennah roth zu färben. Die im Hause des Herrn Durigbello befindliche Amme hatte sogar ihr langes kastanienbraunes Haar feuerroth gefärbt, so daß sie wie eine Furie aussah. Diese Zierrath wird sogar bisweilen auf die Hausthiere ausgedehnt, so daß nicht allein Hunde und Schöpse, sondern auch die Esel mehrmals im Monate gefärbt werden. Die schönen weißen Angora-Katzen, welche sehr allgemein in Aleppo sind, sahen wie die Füchse aus.“

In Aegypten hielt sich Berggren nur kurze Zeit auf. Kairo machte einen traurigen Eindruck auf ihn: „Mein kranker Zustand war auch ohne Zweifel die Ursache, daß sich mir Alles hier in einem minder vortheilhaften Lichte zeigte, als ich erwartet hatte. Saß ich zu Hause, so war es mir wegen der unerträglichen Hitze unmöglich, das Geringste vorzunehmen; ging ich aus, so wurde ich gleichsam versengt von der glühenden Sonne und dem brennenden Winde, der von den Sand- und Schutthaufen, welche rund um die Stadt sich zu einer Höhe von 30—40 Ellen erheben und durch Schmutz und Kehricht beständig erhöht werden, dicke Staubwolken herbeiführte und dadurch den Augen und der Brust sehr beschwerlich wurde, so daß ich nur mit Anstrengung sehen und athmen konnte. Auf den Gassen wimmelt es von Schaaren heulender Hunde, heulender Klageweiber, nackender verrückter Santonen, Wunder verrichtender Derwische, liederlicher Tänzerinnen und Nymphen und unzähliger Schlangenbeschwörer (poylli) mit lebendigen Schlangen, während man über sich in der Luft ein entsetzlich Gekreisch von Millionen Falken und Sperbern vernahm; ich konnte mich also nirgends hinwenden, ohne auf einen Gegenstand zu stoßen, der Ekel und Widerwillen erregte. Ich glaubte mich bisweilen schon an das Ufer des Styx versetzt.“ Hier beschreibt er auch das rührende Bild der weißen Sklavinnen: „Sie saßen in kleinen, mit Gitterfenstern versehenen Gemächern und warteten, während eine nach der andern herausgeführt wurde, um zur Schau ausgestellt zu werden, mit niedergeschlagenen sorgenvollen Blicken die Entwickelung ihres Schicksals ab. Unter eilf, die in einem Zimmer waren, befanden sich drei Schwestern, welche nebst noch vier andern Mädchen die größten Schönheiten waren, welche man nur sehen

will. Keine von ihnen schien das siebenzehnte oder achtzehnte Jahr zurückgelegt zu haben. Die Schwestern seufzten und weinten, und eine derselben, welche den Kopf an die Mauer gelehnt hatte, sagte zu mir auf griechisch: Komm und kauf mich! Der Preis, 2500 Mark Hamburger Bco., erhöhte noch den Werth der Schönheit.“ Dann beschreibt er ausführlich die schon oft beschriebenen Pyramiden.

Auf's Neue werden wir in das Gebirge Libanon zurückversezt. Berggren beschreibt die berühmten Cedern und erzählt: „Die Türken üben, so oft sie mit den hiesigen Maroniten Krieg führen, ihre Rache an den Cedern aus. Auch die Reisenden tragen durch die tiefen Einschnitte ihrer Namen in die Baumstämme dazu bei, den Wachsthum zu stören. Ich fand Denkmäler dieser Entheiligung aus früheren Jahrhunderten vor, und neuerlich hatte namentlich Herr Barnett seinen Vor- und Zunamen mit fußlangen Buchstaben eingegraben. Der Fremdling, der auf andere Weise seinen Namen nicht auf die Nachwelt zu bringen vermag, thäte besser, wenn er diesen Wallfahrtsort gar nicht besuchte. Obgleich ich die Bäume nicht zählte, so schienen mir doch über 800 bis 900 nicht vorhanden zu seyn. Sie stehen im Hintergrunde des Beschärrithals, welches hier von steilen, gelblichen, einem Erdfall ähnlichen und wie Hutköpfe geformten Bergen umgeben ist, so daß man, außer an gewissen Stellen am Wege nach Beschärri und Qanobin, diese Dörfer nicht eher erblickt, als bis man dicht vor ihnen ist. Der Cedernwald befindet sich auf einem sandigen, steinigen Hügel. Rund umher stehen auf ähnlichen kleinen Hügeln noch einige einzelne Cedern. Alle waren vollkommen ausgewachsen, und vergebens sah ich mich nach einem jungen Sprößling zum Verpflanzen um. — Um die größeren Bäume, 20 bis 30 an der Zahl, haben, je nach des Einen oder Andern ungleichem Augenmaß, die Maroniten kleine Mauern, in Gestalt runder Altäre, aufgeführt, an denen sie an gewissen Feiertagen, insbesondere am Feste der Verklärung Christi, Messen lesen und Gottesdienst verrichten. Die alten Cedern haben, dicht oberhalb der Wurzel, sich gewöhnlich in starke Aeste ausgebreitet, welche einem gemeinsamen Stamm angehören. Bei allen bilden die Zweige einen rechten Winkel mit den Stämmen, so wie die Nadeln mit ihren Stielen, und daher das Gleichniß: der Gerechte wird wachsen wie eine Ceder auf Libanon. In der Höhe kommen sie den größeren Tannen gleich, jedoch sind die, oft 8 bis 10 Fuß dicken Zweige bei weitem mehr ausgebreitet und buschiger. Die Stämme der größeren und älteren Bäume können kaum von 5 bis 6 Personen umspannt werden, und halten 36 bis 40 Fuß und darüber im Umkreise, und die Höhe beträgt von der Wurzel bis zu den Zweigen 20 bis 24 Fuß. Die Ceder, welche im Jardin des plantes zu Paris steht und von Tournefort vor mehr als 120 Jahren dahin verpflanzt wurde, fand ich im Umkreise 11 Fuß haltend, so daß man hieraus schließen kann, wie langsam diese Bäume in den Dimensionen zunehmen.“ Dann wird Heliopolis, die alte Sonnenstadt, und werden andere Ruinen geschildert und der berühmten Lady Stanhope gedacht, die in Syrien so muthvoll umherreiste.

Zulezt nimmt Jerusalem und seine Umgebung ausschließlich die Aufmerksamkeit des Verfassers in Anspruch und er entwirft uns davon eine eben so begeisterte, als ausführliche Beschreibung. Damit verbindet er zugleich einen Abriß der wechselvollen Geschichte Jerusalems von den ältesten Zeiten bis zu den neuesten, Schilderungen, die gewiß kein Leser ohne Rührung aus der Hand legen wird.

7) Geographisch-statistische Beschreibung des Landes Palästina. Von Superintendent Dr. Crome. Erster Theil. Mit einer Karte. Göttingen, Vandenhoek und Ruprecht, 1834.

Eine sehr detaillirte Schilderung des gelobten Landes nach den besten Quellen, an denen wir keinen Mangel leiden. Ursprünglich ging der Verfasser von einem theologischen Standpunkt aus, ließ aber auch das politische Interesse, das die syrischen Küstenländer gegenwärtig so lebhaft auf sich ziehen, nicht aus den Augen.

8) Voyages en Orient, entrepris par ordre du Gouvernement français de 1830 à 1833. — Von V. Fontanier. Zweite Reise nach Anatolien. Paris 1834.

Der Orient ist an der Tagesordnung; man schreibt orientalische Oden, orientalische Novellen, Bilder aus dem Oriente, orientalische Annual's; während die Türken sich einander über ihre Kosakenhosen und rothe Kappen auslachen, würde es uns gar nicht Wunder nehmen, wenn im Ballon der großen Oper eines Abends die Dandy's im Turban und Schlafrocke erschienen. Wichtige Interessen stehen sich feindlich zu Konstantinopel gegenüber; ein großer politischer Sturm ist vielleicht auf dem Punkte, von dort aus über Europa loszubrechen Fontaniers Werk ist demnach in doppelter Hinsicht eine interessante Erscheinung; die Dichter, die uns den Orient geschildert, können sich jezt überzeugen, wie er aussieht; und was die Staatsmänner, die Diplomaten, und jeder

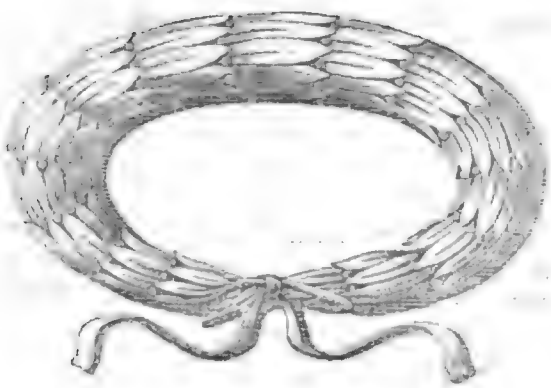
Gebildete, dem an dem richtigen Verständniß der Zeitbegebenheiten gelegen ist, daraus lernen können, wird man aus Folgendem ersehen.

Der Zweck des Verfassers ist, dem Publikum ein genaues und vollständiges Bild der türkischen Verwaltung und des Zustandes der verschiedenen politischen Körper zu geben, auf welche sie einwirkt. Fontanier ist zwar nicht der Erste, der dieses Sujet behandelt, unter seinen Vorgängern befinden sich selbst zwei merkwürdige Männer: der General Andréossy und Muradja Dosson. Der Erste war aber bekanntlich französischer Gesandter in Konstantinopel und konnte als solcher sich nicht durch sich selbst belehren, seine Stellung zwang ihn, sich mit den Berichten Anderer zu begnügen, und diese Andern hatten Jeder ihre besonderen Ansichten, Vorurtheile und Interessen. Muradja Dosson durfte aus Rücksicht für seine Familie, welche in der Türkei wohnt, die Wahrheit nicht sagen. Konstantinopel schien dem Verfasser nicht geeignet, diese zu ermitteln; in der Hauptstadt lebt man zu abgesondert von den Einwohnern, auch verliert man sich da unter einer Heerde von Beamten, deren Funktionen häufig ineinander laufen. Während seines zweijährigen Aufenthaltes zu Trapezunt, wohin er von der französischen Regierung als Konsul war geschickt worden, beobachtete er was vorging, und glaubt mit Recht, wie uns dünkt, aus der Verwaltung dieser einen Provinz auf die Verwaltung des ganzen Reiches schließen zu können.

Der Verf. schiffte sich gerade am Tage ein, wo die Nachricht von der Einnahme von Algier nach Frankreich gekommen war. Der Sturz des Raubnestes verschaffte dem französischen Namen große Achtung, und diese Waffenthat war nicht ohne Einfluß auf die Entscheidung des Divans, nachdem ihm die Julirevolution war notificirt worden. In Konstantinopel fand Fontanier wenig Veränderung. Das europäische Kostüm ist den Türken nicht vortheilhaft. Der Großherr begegnete dem Verfasser, als er eben aus der Moschee von Therapia kam; er trug einen apfelgrünen, mit Goldborten besetzten Rock, eine rothe Karpe, lange Kosakenhosen und schwarze Pantoffeln; der Bart, der ehedem so lang, so sorgfältig gekämmt war und ihm ein so stattliches Ansehen gab, war nur einen Zoll groß und sah schmutzig und struppig aus, wie bei einem armen Teufel, der die Mittel nicht hat, sich zu rasiren. Herr Fontanier beurtheilt ihn mit gerechter Strenge. Mahmud hat in seinem Reiche nichts geändert, als die Kleider seiner Unterthanen; die Niederlage der Janitscharen hatte ihm die Bahn zu jeder Verbesserung, zu jeder nützlichen Institution eröffnet; die Pforte benutzte das Ansehen, das sie erlangt, nur zu Geldererpressungen. Mahmud ist selten nüchtern, er lebt nicht mit den Frauen seines Harems, sondern schwelgt in den Armen griechischer Tänzerinnen und überläßt sich den schmutzigsten Ausschweifungen. Seine Unterthanen verabscheuen ihn: sie nennen ihn Mahmud der Russe, Mahmud der Korsar. Es sind sonderbare Menschen, diese Türken; daß sich seine Hoheit besäuft, daß sie Wohlgefallen an schönen Knaben findet, ja, daß sie gezwungen sind, den uralten, gravitätischen Kaftan mit einer Jacke zu vertauschen, das würden sie ihm vielleicht noch hingehen lassen; aber daß der Sultan Muth hat, daß er sich an die Spitze seiner Armee stellt, das können sie ihm nicht verzeihen! Seine Minister machen's gezwungenermaßen nicht besser wie er; die Minister sind keine Staatsbeamte, sie sind vornehme Bediente. Ihre Macht hat keine andere Stütze, als die Gunst des Sultans; sie dürfen es daher nicht wagen, ihm die geringste Vorstellung zu machen. Das Ministerium ist überhaupt weiter nichts, als die Familienverfassung in ihrer Anwendung auf den Staat. Das Haus des Großherrn ist nicht anders eingerichtet, als das eines Paschas oder selbst des geringsten Aghas in einem Dorfe. Das Haus des Pascha von Trapezunt bestand aus folgenden Beamten, die alle mit ihm verwandt waren. Sein Kiaia war Achmet Pascha, nach ihm kam der Cadi, sodann der Gumruckschi-Baschi oder Ober-Mauthbeamte, der Ittisab-Agassi oder Empfänger der indirekten Abgaben, der Tuffendji-Baschi, Polizeichef der Türken, der Topschi-Baschi, Chef der Artillerie, der Sou-Baschi, Polizei-Chef der Christen; dieser genießt unter allen Beamten die wenigste Achtung, man bezeichnet ihn mit den Spottnamen: Oberhaupt der Esel, Führer der Trunkenbolde; mit dem Bazirian-Baschi, soviel als Haushofmeister, schließt sich die Reihe der oberen Beamten. Der türkische Adel besteht aus dem Pascha mit drei Roßschweifen, ihm kommt allein gesetzlich der Titel Pascha zu, dem Pascha mit zwei Roßschweifen wird er bloß aus Höflichkeit gegeben, sein gesetzlicher Titel ist Mirimiran, seine Söhne heißen Beys, wie die des Pascha mit drei Roßschweifen. Die Söhne der Beys sind Aghas; dieser Titel ist erblich. Im Gespräche erhalten die Paschas das Prädikat Excellenz, wie auch die Beys, wenn sie mit einem Amte bekleidet sind. Man nennt übrigens jeden selbstständigen Mann Agha, oder auch Effendi, wenn es ein Rechtsgelehrter ist. Eigentlich kommt aber der Titel Agha nur den Söhnen der Beys, den Regierungsbeamten oder Grundeigenthümern zu.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 48. Freitag, 8. Mai 1835.

Werke des Fürsten Pückler-Muskau.

1) Tutti Frutti. Aus den Papieren des Verstorbenen. Dritter bis fünfter Band. Stuttgart, Hallberger, 1834.

Der Verstorbene bekommt nach seinem seligen Hinscheiden noch so viele geistige Kinder, als die schöne Eva von Trott leibliche bekam, nachdem man sie längst begraben und beweint hatte. Doch fällt er ein wenig aus der Rolle, der Schleier des Geheimnisses geniert ihn, er gibt alle Vortheile des aus tiefem Dunkel redenden Orakels auf, um sich mit frischer Lust, nur leicht maskirt, aber Jedermann kenntlich, in's Gewühl der literarischen Redoute zu drängen und sich an den Rezensenten zu reiben, die von den Seelen wirklich Verstorbener niemals inkommodirt werden, wie ich aus Erfahrung wissen muß. Das Incognito ist etwas so Pikantes, daß man in der That das allmählige Aufhören desselben bei dem Verstorbenen nur zu beklagen hat.

Der Herr Fürst erfreut sich des Vorzugs, uns originell und fremd zu erscheinen und doch ganz in die Zeit zu passen. Es ist ungewöhnlich, daß ein Hochgeborner schreibt, und einzig, daß er sich förmlich unter die Schriftsteller mischt, und doch ist es wieder ganz natürlich in unsern Tagen. Sahen wir nicht, wie der bürgerliche Schriftsteller Goethe sich zum Edelmann, Minister, ja zu einem poetischen König aufschwang, der seinen Hof, seine Repräsentation hatte und dessen Vornehmigkeit sich wohl mit der eines mediaten Fürsten vergleichen durfte. So wechseln die socialen Pole, und der ererbte Stand verliert überall, wenn nicht seine Bedeutung, doch seinen Reiz, und man strebt nach dem erworbenen. Wie, wenn diese ergötzlichen Wechsel epidemisch würden, wenn jeder Schornsteinfeger gleich jenem englischen Lord, der aus Laune dieses Handwerk gewählt hatte und es leidenschaftlich trieb, mit Behagen in dem schwarzen Schlunde kratzen und mit der Leiter stolz über die Straße schreiten würde, denkend: ich bin doch Lord! und wenn umgekehrt kein Vornehmer mehr die Langeweile seines angebornen Reichthums und Standes fühlte, sondern als Neuling, emporgestiegen aus der Armuth und Niedrigkeit, das Glück seiner Erhebung mit Staunen und Neugier genösse!

Der dritte Band beginnt mit Abfertigungen von Rezensenten. Dann folgt eine zweite Zeichnung aus den Zetteltöpfen eines Unruhigen. Folgende Stellen mögen sie charakterisiren.

„Morgengespräch.

Der Herr: War er drinnen?
Der Diener: Wer?
Der Herr: Der Pinsel.
Die Frau: Welcher?

Allgemeines Gelächter.

Dieser Zettel ist von meiner Hand geschrieben, und wird daher wohl etwas bedeuten. Dennoch muß ich gestehen, daß ich selbst nicht mehr weiß, was; irre ich aber nicht, so muß eine einstige Geliebte Goethe's den Sinn vollständig erklären können. — Rathe, Leser, es wird dir Mühe machen. Errathe und du wirst große Zufriedenheit darüber empfinden."

Einige Seiten weiter wird über eine Zeitungsnachricht, „daß der Landtag in größter Ruhe thätig war," gespottet; dann läßt sich der Verfasser in ein Religionsgespräch ein, das viel bittere Wahrheiten rechts und links austheilt, jedoch, ohne das Resultat abzuwarten, klüglich abbricht. In diesem Allerlei ist noch ferner von Duellen, von kleinen Fürsten, von Tieck, vom Erdbeben zu Lissabon, von närrischen Predigern ꝛc. die Rede. Auch die Kritik ist hier nicht ausgeschlossen. So wird über Goethe's Faust gesagt: „Goethe's Faust, zweiter Theil, hat uns gezeigt, daß es mit dem ersten doch nicht so ernst gemeint war, als wir glaubten, oder vielleicht gar ernster noch — aber so viel ist gewiß: weniger menschlich und noch weniger teuflisch erscheinen uns hier die alten Helden, wie auch der Dichter selbst weniger kräftig, in der neuen Fortsetzung. — Ueberdem wird gar zu Vielerlei angeklungen und schnell wieder weggeworfen, zu viel in's Allegorische nicht ganz behaglich verschwemmt. Die fromme Schlußscene aber, welche ich dennoch immer noch nicht das wahre Ende des Werks nennen möchte — denn Fragment bleibt es auch in seiner jetzigen Gestalt fortwährend — ist wieder echt zeitlich, ich meine unsere Zeit malend, und, wie mich dünkt, wenn auch nicht ganz ohne ernste Meinung, doch auch nicht ohne tiefe Ironie. Stets hat der große Dichter, wie Keiner, seine Zeit gemacht, und auch mitgemacht. So ist auch hier nur halber Ernst, halbe Frömmelei, halber Mephistophelischer Spott darin zu finden. — Die Wanderjahre und des Faust zweiter Theil haben eine große Wahlverwandtschaft, wie ebenfalls die Lehrjahre mit des Faust erstem Theil. In diesen beiden blüht Jugend, in jenen fröstelt Alter."

Beherzigung verdient auch Folgendes: „Es ist merkwürdig, wie wenig sich unsre Romanschreiber um die Sitten fremder Nationen bekümmern, wenn sie den Schauplatz ihrer Geschichte in solche Länder zu legen belieben. — So fielen mir neulich die Phantasiegemälde für 1831 von dem, wenn ich nicht irre, allgemein beliebten Dr. Georg Döring in die Hände, wo die komischsten Irrthümer dieser Art aufgehäuft sind. — Alle Ehefrauen werden da in England mit Miß titulirt, und die Herren stets mit Sir Frank, Sir Maidstone u. s. w. angeredet. Nun heißt bekanntlich nur ein Mädchen Miß, eine Frau aber Mistriß, und das Wort Sir wird zwar als Anrede für Männer aller Stände gebraucht, aber nur in dem Fall zugleich mit dem Namen verbunden, wenn es den Titel eines Baronets bezeichnen soll, wobei noch zu bemerken ist, daß man dann nie den Zunamen, sondern nur den Vornamen hinzusetzt, so daß, wenn z. B. ein Baronet Charles Maidstone hieße, man ihn nie Sir Maidstone, sondern Sir Charles anreden würde u. s. f. Eben so wird das Wort Sir, wenn man von Jemand spricht, seinem Namen gleichfalls nur dann zugesetzt, wenn er zugleich Baronet; sonst bedient man sich des Worts Master. — Es kann nicht fehlen, daß solche Verstöße auf Jeden, der England kennt, lächerlich wirken und dem übrigen Interesse der Dichtung schaden müssen. Würden wir Deutsche wohl ernsthaft dabei bleiben können, wenn z. B. ein Engländer die Scene seines Romans nach Deutschland verlegte, und nun etwa so anfinge: Es war ein schöner heiterer Sonntag, als Mademoiselle Frank mit ihren vier lieblichen Töchtern dem Rosenthale zueilte, wo heute großes Concert und Feuerwerk die Menschen anlockte. Noch hatte sie kaum die Hälfte des Wegs zurückgelegt, als Baron Schneider, der Tuchmachermeister, ihr Nachbar und Hausfreund, sie ereilte. Bella, die älteste Tochter, gewiß heute die schönste Rose im Rosenthale, erröthete sanft, als sie bemerkte, daß Baron Schneider nicht allein war, sondern vom jungen Baron Lorenz begleitet wurde, einem reisenden Handlungsdiener, dessen schwarze Augen und analoger Lockenkopf der armen Bella schon lange unruhige Träume verursacht hatten u. s. w.?" Auch über den St. Simonismus wird gesprochen und über die französische Revolution, deren welthistorische Bedeutung der Verfasser gegen einen ungenannten Frömmling in Schutz nimmt. Den Schluß dieser Zettel macht ein Gespräch voll geistreicher Schilderungen aus der vornehmen Welt, wobei sich der Verstorbene, wie in seinen englischen Briefen, mit vollem Behagen dem Genuß des satirischen Portraitirens überläßt. Hier nur ein Bildchen. „Hören Sie den seltsamen Zufall. Voriges Jahr befand sich der alte Präsident in dem Theater zu Coblenz. Das Schicksal wollte, daß der berühmte Reisende, Prinz von Neuwied, mit einem seiner kürzlich importirten Botocuden ebenfalls das dasige Theater besuchte, und dieser, der Botocude nämlich, seinen Platz immediat hinter unserm Präsidenten eingenommen hatte. Seltsamer Weise faßte der Wilde den poetischen Gedanken, des alten Herren Frisur sey von Zucker, und da er das Süße sehr liebte, Wilde aber ihren Begierden

wenig Zaum anzulegen verſtehen, ſo ſtreckte er ohne Weiteres ſeine Zunge heraus und beleckte zweimal den vermeinten Zuckerhut ſo herzhaft, daß der Präſident, höchſt auffallend gekitzelt, zuſammenfuhr, ſich erſtaunt umſah, und noch mehr erſchrack, als er das furchtbare Geſicht erblickte, welches, dummdreiſt lächelnd, ihn jezt mit einer horriblen Grimaſſe anglozte. Euer Excellenz, ſagte ein Spaßvogel, der die ergötzliche Scene ſchon eine Weile ruhig mit angeſehen; nehmen Sie ſich in Acht, es iſt des Prinzen von Neuwied Menſchenfreſſer, und er hat ſichtlich Appetit auf Sie bekommen. Entſezt ſprang der Präſident auf und rief um Hülfe, bald ward der Aufſtand allgemein, und unter Schelten und Gelächter brachte man endlich den Butecuden in ſicherern Gewahrſam.“

(Der Schluß folgt.)

Werke über Asien.

8) Voyages en Orient, entrepris par ordre du Gouvernement français de 1830 à 1833. — Von V. Fontanier. Zweite Reiſe nach Anatolien. Paris 1834.

(Schluß.)

Die Polizei wird auf eine höchſt ſonderbare Weiſe gehandhabt; hat der Paſcha vernommen, daß ſich ein Moslim im Wein berauſcht, oder iſt ihm irgend eine andere Uebertretung der Geſetze zu Ohren gekommen, ſo erläßt er eine Mahnung an die Einwohner, ſich dergleichen Vergehen zu enthalten. Sobald dieſer Befehl des Paſcha bekannt geworden, ſtürzen die Beamten der mahomedaniſchen Polizei, die Beamten der chriſtlichen Polizei, die Cawas des Paſcha, die des Kiaia, die Aghas durch die Straßen und nehmen feſt, wen ſie erwiſchen; wer von einem mächtigen Beſitzer reklamirt wird, den läßt man frei, die Uebrigen müſſen Löſegeld bezahlen oder ſie bekommen die Baſtonade. Dies hat zur Folge, daß Viele, der polizeilichen Hetzereien müde, die Städte und Dörfer verlaſſen und ſich als Räuber auf den Landſtraßen aufhalten.

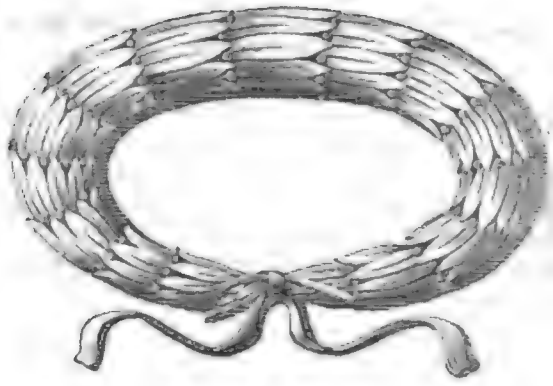
Die Polizei hat mit der Juſtizpflege nichts gemein, die Prozeſſe werden im Mekeme verhandelt. Der Kadi ſchlichtet die Streitigkeiten, welche ſich zwiſchen den Privaten erheben, und fertigt die Aktenſtücke aus, die ſich auf die Ehen und Verlaſſenſchaften beziehen. Mit den Kenntniſſen der Kadi's ſieht es eben nicht ſehr brillant aus, ſie beſuchen zwar die Vorleſungen in den Medreſſe's zu Konſtantinopel, indeß will das nicht viel ſagen. Ueberhaupt verſtehen die wenigſten Türken arabiſch; zu Trapezunt waren höchſtens drei Perſonen im Stande das ſeit einiger Zeit in türkiſcher Sprache erſcheinende Journal zu leſen; kamen hier und da arabiſche Ausdrücke vor, ſo reichten ſie hin, ihnen das Ganze unverſtändlich zu machen. Die Fermans beſtehen aus einer langen Formel, die für Alle dieſelbe iſt; der Befehl, den ſie enthalten, macht oft nur eine oder zwei Zeilen in türkiſcher Sprache aus: auch die Briefe ſind in der gewöhnlichen Sprache abgefaßt, und die Geübteſten verſtehen jene nur nach längerem Studium.

Als Raya's betrachtet man in der Türkei nur diejenigen, deren Kultus von der Pforte anerkannt worden iſt, nämlich die Griechen, Armenier und Katholiken; der griechiſche Patriarch reſidirt bekanntlich zu Konſtantinopel. Die Armenier ſtanden früher unter dem Patriarchen von Uch-Miazim, weil aber die Jurisdiktion eines Oberhauptes, das in Perſien wohnte, nicht ohne Nachtheil war, und vorzüglich weil dadurch vieles Geld aus dem Lande ging, ſo ſezte die Pforte einen armeniſchen Patriarchen zu Konſtantinopel ein. Die lateiniſchen Katholiken wohnen zu Konſtantinopel und in Griechenland; obgleich ſie griechiſch reden, ſo ſtammen ſie dennoch von den Genueſern und Venetianern ab; die meiſten erkennen den Papſt als ihr Oberhaupt an, die Patriarchen korreſpondiren mit dem Divan, deſſen Befehle ihnen durch den Reis-Effendi mitgetheilt werden, ihre Würde ſchüzt ſie nicht gegen Bedrückungen. Als Fontanier im Jahr 1832 zu Konſtantinopel war, hatten die Katholiken die Erlaubniß erhalten, eine Kirche zu bauen. Der Kapitan Paſcha, den es durchaus nichts anging, fand ſie einen Schuh zu hoch, und bediente ſich dieſes Vorwandes, um von der Gemeinde 20,000 Frs. zu erpreſſen. Die Patriarchen ernennen die Erzbiſchöfe und Biſchöfe, welche meiſt ſehr unwiſſend ſind. Der Erzbiſchof von Trapezunt war bei ſeinem Vorgänger Bedienter geweſen, der Biſchof war ſeines Handwerks ein Goldſchmied. Die geiſtlichen Behörden leben von den Geſchenken der Gläubigen und von gewiſſen Gebühren, deren Hebung indeſſen große Streitigkeiten veranlaßt. Der Erzbiſchof verdiente ſich nicht über 4000 Frs., der Biſchof ungefähr 2000. Gewiſſe Ausgaben werden von der Gemeinde beſtritten; die Geiſtlichen müſſen aber darüber ſtrenge Rechnung ablegen, wobei es dann nicht ſelten zu ſehr heftigen Auftritten kommt. Dem Biſchof von Trapezunt wurde es beſonders ſchwierig gemacht, mit ſeinem Budjet durchzuſetzen; die Diskuſſion deſſelben dauerte mehrere Tage und war ſehr ſtürmiſch. Einmal ging der Widerſtand der Verſammlung ſo weit, daß der Biſchof das Feld räumte; man beſchuldigte ihn, daß er die Kirche beſtohlen und ſich mit ſeinen weiblichen Beichtkindern gewiſſe Freiheiten erlaubte. Der Prälat zog ſich nach Gumuch Khane zurück, wo er Pferde aufzog; nach einiger Zeit ſöhnte er ſich mit ſeiner Gemeinde aus und trat ſein Amt wieder an.

Die Rayahs leben sehr eingezogen in schmutzigen, baufälligen Häusern, ihre Kleider legen sie nicht eher ab, als bis sie in Lumpen zerfallen; reich oder arm, alle tragen dasselbe Elend zur Schau, um den Verdacht des Reichthums von sich zu entfernen, der sie den grausamsten Bedrückungen preisgeben würde. Die Weiber dingegen kleiden sich sehr kostbar, sie schmücken sich die Stirn und die Brust mit Zechinen, in den Haaren glänzen silberne und goldene Zierrathen, an Feiertagen tragen sie reiche, in Gold gestickte Mäntel. Weder die Strafpredigten der Geistlichen, noch die Geldererpressungen, denen sie dadurch ihre Männer von Seiten der Obrigkeit aussetzen, vermögen dieser Putzsucht der Weiber Einhalt zu thun. Die Frauen der Moslim sowohl als die Christinnen verschleiern sich aus Höflichkeit, nach dem ersten Besuche legen sie unaufgefordert den Schleier ab. Fontanier erhielt mehrmals Besuche von Türkinnen, die ihm für einige erwiesene Gefälligkeiten zu danken kamen; sie erschienen ohne ihre Männer und waren bloß von einer Magd begleitet. Ihr Tanz ist sehr einförmig: drei oder vier Pas, die stets wiederholt werden; das Orchester besteht aus einem Violinspieler und zwei Sängern. Mit Gold und Edelsteinen überladen, nehmen sich die Frauen in ihren schweren, starren Kleidern wie Bildsäulen aus, die Männer hingegen machen gewaltige Sprünge. Wir übergehen, was der Verfasser über die Verwaltung der Gemeinde bei den Nicht-Moslim, über die Abgaben und die Art, sie zu erheben, über den Handel von Trapezunt und die Stellung der französischen Konsuln berichtet, und eilen zu dem Abschnitte, welcher von dem Feldzuge der Russen in der asiatischen Türkei und ihrer Politik in Asien handelt. Dieser Abschnitt ist einer der interessantesten des Buches und für die Zeitgeschichte äußerst wichtig. Fürst Paskewitsch rückte auf dem Wege von Akalsik in das türkische Gebiet ein, die Besatzung dieses Platzes vertheidigte sich heldenmüthig. Eine Haubitze, welche vor den Augen der Türken zerplatzte, bestimmte sie, sich zu ergeben; gegen dergleichen Zaubermittel fühlten sie sich unfähig, anzukämpfen! Zu Anapa war so wenig Kriegsmunition vorräthig, daß die Soldaten bloß aus ihren Flinten schossen. Es verbreitete sich ein solcher Schrecken unter den Türken, daß die wichtige Festung Kars sich ohne Widerstand ergab; unter den Augen eines zahlreichen türkischen Heeres rückte die kleine russische Schaar in Erzerum ein, ohne im Mindesten beunruhigt zu werden. Osman Pascha zog sich vor den andringenden Russen zurück, und kaum war der Friede unterzeichnet, so verließ er das Heer. Eine Schlacht wurde im Verlaufe des ganzen Feldzugs nicht geliefert; das russische Heer durchzog das Land so ruhig wie eine Karavane. Die russischen Generale spotteten selbst über die pompbaften Siegesberichte, welche nach Petersburg gesendet wurden. Was der Verfasser von der Politik der Russen in Asien sagt, gehört nicht hieher; wir begnügen uns damit, den Leser darauf aufmerksam zu machen. Sehr charakteristisch ist die Art, wie die Pforte bei Demarkation der Grenzen, welche durch den Vertrag von Adrianopel waren festgesezt worden, verfuhr. Diese Grenzen fangen an der Küste des Meeres beim Fort St. Nikolaus an; von diesem Punkte zieht sich eine gerade Linie bis zum Punkte, wo die ehemaligen Grenzen zusammenlaufen, eine Stunde von Akalsik, welches den Russen geblieben ist; die Pforte schickte dem Osman Pascha, welcher mit der Aufsicht über die Operationen beauftragt war, eine Karte zu. Auf dieser Karte war die muthmaßliche Grenzlinie abgezeichnet; höchst wahrscheinlich war sie nach russischen Dokumenten entworfen, denn sie gab den Russen ungefähr zwanzig Quadratmeilen mehr, als ihnen laut dem Vertrage zukamen. Die türkischen Ingenieurs waren eben nicht sehr geschickt, an ihrer Spitze stand der Selam-Agassi des Pascha, d. i. der Beamte, welcher im Publikum statt seines Herrn die Begrüßungen erwidern muß. Der Selam-Agassi brachte, um sich ein recht gelehrtes Ansehen zu geben, einen Schiffs-Kompaß mit, nebst einem Seile, welches eine russische Werste maß; mit diesem Seile verifizirte er die Vermessungen der russischen Ingenieurs. Man konnte sich indeß über das Abstecken der Grenzlinie nicht verstehen. Der Selam-Agassi fiel in Ungnade und verlor seinen Posten. Als Fontanier den Orient verließ, war die Sache noch nicht entschieden. Während der Zeit, wo die Pest zu Trapezunt herrschte, betrachtete Fontanier einen Theil der Küste des schwarzen Meeres. Von Trapezunt bis Batoum sind drei Seehäfen: Heraklea oder Surmene, Sooukieu und Batoum; man trifft nur einen beträchtlichen Fluß, den Tschuruk-sou, und nur eine Stadt, Rize. Das Land ist mit dichten Waldungen bedeckt, die Hütten der Einwohner ruhen auf vier starken und hohen Pfählen; auf diese Art schützen sie sich gegen die Anfälle der Wölfe und Wildschweine. Der ganze Küstenstrich wird eingetheilt in fünf Distrikte: Surmene, Maana, Oif, Rize und Lazestan; sie stehen unter türkischer Landeshoheit.

In diesem dritten Bande seiner Reisen in den Orient zeigt sich Fontanier, so wie in den beiden 1829 unter demselben Titel zu Paris erschienenen, als einen verständigen, unparteiischen Beobachter, dem es mehr um die Wahrheit, als um den Effekt zu thun ist. Die Darstellung ist schlicht und ruhig, das Ganze trägt die Spuren der Bescheidenheit und des gewissenhaften, gründlichen Forschens, Eigenschaften, die man zuweilen bei seinen Landsleuten vermißt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 49. Montag, 11. Mai 1835.

Werke des Fürsten Pückler-Muskau.

1) Tutti Frutti. Aus den Papieren des Verstorbenen. Dritter bis fünfter Band. Stuttgart, Hallberger, 1834.

(Schluß.)

Nunmehr folgt eine lange, novellenartige Geschichte: Acht Frühlings- und Sommertage aus dem Leben Mischlings. Es könnte auch heißen: Sentimentale Reisen eines privatisirenden Fürsten. Mischling ist der Fürst selbst, der incognito reisend oder vielmehr nur spazirend, sich in kleine Abenteuer einläßt und die Leute artig mystificirt. Diese Abenteuer sind vortrefflich. So z. B. gleich das erste: „Hier erblickte er denn bald die ihm schon annoncirten Damen, welche, noch über ein Dutzend stark, gravitätisch um einen Tisch gereiht saßen, Kuchen und Kaffee vor sich stehen hatten und ohne Ausnahme emsig strickten. Mischling konnte sich eines unwillkürlichen Lächelns nicht erwehren, als er schon von Weitem ihr Geschnatter hörte, und Mund und Hände fortwährend wie in krampfhafter Bewegung arbeiten sah. Er benuzte jezt ein Gebüsch, um ihnen unvermerkt näher zu kommen und sie ein wenig zu behorchen, sündlich in der That, aber den Tugendhaften dürfen wir unsern Helden auch kaum zugesellen. „Haben Sie schon die vor vier Wochen in unsere Gegend gekommene Baronin Rosenkranz gesehen, Frau Oberstlieutenantin?“ frug die eine der Damen. „Man macht ja ein entsetzliches Wesen von ihrer Schönheit. Ist sie denn von guter Familie?“ — „Nun, die Rosenkranze,“ erwiderte die Angeredete, „sind in Dänemark sehr angesehen; ob aber der Mann dieser Dame auch wirklich daher stammt, weiß freilich Gott allein, denn heutzutage nehmen ja die Leute Namen an, wie sie nur wollen, und selbst die Juden lassen sich Hardenberg, Löwenstein, Haßfeld, Pückler, Brandenburg und Gott weiß wie noch taufen! Die Baronin habe ich neulich beim Grafen Manteufel angetroffen, kann aber nicht sagen, daß sie eben sehr vornehm aussähe. Hübsch ist sie, aber mit einer sehr freien Tournüre, die freilich jezt so Mode geworden ist, daß man oft nicht mehr die Kammerjungfer von ihrer Herrschaft unterscheiden kann. Was sie für eine Geborne ist, habe ich nicht herausbringen können, und als ich sie darum befrug, that sie, als höre sie mich nicht, und wandte sich gleich weg, um mit Jemand anderem zu sprechen. Ich habe daher auch mein Konsentement sogleich verweigert, sie in unsere adelige Ressource aufzunehmen.“ — „Da haben Euer Gnaden auch sehr recht daran gethan,“ fing eine Dritte an, „denn man munkelt allerlei über das fremde Paar. Ueberdem wohnen sie bei einem

ganz obscuren Menschen, den Niemand kennt.... aber darf ich Ihre Tasse füllen? Frau Oberstlieutenantin haben erst fünfe getrunken, und müssen doch wenigstens das halbe Dutzend voll machen.“ Unglücklicherweise ward hier eine der jüngeren Damen den unberufenen, etwas vorgetretenen Horcher gewahr, als er eben sein Augenglas auf ihre Reize gerichtet hatte, und er bemerkte mit Schrecken, daß bei Erwähnung des Wolfes die ganze Heerde in Zorn und Allarm gerieth. „Hier gilt es, der Gefahr in's Auge zu schauen,“ sagte Mischling zu sich selbst, und da er noch einen leeren Stuhl am Tisch stehen sah, näherte er sich, seinen Hut ziehend, mit demüthiger, aber zugleich entschlossener Miene, und den Stuhl ergreifend, bat er um die Vergünstigung, an einer so interessanten Gesellschaft Theil nehmen zu dürfen. Bei diesen Worten hatte er sich auch bereits niedergesezt, und frug seine Nachbarin unbefangen: ob es heute nicht außerordentlich schönes Wetter sey? Doch wie hätten die zitternden Lippen der armen Dame einer Antwort mächtig werden sollen! Ein starres Staunen hatte sich des ganzen Kreises bemächtigt, man schien ob solcher Kühnheit wie vom Donner gerührt. Selbst die Strickstrümpfe feierten einen Augenblick, doch begannen sie wenige Sekunden darauf, wie auf ein gegebenes Zeichen, mit verdoppeltem Eifer zu schwirren, so daß es Mischling fast vorkam, als befinde er sich in einer Strumpfwirkerfabrik. In diesem kritischen Augenblick sprang ein kleines Hündchen, das Mischling immer begleitete, an einer der Damen empor, welche vorhin hauptsächlich das Wort geführt hatte, Frau Oberstlieutenantin titulirt wurde, so steif wie ein Lineal dasaß und einem alten Ahnenbilde glich — zog ihren Zwirnknäul auf die Erde und entriß ihr dadurch den tragischen Strumpf. Mischling stürzte zwar sogleich herbei, um ihn aufzuheben und des Thieres Unart zu entschuldigen, bei den fürchterlichen Zornblicken aber, die nun von allen Seiten auf ihn geschossen wurden, ward ihm ernstlich bange. — „Gnädigste Frau Oberstlieutenantin,“ sagte er, bittend die Hände faltend; „verzeihen Sie großmüthig, ich beschwöre Sie, meinem zudringlichen Hunde und seinem noch zudringlichern Herrn! Beide unterlagen wir nur großer Versuchung, ich der Ihres eben so imposanten als gewinnenden Anblicks, Zemire dem Dufte des vor Ihnen stehenden Kuchens.“ — Ihr Kleid hastig abklopfend und ausschüttelnd, als habe es eine Schlange berührt, erwiderte die Alte mit unterdrückter Wuth: „O dergleichen kann ja vorfallen, heutzutage muß man auf Alles gefaßt seyn.“ — „Gnädigste Frau,“ sagte Mischling, „berubigen Sie sich, es ist ein ganz aristokratischer Hund, dem Sie zürnen, ein echter Abkömmling der Windspiele Friedrichs des Großen, die von ihren Wärtern nie anders als mit Sie und dem Titel Monsieur oder Mademoiselle angeredet werden durften. Dieses mein Exemplar stammt direkt von der alten Prinzessin in S. her, von ihrer echten Zucht, mein' ich.“ — Bei dem Worte „Prinzessin“ malte sich ein angenehmes Staunen auf allen Gesichtern. Man wagte es zum ersten Mal, Mischling anders als von der Seite anzusehen, und ein sehr hübsches junges Mädchen am andern Tische lächelte sogar ganz holdselig zu ihm herüber. — „Also,“ fuhr sie fort, „von der Prinzessin Karoline selbst haben Sie das allerliebste Hündchen? Ein sehr huldreiches Geschenk!“ — „O Gott, nein!“ fiel Mischling ein; „er ist ihr wahrscheinlich gestohlen worden, ich habe ihn von einem Soldaten gekauft, denn ich selbst bin leider lange nicht so vornehm, als mein Hund.“ — Ein lang gezogenes „So...?“ war die Antwort, man sah sich wieder an, zischelte sich in's Ohr, lächelte höhnisch, und die Strümpfe begannen wieder schicksalsschwer zu sausen. Ein langes Schweigen trat ein. — „Wie kömmt's, meine Damen,“ fing Mischling von Neuem kleinlaut an, „daß Sie hier so ganz allein ohne Männer sind; es ist wohl heute nur Damentag, und daher mein Eindringen doppelt strafbar?“ — „Unsere Männer,“ sagte mit stolzer Miene die Frau Oberstlieutenantin, „sind auf dem Balz, auf der Jagd des Auerhahns, die dies Jahr ungemein spät begonnen hat. Sie werden schwerlich wissen, was das für eine Jagd ist, da sie nur zu den nobelsten gehört, und bald auch, wie so Vieles, nur noch in der Erinnerung existiren wird. Die lieben Wilddiebe, die man jezt so hegt und pflegt, fangen schon an, sich auch dabei blicken zu lassen.“ — „Ja wohl,“ fiel Mischling ein, „dies Volk treibt es jezt wirklich arg. Denken Sie sich, meine Damen, daß ich einen solchen Kerl erst vor zwei Monaten, nicht tausend Schritte vom Schlosse, selbst erschossen habe.“ — „In der That!“ riefen zehn Stimmen zugleich mit reger Theilnahme; „selbst erschossen? das war brav; und nicht weit vom Schlosse, sagten Sie, also von Ihrem eigenen Schlosse ohne Zweifel?“ — „Sie scherzen, meine Damen, ich spreche von des Herzogs von Hohenburg Schlosse, wo ich bei meinem Verwandten, dem Parkförster, eben zum Besuch war, den die Schurken förmlich angriffen und in dessen Vertheidigung ich den Wilddieb erlegte.“ Und so fort, ganz so gutgelaunt, wie Mephistopheles, da er mit Frau Martbe Schwertlin plaudert.

Eben so drollig ist das folgende Abenteuer, da der Fürst in Klein-Schilda arretirt wird, weil er keinen Paß bei sich hat. Dann geräth er unter Zigeuner, zu einem Marionettentheater, verliebt sich in eine Blondine, die seinen Mystifikationen durch andere entgegenoperirt, verläßt das Puppenspiel, um als Tyroler verkleidet einen Jahrmarkt mitzumachen ꝛc. Der Jahrmarkt ist sehr gut gezeichnet. „Ein reges Leben herrschte im Städtchen Moosheim. Vollgepfropft von Buden strotzte der weite

Marktplatz, und durch den Schmutz der engen bretternen Straßen, welche sich momentan gebildet, wogte die kaufbegierige Menge. Hier sah man Knaben die eben erstandene Pfeife probiren, oder den Hampelmann nebst Pfefferkuchen in Sicherheit bringen, dort feilschten ein paar alte Weiber eine Stunde lang um eine Kaffeemühle und verließen, nachdem sie zwanzig derselben untersucht, unverrichteter Sache die Bude, weil sie ihnen um einen Sechser zu theuer schien. Großmüthiger zeigte sich der eben an sie anstoßende dicke Pachter, der, bereits etwas angeflochen, rechts und links den Dirnen Bänder austheilte, und dann, seine Freunde in der Apotheke traktirend, bei verlegenen Sardellen und Grünberger Champagner alle Sorgen der schlechten Kornpreise vergaß. Weiterhin belustigte der europäische Herkules die Schaulustigen, kunstgerecht eine Keule auf den Zähnen und eine brennende Düte auf der Nase balancirend, oder die Attitüden griechischer Statuen nachahmend. Es war unmöglich, das hierzu dienende Kostüm ohne Lachen anzusehen ꝛc.“

Dann kommt Mischling als Fremdling in sein eigenes Schloß, seinen eignen Park und schildert uns alle Eigenthümlichkeiten desselben, und es entspinnt sich wieder ein langes Gespräch mit dem Dichter Leopold (Schefer, der in Muskau wohnt). Dann folgen neue Liebes-Intriguen, ein neuer Ueberfall der Polizei wegen Paßmangels ꝛc. Gelegentlich spottet der Verfasser sehr treffend über die Manie unserer neuesten, wie älteren Roman- und Novellenschreiber, die die vornehme Welt schildern wollen, ohne sie zu kennen. Es ist wahr, es wimmelt in unsern Romanen von Standespersonen, aber man macht sie in der Regel entweder zu sentimentalen Idealen, oder zu Karrikaturen des Lasters, kurz zu dem, was sie in der Vorstellungsweise der servilen oder radikalen Masse, nur nicht zu dem, was sie wirklich sind. Ein Vornehmer ist niemals erhaben, weil es unschicklich wäre; aber er ist auch niemals roh, und wenn er gemein ist, so kann er es nur mit einer gewissen Grazie seyn. Grazie ist die Bedingung, ohne die er selbst nicht langweilig seyn darf, weil weniger interessant. So will es der Fürst gemeint wissen. Aber er vergißt, daß die Mißkennung der höhern Stände, die Unwahrheit in der Vor- und Darstellung derselben ein Symptom des Zeitalters, ein unvermeidliches ist, sey es nun, daß jene alte Grazie sich wirklich, oder nur der Sinn dafür verloren hat.

Die Begebenheiten Mischlings endigen im vierten Bande; der fünfte ist fast durchaus politischen Betrachtungen gewidmet. Der Fürst spricht hier ganz seinem Stande gemäß, durchaus übereinstimmend mit den bekannten Ansichten des Erministers Freiherrn von Gagern. Zunächst geleitet vom Gefühle des Mißrechts, in welchen sein Stand gerathen ist, hat er sich die Ansicht ausgebildet, daß eine politische Regeneration der Aristokratie überhaupt heilsam seyn würde, hauptsächlich, um versöhnend zwischen die Monarchie und Demokratie zu treten. Er sagt: „Ich gestehe, daß eine wohlgeordnete konstitutionelle, repräsentative Monarchie, in der sich Volk und Herrscher, gleich legitim, wie Seele und Körper vereinigen, mir ungeachtet der bisher aus andern Ursachen mißglückten Versuche dieser Art, und der aus diesem Grunde allgemein kühler gewordenen Vorliebe für diese Staatsform, immer noch von allen Verfassungsarten als die wünschenswertheste, dem Geiste der Zeit und den Deutschen angemessenste erscheint. Aber eine solche kann nur dem Zwecke allgemeinen Wohls entsprechen, kann nur auf die Dauer bestehen, wenn ein Drittes, ein wesentlich erhaltendes Prinzip in der Mitte steht, das eben sowohl der Willkühr des Herrschers, als der unruhigen Anmaßung des Volks einen unübersteigbaren Damm entgegensetzt. — Dieses Prinzip ist aber einzig und allein in einer volksthümlichen mächtigen Aristokratie zu finden, und so unpopulär dieser Name, weil man immer nur einen Sauerteig aus der Feudalzeit darunter verstehen will, auch jetzt geworden ist, so wird man doch über kurz oder lang darauf zurückkommen, oder dem konstitutionellen System ganz entsagen müssen.“

Um diesen Grundsatz auch praktisch anzuwenden, schlägt er, zunächst für Preußen, Folgendes vor: „Meiner Meinung nach würde man damit anfangen müssen, successive Verordnungen, ungefähr folgenden Inhalts, ergehen zu lassen: Der König, könnte man mit vollkommenem Rechte sagen, hat seinem Volke eine Konstitution versprochen, und wenn dieses Versprechen bis jetzt noch nicht realisirt wurde, so geschah dies bloß aus dem Grunde, weil die Zeit der dazu wesentlich nöthigen Vorbereitungen noch nicht abgelaufen, und hier nichts schädlicher als Uebereilung sey. — Vieles sey unterdessen aber schon gereift, die völlige Emancipation des Bauernstandes ihrem Ende nahe, und mehrere, dies Geschäft erleichternde, weniger kostspielig machende und zugleich in der Ausführung beschleunigende Modifikationen würden eben berathen. — Die definitive Feststellung der Communal-Ordnung (bei welcher leztern auf die zu ihrer Erhaltung unerläßliche Autorität der Grundbesitzer wohl Rücksicht zu nehmen seyn möchte) schreite ebenfalls, wie auch die so dringende Revision des Landrechts und der Hypothekengesetze, rüstig vor. — Die bisher angeordneten landständischen Versammlungen hätten ihrem provisorischen Zweck entsprochen, und bei allen Ständen den Sinn für repräsentative Verfassung geschärft, die Theilnahme eines Jeden am Wohle des Allgemeinen immer mehr erweckt und zu dem dereinstigen hohen Wirkungskreise besser vorbereitet. — So viel sey gethan, aber

höchſt Wichtiges bleibe noch zu thun übrig. Dahin gehöre vor Allem die Bildung einer kräftigen, auf großen Grundbeſitz baſirten, ſo viel als möglich unabhängig geſtellten und Jedem im Volke zugänglichen Ariſtokratie, ohne welche keine konſtitutionelle Monarchie auf die Dauer zu beſtehen im Stande ſey. Deren Hervorrufung aus der Nation könne aber nicht ohne einige Meinungsopfer der Privaten, namentlich des (ſogenannten) Adels, wie er jezt beſtünde, ſtattfinden, indem der künftige Adel des Landes ganz anders als der bisherige organiſirt werden müſſe, um, was er eben jezt leider nicht mehr hinlänglich ſey, volksthümlich, hochgeachtet und nüzlich zu werden. — Nur die Pairs oder Standesherren würden in Zukunft dieſen Adel, die neue Ariſtokratie bilden, alle übrigen jezt beſtehenden Geburtstitel aber von den jetzigen Inhabern zwar bis an ihren Tod beibehalten werden können, jedoch nach wie vor nur Titel bleiben und keine Rechte verleihen, ſich auch auf die Nachkommen nicht mehr fortzupflanzen fähig ſeyn. Dagegen (könnte man für die Schwachen hinzuſetzen) werde es fortan jedem preußiſchen Unterthan geſtattet ſeyn, ſich wie in Oeſterreich, wo man Jedermann Ew. Gnaden titulire, das Wörtchen „von“ beliebig bei- oder abzulegen, wenn er ſich ohne daſſelbe nicht beruhigen könne. — Von allen Mitgliedern einer Familie, die ein Majorat beſizt, könne aber nur der Majorats- und Standesherr den an ſeinem Beſitze haftenden Titel allein führen, und ſeine Söhne oder nächſten Anverwandten nur dann einen ähnlichen, wenn mehrere Majorate in derſelben Familie von verſchiedenen Graden beſtünden. Alle übrigen Kinder und Verwandte der Majoratsbeſitzer müßten in den Bürgerſtand zurücktreten, aus dem ſie früher auch alle ausgegangen wären. — Als Norm für die zu ſtiftenden Majorate werde feſtgeſezt: daß ein Fürſt, deſſen Gütercomplex man den Namen „Fürſtenthum“ beilege, daraus wenigſtens einen reinen Ertrag von 30,000 Thlr. beziehe, ein Graf aus ſeiner Grafſchaft 15,000, ein Baron aus ſeiner Baronie 10,000 Thlr.“

Der Vorſchlag iſt intereſſant, aber ſo wenig dringend, daß es faſt unnöthig iſt, Bemerkungen darüber zu machen. Wir erlauben uns nur eine. Der Herr Fürſt hat in der Theorie ganz recht, wenn er ein Gleichgewicht der Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie für wünſchenswerth hält, und er mag es wenigſtens inſofern auch für ein Ideal halten, als es niemals zu realiſiren iſt; in Prari haben immer nur zwei von jenen drei Gewalten geherrſcht, entweder die Monarchie mit der Ariſtokratie, wie früher in ganz Europa, wobei die Demokratie gar keine oder nur einen Schatten von Gewalt hatte; oder die Monarchie mit der Demokratie, wie jezt in Frankreich und faſt auch ſchon in England; oder die Ariſtokratie mit der Demokratie, wie faſt in allen neuen Republiken. Wo die drei Prinzipe verbunden waren, iſt gewiß immer das eine den beiden andern untergeordnet geweſen. Im großen Streite der zwei mächtigen iſt das dritte ſchwächere gewöhnlich ganz unterdrückt worden. Und das iſt natürlich. Schon im gemeinen Leben muß der Dritte ſchweigen, ſobald das Geſpräch zwiſchen den beiden andern warm wird. Die Bedingung alles politiſchen Lebens iſt Kampf, die Bedingung alles Kampfes iſt die Zweiheit, folglich kommt der Dritte immer zu kurz.

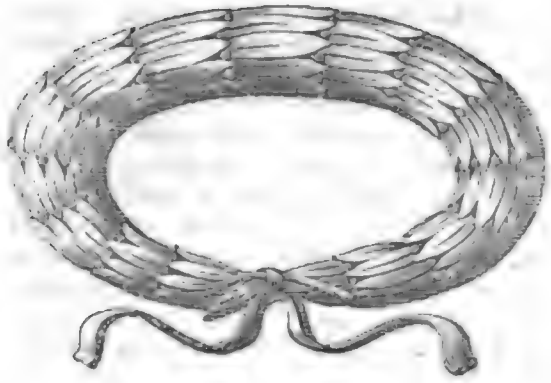
2) Andeutungen über Landſchaftsgärtnerei, verbunden mit der Beſchreibung ihrer praktiſchen Anwendung in Muskau. Vom Fürſten von Pückler-Muskau. Mit 44 Anſichten und 4 Grundplänen. Stuttgart, Hallberger, 1834.

In dieſem Werk erſcheint der Verf. in ſeiner liebenswürdigſten Geſtalt, uns freundlich vorzeigend, was ihm lieb und theuer iſt, und alſo faſt ganz ohne Ironie, die ſonſt ſo reichlich ihren feinen Spott ausſtreut, daß ihm der Leſer ſelber ſelten entgehn kann. Wenn der Fürſt Meiſter in der mephiſtopheliſchen Grazie iſt, von der zuerſt Schröder in ſeinem Grafen Klingsberg eine Skizze zeichnete, ſo fehlen ihm auch die gemüthlichen Züge jener Skizze nicht; es liegt ein eigener Zauber in dem Blick eines geiſtreichen Spötters, wenn er auf einmal in einer eigenen Angelegenheit ernſthaft wird und uns um Theilnahme dafür bittet. Und iſt die Sache nicht wirklich Ernſt? Der Mann, der über Andere ſo ſchonungslos geurtheilt, gibt nun dem Urtheil Anderer das Preis, was ſeine eigenſte Liebhaberei, Sache ſeines perſönlichſten Geſchmacks iſt, ſeine Gartenanlagen. Doch der Fürſt tritt auch im Gebiet des Geſchmacks als ein echter Cavalier in die Schranken. Er weiß, daß er die Mediſance nicht ſcheuen darf, da ſein Geſchmack Probe hält.

Dieſes Gartenwerk wird für ewige Zeiten zu den klaſſiſchen gehören. Edmund Burke, der feinſte Kenner der Schicklichkeit in der Behandlung des Großen und Maſſenhaften, würde den Verf. umarmt haben, wenn er dieſe ſchöne Ausführung ſeiner noch nicht ganz entwickelten Ideen erlebt hätte. Die in unſerer, mit dem Erhabenen und Großen ſo ſehr kokettirenden Zeit faſt unbekannt gewordenen äſthetiſchen Geſetze, die Burke aufgezeichnet hat, ſind ſo ewig, wie die Geſetze Keplers, aber es gilt, ſie anzuwenden, und ich entſinne mich keines andern Werks, worin es in ſo harmoniſcher Vollendung geſchehen wäre, als in dieſem Gartenwerk, deſſen Verf. vielleicht an Burke nicht einmal gedacht. Es gibt aber kein äſthetiſches Geſetz, das nicht auf verſchiedene Künſte gleich ſehr anwendbar wäre, und ſo können Maler, können Komponiſten, können Dichter ſelbſt ſehr Vieles aus dem vorliegenden Werke lernen, deſſen Lehren in einer gedrängten Skizze wiederzugeben, ein wahrhaftes Vergnügen gewährt.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 50. Freitag, 15. Mai 1835.

Werke des Fürsten Pückler-Muskau.

2) Andeutungen über Landschaftsgärtnerei, verbunden mit der Beschreibung ihrer praktischen Anwendung in Muskau. Vom Fürsten von Pückler-Muskau. Mit 44 Ansichten und 4 Grundplänen. Stuttgart, Hallberger, 1834.

(Schluß.)

Die erste Bedingung bei einer Gartenanlage wie bei jedem Kunstwerk ist die Einheit der Idee (richtiger als die drei sogenannten Aristotelischen Einheiten des Orts, der Zeit und der Handlung zusammengenommen). Indem der Verf. dies voranstellt, verlangt er, daß ein geschmackvoller Gartenbesitzer als Liebhaber eine der Lokalität anpassende Idee mit unablässiger Sorgfalt durchführe, und daß nicht mechanisch nach irgend einem Muster etwas Normales geistlos und vielleicht gar im Widerspruch mit den Bedingungen des Lokals nachgeahmt werde.

Dann geht er auf die räumliche Ausdehnung über. „Es ist nicht unumgänglich nöthig, daß ein Park einen sehr großen Umfang habe, um einen großen Effekt zu machen. Oft ist ein unermeßliches Terrain durch Ungeschick dem Auge so verkleinert und so verpfuscht, daß es sehr unscheinbar wird; und so umgekehrt, wie, beiläufig erwähnt, Michel-Angelo meines Erachtens sehr unrecht hatte, als er vom Pantheon sagte: Ihr bewundert es auf der Erde, ich werde es in die Luft versetzen, und dadurch eine größere Wirkung hervorzubringen hoffte. Es geschah wie er gesagt, indem er der Kuppel der Peterskirche dieselben Verhältnisse des Pantheons gab; aber wie ungünstig ist der Erfolg! die Kuppel sieht in der Höhe, unter den ungeheuren Massen des Gebäudes verhältnißmäßig klein und unbedeutend aus, während das Pantheon, im rechten Gesichtspunkt gestellt, seit Jahrtausenden noch immer erhaben wie die Wölbung des Firmaments erscheint. Die Pyramiden auf die Spitze des Montblanc gestellt, würden dem Auge kaum so groß als Schilderhäuser dünken, und der Montblanc selbst, von den fernen Ebnen aus erblickt, sieht nur wie ein kleiner Schneehügel aus. Also groß und klein bleibt immer relativ. Nicht wie er ist, sondern wie er uns erscheint, beurtheilen wir jeden Gegenstand, und gerade hier ist dem Gartenkünstler ein weites Feld geöffnet. Der Baum z. B., der, hundert Fuß hoch, im Mittelgrund der Landschaft, den Horizont noch nicht deckt, wird, nur einige Schritte weit von uns, dies schon bei einer Höhe von zehn Fuß vermögen, daher auch ohne Zweifel durch gute Behandlung des Vorgrundes am schnellsten und leichtesten große Wirkungen hervorgebracht und der Landschaft eine ausdrucksvolle Physiognomie gegeben wird.“ Wer müßte nicht hiebei an die goldnen Regeln Burkes denken? Da man aber überhaupt einen Maßstab haben muß, und überall der

Mensch den Maßstab abgibt, so bemerkt der Herr Fürst mit Recht, daß ein Park groß genug zu nennen sey, in welchem man eine Stunde lang rasch umherfahren könne, ohne wieder auf denselben Weg zurückzukommen. Eine Stunde aber reicht hin, um dem Bedürfniß der Bewegung zu genügen und eine Mannichfaltigkeit von Landschaften und Prospekten zu zeigen, ohne daß der Fahrende zuletzt abgespannt wird.

Was die innere Eintheilung der zu einer großen Gartenanlage bestimmten Räume betrifft, so unterscheidet der Verf. im Centrum das Haus und den Garten von dem Park an der Peripherie. Wenn aber die antike und nachher französische Gartenkunst in das Extrem verfiel, Haus und Garten und deren Künstlichkeiten auf Wald und Wiese auszudehnen, und die englische Gartenkunst das entgegengesetzte Extrem verfolgte, den wilden Wald über alle Zäune herüber gleichsam bis in die Stube zu bringen, so sucht unser Fürst zwischen diesen Ausschweifungen die richtige Mitte, und zwar in einem ästhetischen Kontraste beider. Das Haus und der ihn zunächst umgebende Garten soll so zierlich als möglich seyn und überall die ordnende Menschenhand verrathen, der Wald soll umgekehrt so wild als möglich seyn und durchaus nur ein Werk der Natur scheinen und die Menschenhand verbergen, aber beides soll kontrastiren, beides sich zur Folie dienen.

Eine ästhetische Einheit ist unmöglich ohne Begrenzung, also billigt der Verf. die Umzäunungen, nur sollen sie nicht künstlich seyn, sondern natürlich wenigstens scheinen. „Ich habe oft die Meinung äußern hören, nichts sey dem Begriff freier Natur, welchen die Landschafts-Gärtnerei doch beabsichtigte, mehr entgegen, als die Umzäunung eines Parks. Ich denke anders, und stimme ganz den Engländern bei, die jeden Park sehr sorgfältig begrenzen; nur soll diese Begrenzung von mannichfaltiger Art und von innen meistentheils verborgen seyn. Im Grunde ist sie mehr Gegenstand der Zweckmäßigkeit, als der Aesthetik, aber auch in dieser Hinsicht möchte ich sie nicht verwerfen. Wie oft sind nicht selbst die schönsten Partien wilder Natur ebenfalls durch die bestimmtesten Grenzen abgeschieden, und gewöhnlich vermehrt ein solcher Abschnitt nur ihren Reiz. Ein von dichtem Wald oder unzugänglichen Felsen eingeschlossenes Thal, eine vom Wasser umflutheten Insel geben uns ein Gefühl der Heimlichkeit, gewissermaßen des vollständigen Besitzes, der größeren Sicherheit gegen jedes Eindringliche, Störende, das uns die Schönheit der Umgebung mit doppelter Behaglichkeit genießen läßt."

Wie bei einem Bilde schon die Zeichnung schön seyn soll, auch ohne Kolorit, so verlangt der Verf. auch von einem Park so ästhetische Grundformen und Gruppirungen, daß man seine Schönheit in jeder Jahreszeit erkennen kann. Nachdem er berichtet, mit welcher Mischung von sommerlichem Laub- und winterlichem Nadelholz und immergrünem Rasen er die Grenze bilden und zugleich verstecken will, bemerkt er: „Der immer grüne Vordergrund, welcher die Grenze Winter und Sommer gleich vollkommen deckt, gibt der ganzen Gegend Farbe, wodurch dem einzigen Mangel in dieser Epoche abgeholfen wird; denn hinsichtlich der Form muß ein wohl gruppirter und gezeichneter Park auch ohne Färbung in jeder Jahreszeit den Schönheitssinn befriedigen können, indem er, wenn gleich im Winter alle Ausschmückung fehlt, doch durch die Harmonie seiner Massen von Bäumen, Rasen und Wasserflächen, seiner gefälligen Linien von Wegen und Ufern, noch ein interessanteres Bild darstellt."

Die zweite ästhetische Bedingung neben der Schönheit der Grundform ist die Kunst des Zeigens und Versteckens. Es kommt darauf an, 1) wie bei einem Drama den Zuschauer auf die Entwicklung zu spannen, auf eine Hauptaussicht vorzubereiten, durch dieselbe zu überraschen, 2) niemals dasselbe zu wiederholen, 3) auch einzelne Gegenstände durch halbes Verstecken reizender zu machen. „Das halb Verdeckte ist ohnehin jeder Schönheit vortheilhaft, und es bleibe in diesem Gebiete immer der Phantasie noch etwas zu errathen übrig. Oft ruht das Auge mit mehr Wohlgefallen auf einem bloßen Schornstein in der Ferne, der seine grauen Rauchwölkchen aus der unabsehbaren Waldfläche in den grauen Aether hinauf wirbelt, als auf einem nackten Pallast, der, von allen Seiten zugänglich, dem Blicke keine einzige belebende Unterbrechung darbietet, und dem sich noch nirgends die Natur heimisch und liebend angeschmiegt hat."

Eins der wichtigsten Erfordernisse des guten Geschmacks ist die Zweckmäßigkeit und Natürlichkeit der Gebäude. Der Verf. verwirft 1) alle absolut unnützen Pyramiden, Einsiedeleien, 2) alle ihrem Zweck nicht entsprechenden überladenen und lächerlichen Gebäude, z. B. die gothische Kirchenform bei sehr profanen Häuschen ꝛc., und 3) die Vermischung verschiedener Geschmäcke. Die Gebäude müssen nicht nur überhaupt zum Charakter der Gegend passen, sie müssen auch überall da, wo man sie mit einem Blick übersieht, einander nicht widersprechen. Er sagt: „Auf den Ort, wo ein Gebäude stehen soll, ist große Rücksicht zu nehmen. Z. B. eine Ritterburg mitten im flachen Kornfelde, wie in Machern bei Leipzig, ist fast etwas Komisches, eben so wie die dortige ägyptische Pyramide mit einem heitern Birkenwäldchen und idyllisch gehaltner Gegend, oder eine Strohhütte umgeben von einem französischen Parterre. Alles das sind schlechte, die Harmonie störende Kontraste. So macht auch die spitze gothische Architektur einen höchst ungünstigen Effekt unter eben so spitzen Fichten und lombardischen Pappeln, während sie unter alten wellenförmigen Eichen, Buchen oder

Föhren ganz an ihrem Platze iſt. Jene Fichten und Pappeln ſind dagegen einer italieniſchen Villa mit ihren horizontalen Linien wiederum ganz angemeſſen. — Man muß ſich mit Tempeln, die im Alterthum eine ganz andre, volksthümliche, religiöſe Bedeutung hatten, und eben ſo mit nichtsſagenden Monumenten ſehr in Acht nehmen, wenn ſie nicht, ſtatt einen tief erregenden Eindruck, den des Läppiſchen hinterlaſſen ſollen.“ Hier auch ein Wort über Ruinen: „Wer kann die Pracht des erhabenen Warwik Caſtle mit ſeinem koloſſalen tauſendjährigen Thurme, oder den königlichen Sitz des Herzogs von Northumberland ſehen, ohne ſich von romantiſcher Ehrfurcht durchdrungen zu fühlen, und ein gleiches Entzücken an der unübertreffbaren Schönheit dieſer koloſſalen Gebäude, als an ihrer impoſanten Großartigkeit zu empfinden. — Mißlungen erſchienen mir dagegen die Beſtrebungen der Neuern, für modernen friedlichen Gebrauch wieder Schlöſſer im alten Feſtungsſtyle zur Wohnung aufzuführen. Die koſtſpieligſten Anlagen dieſer Art in England ſind Eatonhall und Aſhridge, für die Millionen verſchwendet wurden, um eine Kinderei zu ſchaffen, ungeheure Burgen in Blumengärten, wo oben Créneaux und unzählige kriegeriſche Wachtthürme, unten Glaswände, mit exotiſchen Zierpflanzen angefüllt, zum baaren Unſinn werden, und deren Beſitzer, wie ein luſtiger Reiſebeſchreiber ganz richtig ſagt, um analog mit ihrem Bauwerke zu bleiben, auch wie Don Quixotte im Harniſch und mit eingelegter Lanze in ihrem Pleasureground ſpazieren gehen ſollten. Gothiſche Spielereien ſind nie anzurathen, denn ſie wirken ungefähr wie: kindiſches Alter. — Umfaßt die Ausſicht eine ſehr weite Landſchaft, ſo mögen allerdings heterogenere Gegenſtände ohne Nachtheil zugleich ſichtbar werden; doch kann es der Einbildungskraft nie gelingen, wie es ihr in manchen, zu ihrer Zeit berühmten Parks doch zugemuthet wird, einen chineſiſchen Thurm, eine gothiſche Kirche, zwei bis drei griechiſche Tempel, ein ruſſiſches Blockhaus, eine Burgruine, eine holländiſche Meyerei, und etwa gar noch einen Vulkan zur Zugabe, Alles in einem Bilde zuſammengefaßt, mit Befriedigung zu überblicken; ſondern bei der ſchönſten anderweiten Umgebung wird doch der Verſtand ohne Zweifel unter ſolchen Umſtänden immer an einer Art künſtleriſcher Indigeſtion leiden müſſen. Bedeutend verſchieden ſind dagegen die Prinzipien, die dem Pleasureground und den Gärten zum Grunde gelegt werden müſſen; welche leztere ſo mannichfach als möglich ſeyn mögen, als Blumengärten, Wintergärten, Frucht-, Wein-, Gemüſegärten u. ſ. w. In England ſah ich exotiſche, chineſiſche, amerikaniſche, ja ſogar Mönchs- und Porzellaingärten. Ich könnte ein früher gebrauchtes Wort hier noch einmal variiren, und ſagen: wenn der Park eine zuſammengezogene idealiſirte Natur iſt, ſo iſt der Garten eine ausgedehntere Wohnung. Hier mag alſo der perſönliche Geſchmack aller Art ſich wohl ein wenig geben laſſen, ja ſogar Spielereien und überhaupt das freieſte Hingeben an die Phantaſie erlaubt ſeyn.“

Indem der Verf. nun zum vegetativen Theil übergeht, verliert er ſich in ein weitläuftiges Detail über die beſte Anlage und Behandlung des Raſens, aus dem Grunde, „weil kein Gegenſtand in Deutſchland mehr vernachläßigt wird.“ Er macht daher alle die Grasarten namhaft, die ſich für jede Gattung des Bodens, Höhe oder Tiefe der Lage ꝛc. am beſten eignet, und erklärt das dabei zu beobachtende Verfahren. — Nicht minder Sorgfalt wendet er ſodann auf die Lehre von der Behandlung der Bäume. Hier ſind die wichtigſten Kapitel: Pietät gegen alte Bäume — äſthetiſche Benuzung derſelben — Anlegung von Baumſchulen — Auswahl der Plätze, wo Bäume anzubringen und wo ſie wegzunehmen ſind; Pflanzung einzelner Bäume an Abhänge, wo ſie ſchöne lange Schatten werfen — Zuſammengruppirung zweier heterogener Bäume — natürliche, die Steifheit vermeidende Richtungen der Baumſtämme, gabelförmig und faſt horizontal am Ufer des Waſſers ꝛc. — Lichtung des allzu dichten und plumpen Waldes und dadurch Hervorbringung von kleinen Fernſichten, Tiefen, maleriſchen Gruppirungen und Färbungen — Hebung einer nackten und armen Gegend durch eine ſchmale waldähnliche Allee, durch deren unregelmäßige Zwiſchenräume man von der Straße aus mannichfaltige Proſpekte erhält ꝛc.

Auch bei den Wegen verlangt der Verf. neben der Brauchbarkeit überhaupt die möglichſte Natürlichkeit; er will alſo alle künſtlichen Schlangenlinien, alle gar zu in die Augen fallend unnöthigen Umwege ꝛc. vermieden wiſſen. „So ſieht es z. B. nicht gut aus, wenn ein und derſelbe Weg in naher Anſicht zwei Biegungen auf einmal dem Auge zeigt. Iſt es nicht ganz zu vermeiden, ſo wechſele man wenigſtens eine recht ſchroffe Biegung mit einer lange gedehnteren ab, und motivire die erſte durch einzelne Bäume oder Pflanzungen, an der innern Seite derſelben angebracht, oder durch ein erhöhtes Terrain, um welches der Weg natürlicher herumgeführt wird, als darüber hinweg. Iſt kein Hinderniß vorhanden, noch vonnöthen, ſo laſſe man den Weg immerhin grade, oder nur äußerſt wenig gebogen hinlaufen, ſey die Diſtanz auch noch ſo weit. Wo ein Hinderniß eintritt, biege man aber immer lieber kurz daran hin, als ſchon aus der Ferne, der ſogenannten Schönheits-Wellenlinie zu gefallen, einen langen Anlauf dazu zu nehmen. Die jählingen Biegungen ſind bei weitem die maleriſchſten, beſonders wenn ſich der Weg mit einer ſolchen etwa von fern in das Dunkel eines Waldes verlieren kann. Man verhindere auch wo möglich, von einem Wege auf einen andern, mit ihm parallellaufenden, zu ſehen, wo die Gegend durch Berg und Thal oder eine Kluft nicht ſchon beſonders auffallend

geſchieden iſt; denn ohne dieſe natürliche Trennung erſcheinen zwei, in der Ebne nach gleicher Richtung nahe an einander geführte Wege überflüſſig, und der Verſtand will auch im Kleinſten immer durch Zweckmäßigkeit erſt befriedigt ſeyn, ehe das gefälligſte Ganze ihm völlig genügen kann.“ So wahr, ſo einleuchtend iſt das ganze Buch geſchrieben.

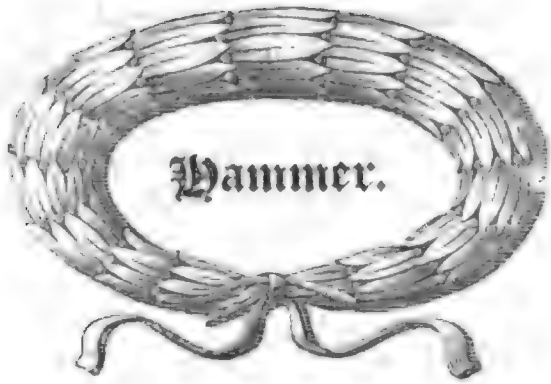
Was der Verf. über das Waſſer ſagt, iſt eben ſo trefflich. Wo die Natur kein Waſſer darbietet, „rathe ich, eine mangelhafte Nachahmung lieber ganz zu unterlaſſen. Eine Gegend ohne Waſſer kann noch immer viel Schönes darbieten, aber ein ſtinkender Sumpf verpeſtet eine jede; das erſte iſt nur ein negativer Fehler, das zweite ein poſitiver, und gewiß wird, den Beſitzer allein vielleicht ausgenommen, Niemand einen Kloak dieſer Art für einen See, noch einen mit Entengries bewachſenen, ſtillſtehenden Graben für einen Fluß anſehen wollen.“ Sehr wahr ſind ferner folgende Bemerkungen: „Häufige kleinere und größere Vorſprünge, wie tiefe Einſchnitte, geben dem Ufer Natürlichkeit, ſo wie öftere Abwechslung ſeiner Höhe und der Form des obern Kammes eine gleich gute Wirkung thut. Man muß ſich in Acht nehmen, die Abdachung der Ufer nicht zu polirt, zu ſehr die künſtliche Arbeit verrathend erblicken zu laſſen, ausgenommen in dem Pleaſureground, und auch hier iſt es noch gut, eine Mittelſtraße zwiſchen Natur und Kultur zu halten. — Bedarf man eines größeren ſeeartigen Waſſerſpiegels, der beſonders in der Anſicht vom Wohnhauſe ſo wünſchenswerth iſt, ſo muß man ihn theils durch Inſeln, theils durch die tiefſten Einbuchten, deren Ende durch Pflanzung größtentheils verborgen wird, ſo disponiren, daß man nirgends die ganze Waſſermaſſe überblicken kann, ſondern das Waſſer immer da und dort hinter dem dichten Gebüſche noch weiter zu fließen ſcheint, ſonſt wird jedes Waſſerſtück immer klein erſcheinen, habe es auch eine Stunde im Umfang. Freie Raſenufer, hohe einzelne Bäume, Wald, Dickicht müſſen den Effekt möglichſt abwechſeln, und an breiten Stellen auch der Sonne Licht voller Eintritt geſtattet werden, um dem Waſſer nicht durch ihre Verdeckung ſeine Durchſichtigkeit und Helle zu nehmen. Ein ganz ſchwarz ſchattirter See verliert an ſeiner guten Wirkung ungemein, und nur vom Lichte hell beſtrahlt, entfaltet das Waſſer all ſeinen magiſchen Reiz und zeigt bis zum Grunde ſeine Spiegelbilder in durchſichtiger Silberklarheit. — Iſt ein Hauptgegenſtand in der Nähe, ein Gebäude, Berg oder markanter Baum, ſo muß ſeinem Abſpiegeln im Waſſer beſonders freier Raum gegeben, und durch einen darauf hingeführten Weg, oder eine zu dem Endzweck placirte Bank die Aufmerkſamkeit auf das in der Tiefe ſchimmernde Bild geleitet werden.“ Auch von den Inſeln und Felſen verlangt der Verf. vor Allem Natürlichkeit.

Schließlich gibt der Verf. noch techniſche Regeln über die Erhaltung der bisher geſchilderten Anlagen, und über die Hülfsmittel, durch die man die Natur vor Verwilderung oder Stockung hütet.

Die zweite Hauptabtheilung des Werks iſt ausſchließlich der Beſchreibung des Parks in Muskau, welchen der Verf. ſelbſt angelegt hat, gewidmet. Er geht darin mit liebenswürdiger Redſeligkeit auf die hiſtoriſchen Erinnerungen der Gegend und ſeines alten Wappens zurück, ſchildert dann mit der ihm eignen guten Laune die Hinderniſſe, die ſich ſeinem Plan, eine arme Gegend in eine reiche und blühende umzuſchaffen, entgegenſtellten, und beweiſt uns dann durch Aufzählung alles deſſen, was er in einer ſandigen und nur von Kienholz bewachſenen Gegend hergeſtellt, daß ſeinem Genie und ſeiner Ausdauer etwas in der That Außerordentliches gelungen ſey.

Wenn die Gartenkunſt auch in den reizendſten Gegenden des Südens noch den Werth hat, den ein geſchmackvoll angeordneter Putz einer ſchon durch ſich ſelbſt hinreißenden Schönheit gewähren kann, ſo iſt ſie für ärmere nordiſche Gegenden noch weit wichtiger, unentbehrlicher. Es iſt mit den Gärten wie mit den Häuſern. Im Süden kann ſich nie jene gemüthliche Häuslichkeit bilden, die der Troſt des nordiſchen Lebens iſt, und ſo fehlt auch dort jene gemüthliche Gartenluſt, die wie ein bunter und heitrer Traum um ſo heimelicher das Herz erfreut, in je engere Grenzen ſie die Natur des Nordens weiſt. Unſre nordiſche Gartenkunſt aber hat ſich verhältnißmäßig noch lange nicht in dem Grade vervollkommnet, wie die Kunſt der häuslichen Einrichtungen; wir ſind in der geſchmackvollen Benutzung deſſen, was unſre ärmere Natur uns bietet, noch ſehr weit zurück; große Landariſtokraten, die im politiſchen Leben jedes Alte wie ein Heiligthum verehren, verfahren nichts deſto weniger auf die revolutionärſte Weiſe in ihren Gärten und Wäldern und laſſen die ehrwürdigen alten Rieſen der Vegetation mit ſchonungsloſer Art fällen, die ein Jahrtauſend erſt wiedererzeugen kann; bei der Mehrheit der Landbeſitzer aber hat die Sorge oder Gewinnſucht ſo jedes äſthetiſche Gefühl erſtickt, daß es ihnen nicht einmal einfällt, den beſcheidenen Aufforderungen der Natur zu genügen und eine Gegend zu verſchönern, die Gott nicht bloß für den Ertrag, ſondern auch zur Augenluſt geſchaffen hat. Man wirft unſerm Bürgerſtande eine Proſa der Geſinnung vor, gegen die er ſich vertheidigen zu wollen nicht einmal die Miene annimmt; allein die Werkſtatt und der ſtädtiſche Lärm iſt auch dem Schönheitsſinn nicht ſo günſtig, als das freie Leben in der Natur; aber grade unſre Oekonomen ſind in äſthetiſcher Beziehung, mit wenigen Ausnahmen, ein rohes Geſchlecht, und wenn der Traum der St. Simonianer, daß einſt die ganze Erde durch Menſchenhand verſchönert werden ſolle, nicht in Erfüllung geht, ſo ſind doch Werke, wie das vorliegende, die durch Erweckung des Schönheitsſinns ſich um die wirkliche Verſchönerung des Landes und zugleich um die Vermehrung der Humanität beim Volk verdient machen, in hohem Grade wie der Stellung eines gebildeten Standesherrn würdig, ſo des allgemeinen Dankes werth.

Verantwortlicher Redakteur; Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 51. Montag, 18. Mai 1835.

Werke über Asien.

9) Joseph von Hammers Geschichte des osmanischen Reichs. Zweite verbesserte Ausgabe. 6te bis 12te Lieferung. Pesth, Hartleben, 1834.

Schon öfters haben wir in diesen Blättern Hammers klassisches Werk besprochen, dessen zweite wohlfeilere Ausgabe rüstig vorschreitet. Je mehr in neuester Zeit alle Blicke auf den Orient gerichtet sind, alle Zeitungen sich unausgesezt mit seinen Angelegenheiten beschäftigen und jährlich mehr als ein Reisewerk uns die gegenwärtigen Zustände desselben bis in's kleinste Detail auszumalen strebt, um so wichtiger muß uns ein Werk seyn, das uns, aus bisher unbekannten, aus den zuverläßigsten Lokalquellen schöpfend, die große Geschichte des osmanischen Volkes und Reiches entrollt, und das, was geworden, aus dem erklärt, was gewesen ist. Wenn die frühern Theile dieser so viel umfassenden historischen Arbeit dem Geschichtsfreunde mannichfaltige Aufschlüsse über die bisher dunkler gehaltenen Parteien des Orients und der europäischen Verhältnisse zum Orient (z. B. auch die Polens) gewährt, so sind die lezten Bände insbesondere lehrreich für die Politiker der neuesten Tage. Alle Archive standen dem Herrn von Hammer offen, und sein früherer Aufenthalt in Konstantinopel selbst gab ihm Gelegenheit, sich eine Bibliothek von türkischen Handschriften anzulegen, wie sie so umfassend kaum im Orient selbst gefunden wird.

10) Land- und Seereisen im niederländischen Indien und einigen brittischen Niederlassungen unternommen von 1817 bis 1826, durch Joh. Olivier, ehemals Sekretär zu Palembang. Aus dem Holländischen übersezt. Zweiter Theil. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir, 1833 (der 63ste Band der neuen Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen).

Der Schluß des im Literaturblatt von 1830 Nr. 86 bereits rühmlich erwähnten Werkes. Der erste Theil beschäftigte sich hauptsächlich mit Java, der zweite führt uns nach den Molukken. Diese Inseln, mit denen wir gewöhnlich den Begriff einer klimatischen Hitze verbinden, deren Produkt die schönsten Gewürze der Erde sind, werden im Gegentheil als sehr gesund und behaglich geschildert. „Das Klima der Molukken ist im Allgemeinen sehr gesund, obgleich vielleicht Banda wegen der unmittelbaren Nähe des beständig brennenden und rauchenden Goenong-Api hievon eine Ausnahme macht. Besonders genießt Amboina eine sehr angenehme und gesunde

Luft, so daß hier viele Menschen ein hohes Alter erreichen. Es gibt hier nirgends die verpesteten Ausdünstungen, welche den niedrigen Strand von Java zu einem so ungesunden, ja tödtlichen Aufenthalte machen. Von steilen Küsten umgeben und an allen Seiten den frischen Seewinden ausgesezt, genießen diese Inseln eine stärkende und heilsame Luft, die selbst zur Herstellung einer an den sumpfigen Küsten von Java geschwächten Gesundheit sehr förderlich ist, so daß Viele, bloß zu diesem Zwecke, nicht selten eine kurze Reise in diese Gegenden unternehmen. — Von der Rhede aus gewährt Amboina eine sehr heitere und malerische Aussicht. Hohe und steile Gebirge, mit grünem Gebüsch bedeckt, ziehen sich durch die ganze Insel hin. Perspektivisch sich erhebend sind ihre Häupter von einer undurchdringlichen dunkeln und schwarzen Waldmasse von kolossalen Bäumen umgürtet, woraus in der hellen Atmosphäre die umher zerstreut liegenden Hütten, wie in einigen der schönsten schweizerischen Alpengegenden, desto deutlicher hervorstechen und dem ganzen Lande eine bezaubernde und majestätische Schönheit gewähren."

Es wird überflüssig seyn, hier auf die genaue Schilderung der Gewürze einzugehn, die wir den Molukken verdanken. Minder bekannt ist vielleicht der große Holzreichthum Amboina's. „Valentin (soll wohl heißen Valentia) bezeugt, daß selbst die größten Anstrengungen eines langdauernden Lebens nicht zureichen würden, um alle Arten Bäume kennen zu lernen, die in den undurchdringlichen Wäldern auf den hohen Bergen dieser Insel wachsen. Es ist bekannt, daß dem Großherzoge von Toskana Cosmus III. ein Schränkchen angeboten wurde, welches mit 100 der feinsten Holzarten von Amboina eingelegt war. Von dem sogenannten Eisenholz (kajoe-bissi) findet man bei vielen Europäern Tischblätter aus einem einzigen Stück. Das größte dieser Art, was ich jemals gesehen habe, befand sich in dem Hause des Herrn J. Middelkoop, der ehemals Kommissär in den molukkischen Inseln gewesen war. Es hatte eine ovale Form, war 7 Fuß breit, 12 Fuß lang und bestand aus einem einzigen Bret. Dies Holz ist jedoch wegen seiner Härte nicht leicht zu bearbeiten."

Von der niederländischen Verwaltung erweckt der Verfasser keine sehr günstigen Vorstellungen. „Ich habe in einem gewissen Fort ein Haus für Gouvernements-Rechnung noch nicht zur Hälfte fertig gesehen, ob man gleich schon drei Jahre daran gebaut hatte. Einfache weiß getünchte Mauern, ein einziges Stockwerk, ein Ziegeldach — daraus bestand das ganze Gebäude! So weit es nun fertig war, hatte es bereits 30,000 Rupien gekostet! Dieses gab einem gewissen, sehr freimüthigen Seeoffizier Gelegenheit, zu fragen: ob man vielleicht silberne Rupien mit vermauert habe? — Aus solchen Pröbchen kann man erkennen, ob die vor Kurzem eingeführten Einschränkungen, gegen welche man in Indien so schreit und wüthet, sehr nothwendig geworden waren, oder nicht."

Die Krone dieses Werks ist die Schilderung des größten vulkanischen Phänomens, das bisher bekannt worden ist. „Der Ausbruch des Gunong-Tomboro auf der Insel Sumbawa erschütterte die Erde so gewaltig, daß die Wirkung davon im ganzen Umkreise der Molukken sowohl, als in dem nähern Java, den Inseln Celebes, Sumatra und Borneo, folglich in einem Umkreise von mehr als Tausend geographischen Meilen, gefühlt wurde. Auf allen diesen Inseln spürte man die Explosion durch eine wiederholte zitternde Bewegung des Bodens sowohl, als durch den entsetzlichen Widerhall des unterirdischen Krachens und Donnerns. In den näher liegenden Gegenden, und wohl in einer Entfernung von 300 Meilen von seiner Werkstatt, sah man die entsetzlichen Verheerungen, die die ganze Insel mit dem Untergange bedrohten und alle Bewohner mit der größten Angst erfüllten. In Java, was ziemlich 100 Meilen von diesem Berg entfernt ist, schien die Verwüstung ganz in der Nähe vorzugehen. Am hohen Mittage war der Himmel durch Wolken von Asche und Sand verdunkelt, und die Sonne war mit einem Nebel umgeben, dessen fühlbare Finsterniß die in diesen Gegenden so ungemein glühende Kraft ihrer Strahlen ganz vernichtete. Platzregen von dicker Asche überdeckten mehrere Zoll hoch die Häuser, Felder und Wege. Diese stockfinstere Nacht in der Mitte des Tags wurde noch grauenlicher durch das von Zeit zu Zeit losbrechende Getöse, welches das Abfeuern des schweren Geschützes, oder das Krachen eines heftigen Donnerschlags weit übertroffen haben würde." Der Radjah von Sanggar, der den Ausbruch in der Nähe sah, berichtete: „Ungefähr 7 Uhr Nachmittags am 10. April brachen am Gipfel des Gunong-Tomboro drei besondere Feuersäulen aus, doch alle, wie es schien, innerhalb des Kraters. Diese Säulen stiegen hellflammend sehr hoch in die Luft und vereinigten sich in einen Feuerstrom. Im Augenblick darauf war der ganze Berg eine einzige Masse glühender Lava, die nach allen Seiten herabströmte. — Der ganze Horizont stand bald in Feuer und Flammen, bis die niederfallende Asche und die Steine eine Stunde darnach diese abscheuliche Glut stoßweise verdunkelten. Zu Sanggar fiel eine unbeschreibliche Menge Steine nieder, einige so groß als zwei Fäuste, doch die meisten nicht größer als eine Nuß. — Zwischen 9 und 10 Uhr nahm die Masse der niederfallenden Asche und Steine immer mehr zu, und mit einem Mal entstand ein heftiger Wirbelwind, welcher alle Häuser in Sanggar umwarf und die Dörfer mit sich in der Luft fortführte. In dem Theile

von Sanggar, der an Tomboro grenzt, wurden die größten Bäume mit der Wurzel aus dem Boden gerissen, und zugleich mit Häusern, Menschen und Vieh in der Luft weggeführt. Das Meer stieg plözlich 12 Fuß höher, als je zuvor bei der höchsten Springflut erlebt worden, und in einem Augenblicke waren die einzigen fruchtbaren Felder der Insel mit Menschen, Häusern und Allem, was sich darauf befand, eine schreckliche Beute der Wellen. Von 12,000 Menschen, die den Distrikt Tomboro bewohnten, retteten nur 26 ihr Leben!" Es werden noch mehrere Zeugenaussagen angeführt, wodurch wir ein ziemlich vollständiges Bild dieses kolossalen Ausbruches erhalten.

Auch an andern erhabenen und schönen Naturschilderungen fehlt es nicht. Von dieser Art ist die Besteigung eines hohen Berges auf der Insel Ternate und die Schilderung der übrigen Insel Timor, die trotz ihres wunderbaren Reichthums von Heilkräutern und andern Naturmerkwürdigkeiten (unter andern der prächtigsten Schmetterlinge) noch fast gar nicht untersucht ist.

Auch von den Ureinwohnern macht uns Herr Olivier manche interessante Schilderung. Wir erwähnen nur folgende Sagen: „Aus der Insel Celebes. In den ältesten Zeiten begab es sich, daß eine schöne Frau, mit einer goldenen Kette umgeben, aus dem Himmel niederstieg. Die Makassaren nahmen sie zu ihrer Königin an und gaben ihr den Namen Tumanuronga (beinahe so viel bedeutend, als Susoebunan auf Java, nämlich: vom Himmel gekommen). Diese Frau verheirathete sich mit dem König von Bontain, welcher sich auf das Gerücht von ihrer Erscheinung hierher begeben hatte. Aus dieser Ehe entsprang ein Sohn, mit welchem Tumanuronga drei Jahre lang schwanger gewesen war, so daß das Kind gleich nach seiner Geburt schon gehen und sprechen konnte. Als dieser nun groß wurde, brach die goldene Kette, welche seine Mutter mitgebracht hatte, in zwei Stücke; worauf sie mit der einen Hälfte nebst ihrem Mann und seinem Bruder verschwand, und die andere Hälfte nebst der Herrschaft des Reiches ihrem Sohne überließ. — Die übriggebliebene Hälfte der goldenen Kette ist in der Folge immer eins der vornehmsten Reichskleinodien gewesen, und wird, nach der Aussage der Makassaren, bald heller, bald dunkler, auch mehr hoch- oder blaßgelb, insofern dem Reiche günstige oder ungünstige Verhältnisse bevorstehen. — Aus der Insel Timor. Die Könige von Kupang haben bei ihrer Thronbesteigung eine grausame Gewohnheit. Es ist nämlich ein alter Glaube bei ihnen, daß sie von den Krokodilen abstammen, und aus dieser Ursache bringen sie diesen Thieren bei gewissen festlichen Gelegenheiten Opfer und Speisen an das Ufer des Meeres. Das Krokodil, an einen gewissen Ton gewöhnt, weiß, daß es an einem bestimmten Platze Nahrung finden wird, und kommt auf diesen Ruf zum Vorschein. Die Vornehmen und das Volk versammeln sich am Ufer auf einem gewissen Platze, welcher hiezu feierlich eingeweiht ist und Kalaiba genannt wird. Dahin bringen sie ein junges Mädchen, welches man schön gepuzt und mit Blumen geschmückt hat, und legen diese Unglückliche, gebunden, dicht an das Ufer, als ein Opfer für das Krokodil, welches auf den gewohnten Ruf erscheint und das junge Mädchen mit sich in den Abgrund schleppt. Glücklicherweise haben diese barbarischen Opfer nur bei jeder dritten Thronfolge statt. Auf die Zusprache der niederländischen Beamten, daß man diese unmenschliche Gewohnheit abschaffen möge, gab der König von Kupang zur Antwort, daß es ein alter und heiliger Gebrauch (adat) sey, welcher nicht unterlassen werden dürfe. — Aus der Insel Rotti. Nahe an der Küste bei dem Hauptorte Termano liegen ein paar große Klippen, ungefähr 300 Ruthen von einander entfernt. Die abergläubigen Eingebornen meinen festiglich, daß diese Klippen diwata, oder Geister, ja wohl gar Mann und Frau wären. Die starken Strömungen und häufigen Erdbeben, die sich hier ereignen, werden von den Insulanern in vollem Ernst den ehelichen Zusammenkünften dieser Klippen zugeschrieben, und eine Anzahl kleiner Felsen, welche hie und da durch vulkanische Wirkung in's Meer gestürzt sind, werden für die Früchte dieser Vereinigung angesehen."

Herr Olivier gibt sich nebenbei viele patriotische Mühe, die Holländer gegen den Vorwurf zu vertheidigen, sie hätten für die wissenschaftliche Erforschung ihrer Kolonien in langer Zeit weniger gethan, als die Engländer in der kurzen Zeit, seitdem sie sich in den Besiz niederländischer Kolonien gesezt. Der Vorwurf ist gegründet, und Herr Olivier sollte sich nicht so sehr dagegen sträuben. Die Holländer waren als Kaufleute immer viel engherziger, geheimnißvoller, ungroßmüthiger und gegen die Wissenschaften illiberaler als die Engländer.

Geschichte.

Historische Darstellungen aus der Geschichte der neuern Zeit, von Wilhelm Wachsmuth. Zwei Theile. Leipzig, bei Kummer, 1831. Dritter Theil. Ebendaselbst, 1832.

Die Geschichte der drei lezten Jahrhunderte ist an der Tagesordnung. Man sehe die Kataloge der Universitätsvorträge, der Leipziger Messe, die Wintervorträge

für die gebildeten Stände, und wird überall die Aufmerksamkeit und die Theilnahme auf die unsern politischen Verhältnissen vorausgegangenen nächsten Zustände gerichtet finden. Man will sich unterrichten, um die Zeitungen zu verstehen, will sich auf die Höhe der Zeit stellen, um den auf dem Kasino in Sachen der Menschheit plädirenden Nachbar Advokaten lehrreicher anhören, oder die ungemein täuschenden Deduktionen eines pensionirten Hofraths durch Thatsachen widerlegen zu können. Noch nie ist für die Geschichte das Interesse so groß gewesen. Ich wohnte in Berlin bei einem Glasermeister, den der Gedanke, die Vorträge des Professor Gans über die europäische Geschichte seit der Revolution nicht hören zu dürfen, ordentlich schwermüthig stimmte. Er fing an, nach einem Einlaßbillet zu spekuliren, erwischte ein solches, und ich seh' ihn noch immer jeden Mittwochs Nachmittag mit verklärten Augen in mein Zimmer treten. Reellen Nutzen konnte ihm die Geschichte nicht viel gewähren; höchstens leuchteten seine Mienen heller auf und er fing etwas zu schmunzeln an, wenn er berechnete, wie viel Fensterscheiben eine Belagerung zertrümmern mußte, oder um wie viel besser sich eine Revolution verzinse, als ein Hagelwetter; doch es war ihm mehr darum zu thun, die Woche über Stoff zum Nachdenken zu haben, und ich kann den Augenblick nicht vergessen, wo er über den dicken, alten Podagristen, Ludwig XVIII., so viel lachte, daß er Seitenstiche bekam.

Herr Professor Wachsmuth hat über die Geschichte der drei lezten Jahrhunderte eben solche Vorträge in einem Kreise gebildeter Zuhörer in Leipzig gehalten, dieselben, die er in diesen Darstellungen an das größere Publikum adressirt hat. Herr Wachsmuth ist als Historiker rühmlichst bekannt, man weiß seine gründliche Quellenforschung zu schätzen, und ist ihm namentlich für seine hellenische Alterthumskunde zu Dank verpflichtet. Auch in diesen Darstellungen bemerkt man überall die Gewissenhaftigkeit der eignen Untersuchung, die Bekanntschaft mit den ersten Quellen und vorzüglich ein geordnetes Studium der gedruckten Erläuterungsschriften. Im Allgemeinen jedoch erhält der unterrichtete Leser wenig Neues, und die erste Bestimmung dieser Schilderungen ist unverkennbar vom Verfasser im Auge behalten worden. Je weniger man daher auf neues Material, auf kritische Exkurse und dergleichen stößt, desto gespannter ist die Aufmerksamkeit auf die Art und Weise der Darstellung selbst, vor allen Dingen auf den Styl. Einem Dutzendschreiber, der im Dienste der Basse und Voigt „für Schule und Haus" kompilirt, läßt man seinen ungeweihten Ton gern passiren, von Herrn Wachsmuth ließ sich aber gerade in dieser Hinsicht bei seinem vorliegenden Gegenstande etwas Außerordentliches erwarten. Um mich kurz zu fassen — wie sehr ist diese Erwartung getäuscht worden!

Herr Wachsmuth wußte unstreitig, was die Lesewelt von ihm erwarten durfte. Ich denke sogar, als er den lezten Punkt seines Werks geschrieben, ist er mit dem Bewußtseyn von der Arbeit aufgestanden, grade ein Muster des historischen Styls gegeben zu haben. Die Perioden sind gefeilt und kunstvoll angelegt, die Wahl der Ausdrücke ist bedutsam übersonnen zu nennen, jede Zeile scheint in Erwägung gezogen und dreimal geläutert zu seyn, und dennoch denk' ich mit Schrecken an meine Lektüre in diesen Tagen zurück. Durch ein geschraubtes, verrenktes Opus mußte sich mein beleidigtes Auge durchwinden, gewärtigend, keine Periode ohne Gefahr der Erblindung zu Ende zu bringen. Schüchtern hab' ich die Seiten aufgeschlagen, und so viel Angst und Beklommenheit ausgestanden, wie mir Niemand danken wird. Zulezt war ich unschlüssig, von wem ich Genugthuung verlangen sollte, von Johannes von Müller, dessen unglückliche Tacitische Studien diesen pedantesten, närrischen Ton der Geschichtschreibung aufgebracht haben, oder von Herrn Wachsmuth, einem Gelehrten, den ich unmöglich den Schüler eines Andern nennen darf. Ich will den affektirten Verfasser schweizerischer und deutscher Geschichten ganz unerwähnt lassen, und nur von Tacitus sprechen, dessen Größe sich Herr Wachsmuth unstreitig zum Muster genommen hat. Man hat kombinirt, Tacitus schrieb den Verfall der Römer und suchte sie durch seine Werke zu retten, oder in ihnen wenigstens die Erinnerung ihrer alten Größe zu wecken. Dieser Satz ist auf Deutschland angewandt worden. Die Deutschen waren durch Napoleons Macht vernichtet, man muß ihnen die Geschichte predigen, um sie wieder aufzurichten. Diese Ansicht reifte zum Entschluß, und sie hat sich durch die herrlichsten Früchte bewährt. Aber warum mußte es denn der Ton des Tacitus seyn, den eine große Menge Historiker zu diesem Ende anstimmte? Sollte vielleicht gar Napoleon vor diesem affektirten Style die Flucht ergriffen haben? Und wenn auch (man geht am sichersten, wenn man unsern Gelehrten Zugeständnisse macht), warum legt man jezt, da die Gefahr vorüber ist, die Marterinstrumente unsrer unglücklichen Sprache nicht bei Seite? Daran liegt es; der gedachte Styl hat das große Vorurtheil für sich, eben so schön als erhaben zu seyn. Es ist eine ästhetische Seite, die die Historiker vorschützen, und wenn man diese widerlegen sollte, noch eine moralische.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 52. Mittwoch, 20. Mai 1835.

Geschichte.

Historische Darstellungen aus der Geschichte der neuern Zeit, von Wilhelm Wachsmuth. Zwei Theile. Leipzig, bei Kummer, 1831. Dritter Theil. Ebendaselbst, 1832.

(Schluß.)

In der That, wer ist nicht mit Entzücken vom Cicero zum Tacitus übergegangen? Welche Fülle in dem Wenigen, was er sagt. Welcher Zauber liegt in seinen Lakonismen, wie vernichtend sind seine Antitheſen! Ernst und Würde in seine Darstellung ausgegossen, Wehmuth und Zorn zu bittern Ironien sich vereinigend. Wer hat je so die pochenden Herzensschläge der Tyrannen erlauschen können, und ist so tief in die Schachte der Seele gestiegen, als dieser große Römer. Selbst die alterthümliche Farbe seines Ausdrucks klingt harmonisch mit dem Fall der Perioden zusammen. Es ist wahr, auch Herr Wachsmuth hat sich kurz gefaßt, aber auf Kosten der Deutlichkeit. Er lakonisirt zuweilen, aber der Gedankenstriche, Frage- und Ausrufungszeichen hat sich sein großer Vorgänger dabei nicht bedient. Er wird zornig, aber er poltert nur wehmüthig, und man muß lachen. Er ist Seelenmaler, aber nach welchem Maßstabe? Er geißelt die Tyrannen, aber sie sind längst todt. Seine Perioden fallen, aber aus Ungeschicklichkeit. Er ist originell in neuen Ausdrücken, aber die Grammatik wird ihn dafür an den Pranger stellen. Wir müßten unendlich werden, wollten wir alle diese Mißgriffe mit Beispielen belegen; nur Einiges sey erlaubt, wörtlich hervorzuheben. In diesem Wenigen will ich mich einer gewissen Vollständigkeit befleißigen, um dies harte Verdammungsurtheil eines so verdienstvollen Gelehrten zu rechtfertigen. Es ist unerträglich, das große Buch der Geschichte so geschmacklos und unnatürlich sprechen zu hören.

Wir beginnen ein planmäßiges Inquisitionsverfahren. Vier Dingen wollen wir darin die Ehre geben: der Lexikographie, der Grammatik, der Orthographie und einigen Kapiteln der Rhetorik und Aesthetik. Jedes Citat soll schulgerecht seyn, um den künftigen Bearbeitern des Adelung und Campe, ferner dem Professor Grimm, und etwa dem Kollegen des Verfassers, dem Hofrath Pölitz, Beispiele für ihre Untersuchungen ohne viele Mühe an die Hand zu geben.

Das Merkwürdigste, was ich unsern Lesern aufschließen kann, ist ein Kabinet lexikographischer Mißgeburten. Tacitus hat sich alter Wörter bedient, Herr Wachsmuth hat sich selbst mehrere neue geschaffen. Man überzeuge sich, mit wie viel Glück!

Theil I. S. 44 begegnet uns zum erſten Male ein Fremdling, mit dem man ſich im Verlauf des Buches bald bekannt machen wird. Von Franz I. wird geſagt, er habe keinem Franzoſen „in Federkraft und Schwung zu kriegeriſchen Großthaten“ nachgeſtanden. Man hat dabei zugleich ein Beiſpiel, in welchen Bildern ſich der Verfaſſer bewegt. S. 45 ſchwärmen „windige Flatterlinge“ an uns vorüber. Man irrt ſich, wenn man an Schmetterlinge oder Fledermäuſe, von denen die leztern doch recht eigentlich Flederlinge genannt werden könnten, denkt: es iſt von Franzens Umgebungen die Rede. S. 63 lieſt man das Wort: Feſtluſt. Wer kann es ausſprechen! Die Zunge bewegt ſich dabei wie ein Weberſchiffchen. Stoß und Gegenſtoß. S. 89 muß man ſehr in die Höhe ſehen; es iſt von Karls V. Ruhm die Rede, von dem geſagt wird, er habe nie höher als nach der Schlacht bei Mühlberg — nun? was glaubt man wohl? er habe nie höher gewipfelt. Von S. 124—208 folgen ſchnell aufeinander: Gewalttroß, Zornmuth, hochprangend, Lärmruf, Schnellkräftigkeit, Augengaukelei. Auf S. 208 lernen wir noch kennen: pedantiſch, ritterlich-ſchäferliche Schmachtſamkeit. S. 209 das geſchmeidige Wort: feierlüſtern, was ſo viel ſeyn ſoll, wie etwa triumphſüchtig. S. 268 tritt an die Stelle der Regierung das koſtbare Herrſcherwalten. S. 280 und 281 endlich das lezte Dioskurenpaar des erſten Theils: Frevelmüthigkeit und religiöſe Wallung, welche beiden Sterne alle Augenblicke an dem Himmel dieſer Darſtellungen aufgehen. Theil II. S. 4 ſind vereinigt ein geiſtiges Krampffieber mit dem Gewalttriebe. S. 39 und öfter ſteht Wackerheit, S. 41 ſtammvetterlich, S. 60 Kronluſt, S. 67 Heldenwehr, S. 68 Siegeskönig. Iſt Kronluſt nicht Luſt zu einer Krone? Heldenwehr die Wehr eines Helden? Wie würde es dem Herrn Verfaſſer gefallen, wenn man ſeinen ehrlichen Namen Wachsmuth in Muthwachs verwandeln wollte? S. 79 leſen wir zauderſam, S. 91 recht undeutſch ſich abwandeln ſtatt verändern. S. 100 Sondergeiſt ſtatt Partikularismus. Ich dächte, Sondergeiſt könnte höchſtens eine Ueberſetzung des Fremdwortes Original ſeyn. S. 115 lockt das Wort: lockſüchtig, als wenn Sucht je mit einem Verbo komponirt würde. S. 155 Schreckbarkeit, S. 161 Menſchenthum (ein ſehr großer Irrthum). S. 162 die allerliebſten Dingerchen: Gunſtbuhlerei und Liebedienerei, S. 207 ſtürmt daher ein Kraftdrang. S. 252 hochentrüſtet, hoch? die Silbe ent vor entrüſtet, deutet das Herab an, und man muß ſagen: tief entrüſtet. S. 261 leſen wir das Wort Machung in einer verunglückten Ueberſetzung von Individuation, nämlich Zueigenmachung. S. 281 ſteht nach einer anomalen Analogie von Zeitvertreib Tagsvertreib. S. 285 muß ein Jeder über „der Dragoner landsmänniſches Mitgefühl“ lachen. S. 287 begegnen uns alte Bekannte, nämlich: „Wallungen deutſchen Gefühls.“ Und zum Schluß wieder zwei Kernwörter, die zuſammengeſezt einen Disponeus geben, S. 287 Blutſtolz und S. 301 Hochplatz. Theil III. S. 4 marſchiren Kernmannen auf. So viel ich weiß, ſind Mannen Gefährten; Kernmannen müßten alſo recht treue Gefährten ſeyn, obſchon der Verfaſſer Giganten denkt, die er in ſeiner Art richtig Kernmänner genannt hätte. Auf derſelben Seite iſt von Wanderlingen die Rede. Dachten wir oben bei den Flatterlingen an die Fledermäuſe, ſo verſteht man unter Wanderlingen nichts Anders, als Wandermäuſe. Welcher Irrthum! Der Verfaſſer überſezt auf dieſem Wege die Leute, die wir Nomaden oder Wandervölker bisher zu nennen gewohnt waren. S. 20 findet ſich für Gaſtfreundſchaft ein neues, ſehr unglückliches Wort: Stattlichkeit! S. 72 ſcheint der Verfaſſer das Harte ſeiner Erfindung: Gunſtſtellung, gefühlt zu haben, er ſchreibt daher Gunſtellung. S. 158 und 177 finden ſich: Wucherboden und Sparrechnung. S. 207 birgt ein Ungeheuer ſich. Was man ſeit Jahrtauſenden Koryphäen nennt, das hat der Verfaſſer deutſch geben wollen. Gott! ich wage es gar nicht herzuſchreiben, wie er die Koryphäen der Literatur nennt. Doch Adelungs wegen ſey es gethan. Er nennt Voltaire, Rouſſeau u. ſ. w. der franzöſiſchen Literatur Vorſtimmer. Bis in den kleinen Zeben thut mir dies Wort weh, wenn ich es ausſprechen ſoll. S. 212 ſtellt ſich zum fetten Oeſterreich, ſtolzen Ungarn, betriebſamen Böhmen, fügſamen Italien zulezt — das ſcharfbefeuerte Belgien. Die lezte Quadrupel-Allianz beſteht aus folgenden vier hohen Mächten: Friſtſatzung, Frevellaune, gewalttroßig, Trotzkugel. S. 219—308.

Nach dieſen glücklichen Ausſichten, die wir den deutſchen Wörterbüchern hiemit eröffnet haben, wollen wir zur Grammatik übergehen, und von nichts Geringerm ſprechen, als dem Artikel und der Deklination. Nicht um einem Profeſſor mit rother Dinte Fehler anzuſtreichen, ſondern das Neue, was er gibt, für die Wiſſenſchaft und die Ewigkeit zu prüfen. Bei den Wallungen deutſchen Gefühls konnte man ſchon merken, wovon die Rede ſeyn wird. Ich erwähne noch, daß der Verfaſſer z. B. von dem Erdulden ſklaviſcher Begegnung ſpricht, von dem wohlthätigen Licht hochragender Vernunft, von Regungen zarten Gefühls, Macht männlichen Dranges, Luſt ſinnlichen Triebes u. ſ. f. Das Merkwürdigſte iſt dabei der ausgelaſſene Artikel. Ich kenn' in Deutſchland nur zwei Männer, denen man das Privilegium der Artikelauslaſſung gern zugeſteht: Herrn D. A. Benda und Herrn Podlazki, den Redakteur des Halle-Burgiſchen Couriers. Herr Benda iſt nämlich ein origineller Mann,

wie in seinen Ansichten, so in seinem Style. Herr Podlazki — Gott, ich glaube, man kennt ihn noch gar nicht? Wer über das Städtchen Burg die Reise nach Magdeburg macht, wird vermuthlich im Gasthofe zum rasenden Roland zu Mittag speisen. Man bitte sich bei dieser Gelegenheit den Halle-Burgischen Kourier aus. So etwas Tolles ist noch nirgends gedruckt worden. Herr Podlazki schreibt und druckt diese Musterkarte von Sonderbarkeiten. Seit undenklich vielen Zeiten reitet er auf dem Steckenpferde, man müsse so schreiben, wie man spreche, und da er für den Bauersmann schreibe, müsse er auch so drucken, wie dieser spreche. Nun weiß ich nicht, ist es denn wahr, daß die Landleute den Artikel auslassen? Wenigstens las ich im rasenden Roland Stellen wie folgende: „Bauersmann: Was geschiebt denn Neues in Russen? Kurir: Kaiser hat Pollaken bis an die Weichsel getrieben. Bauersmann: Was geschieht denn Neues in Preußen? Kurir: König hat Geburtstag gehalten, und ist in Lawisen-Insel Illuminazion gewesen. Bauersmann: Was geschieht denn Neues mit Kollera? Kurir: Kollera hat in Preußisch Städt Menge Menschen umgebracht.“ Dies sind die Autoritäten für Herrn Wachsmuth und die Wallungen deutschen Gefühls. Er will nicht originell seyn; bewahre! er hält diese pretiöse Manier für schön, und daran erkennt man die unglaubliche Geschmacklosigkeit. Ueberdies sind diese weiblichen Genitive: deutschen, sinnlichen, männlichen, ganz falsch, worüber Grimms Grammatik genügende Auskunft geben kann.

Seinen Geschmack konnte Herr Wachsmuth nirgends besser an den Tag legen, als in der Wahl seiner Bilder; warum muß er aber hierin so unglücklich seyn? Nach gewissen gar nicht zu verachtenden Regeln soll sich jedes Bild unmittelbar darbieten, schön und edel seyn, und in seiner Sphäre den verglichenen Begriff vollständig wiedergeben. Ein angefangener Vergleich soll konsequent durchgeführt und nicht durch ein neues Bild gestört werden. Ueber alle diese Regeln setzt sich der Verfasser weg. Theil I. S. 40 wird das Leben Karls V. in drei Abschnitte gesondert, denen der Verfasser die sonderbare Ueberschrift gibt: Karls Aufgang, Höhestand, Niedergang oder Lehrjahre, Meisterschaft und Ueberbietung. Was soll man davon denken? Ist im lezten Vergleiche an die Schule oder Wilhelm Meister gedacht, was soll die Ueberbietung? Soll im ersten Bilde Karl der Sonne verglichen werden, wozu der Höhestand, da man nur vom Höhestande des Wassers spricht? Ich glaube fast, der Verfasser dachte an die Zeit und verglich sie einem Berge, auf den Karl hinaufsteigt, oben verweilt und endlich niedergeht. Oder ging Karls Leben etwa auf, wie man vom Aufgang einer Nudel spricht? So viel gibt uns das Ungeschick des Verfassers zu rathen! S. 41 wird wiederum Karl wegen seiner Bedächtigkeit und spanischen Grandezza einem Standbilde von Marmor mit Goldschmuck verglichen, d. h. in vernünftigem Deutsch, einem vergoldeten Marmorbilde. Was soll man sich dabei denken? Der Goldschmuck bezieht sich vielleicht auf Karls Kaiserwürde und der Marmor auf seine todte, kalte Natur. Aber hat denn der Verfasser noch keine vergoldeten Marmorbilder gesehen? Sind sie nicht grade Zeichen des Ungeschmacks und machen eher einen lächerlichen, als erhabenen Eindruck? Wenn ich mich an meinem Wohnorte zum Fenster hinauslehne, so kann ich links vor einer Marmor-Maria, die ein vergoldetes Jesukind und eine goldne Strahlenkrone trägt, niederfallen, und das aus Andacht, aber als Künstler kann ich sie nur für eine Verirrung halten, am wenigsten sie zu erhabnen Gleichnissen anwenden. S. 45 lernen wir ein Gebiet kennen, das bisher noch nicht entdeckt ist, das Gebiet der Hülsen. Nach diesem Beispiele könnte ich, an meine ferne Braut denkend, ausrufen: Ach! Elvira, ich bin nur glücklich im Gebiet dieser Thräne! Oder bei einer Naturentzückung: O, auch in dem Gebiet dieses Sonnenstäubchens waltet Gottes großer Arm! S. 147 steht: „ein mächtiges Getriebe großartiger Ausrüstung nach Außen drängend zur üppigsten Schaustellung der glänzendsten Anlagen.“ Bei dieser kolossalen Phrase scheint dem Verfasser ein Bild vorgeschwebt zu haben, doch hab' ich nicht errathen können, welches? Sehr oft bedient sich der Verfasser der Bilder, die sich von einem schwankenden Rohre vernehmen lassen, aber er ist in die Spondeen so vernarrt, daß er immer nur von Schilfrohr spricht, eben so wie er das Eisen immer nur als Stabeisen kennt. Beide Lieblingswörter finden sich Theil II. S. 112 verbunden; es ist von Richelieu und Gaston die Rede. Der Verfasser charakterisirt Beide und fährt fort: „hier ist Schilfrohr, dort Stabeisen.“ S. 139 kehrt das Schilfrohr in einer neuen Verbindung wieder. Mazarin wird genannt: „Mazarin, der Mann aus Schilfrohr mit Schlangenfüßen und Polypenarmen.“ Das Alles soll ein Ausdruck für Mazarins Schlauheit seyn, aber wird man nicht wie an ein fabelhaftes Seeungeheuer erinnert? Solcher Mißgriffe finden sich unzählige, wir begnügen uns, den lezten zu erwähnen; Theil III. S. 308 treffen wir die Schilderung des Bombardements von Gibraltar. Der Verfasser setzt sie in Beziehung auf den langsamen, an großen Ereignissen nicht reichen nordamerikanischen Krieg, und sagt: „Wer in der Geschichte des amerikanischen Krieges Gewaltthaten von riesenhafter Anstrengung und ungeheuren Erfolgen des Entsetzens und Verderbens vermißt, der kann für diese Lauigkeit der Geschichte sich durch Anschauung des wahrhaft vulkanischen Kampfes gegen und von Gibraltar reich entschädigen; es ist, wie wenn ein

Drama, wo viel Charakter, viel Tugend, aber wenig Gedränge der That, sich mit einem Feuerregen endet.“ Mein Himmel, was hat denn ein solches Drama, wie es der Verfasser beschreibt, mit einem Feuerregen zu thun? Kennt er eine Tragödie, die reich an Worten, arm an Handlung, z. B. Tasso, mit einem Feuerregen schließt? Wahrlich, solche Dinge sind zu schwach für einen Mann, wie Herr Wachsmuth seyn will.

Ich bleibe noch bei der Rhetorik stehen, und spreche von dem kunstvollen Bau der Perioden, der sich in diesen Büchern findet. Tacitus soll nun einmal des Verfassers Vorbild seyn. Bei dem Römer liest man mit Vergnügen, wie originell er seine Gegensätze bildet. Es ist z. B. ganz Tacitisch, zu sagen: zur Freude war die Kehle zu schwach, man drückte sie durch Feuer aus. Wenn aber Hr. Wachsmuth so spricht, wer muß darüber nicht lachen? Man schlage jede beliebige Seite seines Buches auf, und wird Beispiele solcher und ähnlicher Redeweisen finden. Als ganz besonders ergötzlich mögen hier folgende Citate stehen. Theil I. S. 77. „Nun aber folgte während der sanften Stimmung der abgespannten Sehnen zwei Male eine persönliche Annäherung der beiden Nebenbuhler Karl und Franz, wo der Schein des Edelmuths im schimmernden Lichte des Theaterfeuers sich ausgoß und die bösen Leidenschaften, wie beschämte Dämonen der Finsterniß, in die Verstecke der Herzenskammern sich zurückzogen — freilich um bald wieder die garstigen Häupter hervorzustrecken.“ Diese Stelle bildet den Uebergang von den Bildern zum Rhythmus. S. 61. „Nun aber verweigerten in eigensinniger Verblendung, die gemischt war aus Stolz und Mißtrauen, Durchzug, Bund und Beistand der brandenburgische und sächsische Churfürst.“ Eine kühne Konstruktion. S. 69. „Solchen Hoffnungstaumel haben erwecken zu wollen, kann man Law nicht Schuld geben; dieser Erfolg lag außer dem Kreise aller bisherigen Berechnungen; das französische Volk war wie ein vom süßesten Wort der Siegeshoffnung trunkenes Heer von Jünglingen: schwer aber lastet, zu geschweigen der schmachvollen Verschleuderung großer Summen edelu Metalls aus den gesammelten Vorräthen zur Erreichung niedriger Zwecke, der Willfährigkeit Laws, dem Regenten und seinen Rathgebern und Höflingen Gelder verabfolgen zu lassen, auf Law und der Regierung, die ihn zum Vertreter des Staatshaushaltes gemacht hatte, der Vorwurf, des Volks wahnvolle Hoffnungsfreudigkeit über die Gebühr benutzt, gesteigert, das System überspannt und zu grauvollem Sturze geführt zu haben.“ Ist je eine Periode grauvoller zu Boden gestürzt?

Herr Wachsmuth ist nicht der Mann, von dem ich den Vorwurf der Mikrologie erwarten dürfte, er weiß auch auf kleine Dinge den gebührenden Werth zu legen. Ja er macht Anspruch darauf, die Gewissenhaftigkeit, die er selbst auf Aeußerliches verwendet, in Erwägung zu ziehen. Er hat nämlich die Entdeckung gemacht, daß an die Stelle des barbarischen Doppellautes äu hinfort der richtigere aü treten müsse. Diese Bemerkung, deren Anwendung durch alle drei Theile dieser Darstellungen durchgeführt ist und dem Drucke ein närrisches Ansehen gibt, scheint ihm so sehr über allen Zweifel erhaben zu seyn, daß er lächelnd in der Vorrede erklärt, er sey gar nicht begierig auf das Verdienst dieser Entdeckung, oder wie er sagt, dieser Urheberschaft, und gern zu Gunsten eines Andern darauf Verzicht leisten will. Nein, nein, er muß für dieses aü einstehen, weil ich sonst nicht wüßte, wen der Tadel wegen dieser Neuerung treffen sollte. Die Entdeckung des Verfassers ist gewiß sehr irrthümlich. Sein ewiges: Zorn stieg ihm zu Haüpten — Hervorleuchten unter den Haüptlingen — Verachten jedes Verlaümders u. s. w. kann nur Verstoß gegen die Orthographie seyn. Die Dehnung der Diphthongen wird unstreitig durch die Einmischung des E-Lautes bewirkt. Nun kann sich aber mit dem Ü-Laut das dehnende e schwieriger verbinden, als mit dem verwandten A-Laute. Wenn man auch die Schreibart Uibel, uiber abgeschafft hat, so hat das ü in diesen Wörtern doch keinen andern Ursprung, als die Verschmelzung von u und i. Jezt sieht man ein, wie Unrecht Herr Wachsmuth mit seiner Entdeckung hat. Man kann sich äußerlich leichter entstanden denken aus aeußerlich, als aus aeßerlich, oder vielmehr auißerlich.

Wohin kann man nicht an der Hand eines deutschen Professors gerathen! Ich fing vom Zeitgeiste an und muß mit dem ABC aufhören!

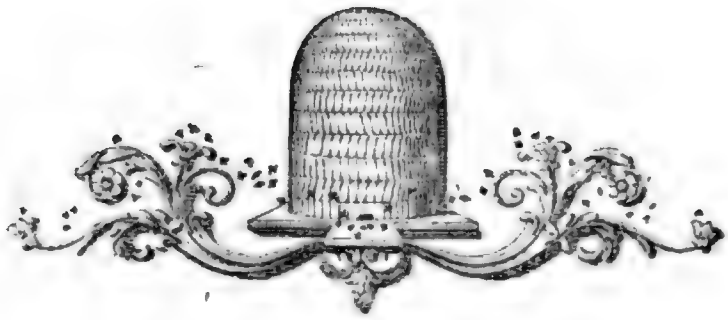
G.

Dichtkunst.

Der Sommer. Versuch einer Fortsetzung von Kleists Frühling. Von K. J. Schuler. Zweite Auflage. Zweibrücken, Ritter, 1834.

Dieses Gedicht, dessen erste Auflage wir Literaturblatt 1833, Nr. 101, rühmlichst angezeigt haben, hat schnell die zweite erlebt, die sich besonders auch durch äußere Eleganz auszeichnet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 53. Freitag, 22. Mai 1835.

Philosophie.

1) Grundzüge der Anthropologie als Basis der Philosophie, von Martin Balduin Kittel, Dr. der Philosophie und Medicin, Prof. der Naturwissenschaften am königl. Lyceum zu Aschaffenburg ꝛc. Erster Band. Enthaltend die Somatologie oder die Lehre von dem leiblichen Leben des Menschen. Nürnberg, Schrag, 1833.

Gegenwärtige Darstellung der Anthropologie verspricht ein sehr umfassendes Werk zu werden. Dem gegenwärtigen ersten Bande, welcher auf beinahe 800 Seiten, außer der allgemeinen und besonderen Einleitung, bloß die Somatologie oder die Lehre vom menschlichen Leibe in analytischer Betrachtung enthält, müssen wenigstens noch vier eben so starke Bände folgen, wenn der Verfasser den in der Vorrede angedeuteten Plan ausführen will. Denn nach diesen Andeutungen, in Verbindung mit den in den einleitenden Kapiteln enthaltenen Bestimmungen, soll der Somatologie die Psychologie (Seelenlehre) und dieser die Pneumatologie (die Lehre vom Geiste) folgen. Diese Abtheilungen der gesammten Anthropologie sollen aber zuerst in analytischer und dann in synthetischer Methode entfaltet werden; und wir haben erst den analytischen Theil der Somatologie vor uns. Es fehlt also noch: 1) der synthetische Theil der Somatologie; 2) der analytische, 3) der synthetische Theil der Psychologie; 4) der analytische, 5) der synthetische Theil der Pneumatologie. Da inzwischen eine so umfassende Arbeit nicht unvollständig bleiben darf, so müßte als Schluß des Ganzen 6) noch die philosophische, d. i. die vergleichende, den Menschen als leiblichseelischgeistiges Vereinwesen betrachtende Anthropologie hinzukommen.

Es wäre zu wünschen, daß der Verfasser dieses umfassende Werk vollendete, da derselbe in diesem Theile eine gesunde und klare philosophische Auffassung und, was gewiß eben so viel werth ist, eine natürliche Kunst gemeinfaßlicher Darstellung an den Tag gelegt hat, ohne der wissenschaftlichen Genauigkeit und Bestimmtheit zu viel zu vergeben. Als Beleg für dieses Urtheil möge folgende, der allgemeinen Einleitung entnommene Stelle dienen: „Ein Dreifaches wurde im Bewußtseyn unterschieden. Das Bewußtseyn meiner Selbstständigkeit und Unterschiedenheit von allem Andern nenne ich: Ich. Der Begriff des Ichs enthält die Begriffe des Seyns und des Wissens um dieses Seyn als eines selbstständigen und allem andern Seyn entgegengesetzten. Dieses Ich, d. h. Michselbst, als meines Seyns mir bewußt, nenne ich: Mensch. Der Mensch aber erkennt sich nur dadurch als etwas Selbstständiges, daß ihm von zwei Seiten, hier unten die Körperwelt, da oben die Geisteswelt als von

ihm und unter sich unterschieden, entgegentreten. Schon das unmittelbare Selbstbewußtseyn stellt den Menschen über die Materie, und somit über die ganze Körperwelt, obgleich ihm selbst als Werkzeug seiner zeitlichen und räumlichen Existenz ein materieller Leib zugetheilt ist: dasselbe Bewußtseyn belehrt ihn aber auch, daß er, obgleich selbst auch Geist, dennoch von dem Urgeiste ebenso unterschieden sey, als die einzelnen Körper von der Materie, die, ein jeder der Materie angehörend, dennoch nicht sie selbst sind, aber unter ihrem Gesetze stehen, nur ihr Wesen aus ihr ziehen; daß also der Mensch, zwischen Geist und Materie in die Mitte gestellt, dennoch, wie leztere, unter der Gewalt jener höheren Welt stehe. Diesen über die Körperwelt und den Menschen im Bewußtseyn erhabenen Urgeist nennt der Mensch sich demüthigend mit Ehrfurcht und heiliger Scheue: Gott. Als unbezweifelbare Thatsache stellt sich demnach im Bewußtseyn die Welt als in einer unwandelbaren Unterordnung begriffen dar: Gottheit, Menschheit, Materie. Der Mensch steht demnach ein Mittelwesen zwischen der höheren und niederen Welt, zwischen Gottheit und Körperwelt."

Aus dieser Anführung leuchtet der Geist, in welchem das Ganze behandelt ist, genugsam hervor. Der Verfasser wird gewiß nicht bloß die Einseitigkeiten des Spiritualismus, vor denen die Aerzte in der Regel sicher sind, sondern auch die des Materialismus, welchem die Aerzte nur zu oft huldigen, vermeiden. Zugleich zeigt sich auch, daß das Werk als Basis der Philosophie seinem Zweck entspricht, wenn man darunter nicht sowohl wahrhafte Grundlegung (die denn doch spekulativer und wissenschaftlich strenger, selbst in Bezug auf Sprache gehalten seyn müßte), als vielmehr eine Vorhalle, eine orientirende Einleitung versteht. Denn in gegenwärtiger Form möchte sie Philosophen vom Fach kaum genügen, wohl aber geeignet seyn, eine große Menge junger Studirender und anderer nur allgemein gebildeter Menschen für ein besonnenes Studium der Philosophie zu gewinnen, ja dieselben auf die rechte Bahn zu lenken. Denn der Sache nach ist nicht zu leugnen, daß die Verirrungen der neueren und neuesten Philosophie nur durch eine anthropologische Grundlegung zu vermeiden sind. Noch brauchbarer dürfte vorliegende Darstellung für solche seyn, die nicht grade Philosophie studiren, sondern als künftige Aerzte, Lehrer, Geistliche eine vollständige Kenntniß vom Menschen seiner ganzen Natur nach sich zu verschaffen wünschen. — Der erste Band nun, der uns Anlaß zu vorstehenden Bemerkungen gegeben hat, behandelt die Somatologie folgendermaßen.

Zuerst ist vom Baue des menschlichen Leibes, vom äußeren, wie vom innern im Allgemeinen die Rede; sodann wird näher eingegangen auf Darstellung der Diener, d. h. der Systeme der Bewegungs-, Schutz- und Hüllorgane desselben. Hieher gehört das Knochen- und Bändersystem, das Muskelsystem, das aus beiden hervorgehende System der Stellungen und Bewegungen, das System der Häute, der einfachen und gemischten. Die Lehre von all diesen Systemen bildet einen eignen Abschnitt von 4 Kapiteln. Der 2te Abschnitt handelt von den Erhaltungsorganen und zwar a) von den Assimilationsorganen, b) von den Dissimilationsorganen. Das System der Assimilationsorgane zerfällt wieder: 1) in das chymopoetische System, welches von den Kau- und Verdauapparaten handelt; 2) in das cholopoetische (nahrungbereitende) System; 3) in das hämatopoetische (blutbereitende) System; 4) in das sarkopoetische System, welches von Blutgefäßen, Blutumlauf ꝛc. handelt. — Die Dissimilationssysteme sind: a) die zur Erhaltung des individuellen Lebens, b) die zur Erhaltung der Art bestimmten. — Von den Nervensystemen und den Sinnesorganen wird endlich in einem eignen, dritten Abschnitte gehandelt; daß aber denselben der Name: Zeugungssysteme gegeben worden, scheint uns ganz und gar nicht durch das gerechtfertigt, was der Verf. darüber S. 559 — 60 gesagt hat. Mag es auch wahr seyn, daß unsere Vorstellungen und Gedanken als Kinder betrachtet werden können, die in der Ehe des Geistes mit dem höheren Nervensystem erzeugt werden, so ist es doch nur gleichnißweise wahr, und die Sprache versteht nun einmal unter Zeugung nur die leibliche. — Uebrigens ist grade dieser Abschnitt, und mit Recht, besonders fleißig, umsichtig und vollständig ausgeführt worden.

Gern möchten wir diesen Abschnitt in nähere Erwägung ziehen, wenn uns dies nicht hier zu weit führen müßte. Eigenthümlich ist dem Verfasser, so viel uns bekannt, daß er das Gehör, nicht aber das Gesicht, als den edelsten Sinn darstellt. Daß das Gehörwerkzeug, seiner ganzen Gestaltung und Einrichtung nach, in der That kunstvoller als das Auge ist, darüber sind wir mit demselben ganz einverstanden. Da aber das Gehör auch Bedingung der geistigsten Künste, der Ton- und der Sprachkunst, ist, und da, wie der Verfasser sagt, der Gehörsinn den Faden der Leiblichkeit an den der Seele knüpft: so haben wir auch dagegen um so weniger einzuwenden, als schon Oken so schön und wahr gesagt hat, durch Gehör und Ton kehrt der Mensch, kehrt die Schöpfung zu Gott zurück. — Anatomische Abbildungen hätten diesem ersten Bande, dessen Ausstattung übrigens würdig ist, nicht fehlen sollen. W. B. M.

2) Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer, von J. H. Fichte.

Schon in einem Bericht über des jüngeren Fichte „Sätze zur Vorschule der Theologie", welchen

ich vor mehreren Jahren in diesen Blättern erstattet habe, ist von mir anerkannt worden, wie derselbe glücklich bemüht sey, seine philosophischen Ueberzeugungen, nicht in polemischem Gegensatze gegen neuere und neueste Systeme, sondern aus dem Grund und Boden derselben, aber frei über sie hinaus zu entwickeln. Auf dieser Bahn ist derselbe fortgefahren und von mir mit Aufmerksamkeit und Theilnahme begleitet worden; nur die „Grundzüge zum Systeme der Philosophie", welche 1833 in Heidelberg erschienen, sind mir leider noch nicht näher bekannt. Aber auch ohne Bekanntschaft mit lezterem Werk darf ich behaupten, daß unser Verf. zu vorliegender Schrift vollkommen berechtigt war, sofern er unter andern in ihr sein wohlerrungenes Eigenthum, welches Herr Göschel in zwei Aufsätzen der Berliner Jahrbücher für die Hegelsche Philosophie und Schule in Anspruch nimmt, als das seinige zu behaupten und weiter geltend zu machen sucht. Denn es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß für die Idee der (ewigen) Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer im ganzen Umfang des Hegelschen Systems kein Plätzchen aufzufinden ist, während allerdings der jüngere Fichte schon bei seinem ersten Auftreten eben auf diese Ideen hingearbeitet hat. Man kann sogar sagen und es aus Hegels System zeigen (wie noch unlängst ein bei diesem Streit völlig Unbetheiligter, der jüngere Reinhold nämlich, in seiner sehr schätzbaren, auf eine revidirte Erkenntnißtheorie gegründeten Metaphysik gethan hat), daß darin an einen persönlichen Gott und folglich auch an ewige Persönlichkeit des Menschen nimmermehr gedacht werden könne. Und es hat wirklich zu den tieferen Geheimlehren der Hegelschen Schule gehört, die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer als kindische Träume unphilosophischer, im Kreise sinnlichen Vorstellens befangener Menschen zu bezeichnen, bis ein blindenthusiastischer Verehrer Hegels und jedes seiner Worte, ein Herr Richter, das Geheimniß in seiner neuen Unsterblichkeitslehre, in der naiven Meinung verrathen hat, er könne sogar ästhetische Damen für den hyperätherischen Gedanken eines Verfließens und Verschwimmens in das allgemeine Seyn gewinnen. Wir wissen nicht, wie viel Glück Herr Richter mit dieser Zumuthung bei Damen gemacht hat, seiner Schule hat er jedenfalls eine Art von Schreck eingejagt. Denn diejenigen, welche mit ihm längst einverstanden waren, hielten es doch für unklug, der Schule eine solche Blöße gegen die, noch eine Zeitlang zu schonenden Vorurtheile der thörichten Menge zu geben; und Andere, welche bis dahin ihre christlichen Ueberzeugungen, wenn gleich mit einiger Anstrengung, noch in Uebereinstimmung mit des Meisters Lehren zu erhalten, ja durch dieselben erst recht zu begründen gemeint hatten, mögen irre an sich selbst, oder an der Untrüglichkeit des Systems geworden seyn. Es ist anzunehmen, daß viele der Schwachen längst feldflüchtig geworden sind; aber edlere, kräftigere Seelen sind immer entschlossen, die Fahne, zu der sie einmal geschworen, dann erst recht bis zum lezten Athemzuge zu vertheidigen, wenn, sie zu retten, die lezte Hoffnung schon zu schwinden beginnt. — Zu diesen edleren gehört Herr Göschel, und er hatte es in den erwähnten Aufsätzen der Berliner Jahrbücher unternommen, Richter und Alle, welche die „neue Unsterblichkeitslehre" in Hegels System gefunden haben, oder vermeinen, die Idee einer wahrhaften Persönlichkeit Gottes und einer individuellen Fortdauer nicht darin finden zu können, des Nicht- oder Mißverstehens des Meisters zu überführen, indem er diese Idee aus Hegels Lehre zu beweisen sucht.

Fichte nun thut mit philosophischer Schärfe und Klarheit dar, daß dieses Unternehmen, trotz aller Kunst und Tüchtigkeit Göschels, so weit mißlungen sey, als es sich auf Hegel stütze, und was Göschel Annehmbares über jene Idee vorgebracht habe, nur auf Voraussetzungen beruhe, die außer und über dem System des Meisters zu suchen seyen. Hierauf entwickelt er zunächst die Idee der Persönlichkeit Gottes, sich beziehend auf den ersten Theil seiner Grundzüge zum Systeme der Philosophie und die nothwendigsten Begriffs-Entwickelungen hinzufügend aus der Ontologie, welche den zweiten Theil dieses Systems ausmachen wird. — Es wird, um es kurz und möglichst populär anzugeben, gezeigt, wie auf erkenntnißtheoretischem Wege der Gedanke Gottes als der lezte Grund, als die Wahrheit alles Denkens erscheine, ein Gedanke, der zugleich als der des Urgrundes alles Seyns in der Ontologie sich darstelle; so daß Gott als Urgrund alles Denkens und Seyns, als das absolute Subjekt-Objekt, als die unbedingte Einheit des Unbedingt-Mannichfaltigen nicht allein (mit Schelling) zu diviniren, sondern mit Gewißheit zu erkennen sey. Sodann wird gezeigt, daß der Begriff jener unbedingten Einheit des Unbedingt-Mannichfaltigen in sich fasse den des Ewig-Unendlichen oder Urzeiträumlichen sowohl, als den des Urbewußtseyns, des Urselbstbewußtseyns und des Ewig-Unbedingtfreien.

In den Begriffen aber des urselbstbewußten und ewig-unbedingtfreien Wesens ist natürlich der der ewigen Urperson schon enthalten. Die dialektische Entwicklung muß in der Schrift selbst nachgesehen werden. Jedem nur einigermaßen gebildeten Bewußtseyn dürfte übrigens der Gedanke der Persönlichkeit Gottes schon aus der einfacheren Betrachtung einleuchten, daß ein Wesen, welches als Urgrund einer Welt gedacht wird, in welcher selbstbewußte, persönliche Wesen, wie z. B. die Menschen, leben, nothwendig die vollkommene, selbstbewußte Urperson seyn müsse, weil das vollkommenste Geschöpf

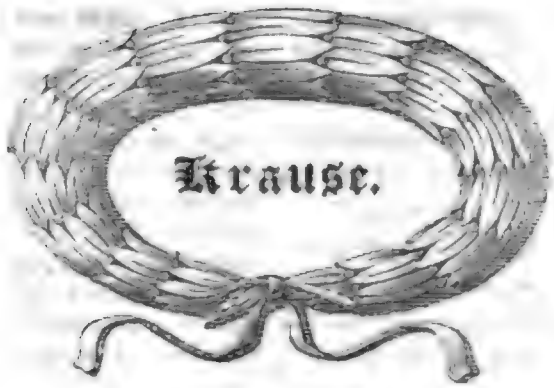
nicht eine Vollkommenheit an ſich tragen kann, welche nicht auch, nur in höherem Grade, ſeinem Schöpfer zukommen ſollte.

Man hätte vermuthen ſollen, daß die Idee der individuellen Fortdauer würde abgeleitet werden aus jener des perſönlichen Gottes, der allerdings nur, als ſolcher, ein wahrhaft und weſenhaftwirklicher, geiſtigewiger iſt. Denn es liegt der Gedanke nahe: wenn Gott ſelbſt nur als wahrhaft und weſenhaftwirklicher, geiſtigewiger zu denken iſt, ſofern er als Perſon gedacht iſt, ſo iſt der Menſch auch, weil und ſofern er Perſon iſt, als Theilhaber an der geiſtigewigen Weſenheit Gottes zu faſſen, welchem zunächſt nicht allein individuelle, ſondern ſelbſt perſönliche Fortdauer zugeſchrieben werden muß. Anfangs ſchien mir der Verfaſſer auch auf dieſem Wege vorſchreiten zu wollen, indem er als oberſte Kategorie des Weſenhaftwirklichen den Begriff der einfachdynamiſchen Qualität, die das Unvergängliche in allem Wechſel ſey, aufſtellte, dann zu der unendlichen Mannichfaltigkeit ſolcher, zunächſt nur elementaren Qualitäten fortſchritt, und endlich ſogar die Begriffe des organiſirenden Prinzips, ferner des Individuellen (Seeliſchen) und zuhöchſt des Kreatürlichperſönlichen (Seeliſchgeiſtigen) damit in Zuſammenhang brachte. Allein grade da, wo er den Begriff der kreatürlichen Perſon, des Seeliſchgeiſtigen, als eines über dem bloß Seeliſchen, Individuellen hinausliegenden, entwickelt, weicht er, wie mir ſcheint, ab. Hier läßt er nämlich das Seeliſchleibliche Individuum, d. h. das Thier, zum Geiſte werden, indem es innerlich erwacht, zuerſt zur Selbſtempfindung, dann zum Bewußtſeyn dieſer Selbſtigkeit ꝛc. — Ich verſtehe dieſes um ſo weniger, als hinterdrein die Proteſtation beigefügt iſt: „Dieſes abſolute Sichfaſſen, der Quellpunkt des Bewußtſeyns, das ſich ſelbſt nur vorausſezt und erklärt, iſt deßhalb auch nicht eine bloße Steigerung des Bewußtloſen, ein allmähliches Zuſichſelbſtkommen, indem ja das Ich, der bewußtwerdende Mittelpunkt, bei ſolcher Erklärung immer ſtillſchweigend vorausgeſezt wird, dieſe alſo im Cirkel befangen bleibt, ſondern die Einheit des Individuellen, die vorauszuſetzende Grundform des Daſeyns, geht in ſich ſelbſt ſich auf, erfaßt, genießt ſich ſelber.“ Auf die Gefahr hin, für einen der Spekulation unfähigen Kopf erklärt zu werden, muß ich behaupten, daß zwiſchen der zuerſt angeführten und der lezten Beſchreibung, dort des Erwachens des Geiſtes aus dem Seeliſchleiblichen, hier des Aufgehens der Einheit des Individuellen in ſich ſelbſt, grade weil es doch wohl kein ἓν διὰ δυοῖν ſeyn ſoll, ein nicht zu löſender Widerſpruch beſtehet. — Meiner Meinung nach kann von einem Erwachen oder Zuſichſelbſtkommen des (kreatürlichen) Geiſtes im ſeeliſchleiblichen Individuum allerdings die Rede ſeyn, aber nur in einem ſolchen, in welches der Geiſt ſich ſchon eingeſenkt und welches er zuerſt fähig gemacht haben muß, ſeine Wiege zu ſeyn. Aber ein nicht ſchon begeiſtigtes, ſeeliſchleibliches Individuum, wird nimmermehr zum Geiſte werden, indem es (das bloß ſeeliſchleibliche) innerlich erwacht.

Es iſt ferner noch vieles Schöne, ja Erhebende über die Natur des menſchlichen Geiſtes, über den innern, verborgenen Reichthum deſſelben geſagt, woran ſich denn auch manches Sinnreiche und Annehmliche über die individuelle Fortdauer anknüpft; allein das leztere befriedigt keineswegs, weil aus der Unklarheit und Halbheit der Grundanſicht von der menſchlichen Perſönlichkeit auch nur unklare und halbe Folgerungen gezogen werden konnten. Um eben dieſer unklaren und halben Grundanſicht willen ſcheinen viele, auf Analogie des phyſiologiſchen Lebensverlaufs gegründeten Anſichten über das Wie der menſchlichen Fortdauer nach dem Tode viel zu weit ausgedehnt, weil ſie, hier wenigſtens, philoſophiſch nicht gerechtfertigt ſind. Zu der Anſicht z. B., daß die individuelle Fortdauer nach dem Tode da ihre natürliche Grenze finden dürfte, wo die Uranlage des Individuums ſich völlig entwickelt, ſo zu ſagen, ausgebeutelt haben werde, genügt die phyſiologiſche Analogie nicht. Im Gegenſatz hiezu wird nun freilich mit gläubigem Hoffen und Vertrauen ausgeſprochen S. 169: „Der wahrhafte Lebensſtoff des Geiſtes (pabulum mentis) iſt jedoch der ſich offenbarende Gott, die unendliche ideale Macht der Welt. In dieſe ſich einzuleben mit allen untergeordneten (?) Kräften ſeines Selbſt, und dergeſtalt immer tiefer ſich durchdringen zu laſſen mit dem, was an ſich alles Zufällige und Vergängliche überdauert, dieſes Theilhaben am Ewigen iſt allein die rechte Wiedererneuerung der Individualität, und die immer tiefere Befeſtigung des Selbſt in dieſer Gemeinſchaft; erſcheine dies ideale Leben nun als Erforſchung ewiger Wahrheiten, oder als begeiſtertes Handeln oder künſtleriſche Darſtellung, oder endlich in der Geſtalt eigentlicher Andacht. Je mehr aber der Menſch Ewiges in ſich auslebt in dieſem Sinne, je mehr er wurzelt in dieſer allgegenwärtigen Ewigkeit und nur zum Offenbarungselemente derſelben wird, deſto eindringender hat er ſein ewiges Selbſt befeſtigt und ausgewirkt. Dieſe nun (?) nicht mehr abſtrakte oder myſtiſche (?), ſondern thatkräftige und begreifliche (?) Einheit mit Gott iſt die lezte Bürgſchaft für die unendliche Dauer des in Gott eingetretenen, individuellen Geiſtes ꝛc. ꝛc.“

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 54. Montag, 25. Mai 1835.

Philosophie.

2) Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer, von J. H. Fichte.

(Schluß.)

Aber diese Ansicht entbehrt, wie S. 172 zugestanden ist, wie sehr sie auch das fromme Gemüth ansprechen und überzeugen mag, hier noch aller philosophischen Begründung; und doch läßt sich fragen, warum Herr Fichte, wenn er sie überhaupt zu geben vermag, dieselbe hier zurückgehalten habe, wo sie mit Recht erwartet wird.

Schließlich kann ich nicht umhin, mein Befremden darüber auszudrücken, daß der Verfasser auch mit keiner Sylbe des nun verstorbenen, mit Unrecht nicht gehörig gewürdigten Philosophen Krause erwähnt, der schon vor mehr als zwanzig Jahren die Philosophie wesentlich auf denselben Standpunkt gestellt hat, welchen der Verfasser als den seinigen, als den jezt einzig zeitgemäßen bezeichnet. Vielleicht hat derselbe, der es sich doch sonst zur Pflicht gemacht zu haben scheint, um die Philosophie verdiente Männer anzuerkennen und seine eignen Ansichten im Verhältniß zu denen Andrer darzustellen, sich in seinen Grundzügen, die ich noch nicht gelesen habe, über seine Stellung zu Krause näher erklärt. Denn daß er ihn nicht kennen sollte, läßt sich schon im Allgemeinen nicht annehmen, dann aber auch deßwegen nicht, weil sich selbst einzelne Ausdrücke, wie „darleben", „theomorphisiren", so viel mir bekannt, nur noch bei Krause finden. Auch hat Krause grade die Idee der Persönlichkeit Gottes längst in einer Vollkommenheit entwickelt, wie kein andrer Philosoph unserer Tage, und ebenso die Idee der persönlichen Fortdauer nicht allein, sondern sogar die der Ewigkeit der geistigen Persönlichkeit des Menschen. — Was aber Krause's System anlangt, so geht auch er, wie der Verfasser, von der Selbsterkenntniß, von einer Erkenntnißtheorie aus, in welcher zunächst das Prinzip alles Denkens und Seyns, Gott, gefunden wird, von welchem aus er dann alle metaphysischen Bestimmungen entwickelt, Gott, Welt und in ihr die Menschheit und die Menschen, als mit Gott übereinstimmende, einige, ihm ähnliche, aber nicht etwa indentische Wesenheiten ableitet. Krause nennt den analytischen Theil, was der Verfasser den erkenntnißtheoretischen nennt, und was diesem der ontologische Theil des Systems zu seyn scheint, ist jenem der synthetische. Der Unterschied zwischen Fichte's und Krause's System möchte nur ein formeller seyn, da Krause als Zeitgenosse Schellings und Hegels, zum Theil noch des älteren Fichte, früher schon, als Hegel, und völlig unabhängig von diesem, seine an Schelling sich anknüpfende Spekulation und seine Methode ausgebildet hatte, der

jüngere Fichte aber durch Hegels Methode hindurchgegangen ist; anderseits ist aber auch Krause's Spekulation in sich gereifter. Dr. W. B. Mönnich.

3) Karl Christian Friedrich Krause's handschriftlicher Nachlaß, herausgegeben von Freunden und Schülern desselben. Zweite Reihe. Synthetische Philosophie. 1. Die absolute Religionsphilosophie, im Verhältniß zum gefühlglaubigsten Theismus ꝛc., herausgegeben von H. K. Freiherrn v. Leonhardi. 1r Band. Dresden und Leipzig, in Commission der Arnold'schen Buchhandlung, 1834.

Wer sich die, reichlich lohnende Mühe gegeben hat, nähere Kenntniß von den bedeutenderen philosophischen Werken des zu früh gestorbenen Philosophen Krause zu nehmen, der wird mit Freude die Herausgabe seines handschriftlichen Nachlasses begrüßen, dessen erste Lieferung in dem ersten Bande seiner Religionsphilosophie besteht und welchem, nach einer demselben vorgehefteten Ankündigung, die höchst originelle Philosophie der Geschichte, eine philosophische Logik und der zweite Band der Religionsphilosophie folgen wird. — Es sey mir vergönnt, der Anzeige des vorliegenden, eine Reihe bedeutender Werke eröffnenden Bandes einige allgemeine Bemerkungen über Krause's Philosophie vorauszuschicken, welche die Auszeichnung erfahren hat, die auch Herders Werken gegenwärtig wenigstens zu Theil wird, mehr benutzt als erwähnt, mehr verunglimpft als gewürdigt zu werden. Diese seltene Auszeichnung läßt sich leicht erklären, wenn man sich an Jean Pauls Aeußerung über seinen Schoppe erinnert: Niemand war sein Freund, weil er ein durchaus freier Mann war. Krause's Philosophie ist in der That, trotz dem, daß sie sich an jene Schellings anschließt, man kann sagen, von derselben ihren Ausgang genommen hat, dennoch eine durchaus selbstständige und nicht minder eine, allen andern gleichzeitigen Systemen und philosophischen Vorurtheilen gegenüber, vollkommen freie. Schon im Jahre 1802 trat Krause mit einer Dissertation über den Begriff und die ewige Verbindung zwischen Mathematik und Philosophie hervor, verwechselte beide aber nicht, und bewahrte sich so vor den Abwegen, auf welche Wagner und zum großen Theil auch Herbart gerathen sind. Im Jahr 1803 erschien eine Grundlage des Naturrechts und ein Grundriß der historischen Logik, von denen letzterer um so merkwürdiger ist, als in ihm bereits die Idee einer philosophischen und objektiven Logik klar hervortritt, welche Hegel sodann in den Jahren 1812 — 1816 ausgeführt hat, aber freilich Originalität darin behauptend, daß er sie mit Metaphysik vermengte, vor welchem Mißgriff Krause's Umsicht und ruhigbesonnene Erwägung wohl sicher war. Eben diese philosophische Besonnenheit hielt ihn auch davon ab, Partei zu machen mit der Schellingschen Schule in der Verwerfung und Verhöhnung aller erkenntnißtheoretischen Grundlage der Philosophie; sie hielt ihn aber auch davon ab, sich bloß in den Kreis der kantischen Kritik zurückzubannen und die wesentlichen, ja nothwendigen Fortschritte, welche die Philosophie durch Fichte und Schelling gemacht hatte, als völlig unbefugte oder als niemals zu wagende zu ignoriren. Vielmehr erklärte er sich dafür, es müßten Kants Untersuchungen berichtigt und so weit vollendet werden, daß die kühnen und genialen Fortschritte Fichte's und Schellings festbegründet, aber eben dadurch auch regulirt und ebenfalls erst zu einem befriedigenden Ziele geleitet werden könnten. Hatte er hierin etwa Unrecht? Hatte Kant seine herkulische Arbeit in einer andern Absicht unternommen, als die Metaphysik neu und fester zu begründen? Nichts anders als dieses hat er gewollt. Daß er hinter seinem Vorhaben zurückgeblieben, wird Niemanden befremden, der bedenkt, wie riesenhaft dasselbe war, und daß es auch dem ausgezeichnetsten Geist nur zu leicht begegnet, in dem Kampf gegen eingewurzelte Irrthümer und Vorurtheile sich in entgegengesetzte so weit zu vertiefen, daß er sich von diesen nicht wieder ganz losmachen kann. Fichte irrte nun darin, daß er die Kritik durch Kant für vollendet hielt und auf ihr als auf einem sichern Grunde fortbauen zu können meinte; allein er gerieth trotz seinen geistigrealen Intentionen in eine wesenlose Ideenwelt, darinnen das Ich selbst zu einer schwankenden Vorstellung sich verflüchtigte, welcher kaum noch die Realität eines Traumbildes übrig blieb. Um so mehr hielt sich Schelling berechtigt, von Kant, dem er Anfangs, wie später Fichte'n, gehuldiget, zu abstrahiren, in kühnem Vertrauen zu seinem denkenden Geist, sich der realen Welt in die Arme zu werfen und mit ihr ringend zur Idee des Absoluten hindurchzudringen. Er hat's gethan, aber eigentlich nur für sich und Alle, die ihm mit unbedingtem Vertrauen sich anschlossen. Denn, wo ist die Bürgschaft, daß man in der, durch spekulativen Enthusiasmus gewonnenen Idee nicht dennoch — eine Wolke umarme? Die Bürgschaft möchte eben nur in einer irgendwie zu Stande zu bringenden Rechtfertigung des spekulativen Selbstvertrauens liegen. Und wenn nun auch hier wie dort Krause Recht hatte, so ist nichts desto weniger wahr und erklärlich, daß er es eben so mit den überzuversichtlichen, Kant und den Kriticismus verhöhnenden Schellingianern, als mit den gar zu bedenklichen Kantianern verdarb, von beiden Parteien vielleicht als ein unselbstständiger Eklektiker verachtet oder nichtbeachtet blieb. Hiezu kam, daß es Krause'n nicht gegeben war, seine Behauptungen mit Stentorstimme

unter die ſtreitenden Parteien zu ſchleudern und die Aufmerkſamkeit nicht ſowohl auf die Wahrheit, als auf ſeine, ſie verkündende Perſon zu lenken. Vielmehr fürchtete er nicht mit Unrecht, von der Sonne der Wahrheit ſelbſt abzuführen und einen falſchen Schein zu verbreiten, wenn er ſie mit rhetoriſchen oder dialektiſchen Brennſpiegeln auffinge und damit die Augen der Menge blendete. Nie zwar hat er verſäumt, mit Kraft und Nachdruck ſeine Ueberzeugungen zu entwickeln und entſchieden den abweichenden gegenüberzuſtellen, aber er vertraute nur der ſiegreichen Kraft, die er in ſeiner Wahrheit ſelber gefunden, und verſchmähte es, nachdem Kant die Philoſophie revolutionirt hatte, zum Terrorismus, zur Diktatur oder zur Uſurpation ſeine Zuflucht zu nehmen. Das leztere hat Hegel verſtanden, und darum ſich Gehör und in einem nicht unbedeutenden Kreiſe eine gewiſſe Herrſchaft erzwungen. Doch wurde ihm dieſe noch vor ſeinem Tode heftig beſtritten und er ſcheint ſie mit ſich in's Grab genommen zu haben. Gegentheils möchte der Geiſt philoſophiſcher Wahrheit, welcher in Krauſe's Werken für Jeden, der Augen hat zu ſehen und Ohren zu hören, offenbar worden und klarer ausgeſprochen iſt, als irgend anderswo, nach dem Tode ſeines Verkündigers erſt rechte Anerkennung und Leben gewinnen. Die philoſophiſche Sturm- und Drangperiode überhaupt nackt formeller Beſtrebungen iſt jezt vorüber. Man will weder die Renomiſterei des Skepticismus, noch die Quäkerei eines bedenklichen Umhertappens; man will weder die Täuſchungen eines übergeiſtigen Idealismus, noch die Sophiſterei eines mit alleiniger Realität prahlenden Materialismus; man will ſich weder zum Gott einer weſen- und geiſtloſen Begriffswelt hinaufſpekuliren, noch will man den Geiſt ſich in Pantheismus ſelbſt verlieren laſſen. Was will man denn? Man will Gewißheit über das eigne Ich, die Welt, die Wechſelbeziehung beider und über Gott. Gewißheit will man über die Ideen, welche der Menſch darüber haben kann und über deren Zuſammenſtimmen mit ihren Objekten; Gewißheit, unzweifelbare Gewißheit, und ſey es auch nur über einen kleinen Kreis von Erkenntniſſen. Freilich hat die Philoſophie immer nach ſolcher Gewißheit geſtrebt, und oft genug hat ſie geglaubt, im Beſitz derſelben zu ſeyn; allein, ſo lange ſie Alles entweder in der Idee Gottes oder in der der Welt oder endlich in der des Menſchen und ſeiner Begriffswelt *aufzulöſen*, Gott und die Welt zu bloßen Begriffen oder Ideen des Menſchen, oder die Menſchen und die Welt umgekehrt zu einem bloßen Ideenſpiel Gottes, oder endlich gar die Menſchen und Gott zu bloßen Wellenſchäumen des Weltmeeres zu machen ſuchte, ſo lange war die Philoſophie weit davon entfernt, im Beſitz gewiſſer Erkenntniß zu ſeyn oder auch nur dazu gelangen zu können. Noch weniger darf ſie ſich gewiſſer Erkenntniß rühmen, ſo lange ſie etwa die allerdings in Unterſchiedenheit beſtehenden Weſenheiten und Ideen Gottes, der Welt, des Menſchen und ungelöſte, feindliche Gegenſätze ſtehen läßt. Der ſich bewußte, vernünftige Geiſt weiſet eben ſo ſehr die Einerleiheit der mannichfaltigen, unterſchiedenen Weſenheiten, als die Zerfallenheit und Feindſeligkeit Aller gegen Alle, als Ungedanken, von ſich; er fordert dagegen Einheit, harmoniſche Einheit des Mannichfaltigen, Gottes, der Natur und der Menſchheit, wie er ſich ſelbſt als eine Einheit unterſchiedener Weſenheit weiß. — Die wiſſenſchaftliche Begründung und Befriedigung dieſer Forderung müßte ein Syſtem des Harmonismus geben; welches denn auch bereits von Pythagoras geahnet, von Leibnitz in großen Zügen entworfen, von Krauſe aber begründet und im Weſentlichen auch ausgeführt iſt. In der That ließe ſich ohne Gezwungenheit ein Parallelismus zwiſchen Krauſe's und Leibnitzens Beſtrebungen nachweiſen. Im Allgemeinen verhält ſich Krauſe's Syſtem zu Kants und Fichte's, Schellings und Hegels Philoſophie ungefähr wie Leibnitzens Lehre zu Carteſius und Locke's einerſeits, anderſeits zu Spinoza's. Auch im Einzelnen bieten ſich Vergleichpunkte dar. Wie Leibnitz es war, ſo war auch Krauſe Mathematiker, d. i. ſelbſtſtändiger Forſcher in der Mathematik; wie Leibnitz es verſucht hat, eine Univerſalſprache zu finden, ſo hat ſich auch Krauſe viel und nicht ohne Erfolg damit beſchäftigt, beträchtlich unterſtüzt hiebei durch tiefere und umfaſſendere Studien, welche die neuere Zeit ihm darbot; ja ſelbſt für die Idee eines Menſchheitbundes, mit der ſich auch Leibnitz getragen, iſt Krauſe lebhaft intereſſirt geweſen.

Was iſt denn nun aber das Eigenthümliche des Krauſe'ſchen Syſtems? Denn die obige Bezeichnung eines philoſophiſchen Harmonismus iſt zu allgemein, um vor Mißdeutung und Mißkennung zu ſchützen. Könnte ſich doch ſelbſt Krugs ideal-realer Syntheismus auch für einen Harmonismus ausgeben laſſen! Es kommt auf das Prinzip deſſelben an, ob wir ihn für einen echten oder unechten halten ſollen. Das Prinzip des Krauſe'ſchen Syſtems iſt weder das Seyn, noch das Nichts, weder das Werden oder Geſchehen, noch das Thun, weder das Ich, noch die Indifferenz des Subjektiven und Objektiven, ſondern der Gedanke: Gott oder Weſen. Ja eigentlich nicht der Gedanke: Gott-Weſen iſt das Prinzip, ſondern indem Gott auch als Grund und Vorausſetzung, wie des Ich's, ſo ſeines Denkens und ſeines Gedankens, Gott nachgewieſen wird, ſo iſt Gott ſelbſt das Prinzip des Syſtems; und in der Erkenntniß der Weſenheiten Gottes wird zugleich die Erkenntniß der Weſenheiten der Natur, der Geiſterwelt und der Menſchheit, mithin auch der Prinzipien untergeordneter, philoſophiſcher Wiſſenſchaften: der Sittenlehre, Rechtslehre,

der Aesthetik, der Religionslehre ꝛc. begründet. In dieser Beziehung könnte man Krause's System auch ein theosophisches nennen. Also eine neue Variation auf das alte pantheistische Thema? Vielleicht mit obligater Begleitung einiger autotheistischen Ideen im Geschmacke des leztern, auch schon in die Hallen der Geschichte einrückenden Systems? Nichts weniger als dies oder das. Denn wenn man auch in vielen Stücken, ja vielleicht gänzlich von Krause's Lehren und selbst von seiner Art zu philosophiren, als von etwas Unhaltbarem und Fehlerhaftem sich abwenden wollte: so müßte man doch aus bloßer literaturgeschichtlicher Wahrhaftigkeit bekennen, daß derselbe meisterhaft verstanden habe, sich vor eigentlich pantheistischen, noch mehr aber vor dem, beinahe tragikomischen, autotheistischen Irrthum zu bewahren. Vielmehr muß ich, der ich erst seit zwei Jahren Krause's Lehren näher erwogen habe, nachdem ich mich früher anderthalb Decennien lang abwechselnd mit den Lehren älterer, neuerer und neuester Philosophen bekannt, zum Theil vertraut gemacht hatte, freimüthig gestehen, daß Krause's Lehren von Gott, Welt und Menschheit den oben aufgestellten Forderungen gründlicher und befriedigender entsprechen, als irgend eine andere Philosophie. Gott erscheint hier als das allerdings sich selbstgenugsame Wesen, als der in sich selbst ruhende Grund der Welt, die zwar seine ewige That und von ihm durchwohnet, nicht aber er selbst ist. Vielmehr ist die Welt, Geister- oder Vernunftwelt und Natur, und in ihr, als das Vereinwesen beider, die Menschheit endlich, weil von Gott verursacht, aber weil von Gott, dem Ewigen, Endlichunendlichen ꝛc. Krause bezeichnet seine Lehre selbst als Panentheismus, als eine solche, also, welche mit dem christlichen Theismus nicht etwa bloß liebäugelt, sondern wesentlich kongruirt. — Es wird vielleicht von der neuesten Philosophie für einen unglücklichen, besonders für einen verspäteten und schon darum verfehlten Versuch erklärt werden, Gott zum Prinzip der Philosophie zu machen, da völlige Voraussetzungslosigkeit, d. i. die Voraussetzung des Nichts, Bedingung und Triumph echter Spekulation sey. Allein Krause, welcher freilich so weit geht, nicht zu behaupten, sondern im Zusammenhange erweislich zu machen, daß der Gedanke: Gott, nicht sowohl der höchste, als vielmehr der alleinige und allein gewisse sey, geht darum nicht auch von diesem Gedanken aus, sondern von dem des Ich, als dem zunächst gewissen und unzweifelbar wahren, weil in ihm, wie man sonst wohl sagte, Seyn und Erkennen, richtiger aber Erkennendes und Erkanntes, nicht allein übereinstimmen, sondern sogar dasselbe sind. Von diesem wahren, nicht fingirten Subjekt-Objekt erhebt der Philosoph sich nun analysirend, nicht abstrahirend, bis zu dem Gedanken Gott, der sich endlich sowohl als die Wahrheit des Ich's, als ferner auch der Welt ꝛc. offenbart. Dieser analytische Theil ist nun Krause'n eigenthümlich, sofern er als Vorhalle oder besser als subjektive Grundlage der Metaphysik und somit der gesammten Philosophie erscheint. Freilich hat Aehnliches Hegel mit seiner Phänomenologie beabsichtiget, allein auf andere und mit objektiven Bestimmungen vorgreifende Weise. Die intellektuelle Anschauung, welche Hegel mit Schelling, aber freilich ohne es Wort haben zu wollen, voraussezt, findet durch Krause's analytische Philosophie erst ihre Rechtfertigung und Regulirung. Neuerdings haben der jüngere Reinhold, wie der jüngere Fichte denselben Weg eingeschlagen, jener mehr vom kriticistischen Standpunkt ausgehend, dieser vom Schellingisch-Hegelischen. Beide sprechen von einer erkenntnißtheoretischen Grundlage der Metaphysik und geben sie auch in ihrer Art; Krause hat es schon auf die seinige, und mir däucht mit gutem, nicht zu ignorirendem Erfolg, gethan. — Ferner ist diesem System eigenthümlich, ja es folgt aus Prinzip und Grundlage desselben, daß die philosophische Anthropologie als Philosophie der Menschheit eine wesentliche, eine nothwendige Stelle im Ganzen einnimmt. Dasselbe gilt in Bezug auf Mathematik, welche ebenfalls als nothwendiges Glied der gesammten Philosophie in ihr den gebührenden Platz erhält.

Schon aus diesen Anführungen über Krause's System läßt sich voraussehen, was seine Religionsphilosophie dem gefühlgläubigen Theismus Jacobi's, Schleiermachers und ihrer Anhänger, namentlich Bouterwek gegenüber, geltend machen wird. Der vorliegende erste Band dieser Krause'schen absoluten Religionsphilosophie ist eigentlich nichts weiter, als eine Kritik von Bouterwek's Religion der Vernunft, welche ganz auf der Jacobischen Ansicht beruht, daß das Organ für Religion das Gefühl sey, daß folglich Gott und sein Verhältniß zu Welt und Menschen, und umgekehrt, nur erfühlt, in keiner Weise erkannt werden könne, daß vielmehr die Philosophie für sich nur zu Pantheismus, Fatalismus, mithin zu Atheismus führe, ja führen müsse. Man weiß, in welcher Weise Schelling zu seiner Zeit hierauf in seinem „Denkmal der Schrift Jacobi's von den göttlichen Dingen" geantwortet hat. Was Schellings Denkmal, der Jacobi'schen Schrift gegenüber, war, ist vorliegender Band Krause's im Verhältniß zu Bouterwek's Religion der Vernunft, mit dem bedeutenden Unterschiede jedoch, daß an die Stelle der (heidnisch-) göttlichen und jedenfalls unphilosophischen Grobheiten Schellings, schlagende Beweise behaupteter Absurditäten getreten sind.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 55. Freitag, 29. Mai 1835.

Astronomie.

Der Mensch und die Sterne. Fragmente zur Geschichte der Weltseele, von Professor Pfaff in Erlangen. Nürnberg, Campe, 1834.

Der Verfasser dieser Schrift ist ein ausgezeichneter Freund der Sternkunde und in unserm Jahrhundert der Einzige, der sich noch mit Astrologie befaßt, d. h. nicht mit dem gemeinen Horoskopstellen, sondern mit der wissenschaftlichen Untersuchung über den Einfluß der räumlichen Himmelsbewegungen auf die Zeit. Diese Rücksicht gibt allen seinen Schriften einen eigenthümlichen Werth, besonders da er nicht bloß eigne Ansichten mittheilt, sondern überall die der ältern Völker und Gelehrten zur historischen Uebersicht bringt.

Das vorliegende Werk ist ein Allerlei für den Liebhaber, so recht con amore geschrieben. Mit einer Art von Wollust taucht der Verfasser in dem Meer der Vermuthungen und Hypothesen unter, welches da anfängt, wo die nur zu bald erreichten Ufer der festen Gewißheit aufhören. Soll sich aber der Mensch diesem so natürlichen Vergnügen nicht überlassen dürfen? Es bleibt immer eine angenehme Sache, von der Mehrheit der Welten zu träumen.

Wir müssen einige charakteristische Erörterungen hervorheben. Herr Pfaff untersucht die großen Sternhaufen. „Und die Zusammengedrängtheit ist eben das Räthselhafte. In Räumen, die nicht einmal die Hälfte unserer Sternweite im Durchmesser haben, finden sich vielleicht mehr Sterne zusammengedrängt, als wir in einer heitern Sternnacht mit bloßem Auge an unserm Firmamente erblicken. Wie entgehen wir diesem sonderbaren Resultate? Es blieben nur zwei Mittel: Entweder bestimmen wir die Distanzen der Sternhaufen nach bloßer Willkür; oder die Größe, d. h. den inwohnenden Glanz, der in ihnen befindlichen Sterne. Also soll der Sternhaufen im Gürtel des Herkules ein System werden ähnlich dem unsrigen, so wollen wir ihn hundert Mal weiter hinausrücken, als aus der Messung in unserer Abhandlung sich ergibt. Dann kommt er in die Entfernung von 21 Sternweiten, und sein wahrer Durchmesser wird 56 Sternweiten betragen, und damit auch, wie bei uns, seine Sterne von einander selbst Sternweiten entfernt seyen, wollen wir ihn nicht mit zu vielen Sternen besäen. Aber was für einen Glanz müssen wir diesen so wenig zusammengedrängten Sternen jezt zutheilen, daß sie unser Auge noch in so großer Entfernung rühren? Welcher Kontrast bleibt also immer noch mit unserm Systeme? Die einzelnen Sterne unsers Systems, als da Sirius, Löwenherz, erlöschen —

erwieſener Maßen — dem menſchlichen Auge in zwölffacher Sternweite, und der vereinte Glanz der Sterne des von uns willkürlich geſchaffenen Sternhaufens ſoll uns noch aus 24,000 Sternweiten ſichtbar ſeyn? Rücken wir einen von den kugeligen Sternhaufen in der Milchſtraße hundert Mal weiter hinaus, ſo beträgt ſein wahrer Durchmeſſer erſt 90 Sternweiten, er ſelbſt aber iſt von uns 75,000 Sternweiten entfernt. — Wir wollen, das Entgegengeſezte verſuchend, einige Sternhaufen näher an uns rücken. Den ſchönen Sternhaufen im Fuße des Kaſtors wollen wir uns zehn oder hundert Mal näher rücken, ſein wahrer Durchmeſſer beträgt dann weniger als $^1/_{10}$ einer Sternweite; ſeine Entfernung von uns ſinkt auf $1^1/_2$ Sternweiten herab. Er iſt nach den Beobachtungen reich an Sternen verſchiedener Größe und kugelig zuſammengedrängt. Was folgern wir? Wir haben ein Sternſyſtem hervorgebracht, das in der Nähe eines dem bloßen Auge noch ſichtbaren Sterns oder gar ſelbſt in zweifacher Sternweite kaum dem Auge ſichtbar blinkt, das doch nicht im Stande iſt, ſeine Sterne zu unterſcheiden, da doch ihr vereinigter Glanz in ſolcher Nähe die Sonne überglänzen ſollte. Endlich wollen wir unſern Maßſtab von Sternweiten, der von Sirius ꝛc. und ihrem in immer weiterer Entfernung erlöſchenden und immer ſpärlicher blickenden Glanze hergenommen iſt, verlaſſen, und wollen die allerdings ebenfalls unbekannte Sternweite des lezten, dem bloßen Auge ſichtbaren Sternes aus unſerm Syſteme als Maßſtab der Einheit annehmen; dann rücken alle Sternhaufen zwölf Mal näher; wir kommen auf den vorigen Fall und der Kontraſt im Bau der Sternhaufen tritt noch mehr hervor. Alle Verſuche, ein Syſtem ähnlich dem unſern zu finden, ſind vergebens. Der Punkt des Himmelsraums, in dem wir uns befinden, hat eine eigenthümliche Bildung. Er iſt im Gegenſatz gegen die unzähligen Sternſyſteme, die wir am Himmel finden (denn es wird erlaubt ſeyn, die Schlüſſe dieſer Abhandlung noch in viele hundert andere und ähnliche auszudehnen). Dort iſt Zuſammendrängung; bei uns Flucht vom Mittelpunkt, Leerheit, große Varietät von Bildungen; dort im Einzelnen kleine Maßſtäbe; bei uns große Ausdehnungen und Räume."

Solche Betrachtungen ſind in der That etwas werth, indem ſie uns einen Begriff nicht nur von der Mehrheit, ſondern vorzüglich auch von der Mannichfaltigkeit, von der ganz verſchiedenen Art der Welten geben, und unſern gar zu engen Horizont erweitern, uns über die Monotonie unſres einſeitigen kleinen Planetenlebens auf eine großartige Weiſe erheben.

Die meiſte Aufmerkſamkeit hat Herr Pfaff den aſtronomiſchen Perioden gewidmet, indem er an der Anſicht feſthält, daß der Himmel früher bereits mehrere Male eine andere Stellung gegen unſre Erdachſe gehabt habe. „Vier helle Sterne ſind auf bedeutſamere Weiſe gegen die Sonnenbahn geſtellt, am geſtirnten Himmel vertheilt, nicht in vollkommener Symmetrie, damit aus dem Verhalten des Verſchiedenen noch andere Anſichten entwickelt werden könnten. Faſt alle Völker gedenken ihrer und ihrer Macht in Sagen und Geſchichten. Daher auch vielleicht die Verbreitung des Glaubens an das große Weltjahr, an Seelenwanderung, an Wiederherſtellung aller Dinge, an die Weltalter im Orient gefunden. Es ſind dieſe vier Sterne gleichſam die vier Kardinalpunkte des Himmels und ihre Beherrſcher folgende: Aldebaran, das Ochſenauge, der Stern des Orients; das Herz des Scorpions, das Geſtirn des Abends, das Löwenherz und ihm entſprechend der Südliche Fiſch an dem vierten Zwiſchenpunkt; ja die zwei erſten Sterne ſind einander grade in der Sonnenbahn faſt um den halben Himmel entgegengeſezt; von beiden andern liegt das Löwenherz der Sonnenbahn beinahe; die beiden erſten waren für die Veränderung des Aufgangsorts der Sterne entſcheidend: die andern auf andere Weiſe. Der Stern Aldebaran war etwa vor Chriſti Geburt 2160 Jahre der wahrhaftige Stern des Aufgangs, und Anführer aller ihm ähnlichen, aber in Aegypten mag er wohl zur Zeit der Frühlingstag- und Nachtgleiche ſchon in den Sonnenſtrahlen verborgen ſeyn. Etwa $1^1/_2$ Phönixperioden vorher war das Scorpionsherz der wahre Stern des Untergangs, oder der im Weſt untergehenden. Dieſe veränderlichen Zuſtände zeigten ſich auf andere Art an dem Löwenherz. Es ſtand in der vorchriſtlichen Zeit an den Stellen der Sonnenbahn herum, wo die Sonne in ihrer jährlichen Bahn den längſten Tag feiert; ſeine Veränderungen beim Ort des Auf- und Untergangs waren alſo, wie bei der Sonne ſelbſt, weniger zu gewahren. Anders war der Stand der Kornähre im Sternbild der Jungfrau; zu Anfang unſerer Zeit ſtand ſie gegen die Herbſttag- und Nachtgleiche. Stern des Abends, einige vorherige Stern-Perioden erſchien ſie allmählich am Auf- und Untergang, wie die Sonne, wenn ſie der Herbſtnachtgleiche wandert. Kombinationen und Vergleichung mehrerer Sterne, bei allen vorhin angeführten Erſcheinungen, geben der Anſicht über dieſe Bewegung der Fixſterne noch manche Accentuirung. — Faſſen wir unſere vorhergehenden Betrachtungen zuſammen. Unabwendbare, entſchiedene einfache Beobachtungen, vorausſetzend Beharrlichkeit von Jahrhunderten ſchon in dem Geiſte des Volkes findend, Erſcheinungen mußten die Idee und Kenntniß eines Vorrückens der Sterne nach derſelben Richtung, wie die Sonne in ihrer jährlichen Bahn vorrückt, als eine neue Fundamentalerfahrung über das Firmament

feſt gründen. Man könnte ſie auch Erſcheinung über das Vorrücken der Sternbilder nennen, da ſie den Sternen gemein iſt. So rückte inzwiſchen der Löwe vor dem Solſtitium bis in die Tag- und Nachtgleiche, und Aldebaran rückte vor von Frühlingstag- und Nachtgleiche gegen das Sommerſolſtiz. So weit iſt Alles natürlich und in gemeſſenem Zuſammenhang."

Eine andere geniale Anſicht iſt folgende. „Ich will's nur kurz ſagen, die Sonne iſt jünger als die Erde. — Das Edelſte iſt in allen Erſcheinungen und Bildungen immer das Lezte. Dieſer Gedanke, oder dies aus Beobachtung in vielen Kreiſen der Natur gewonnene Reſultat, iſt auch bei den Bewohnern der Erde ſelbſt zum Sprichwort geworden. Die Philoſophie erkennt es gern als eine gediegene allgemeine Wahrheit an. Bei Schöpfung aus einem chaotiſchen Zuſtand, aus einem unvollendeten Zuſtand zum Edlern — ein Loos, welches alle unſere irdiſchen Weſen theilen — denn nur die Göttin Pallas ſprang gepanzert und vollendet aus dem Gehirn des Zeus hervor — muß eine Baſis da ſeyn, an der die Blüthe ſich feſt hält, der gemeine Stoff muß ſich zuerſt ausgeſchieden haben. Ich ſetze darum die Planeten nicht herab, wenn ich ſie gewiſſermaßen der Sonne dienſtbar erkläre, dieſe halte ich nur für ein vortreffliches Weſen. Zu ſagen: die Sonne belebt mit ihrem Licht, ihrer unermüdeten Umdrehung, ihrer Anziehungskraft eine ganze Planetenwelt, folglich iſt ſie bloß dienſtbar (ein Sklave, der im Joche prangt, wie jener Dichter ſagte), alſo iſt ſie auf einer niederern Stufe als die Planeten, wäre ein ſonderbarer Schluß. Der Sonnenbewohner könnte mit demſelben Rechte ſagen: die Planeten ſind der Sonne dienſtbar; damit die Kraft der Attraktion ſichtbar werde und ſich äußere, damit die Bewohner der Sonne ihr Licht gleichſam im Spiegel betrachten, damit dieſer edle Körper ſeine Luſt zu leuchten und zu ſegnen erſt recht empfinde, iſt dieſe Planetenwelt entſtanden, das Rohe, Dunkle hat ſich ausgeſchieden, das Licht hat ſich in einen gediegenen, allen gewaltſamen Revolutionen fremden Kern geſammelt. — Wenn ferner im Sonnenſyſtem eine Entwickelung zu regelmäßigem Daſeyn in der Zeit ſtattgefunden hat, ſo muß ſie von den äußerſten Grenzen angefangen und im goldenen Kern der Sonne aufgehört haben. Dies iſt die Meinung des großen Aſtronomen La Place, der, was die mechaniſche Wechſelwirkung der Planeten in ihren großen Umriſſen und feinſten Schattirungen betrifft, Entſcheidendes gewirkt hat; ſie iſt die Meinung des Zeitalters geworden, indem ſie dieſe zur Sonne herabſchreitende Bildung phyſiſcher, chemiſcher Niederſchläge, Hemmungs- und Ruhepunkte vergegenwärtiget."

Von ähnlichem Intereſſe ſind die Betrachtungen über die Entſtehung des Regenbogens nach der Sündflut und eine dieſer vorhergegangene Periode völliger Wolkenloſigkeit auf Erden, über das Entſtehen und Verſchwinden einzelner großer Sterne im Zuſammenhang mit großen Weltbegebenheiten ꝛc. Zum Schluß noch ein artiges Experiment: „Die Alten erzählen uns, ihre Hexen oder Zauberer haben den Mond vom Himmel herunter gebolt. Nicht den Mond haben ſie herunter gebolt, ſondern nur ſein Bild, ſein Licht durch Spiegel ausgelöſcht, und der Franzoſe hat uns nun wieder in Beſiz der wahren Zauber- und Hexenſpiegel geſezt; ja alle die Sagen, wie ſie uns erzählt worden, von Figuren und Bildern, von Menſchen und Blumen und Farben, welche die alten Hexenmeiſter bei ihren Zaubereien in gemeinen Spiegeln erſcheinen laſſen, ſind in der That gegründet und wir können dieſen Zauber nachahmen. — Der Leſer wird ſich das Spiel der Zauberſpiegel leicht verſchaffen. Er laſſe das Licht einer nicht zu nahen Lampe (damit ſie nicht zu helle werde), das Licht des entſtehenden Mondes, oder das weiße Licht der Wolke von dem Spiegel, der ſtatt mit Queckſilber auf der hintern Fläche mit Tuſch belegt iſt, abſpiegeln, aber in der Richtung, daß die Zwillingsſtrahlen entſtehen, d. h., daß der abſpiegelnde und der durchgehende wie die Seiten des rechten Winkels auseinander gehen. Er wird, wie gewöhnlich, das Bild obiger Gegenſtände ſehen. Wir wollen, um uns zu verſtändigen, annehmen, Zuſchauer, Spiegel und Lampe ſtehen von Süd und Nord in gerader Linie in der Ordnung, wie ſie eben beſchrieben worden ſind; nirgends iſt etwas Geheimnißvolles, Beſonderes, oder ſonſt etwas, was einer Vorbereitung zu Zauberei gleich ſähe. Er nehme nun einen zweiten Spiegel (der auch mit Tuſch auf der Rückſeite bemalt ſeyn kann, es iſt aber nicht gerade nöthig) und ſtelle ſich mit dem Angeſicht gen Weſten, d. h. er mache eine Bewegung rechtsum von der erſten Stellung nach Süden. Den Spiegel hält er gerade vor ſich hin, ſo daß dieſer auch den Rücken nach Weſten kehrt, aber doch von Nord gegen Süd ſtreicht; er neige nun dieſen Spiegel gegen ſich und ſchaue in ihm das vom erſten abgeſpiegelte Bild; wenn er die rechte Neigung getroffen hat, ſo wird das Bild der Lampe, des Monds, der Wolke verdunkelt, ja gänzlich ausgelöſcht ſeyn. — Es iſt wirklich ſo, es iſt vielfach beſchrieben worden, ich habe es geleſen, ich habe es geſehen. Wo iſt Jemand, der dies nicht für Zauberei hielte, der nicht einen Zauberſpiegel in der Hand zu haben glaubte, und ihn mit Entſetzen aus der Hand legte, oder mit Erſtaunen und mit Rührung über die geheimen Kräfte zu Menſchen? — Es iſt wohl dem Leſer, ohne ausdrückliche Erwähnung, beigegangen, daß

in Zwischenstellungen des zweiten Spiegels das Licht allmählich verdunkelt wird, bis es in gehöriger Stellung verschwindet. Der zweite Spiegel ist es eigentlich, der als Zauberer erscheint.“

Philosophie.

3) Karl Christian Friedrich Krause's handschriftlicher Nachlaß, herausgegeben von Freunden und Schülern desselben. Zweite Reihe. Synthetische Philosophie. 1. Die absolute Religionsphilosophie, im Verhältniß zum gefühlgläubigsten Theismus ꝛc., herausgegeben von H. K. Freiherrn v. Leonhardi. 1r Band. Dresden und Leipzig, in Commission der Arnold'schen Buchhandlung, 1834.

(Schluß.)

In so fern ist vorliegendes Werk Krause's ein Muster wissenschaftlicher Kritik und Polemik. Dieses an einzelnen Beispielen nachzuweisen, würde zu weit führen. Es genügt in dieser Hinsicht die Erwähnung, daß Krause Schritt vor Schritt dem Bouterwek'schen Werke folgt und so genaue, häufige und zusammenhängende Anführungen aus demselben macht, daß man die Bouterwek'schen Ansichten vollständig erhält und dadurch in den Stand gesetzt ist, sich frei für oder wider zu entscheiden. Erst der zweite Band vorliegenden Werkes wird mit der Kritik Schleiermachers die Resultate enthalten; allein es läßt sich wenigstens das Hauptresultat leicht diviniren, theils aus den Grundlehren Krause's, theils auch aus den Widerlegungen und Erörterungen, zu welchen Bouterwek's Schrift so reichen Anlaß geboten hat. Ueberdies erhält auch die Vorrede Andeutungen genug, welche befriedigenden Aufschluß über dieses Resultat geben, und ich theile folgende als die bezeichnendsten mit. — Nachdem Krause gezeigt hat, daß die Jacobi-Bouterwek'sche Lehre sich auf das besondere Gefühl moralischer Würde und des moralischen Bedürfnisses gründe, während bekanntlich Schleiermacher von dem besonderen Gefühl der Abhängigkeit von Gott ausgehe: so erinnert er noch daran, daß, wenn überhaupt die Religionswissenschaft auf Gefühl gegründet werden könnte, man derselben das Eine, selbe, ganze und ungetheilte Gefühl, als endliches Gottgefühl und Gleichniß des Selbstgefühles Gottes, zu Grunde legen müsse, — und fährt dann fort S. XIV: Aber auch dies zeigt die Wissenschaft, daß das Eine endliche Gottgefühl, worin Gott selbst dem Gemüthe des Menschen gegenwärtig ist und sich ihm zu empfinden gibt, im Menschen nur mit der davon unabhängigen Gotterkenntniß zugleich und durch selbige mitbedingt, belebt und wirksam seyn kann, ohne die Gotterkenntniß aber ruht und nicht anspricht, so daß dann das menschliche Gemüth der Herrschaft besonderer Gefühle, deren Gründe und Gegenstände endliche Dinge als solche sind, preisgegeben ist ꝛc. ꝛc.; daß mithin das Gefühl des Menschen, sobald und so lange, als Gotterkenntniß fehlt und nicht wenigstens als Gottahnung im Geiste keimt, in der Weltbeschränkung des Lebens nothwendig unedel, unrein und selbstsüchtig wird und bleibt.“ Hiemit übereinstimmend heißt es dann weiter S. XVI: „Die Erkenntniß (überhaupt, mithin auch Gottes) verdankt ihre Gewißheit so wenig dem Gefühle, als das Licht sein Leuchten durch die Wärme hat; sondern vielmehr eben durch sein Selbstleuchten lockt das leuchtende Wesen in dem Erleuchteten die Wärme hervor. Ja selbst wenn angenommen wird, wie es der Absolutismus lehrt, daß Gott in unmittelbarer Einwirkung auf das menschliche Gemüth in ihm das selige Gefühl seiner Gegenwart weckt und schafft, so könnte doch das also beseligte, endliche Vernunftwesen es nicht wissen, daß Gott der Grund und Inhalt des seligen Gefühles ist, ohne daß es Gott selbst erkannte im Wissen oder wenigstens im Ahnen.“

Diese Grundgedanken sind es, welche in vorliegender Religionsphilosophie begründet, weiter ausgeführt und höchst fruchtbar in all ihren Konsequenzen auf die mannichfaltigen Lehrsätze der spekulativen Theologie angewendet werden.

Ich kann diese, freilich höchst allgemein gehaltene Anzeige nicht schließen, ohne den Wunsch zu äußern, daß der zweite Band recht bald folgen und diesem sich die Erscheinung der schon angekündigten, nach Allem, was ich darüber vernommen, höchst originellen „Philosophie der Geschichte“ und eben so der Vorlesungen über analytische (subjektive und objektive) Logik schnell anschließen möge. Denn ich bin überzeugt, daß diese Werke, in Verbindung mit den früheren, namentlich mit den „Vorlesungen über das System der Philosophie“ und mit denen über „die Grundwahrheiten der Wissenschaft“, nicht wenig zu dem neuen Aufschwung der deutschen Philosophie beitragen werden, der sich eben jezt von allen Seiten ankündigt.

Dr. W. B. Mönnich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 56. Montag, 1. Juni 1835.

Werke über Italien.

1) Italien wie es wirklich ist. Bericht über eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden, als Warnungsstimme für Alle, welche sich dahin sehnen, von Gustav Nicolai, königl. preuß. Divisions-Auditeur. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, nebst einem Anhange, enthaltend sämmtliche in öffentlichen Blättern erschienene Beurtheilungen des Werks, mit Anmerkungen des Verfassers. Zwei Theile. Mit dem Bildniß des Verfassers. Leipzig, Wigand, 1835.

Diese Reisebeschreibung mußte Aufsehen erregen, da sie beinahe von Allem, was früher über Italien geschrieben wurde, das Gegentheil behauptet. Sie ist aber gewissermaßen eine nothwendige Erscheinung unserer Zeit, da der etwas zu weit getriebene sentimentale Enthusiasmus für Italien zulezt einmal das entgegengesezte Extrem hervorrufen mußte. Ich will daher nicht sagen, daß sie allein von der Lust, Aufsehen zu erregen, diktirt sey. Nachdem so viele gescheite Leute durch die italienische Liebe zu Narren, wenn Verächter ihres eignen Vaterlandes keinen schlimmern Namen verdienen, geworden, durfte endlich wohl Einer kommen und die verführerische Schönheit mit mürrischem Gesicht ansehn und häßlich finden. So unwahrscheinlich auch eine solche Geschmacklosigkeit an sich seyn würde, so erklärt sie sich doch aus den vorhergegangenen entgegengesezten Uebertreibungen und aus dem Wesen des die physische und die Geisterwelt beherrschenden Kontrastes. Daher geht sie auch von Berlin aus. Die Opposition gegen das schöne Italien konnte nur aus dem Sand- und Haidelande kommen.

Auch gereicht dem Verfasser seine Individualität zur Entschuldigung. Er gibt sich in seinem Buche selbst als ein durch und durch unpraktischer Mensch und als der unbeholfenste Reisende zu erkennen, der je mit Paßbehörden, Douanen, Gastwirthen und Postillonen zu thun gehabt hat. Er verhehlt nicht, daß ihn eine wahre Knabenangst vor diesen kleinen Belästigungen Tag und Nacht auf der ganzen Reise verfolgt hat. Er gesteht mit merkwürdiger Naivetät ein, wie wenig Muth und Verstand er denselben entgegengesezt und wie derb er sich überall hat prellen lassen. Wie darf man sich nun wundern, daß er blind für alle Reize Italiens gewesen ist, da er das schöne Land immerwährend mit Seelenangst, ja, wie er selbst gesteht, mit „Verzweiflung“ durchreiste, und bei der schönsten Aussicht immer nur an die Trinkgelder dachte, die ihm wieder bevorstünden. Wer mit solchen Beklemmungen behaftet ist, der kann freilich nur

wie auf dem Schube oder wie ein Kolikkranker reisen, den muß freilich selbst ein Paradies anekeln.

Eben so entschuldigt den Verfasser sein Patriotismus. Wie der Grönländer, in den üppigen Süden versezt, unter den saftigsten und würzigsten Früchten hungert und nach seinem stinkenden Thran verlangt, so seufzt Herr Nicolai in der üppig grünenden, wie ein unermeßlicher Garten prangenden Lombardei, in den zauberischen Appeninnen, unter den Wasserfällen, Burgruinen, phantastischen Bergklöstern, unter den Riesendenkmalen des Alterthums, die auch in Trümmern noch schön sind, am dunkelgrünen Meere, in dem sich mit der Marmorsäule oder dem alten Normannenthurme das grüne Rebengitter widerspiegelt, und am flammenschwangern Vesuv, im mit Orangen vergoldeten Sorrent — seufzt Herr Nicolai nur nach der Hasenhaide, nur nach seiner lieben sandigen Mark und findet die leztere viel schöner. Das ist, wenn nicht grade geschmackvoll, doch patriotisch, und da man von Niemand fordern kann, er solle Geschmack haben, wohl aber, er solle patriotisch denken, so läßt sich dagegen nichts sagen.

Uebrigens darf man von einer so ausgezeichnet beschränkten Provinzial-Natur, wie sie sich hier schriftstellerisch offenbaren zu müssen geglaubt hat, nicht verlangen, daß sie ein großes Volk aus einem höhern geschichtlichen Gesichtspunkt betrachten solle. Ein wahrer Repräsentant des deutschen Volks würde sein Urtheil über das italienische etwas strenger abwägen. Bevor ein Deutscher das Verdammungsurtheil über den Italiener ausspricht, darf er wohl überlegen, wie viel Deutschland zum Ruin Italiens beigetragen hat. Wenn irgend ein inhumanes Urtheil einer Nation über die andere Entschuldigung verdiente, so wäre es das Urtheil der Italiener über uns, denn über uns haben sie sich zu beklagen. Wir aber, die wir seit beinahe zwei Jahrtausenden sie tyrannisirt und durch Eroberung oder durch Nährung ihrer innern Zwistigkeiten sie entnervt und zu dem gemacht haben, was sie sind, wir dürfen wohl unser Urtheil mäßigen, oder uns wenigstens nicht wundern, wenn uns jenseits der Alpen, wo so lange Jahrhunderte der Welsche unter der Eisenhand des nordischen Barbaren seufzte, Verworfenheit und Tücke begegnen. Nur darüber sollten wir uns wundern, daß sich dieses welsche Volk immer noch so viele nationelle Tugenden bewahrt hat. Doch daran denkt Herr Nicolai nicht. Für das große Elend, das die mehr als tausendjährige Verbindung Deutschlands mit Italien über das leztere Land brachte, hat Herr Nicolai keinen Sinn; er malt uns nur das kleine Elend, das er unter den italienischen Mücken und Flöhen, Postillonen und Camerieren ausgestanden hat; das dünkt ihn viel erhabner und wichtiger; nur seine Philisterangst, nur seine kleinen Reiseunbequemlichkeiten, nur das ungeheure Verbrechen, daß ein welscher Floh an einer deutschen Wade saugt, scheint ihm eines Werkes in zwei Bänden werth, durch welches er das Urtheil der Deutschen über Italien von Grund aus umkehren und eine ganz neue weltbistorische Ansicht begründen will. Wahrlich, man muß als Deutscher erröthen, wenn solche Stimmen über Italien unter uns laut werden. Vernimmt sie der Ausländer, so muß er uns nicht nur den Geschmack, sondern auch das nationelle Ehrgefühl absprechen.

Ich komme so eben aus Italien zurück, und habe daselbst so viele deutsche Reisende getroffen, daß ich nicht glaube, Herrn Nicolai's Warnungen haben auf die Reiselustigen irgend einen Eindruck gemacht, obgleich die erste Auflage seines Buchs schon vor einem Jahre erschienen ist. Gleichwohl ist es die Pflicht der Kritik, seine Unwahrheiten zu berichtigen und diejenigen Leser zu beruhigen, bei denen sie falsche Besorgnisse erwecken könnten.

Zuerst von den landschaftlichen Schönheiten Italiens. Herr Nicolai will keine gefunden haben, er findet die italienische Natur fast durchaus häßlich. Er sagt Theil I. S. 701, nachdem er schon ganz Oberitalien über Venedig und Bologna durchreist sey, habe er jenseits der Apeninnen vor Florenz „zum ersten Mal in Italien eine grüne Wiese“ gesehen. Ich — der Herausgeber dieser Blätter — bin glücklicher gewesen. Ich habe von den Alpen abwärts die ganze Lombardei bis hinauf zu den Apeninnen und dann wieder im noch schönern Mittelitalien jenseits der Apeninnen und an der neapolitanischen Westküste jenseits der Abruzzen überall an Wäldern, Gärten, Weinbergen, Wiesen und Saaten das schönste und saftigste Grün gesehen und selbst die wüste Campagna, welche Rom umgibt, war wenigstens ein grüner Teppich von Gras und Gesträuchen. S. 128 sagt Herr Nicolai: „Vergebens suchten wir in der grauen Oede der Apeninnen den violetten Duft, welcher die grünen Häupter unsrer nördlichen Gebirge umhüllt.“ Ich habe dagegen die Apeninnen auf demselben Wege nach Florenz und überhaupt alle italienischen Berge in einem violetten Duft gesehen, wie man ihn so schön in Deutschland niemals sieht. Grade das ist ein längst anerkannter Hauptreiz der italienischen Landschaften, durch den selbst die öde Campagna Roms eine so malerische Berühmtheit erlangt hat. Möchte auch in Italien, in der Nähe besehen, Vieles an Reiz verlieren, so würden doch immer seine blauen Fernen unser Herz mit neuer Sehnsucht erfüllen. — Seite 131 beschwert sich der Verfasser über die Schönheit der Epheu, und über die Nüzlichkeit der weinumrankten Bäume. „Sehr häufig bemerkten wir hier den Stamm der Bäume bis zu den untersten Zweigen rings in Epheu eingehüllt. Ueberhaupt haben wir dergleichen Schmarotzerpflanzen in Italien viel

gesehen. Man läßt sie fortwuchern; ja, der Landbau Italiens ist auf dies System gegründet. Denn wo sich nicht wild eine Schlingpflanze erzeugt hat, rankt man den Weinstock an den in regelmäßiger Entfernung auf den Feldern stehenden Bäumen empor, und säet Mais auf die Zwischenräume. So entzieht der Mais und die Rebe dem Baume einen guten Theil seiner Kraft, und eine natürliche Folge ist, daß sich der Baum nie zu einer Höhe wie in den nördlichen Gegenden erheben kann, und daß er in der Regel schwach belaubt ist. Ich habe schon erwähnt, daß Italien im Ganzen wenig Bäume hat; diese Bäume sind alle nur klein oder doch von sehr mäßiger Höhe, und abgesehen davon, daß die Färbung der Blätter bei den meisten Arten todt erscheint, trägt auch das dürftige Laub dazu bei, eine italienische Gegend öde zu machen. Außer der immer grünen, richtiger immer schwarzen, Eiche, mit länglich runden, gerispeten und vorn zugespizten Blättern, gibt es hier zwar auch die bei uns einheimischen Eichenarten mit helleren und ausgezackten Blättern; allein welch ein klägliches Surrogat sind diese Bäume für die hohen, mächtigen Eichen Deutschlands! Ihr Blatt ist kleiner als das unserer Eichen, nicht von so lebhafter Farbe, und die ganze Höhe eines solchen Baums beträgt etwa 24 Fuß. Die gerühmte außerordentliche Vegetation Italiens besteht also wohl nur in Hervorbringung von Unkraut und Schmarotzerpflanzen?" Hat Herr Nicolai die hohen Ulmen bei Capua und Nocera gesehen, an denen sich der Wein 40 Fuß hoch hinaufrankt, so wird er begreifen, erstens daß die Bäume nichts weniger als klein und niedrig, und zweitens, warum sie nur schwach belaubt sind. Die üppige Rebe ersezt hinlänglich das fehlende Baumlaub, und ein solcher mit Reben durchflochtener hoher Ulmenwald ist doch wohl unendlich malerischer, als ein Weinberg, in dem die Reben an Pfählen und niedern Stecken aufgezogen sind. Hier ist also Nüzlichkeit und Schönheit in überraschendem Einklang. Außerdem aber fehlt es in Italien an Rieſenſtämmen in den Wäldern keineswegs. Welche mächtige Bäume stehen bei Aricia und am See von Nemi, nichts nachgebend unsern gewaltigsten Eichen! — Seite 134 sagt Herr Nicolai weiter: „Die Pinie (italienische Kiefer) ist durchaus von der deutschen Kiefer verschieden. Sie hat einen langen, geraden Stamm, und oben viel aufwärts gekrümmte, nackte Aeste, die in einem breit abgestumpften Büschel von schwarzgrünen Nadeln zusammenlaufen. Auch sie trägt dazu bei, den Charakter einer italienischen Gegend zu verdüstern, der Landschaft das Ansehen einer unfruchtbaren Einöde zu geben." Wenn sich der Verfasser die Mühe gegeben hätte, Frascati und Tusculum zu besuchen, so würde er auf eine Aussicht gestoßen seyn, deren Hintergrund die Sabinergebirge, deren Vordergrund einige ungeheure Pinien bilden, und wenn er dann noch nicht den Charakter und Werth der italienischen Pinie als integrirenden Theil einer Landschaft erkannt hätte, dann würden wir ihm gern nach der Hasenhaide folgen, um dort die Landschaft zu studiren. — Auf Seite 138 sagt Herr Nicolai: „Je tiefer wir in das Innere Italiens vordringen, je mehr überzeuge ich mich, daß mein Urtheil über Land und Volk vollkommen begründet ist. Auch das Land, als Landschaft betrachtet, ist keineswegs schön. Einzelne Oasen in der Wüste machen die Wüste nicht zu einer reizenden Flur." Er befindet sich auf dem Wege nach Siena, dem einzigen, der in Italien wirklich einförmig und langweilig ist; aber wie kann er vom ganzen Lande behaupten, was nur von dem Wege nach Siena gilt? Soll man etwa auch von dem Wege zwischen Züllichau und Frankfurt oder Potsdam und Wittenberg einen Schluß auf ganz Deutschland machen? — Auf der folgenden Seite sagt Herr Nicolai: „Welch ein klägliches Bild gewährt eine solche auf der Höhe liegende Ortschaft!" Damit verdammt er alle die herrlichen Landschaften, deren Hintergrund eine jener in Italien so zahlreichen bergkrönenden alten Städte ist, denn dort sieht man fast so viele Städte auf den Bergen, als bei uns Burgen. Aber wenn es wahr ist, daß sehr viele dieser Städte, in der Nähe besehen, ärmlich und schmuzig wie Räuberhöhlen sind, so gewähren sie, nichtsdestoweniger, als Landschaftgemälde betrachtet, aus einiger Ferne ein entzückendes romantisches Bild. — Auf Seite 153 behauptet der Verfasser: „Was doch die Leute hier für Begriffe von einem Walde haben! — Wälder, in unserm Sinne, gibt es, so weit wir in Italien gekommen sind, gar nicht. Stehen etliche Hundert kleiner, laubloser Bäumchen in weiten Zwischenräumen von einander auf einem Hügel, so nennen es die Italiener Wald." Diese Lüge ist wirklich ein wenig frech. Es gibt begreiflicherweise in Italien weniger Wald, als bei uns, weil das heiße Klima steinerne kühle Häuser nöthig und mithin beinah alles Bau- und Brennholz entbehrlich macht, weil bei der ältern außerordentlichen Kultur des Landes die Wälder meist in Felder und Gärten verwandelt, weil sie an andern Orten der in ihrer Nähe sich häufenden feuchten und ungesunden Luft wegen aus demselben Grunde ausgerottet wurden, wie dies noch heute in den tropischen Ländern geschieht, und endlich, weil man von den italienischen Administrationen auf keine Weise eine so wohlgeordnete Forstkultur zu erwarten berechtigt ist, wie etwa von den deutschen. Gleichwohl aber gibt es wirklich noch Wälder in Italien, recht schöne, dichte, hochstämmige Wälder, die seine niedern Gebirge krönen, und die mit ihren grünen Armen in die Thäler hinabgreifen und

die Seen umarmen, wie in der Schweiz. — Seite 222 behauptet Herr Nicolai ferner noch: „Wer daher eine echt italienische Gegend vor sich sehen will, braucht sich nur Schilffelder und Hügel mit Weidenbäumen zu denken.“ Unter den Weidenbäumen versteht er die Oelbäume, die sich aber von den Weiden ungefähr so unterscheiden, wie die malerische italienische Pappel von unsrer steifen. Der Oelbaum ist in Farbe und Gestalt unendlich malerischer als die Weide, und nur wo in einer flachen Gegend und bei matter Beleuchtung lauter Oelbäume bei einander stehen, erscheinen sie einförmig und traurig, überall aber, wo sie mit dem frischen Grün andrer Obst- und Waldbäume oder mit dem dunklen Schwarz der Cypresse, Ceder oder Pinie vergesellschaftet sind, oder die blauen Berge, das blaue Meer über sie herüberragen, dienen sie dem landschaftlichen Kolorit zur Folie und geben den italienischen Gegenden einen Zauber des Feinen und Zarten, wogegen unsre allzusaftgrünen und grellen Landschaften wirklich gemein aussehen. Dies erprobt sich besonders auch durch die Staffagen. Eine allzugrüne deutsche Landschaft erfordert auch wieder grelle Staffagen, rothe Ziegeldächer, blendend weiße Mauern ꝛc., und so wird sie papagaienartig bunt, und die Farbe herrscht über die Form vor. Daher wählen auch die bessern deutschen Maler für ihre Landschaftgemälde immer Jahres- und Tageszeiten und Gegenden, wo das Grelle der grünen Farbe gemildert erscheint und die deutsche Landschaft sich ausnahmsweise dem beständigen Charakter der italienischen nähert. Ich muß aber gegen Herrn Nicolai noch überdies bemerken, daß die Gegenden, wo man einförmig nur Olivenbäume und Schilf sieht, in Italien äußerst selten sind, und daß dieses Land vielmehr, nach allen Richtungen von pittoresken Gebirgen durchkreuzt und von allen Seiten mit Meer umgeben, auch mit Ausnahme weniger leerer Stellen überall dem Auge die reizendsten und mannichfaltigsten Prospekte darbietet. — Seite 232 wagt Herr Nicolai die schamlose Behauptung: „Bei Fondi angekommen, sahen wir zum ersten Mal Pflanzungen von Citronen und Orangen in den Gärten, welche die Stadt umgeben.“ Als ob nicht ganz Oberitalien, Toscana, der Kirchenstaat von Orangen und Citronen wimmelte. Fondi, dessen See unter andern vom schönsten hochstämmigen Walde reizend umgeben ist, liegt jenseits Rom schon auf neapolitanischem Gebiete, und bis ich nach Fondi kam, hatte ich schon so viele Citronen und Orangen im obern Italien mit eignen Augen gesehen, daß ich alle Straßen Berlins damit hätte pflastern wollen. Da grade Citronenernte war, sah ich sie unter andern bei Terracina in den Gärten berghoch aufgethürmt. Die römischen Citronen sind überdies wegen ihrer Größe durch ganz Italien berühmt, und Herr Nicolai will die Leute glauben machen, nordwärts von Fondi würden keine Citronen und Orangen gepflanzt. Italien liegt uns so nahe, so viele tausend Deutsche haben es gesehen, und Herr Nicolai untersteht sich, eine so dumme Lüge in den Tag hinein zu schreiben! Aber in seiner Wuth über die Postillone und Cameriere hat Herr Nicolai nichts gesehen, nichts sehen wollen. So bezeichnet er Theil II. Seite 184 den Garten des Pallastes Doria in Genua: „Ein baumloser Garten mit einem Springbrunnen, den eine schlechte Marmorstatue Neptuns ziert.“ In eben diesem Garten habe ich unter unzähligen Rosen und blühenden, von Bienen umschwärmten Myrthen einen der schönsten Frühlingsmorgen im Februar zugebracht, und hier befindet sich unter andern Bäumen auch einer der größten und schönsten Lorbeerbäume von ganz Italien. — In dieser lügenhaften Weise spricht Herr Nicolai von Allem. So schildert er die Apenninen Theil I. Seite 99: „Zwar ist ihre Form schön und malerisch, da sie sich in mächtigen Wellenlinien am Horizonte hinziehen, allein nur an ihrem Fuße zeigt sich Vegetation; schon in geringer Höhe bis zum Gipfel kahl und schauerlich öde, erscheinen sie in der Nähe schwarzgrau, in der Entfernung grauröthlich gefärbt; es sind gewaltige Riesengräber auf braunen, verbrannten Ebenen in dem Lande der Ruinen.“ Ich habe die Apenninen auf derselben Straße gesehen und sie voll Wälder bis zu einer sehr bedeutenden Höhe und sehr häufig bis zum Gipfel gefunden, denn das südliche Klima gestattet der Vegetation ein höheres Niveau. Und grade auf dem Wege zwischen Filigare und Pietramala, wo Herr Nicolai seine Bemerkungen gemacht hat, befinden sich auf dem höchsten Gebirgspaß, den man übersteigt, nicht nur Bäume, sondern sogar Aecker und Weinberge.

Eben so lügenhaft wie über das Land spricht Herr Nicolai auch über das Volk. Sein Auge suchte schöne Mädchen, schöne Trachten, aber er will keine gefunden haben. Nachdem er schon Bologna passirt hat, das sich durch die Menge seiner schönen Mädchen auffallend auszeichnet, von denen er aber nichts bemerkt hat, sagt er auch von Florenz: „Hübsche Gesichter scheint es auch hier nicht zu geben.“ Liebenswürdige Florentinerinnen, tröstet euch mit euern Schwestern in Rom, denn Herr Nicolai sagt Theil I. Seite 185: „Wir erblickten bei dieser Gelegenheit die Blüthe der weiblichen Bewohner Roms, allein nirgends ein hübsches Gesicht.“ Auch die zärtlichen Gesichter der Livorneserinnen hat er durchaus häßlich gefunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 57. Mittwoch, 3. Juni 1835.

Werke über Italien.

1) Italien wie es wirklich ist. Bericht über eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden, als Warnungsstimme für Alle, welche sich dahin sehnen, von Gustav Nicolai, königl. preuß. Divisions-Auditeur. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, nebst einem Anhange, enthaltend sämmtliche in öffentlichen Blättern erschienene Beurtheilungen des Werks, mit Anmerkungen des Verfassers. Zwei Theile. Mit dem Bildniß des Verfassers. Leipzig, Wigand, 1835.

(Fortsetzung.)

Nur in Neapel will er einige hübsche Mädchen gefunden haben, und bemerkt ausdrücklich: „Die Schönheiten Italiens bleiben uns aber unsichtbar, nach wie vor. Ueberall finden wir ganz gewöhnliche Gesichter. Wenn aber irgend in Italien erträgliche Gesichter unter dem weiblichen Geschlechte anaetroffen werden, so ist es gerade in Neapel, und von dieser Stadt berichten die Reisenden im Gegentheil, es habe die häßlichsten Weiber.“ Auch ich gehöre zu diesen Reisenden, denn ich habe überall sehr viele schöne Weiber und Mädchen in Italien gesehen, in Neapel aber nur sehr wenige. Die ungalanten Meinungen des Verfassers erklären sich vielleicht aus dem Umstande, daß er eine deutsche Dame bei sich hatte, und da ich selbst sehr reizende Berlinerinnen kenne und überhaupt die Berlinerinnen ungleich mehr liebe, als die Berliner, so glaube auch ich besser zu thun, in ihrer Gegenwart von den schönen Italienerinnen zu schweigen. Herr Nicolai gesteht indeß schüchtern, daß er einmal sogar zwei hübsche Mädchen in Italien zugleich gesehen habe, und er drückt sich über dieses Wunder folgendermaßen aus: „Der Anblick zweier hübscher Mädchen auf ein Mal ist in Italien ein zu merkwürdiges Ereigniß, als daß es nicht besonders erwähnt werden müßte!“

Wenn Herr Nicolai auf die Schönheit des Geschlechts Verzicht leistete, so wollte er doch wenigstens die nationellen Trachten desselben sehen; aber auch hierin behauptet er, betrogen worden zu seyn. So sagt er von Rom, Theil I. Seite 185: „Ueberall sahen wir französische Tracht, wie bei uns, nirgend Nationalkostüme, die doch auf keinem der Bilder fehlen, in welchen man uns Leichtgläubigen die hesperischen Gefilde vor die Augen zu bringen pflegt; höchstens trugen die Bäuerinnen, welche vom Lande hereingekommen waren, das weiße, viereckige, zusammengelegte Tuch auf dem Kopfe, welches hinten schleierartig herabhängt, und einige junge Mädchen den

blanken Metallpfeil hinten im ſchwarzen Haar.“ Theil II. Seite 73 ſpricht er von ganz Italien: „Ein Heft Kupferſtiche enthielt die reizenden, italieniſchen Frauentrachten, welche wir auf unſern Theatern bewundern; allein auch dieſe bekommt man in Italien nicht zu ſehen.“ Ich habe dagegen alle dieſe Nationaltrachten in den Gegenden geſehen, wo ſie zu Hauſe ſind, und nur die nicht, in deren Heimath ich nicht perſönlich gekommen bin; doch wurde mir das Vergnügen, zum Oſterfeſt in Rom auch aus entfernten Gegenden, die ich nicht ſelbſt beſuchen konnte, Pilgerinnen in den mannichfachſten und reizendſten Koſtümen zu ſehen. In Rom ſelbſt und in der Umgegend trägt die niedere Klaſſe allgemein jenes Koſtüm, das zu den ſchönſten der Welt gehört und von der Haarnadel bis zum Schuh herab eigenthümlich iſt. In Albano, Velletri, Aricia, Frascati ꝛc. ſieht man ohne Ausnahme jedes Frauenzimmer in der vollen, ſeit dem Mittelalter unveränderten Nationaltracht, die in dem Kopftuch, der Haarnadel, dem Korallenhalsband, dem rothen, im Nacken weit ausgeſchnittenen, in den Aermeln engen Jäckchen, den bunten ſeidenen Achſelbändern (die noch ganz altrömiſch ſind), dem ſteifen Mieder, dem bunt berändeten Rock ꝛc. beſteht und ſich von allen andern Trachten in der Welt unterſcheidet. Noch fremdartiger für das deutſche Auge iſt die Tracht von Solino, und ſo manche andere. Ueberall aber durch ganz Italien wechſelt die Eigenthümlichkeit der ländlichen Trachten ab, jeder Reiſende überzeugt ſich davon und der Einfluß der franzöſiſchen Trachten auf die Mittelklaſſen iſt hier weit ſchwächer, als z. B. bei uns. Herr Nicolai hat alſo auch in dieſer Beziehung auf die kraſſeſte Weiſe gelogen.

Dies möchte noch hingehen, denn was liegt an den Kleidern, aber er hat auch die Leute verleumdet. Ueber das ganze Volk und ſeinen ſittlichen Charakter ſpricht er das Verdammungsurtheil aus, und will überall nur Bettler oder Betrüger geſehen haben. Ohne daß es ihm jemals einfiel, ſich mit italieniſchen Familien zu befreunden und das Volk da aufzuſuchen, wo es nicht bloß auf den Heerſtraßen und vor den Gaſthäuſern dem Zug der Fremden auflauert, nahm er friſchweg das Geſindel der Cameriere, Poſtillone, Douaniers und Facchini für das ganze italieniſche Volk, als ob es außer dieſen keine redlichen Leute mehr auf welſchem Boden gäbe. Ich habe die Landſtraßen verlaſſen, bin in ländliche und ſtädtiſche Familien eingetreten und habe darin ſo viel Herzlichkeit, Gaſtfreundſchaft, häusliches Glück und häusliche Tugend gefunden, als irgendwo im deutſchen Lande, und dabei eine Urbanität und ein feines Ehrgefühl, was ſo allgemein in Deutſchland nicht gefunden wird, wenigſtens nicht in den untern Ständen. Ich will damit nicht ſagen, daß dem Italiener nicht Manches mangelte, was der Deutſche in reicherem Maße beſitzt; es ſieht bei ihm nie ſo wohnlich aus, als in unſern Winterſtuben, denn er kommt nie aus ſeiner Sommerwohnung, alſo auch nie aus einem gewiſſen ländlichen Cynismus hinaus, den auch bei uns das Landleben und die heiße Jahrszeit entſchuldigen. Er kommt uns an Bildung und vorzüglich an Sentiment nicht gleich, dafür aber hat er mehr ſchnellen praktiſchen Blick und belebt jede Unterhaltung mehr durch ſeine Leidenſchaftlichkeit. Er erſcheint uns oft demüthig oder tückiſch heuchleriſch, aber dies ſind nur Zeichen eines öffentlichen Mißgeſchicks, trotz deſſen er voll Ehrgefühl iſt. Der Pole macht es eben ſo. Gedemüthigter verbiſſener Nationalſtolz zeigt ſich immer ſo. Und wenn es wirklich eine Menge Schurken unter dieſen Welſchen gibt, die auf die Einfalt der Fremden ſpekuliren und den Vorwurf der Niederträchtigkeit auf die Nation laden, ſo gibt es ſolcher Spekulanten ja in allen Ländern, und in Italien iſt ihre allerdings auffallende Mehrzahl eine natürliche Folge der Verwahrloſung des öffentlichen Wohlſtandes. Unter den beſſern Regierungen, insbeſondere in der Lombardei und Toscana, wird der Reiſende von dieſem Auswurf der Nation weit weniger geplagt, nur weiter ſüdlich nimmt das Geſindel mit der ſchlechten Verwaltung zugleich überhand. Aber das Unglück darf dem Nationalcharakter nicht zum Vorwurf gereichen, und wenn ſolche Geſchwüre ſich auf den kranken, aber urſprünglich ſchönen Körper des italieniſchen Volks anſetzen, iſt er dann nicht unſeres Mitleids, unſerer Entſchuldigung würdig?

Ich kenne das Geſindel auch, und es iſt mir ſo überläſtig geweſen, als irgend einem andern Reiſenden in Italien, doch begeht Herr Nicolai nicht nur großes Unrecht, indem er das ganze italieniſche Volk nach dieſem Maßſtab mißt, ſondern er übertreibt auch in ſeiner Weiſe bei der Schilderung des Geſindels ſelbſt. Die größte Plage ſind die Bettler, weil ſie den Reiſenden oft haufenweiſe mit ihrem Geſchrei verfolgen und, wenn er zu Fuß iſt, ſogar mit ihrer ekelhaften Berührung bedrohen. Aber der müßte doch ſehr ſchwachnervig ſeyn, den ſie, wie Herr Nicolai Theil I. Seite 88 ſagt, „zur Verzweiflung brächten.“ Man kann ſich ſehr bald von ihnen befreien, wenn man ihnen — nichts gibt. Mich haben ſie immer ſehr bald gehen laſſen, denn ich habe nie ein Wort, noch viel weniger einen Bajok an ſie verloren. Der gute Nicolai! Mitleidlos fällt er über die edle italieniſche Nation her und häuft auf ſie jede Art von Beſchimpfung; aber dem elenden Geſindel der Tagediebe, den bettelnden Faulenzern, den verſtellten Krüppeln und Kranken, denen ein Almoſen zu geben beinahe Sünde iſt, dieſen hat Herr Nicolais mitleidige Seele nicht widerſtehen können, denen hat er mit vollen Händen gegeben. Und dann wundert er ſich noch, daß ihn die Canaille auf Schritt und Tritt verfolgt hat.

Theil I. Seite 96 sagt er: „Je mehr Almosen wir austheilten, je mehr Bettler zeigten sich aus der Entfernung im Anmarsch.“ Ei, das versteht sich ja von selbst, und eben deßhalb hätte Herr Nicolai nicht so freigebig seyn sollen, wenn er sich die zudringlichen Fratzen vom Leibe halten wollte. Er sagt Seite 104, die Bettler ließen den Fremden nicht eher los, bis er ihnen Geld gegeben habe; das ist aber nicht wahr, im Gegentheil, sie entfernen sich bald, wenn sie merken, daß sie nichts bekommen, und mich haben sie alle losgelassen, ohne daß bei mir auch nur ein Einziger seine Absicht erreicht hätte. Wenn ich so dumm gewesen wäre, etwas zu geben, hätte ich sie freilich alle viertelstundenlang hinter mir gehabt, wie Herr Nicolai. Und bei alledem kann er sich nicht einmal seines Mitleids rühmen, denn wenn er ihnen gab, so wollte er ihnen nicht wohlthun, er wollte sie nur losseyn, er wünschte sie in die Hölle. Er war wohlthätig aus Furcht und Unklugheit, nicht aus christlichem Gemüthe.

Die Bettler sind wirklich eine Plage in Italien, weil sie uns so oft im Genuß der Naturschönheiten und Kunstwerke stören. Doch ihretwegen gar nichts sehn wollen, wäre lächerlich, und man darf sich nur die kleinen Zeichen aneignen, durch welche sich die Eingebornen vor ihnen sichern, z. B. in Neapel die Lüftung des Halstuchs am Kinn, die jedem Bettler ein sicheres Zeichen ist, daß er es mit einem echten Neapolitaner, d. h. mit einem Mann zu thun hat, der ganz gewiß nichts gibt.

Das Paß- und Douanenwesen, das Herr Nicolai als so unleidlich schildert, ist eine verhältnißmäßig sehr unbedeutende Plackerei, zehnmal unbedeutender als in Deutschland. Wenn Herr Nicolai sagt, man habe ihm an den Thoren mit Brutalität, ja zuweilen brüllend den Paß abgefordert, so muß ich das bezweifeln. Mir ist er jederzeit mit der größten Artigkeit abgefordert worden, indem der betreffende Beamte mit höflichem Gruß an den Schlag des Wagens trat. Und worüber beschwert sich Herr Nicolai? Er erzählt selbst, Theil II. Seite 113. „Gegen Mittag erreichten wir Aquapendente. Ein päpstlicher Gensdarm verlangte am Thore rauh und kurz unsere Päße. Da wir noch mit Verdruß an die uns in dieser Stadt widerfahrene Prellerei dachten, so hatten wir beschlossen, lieber in einer elenden Dorfkneipe unsere Mittagsmahlzeit einzunehmen, als hier zu bleiben, und da wir mithin nur durchfahren wollten und überdies aus der Hauptstadt, aus Rom selbst, kamen, so verweigerte ich die Päße. Augenblicklich flammten die Augen des Gensdarmen, und mit Hintansetzung aller Höflichkeit gebot er die Vorzeigung derselben. Mit gleicher Heftigkeit verweigerte ich sie nochmals, und befahl den Postillonen, augenblicklich nach der Post zu fahren. Wiewohl nun in der Regel das italienische Gesindel von einer unrechtmäßigen Forderung zurücktritt, sobald man zeigt, daß man die bestehenden Verordnungen kennt und ruhige Besonnenheit entgegensezt, so wird man doch häufig den Kürzern ziehen müssen, wenn man dieser leidenschaftlichen Nation mit Heftigkeit begegnet. Der Gensdarm schäumte vor Wuth; wäre ich mit ihm allein gewesen, hätte er mich zuverlässig auf der Stelle niedergehauen. Er flog an Händen und Füßen, und eilte, da die Postillone meinem Befehl gehorchten, neben dem Wagen her, um uns zu verhaften. Vor dem Posthause verließ er uns, um obrigkeitliche Hülfe zu holen. Von allen Seiten strömte die Hefe des Volkes herbei, um den Ausgang dieses Ereignisses zu erwarten. Ich schrie der versammelten Menge zu, daß ich den Paß nicht vorzeigen würde; wir kämen, sezte ich hinzu, aus Rom, ihrer Hauptstadt, und seyen durch die höchsten Behörden und Gesandtschaften legitimirt; wir hätten nur die Absicht, durch Aquapendente durchzufahren; dies Städtchen sey ja keine Festung; man habe es nur darauf abgesehen, Geld für das Visiren des Passes zu gewinnen. Die Menge lachte höhnisch und schwieg. Inzwischen war ein anständig gekleideter Mann an den Wagen getreten und bat höflich um unsere Päße. Ich wiederholte sehr artig das Gesagte. Mit außerordentlicher Höflichkeit bedauerte er unsern Verdruß und versicherte uns, es sey Befehl der Regierung, hier die Päße der ein- und ausgebenden Reisenden zu visiren, da Aquapendente Grenzstadt an Toscana sey. Hiergegen ließ sich freilich nichts einwenden. Ich erwiderte sogleich, wenn ein so achtbarer Mann mir versichere, daß der Befehl der Regierung, nicht Willkür, die wir so oft in Italien erfahren hätten, der Abforderung unserer Päße zum Grunde liege, so wäre Niemand bereiter als wir, uns den gesetzlichen Anordnungen zu unterwerfen. Und wir gaben die Päße, die dies Mal, wohl zu bemerken, unentgeltlich visirt wurden.“ Was folgt hieraus? daß die päpstliche Behörde sich äußerst human, Herr Nicolai aber äußerst ungeschickt benahm. In manchem deutschen Staate würde man den Herrn Reisenden ohne Weiteres auf die Wache geführt haben. — Wenn Herr Nicolai die Behörden in Rovigo beschuldigt, Geld für die Visirung des Passes genommen zu haben, so muß ich dagegen bemerken, daß mir in Rovigo, wie überall in den k. k. Staaten, der Paß gratis visirt wurde. Wenn ferner Herr Nicolai in Radicofani für die Paßvisirung einen ganzen Piaster zahlte, so hat er sich diese Thorheit nur selbst zuzuschreiben. Welcher vernünftige Mensch wird denn dem habgierigen Gesindel geben, was es widerrechtlich zu verlangen sich hin und wieder erfrecht? Herr Nicolai sagt Theil I. Seite 144: „Sehr bald sahen wir Pontecentino, ein Dorf wie in den Abgrund eingeengt, vor

uns liegen. Hier hieß es abermals „i passaporti“; außerdem stürzten die päpstlichen Douaniers zitternd vor Geldgier herbei, wir zogen die Geldbeutel, verstreuten nach allen Seiten Paolis und Piaster, und glaubten bereits alle Unannehmlichkeiten überstanden zu haben, als wir mit Schrecken bemerkten, daß uns sechs Postpferde vorgelegt wurden und sich drei Postillone in die Sättel schwangen. Nach unbeschreiblichem Aerger mit dem Stalliere (Stallknecht) und mit dem Posthalter mußten wir uns abermals der Willkür unterwerfen.“ Das Alles ist sehr begreiflich. Wer die Thorheit begeht, nach allen Seiten Piaster auszustreuen, der darf sich nicht wundern, daß er auch von den schlauen Italienern für einen Thoren angesehen und als solcher behandelt wird. Und ist es denn dem Gesindel zu verdenken, daß sie einen einfältigen Fremden rupfen, wenn sie merken, daß er so reich und verschwenderisch als einfältig ist? Man wird ihnen doch kein moralisches Zartgefühl zutrauen wollen, das sie davon abhalten sollte? Noch öfter erwähnt Herr Nicolai, den Zollbeamten mehr als einen Scudo gegeben zu haben. Welche Verschwendung! Alle, mit denen ich zu thun gehabt, sind mit einem halben neapolitanischen Carolin oder römischen Paolo zufrieden gewesen; weil ich ihnen eben — nicht mehr gegeben habe. Nur einige Mal, wo ich große Eile hatte, erhielten sie das Doppelte. Eine solche Kleinigkeit kann man ihnen aber wohl für die Gefälligkeit geben, mit der sie uns unser Gepäck unberührt lassen. Die italienischen Doganas sind weit entfernt, die Fremden zu belästigen, da man überall mit einem unbedeutenden Geldstück unvisitirt durchkommt. Nur die deutschen und französischen und russischen Mauthen sind lästig, weil man bei deren pedantischer und nicht selten boshafter Visitation Zeit und Geduld verliert. Jeder Reisende wird mir beipflichten, daß es sich in dieser Beziehung nirgends angenehmer und bequemer reist, als grade in Italien.

Auch über die Postillone klagt Herr Nicolai. Es ist wahr, sie sind nächst den Bettlern die lästigsten Forderer in Italien, allein man lernt doch sehr bald sie befriedigen. Der Verfasser sagt Theil I. Seite 137: „Die Postillone fahren nach wie vor außerordentlich schnell, galoppiren die Anhöhen hinauf, und sind und bleiben unzufrieden mit Trinkgeldern, die ein deutscher Postillon für fürstliche Geschenke erachten würde. Nur wenn wir uns entschließen, noch ein zweites kleines Trinkgeld zuzulegen, äußern sie ihre Zufriedenheit durch ein bon viagg' (buon viaggio, glückliche Reise)!“ — Dies will ich dem Herrn Nicolai erklären. Die Postillone sind (wie die Cameriere in den Wirthshäusern) verpflichtet, das eigentliche Trinkgeld in die gemeinschaftliche Dienerkasse abzugeben, und nur das zweite nachgeforderte kleine Trinkgeld (per bevere) gehört ihnen allein für ihre Person. Daher verfehlen sie nie, dieses letztere zu fordern und legen einen viel größern Werth darauf, als auf das erstere. Mithin thut man aber auch wohl, bei dem ersten allgemeinen Trinkgelde nie die gewöhnlich mäßige Taxe zu überschreiten, und lieber beim zweiten Trinkgeld eine Kleinigkeit zuzulegen. Gibt man z. B. zuerst ⅓ Piaster Taxe und dann noch ⅓ Piaster per bevere, so ist der Postillon zufriedener, als wenn man ihm gleich einen Piaster auf einmal gibt.

Herr Nicolai hat überall entweder ohne Kenntniß der Verhältnisse unbewußt sich betrügen, oder sich muthlos selbst den erkannten Betrug gefallen lassen. Ueberall aber war er selber Schuld, und wie mag er sich dann noch beklagen! Wenn er erzählt, wie er sich zu Fondi bei Auswechslung zweier Napoleonsd'or um volle zwei Piaster habe betrügen lassen, so kann man nur sagen: warum haben Sie sich nicht vorher im ersten besten Handbuch oder beim ersten besten Wechsler nach den neapolitanischen Münzen erkundigt? Unter Andern erzählt er auch Folgendes, Theil I. Seite 150: „Einer von uns, der die Kasse führte, gab nun dem Cameriere vier Napoleonsd'or zum Wechseln; gleichzeitig trug er ihm auf, ein Dutzend Apfelsinen holen zu lassen, um sie zur Stillung des Durstes mitnehmen zu können. Während der Cameriere sich zu diesem Behufe entfernt hatte, stiegen wir in den Wagen, vor dem wir, wie zu erwarten war, nicht drei Pferde, aber auch, zur Ehre des Postmeisters in Aquapendente sey es gesagt, nicht sechs, sondern vier Pferde und zwei Postillone erblickten. Der Cameriere kam zurück, brachte die Apfelsinen und zahlte unserm Kassenführer das für die Napoleonsd'or eingewechselte Silbergeld in die Hände. Unser Reisegefährte forderte den Cameriere auf, sich das Geld für die Apfelsinen (die, beiläufig gesagt, nicht etwa in Aquapendente gewachsen waren, denn auch dort gibt es noch keine Orangengärten) gleich abzuziehen. Dies geschah, und da wir, aufgebracht über die uns widerfahrene Behandlung, dem Cameriere kein Trinkgeld zahlen wollten, so machten wir Miene fortzufahren. Plötzlich rief nun der Cameriere: „Die Apfelsinen sind noch nicht bezahlt!“ Wir wandten befremdet ein, daß er den Betrag dafür ja schon abgezogen habe. Er bestritt dies, und um keine Weitläufigkeiten zu haben, bezahlten wir die Apfelsinen noch einmal, befahlen aber nun ärgerlich den Postillonen, zuzufahren.“

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 58. Freitag, 5. Juni 1835.

Werke über Italien.

1) Italien, wie es wirklich ist. Bericht über eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden, als Warnungsstimme für Alle, welche sich dahin sehnen, von Gustav Nicolai, königl. preuß. Divisions-Auditeur. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, nebst einem Anhange, enthaltend sämmtliche in öffentlichen Blättern erschienene Beurtheilungen des Werks, mit Anmerkungen des Verfassers. Zwei Theile. Mit dem Bildniß des Verfassers. Leipzig, Wigand, 1835.

(Fortsetzung.)

„Der Cameriere sah kaum, daß der Wagen anrückte, und daß er kein Trinkgeld erhalten sollte, als er bebend vor Wuth ausrief: e niente per il cameriere? (und Nichts für den Kammerdiener?) — Wir warfen ihm zuletzt 2 Paoli zu. Die Geringfügigkeit dieser Summe vermehrte die Wuth des Italieners; der Wagen fuhr ab; eine Secunde lang stand der Kerl sprachlos; — er sah, daß wir ihm in der nächsten Minute aus den Augen seyn würden; — der Augenblick drängte; seine Bosheit sann und fand blitzschnell ein Mittel, sich zu rächen und uns zu prellen. — „Halt, halt!“ rief er uns nach, und der versammelte Pöbelhaufen, der Zeuge des Vorfalls gewesen war, begann sich mit ihm in Lauf zu setzen; „halt! Sie haben einen Napoleonsd'or zu viel bekommen!“ — „Einen Napoleon zu viel,“ brüllte die Menge, „haltet den Wagen!“ Wir hielten, oder richtiger die Postillone hielten; denn diese Nation lebt, wie ich mich immer mehr überzeuge, in stillschweigender Verbrüderung gegen Alles, was Fremder heißt. Der Cameriere forderte jezt mit flammenden Augen einen Napoleonsd'or zurück. Er war so wüthend, daß ihm fast die Stimme versagte. Rings um uns Vagabonden und Sanskülotten mit wilden, drohenden Mienen! Jeder Aufenthalt mußte uns verhaßt seyn; wir wollten heut noch nach Rom. Einwendungen waren vergebens. Der Kerl versicherte, sich versehen zu haben; und — ein Napoleon glitt in die Tasche des triumphirenden Betrügers! — Dahin sauste nun der Wagen durch die Straßen, und lautes Hohngelächter schallte hinter uns her.“ Das ist freilich eine sehr klägliche Geschichte, aber warum hat Herr Nicolai sich dabei auch so unbegreiflich feig benommen? Nachdem er sich dazu hergab, die Apfelsinen zweimal zu bezahlen, mußte der Cameriere wohl denken, daß er es mit einem einfältigen Verschwender zu thun habe, und daß er sich schnell entschloß, auch noch einen Napoleonsd'or zu fangen, ist dem habgierigen

Italiener um ſo weniger zu verdenken, als ihn dieſe Spekulation auf den Verſtand und Muth des Herrn Nicolai keineswegs betrogen hat. Wenn der Letztere den Napoleonsdo'r nicht gegeben hätte, ſo würde ihm kein Haar gekrümmt worden ſeyn, dafür will ich ihm meinen Kopf verwetten.

Theil I. Seite 284 erzählt er mit Wohlgefallen, wie er in Capua vom Balkon herab Geld unter das Volk geworfen und dafür die Ehre gehabt habe, für einen preußiſchen Prinzen gehalten zu werden. Dergleichen muß man freilich unter dem italieniſchen Bettelvolk anfangen, um von ſeiner Zudringlichkeit nicht beläſtigt zu werden.

So beklagt ſich der Verfaſſer auch über die Unverſchämtheit ſeines römiſchen Cicerone, dem er die kleinen Trinkgelder bei Betrachtung der Sehenswürdigkeiten Roms zu zahlen überlaſſen, und der dafür in einem Zeitraum von zweimal zwei Tagen zweimal zwölf Piaſter angerechnet hat. Dergleichen muß man freilich einem Cicerone überlaſſen, um nicht betrogen zu werden. Und Herr Nicolai wundert ſich noch über den Betrug, da er ſich doch nur über ſeine eigne Einfalt verwundern ſollte. Daß er durch ſein Benehmen die italieniſchen Bedienten wirklich frech gemacht, und daß ſie ſeiner Schwachheit gegenüber ſich Dinge erlaubt haben, die ſie ſich gegen keinen Andern unterſtehn würden, iſt begreiflich. So erzählt er uns ganz naiv, daß er nicht nur dem Cicerone, ſondern ſogar auch dem Cameriere ein Theaterbillet habe bezahlen müſſen, und da er es wirklich bezahlt hat, ſo mag der Cameriere auch wohl in ſeinem Geſichte etwas haben leſen können, was ihn zu dieſer ſonſt unerhörten Unverſchämtheit berechtigte. Unter dieſen Umſtänden wundert es mich auch nicht, daß ſich Herr Nicolai von dem Genedarmen auf dem Veſuv einen Piaſter hat abfordern laſſen. Mein Pferd hat dieſer gute Mann auch bezahlt, aber — gratis.

Wenn man die ungeheuren Zechen lieſt, die Herr Nicolai bezahlt zu haben eingeſteht, ſo müßte einem freilich vor einer italieniſchen Reiſe grauen, ſofern man kein Cröſus wäre. Aber ich kann alle Reiſeluſtigen verſichern, daß man in Italien billiger bedient wird, als in Deutſchland, der Schweiz oder Frankreich. Von Florenz ſagt Herr Nicolai: „Sehr heitern Sinnes und nun ſchon an Uebertheurungen gewöhnt, zahlten wir ohne Aerger dem Wirthe 620 Paoli (etwa 62 Piaſter) und außerdem 20 Piaſter an Trinkgeld für die Bedienung. Für das Heruntertragen des Koffers und einiger Kleinigkeiten mußte dem Facchino ein Piaſter gezahlt werden!“ Und das alles für 4 Perſonen in 2 oder 3 Tagen! Ich habe in Florenz bei Madame Humbert täglich für Wohnung, Frühſtück und Eſſen nur 1 Piaſter bezahlt und war fürſtlich bedient. Einem Facchino zahlt man aber in ganz Italien nie mehr als höchſtens einen Paolo, oder einen halben, wenn man von zwei Facchinis bedient wird. Iſt ihr Gepäck ſchwer, iſt der Weg lang ꝛc., ſo gibt man aus Großmuth vielleicht etwas mehr; wer ſich aber einen Piaſter von ihnen abfordern läßt, der verdient nicht nur, daß er ihn verliert, ſondern daß er auch noch obendrein ausgelacht wird.

Theil I. Seite 113 klagt er, für ein elendes Eſſen unterwegs à Perſon 1 Piaſter haben zahlen zu müſſen. Er hätte es aber für den dritten Theil beſſer haben können, wenn er vorher — akkordirt hätte. In Aquapendente mußte er für ein elendes Nachtlager 9 Scudi zahlen. Warum hat er nicht vorher akkordirt? Er ſagt zwar Theil I. S. 239: „Zum Abendbrod ſetzte uns unſer Wirth, wie nicht zu zweifeln iſt, 15 Schüſſeln vor. Wir hatten ausdrücklich bloß Suppe und Braten verlangt; allein dann hätte ſich ja keine große Rechnung machen laſſen. Man glaube nicht, daß man in Italien in den Gaſthöfen akkordiren könne; es iſt dies eine allgemein verbreitete, allein unrichtige Meinung. Denn es läßt ſich kein Wirth mehr darauf ein.“ Aber das iſt nicht wahr. Ich habe überall akkordirt und jeder Gaſtwirth in ganz Italien fand das höchſt natürlich. Darum habe ich auch überall gut geſpeiſt, gut getrunken, gut geſchlafen für weniger Geld, als ich in Deutſchland gebraucht haben würde. Ich muß dabei bemerken, daß der Italiener, wenn er auch gern in Betreff nicht verakkordirter Nebendinge betrügt, doch ſeinen Akkord allemal auf's pünktlichſte einhält; der Reiſende darf mithin nur vorſichtig ſeyn, um überall gut zu fahren. Ich habe in Neapel im Croce di Malta am Largo di Castello ein ſehr ſchönes Zimmer, von wo aus man den ganzen ſchönen Platz überſehen konnte, für täglich ¼ Piaſter, die ſehr gute Mittagstafel, je nachdem ich größern oder geringern Appetit hatte, für ¼ bis ½ Piaſter akkordirt und für einen 14tägigen Aufenthalt dem Cameriere 1 Piaſter Trinkgeld gegeben, wofür er mir mille grazie wünſchte. Herr Nicolai hat zu 4 Perſonen in 9 Tagen in Neapel 168 Piaſter dem Wirth bezahlt, ungerechnet die Trinkgelder, die ihm, wie er ſelbſt ſagt, in Rom während 4 Tagen 25 Piaſter gekoſtet haben. Warum hat er nicht akkordirt? Er ſagt Theil I. S. 106 von Florenz: „Auch hier bediente uns ein Cameriere. Zuvörderſt trug er eine Suppe auf, welche aus Hammelbrühe beſtand, worin ſich mietige Fadennudeln befanden. Dazu gab es multrigen Parmeſankäſe. Hierauf folgte bald gahres Hammelfleiſch, Hühnerleber in Baumöl geſotten, knorplichter Ziegenhals in einer Sauce von Rothwein, Baumöl und engliſchem Gewürz, und der friſchgeſchlachtete, zähe und noch ganz nach Hühnerfedern riechende Hühnerbraten. Der gewöhnliche ſaure Kloß vertrat die Stelle des Brodes. Als Deſſert wurden Kirſchen und Aprikoſen gereicht. Dieſe Früchte mußten uns ſättigen. Das Couvert dieſer Göttermahlzeit koſtete 1 Piaſter; einen andern Preis kennt man in Italien nicht.“ Armer Nicolai! Ich habe in Florenz für den dritten Theil eines Piaſters köſtlich geſpeiſt

und ich kann Sie versichern, daß mich die theuerste Mahlzeit, die ich in Italien verzehrt, nicht mehr als ½ Piaster gekostet hat. Wie wollen Sie behaupten, daß man keinen andern Preis kenne, als 1 Piaster? Aber ich merke wohl, Sie werden sagen, ich sey eben ein armer Teufel, der mit dem Vetturin gereist sey. Ich bin allerdings mit dem Vetturin gereist, nachdem ist zuvor mit Extrapost und Eilpost gereist war, weil ich mit dem Vetturin wirklich besser fuhr. Der bescheidene Reisende bekommt nur 4, aber gute Schüsseln für ⅛ bis ⅓ Piaster. Uebrigens ist es nicht wahr, daß sich der Vetturin dem Reisenden aufdrängt. Er setzt sich nie zu diesem, sondern nimmt bescheiden in der Küche Platz.

Der Leser möge mir verzeihen, daß ich mich so weitläuftig über diese Dinge auslasse, aber sie sind in der That einem Reisenden von Wichtigkeit, und bei dem beständigen Verkehr zwischen Deutschland und Italien ist es wohl der Mühe werth, die durch Herrn Nicolai verbreiteten Irrthümer bis in's Detail zu berichtigen.

Man speist sehr gut in Italien, und im Durchschnitt besser als in Deutschland, denn wegen der vielen Fremden findet man auch in abgelegenen Gegenden und unter einer ärmern Bevölkerung gut eingerichtete Wirthshäuser. Freilich, wenn der Wirth auf dem Lande seinen Gast vornehm bedienen will und ihm alt gewordene Leckereien vorsetzt, oder in die feinere Kochkunst der Hauptstädte hineinzupfuschen versucht, so läuft es oft genug krähwinkelmäßig aus, wie unter ähnlichen Umständen bei uns. Aber wer ausdrücklich Hausmannskost verlangt, der bekommt sie auch sehr gut und billig. Es ist lächerlich, wenn Herr Nicolai in dem üppigen Italien überall gehungert haben will. Das Brod, sagt er, sey nicht zu genießen. Er ist schon mitten in Toscana und sagt noch Theil I. Seite 113: „Das, was wir in Deutschland Brod nennen, haben wir in Italien noch nicht gesehen.“ Und sogar in Rom ruft er Theil II. Seite 65 kläglich aus: „Nicht einmal durch ein Stückchen Brod können wir unsern Hunger stillen; denn ach — es gibt ja kein Brod in Italien!“ — Sollten denn alle Italiener so entsetzlich hungern? Oder wenn ihre Mägen das Abscheulichste vertragen, wovon mögen dann wohl die vielen deutschen Künstler, die beständig in Italien leben, ihren Hunger stillen? Hält sich der reiche Thorwaldsen etwa bloß deßwegen schon beinahe vierzig Jahre in Rom auf, um zu hungern? Die Wahrheit ist, daß man in der Lombardei ein etwas hartes, obgleich sehr nahrhaftes Brod bekommt, welches nichts erfordert, als gute Zähne. Im ganzen übrigen Italien bekommt man aber ein vortreffliches Weißbrod und an den meisten Orten auch das kraftvolle Schwarzbrod, wie in Deutschland.

Nicht minder unverständig und lügenhaft äußert sich Herr Nicolai über Butter und Oel, Theil I. Seite 185: „Auch hier (in Rom) wurde uns nur auf ausdrückliches Verlangen Butter zur Semmel, und zwar wieder nur in dürftigen Klächchen vorgesetzt. Butter ist wirklich eine Leckerei in Italien. Man kocht mit Oel. Dies gibt allen Speisen einen ganz eigenthümlichen, fast widrigen Geruch und Geschmack. Der Geruch zieht aus den Küchen in die Häuser, aus diesen in die Straßen. Alle italienische Städte riechen nach diesem Küchendunst; man weiß mit geschlossenen Augen, daß man sich in einer italienischen Ortschaft befindet.“ Was zuerst die Butter betrifft, so habe ich dieselbe durch ganz Italien äußerst reinlich gefunden. Man reicht sie in kleinen Portionen, weil man mit Recht voraussetzt, daß eine einzelne Person nicht mehr braucht, weil es unbillig wäre, mehr vorzusetzen und sich für mehr zahlen zu lassen, als man braucht, und weil das Uebriglassen großer Butterreste immer den Mitgästen die fatale Empfindung erweckt, man bekomme selbst nichts als Reste. — Was das Oel betrifft, so ist Herrn Nicolai's Verleumdungssucht deßfalls wirklich unverantwortlich. Alle Oelspeisen in Italien übertreffen an Wohlgeschmack unsre mit der besten Butter zubereiteten Speisen, wie denn niemals eine thierische Fettigkeit die Zartheit der vegetabilischen erreicht, wo sie in solcher Vollkommenheit erscheint, wie das italienische Oel. Ueberhaupt aber ist auch die Oelbeleuchtung und Alles, wobei Oel vorkommt, in Italien reiner und hauptsächlich geruchloser als bei uns, weil in Italien das beste und reinste Oel noch wohlfeiler ist, als bei uns das schlechteste und übelriechendste. Der Italiener kennt gar kein schlechtes Oel. Auch ich hatte ein Vorurtheil gegen Oelspeisen, aber ich wurde sehr angenehm überrascht, als ich erst die Delikatesse derselben in Italien selbst kennen lernte.

Daß Herr Nicolai auch den Wein schlecht gefunden hat, wird den Leser nun nicht mehr wundern. Er sagt Theil I. Seite 230: „Verachte mir noch Jemand unsern Oesterreicher, Meißner, Grünberger oder Potsdamer Rebensaft! Mit weniger Ausnahme sind die italienischen Landweine schlechter.“ Dies ist die Aeußerung eines völlig Verrückten. Nur in der Lombardei und im Piemontesischen bekommt man in den großen Gasthöfen zuweilen einen dintenartigen Tischwein, wofür bald ein besserer gebracht wird, wenn man darauf besteht. Auch in diesen oberitalienischen Gegenden findet man nicht nur die trefflichen feinen Weine, als vino santo, vino d'Asti, sondern auch den gemeinen Tischwein erhält man von vorzüglicher Güte, wenn man

nur der rechten Quelle nachgeht, d. h. den kleinen Boutiken, wo der wohlhabende italienische Handwerker oder Landmann ihn trinkt oder holt. Ganz so wie in Deutschland, wo man den besten Wein auch in den Winkeln suchen muß. In Mittel- und Unteritalien ist der Wein so durchaus besser, daß man hier nicht einmal in die Nothwendigkeit versetzt wird, sich schlechten Wein mit besserm vertauschen zu lassen. Hier ist er fast durchgängig vortrefflich, und wieder nur in den größern Gasthöfen habe ich ihn mittelmäßig gefunden, in den kleinen Boutiken und namentlich auf dem Lande nie. Während man mir in dem größten Hotel zu Albano einen sehr geringen Wein für einen verhältnißmäßig größern Preis vorsetzte, erhielt ich eine Stunde davon in einem einfachen Bauernhause zu Aricia einen Göttertrank für wenige Bajok. Und so durchgängig. Während ich bei Franz in Rom den Wein kaum trinken konnte, erhielt ich im Falcone und in den kleinen trasteverinischen Schenken den köstlichsten Wein. Herr Nicolai sagt Theil II. Seite 175: „Ich darf hierbei nicht unbemerkt lassen, daß sich die Gastwirthe in den großen Hauptstädten Italiens sämmtlich französische Weine halten, da sie wohl wissen, daß die inländischen, mit wenig Ausnahme, nicht zu trinken sind.“ Dies ist eine eben so abgeschmackte Behauptung. Französische Weine halten sich auch alle deutschen Gastwirthe, und darum ist doch der deutsche Landwein noch nicht schlecht. Von dem edelsten italienischen Weine, von der neapolitanischen Weinverbesserungsgesellschaft, die in den Felsenkellern von Posilippo ihren Nektar aufbewahrt, scheint Herr Nicolai gar nichts zu wissen.

Um nur seine Knabenwuth an den Italienern auszulassen, beschuldigt sie Herr Nicolai unter andern, daß sie die Alterthümer verfälschen. So sagt er vom Koliseum: „Von Marmor und Kostbarkeiten kann man gegenwärtig nichts mehr wahrnehmen, überall erblickt man nur die gewaltigen Quadern von Tuffstein. Hier und da sind Ausbesserungen angebracht, ganze Bogen neu gebaut, und wenn es so fortgeht, wird man in Jahrhunderten ein neues Koliseum an der Stelle des alten zeigen. Wenn dergleichen Ausbesserungen schon seit einem Jahrtausend stattfanden, was ist dann wohl schon jezt vom alten Koliseum noch übrig???“ — Pius VI. hat nämlich an den zwei Stellen, wo das Koliseum abgebrochen ist und wo sich immer Steine ablockerten, einfache Mauerpfeiler aufrichten lassen, um die fernere Zertrümmerung des edeln Werkes an diesen beschädigten Seiten zu verhindern. Und das nennt Herr Nicolai ein Verfälschen, und hält es für möglich, daß das ganze ungeheure Werk verfälscht seyn könnte. Eben so naiv vermuthet er, daß auch die meisten andern Ruinen falsch seyn möchten: „Der Italiener weiß, daß die Fremden ganz arg nach den Ruinen sind. Sie lachen über diese Manie, und zeigen für gutes klingendes Geld so viel Ruinen, als man haben will. Wer mag ihnen verargen, daß sie künstliche Ruinen schaffen, bringt's ihnen nur Geld?“ Um hier die entsetzliche Borniertheit des Verfassers zu begreifen, muß man wissen, daß ganz Italien, besonders aber Rom, von Ruinen aller Art wimmelt, in solcher ungeheuren Zahl und Größe, daß die Italiener und selbst die deutschen Archäologen noch lange nicht Namen genug dafür erfunden haben. Und da beschuldigt sie Herr Nicolai noch, daß sie mit großen Kosten neue Ruinen erbauen sollen, bloß um Namen anzubringen und neue Berühmtheiten zu schaffen. Wie unvernünftig er urtheilt, erhellt auch daraus, daß er über die Stationen und Kreuze im Innern des Koliseums spottet. Wenn die kunstliebenden Päpste nicht auf diese Weise die alten heidnischen Denkmäler zu christlichen geweiht und geschützt hätten, so würde es in einem so bigotten Lande unmöglich gewesen seyn, sie zu erhalten.

Ich würde nicht fertig, wollt' ich alle Unwahrheiten des Herrn Nicolai aufdecken. Nur noch eine, weil sie mir grade in die Augen fällt. Theil I. Seite 190: „Gebimmel. Dies ist eigentlich der richtigste Ausdruck, um das Geläute der Glocken in Italien zu bezeichnen. In der Regel sind die Glocken nur von mittler Größe, daher sie einen mehr hellen, als tiefen Klang haben; auch hängen sie meist unbeweglich in der Luft, daher sie nicht, wie dies in Deutschland geschieht, beim Läuten hin- und herbewegt werden können. Der Glöckner fährt vielmehr mit einem Klöppel in der Glocke schnell hin und her, oder er bewegt von außen eine mit einem Doppelklöppel versehene Kurbel so dicht an derselben, daß die Klöppel schnell hinter einander anschlagen. So entsteht ein Gebimmel, welches fast so klingt, als wenn man einen eisernen Stab in einem Kessel schnell hin- und herbewegt und gegen die Seitenwände desselben anschlägt. Höchst eigenthümlich, obwohl nicht angenehm, klingt dies Gebimmel weit hin über die Felder, wenn wir uns zur Zeit des Ave Maria (Abendgebets) noch auf der Landstraße befinden.“ — Allem diesen albernen Gewäsch entgegne ich, daß ich in meinem Leben kein schöneres Glockengeläute gehört habe, als in Florenz und fast in allen Städten von Florenz südwärts bis Spoleto. Hier, wo Guido von Arezzo die Harmonie erfand, haben die Glocken bis auf den heutigen Tag die himmlischesten Akkorde.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 59. Montag, 8. Juni 1835.

Werke über Italien.

1) Italien, wie es wirklich iſt. Bericht über eine merkwürdige Reiſe in den heſperiſchen Gefilden, als Warnungsſtimme für Alle, welche ſich dahin ſehnen, von Guſtav Nicolai ꝛc.

(Schluß.)

Aber Herr Nicolai hörte und ſah nichts in ſeinem Knabengrimm, in ſeiner Knabenangſt. Sagt er doch ſelbſt Theil I. Seite 101: „Mit Schrecken nahen wir der neuen Station, weil wir im Voraus wiſſen, daß wir, ſo lange der Pferdewechſel dauert, den peinlichſten Gefühlen Preis gegeben ſind; entweder gibt es Zank mit dem Poſthalter, oder die Poſtillone ſind mit dem bedeutendſten Trinkgelde nicht zufrieden, oder eine Schaar von Bettlern und Bettlerinnen erhebt ein ohrenzerreißendes Geſchrei.“ Geſteht er doch ſelbſt, daß er noch, wenn eine ſolche Scene vorüber war, ſtundenlang daran gedacht, ſich darüber mit ſeinen Reiſegefährten voll Aerger unterhalten habe. In ſolcher Stimmung läßt ſich freilich nicht beobachten. Sogar vor Räubern ſcheint er beſtändig Angſt gehabt zu haben, denn er ſagt Theil II. Seite 63: „Jedes Mal, wenn ein Poſtillon aus der Entfernung Leute bemerkte, nahete er ihnen Anfangs im Trabe und jagte dann plötzlich im Galopp an ihnen vorüber. Zuweilen ſchien es mir auch, als hätte er ihnen ein flüchtiges Wort zugerufen. Vor den Poſthäuſern drängten ſich einzelne Kerle an uns und baten um Tabak, den wir ihnen bereitwillig gaben; auch wurden die Trinkgelder an die Poſtillone abermals nicht geſpart. Ich zweifle nicht, daß uns dies kluge Benehmen die Zufriedenheit der verdächtigen Sumpfbewohner in dem Maße erworben hat, daß ſie die lauernden Schnapphähne durch Zeichen von unſerer Beraubung abhielten. Wer dagegen knauſet und die Poſtillone oder die ſonſt hier wohnenden Leute aufbringt, darf ſicher darauf rechnen, daß er dem räuberiſchen Geſindel abſichtlich entgegengeführt wird.“ Daher war ihm auch Alles in Italien zuwider und er trachtete nur noch, wieder hinauszukommen. Er eilt von Neapel hinweg, ohne Päſtum, ohne die reizenden Ufer von Salerno und Amalfi, ohne das himmliſche Thal von Cava, ohne die Inſeln geſehen zu haben. Er ſelber ſagt Theil II. Seite 52, die Fahrt nach Capri und Iſchia würde ihn „beſtimmt 100 Piaſter gekoſtet haben“, die wolle er ſich aber lieber ſparen. Aber ich verſichere ihn, daß er im ſchlimmſten Falle nicht 20 Piaſter gebraucht hätte. Auch von Rom wollte er nichts weiter wiſſen. Nachdem er den leider ſo ſehr verwahrloſten und ausgebeuteten Pallaſt Barberini geſehen, hatte er an allen

Palläſten Roms genug und verſchmähte es, die Gallerien Borgheſe, Doria, Corſini, Albani, Colonna, Feſch ꝛc. ꝛc. zu ſehen, in denen ſo viel zu bewundern iſt.

Wer ſo ſehr am Manſchettenfieber leidet, wer ſich ſo wenig in den kleinſten Verlegenheiten des Lebens zu faſſen und zu benehmen weiß, der ſollte auch nicht in fremde Länder reiſen; wenn er es aber thut, ſo ſollte er, anſtatt ſich für die ausgeſtandene Angſt hinterdrein an dem ſchönen Lande und edlen Volk rächen zu wollen, beſchämt ſtillſchweigen und wenigſtens nicht ſeine eigene Schande zu Markte bringen.

2) Geſchichten des Königreichs Neapel von 1414 bis 1443. Von Auguſt Grafen von Platen. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1833. 8. S. 360.

Nicht ohne Ueberraſchung vernehmen wir aus dem Munde eines Mannes, der ganz in die Träume der Dichtkunſt verſunken ſchien und der ausdrücklich aus Deutſchland auswanderte, weil es ihm zu proſaiſch geworden war, folgende charakteriſtiſche Bemerkungen: „Wie wohlfeil das bloße Ausbecken phantaſtiſcher Begebenheiten und Abenteuer zu haben iſt, dies erhellt täglich aus der Sündflut von Novellen und Romanen, die davon wimmeln. Eine ſolche, großentheils entnervende Lektüre allmählich zu verbannen und den Geiſt des Volkes an edlere Beſchäftigungen zu gewöhnen, iſt eine Aufgabe, zu welcher auch der Verfaſſer ſein Scherflein beizutragen ſich berufen fühlt. Möchte es dieſer und einigen andern noch vorbehaltenen Darſtellungen gelingen, die Deutſchen mehr und mehr zu überzeugen, daß bloß das Bedeutende ewig fortwirkt, und daß kein Roman ſo romantiſch iſt, als die Geſchichte ſelbſt.“

Bei ſolchen Geſinnungen hätte der Herr Graf übrigens einen hiſtoriſchen Stoff wählen ſollen, der wirklich bedeutend und erhebend und inſonderheit für ſeine Landsleute wichtig geweſen wäre. Das Bruchſtück, das er aus der neapolitaniſchen Spezialgeſchichte mittheilt, enthält ein Gewebe von ſchlechten Leidenſchaften und Intriguen ohne Größe, kleinliche Kämpfe des perſönlichen Ehrgeizes und der Argliſt ohne welthiſtoriſches Reſultat, nämlich die Unterjochung Neapels durch die Spanier, wobei nur Hofparteien und Nachbarn thätig waren, das eigentliche Volk aber gar keinen Antheil nahm, für ſeine Schande gar kein Gefühl mehr verrieth, und woraus für die Weltgeſchichte im Großen keine weſentlichen Folgen entſtanden. Abgeſehn von dieſer höhern Bedeutung aber iſt die Geſchichte bunt und abenteuerlich wie ein Roman.

Johanna II., die letzte kinderloſe Königin Neapels vom Hauſe Anjou, war von leidenſchaftlicher Sinnlichkeit und erhob einen gemeinen Bedienten, ihren Liebling, Pandolfello, zur erſten Würde des Reichs. Die Barone wurden dadurch erbittert und nöthigten ſie, einen fürſtlichen Gemahl zu ſuchen. Dies war Jakob von Bourbon, der den Pandolfello öffentlich hinrichten ließ, die Königin Johanna einſperrte und mit ſeinem franzöſiſchen Anhang allein regieren wollte, dadurch aber die Barone beleidigte, die ihn nun wieder ſtürzten und die Königin befreiten. Johanna ſah ſich kaum von ihrem Gatten ledig, als ſie die Stelle des todten Lieblings durch einen neuen, den Sergianni, beſetzte. Jakob floh aus dem Lande und wurde Mönch. Der berühmte Sforza übte den größten Einfluß auf die Angelegenheiten des Staats als Feldherr, war aber dem Sergianni tödtlich verhaßt, und da dieſer die Königin unumſchränkt beherrſchte, ſo entſtand bald ein neuer Kampf. Johanna war nicht mehr jung, Kinder hatte ſie nicht; es war alſo die Frage, wer ihr in Neapel folgen ſollte. Sforza, vom Papſt und Frankreich beſtimmt, entſchied ſich für Ludwig III. von Valois, den die Königin deßfalls zum Sohn annehmen ſollte. Sergianni aber war dagegen und berief, um der mächtigen Partei Sforza's ein Gegengewicht zu geben, den König Alfons von Arragonien. Dieſer wurde durch ſeine Flotten und Heere der Stadt und des Landes Meiſter, aber bald erregte auch er der Königin Beſorgniſſe; ſie glaubte, er werde ſie nach Spanien ſchleppen, um allein zu regieren, ſie flüchtete vor ihm, flehte nun wieder den ſo oft zurückgeſtoßenen Sforza um Hülfe an und adoptirte den Anfangs von ihr verſchmähten Ludwig von Valois. Dieſe Partei ſiegte nun und Alfons zog ſich zurück. Der altgewordene Sergianni wurde verſtoßen und im Bett ermordet. Aber auch Ludwig, auch Johanna ſelbſt ſtarben und durch Teſtament vererbte ſie die Krone auf Ludwigs jüngern Bruder, Renatus von Lothringen. Alfons machte inzwiſchen ſeine Anſprüche auf's Neue geltend, kam nach Italien herüber, wurde aber von der franzöſiſchen Partei geſchlagen und gefangen. Der arme Renatus aber war um dieſelbe Zeit ebenfalls vom Herzog von Burgund gefangen worden und konnte nicht in ſein neues Reich kommen. Seine muthvolle Gemahlin Iſabelle handelte indeß für ihn, und ſämmtliche Gefangene wurden frei. Alfons ruhte aber immer noch nicht, ſondern fing ſeinen Angriff auf Neapel ſogleich wieder an, und es gelang ihm endlich, den Renatus zu überwinden und Neapel nicht nur zu erobern, ſondern auch zu behaupten.

3) Italiens Schickſale ſeit 1789 bis Ende 1831. Leipzig, Engelmann, 1832. 8. S. 257.

Eine recht gute Ueberſicht der neuern italieniſchen Geſchichte, nach Botta und Andern, jedoch ohne italieniſches Vorurtheil, mit deutſcher Unbefangenheit geſchrieben. Der Verfaſſer hat wohl Recht, wenn er nur da zuweilen unwillig wird und ſeine Verachtung nicht verbergen kann, wo er auf ſo empörende Widerſprüche ſtößt,

wie auf die zwei päpstlichen Brevia, wovon das eine befiehlt, „die Franzosen als Feinde Gottes und der Menschen anzusehen," das andere aber erklärt, „es sey Widerstand gegen Gott, wenn man der französischen Gewalt widerstehe." Er schont aber auch die Franzosen nicht, die, Freiheit predigend, an Italien nur als schamlose Räuber handelten.

Recht gut ist folgende gedrängte Erzählung aus den lezten Tagen des schönen und schwachen Pius VII. „Der altersschwache, kränkelnde Papst hatte durch Schmeicheleien gegen Bonaparte's Gemahlin, durch Geschenke, die er ihr zustellen ließ, und möglichst genaue Erfüllung der drückenden Bedingungen des Traktats von Tolentino seine wankende Macht zu retten geglaubt. Aber die Gemüther wurden gegen ihn, wie gegen die Franzosen, erbittert. Selbst der Himmel schien zu zürnen, denn am Abend vor dem Feste Peter und Paul zündete der Blitz den Pulverthurm der Engelsburg an, daß der Vatican erbebte und die Sixtinische Kapelle Risse erhielt, ja zum Theil einstürzte. Joseph Bonaparte war französischer Minister geworden; die Generale Düphot, der schon Genua gestürzt hatte, und Sherlock standen ihm zur Seite. Die päpstliche Regierung beachtete sorgfältig das Volk. Doch in der Nacht vom 27. Dec. floß das erste Blut. Von den Soldaten vertriebene Demokraten flüchteten sich in Josephs Pallast. Die päpstlichen Dragoner umringten ihn und wurden beschimpft. Sie drangen ein, und ein Schuß von ihnen tödtet den General Düphot, der ihnen, an der Spitze der Demokraten, schleunige Entfernung geboten hatte. So war dem Direktorium der Vorwand gegeben, den Frieden zu brechen. Joseph eilte nach Paris, überall auf dem Wege über römische Verrätherei schreiend. Der Papst ließ umsonst Gebete, Fasten und Bußübungen anstellen. In Paris war nur Eine Stimme, daß Düphots und Basville's Tod gerächt werden müsse. Berthier erhielt Befehl, nach Rom zu marschiren. 4000 Polen unter Dombrowsky, die cisalpinischen Legionen sezten sich am 29. Jan. 1798 von Ancona aus in Marsch nach Loretto, wo die Besatzung gefangen wurde, nach Osimo, wo das Volk den Papst zu vertheidigen suchte, und dann nach Rom selbst, wo gegen den Papst eine üble Stimmung des Volkes herrschte. Man warf ihm namentlich vor, daß sein Neffe, der Herzog von Braschi, durch Plünderungen und Monopole reich geworden sey. Was an Kunstschätzen entführt war, an Kontributionen bezahlt werden mußte, schien seine Schuld zu seyn. Am 10. Febr. rückte das französische Heer ein. Fünf Tage darauf empörte sich die aufgewiegelte Menge gegen die Herrschaft des Papstes, der eben 23 Jahre regiert hatte und nun das Ende seiner weltlichen Macht kommen sah. Ein Freiheitsbaum ward dem Kapitol gegenüber, auf dem alten Forum, gepflanzt. Wie ein Triumphator zog Berthier durch die Porta del popolo auf das Kapitol, die römische Republik verkündend, sie im Namen Frankreichs anerkennend und die neuen zerlumpten Scipionen preisend. Krank und schwach sah der 83jährige Papst das Possenspiel aus den Fenstern des Vaticans an, bald aufgefordert, seiner weltlichen Macht zu entsagen, was er verweigerte, und dann genöthigt, den Sitz seiner Herrschaft zu verlassen. Schon am 20. Febr. brachte man ihn nach Siena, wo er im Augustinerkloster Beweise von Achtung des Großherzogs und der Frommen empfing, aber streng bewacht und selbst durch ein Erdbeben erschreckt wurde, das einen Theil des Klosters zertrümmerte. Endlich führte man ihn gar erst nach Centosa, und dann nach Frankreich, wo er in Valence ausathmete. — Rom hatte das Geschick des übrigen Italiens. Die frechste Räuberei der französischen Intendanten beraubte die Kirchen, wie die Paläste, daß im Vatican selbst nicht die Schlösser und Thüren verschont blieben. Ein General, wie St. Cyr, der darüber Unwillen fühlte, war eine Seltenheit ohne Gleichen, dagegen suchte jeder dem nichts achtenden Massena nachzuahmen. Der Soldat hungerte und darbte dabei, daß endlich die Subaltern-Offiziere sich in einer Kirche gegen den räuberischen Massena und seine Kommissäre verbanden und ihn zu schimpflicher Entfernung nöthigten. Das Volk, durch die Erpressungen empört und durch die Stimmung im französischen Heere ermuthigt, wagte einen wilden Aufstand, der nur mit vielem Blutvergießen von den Generalen Vial und Mürat zerstreut werden konnte. Jezt mußten auch die Kardinäle auf ihre Würde verzichten, denn ihnen gab man die Aufwieglung der Masse mit Recht oder mit Unrecht Schuld. Viele wurden aus dem Lande entfernt oder in Gefangenschaft gebracht. Das Ganze endigte mit einer römischen Konstitution, einer Nachäfferei der französischen unter altrömischen Namen, die am 20. März 1798 mit großen Feierlichkeiten von dem Vatican proklamirt und in demselben Augenblicke von Pasquin verspottet wurde."

Auch die Begebenheiten in Neapel, die Erbärmlichkeit des Hofes und die gräßliche Reaktion unter Kardinal Ruffo sind sehr lebendig geschildert. Doch hat der Verf. noch nicht Alles gesagt. In Neapel selbst habe ich noch von Augenzeugen Greuel erfahren, bei denen das Blut in den Adern erstarrt. So soll man die Gefangenen (lauter Neapolitaner von edler Geburt oder ausgezeichneter Bildung) bei einem Fleischer vorbeigetrieben haben, der Jedem mit einem scharfen Messer ein Stück Fleisch aus dem lebendigen Leibe schnitt, sogleich am Feuer bratete und den Lazaronis zum Essen darbot. Damit aber auch hier der Widerspruch nicht fehle, brachte derselbe Kardinal Ruffo, der diese furchtbaren und unmenschlichen Schlächtereien im Namen Gottes und des legitimen bourbonischen Regentenhauses kommandirt hatte, bald

nachher dem neuen König Joseph Napoleon seine Huldigung dar.

Die Geschichte geht bis auf die neueste Zeit fort und ist überall in demselben Geist und mit Lebendigkeit geschrieben.

4) Handbuch für Reisende in Italien, von Dr. Neigebaur. Zweite sehr verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus, 1833.

Gewiß ist dieses Handbuch dem Reisenden nützlich, doch fehlt ihm Manches und zuweilen führt es den Reisenden irre. Der Herausgeber hätte sich wohl die Mühe nehmen können, selber nach Italien zu reisen; er folgt gar zu oft einseitigen oder veralteten Reiseberichten Anderer. Das Geringste, was man von einem Cicerone verlangen kann, ist, daß er selber schon an Ort und Stelle war.

Der zu Anfang des Werks ertheilte gute Rath für die Reisenden ist fast durchgängig zu beherzigen. Die Angaben über die Wohlfeilheit und über die Art, wie man sich in Hinsicht der Pässe, Trinkgelder ꝛc. zu benehmen habe, sind richtig. Nur für die Reise mit dem Vetturin ist der Preis zu hoch berechnet. Eine Person fährt mit dem Vetturin täglich nicht für 3—4 Thaler, sondern für 1—2 Scudi, sobald es vier Personen sind. In neuester Zeit sind die beiden Institute von Agrisani und Parete sehr in Flor gekommen. Der erstere fährt als Vetturin so schnell wie Extrapost zwischen Rom und Neapel; der andere führt die Fremden von Rom aus in jeder Richtung, zwar nicht so schnell, aber wohlfeiler, und gewährt die Sicherheit, die jedes größere Institut gewährt.

Einseitig ist die Ansicht, daß man Italien im Winter sehen solle. Man muß Italien im Gegentheil alsdann sehen, wenn es am meisten italienisch ist, d. h. in der Beleuchtung der Herbstsonne und in der Ueppigkeit der Herbstreife. Nur wer die Hitze nicht vertragen kann, mag im Winter reisen, wo ihn alsdann der römische Karneval immerhin für den Verlust der größern landschaftlichen Schönheit und der frischen Südfrüchte einigermaßen entschädigen wird.

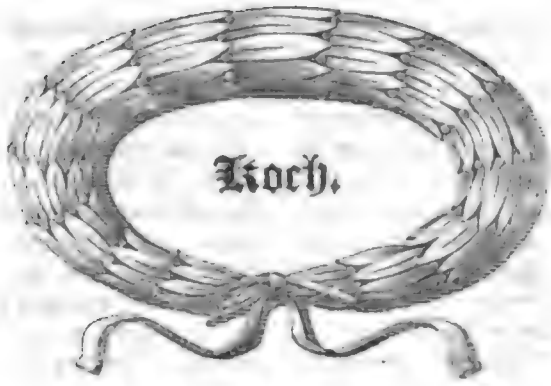
Mit Dank muß die Bezeichnung der Postrouten durch ganz Italien aufgenommen werden. Warum hat aber Hr. Neigebaur nur die Entfernungen angegeben und nicht auch die Zeit, wann die Posten abgeben und ankommen, und den Zusammenhang der Diligencen unter einander?

Der eigentliche Wegweiser durch Italien ist alphabetisch abgetheilt und unter den Namen des Orts ein Ueberblick über dessen Merkwürdigkeiten gegeben. Hier findet man aus den verschiedenen Reisebeschreibungen eine Menge Notizen zusammengetragen, die dem Reisenden nützlich sind und die ihn auf Manches aufmerksam machen, was er sonst vielleicht übersehen hätte. Doch fehlt auch Vieles, was der Reisende nothwendig wissen sollte. Wenn die vor uns liegende Auflage des Buchs 1833 erschien, so hätte darin wohl schon des großen Erdbebens vom Jan. 1832 gedacht seyn können, durch welches Foligno erschüttert wurde und die große Kirche unter Assisi, Maria degli Angeli, zusammenstürzte. Ueberdies wäre es wohl der Mühe werth gewesen, die Reisenden auf das schöne Bild von Overbek aufmerksam zu machen, das die Kapelle dieser Kirche ziert und durch einen glücklichen Zufall beim Einsturz der Kirche verschont blieb. Auch bei der Beschreibung anderer Orte vermißt man nur allzuoft die Angabe schöner Kunstwerke, die sich daselbst befinden. Bei Perugia ist das schöne Bildchen von Raphael vergessen, das sich in einer Privatsammlung befindet und schon vor mehr als zehn Jahren von Amsler gestochen wurde. Beim Pallast Farnesina in Rom sind die vortrefflichen Fresken des Sodoma vergessen.

Vorzüglich verdrüßlich ist es für den Reisenden, wenn er durch ältere Handbücher in Betreff der Wirthshäuser und Straßen getäuscht wird. Herr Neigebaur empfiehlt noch allen Deutschen das Haus Reichmann in Mailand und das Haus Franz in Rom, während man nirgends in Italien bei verhältnißmäßig schlechter Bedienung so entsetzlich geprellt wird, als grade bei diesen unsern guten Landsleuten. Es mag früher allerdings vortrefflich dort gewesen seyn, aber die Wirthschaften stehen jetzt unter ganz anderer Leitung, als früher, und man beutet auf Kosten der Fremden nur noch den alten Ruhm aus. Nebenbei bemerke ich, daß das Café Ruspoli in Rom jetzt fast leer steht. Als ich es auf Neigebauers Rath besuchte, fand ich es einmal verschlossen und ein andermal kaum sechs Personen in den weiten, schmutzigen Sälen. Das Café Greco ist zwar berühmt genug, daß es jeder Fremde in Rom finden kann, aber am spanischen Platz wird er es nach Hrn. Neigebauers Anweisung vergeblich suchen, denn es liegt in der via Condotti. Den Weg nach Pästum nennt er unbequem und führt ihn über Eboli; aber schon längst ist eine treffliche Chaussée westwärts von Eboli nach Pästum geführt, und nichts ist bequemer, als die Fahrt nach dessen prächtigen Tempeln. Bei Amalfi hat der Verf. von der wunderbaren Schönheit der Umgegend so viel als gar nichts gesagt, und schwerlich wird sich ein Reisender durch ihn angeregt fühlen, dieses zauberische Amalfi zu besuchen. Hier hätte auch der so vortrefflichen und billigen Bedienung im Kapuzinerkloster Erwähnung geschehen sollen, die längst von allen Reisenden gerühmt ist.

Je mehr dieses Handbuch Glück gemacht hat, je mehr es fast ausschließlich von den deutschen Reisenden gebraucht wird, um so gewisser glauben wir auch von einer neuen Auflage die nothwendig gewordenen Berichtigungen verlangen zu dürfen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 60. Freitag, 12. Juni 1835.

Werke über Italien.

5) Moderne Kunstchronik. Briefe zweier Freunde in Rom und der Tartarei über das moderne Kunstleben und Treiben; oder die Rumfordische Suppe, gekocht und geschrieben von Joseph Anton Koch in Rom. Karlsruhe, Welten, 1834. 8. S. 112.

Der alte Herr Koch in Rom, hochberühmt als Maler, liebenswürdig als Mensch, hat hier mit der ihm eignen Offenheit über den Mißbrauch geschrieben, den man in Rom und auch wohl anderswo mit der Kunst treibt. Ihm, der selbst ein anerkannter Meister ist, und der lange genug das Treiben mit angesehen, kommt eine Stimme darüber zu, und er hat sie als echter Tyroler laut werden lassen, kräftig, unumwunden, und zugleich launig, in der Sprache eines kernigen Witzes, der es gleichwohl sehr ernst mit dem ist, was sie sagt.

Der Verfasser kam zu einer Zeit nach Rom, in welcher die Kunstbegeisterung schon nicht mehr ganz jungfräulich und unschuldig war, denn damals schon hatte Goethe jene Wechselwirkung von Gnade und Servilismus in die Kunstwelt eingeführt, wodurch talentlose Schmeichler zu Berühmtheiten gestempelt und das Lob wie der Verkauf der Kunstgegenstände von niederträchtigen Mitteln abhängig gemacht wurde. Damals schon theilten sich Deutschland und England in die ästhetischen Sykophanten. Deutschland lobte sie, England bezahlte sie. Immer mehr vornehme Fremde strömten nach Rom. Die Deutschen wollten immer mehr Kunstkennerschaft ausüben, immer mehr schreiben; die Engländer immer mehr Mäcene werden, immer mehr kaufen. Was Wunder, daß sich die Zahl der spekulirenden Künstler und Kunstmäkler, daß sich die Zunft der Zukuppler für eine unsinnige Schwärmerei vermehrte. In der Rückwirkung auf den Norden entstanden neue Kunstakademien, Kunstschulen, Kunstvereine, die wieder ihre Zöglinge schaarenweise ausspien und nach Rom ablieferten. Was wollten alle diese jungen Leute machen? Eine Menge davon siedelten sich in Rom an und trieben die profitable Kunstschändung fort. Diese Thatsachen, die Entweihung der heiligen Kunst in den Händen schnöder Gewinnsucht oder des schamlosen Hungers, und die Narrheit, die Enthusiasmirung der Dummköpfe, die Vornehmthuerei der sich jeden Augenblick lächerlich machenden archäologischen oder technischen Kennerschaft, diese geistigen Spiegelfechtereien, hinter welche sich die sehr materielle und schmutzige Habgier verbirgt, diese sind es, die Herr Koch hier ausführlich erörtert.

Das Buch ist in Briefen geschrieben, die „ein in Rom verrosteter Künstler“ seinem aus Ekel über die

Kunstwelt in die tartarischen Steppen entflohenen Freunde schreibt. Den Anfang macht eine Schilderung der ältern, jetzt schon vorübergegangenen Kunstperiode, in der die Gemeinheiten zuerst in Flor kamen. Lord Plumpsack (Bristol) kam nach Rom und zog durch seine thörichte Verschwendung Alles, was sich irgend Niederträchtiges in der Kunstwelt vorfand, an sich. „Eben so machte er auch in Neapel mit dem von der geistreichsten Feder gerühmten Philipp Hackert ein tüchtiges Geschäft. Dieser mehr berühmte als tüchtige P. Hackert stand mit dem König von Neapel im besten Vernehmen, so erhielt er z. B. aus der Hofküche das beste Sauerkraut, die feinsten Fische und Vitella di Lorrento, und auch er ermangelte nicht, dem König von frisch erhaltenen Leckerbissen das Feinste zu verehren. Seine Tafel war fürstlich und man servirte auf Gold und Silber; dabei waren Nachtstücke nach Guckkastenart mit ausgeschnittenem Mund und dahinter gestelltem Licht zu sehen, die einen trefflichen Augenschmaus für die elegante Welt gaben. Lord Plumpsack, der eines Tages zu diesem so berühmten Hackert eingeladen war, aß und trank noch viel mehr als gewöhnlich, so daß er sich endlich kaum auf den Beinen erhalten konnte. Diesen Augenblick benutzend, führte ihn der Berühmte in sein Kabinet, allwo Alles voll Bilder hing und stand. Lord Plumpsack, von Wein und all den Kunstschätzen begeistert, rief taumelnd: „diesen ganzen Schatz muß ich besitzen!“ Sogleich war Dinte und Feder bei der Hand; man unterzeichnete, und als Lord Plumpsack nüchtern war, hatte Hackert das Geld schon im Hause. So schofel war dieser vornehme und berühmte Maler; gleich einem elenden Krämer verkaufte er seine Bilder nach Zoll und Schuhen, nach Quantität, nicht aber nach Qualität.“ Das Urtheil über Hackert ist gegründet. Nur ein Goethe konnte mit der ihm eignen, die Miene einer herablassenden Freundlichkeit und vornehmen Bescheidenheit affektirenden Ironie und angebornen Neigung zur ästhetischen Lüge den trocknen, hölzernen Hackert empfehlen, und nur ein damaliges deutsches Publikum konnte sich ein so geschmackloses Urtheil aufschwatzen lassen.

Unter den artigen Charakterbildern aus der ältern Kunstgaunerperiode zeichnet sich auch folgendes aus: „Noch muß ich Dir Einiges von Spitznäschen und seinen Eigenschaften erzählen. Seine Gestalt war dürftiger Natur und eben so verblüht und charakterlos, wie seine Kunstleistungen; dennoch aber verstand er sich darauf, Figur zu machen, das heißt, er traf an Geschmack, Geist und Betragen seines Gleichen so viel er verlangte. Er machte, wie man sich in der modernen Welt ausdrückt, ein Haus von dem besten Ton, er gibt Gesellschaft nach italienischer Art, conversazioni genannt, allwo die Langeweile den Präsidentenstuhl einnimmt. Selbst Kardinäle und Gesandte brachten Abende bei ihm zu, da er es an Gefrornem, Gebackenem und Thee nicht fehlen ließ. Dabei eröffnete er dann die Zimmer, wo seine Arbeiten aufgestellt waren, bei Fackelbeleuchtung. Die besten Abgüsse der Antiken, der Niobe, des Apollo und des bekannten Torso standen neben seinen eigenen Arbeiten als Maßstab seiner eingebildeten Vortrefflichkeit, der Bewunderung vornehmer Schwachköpfe preisgegeben. — Zuletzt erscheint auch noch die Maitresse dieses Charletans tanzend und singt zur Guitarre römische Ritornelle.“ Damit lockte man also die Käufer.

Von der Tochter des Lord Plumpsack wird erzählt, daß sie einem im Kerker sitzenden italienischen Räuber aus Enthusiasmus eine goldene Kette umgehängt habe. Eine wahre Anekdote, wie überhaupt alle diese Personenschilderungen und Anekdoten dem wirklichen Leben entlehnt sind. Es würde nicht schwer fallen, diese Chronik auch mit neuern und neuesten Thatsachen noch wesentlich zu bereichern. Obgleich Herr Koch Vieles sagt, sagt er doch noch nicht Alles. Hier nur Einiges. „Das Schminkbüchschen des Heliogabalus, der Teller, wovon der römische Konsul Jucitatus, nämlich das Roß des Caligula, gegessen, sind diesen Andächtlern für das Antike nicht weniger werth, als den Phantasten anderer Art die alten Reliquien, an die sie so fest glauben, als diese an die aufbewahrten Sprossen der Leiter, welche Jakob im Traum gesehen, oder an aufbewahrte Stücke der ägyptischen Finsterniß. Mit solchen gelehrten Bagatellen glauben und geben sie vor, die Kenntnisse im Reiche der Geschichte zu vermehren, als gehörten solche selbst der Geschichte anheim. Daher wühlen sie besonders in Rom auf dem Campo vaccino gleich Maulwürfen und zerstören alle Reize der Natur, welche sich mit der alten Kunst vermählte und harmonisch vereinigte. Sie putzen den rankenden Epheu und das wuchernde Gebüsch der Steineiche ab, und streichen die nackten Trümmer mit der Lakaienfarbe der modernen Baukunst an, machen hölzerne Palisaden um den Eingang des Friedenstempels, einem Hühnerstalle gleich.“ Dies ist von Wort zu Wort wahr. Es ist abscheulich, anzusehen, wie man das Campo vaccino entstellt hat, ohne etwas zu finden, und mit welcher Kopflosigkeit man überhaupt nachgeforscht hat. Da sieht man Ausgrabungen an Orten, wo schon so viele mittelalterliche und moderne Gebäude auf den Trümmern der alten aufgerichtet sind, daß der Grund längst durchwühlt ist, daß es unmöglich ist, da noch etwas zu finden. Diese tollen Schändungen der schönen Ruinen und der sie romantisch umgebenden Vegetation haben durchaus keinen andern Grund, als: die Eitelkeit will ihre Werke in der Nähe haben. Die Ausgraber wollen den vornehmen Fremden gleich hinter dem Hause zeigen, was sie für die Entdeckungen thun, obgleich sie — keine machen.

Ein sehr lustiges Kapitel ist das über die Antiken-

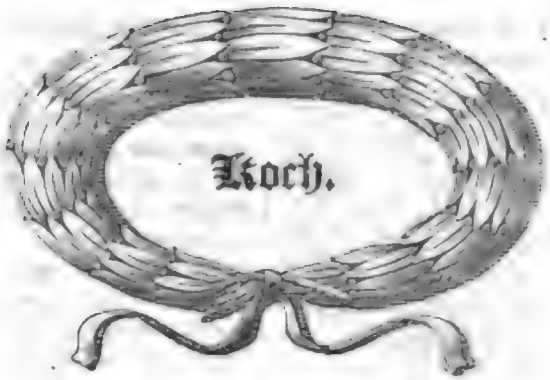
Fischerei in der Tiber, das wahre Hochzeitsfest der Kunstnarrheit und der Kunstgaunerei. „Trompetenstoß! — Aufgeschaut, meine Herrn und Damen!! Hier wird mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß, zum Heil aller Welt, ein historisch-artistisch-antiquarischer Wunder- und Gnadenschatz aufgethan. Mit einer, bis jezt noch nie gesehenen Maschine, die, ob sie gleich weder Nase, Augen noch Hände hat, dennoch unter dem Wasser riecht, sieht und fühlt, werden wir die seit so vielen Jahrhunderten unter den Fluten des Tiberstroms verborgenen Kunstschätze, aller Welt zu Nutzen und Erstaunen, an's Tageslicht emporziehen. Weit entfernt, solch ein Glück allein zu genießen, laden wir alle hohe Kenner des Alterthums und reiche Kunstliebhaber ein, daran Antheil zu nehmen, und haben deßhalb die ganze so kostspielige Unternehmung in Carata getheilt, und Jeden nur mit der geringen Summe von 500 Scudi belastet. So ungefähr wurde diese Fischerei von den beiden Unternehmern, einem römischen Antiquar, und einem aus Tunis gebürtigen Juden, der sich in Rom hatte taufen lassen, um sein Glück auf andere Manier gegen die Gojims zu versuchen, mit hyperbolischem Wörterschall angekündigt. Zwar wollte die leidige Fama den Leuten in's Ohr raunen, er sey eigentlich ein Wiedertäufer, und habe diese Operation schon an mehreren Orten im christlichen Europa ausgestanden. — Unparteiische, die die römische Geschichte kannten, sahen wohl ein, daß von Kunstschätzen in der Tiber nichts zu fischen sey. Denn wenn auch Barbarei und Fanatismus die Götter- und Heroenbilder der alten Welt zu zerstören suchte, um sie den Augen der Gläubigen auf immer zu entziehen und jeden Rückfall zu vermeiden, war das Zerschlagen mit einem Hammer der kürzeste Weg, und unmöglich werden sie den langweiligen und kostspieligen gewählt haben, sie aus der Mitte Roms an die Tiber zu führen und dort zu versenken. Und die zur Vertheidigung von Hadrians Mausoleo herabgestürzten Statuen mußten perpendikular fallen und konnten in schiefer Richtung nach der Tiber fliegen. Man war daher der Meinung, daß diese Fischerei ergiebiger seyn würde, die Beutelchen von 500 Scudi aus den Sokeln der Theilnehmer in den Schnappsack der Unternehmer herüber zu angeln, welches sich auch in der Folge als eigentlicher Zweck der Unternehmung zeigte. — Ein reichhaltiger Stoff für die römische Konversation wurde nun die Tiberfischerei: Alles ergriff Partei für die Unternehmung. Eine englische Dame von Rang, die etwas an Wissenschaften genascht hatte, nahm mit Parlamentsberedsamkeit die Sache besonders in ihren hohen Schutz. Sie war aus dem Geschlechte der Harweys, von dem die Engländer sagen, Gott habe dreierlei Geschöpfe gemacht, Menschen, Thiere und Harweys. Alle Weiblein, hungrige Stutzer und halbgelehrte Abbati waren ihr Echo. Man hörte sogar sagen, es könnte leicht möglich seyn, nebst den vielen Kunstschätzen auch den zwölfarmigen Leuchter von gediegenem Gold aus dem Tempel zu Jerusalem an's Tageslicht zu bringen. Leider war dieser längst, nach seiner Zurückkunft von Carthago nach Konstantinopel, zu Münzen verbraucht, und man konnte eben so leicht hoffen, die Ruthe Aarons zu finden, als diesen. — Die Sache wurde nun mit einem Enthusiasmus betrieben, der an Fanatismus grenzte, und schandehalber konnte kein wohlhabender Mann anders, als einen Carat von dieser hoffnungsschwangeren Fischerei zu nehmen. Leider bestand bis jezt aber Alles bloß in Unterschriften und die erforderlichen Summen waren bloß auf dem Papier vorhanden. Die Sache unserer Argonauten blieb bis jezt bei bloßen Worten und leerer Hoffnung. — Endlich erweckte der Herr Hülfe in Israel! Se. Maj. der Kaiser von Oesterreich kam nach Rom. Die wenig interessanten, aber desto mehr interessirten Unternehmer beeiferten sich, Sr. Majestät, als höchstem Kunstprotektor, einen von der beseelten Maschine in größtem Format sauber gestochen und Höchstdenenselben zugeeigneten Kupferstich unterthänigst zu Füßen zu legen; und der huldreiche Monarch that seine milde Hand auf und erfreute die Unternehmer mit einem Geschenk von 1000 Thalern. — Zwar bemerkte sogleich der Kaiser gegen Einen, der bei ihm stand: „Er wisse wohl, daß aus der Sache nichts herauskäme, könne aber als Kaiser schandehalber nicht weniger thun.“ — Man legte zugleich dem Kaiser, der Kaiserin und der ganzen erlauchten Gesellschaft das im Kleinen verfertigte hölzerne Modell der Maschine vor, um die Operation zu zeigen. — Ein Tisch wurde mit Stroh bedeckt und stellte die Tiber vor. Unter das Stroh hatte man kleine metallene Figürchen versteckt, welche die zu finden gehofften Statuen andeuteten. — Die Maschine begann ihr Spiel. Ihre Haken und Krallen fuhren in's Stroh. — Sie suchten links und suchten rechts, und krazten herum die Kreuz und Quer, brachten aber keine Statue her. — Endlich fuhr einer der Direktoren selbst mit der Hand unter das Stroh und schob mit den Fingern die Figur hart vor die suchende Maschine, die sie dann ergriff und empor hob. — Einer aus dem Gefolge des Kaisers machte ihm sehr natürlich die so nahe liegende Frage: „Sie, hobens unterm Wasser auch eine Hand, die die Statuen vor die Maschine schiebt?“ — Nun war Geld vorhanden. Die Unternehmer, mit neuen Kleidern angethan, sah man nun nie anders, als im Wagen fahren, und der Bau eines sonderbar geformten Schiffes begann und stand endlich vollendet und eingesegnet mit der köstlichen Maschine auf seinem Rücken, und alle Welt war voll Erwartung. — Vornehmer und geringer Pöbel stand in Menge am Ufer, Grenadiere schlossen einen Kreis in der Nähe des Schiffes, in welchem die mit Billeten versehenen Honoratiores

und vor allen die vielgeliebten Caratanten, gleichsam in's Heiligthum eintreten durften. Das Jubelgeschrei vieler Gassenjungen, das Knallen einiger abgebrannten Pöller und eine musikalische Bande erhöhten den herzerhebenden Anblick, als diese neue Argo mit den beiden Unternehmern, einigen Tauchern, per evitar ogni possibile pericolo, und der obenerwähnten Dame vom Stapel lief. — Einige Tage darauf nahm die Antikenfischerei ihren Anfang; nun zeigte sich aber bald, daß das mit Erwartung großer Dinge getäuschte Publikum an der Nase herumgeführt und die Theilnehmer schändlich betrogen waren. Von Ponte rotto bis nach Ripa grande war das Flußbeet bereits durchwühlt, aber außer antikem, das heißt klassischem Schlamm (kam er nicht von klassischem Boden?) und viel modernem fand man — Nichts! — Die Unternehmer suchten nun, um nicht gänzlich zum Gespötte zu werden, Hülfe bei etwas gröberem Betrug. Einen Monat früher, als ihre Operationen begonnen, hatte der Guardiano von Ponte Salaro, bei Castell Giubileo, der Gegend des alten Fidenä, einen antiken Marmor mit einer langen Inscription gefunden, den er, weil er in Gefahr war, in den Fluß herab zu rollen, mit Stricken an die festen Pfähle einer Befriedigung fest band. Die industriösen Fischer, die wahrscheinlich durch vorüberfahrende Schiffer davon Nachricht erhalten, erklärten, wahrscheinlich nach selbsterfundenem Strandrecht, den Marmor für gute Prise. Sie fuhren in der Nacht stromaufwärts in jene Gegend, hoben den schweren Stein ab und versenkten ihn bei Ripa grande, um Tags darauf der Maschine Beschäftigung zu geben. — Sie wußten aber leider nicht, daß der Guardiano, auf Anrathen eines Jägers, der Antiquitäten-Commission in Rom Anzeige von seinem Fund gemacht hatte; eben so wenig wußten sie, daß diese Commission sogleich an Ort und Stelle gefahren, den mit Stricken befestigten Marmor besichtigt, und der Abatte Fea, der ein Mitglied dieser Commission war, eine Abschrift von der Inscription mit nach Rom genommen hatte. — Die Gefährden des Phineus konnten bei Erblickung des Hauptes der Medusa nicht versteinerter gestanden haben, als diese beiden Schächer, da nach Herausziehung des Marmors, von dem sogleich in Rom in die große Posaune gestoßen ward, ihnen der Abbate Fea, dieser verhaßte Fea, den groben Betrug mit den Prädicaten Ladri, Birboni, Scrafignatori, Felloni in etwas ernsthafter und verständlicher Sprache vorhielt, und die eben den Fluten entrissene Inschrift, die er früher an Ort und Stelle abgeschrieben hatte, vorzeigte. — Warum einer Schrift, die Fea zur Entlarvung dieser Betrüger wollte drucken lassen, die Erlaubniß öffentlich zu erscheinen von der Regierung abgeschlagen worden, ist eher zu vermuthen, als genau zu bestimmen."

Da gesunde Schriften über die Kunst in unserer kunstkranken Zeit selten sind, können wir uns nicht enthalten, noch ein wenig bei dieser Schrift zu verweilen und noch Einiges mitzutheilen, was nicht bloß Rom, sondern auch Deutschland angeht. Herr Koch spricht sehr beherzigenswerthe Worte über den kostspieligen Unsinn unserer Kunstakademien. „Da die Kunst mit Geist und Leben blühte, als noch lebendige, auf Nationalität sich gründende Ideen ihre Seele waren, und im Reich der Freiheit selbst in kleinen, aber großgesinnten und wohlhabenden Städten und Völkern wuchs, da waren keine Kunstakademien, sondern bescheidene Kunstschulen, nicht in großem Ueberfluß, wie die unbescheidenen unserer modernen Zeit, weil die kunstschöpfende Kraft ein seltenes und theueres Geschenk der Gottheit ist, und es war den Heloten nicht erlaubt, sich mit den Lorbeern des Parnaß zu schmücken. Der Verfall der Kunst gebar die Akademien, die sich durch das Ersterben der Kunst und ihrer positiven Basis vermehrten. Es ist kaum eine ansehnliche Stadt in Europa, die sich nicht blähte und rühmte, eine Akademie der Kunst zu besitzen; ja selbst in der neuern Welt, in dem ehemaligen Tenochtitlan, der Vaterstadt des Huitzilpochtli, selbst dort findet sich eine Kunstakademie nach Mengs'schem Geschmack. Und was haben alle diese zahllosen, für ihre Nichtigkeit zu kostbaren Anstalten wohl zu Tage gefördert? Wo sieht man von ihnen etwas Anderes, als höchstens erbärmliche Kleinigkeiten: Porträte, Stammbuchblättchen mit Vergißmeinnichtswürdigkeiten, Stundengeber und dergleichen Schofel? Was könnte man mit dem, was diese Siechen-Anstalten kosten, nicht Alles leisten, wenn nicht der absolute Geistesbankerott absolut behördenmäßig regierte und mit despotischer Schwachheit Alles umschleimte. Etwas Großes, wirklich Geschaffenes wird nicht sichtbar in diesen Akademien, nur Legionen sich Künstler Nennende kriechen als Ernte jener schlechten Saat hervor, um nach langer Erwartung einer Professor- oder Direktorstelle neue Opfer der ästhetischen Schwindsucht für Nichts und wieder Nichts zu erziehen. — (Nicht zu leugnen ist, daß man, namentlich in München, im Verhältniß zu unserer Zeit, die Kunst großartig zu heben sucht; aber freilich erblicken wir die Beförderung nicht sowohl in der Erweiterung des akademischen Kunstinstituts, als in der Art, wie man die Künstler beschäftigt, und daß man sie beschäftigt, wodurch allein wahre Meister und wahre Schüler der Kunst gebildet werden können.)"

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 61. Montag, 15. Juni 1835.

Werke über Italien.

5) Moderne Kunstchronik. Briefe zweier Freunde in Rom und der Tartarei über das moderne Kunstleben und Treiben; oder die Rumfordische Suppe, gekocht und geschrieben von Joseph Anton Koch in Rom. Karlsruhe, Velten, 1834. 8. S. 112.

(Schluß.)

Weiter sagt Herr Koch: „In diesen Akademien oder Kunst- und Schönheitsschulen herrscht ein Despotismus, der nichts Anderes in das Gehirn der Schüler kommen läßt, als was man alle Tage gewohnt ist zu sehen. Das geistlose Zeichnen nach Gyps und Modell dauert Jahre lang, nicht einmal der Natur getreu, sondern mit einer abstrakten Schönheitsmanier, durch welche alle Charakteristik vernichtet wird, so daß, wenn tausend Gestalten gezeichnet werden, doch alle wie aus einem Modell geformt erscheinen, so daß der Petrus von dem Jakobus, der Achill von dem Ajax und der Tamerlan von dem Bajazet auf keine Weise zu unterscheiden sind. Solch leeres Machwerk ist gut betitelt, wenn man es akademisch nennt, und diese Leerheit ist auch das Kunstmonopol, welches heißt: „bis hieher und nicht weiter.“ In vielen dieser Kunstlaternen sind auch Komponirzimmer, in welchen die Jungens, nachdem sie sechs bis sieben Jahre mit verschiedenen Fertigkeiten sind gequält worden, ihrem Genie, wenn zu ihrem Unglück sie welches haben und solches unter der Schulung nicht zu Grund gegangen ist, den Zügel schießen lassen könnten, wenn die dabei angestellten Professoren nicht gehörig wachten, daß das komponirende Genie nicht über die akademische Schnur haue. Allein das größte Uebel dieser Akademien ist nicht nur die geistige, sondern auch die zeitliche Zugrundrichtung ihrer Zöglinge, die Bettelarmuth, die Lakaienschaft und alles Niedere, was die Nothdurft erzeugt; und obgleich dieser Akademien und Kunstschulen so viele sind, so hat doch die Welt noch nicht genug daran, will Alles akademisiren. Besonders glauben die Fürsten, es gebreche ihrem Staate eine Zierde in Ermangelung einer solchen heillosen Anstalt. Ein König wollte jüngst, auf Zureden Einiger, so sich festzusetzen gedachten, auch ein solches Institut errichten und einen gewissen Maler Guardian als Direktor dabei installiren. Guardian aber, obgleich in Nothdurft lebend, gab, alles Wohlleben verschmähend, der Ehre und seinem Gewissen mehr Gehör, als seinem Magen. Er schrieb einen höflichen Brief an den König, worin er sich entschuldigte, indem er an Erzeugung noch mehreres Elends und größerer Armuth in der Welt keine Schuld haben möge, mit dem Bedeuten, daß des Gesindels

ohnedies ſchon zu viel ſey. Dem Himmel ſey es gelobt, geprieſen und gedankt: dieſes Kunſtneſt unterblieb."

Je ſeltener ſolche Anſichten ausgeſprochen werden, weil man fürchtet, geſchmacklos zu erſcheinen, um ſo mehr verdienen ſie Dank. Ja, es iſt wahr und es war längſt auch unſere Ueberzeugung, daß dieſe Abrichtung zur Kunſt, weit entfernt einem Staate Ehre zu machen, nur zur Verhunzung der Kunſt, zur Stümperei, Manierirung und zum zeitlichen Nachtheil der Künſtler ſelbſt gereichen könne. Das Kunſtgenie wird geboren, niemals erzogen. Die Erziehung mittelmäßiger Talente aber iſt immer ein Mißgriff, ja ein Verbrechen gegen die Kunſt, wie gegen den armen Künſtler, der etwas Rechtes hätte werden können, wenn man ihn nur nicht zur Kunſt hätte abrichten wollen. Wenn ſchon die Wiſſenſchaft, ſobald man ſie akademiſch, zünftig bevogtet, nothwendig verdumpft, ſklaviſche Nachbeterin wird und nur durch freie nichtakademiſche Geiſter wieder belebt und erfriſcht werden kann; wie viel mehr muß dies nicht von der Kunſt gelten, deren Formen einem ſklaviſchen Zwange weit mehr ausgeſezt ſind, als Gedanken und Worte der Wiſſenſchaft! Wohl ſind viele große Genien in die Akademien hineingegangen; aber nie iſt eins herausgekommen. Was je an einem Gelehrten oder Künſtler Großes war, das iſt auch immer Frucht ſeines eignen Genies oder ſeiner anderweitigen Welterfahrungen geweſen, nie die Frucht akademiſcher Abrichtung, aus deren Banden ſich vielmehr jeder ſtarke Geiſt ſo früh als möglich befreit.

Ueberlaßt die Kunſt nur denen, die dafür geboren ſind! Sie werden Anfangs vielleicht mit dem Schickſal ringend, ſich dennoch durcharbeiten, und es wird nie an Talenten dafür fehlen. Aber der Staat miſche ſich nicht in das ſtille, heilige Walten der Kunſt; er maße ſich nicht unter dem Vorwande, ſie zu unterſtützen, eine drückende Tyrannei über ſie an, die ihre Freiheit lähmt durch akademiſche Uniformität, und das natürliche Wachsthum ihrer wahren Talente hemmt und unterdrückt durch die abſichtliche Ausſaat und Anpflanzung von Unkraut, von ſchwachen, mittelmäßigen, krankhaften, erkünſtelten Talenten.

An einer andern Stelle ſagt der Verfaſſer: „Die alte Kunſt hatte ihre Wiege in der Freiheit, in den Republiken, in dem Patriotismus wohlhabender, nicht ausgeſogener Bürger, das bezeugt die Kunſtgeſchichte der Chriſten und Heiden, bis auf eine einzige Ausnahme; ſelbſt in den modernen Republiken wollen, Gott ſey's gedankt, keine Kunſtakademien Fuß faſſen. Die Schönheit und Großheit der Kunſt kann durchaus keinen Behördenzwang und Bettelarmuth ertragen, ſondern Wohlhabenheit, Launen und Frohſinn ſind ihre Luſt; wer das nicht glauben will, der ſehe die Ueberreſte von Griechenland, Florenz, Nürnberg und Köln ꝛc. Fürſtliche Höfe haben immer nur genaſchet, was auf dem kunſtgemeſſenen Boden in Freiheit ohne Verſchönerungs-Commiſſion gewachſen war."

Am Schluſſe des Werkes überblickt der Verfaſſer die Geſchichte der Kunſt ſeit dem Mittelalter. „Aus kräftiger Zeit und ihren zum Theil noch erhaltenen, obſchon in Vergeſſenheit gerathenen Kunſtwerken ſiehet man noch Dome und Kirchen, ſowohl gothiſche und byzantiniſche, als mauriſche, je nach dem Charakter des Gebäudes bemalt oder mit Bildnerei verſehen, das nämliche Prinzip vom untheilbaren Zuſammenhang dieſer drei Künſte, als wären ſie von einem Schöpfer für die Mit- und Nachwelt hingeſtellt. Von da an, wo ſich dieſe drei Künſte von einander anfingen zu trennen, kann man ſagen, daß ſich die bildende Kunſt ihrem Verfall nahete und charakterlos wurde, obgleich ſich noch große Meiſter in dieſer Trennung bewegten. — Cimabue und Giotti, als Wiederherſteller der Malerei, folgten dem Typus der Kunſttradition mit mehr Leben und Kunſtfertigkeit, und mit ihnen ihre ganze Schule, die man die Schule des Giotti nennen kann, bis zum Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, wo Maſaccio einen andern Weg zu verfolgen anfing und den poetiſchen Ideenflug durch Darſtellung des Wahren, Natürlicheren und Alltäglicheren mäßigte; dieſes Natürlichere gewährt ihm eine Art von Liebenswürdigkeit, ſie war aber der Majeſtät des Giotti nicht ganz willkommen. — Duccio, Taddeo Gaddi, Simon Memmi, Orgagna waren dem chriſtlichen Kunſttypus mehr getreu und begeiſterter als dieſe liebenswürdigen Naturmaler. Giovanni da Fieſole war ein mächtiger Widerhall derjenigen Kunſt, ſo wie ſie Giotto intonirte, ein Freund der himmliſchen Grazie. — Seine Gemälde ſind Gebete, Zeugen erhabener Frömmigkeit! — Soll es jemals möglich geweſen ſeyn, die Freuden des Himmels verſinnlicht zu ſehen, ſo findet man bei ihm die Pforten des Paradieſes geöffnet. — Wenn der Schule des Maſaccio, im Vergleich mit obigem, das Majeſtätiſche des alten Kirchenſtyls mangelt, ſo gibt ſie die Redlichkeit, die edle Einfalt und die Ehrbarkeit, daß man mit großem Vergnügen vor den Gebilden der lebensluſtigen Welt des Benozzo Gozzoli verweilt, und ſich in Anſchauung derſelben eines ſchuldloſen und fröhlichen Lebens erquickt. — Benozzo, Ghiberti, Fra Filippo Lippi, Ghirlandajo, Paul Uccello erheben das häusliche, nationelle Leben ihrer Zeit und paaren dieſes mit Frömmigkeit und religiöſem Sinn. — Dieſe Kunſt des fünfzehnten Jahrhunderts iſt des Preiſes werth wegen ihrer ungeheuchelten Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, eben ſo die alte deutſche und niederländiſche Schule, wo beſonders Van Eyck dem erhabenen Kirchenſtyl huldigte. — In

diesen Zeiten war nichts positiv Schlechtes, worin sich das Volk vergaffen konnte, zu erblicken, wie dieses in moderner Zeit, bei Ausbildung sentimentaler, armseliger und siechhafter Kunstwaare und der Verbildung der Schönheitsklügler und der zum Eintreten würdigen, schiefbeinigen Kunstgelehrsamkeit so oft der Fall ist. — Bei Leonardo da Vinzi, Raphael und Michel-Angelo sehen wir die alten patriarchalischen Gestalten der biblischen Urzeit und die Schule des Giotti wieder auferstehen, mit mehr Fertigkeit und technischer Kenntniß, als ihre obigen Vorgänger. Die Malerei war auf ihrem höchsten Punkte, fing aber schon bei Lebzeiten dieser großen Meister zu sinken an. — Die Deutschen bauten noch im gothischen Style und Geschmack, die Italiener aber verließen diesen im fünfzehnten Jahrhundert, verachteten solchen und hielten ihn für barbarisch; in der Zeit, zu welcher die Malerei ihren höchsten Gipfel erreicht hatte, wobei sich aber, auch schon bei den besten Meistern, eine Abtrünnigkeit vom alten architektonischen plastischen Sinn zeigte. Den durch die Abweichung vom gothischen Styl eingetretenen Verlust ergänzten die Italiener durch einen Baustyl, welcher entstanden war durch vernünftige Anschauung der alten Denkmäler, durch Vereinigung derselben mit einem den eigenthümlichen Bedürfnissen und Ideen gemäßen Style, ohne servile antiquarische Gelehrsamkeit damit zusammen zu mischen. Ei! was würden Brunelleschi, Bramante, San Gallo und Andere bei Erblickung moderner Architektur all Antico sagen? — Da sind zum Eintreten mit Augen verletzenden Farben angeweißte Schächtelchen, durch jämmerliche Langeweile elend zusammen gestoppelt. O! wie ungeschickt sind hier jonische und dorische Säulen angeflickt! — Die Peterskirche ist mit allen Geschmacksarten der modernen Ausschweifung nachfolgender Jahrhunderte überladen, und geschändet mit den schlechtesten Auswüchsen des verdorbenen Geschmackes in der Malerei und Bildnerei, wo man ganz historisch die Betrunkenheit und Ausartung der späteren Kunst zu sehen bekommt. — Der Charakter in der Architektur artete nachher immer mehr und mehr aus, er wurde überladen mit schwülstiger Pracht und noch schwülstigeren Formen und Verzierungen; Borromini und Bernini wetteiferten hierin, jedoch sind die Werke des Letzteren immer noch Wunder einer, obschon fieberhaften Phantasie, im Vergleich mit den Bauwerken der antiquisirenden modernen Architekten mit ihren einförmigen, phantasie- und charakterlosen Käfigen-, Kirchen, Wacht-, Zucht-, Schwitz-, Kauf- und Ständehäusern, angestrichen mit der augenblendenden Lakaifarbe der Mode und Modernität. — Die Bildnereien des Algardi, Fiamingo; die Malerei selbst der Caracci, des Pietro da Cortona stimmen mit der Architektur des Bernini überein. — Als die Baukunst immer noch mehr in Verfall gerieth, blieb dennoch immer eine Art von Uebereinstimmung mit den andern Künsten und der Denkart und Sitten der damaligen Perrückenwelt. — Da erblickt man ein buntartiges Gemisch scheinbarer Symmetrie und Anordnung; aus Kuppelgesimsen strecken neblicht gefärbte Menschengestalten verkürzte Arme, Füße und Hände herunter und sind mit nicht architektonischen Schnörkeln umwunden. Die Statuen haben fliegende Gewänder, als wären sie im Flug zu Stein geworden, und doch paßt Alles zusammen, weil ein schlechter Kunstsinn mit guten Spolien vermischt nicht durchging."

„In dieser aller Kunst und Schönheit widerstrebenden Zeit kam die Kunstliteratur immer mehr in den Gang; diese unvernünftigste unter allen Literaturen glaubte, ohne ihre Klugheit gäbe es kein Heil und keinen Segen für den guten Geschmack. Das moderne Aufleben der schönen Künste kann nur in verschiedenen Zeitperioden der Mode begriffen werden, nicht so die alte Kunstzeit, welche einfach und schlicht zu begreifen ist. — In unsern Zeiten sind Schönheit und Kunst kein Bedürfniß mehr oder im nothwendigen Zusammenhang mit dem Leben, daher hat jeder Jahrgang eine andere Ansicht; höchstens sitzt die alte Knasterschaft auf Regeln eines halben Jahrhunderts. — Die leichtfertige Jugend will alle Tage den Pegasus mit allen Einfällen der leichtfertigen Mode liebkosen, um sich empfänglicher für das Schöne und Gute zu machen; das Uebrige wird dem reellen Leben, welches mit Philosophie und Kunst keine Gemeinschaft hat, geschenkt. Das Wunderbarlichste bei diesen Perioden und Zeiträumen ist, daß jede nachfolgende dieser Zeiten die vergangene als läppisch, lächerlich, infam, nichtswürdig und verächtlich findet, da doch keine ein Haar besser als die andere ist. Die Perrückenzeit hatte noch einen gewissen Anstand und Ernst, eine gewisse Art von Solidität und sogar ein prachtvolles Aussehen. Die Plastik und die architektonischen Verzierungen des Ritter Bernini haben große Aehnlichkeit mit den Perrücken, deren Erfinder er auch seyn soll. — Wahrhaftig, in der Perrücke ist noch eine Art Würde und ein gewisser Anstand."

„Die Haarbeutel- und Zopfzeit sah mit Verachtung auf ihre Mutter, die welleuförmige Perrückenzeit, herab, in welcher doch noch einige Reste von Handpraktik ihr Fortkommen fanden. Der Haarbeutel- und Zopfzeit war es aufbehalten, durch das Aufwühlen alter Erde und Koth etwas aufzufinden, um darzuthun, daß man mit einem Sprung der Barbarei entlaufen, und im Schönen, Vortrefflichen und Guten so merklich vorwärts

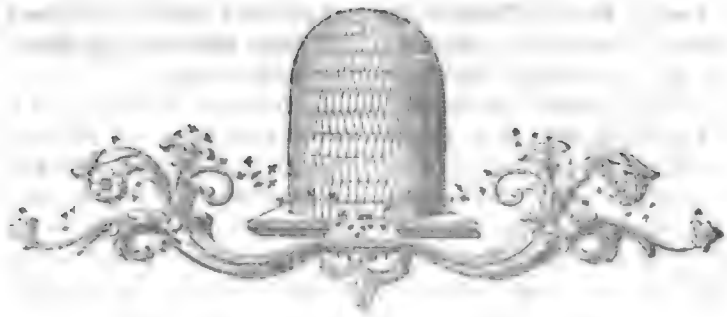
geschritten sey, daß man hätte glauben sollen, die Welt habe bis dahin nichts Raisonnables zu Gesicht bekommen und liebgewonnen. Wie in der Art sich zu kleiden, so schritten diese Zeiten im Leben, in der Kunst, in der Literatur und besonders in der Religion vorwärts; was der vergangenen Zeit noch ehrbar und kräftig war, erscheint der gegenwärtigen als dumm, verächtlich und ungeschickt, also daß die vergangene und deren verwelkte Attribute nur noch als Carnevalspossen zur Belustigung des Pöbels dienen. — Die übermüthigste, klugtollste dieser Zeiten ist die Brutus- und Titusköpfzeit. Die Weiber und Jungfern, auch Mamsells genannt, schoren ihre Köpfe gleich denen der römischen Konsuln, denn das Sanskülotten-Regiment war dem Zopf und Haarbeutel zuwider. Die Haarkräusler verloren ihre Nahrung und waren natürlich ganz gewaltig über solch revolutionäres Regiment aufgebracht. Die bildende Kunst machte, besonders aber in Frankreich, die politischen Grimassen und Konvulsionen nach. Diese Zeit schauete der vergangenen lachend und hämisch spottend nach, in der festen Meinung, eine Klugheit erfunden zu haben, welche früher nie auf Erden anzutreffen gewesen; das Alterthum wurde politisch und artistisch durchwühlt und durchstänkert, um der Geschmacksfülle aller Art Genüge zu leisten. — Die Titus- und Brutuskopfzeit konnte nicht mehr länger Stich halten und mußte der Frack- und Kravattenzeit, welche dieselbe ist, in welcher wir Athem schöpfen und schnaufen, Platz machen. Diese Frack- und Kravattenzeit gibt der menschlichen Gestalt ein miserables, schneiderhaftes Ansehen; leicht geflügelt, wie eine Heuschrecke zu einem Luftsprung um die Wette mit einem Floh, sieht der Bursche aus, wenn er noch jung ist; in gesetzten Jahren und reiferem Alter, besonders bei einiger Korpulenz des Leibes, bekommt die menschliche Gestalt etwas Krötenartiges, weil der Wanst zu viel Uebergewicht über die übrigen Theile des Körpers bekommt, vermittelst der kargen, aus Fetzen zusammengeflickten, eines Mannes unwürdigen Körperbedeckung; Julius Cäsar würde sich geschämt haben, in einer solchen, allen Anstand schändenden Kleidung auf dem Kapitol zu sterben: er bedeckte sich mit seiner Toga, um mit Würde und Anstand unter den gegen ihn gezückten Dolchen hinzusinken. — Wie das Gesicht und der Schädel von dem innern Menschen Zeugniß geben, so auch der Geschmack sich zu bekleiden; alles Uebrige ist demselben ähnlich; so ist die moderne Architektur, alle Diebstähle aus der Antikenwelt abgerechnet, dennoch ganz Frack. Die architektonischen Verzierungen stehen an den Gebäuden kravattenartig. Zu modernster Kleidung, Bedürfniß und Sitte passet keine andere, als eine jämmerliche, neumodische, unter kantonspflichtigem Regelzwang sich krümmende Kunst, und dennoch werden einige Orte, wo die Kunst auf diese Weise vegetirt, mit Korinth und Athen in Parallele gesetzt."

In diesen komischen Uebertreibungen ist sicher viel Wahres. Das Urtheil der Nachwelt über unsre Perrücken, Zöpfe und Haarbeutel, Titusköpfe, Fracks und Kravatten wird nicht viel anders ausfallen. Die Zeit der Unnatur kann ihrer Verurtheilung nicht entgehen.

Merkwürdig ist, daß man gerade in dieser Zeit, in welcher man die inwendige Häßlichkeit nach außen kehrte und durch ausstudirt abscheuliche Moden den an sich schönen Körper dem häßlichen Geist ähnlicher machen wollte, daß man gerade damals einem Traumbild des Schönen in der Ferne nachjagte. Man liebte die Majestät der antiken Nacktheit und die romantische Schönheit der mittelalterlichen Volkstrachten am meisten, indem man selbst sich auf das Affreuseste anzog. Man liebte die alte und fremde Malerei am meisten, indem man selbst nicht malen konnte. „Zur Zeit Raphaels und des großen Michel-Angelo herrschte die armselige Meinung nicht, daß man sich nur in Rom zum Künstler bilden könne. Weder Albrecht Dürer, noch Van Eyck, noch Correggio, Paul Veronese und Titian hatten, so viel uns bekannt ist, ihr Wissen und ihr unsterbliches Kunstvermögen aus Rom, und außerdem noch eine große Menge anderer Künstler, welche Talent und Geist genug besaßen, um in ihrem Vaterlande vortreffliche Werke zu Stande zu bringen. — Je mehr die heimathliche Geistesarmuth sich verkündete, um so fester war man überzeugt, Rom sey allein im Stande, die leeren Köpfe auszumöbliren, und so kam erst nach dem Verfall der Künste das ästhetische nach Rom Wallfahrten der Kunstschmeckerei. Das Kunstgeschreibsel und dies krämermäßige Taxiren der vorzüglichsten Kunstwerke kam immer mehr und mehr, desto seltener aber ein gesundes Capo d'Opera in den Schwung."

Vieles, vielleicht das Beste aus dieser Schrift habe ich nicht angeführt, weil die Sprache etwas zu derb ist und sich solche Stellen besser im Buche selbst nachlesen, als nachschreiben lassen. Ohne Zweifel wird mancher prude Kunstschwätzer ihm diese cynische Sprache zum Vorwurf machen; aber sie erklärt und rechtfertigt sich durch das Extrem, durch welches sie hervorgerufen wurde. In der That, wo Alles in der Kunstschreiberei wie in einem Vorzimmer Goethe's leise tritt, flüstert, düftelt, faselt und vor Respekt und Zartthun und affektirter Wichtigkeit sich nicht zu lassen weiß, da gehört ein echter derber Satir hinein. Gegenüber diesem vornehm thuenden akademischen Pöbel kann ein ehrlicher Mann nie genug grob seyn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 62. Mittwoch, 17. Juni 1835.

Werke über Italien.

6) Rom im Jahr 1833. Mit einem Grundriß der Stadt Rom. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1834. 8. S. 207.

Mehr als irgend ein anderes Werk dürfte dieſes den Reiſenden belehren, was er von Rom zu erwarten hat, und ihn in dieſer Stadt ſelbſt orientiren, wenn er ſich länger daſelbſt aufhält. Das Buch iſt das Reſultat langjähriger Beobachtung von Seiten eines Mannes, der Gelegenheit und Neigung hatte, alle Stände vom höchſten abwärts genau kennen zu lernen. Daher iſt ſeine Schilderung der Sitten und Gewohnheit des modernen Römers vortrefflich und von frappanter Wahrheit. Er hat aber ſeinem Buch noch durch Berückſichtigung vieler Dinge, welche die Reiſebeſchreiber ſonſt gewöhnlich über der Kunſt und den Alterthümern zu vergeſſen pflegen, z. B. Verwaltung, Handel, Gewerbe, Ackerbau ꝛc., einen eigenthümlichen Vorzug anzueignen gewußt.

Das Ganze zerfällt in einzelne Tableaux. Zuerſt zeichnet der Verfaſſer die Geſtaltung der Stadt, d. h. die Lage und Ausdehnung des neuen Rom in Vergleich mit dem alten; dann analyſirt er unter der Rubrik „Einwohner" die verſchiedenen ältern und neuern Elemente der Bevölkerung, und beweist, daß dieſelbe faſt durchaus, mit einziger Ausnahme gewiſſer Klaſſen des noch echt klaſſiſchen Pöbels, ſpäter eingewandert ſey. „Die Mehrzahl der Geſchichten römiſcher Familien lauten ungefähr ſo: Der Urgroßvater iſt eingewandert, hat geſpart und iſt reich geworden; der Großvater hat den Stuzer — Paino — machen wollen, und Alles verthan; der Oheim Canonicus hat der Mutter beigeſteuert, jezt bringen wir uns durch, ſo gut es gehen will." Ueber den Handel, die Gewerbe, wird manches Intereſſante beigebracht. „Daß Rom einen nicht unbedeutenden Handel treibe, iſt wenigen Reiſenden in den Sinn gekommen. Rom verbraucht ſehr viel vom Eingeführten ſelbſt, und in guten Zeiten unglaublich viel, beſonders an Zucker, Kaffee und Manufakturwaaren. Es verſieht überdies einen bedeutenden Umkreis, und mittelſt des Schmuggelns einen Theil des Königreichs Neapel. Was es von oben auf der Tiber bezieht, Holz, Kohlen, Wein und Getreide, wird am Hafen von Ripetta aus- oder umgeladen. Sonſt geht das Meiſte durch Fuhrleute oder Säumer in's Innere. Der Transport iſt theuer und die Zeit der Ankunft ungewiß. Der Mangel an Verbindungsmitteln, die fehlerhafte Anlage einiger beſtehenden Straßen, die Eigenſchaft der Pferde, daß ſie gut laufen, aber ſchlecht ziehen, die Plackereien mit Mauth, Päſſen ꝛc. bringen eine ganz unglaubliche Ungleichheit in den Preiſen

auf kleine Entfernungen hervor, und die Ernte sammt den Preisen erzeugt zuweilen eine Vermehrung oder Verminderung der Nachfragen, welche in jedem andern Lande unglaublich scheinen muß, sich aber durch den Charakter des Volks erklärt, welches genießen will, was es hat, leidet, was es kann, keine Kapitalien sammelt, weil der Besitz keine Gewähr hat, aber auch in schlimmen Zeiten zwar hungert, aber selten verhungert." Vom Landbau heißt es ferner: „Der Ackerbau hat eine sehr alte und für ihre Zeit treffliche Gesetzgebung, welche aber schon für sich Einführung von Neuerungen hindern würde, wenn nicht andere Ursachen vorhanden wären, welche selbst berufene Tadler anerkennen müssen. Diese sind vorzüglich der hohe und schlechte Taglohn, der in dem Verhältnisse im Preise steigt, in welchem die Lebensmittel wohlfeiler werden; die schlechte Luft, welche jede viel Handarbeit erfordernde Kultur unmöglich macht; die ungeheure Ausdehnung der Güter, das Herabdrücken der Preise durch Schwindler, die wucherischen Zinse und die Beschaffenheit der Justiz. Rechne man noch hinzu, wieviel von den Armen, welche unter dem Vorwande, Cichorien zu sammeln, auf die Güter kommen und stehlen, entwendet oder muthwillig verdorben wird; welchen Kampf man mit unwissenden meuterischen Taglöhnern zu bestehen hat, die man oft mit vorgehaltenem Gewehre zu Verrichtung ihrer Arbeit anhalten muß; den Mangel an aller Bequemlichkeit in den Gehöften und die schlechten Verbindungsmittel: so wird man eher versucht seyn, den Muth derer zu bewundern, welche das Geschäft auf alte Weise fortführen, als sie zu tadeln, daß sie keine Verbesserungen vornehmen, deren Pferde-, Rindvieh- und Schafzucht, landwirthschaftliche Geräthe und Gebäude allerdings sehr bedürften. Je rauher, härter und bäurischer die Pächter sind, desto besser fahren sie; den wissenschaftlich gebildeten ist es meist schlecht ergangen." Direkt von Seiten der Oekonomen selbst läßt sich da freilich nicht helfen. Nur mittelbar durch Reorganisation des ganzen Gemeinwesens kann Italien wieder auf die alte Höhe seiner Agrikultur gebracht werden. Freilich, wer nur einen Begriff von National-Oekonomie hat, kann nicht ohne Schaudern durch das schöne Italien reisen, das in seinem Boden so viel mehr todte, als zinsentragende Kapitale hat.

Indem der Verfasser vom Adel spricht, nennt er die wenigen noch übrigen alten Familien Roms, die ohne politischen Einfluß dahinvegetiren. Einen Mittelstand hat Rom eigentlich nicht in unserm Sinn. Der Beamte, Advokat, Arzt, Kaufmann steht dem Adel, der Gewerbsmann dem Bauer zu nahe. Die Advokaten spielen eine große Rolle, wie in jedem willkürlich und nachläßig regierten Staate. Die Aerzte, denen man gewöhnlich nicht viel zutraut, werden vom Verfasser gelobt, und vielfache Erfahrungen haben ihn belehrt, daß im Lande selbst römische Aerzte den ausländischen immer vorzuziehen seyen.

Von den Alterthümern ist hier nur im Allgemeinen die Rede. Der Verfasser beweist, daß die Zerstörung derselben weit mehr ein Werk der Römer selbst in Friedenszeiten, als der nordischen Barbaren in Kriegszeiten gewesen ist, und daß insbesondere in den lezten Jahrhunderten noch sehr viel verdorben oder gänzlich zertrümmert worden sey. Sehr richtig sind auch seine Bemerkungen über die verkehrte Methode, der man bei den neuen Ausgrabungen folgt. „In Neapel, wo auch nicht Alles gerade geht, wie es gehen sollte, gräbt man doch wenigstens da nach, wo man sicher ist, etwas zu finden, nicht da, wo man beinahe gewiß ist, nichts Anderes zu finden, als was die Plünderung eines den Herrschern wegen des Andenkens an alte Freiheit vorzüglich verhaßten Viertels nach vielen Jahrhunderten den Kothfuhren zum Bedecken überlassen hat. Warum gräbt man nicht lieber bei Porto d'Anzo, wo der belvederische Apoll, der borghesische Fechter, die Mithridatesvase gefunden wurden? warum nicht am Gelände von Tivoli, in Präneste, in Ostia?" Nichts kann einleuchtender seyn.

Nach einem kurzen Kapitel über den Buchhandel, der in Rom natürlich nicht blühen kann, folgt eine ausgezeichnete Schilderung der nationellen Physiognomie der Römer und Römerinnen. „In keiner Stadt der alten Welt ist der echte Kern, der Mittelstand, an welchen sich nach oben und unten die übrigen Klassen der Gesellschaft anschließen und welcher die physiognomischen Eigenthümlichkeiten am reinsten darzustellen pflegt, weniger vorhanden, als in Rom. Und dennoch geben Klima, Lebensweise, Erziehung ein Etwas, welches auch Fremden sich anhängt, die nach den Jünglingsjahren ihren bleibenden Aufenthalt in Rom nahmen. Wir wollen versuchen, es deutlich zu machen. Ein forschender feiner Blick, welchen häufig ein Zug von Schalkheit begleitet, der Ausdruck anerzogener Höflichkeit gegen Jedermann, verbunden mit einer gewissen Würdigkeit, findet sich allgemein bis in die untern Stände verbreitet, und an ihn schließt sich eine kräftige Derbheit, das scharfe, noch unabgegriffene Gepräge der Sinnlichkeit und unbezähmten Persönlichkeit. Die fetten Männer gehören alle, die fetten Weiber — deren sehr viele sind — meistens dieser Klasse an, aus welcher jedoch viele durch Thätigkeit, Glück oder Ränke sich in die höhern Stände hinaufschwingen, und sich sehr leicht in deren Ton und Haltung zu finden wissen; so lange nicht eine Leidenschaft die Bestie in ihnen losläßt. — Ueber die römischen Frauen ist von allen Reisebeschreibungen Vieles und viel Unrichtiges geschrieben worden. Sie haben in der Regel sehr modellirte Züge; Augen, Haare und Zähne, welche

man ſich nicht ſchöner denken kann, beſonders ſchöne Nacken und Arme, aber meiſt zu derbe Füße. Auch behaupten Bildhauer, daß man häufig Hängebäuche auch bei den jüngſten Modellen finde. Was ſie beſonders ziert, iſt, daß ſie eigentlich zwei Geſichter haben. Eines im ernſten, züchtig ſchweigenden Einherſchreiten auf der Straße oder während der Meſſe in der Kirche, ein anderes, wenn ſie anfangen zu ſprechen, wo dann ſogleich eine gar anmuthige Bewegung ſich dem ganzen Weſen mittheilt, und beſonders in Augen und Mund zuweilen ein wahrer Morgen aufgeht. Ferner iſt zu bemerken, daß unglaublich viele, auch viele Männer, einen doppelten Blick haben, eine unmerklich einwärts gedrehte Are der Augen. Hier begreift man, was die Alten mit ihrer doppelt blickenden Venus meinten. Unter den Kindern nordiſcher Väter und römiſcher Mütter findet ſich das ſchönſte Blut, kräftiger Wuchs und lebhafte Farben mit ſüdlichen Formen. Oft findet man hievon ſeltſame Rückſchläge auch ohne Einpaſchung. Die unvermiſcht ſüdlichen Herkommens ſind, bleiben bedeutend unter der Mittelgröße, die Weiber haben häufig Schnurrbärte, welche einen hannoverſchen Huſarenkornet glücklich machen würden, und eine rauhe, für das Figürchen zu ſtarke Stimme. Im Ganzen findet man eine Miſchung der Sabiner- und Campanerphyſiognomie, und wie in dieſen Gegenden wenig ſchöne, aber manche reizende Weiber. Anders iſt es im Latinergebirge und in Umbrien, wo man noch jezt jeden Augenblick auf Köpfe ſtößt, welche dem Perugino geleſſen zu haben ſcheinen."

Ueber das gemeinere Volk ſpricht der Verfaſſer ſich alſo aus: „Der Charakter des gemeinen Volks in Rom könnte füglich mit einem der vielen Weinbergbäuſer verglichen werden, welche Rom umgeben. Die Hauptmaſſe bildet einen Thurm aus den Zeiten des Fauſtrechts, in welchem der Vignerolo wohnte und Nachts die Leiter aufzog. An dieſen iſt eine neuere Wohnung für ſeine Nachfolger und ſind einige Zimmer für den Eigenthümer angebaut, überall Reſte des Alten ſchonungslos benuzt, das Ganze nicht ſymmetriſch, nicht alt, nicht neu, aber maleriſch ſelbſt durch Schmuz und Verfall. — Der Mantel des Römers iſt wie der des Spaniers, wie der Pelz des Magyaren durch das Klima nothwendig geworden, ſonſt möchten die ſandalentragenden Einwohner der Campagna mehr Altrömiſches in der Kleidung haben, wie ſich auch in Phyſiognomie, Charakter und Küche bei ihnen noch mehr Alterthümliches findet, als in Rom. Züge von Blutdurſt und Grauſamkeit, von Todesverachtung und dem höhnenden Uebermuthe, welcher zum Triumphzuge des Feldherrn Spottlieder ſang, findet man im gemeinen Volke noch jezt zur Genüge. Es fehlt nur jene ungeheure Vereinigung aller Kräfte für Einen Zweck, jene eiſerne Gewalt des Vaters, jene Erregung der Einbildungskraft, um auch aus den heutigen Römern treffliche Soldaten zu bilden. Die Franzoſen fanden ſie ſehr tauglich und anſtellig, beſonders für leichtes Fußvolk und Artillerie, aber raubſüchtig und grauſam. Ein Hauptzug des altrömiſchen Charakters, der Aberglauben, lebt in den Nachkommen noch fort, verändert, aber nicht vermindert, durch die Herrſchaft chriſtlicher Prieſter. Mancher, welcher kaum an Gott glaubt, ſchlägt das Traumbuch auf oder punktirt ſtundenlang Pyramiden der Cabbala, um im Lotto zu gewinnen. Gute und böſe Zeichen, beſonders aber das böſe Auge, können bei den alten Etruskern in keinen größeren Ehren geweſen ſeyn, als ſie es noch hier ſind. Gewiſſe Handlungen, z. B. Loben eines Kindes, Anwünſchen einer glücklichen Jagd, bringen Unheil; auch darf man keinen Mönch an der rechten Seite vorübergehen laſſen. Andere Perſonen bringen ſchon durch ihre Gegenwart Unglück, ſind Gettatori, wie das Volk ſagt. Bleiche, unheimliche ſtille Geſichter ſind vorzugsweiſe mit dieſem furchtbaren Fluche beladen, welcher das Motiv zu mehreren Schauſpielen und zum Harfner im Wilhelm Meiſter abgegeben hat. Gegen dieſes Occhio cattivo trägt der Römer ſo gut wie der Neapolitaner das Horn, und macht die bekannte Figur mit dem Daumen zwiſchen Zeige- und Mittelfinger. Dagegen greift der Geſpenſter- und Ahnungsglauben nicht Platz." Wer auch Rom nur ſo lange kennt, als Referent, muß dem Verfaſſer zugeſtehen, daß dieſe Schilderungen ſo wahr als meiſterhaft ſind. Gleich ſehr ausgezeichnet ſind die Kapitel Volkswiz, Gaſſenthum und Romanesco.

Nachdem von den Häuſern, Kaffeehäuſern, Kneipen, Kirchen, Hoſpitälern ꝛc. die Rede geweſen, kommt der Verfaſſer auf die Geiſtlichen zu ſprechen, und auf die eigenthümlichen Sittenzüge, die eine Frucht des weltlichen Kirchenregiments werden mußten. So heißt es von der Dienerſchaft: „Wo die meiſten und erſten Herren unverehlicht ſind, ſpielen die Diener begreiflich eine bedeutende Rolle. Hiezu kömmt noch der Hang der Römer, ſich nicht zu ermüden, und auf alle mögliche Weiſe denen, von welchen etwas zu gewinnen, den Wind abzugewinnen. Wer 12 Scudi monatlich Liedlohn bezahlen wollte, könnte über Nacht 1000 Livreediener anwerben. — Die Kardinäle müſſen vermöge alten Herkommens eine zahlreiche Familia (Dienerſchaft) halten, und bezahlen ſehr wenig Löhnung, wogegen die Trinkgelder deſto mehr eintragen. Dieſe werden in Certi und Incerti getheilt; jene ſind eine Art Taxe bei Urtheilsſprüchen, Beförderungen ꝛc. Zuweilen müſſen die Livreediener einen Theil an die Antecamera und Antecamera nobile abgeben. Die Incerti ſind Trinkgelder nach ſorgfältig reviderten Heberollen, von allen denen erhoben, welche mit dem Brodherrn in Subordinations-, Clientel-, Geld- oder Geſellſchaftsverhältniſſen ſind. Dieſe Heberollen werden ſich wechſelſeitig mitgetheilt, und ein Reiſender

mag die Vorbereitungen zu ſeiner Abreiſe noch ſo heimlich treffen, den Tag vor ſeiner Abreiſe kommen gewiß Alle, welche entfernt ein Trinkgeld verlangen können, um eine glückliche Reiſe zu wünſchen. Auch bei Entbindung der Hausfrau verlangt die Dienerſchaft ein Trinkgeld für das Anſagen.“ Deßgleichen von den Spionen: „Unter einer unumſchränkten Regierung hat das Volk keine andere Waffe wider die Werkzeuge der Uebermacht, als allgemeine Verachtung und Ausſchließung. Dieſe wurden in früheren Zeiten den Polizeiſoldaten (Sgherri oder Sbirri), und werden noch jezt den Spionen in vollem Maße zu Theil. Dieſe ſind wie das Militär unter verſchiedene von einander unabhängige Häupter geſtellt, und zuweilen waltet über Alle eine geheime Kontrolirungspolizei, wie z. B. unter Leo XII., wo ein Hauptmann Cecilia eine dergleichen organiſirt hatte und leitete. Der Staatsſekretär, der Governatore, das Vicariat, die Inquiſition haben jede ihre eigenen Agenten, jeder Mönchsorden beinahe hat etwas Aehnliches. Viele werden mit Ablaß ꝛc. bezahlt; gegen Andere wird ein Kriminalurtheil ſo lange nicht vollſtreckt, als ſie gut dienen; andern wird das Kupplerhandwerk oder eine Farobank nachgeſehen. Mancher verſchafft ſich dadurch eine Anſtellung. Im Ganzen ſind ſie ſchlecht bezahlt und treiben auch ihr Gewerbe mit großer Offenheit. Wenn einige an eine Kreuzſtraße ſich gruppiren, ſo ſtellt der Horcher ſich ohne Weiteres wenige Schritte davon hin. Auf den Kaffeehäuſern ſtellen ſie ſich gewöhnlich ſchlafend. Einmal war eine Geſellſchaft unwillig über einen dergleichen Horcher, welcher ſich in ihrer Nähe hinpflanzte. Laßt mich machen, ſagte Einer aus der Geſellſchaft, und bleibt ruhig! Er ſezte ſich hierauf zum Horcher und ſagte ihm in's Ohr: Was machſt du hier? Gehe in's Kaffeehaus nebenan, ich bin hier! — Das iſt etwas Anderes, ſagte der Spion. Ich wußte nicht — Freilich, entgegnet der Erſte, mache daß du fortkömmſt, ehe ſie ſtuzig werden und ſo geſchah es.“

Wir übergehen die Kapitel Waſſerleitungen, Gartenkunſt, Muſik, Puppenſpiel, Schweizer, Kunſtausſtellungen, Geberdenſpiel, Univerſität, Militär, Gaſthöfe, Schauſpiele, Speiſe und Trank, Klima ꝛc., da es hier zu weit führen müßte, wollten wir in Alles eingehen. Ueber die außerordentliche Geldliebe aber und die damit zuſammenhängende Demoraliſation der Verwaltung müſſen wir, weil ſie recht eigentlich das neue Rom charakteriſirt, die ſchlagendſten Stellen herausheben: „Deus ubique trinus, hic autem quatrinus, ſagt ein altes römiſches Sprichwort, und nennt beſcheiden die kleinſte Münze den Quatrin, welcher aber in Rom nie geſehen wird. Deſto mehr hört man von ihm reden. Es kann darauf gewettet werden, daß das Geſpräch, welches man im Vorbeigehen hört, um Geldgeſchäfte ſich dreht; ſind es Leute in der Jacke, ſo hört man von Bajocchi ſprechen, weiter hinauf von Paoli und Scudi. — Eine Art Handel wird in Rom unglaublich häufig getroffen, welchen man ſonſt in Deutſchland unter dem Namen Judenhandel begriff, nämlich Abgaben von Geſchäften an Andere, unter Vorbehalt beſtimmten Gewinns. So werden Ländereien, Buden, ja Verwaltungsſtellen abgegeben, und gerade dieſe dem Sacrosanto far niente ſo ſehr zuſagende Weiſe iſt die Quelle unzähliger Prozeſſe. Buden werden errichtet mit fremdem Gelde; wöchentlich wird eine beſtimmte Summe, als Wucherzins oder zur gänzlichen Tilgung der Schuld, abgetragen. Da die Geſetzgebung das Zinſennehmen verbietet, ungeachtet der Kurs des 5procentigen Conſolidato jeden Freitag auf der Börſe notirt wird, ſo haben die erfinderiſchen Köpfe viele Auswege gefunden, welche natürlich nicht zum Heile des Schuldners führen. Zwölf Prozent jährlich mit Fauſtpfand in Brillanten oder Schlüſſeln zu Getreideſpeichern ſind etwas ganz Gewöhnliches, und Viele, welche ſich jeden Monat durch die Beichte reinigen, laſſen ſich's gefallen, daß man ihnen drei, ſtatt der empfangenen zwei, zu Rückerſtattung eines unverzinslichen Anlehens verſchreibe. Auch die erſten Banquierhäuſer verſchmähten derlei Geſchäfte nicht, und die öffentliche Meinung brandmarkt den Wucherer hier weniger als anderwärts. Die Pachtungen der Güter werden häufig durch Begünſtigung eines Freundes des Geſchäftsführers erlangt, mit Profit an einen Andern abgetreten; überhaupt iſt man in Rom gewöhnt, Oeffentlichkeit und Mitbewerbung zu vermeiden, was ſich auf alle Geſchäftszweige ausdehnt. — Wie die Geſchäfte der Regierung betrieben werden, davon nur Ein Beiſpiel, deſſen Wahrheit von glaubwürdigen Perſonen verbürgt wird. Dem Pflaſterermeiſter Vitelli, welcher ſich durch Kriechen und Beſtechen nach oben, durch Thätigkeit und Härte nach unten ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, wurde der Zugang zu einem neu ernannten Presidente delle strade beharrlich verweigert. Eines Morgens ſtößt der Kammerdiener des Prälaten nach glücklich beendigter Raſirung ſeines Herrn einen tiefen Seufzer aus, und antwortet auf Befragen, Se. Excellenz könne ihm, dem bekanntlich mit Kindern überflüſſig geſegneten Manne, zwei Doppien verſchaffen, ohne andere Mühe, als einen Fußtritt auf den H. eines Spizbuben. Der Prälat, der den Kammerdiener beſtimmt ſchon wegen des Raſirmeſſers reſpektiren mußte, frägt weiter, und erfährt, daß Vitelli im Vorzimmer ſey, die zwei Doppien verheißen habe, wenn er nur eingelaſſen werde; habe er ſie gegeben, ſo ſey nichts einfacher, als ihn auf obenberührte Weiſe abzufertigen. Der Prälat willigt lachend ein, aber Vitelli ward nicht hinausgeworfen; dagegen fuhr, wie bezaubert, ein ſchöner Stadtwagen mit neuer Livree Sr. Eminenz gleich darauf in den Hof, ihm folgte ein Wagen mit Stallrequiſiten und Futter für ein Jahr, und Vitelli erreichte, was er wollte.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 63. Freitag, 19. Juni 1835.

Werke über Italien.

6) Rom im Jahr 1833. Mit einem Grundriß der Stadt Rom. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1834. 8. S. 207.

(Schluß.)

Ein noch weit ſchlagenderes Beiſpiel iſt die Erhebung der Familie T...., durch eine von der damaligen Regierung geduldete betrügeriſche Fabrizirung von Staatspapieren. Tauſende von Römern gaben ihr Silber gegen Papier. Jeder kennt die Geſchichte, und doch lacht Jeder nur dazu, denn es beleidigt ihr moraliſches Gefühl nicht. Sie laſſen der Schlauigkeit ſelbſt dann Gerechtigkeit widerfahren, wenn ſie die Opfer derſelben ſind. Der Verfaſſer hat dieſes Beiſpiel nicht angeführt, nicht anführen wollen.

Zu den Sünden der Verwaltung gehört namentlich auch das verderbliche Lotto, das nirgends mit ſolcher Leidenſchaft getrieben wird, und die Begünſtigung des Cicisbeats, das die Ehe entheiligt und Männer und Kinder demoraliſirt. „Da die Frauen hier oft Recht behalten, wo es nicht ſeyn ſollte, und neben die unzweckmäßigen, ihnen ſo nachtheiligen Geſetze den ihnen ſo bequemen Gebrauch zu ſetzen vermochten, ſo wird im Theater Alles ſehr beklatſcht, was wider ſie lautet. Ueberhaupt iſt der Italiener oft ein ſehr toleranter, keineswegs aber ein ſehr galanter Ehemann, daher die Römerinnen unweigerlich einen Fremden, beſonders einen Nordländer, als Ehemann oder Geliebten vorziehen. Im Ganzen iſt das weibliche Geſchlecht kräftiger, nationeller und unverkrüppelter in Rom, als das männliche, und würde ſich ſchneller auf die Höhe der Zeit erheben, als dieſes, wenn die Umſtände es geſtatten ſollten. Die Römerinnen ſind ohne falſche Empfindſamkeit und Anſprüche auf das Wirkliche geſtellt, und um ganz vortreffliche Frauen zu werden, fehlt ihnen nur Eines, was ſie zu ſuchen nicht müde werden, ein tüchtiger Mann."

Große Beachtung verdient, was der Verf. über die Veränderung der Sitten und der Volksſtimmung ſagt, die ſeit einiger Zeit eingetreten iſt. Die wahre innere Achtung gegen die Geiſtlichen iſt längſt nicht mehr vorhanden: „Der Römer kennt alle die Prieſter, welche vor ihm funktioniren, zu genau, um ſie bei ſeiner ganz auf's Reelle und Berechenbare gehenden Richtung zu achten. Er weiß wohl, daß und warum man ihn in Ruhe läßt, ſo lange er es nicht gar zu bunt macht; überdies bringt die Kirche — oder brachte wenigſtens — viel Geld in die Stadt, welches leicht verdient wurde. Wenige glauben, aber Alle wollen, daß man glaube, ſie glauben, und auch daß ſie glauben, daß Andere glauben. Geiſtliche und Laien behandeln ſich mit der Diskretion eines vielſeitig

verſchlungenen gemeinſchaftlichen Intereſſes. Nur erſt ſeit den franzöſiſchen Einfällen und den Staatsbankerotten klafft die Trennung merklich. — Sogar in dem Hange der Römer zu dem heitern Lebensgenuß, zum Cicisbeat, zu Befriedigung ſeiner leidenſchaftlichen und romantiſchen Sinnlichkeit, iſt eine Veränderung eingetreten. Nicht ohne bei dieſer Gelegenheit einen italieniſchen Seufzer gen Himmel zu ſchicken, bemerkt der Verf., daß die politiſche Pruderie, die allmählich alle heitere Geſelligkeit und beſonders die Grazien im Umgang mit Frauen anderwärts vertrieben hat, auch ihre finſtern Furiae über das bunte, lachende Rom ausbreite. „Gegenwärtig wird dieſes Eheweſen mit allem Anſtande getrieben, die alternden Schönen aus den beſſeren Zeiten ſind fromm; die jüngeren Männer ſind zu ernſt, zu ſparſam, zu politiſch geworden, um ihren Vorgängern gleich zu kommen; es iſt dahin gediehen, daß man beinahe ſagen möchte, es gebe hier keine tüchtige Tugend mehr oder kein tüchtiges Laſter.“ Bei der Jugend iſt natürlich dieſe Umänderung der Denk- und Gefühlsweiſe am auffallendſten: „Die Jugend bemerkt überall ſehr ſcharf und erforſcht mit großer Feinheit, was ſie zu wiſſen begehrt, und die römiſche Jugend hat in dieſer Beziehung wohl kaum ihres Gleichen. Nun bemerkt ſie natürlich ſehr früh die Zerklüftung zwiſchen dem Beſtehenden und den Wünſchen der Eltern; ſieht, wie dieſe die Regierung wenigſtens nicht lieben, welcher ſie gehorchen; hört, wie über Prieſter und Religion geſprochen wird, und ſoll dieſe doch äußerlich ehren. Die Erinnerungen der franzöſiſchen Zeit bei dem Vater, die Klagen der Dienſtboten, ja der Anblick der freikräftigen engliſchen Knaben, welche man allein frazieren reiten läßt, und ſo unzähliges Andere wirkt mehr als der Lehrer. Kurz, es mangelt die Einheit in der Erziehung, welche die alten Römer durch die furchtbare Ausdehnung der väterlichen Gewalt und die darauf folgende Kriegszucht durchführten. Sollte Italien eine Umgeſtaltung bevorſtehen, ſo müßte vor Allem der Erziehung der Jugend eine andere, ſehr ernſte, an blinden Gehorſam unter vernünftigen Geſetzen gewöhnende Richtung gegeben werden. Wie die Sachen jetzt ſtehen, arbeitet Alles an Zerſtörung des Beſtehenden, und wenn die jetzige Jugend kaum durch den Kopfzaum gehalten wird, ſo werden die, welche nun Kinder ſind, ſelbſt von Feſſeln nicht am Losſchlagen gehindert werden.“

Wahrlich, die italieniſche Jugend gleicht dem weichen, verzogenen, unmoraliſchen und launigen, aber urſprünglich edlen Hamlet, der auf einmal zu Beſinnung kommt und ſeiner alten üppigen Mutter Vorwürfe, tödtlich beleidigende Vorwürfe zu machen anfängt.

Monographien.

Hymenopterorum Ichneumonibus affinium Monographiae, genera Europaea et species illustrantes. Scripsit Christ. Godofr. Nees ab Esenbeck, Dr. Academiae Caes. Leopold.-Carol. Naturae Curiosorum Praeses, Prof. Vratislaviensis. Volumen primum, Ichneumonidum Braconoideorum et Alysioideorum, tum Evanialium Monographias complectens XII und 320 S. Volumen secundum Pteromalinorum, Codrinorum et Dryinorum Monographias complectens. 448 S. gr. 8. 1834. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung. Preis beider Bände 6 fl. 24 kr.

Die Inſekten, mit welchen ſich dieſe Monographien beſchäftigen, waren bisher noch nie im Zuſammenhange betrachtet und einer in's Einzelne gehenden Darſtellung gewürdigt worden. Wenn alſo ſchon aus dieſem Grunde das vorliegende Werk die Theilnahme der Entomologen in Anſpruch nehmen wird, ſo dürfte ihm vielleicht ein zweiter Umſtand zu beſonderer Empfehlung gereichen. Der Inhalt deſſelben iſt nämlich unmittelbar, und zwar dem größten Theile nach, aus der lebenden Natur abgeſchrieben und eine Frucht vieljähriger entomologiſcher Excurſionen.

Der Verf. lebte fünfzehn Jahre in freier Muße auf dem Lande, einſam, vorzüglich der Betrachtung der ihn zunächſt umgebenden Naturgegenſtände zugewendet. Vom erſten Erwachen des Frühlings, bis dahin, wo Froſt und Schnee die Erde verſchloſſen, wurde der größere Theil des Tages auf Wanderungen in einer an Pflanzen und Inſekten reichen Gegend zugebracht, oder der Zucht von Larven und der Beſorgung eines geräumigen Gartens gewidmet. Was jeder Tag an Beobachtungen oder neu eingeſammelten Gegenſtänden gewährt hatte, wurde ſogleich ſorgfältig in ein Tagebuch eingetragen; der Winter aber diente zur Anordnung des Geſammelten oder durch Tauſch Erhaltenen und zur Reviſion des Tagebuchs, wobei eine ſorgfältige Vergleichung vieler Individuen manche Belehrung gewährte. Die ſo gewonnenen Reſultate wurden in einen ſyſtematiſchen, theils kritiſchen, theils beſchreibenden Katalog geſammelt, der ſich jetzt, aus einer Reihe von Bänden beſtehend, mit der Inſekten-Sammlung des Verfaſſers in dem naturhiſtoriſchen Muſeum der Univerſität Bonn befindet, und über gar manche Inſektengruppe monographiſche, mehr oder weniger ausgeführte Zuſammenſtellungen enthält, welche zum Theil noch heute, nach manchem Jahre, neu und brauchbar ſeyn dürften. Die meiſten dieſer Arbeiten ſind den einheimiſchen Inſekten gewidmet und beſchäftigen ſich vorzugsweiſe mit ſolchen Gattungen oder Familien, welche zur Zeit, da N. v. E. ſammelte, noch ſo gut wie gar nicht erforſcht waren.

Der Genuß, den der einheimische Sammler naturhistorischer Gegenstände empfindet, — bei Reisen in ferne Lande kann an einen Genuß dieser Art kaum gedacht werden, — ist, je nach dem Zustande der Wissenschaft, von ganz entgegengesetzter Art.

Ist nämlich ein Zweig neuerlichst gut und vollständig bearbeitet, so erfreut sich der Sammler der Vergleichung des Gefundenen mit dem Bekannten, und die Anschauung wird durch die Beschreibung belebt. In dieser Art haben z. B. Gravenhorst's Monographie der Cleoptera microptera, Kirbi's Bienen, in noch weiterer Ausdehnung die Faunen von Paykull, Illiger (Kugelann) Rossi u. s. w. gar Manchen freudig gefördert.

Wo aber keine Vorarbeit entgegenkommt, oder nur schlechte, da lebt der Sammler, mitten in der bequemen Heimath, wie im unbekannten, kaum entdeckten Lande; Alles, was er findet, ist fremd, neu, oder scheint es wenigstens. Man versucht sich eine kurze Zeit genügsam mit den vorhandenen Hülfsmitteln, vertieft sich aber bald so tief in's Einzelne, häuft so großen Vorrath zusammen, daß man endlich nach einer Uebersicht streben und selbst eine Anordnung, neue Gruppen, neue Gattungs- und Artbestimmungen versuchen muß. Nun trägt man im Fortschreiten immer Neues in das noch bewegliche und in der Bildung begriffene ideale Fachwerk ein und schafft sich, ohne irgend eine schriftstellerische Absicht, einen monographischen Aufriß, dem die Originale selbst zur Füllung dienen.

Fast keine Insekten-Familie war bis vor Kurzem so unbeachtet geblieben, als die der Ichneumoniden im weitern Sinne, in welchem sie auch Latreille's Cynipseren einschließt, und sie wird lange noch ein Feld zahlloser Entdeckungen darbieten; denn fast unermeßlich scheint die Menge und Mannichfaltigkeit der Arten und Gattungen, welche ihr angehören. Alle leben in ihrem Larven-Zustande parasitisch in den Larven oder Eiern anderer Insekten, auch in Arachniden. Wenn manche Ichneumonidenspecies mehrere Insektenarten heimsucht, so werden dagegen viele, besonders aus der Familie der Schmetterlinge, auch wieder von mehreren Arten solcher Parasiten befallen, ja es finden selbst doppelte Einschaltungen statt, indem manche der kleineren ihre Eier der, schon in einer andern Insektenlarve verborgenen Larve beizubringen wissen.

Bei so weiter Verbreitung hält das Heer der Ichneumoniden an Zahl fast gleichen Schritt mit der Menge aller übrigen Insekten, und so mannichfaltig die Thiere und die Zustände sind, in welchen sie ihre ersten Lebensperioden zubringen, eben so mannichfaltig erscheinen sie uns selbst an Größe, — vom Maß eines Zolles und darüber, bis auf den achten oder zehnten Theil einer Linie, — an Farbe, vom einfachen Schwarz bis zur buntesten vielgestaltigsten Zeichnung und zu dem lebhaftesten Metall- und Purpurglanz, — nicht weniger auch an Bildung, Lebens- und Entwicklungsweise u. s. w.

Zur Bearbeitung dieser Insektenfamilie hatte sich der Verf. vorlängst mit Herrn Geh.-Rath Gravenhorst verbunden, und Beide theilten sich so in diese Arbeit, daß Herr Gravenhorst diejenigen Arten, welche Latreille in den Genera crustaceorum et Insectorum unter den Gattungen Xorides, Ichneumon und Acaenitus begriff, zu bearbeiten übernahm, der Verf. aber die übrigen Ichneumoniden nebst den parasitischen Cynipseren hinzuzufügen beschloß. Von diesem Unternehmen wurde im 9ten Bande der Nova Acta Academiae Naturae Curiosorum vom Jahr 1818 vorläufig Bericht erstattet und eine Uebersicht der Familien gegeben, wobei mehrere neue Gattungen angedeutet wurden.

Bis zu dieser Zeit waren über die gedachten Familien, außer Latreille's vortrefflicher Anordnung, die aber bloß beim Allgemeinen stehen blieb, mit specieller Ausführung nur das Systema Piezatorum von Fabricius (1804), Rossi's Fauna Etrusca in Illigers Ausgabe, Spinola's Insecta Liguriae und zerstreute Mittheilungen in Panzers Fauna Germaniae, in Schäfers Insecta Ratibonensia und in den Werken anderer früherer Beobachter zu benutzen, deren Ergebnisse, wenn wir Spinola ausnehmen, sich wieder größtentheils auf die ansehnlichen Formen der vom Herrn Geh.-Rath Gravenhorst bearbeiteten Gruppen bezogen.

Was dem Verf. der vorliegenden Schrift zunächst als bekannt und bearbeitet zur Hand war, wird aus folgenden kurzen Angaben erhellen.

In Fabricius Systema Piezatorum sind aus dieser Abtheilung der Insekten unter den Gattungen Ichneumon, Cryptus, Bassus, Bracon, Ophion, Foenus, Ceropales, Cynips, Diplolepis, Cleptes, Eucharis, Chalcis und Leucospis beschrieben 75 einheimische Arten. Panzers Fauna brachte hinzu 4, und Rossi beschrieb 4—5, so daß man etwa 80 europäische Arten als verzeichnet annehmen darf. Diese sind aber auf eine unbegreifliche Weise, und fast nach spielender Willkür, unter die heterogensten gestellt, und Niemand vermag sie bei den Schriftstellern nach einem methodischen Verfahren aufzufinden; nur durch Blättern, durch Rathen und zufälliges Finden ist eine Bestimmung möglich; aber die größere Hälfte ist doch nur durch das mühsamste Studium zu ergründen, gar manche bleiben wohl immer im Dunkeln.

Spinola brachte zuerst Ordnung in die Gruppe der Diplolepiden und Braconoiden und beschrieb 40 neue Arten sehr kenntlich. Gleichzeitig ordnete Latreille die Gattungen und bildete neue, auch Jurine (der indeß nach seiner Methode mit diesen Insekten, bei welchen das Flügelgerüst immer undeutlicher und unbestimmter wird, nicht viel ausrichten konnte) stellte einige neue gute Genera auf, wobei denn zugleich manche neue Art kenntlich gemacht wurde. Man kann also annehmen, daß zur Zeit, wo diese Arbeit von dem Verf. begründet wurde, etwa 130—140 Insektenarten aus den 3 hier bearbeiteten Gruppen bei den Schriftstellern zu suchen, aber bei weitem nicht alle mit Zuversicht zu finden waren.

Erst später, und schon gegen die Zeit des Abschlusses des Manuscripts, traten einige vortreffliche Monographien auf diesem Gebiete hervor, wie die über Leucospis vom Herrn Geh.-Rath Klug und Dalmann's artenreiche,

aber leider Fragment gebliebene Monographie der Pteromalinen, welche, so weit sie vorlag, noch von dem Verf. in seinem Werke benuzt wurde.

Dieses Werk zählt nun 703 Species unter 65 Gattungen auf, nämlich: Braconoideen 15 Gattungen mit 199 Arten; Alysioideen 7 Gattungen mit 115 Arten; Evanialen 3 Gattungen mit 10 Arten; Pteromalinen 32 Gattungen mit 331 Arten und Codrinen 7 Gattungen mit 45 Arten. Ein Anhang beschreibt noch die Gattungen Dryinus mit 12, Gonatopus mit 7, Aphelopus mit 2 und Amalus mit 6 Arten, weil diese Insekten von Latreille den Pratotruptnen oder Codrinen zugesellt worden waren.

Einige sehr schäzbare Arbeiten, welche während des Drucks dieser Monographien erschienen, wurden in den Addendis zum 1sten und 2ten Bande theils nachgetragen, theils verglichen, auch einige eigene spätere Beobachtungen hinzugefügt. Eine sehr wichtige Abhandlung von Herrn Boheman über die in Skandinavien einheimischen Arten der Gattungen Torymus und Periglyphus in den Schriften der königl. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm vom Jahr 1833, welche aber erst im Jahre 1834 erschienen und im Jahr 1835 in Deutschland verbreitet wurden, konnte, was zu bedauern, von dem Verf. nicht mehr eingesehen werden. Es ist daher zu wünschen, daß derselbe eine schickliche Gelegenheit ergreifen möge, die dadurch entstandene Synonymie der Gattung Torymus aufzuklären und die neuen Arten, so wie die von Hrn. Boheman neuaufgestellte Gattung Periglyphus nachzutragen.

Auch verdient die Gattung Blastophaga, welche der Hr. Geh.-Rath Gravenhorst in den von der schlesischen Gesellschaft herausgegebenen „Beiträgen zur Entomologie" vom Jahr 1829 beschrieben hat und die ohne Zweifel zu den Pteromalini gehört, nachgebracht und an der gehörigen Stelle eingeschaltet zu werden, wozu jezt der Verf. die beste Gelegenheit hat, indem er die Exemplare an Ort und Stelle vergleichen kann.

Was nun die Bearbeitung selbst anbelangt, so darf man mit Grund die Treue und den Fleiß rühmen, womit der Verf. sein Geschäft betrieben hat. Die Beschreibungen der Species sind meist komparativ, auch wo dieses nicht deutlich ausgesprochen wird, daher selten sehr lang, außer in den Fällen, wo merkwürdige und auffallende Bildungen die Aufmerksamkeit lieber ergriffen und länger festhielten. Die oft zahlreichen Spielarten werden methodisch, so wie sie sich aus einander entwickeln, geordnet; auf die Synonymie ist große Sorgfalt verwendet und die Artkennzeichen sind streng auf das Wesentliche beschränkt. Die Gattungscharaktere sind so zusammengesezt, daß sie die habituellen Merkmale hervorheben, ohne die Vorstellung von wesentlich charakteristischen Systemen auszuschließen. Wie im Gewächsreich Blüthe und Frucht, recht verstanden, Ziffern zur Bezeichnung der Gattungsgruppen gewähren, deren wissenschaftliche Auslegung, wo sie nach dem Stande unserer Kenntniß schon jezt möglich ist, die Harmonie des Gesammtbaus in ihrem tiefen Grunde aufdeckt und dadurch die Gattung als eine natürliche, d. h. im Einzelnen wie im Ganzen auf einem Bildungs- und Entwicklungstypus beruhende, verräth, so gibt er auch im Thierreiche dergleichen bedeutsame Systeme, in denen der Lebenszweck und dessen Bedingungen im engsten Zusammenhange erscheinen, und welche dabei den Schlüssel zu dem geheimnißvollen Wesen der Gattungen enthalten.

Die Gründe, welche in dieser Hinsicht den Mundtheilen der Insekten eine bedeutsame Stelle anweisen, sind bekannt, und werden keineswegs durch die Hinweisung auf die Analogie der Gattungsbildungen bei den Knochenthieren erschöpft. Wenn man aber glaubt, in der Naturgeschichte irgendwo das Prinzip der Klassifikation dem Mechanismus unterwerfen zu können, so irrt man freilich, und Fabricius hat dieses durch die Aufstellung seines Systems zur Genüge erwiesen. War jedoch dieser tüchtige Entomolog hiebei im Irrthume, so irrten die noch weit mehr, welche seinen Irrthum durch die Verwerfung aller prävalirenden Charaktere zu verbessern und rein habituelle Gattungen aufzustellen gedachten. Freilich sind nicht alle Modifikationen und alle Kombinationen derselben in einem charakteristischen Organensystem wirkliche Gattungscharaktere, und es ist eben die Aufgabe des Naturforschers, in den Geist einzudringen, die Sprache der Natur zu lernen, und zu wissen, welche Schriftzüge ein sinnvolles Wort aus derselben bezeichnen und welche nicht. Oder wäre es vernünftig, die Buchstaben des Alphabets darum nicht für Grundlagen und Schlüssel der Schriftsprache gelten lassen zu wollen, weil nicht alle möglichen Verbindungen derselben ein in der Sprache wirklich vorhandenes, einen bestimmten Begriff bezeichnendes Wort bilden?

Man hat gegen die Anwendung der Mundtheile zur Gattungsbegründung im Insektenreich auch noch die Schwierigkeiten ihrer Untersuchung angeführt. Daß dieses kein Grund sey, sie zu verwerfen, leuchtet ein. Aber es lag allerdings in dieser Schwierigkeit die Aufforderung, in andern Organen beibelfende, unterstüzende, und, was die Hauptsache war, korrektive Merkmale zu finden, welche die Lücken und Störungen in dem auf die Mundtheile gestüzten Kalkül zu ergänzen und zu berichtigen dienen könnten.

Die Wichtigkeit der Fühler (Antennen) war schon von Linné und von Andern vor ihm gewürdigt worden; auch hat sie Fabricius in ihrer Stellung unter den Charakteren gelten lassen. Vielleicht stehen sie wirklich als Sinnesorgane höher, aber ihre Einfachheit gestattet nur Kombinationen ihrer einzelnen Theile (Glieder) zu einander, wobei sowohl die Bedeutsamkeit des Momente, als die Deutlichkeit der Auffassung verliert.

Jurine zeigte im Verlauf des Gerüsts der Flügel ein wichtiges Element auf, das aber eben so wenig machinell angewendet werden darf und offenbar ein System von Theilen enthält, dessen Glieder unter sich von sehr ungleicher Wichtigkeit sind.

Der Verf. hat versucht, alle Systeme der Charakteristik zu verbinden, doch so, daß es sich, wo es möglich war, immer auf das höhere System stüzte, und nur, wo dieses ihn verließ, sich ausschließlich auf eines oder auf eine Kombination der tieferen beschränkte. Darum darf man erwarten, daß Jeder sich leicht mit Hülfe seines Buches in der Sammlung wie in der freien Natur werde zurecht finden, und die ihm vorkommenden Insekten dieser Familien, soweit sie in dem Werke verzeichnet sind, wiedererkennen, das Neue aber gehörigen Orts werde eintragen und bezeichnen können. Wenn aber diese Art der Brauchbarkeit, von der wir unserer Seits überzeugt sind, sich allgemein bewährt, so wird dadurch dieses Werk hinlänglich und am rechten Orte empfohlen seyn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 64. Montag, 22. Juni 1835.

Moralisch-sociale Literatur.

1) Choix d'articles tirés d'un dictionnaire de la vie sociale, par le baron Chèvremont. Carlsruhe et Bade, Marx. Paris, Hector Bossange, 1834.

Affection — ambition — amitié — amour — amour-propre — argent — bonheur — chasteté — cocuage — colère — coquetterie — cour — courtisans — égoïsme — empire sur soi-même — ennemis — époux — favoris — femmes — folie — galanterie — malheure — mariage — médecins — ministres — parvenir — passions — protection — prudence — richesse etc. Dieſe und ähnliche Themata werden hier in geiſtreichen Reflexionen, vermiſcht mit eignen Erinnerungen und Anekdoten aus der Geſchichte, abgehandelt. Der Verfaſſer kennt die Welt, iſt nicht undankbar gegen ihre Freuden und leſet Trauben von den Dornen, indem er aus ihren Widerwärtigkeiten oder aus den Fehlern, die man in ihr auch beim beſten Willen einmal zu begehn verführt wird, Lehren zieht. Er iſt nicht mehr jung genug, um zu prahlen und Andere durch Selbſttäuſchung zu täuſchen, aber auch noch nicht alt genug, um die ſchöne Welt zu verachten. Die Artikel, die von den Damen handeln, ſind mit beſonderem Intereſſe, mit einer eigenthümlichen Wärme geſchrieben, die allerdings Abhandlungen über einen ſo reizenden Gegenſtand niemals fehlen ſollte. Die politiſchen Artikel ſind ſo freimüthig als gemäßigt, und ſchon ihre feine Sprache verräth den konſervativen Reformer.

2) Aufſätze aus den Papieren eines Verſtorbenen. Herausgegeben von Carl Freiherrn von Hacke, großherzogl. bad. Staatsminiſter. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung, 1834.

Eine ganz ähnliche Sammlung. Der Menſch — im Naturſtande — im civiliſirten Zuſtande — Freiheit — Vernunft — Wiſſen — Größe — Schwäche — das Weib — das Mädchen — die Ehe — Erziehung — Liebe — Eiferſucht — Freundſchaft — Gefühl — Religion — Glück — Tugend — Ehre — Charakter — Koketterie — Eitelkeit — Reichthum — Vergnügen ꝛc. ꝛc. ſind hier die Gegenſtände einer ebenfalls geiſtreichen und nicht aus Büchern, ſondern aus Welterfahrung geſchöpften Betrachtung. Es iſt ſo leicht, über Gegenſtände dieſer Art glänzende Phraſen zu ſagen, und es iſt ſo ſchwer, wahre, feine und neue Bemerkungen, echte

Perlen aus dem weiten Meere des socialen Lebens zu schöpfen! Und doch bleibt noch so unendlich viel Neues zu sagen übrig, ist die Kunst zu leben noch so wenig ausgebildet! Folgende Bemerkungen des Verfassers über Freunde und Freundschaft mögen beweisen, wie geistvoll und praktisch zugleich er ein Kapitel abgehandelt hat, in dem wir seit geraumer Zeit nichts mehr als Trivialitäten zu finden gewohnt sind:

Man kauft weder seinen Freund, noch seine Geliebte.

Wer einen echten Freund wiederfindet, hat auf dieser Welt noch nicht Alles verloren.

Ein Ehrenmann wird nie einen bessern Freund, als seine Gattin haben.

Ein Herz, voll von überfließendem Gefühle, liebt sich zu ergießen. Aus dem Bedürfnisse einer Geliebten entspringt bald jenes eines Freundes.

Bloße Zuneigung kann ohne Erwiderung bestehen, Freundschaft nie. Sie ist ein Austausch, ein Vertrag wie ein anderer; aber sie ist der heiligste von allen. Das Wort Freund hat kein gleichbedeutendes. Wer nicht seines Freundes Freund ist, ist sicher ein Schurke; denn nur, indem man Freundschaft erwidert, oder sie zu erwidern heuchelt, kann man sie erhalten.

Nichts wirkt mächtiger auf das menschliche Herz, als der Freundschaft recht erkannte Stimme; denn man weiß, daß sie nur für unser Bestes laut wird. Man kann glauben, daß ein Freund sich täuscht, aber nie, daß er uns täuschen wolle. Man befolgt oft nicht seinen Rath, aber man verachtet ihn nie.

Gleichgültige Menschen können wir von uns denken lassen, was sie wollen: aber ein Verbrechen wäre es, zu dulden, daß ein Freund uns etwas als Verdienst anrechne, was wir nicht für ihn gethan haben.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey. Die menschlichen Seelen wollen sich mit einander verbinden, um ihren vollen Preis zu gelten, und der Freunde vereinte Kraft, wie Klingen durch Magnet verstärkt, ist ohne Vergleich kräftiger, als die Summe ihrer einzelnen abgesonderten Kräfte. Göttliche Freundschaft! dies ist dein schönster Triumph!

Die Ergießungen der Freundschaft halten sich vor jedem Zeugen zurück. Es gibt tausend Geheimnisse, welche drei Freunde wissen müssen, die sie aber nur zwei selbander sich sagen können.

Der ganze Reiz des echten freundschaftlichen Umgangs liegt in solch offenem Herzen, das alle Gefühle und Gedanken sich mittheilt, und wodurch, indem Jeder sich fühlt, wie er seyn soll, sich Allen so zeigt, wie er ist. Sowie ein heimliches Verständniß entsteht, eine Verbindung, die man geheim halten muß, irgend ein Grund der Zurückhaltung oder Verschwiegenheit, verschwindet alles Vergnügen, sich zu sehen. Einer ist verlegen vor dem Andern; man sucht sich wegzuschleichen. Ist man beisammen, so möchte man wieder fort. Umsicht und Schicklichkeit erzeugen Mißtrauen und Ueberdruß. Wie kann man Jene noch lieben, die man fürchtet?

Man behauptet, unter Freunden erschöpfe sich das Gespräch nie. Es ist wahr; selbst gewöhnlichen Zuneigungen liefert die Sprache ein leichtes Geschwätz. Aber Freundschaft, lebendiges, himmlisches Gefühl, welche Reden sind deiner würdig? welche Sprache darf sich zu deinem Dolmetscher aufwerfen? Nie kann das, was man einem Freunde sagt, dem gleich kommen, was man an seiner Seite fühlt. Guter Gott! was sagt nicht Alles ein Händedruck, ein seelenvoller Blick, ein Seufzer aus gepreßter Brust, und wie kalt ist nach allem diesen das erste ausgesprochene Wort?

Das Schweigen, der Zustand ruhiger Betrachtung, hat großen Reiz für den gefühlvollen Menschen; aber Ueberlästige verhindern, diese Freuden zu genießen, und Freunde müssen ohne Zeugen seyn, um nach Gefallen sich auch nichts zu sagen. Man will, so zu sagen, Einer in den Andern zurückgezogen seyn. Die mindesten Zerstreuungen sind gehässig; der entfernteste Zwang unausstehlich. Legt das Herz einmal ein Wort auf die Zunge, so ist es so süß, ohne Zwang es aussprechen zu können. Es scheint, als dürfe man nicht frei denken, was man nicht eben so frei sagen kann; es scheint, als unterdrücke die Gegenwart eines einzigen Fremden dies Gefühl, und presse die Gemüther, die ohne ihn sich so gut verstanden.

Mittheilung des Herzens gibt der Traurigkeit etwas so Sanftes, so Rührendes, was der Zufriedenheit nicht eigen ist; und die Freundschaft vorzüglich ward den Unglücklichen, als Linderung ihres Schmerzes, als Trost in ihren Leiden, gegeben.

Welches Feuer gibt nicht die Stimme eines Freundes den Vernunftgründen eines Weisen?

In sehr vertrautem Umgang nähern sich Charakter und Ausdruck. Die Freunde bei ihrem Seelenaustausche vermischen auch ihre Art zu fühlen, zu denken und zu sagen.

Unbescheidene Tröstungen mehren heftige Trauer. Gleichgültigkeit und Kälte finden leicht Worte, aber trauerndes Schweigen ist der Freundschaft beredteste Sprache.

Den Angriff eines Feindes kann man zurückweisen; erblickt man aber unter den Mördern den Freund mit

dem Dolch in der Hand, so erübrigt nichts, als sein Gesicht zu verhüllen.

Es gibt vorsichtige Freundschaften, welche, aus Furcht, sich selbst einen Nachtheil zuzuziehen, in wichtigen Momenten ihren Rath versagen, und deren Zurückhaltung mit der Gefahr der Freunde zunimmt. Aber echte Freundschaft kennt solche eingeschüchterte Vorsicht nicht.

Der Reiche, der Vornehme hat nur den zum wahren Freunde, der sich nicht von falschem Scheine täuschen läßt, und der ihn, seines Glückes ungeachtet, mehr beklagt, als beneidet.

Was macht unter den Weibern, selbst unter jenen, welche zu lieben fähig sind, die Freundschaften so lau und so wenig dauerhaft? Es ist die Herrschaft der Schönheit, die Eifersucht über wechselseitige Eroberungen.

3) Meine Jugendtage. Eine Erzählung. Aus dem Englischen. Mit einem Vorwort von Albert Knapp. Tübingen, Osiander, 1834.

Diese kleine, aus dem Englischen durch ein junges, liebenswürdiges und geistreiches Mädchen kurz vor ihrem allzufrühen Tode vortrefflich übersezte Schrift führt uns in ein Stillleben ein, und gehört zu der Gattung der Bekenntnisse schöner Seelen. Mit Recht bemerkt das Vorwort, daß, wo sich mit der Phantasie der Engländer ein christliches Element verknüpfe, oft die wunderbarsten und köstlichsten Gebilde entstehen, und auch das vorliegende kleine Gemälde entbehrt jenes Zaubers einer Resignation nicht, die man die Resignation des Reichthums nennen könnte. Wo geistige Armuth so oft in Schriften prahlt, sind bescheidene Werke dieser Art, in denen ein wohlhabender Geist sich selbst beschränkt, etwas sehr Erfreuliches.

4) Moralische Briefe, geschrieben aus unserer Zeit. Straßburg, Heitz, 1832.

Diese Briefe könnten eher melancholische heißen, denn ihr Ton ist noch um Vieles klagender und hoffnungsloser, als der in Rousseau's Heloise und Goethe's Werther. Der unbekannte Briefsteller sieht Alles schwarz, überall tiefen Verfall, in der religiösen, sittlichen, politischen und literarischen Welt. Freilich kann der, dem das unglückliche Talent geworden ist, die Schattenseite der Dinge immer zuerst zu sehen, sich heutzutage seine Hölle ausmalen wie Dante; doch ist es ein Glück, daß nicht Jeder die Dinge so sieht. Lesen wir folgende Stellen, um in die schwarze Tiefe eines verzweifelnden Gemüthes zu blicken: „Ich erbärmlicher Schwächling, schüchterner, bänger als jeder aufgeklärte Wollüstling unserer Zeit, bin eine würdige Frucht dieser Zeit. Ich hatte meine Saiten zu hoch gespannt, denn ich erliege unter jedem Gedanken. — Welch ein erbärmlicher Meister würde ich seyn, wenn ich unsere Zeit meistern wollte. Bin ich doch ihr trübseligster und erbarmungswürdigster Schüler! stecke bis über die Ohren in all ihrem Koth. Du erbärmlicher Wicht! willst deine Mutter strafen, willst thun, als hättest du andere Nahrung empfangen, als von ihr? — Lieber Freund, Sie können nicht denken, wie dieser unnatürliche Hang, dieser Frevel mich straft und quälet. — Ich lebe in Angst und Bekümmerniß. Gibt es eine Genugthuung? Blickt Gott noch vom Himmel herab, da nur die Heuchler zu ihm hinaufblicken? oder läßt er uns Alle untergehen? Ich habe ihn gebeten, sich meiner zu erbarmen, ich habe ihn an seine Allmacht erinnert. Sehen Sie, ich schäme mich wenig, es einzugestehen. Ich habe ihn so Vieles gebeten. Ja, wenn es einen Gott gibt und Alle wollten zu ihm beten, wie ich gethan habe, es würde besser werden, wir Alle würden besser werden und ich würde auch besser werden. — Es ist kaum möglich, dies Leben zu ertragen, so schrecklich allein stehen wir. Eine schrecklichere Zeit hat es nie gegeben. Ich weiß nicht, was ich glauben darf, ich weiß nicht, was ich glauben kann. Ist es möglich, Alles zusammenzufassen, ist es möglich, auch nur Eines festzuhalten? Sind wir zu klug und zu schlecht zugleich? — Doch was versuche ich, auszudrücken, was mich mit Verzweiflung und Ungewißheit erfüllet. All mein Bemühen hat mich nur in ein Chaos geführt, und selten täuscht mich ein glücklicher Traum um diesen Gedanken."

5) Blicke aus meinem Eckstübchen in's Menschenleben, von G. Werner. Stettin, Hessenland, 1832.

Charakterschilderungen: eine alte Jungfer, eine Judenfamilie, Studenten, Kirchgänger, eine Hochzeit, ein Leichenzug, ein Unzufriedener, eine Wittwe, ein Neuigkeitskrämer ꝛc. ꝛc. Die Anlage dazu wäre gut, aber die Ausführung ist ohne Geist, die Charakterzeichnung ordinär, die Sprache breit, z. B.: „Ich öffnete das Fenster, blickte zu der traulichen Nachbarin hinauf, und, nachdem eine bescheidene Neigung meines Oberleibes der Vorläufer des eigentlichen Grußes gewesen war, sollte dieser selbst in gesuchten Ausdrücken nachfolgen. — Aber o Himmel! — noch überläuft mich ein leiser Schauer, indem ich daran denke, — mit hochglühendem Antlitz und ärger zurückbebend, wie Macbeth vor Banco's Geist, stürzte die Ehrbare vom

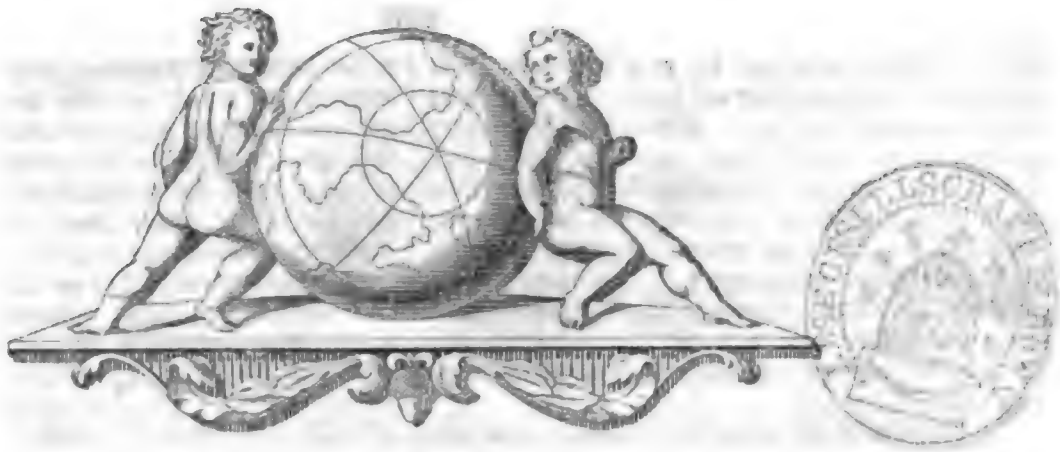
Fenſter zurück. — Und der Blick, den ſie auf mich warf; ach! dieſer einzige Blick wäre mehr als hinreichend geweſen, dem naſeweiſeſten Sperling die Zuckererbſen auf immer zu verleiden. Wenn ich aber das ganze Weſen der Jungfrau in dieſem Moment der empörten Unſchuld beſchreiben ſoll, ſo kann ich mich nicht deutlicher ausdrücken, als wenn ich behaupte, daß ſie ſich gerade ſo geberdete, wie jede betagte Jungfrau, in deren Nähe ſich irgend ein gottloſer Wüſtling verirrt. — Ein wahres Glück, daß meine Nachbarin keine Zuckererbſe iſt und daß ich kein Sperling bin. — Aber ſeit dieſem unglückſeligen Morgen war es mit uns rein aus. — Ich wurde fortan keines Blicks mehr gewürdigt ꝛc. — Am Fenſter erblicken wir ſie wieder; nach den nothwendigen Begrüßungen wird es endlich ruhig. — Zwei bejahrte Damen nehmen den Ehrenplatz am Fenſter ein; zwei Kaffee-Taſſen erſcheinen neben ihnen. Der Kopf der einen — ich meine nicht die Taſſen, ſondern die Frauenzimmer, — wackelt wie ein Pagode ꝛc.“ Wie matt iſt das alles. Hier hätte der Dichter mit ſo ſcharfem Griffel zeichnen müſſen, wie Hogarth.

6) Abälard und Heloiſe, oder der Schriftſteller und der Menſch. Eine Reihe humoriſtiſch-philoſophiſcher Aphorismen. Von Ludwig Feuerbach. Ansbach, Brügel, 1834.

„Das Leben iſt eine hohe Militärperſon; es hat ein martialiſches Ausſehen, iſt aber deſſen ungeachtet beſonders in Damengeſellſchaften gern geſehen, trägt einen gewaltigen und zugleich mit den köſtlichſten Diamanten beſetzten Degen an der Seite; die Bruſt iſt überſäet mit Ehrenkreuzen und Sternen, eine wahre Milchſtraße von Orden; die Zeichen ſeines Standes und ſeiner hohen Würde ſind zu aller Welt Schau an dem Putzladen ſeiner Uniform ausgeſchlagen; ſchon von Weitem erkennt man aus dem Glanze das Weſen, das da kommt; alle Augen ſind auf den ſtolzen Krieger gerichtet, und aus der Ferne ſchon zieht der Haufe demüthig den Hut ab vor dem großen Manne, dem gewaltigen Herrn, wie er ihn nennt. Das Buch dagegen iſt ein wahrer Gelehrter, in einem prunkloſen, einfachen Habit; man ſieht's ihm nicht von Außen an, was er iſt; ſeine Verdienſte werden nicht belohnt, aber ſie ſind auch unbelohnbar; er iſt gering geſchätzt von dem großen Haufen; ſeine beſten, univerſellſten, in's Rad der Weltgeſchichte mächtigſt eingreifenden Arbeiten macht er nur bei der Nacht im Stillen, von Niemanden wahrgenommen, als höchſtens einem Nachbarn, der ſich beſonders für ihn intereſſirt; ſein Leben iſt ein Räthſel, ein Geheimniß, ſeine Macht eine unſichtbare, darum unbekannte. Das Leben der hohen Militärperſon iſt leicht, macht aber ein Getöſe, einen Eclat, wie der Rheinfall bei Schaffhauſen; das Leben des Gelehrten iſt ein ſtilles Waſſer, das aber tief gründet, und nur bei ſeltnen gewaltigen Erderſchütterungen auf eine auch dem Auge des blinden Haufens bemerkbare Weiſe ſeinen Zuſammenhang mit dem großen Weltmeere beweiſt.“

Aus dieſer Stelle kann man die Tendenz und zugleich den Ton des Buchs am beſten erkennen. Was die Sache betrifft, ſo ſcheinen uns die meiſten dieſer Raiſonnements höchſt überflüſſig, weil ſie weſentlich nichts Neues oder Wichtiges darbieten; und was die Form betrifft, ſo erſcheint uns der Humor äußerſt erzwungen und mit einer unausſtehlichen Prätenſion vorgebracht. Alle Seiten des Buchs wimmeln davon. Kann es eine geſchmackloſere Schalkhaftigkeit geben, als in folgender breiten Auseinanderzerrung des abgedroſchenen Themas, daß Gelehrte (es ſollte eigentlich heißen: ihre Bücher) Kinder des Geiſtes ſeyen. Pro primo wollen wir übergehen. Pro secundo heißt es: „Pro secundo iſt der Geiſt — und das iſt noch weit ſchlimmer — ich trau' mir's kaum zu ſagen — es ſtehen mir faſt die Haare zu Berge — o! es iſt ein ſchreckliches Geheimniß — denkt nur! — — ein natürliches Kind, eine Frucht der Liebe, und zwar von — nun, die Namen wollen wir verſchweigen. Was aber das heißen will und auf ſich hat, ein natürliches Kind zu ſeyn, das wiſſen wir alle, leider! nur zu gut ꝛc.“ und ſo geht es noch Seiten lang fort. Später wird das nämliche Gleichniß von Vater und Kind wieder auf die Verfaſſer und ihre Bücher angewandt und eben ſo langweilig durchgeplaudert: „Die Autoren ſind Väter, die Bücher ihre Kinder. Richtig; aber wie zwiſchen den leiblichen Vätern, iſt auch zwiſchen dieſen geiſtigen Vätern ein gewaltiger Unterſchied. Der ſchlechte Schriftſteller verwendet nichts auf die Erziehung ſeiner geiſtigen Kinder; er ſezt ſie nackt, unerzogen, hülflos aus, ohne ihnen etwas von ſich mitzutheilen, von ſeinen Kräften und ſeinem Vermögen zu opfern, gibt ihre Exiſtenz dem Zufalle Preis. Aber der echte, der in der geiſtigen Thätigkeit lebende Autor, der die Achtung für ſich ſelbſt auf ſeine Schriften ausdehnt, der in ihnen die Fortdauer und Fortſetzung ſeiner ſelbſt anerkennt, entläßt dieſe ſeine geiſtigen Kinder nur erſt dann aus ſeinem Hauſe, wenn ſie groß und wohlerzogen ſind und jezt ſelbſt in der Welt ſich ihre Exiſtenz verſchaffen können, und ſezt ſie nach ſeinem Tode zu ſeinen rechtmäßigen Erben ein ꝛc. ꝛc.“ Wozu, um Gotteswillen, alle dieſe Trivialitäten!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 65. Freitag, 26. Juni 1835.

Französische Literatur.

Etudes de moeurs et de critique sur les poëtes de la Décadence, par Nisard. Paris, Gosselin.

Auf den ersten Blick scheint dieses Buch bloß in eine Universitätsbibliothek zu gehören. Manchen Leser mag es befremden, wenn wir ihm sagen, daß es mehr Lärm in den Salons macht, als in der Schule, und die Schule hat es mit solchem Beifalle aufgenommen, daß der Minister des öffentlichen Unterrichts auf hundert Exemplare unterzeichnet. Die Schrift des Herrn Nisard ist im Grunde ein Pamphlet. Alles, was die jetzige literarische Welt zu Paris in der letzten Zeit aufgeregt, kommt darin zur Sprache: die Erudition des Verfassers ist voll Geist und Feuer, sie entfaltet sich in malerischen Skizzen, seine Kritik ist besonnen, umsichtig, weit- und scharfsehend; Betrachtungen, welche wie Blitze über ein ganze Epoche leuchten und sie bis in ihre dunkelsten Details aufhellen, sind nicht selten. Herr Nisard ist, wie viele seiner Landsleute, ein brillanter Stylkünstler, und dabei hat er viel gelesen, geforscht und gedacht, was eben bei den Literaten seiner Nation nicht sehr häufig ist.

Herr Nisard wurde zu diesem Werke durch die Betrachtung veranlaßt, daß die römischen Prosaisten aus der sogenannten Verfallzeit sich fast nie mit dem innern häuslichen Leben der Römer beschäftigen. Die Moralisten und Kritiker beschränken sich auf die Entwickelung philosophischer Systeme, oder dialektischer Sophistereien, auf literarische Theorien, auf praktische Anleitungen zur gerichtlichen Eloquenz. Die Geschichtschreiber schildern die politischen Umwälzungen, die Empörungen des Heeres ꝛc. Das Volk und der Hof sind ihnen bloß Abstraktionen. Sie richten, gleich den Moralisten, ihr ganzes Augenmerk auf die monströsen Anomalien, unter deren Drucke damals das römische Reich darnieder lag, es fehlte ihnen an der nöthigen Kraft des Urtheils, an dem erforderlichen Scharfblick, um diese Anomalien zu ergründen und zu beleuchten. Sie bleiben stets auf der Oberfläche, sie berücksichtigen die Individuen, nur insofern diese Individuen regierende Cäsarn sind oder als Agenten in der allgemeinen Politik auftreten. Dagegen trifft man in den Dichtern aus derselben Zeit wichtige Nachweisungen über den anekdotenartigen Theil der römischen Geschichte in den zwei ersten Jahrhunderten des Kaiserreichs. Hier findet sich das ganze häusliche Leben der Römer, hier dringen wir bis in ihr Schlafgemach. Was Herr Nisard an solchen Nachrichten im Persius, Juvenal, Statius und

Digitized by Google

Martial zerſtreut gefunden, hat er mit großem Fleiße geſammelt, zuſammengeſtellt und daraus oft überraſchende Reſultate gezogen. Und da die Sitten, die Inſtitutionen nothwendigerweiſe auf die Kunſt wirken müſſen, ſo ſtellt Herr Niſard ſtets den Dichter dem Prinzip gegenüber, unter deſſen Einfluſſe er geſchrieben, und verbindet die Geſchichte der Inſtitution mit der Biographie des Dichters. Herr Niſard ſcheint uns z. B. die Dunkelheit des Perſius mit vielem Scharfſinn aus dem Stoizismus hergeleitet zu haben, zu dem der Dichter ſich bekannte. Wir theilen dieſes treffliche Kapitel in gedrängtem Auszuge mit.

Perſius befand ſich in der ſchlimmſten Lage, in welcher ſich ein Schriftſteller von einigen Talenten befinden kann. Da er in Folge ſeiner Erziehung einer Stelle dienſtbar geworden, ſo war er gezwungener Weiſe das Echo fremder Ideen, er hat Nichts erfunden, Nichts aus ſich ſelbſt geſchöpft. Da er mit geringer Phantaſie begabt und ein ziemlich zerſtreuter Beobachter war, ſo hat er Nichts geſchrieben, was ihm als Eigenthum zugeſchrieben werden kann; die Laſter, die ſeine Satire befehdet, kennt er bloß aus Büchern und nicht durch eigene Erfahrung, durch Autopſie. Wie konnte er in einer ſolchen Lage wahr und natürlich ſchreiben? Die Schönheit der Elokution beſteht in der vollkommnen Harmonie zwiſchen dem Gedanken und dem Ausdrucke, und dieſe kann nur da ſtattfinden, wo der Schriftſteller ſeinen eigenen Eingebungen folgte. Perſius thut weiter nichts, als das Inhaltsverzeichniß einer philoſophiſchen Lehre, die ohne ſein Mitwirken feſtgeſezt und bekannt gemacht worden, in Verſe einkleiden. Er beherrſcht ſeine Sekte nicht, er kriecht ihr nach. Der Zufall hat ihn dem Stoizismus zugeführt; anſtatt nun nach ſeiner verlornen Freiheit zu ringen, legt er die Hände in den Schooß und ſchließt ſich den Verſtand zu. Da ihm die Erfahrung fehlt, welche die ergiebigſte Ideenquelle iſt, ſo wie die Phantaſie, welche man eine inſtinktive Erfahrung nennen könnte, ſo gebt ihm die wahre, einfache und natürliche Sprache ſtets ab, ſo oft er ſich von ſeiner Doktrin entfernt. Der ſchlechte Styl iſt die Folge der Sterilität der Ideen, und was undeutlich gedacht iſt, wird ſchlecht geſchrieben. Ich bin überzeugt, daß den Perſius ſeine Gedichte ungeheuer viel Zeit koſteten; man findet kaum zehn Verſe, in denen ſich nicht die Qual und die Angſt eines Schriftſtellers ausdrückt, der ſich jeden Augenblick vor die Stirne ſchlägt, und eine Muſe anruft, die ihn nicht hört. Er erſchöpft ſich in allen erdenklichen Wortkombinationen, er verſtümmelt die ſchöne Sprache ſeines Landes, und ſucht ſich durch dieſe Ueberkünſtelungen über ſeine Ohnmacht zu täuſchen. Seine Perioden ſind zugleich unmäßig lang und zum Erſticken zuſammengepreßt, ſeine Stylformen ſtarren in unverſtändlicher Konziſion, ſeine Rede iſt gleichſam athemlos, ſie keucht; mit der Breite eines Jünglings verbindet er die Präziſion des reifen Mannes, die aber ſtets nur in den Worten iſt und nicht in den Gedanken; er bewegt ſich in den kurzen, hüpfenden Sätzen, und hat dabei ein falſches Pathos, eine gemachte Majeſtät; man glaubt einen Knaben zu ſehen, der den alten Mann ſpielt. Perſius dauert Einen, es iſt ein Ringen und Zerren ohne alles Reſultat, ein ſtetes, mühevolles Streben nach den höchſten Eigenſchaften des Genius, von denen er keine vollkommen erreicht. Glücklicherweiſe hatte er Freunde, um ihn bei ſeinen Lebzeiten zu bewundern, glücklicherweiſe ſah er an ſeinem Todesbette Lucus und Cornutus, welche ihm jenen Ruhm zuſicherten, dem er vielleicht ſein Leben geopfert hatte....

Wenn mich Jemand fragte, ſo ſchließt Hr. Niſard die höchſt merkwürdige Charakteriſtik des Dichters, wenn mich Jemand fragte, ob es Nutzen bringe oder nicht, den Perſius zu leſen, ſo würde ich antworten: „Ja, wenn Ihnen überhaupt daran liegt, ein auf eigene Anſicht begründetes Urtheil über alle einigermaßen berechnete Dichter fällen zu können, wenn Sie Gefallen finden an fleißig gearbeiteten Stylformen, an ſatiriſchen Auswallungen, die zu Zeiten ſich zur höchſten Energie aufſchwingen, an einem Feuer, das mehr die Sekte in ihm anfacht, als die echte Dichterweiſe, an bitterm Zorne, der aber gegen gemachte, falſche Laſter aufbrauſet, gegen allgemeine Gebrechen oder Thorheiten, wie ſie ſich im Katechismus der Stoiker nach alphabetiſcher Ordnung aufgezeichnet finden; wenn Sie Gefallen daran finden unter der rauhen Hülle des Stoikers, der kaum die Schule verlaſſen, eine edle, hohe, großmüthige Seele aufzuſuchen, welche, inmitten der gleichzeitigen Verderbniß, die Keuſchheit der Sitten und des Geiſtes bewahrt, wenn Sie endlich ſich überzeugen wollen, welche Verwüſtungen ein Zeitraum von hundert Jahren in der Sprache und in den Geiſtern eines Landes anrichten kann, durch den Vergleich, den Sie zwiſchen Perſius und ſeinen Vorgängern anſtellen, und durch die Bemerkung, die ſich Ihnen aufdrängen wird, daß ungeachtet ſeines wahren und aufrichtigen Gemüthes und lebendiger Ueberzeugungen, mit allem ſeinen Talente, mit allen Eigenſchaften, die, wo nicht den großen Dichter, doch den guten Schriftſteller machen, Perſius den literariſchen Ruf ſeiner Nation in Nichts erweitert hat."

Hingegen würde ich antworten: Nein, wenn Ihnen leichte, fließende, natürliche Schriften zuſagen, wenn Sie ein Buch nach der Zahl der nützlichen Wahrheiten ſchätzen, die es enthält, oder nach dem Genuſſe, den es gewährt, wenn Sie bei einem Satiriker Details über die Sitten ſuchen, und Anſpielungen, eigene Namen,

kurz Alles, was Schriftſtellern dieſer Art Leben gibt und einen Nationalcharakter verleiht; nein endlich, wenn Sie ſich nicht dazu berufen fühlen, eine Menge Vorreden, Biographien, Memoiren, nebſt den Kommentaren über dieſe Vorreden, Biographien und Memoiren, und Noten zu dieſen Kommentaren zu leſen, um bis zum Dichter zu gelangen und vielleicht mit unſäglicher Mühe eine grundfalſche Anſicht von einem Werke zu erlangen, von dem vielleicht nie Jemand mit Ihnen ſpricht.

In dem Kapitel, welches überſchrieben iſt: „Lectures publiques à Rome," gibt der Verfaſſer ein köſtliches Gemälde der damaligen Geſellſchaften in ihrem Flittergrunde mit ihrer geſchwätzigen Schöngeiſterei und ſelbſtgefälligen Erbärmlichkeit. Das Feſt der Saturnalien geht zu Ende. Domitian hat dem Abascantius ſagen laſſen, er wünſche den Statius zu hören, unter der ausdrücklichen Bedingung jedoch, daß der Dichter ihm nicht ſchmeichle; bekanntlich ſagten an dieſem Feſte die Sklaven ihren Herren die Wahrheit; Statius weiß aber zu gut, daß man ſie am andern Morgen die Keckheit ihrer Zunge entgelten läßt, er wird ſich wohl hüten, dem Kaiſer zu gehorchen, dieſer hat den Tag feſtgeſetzt; die Fremden, die Rivale der Dichter, die Müßiggänger finden ſich ein. Da iſt zuerſt ein beliebter Dichter des Tages, Grosphas, ſeine Verſe gehen reißend ab; ein berühmter Buchhändler beſchäftigt jeden Tag zwanzig Kopiſten, welche ſie abſchreiben, und zwei Leſer, welche ihnen das Manuſcript diktiren.

Sentius Augurinus, ehemals Konſul, ein berühmter Redner, aber die Manie, Verſe zu machen, hat ihn den Gerichten entriſſen. Er ſchreibt kleine Gedichte über kleine Sujets. Manche darunter ſind recht artig, zart und fein, andere galant, andere voll Schwung; er iſt klein von Wuchs, ſanft und beſcheiden, ſo beſcheiden als Regulus inſolent iſt.

Dort ſehen Sie Virginius Romanus, den dramatiſchen Dichter, minder ſchüchtern, als Augurinus; er treibt übrigens das Dichterhandwerk aus keinem andern Grunde, als weil es eben nicht ſchlechter iſt, als ein anderes; ferner Peſſienus Paulus, er ſchreibt Elegien, iſt ein ſehr pünktlicher Zuhörer und ein eifriger Bewunderer aller Dichter jener Zeit, der Kern aller Verſammlungen.

Aber der liebenswürdigſte, der gefälligſte, der ergebenſte, der eifrigſte, der unentbehrlichſte von Allen, der am freigebigſten ſeine Lobſprüche ſpendet, der die meiſten Hände, die meiſten Füße oder meiſten Ohren hat, um ſeinen literariſchen Freunden zu dienen, das iſt Titinus Capito; man ſagt von ihm, wie von der Vorſehung: Nemini deſuit.

Dann kommt Glabrio, Cäſars Freigelaſſener, eines jener Glückskinder, mit denen die Geſellſchaften überladen ſind; er iſt aus Nichts hervorgegangen, er hat zugenommen und hat ſich gerundet, wie eine Honigſcheibe. Eine Veſtalin von hoher Geburt hat ihn dem Domitian empfohlen. Cäſar iſt kahl, Glabrio hat ſich das Haar ausreißen laſſen, Cäſar hat große Augen, aber er blinzelt, Glabrio hat kleine Augen, ſo daß er ſie gänzlich ſchließt, um zu blinzeln. Man weiß nicht recht, was der gute Glabrio erſinnt, ſeinen Herrn zu ergötzen, man erräth es, man ſpricht davon in der Stadt, und das beſchäftigt diejenigen, welche glücklich ſind, daß Cäſar ſich unterhalte.

Die Sänften drängen ſich in der Thüre des Abascantius. Heute Abend erſcheinen Domitian und Statius: der Dichter und der Kaiſer! Zwei Mächte, die von einander abhängig ſind. Wie wird Statius beklatſcht werden! denn es iſt ausgemacht worden, daß er dem Kaiſer wenig ſchmeicheln wird. Gehen wir hinein. Da iſt der Sklave, welcher uns zuruft, mit dem rechten Fuße einzutreten. Es iſt von ſchlimmer Vorbedeutung, wenn man in die Wohnungen der Großen und der Götter mit dem linken Fuße zuerſt tritt. Stille! Da kommt Glabrio, Cäſars Freigelaſſener, von Sklaven getragen, beim Klange der Muſik. Er reinigt ſich die Zähne mit einem ſilbernen Zahnſtocher; an ſeinem Finger glänzt ein ungeheurer goldener Ring. Obgleich weder Miniſter noch Verwalter, iſt er ein Mann von weit höherer Bedeutung, als der Herr des Hauſes. Wie ſich Alles um ihn drängt! Es läßt ſich kaum mehr unterſcheiden, ob ihn Sklaven oder freie Männer tragen! Platz dem Schatten des Cäſar, dem Freigelaſſenen Glabrio!

Die meiſten Perſonen, welche den Statius zu hören kommen, inſonderheit Regulus und Romanus, ſind durch ein beſonderes Schreiben eingeladen worden, was Peſſienus anbelangt und Capito, welche eine öffentliche Lektüre von weitem riechen, ſo wiſſen ſie den Tag, die Stunde, den Verſammlungsort, ohne daß man ſie davon zu benachrichtigen brauche. Auch haben ſie kein Billet erhalten, ſie betrachten es als eine Aufmerkſamkeit, wodurch der Dichter ihnen zu erkennen gibt, daß er auf ſie zähle. Die Einzelnen nennt man die Gerufenen, von den Andern ſagt man, daß man ſie benutze; zwiſchen ihren Funktionen beſteht ungefähr derſelbe Unterſchied, wie zwiſchen einem häuslichen Dienſt und der uneigennützigen Gefälligkeit, die uns ein Freund erweiſet.

Bevor Glabrio erſcheint, hat Statius mit Verſchiedenen freundſchaftliche Worte gewechſelt. Dem Capito hat er zugelächelt, dem Paulus zugewinkt, die Andern in Maſſe begrüßt. Nun wirft er ſich dem Glabrio zu

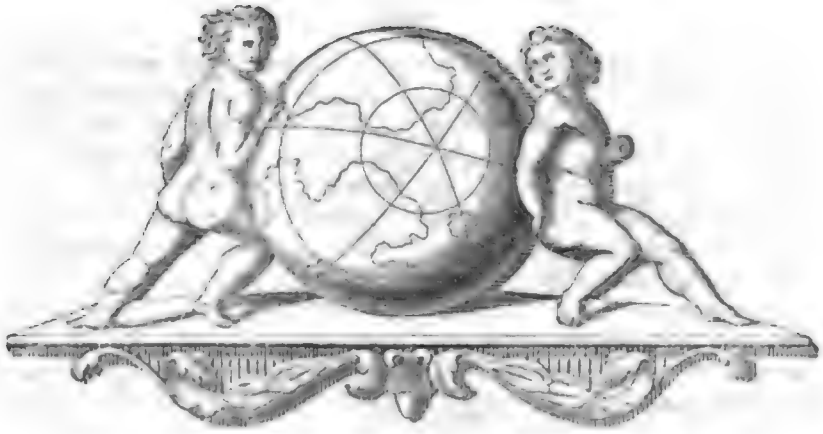
Füßen. Der Freigelaſſene wünſcht dem Dichter Glück zur Gnade, die ihm der Kaiſer erwieſen. Der Dichter dankt dem Freigelaſſenen, als ſey er dieſem dafür verpflichtet. Am Hofe des Kaiſers thut man zu Zeiten wohl, dem Geringſten unter den Sklaven für die Gunſtbezeugungen des Herrn zu danken, denn Rang und Geburt reichen nicht immer hin, um Macht und Einfluß zu erlangen. Statius lächelt fortwährend, ein Beweis, daß er Kummer hat. Das Lächeln iſt bloß ein krampfhaftes Zucken der Lippen, es iſt die ſtehende Grimaſſe der Larve, der Menſch, der ſich darunter verbirgt, fühlt ſich unglücklich. Ich habe dem armen Statius viel Böſes nachgeredet, es thut mir leid, jezt, wo ich ihn mit ſolchem Widerwillen dieſem Freigelaſſenen zulächeln ſehe, deſſen Antlitz von wohlriechenden Salben in heiterer Selbſtgefälligkeit ſtrahlt. Jenen Söhnen Neapels fehlt es nicht an Phantaſie, noch die Hoheit der Seele, die Hofluft aber hat ihn verdorben. Nicht einem Jeden iſt ein ſolches großes ſchwarzes Auge vergönnt, mit ſo buſchiger Braue überſchattet, deſſen Blicke die Natur gegen den Himmel gerichtet, das ſich aber vor dem erloſchenen blinzelnden Auge des Cäſar zu Boden ſenkt. Nicht einem Jeden iſt es vergönnt, was einer Lyra, deren ſchönſte Saiten die Tyrannei zerriſſen, Töne zu ſchlagen, bei denen uns das Bild der entſchwundenen Poeſie wieder vor das Gemüth tritt.

Warum es verhehlen! Statius iſt Roms überdrüſſig und der Römer. Er ſehnt ſich nach ſeinem Vaterlande, nach ſeinem väterlichen Herde; er fühlt ſein Leben entſchwinden, was ihm davon übrig bleibt, wünſcht er in Neapel zuzubringen. Statius liebt häusliche Sitten und häusliches Glück. Nach einer ſtürmiſchen Jugend hat ihm die Gunſt der Venus ein Weib nach ſeinem Herzen zugeführt. Claudia pflegt ihren Gatten mit liebender Sorge, ſie verſteht ſeine Gedichte, ihr vertraut er ſie zuerſt an; ſie theilt ſeine bangen Zweifel und ſeine Triumphe. Claudia wohnte unlängſt den Spielen von Alba bei, wo der Herold den Namen des Statius ausrief, der dreimal im poetiſchen Wettkampfe geſiegt hatte. Cäſar, der bei dieſen Spielen den Vorſitz führte, die Füße mit griechiſchen Sandalen bekleidet, im Purpurgewande, eine breite goldene Krone mit den Bildniſſen des Jupiter der Juno und der Minerva auf dem Haupte, Cäſar ließ den Dichter vor ſich rufen und bekränzte ihm die Stirn mit einem goldenen Reife, unter lautem Beifallrufen des Volkes. Claudia ſtürzte in die Arme ihres ruhmgekrönten Gatten und bedeckte ſein Haupt mit glühenden Küſſen. Und wie ſie ſich in der Wonne ſeines Sieges berauſcht, ſo haben ſie die bitteren Schmerzen ſeiner Niederlage getroffen. Als Statius in den kapitoliniſchen Spielen war beſiegt worden, beſchuldigte die trauernde Gattin den Jupiter, daß er ſeinen Dichter verrathen. Statius iſt glücklich durch Claudia, bei ihr findet er Troſt in den düſtern Stunden, wo ihn um ſeinen Ruf bangt, den er durch tägliche Siege aufrecht erhalten muß; ſein Talent iſt ſchwankend und launiſch, wie bei allen Improviſatoren. Statius liebt die Häuslichkeit. So führt oft allgemeine Sittenverderbniß zur friedlichen Stille, zu den beſcheidenen Tugenden des häuslichen Herdes zurück.

Auch hat Statius eine Tochter zu vermählen. Sein Kind iſt es nicht, die Götter haben ihm keine Kinder vergönnt; es iſt die Tochter des erſten Gemahls der Claudia, auf ſie haben Statius und Claudia ihre kinderloſe Zärtlichkeit übertragen. Es thut ihnen weh, daß ſo viel Jugend, ſo viel Anmuth ſich auf dem einſamen Lager verzehre. Das Mädchen iſt ſchön, ſchön genug, um die Göttin der Liebe zu beſchämen, die ihr noch keinen Gatten zugeführt. Ihre Stirne iſt klein, nicht wie die Stirne der Priszilla, die ſie mit einem Bande umkränzt, daß ſie ſchmaler erſcheine, ſondern wie die der Lycoris des Horaz; bald ſchweben die Finger des Mädchens auf den Saiten der Laute, bald dichtet ſie Verſe oder ſagt die Verſe ihres Adoptivvaters her, bald entfaltet ſie die gerundeten Arme in einem ſeelenvollen Tanze. Oft hat es Statius Cytheren und den flatterhaften Liebesgöttern vorgehalten, daß ſie eine ſo holde Blume einſam verſchmachten laſſen. Er hat die Hoffnung verloren, für ſeine Tochter in Rom einen Mann zu finden, in der Stadt der reichen Erbinnen und der liebloſen Ehen, in der Stadt, wo die Männer in ſchmachvollen Feſſeln zu den Füßen der Buhlerinnen liegen, wo die Bräute geſeilſcht werden! Zu Neapel hofft Statius ſeine Tochter zu vermählen, zu Neapel hofft er Alles wiederzufinden, was er verloren, Ruhe, Herzensgenüſſe, Geſundheit, Einſamkeit, Stille. Er verzehrt ſich in Liebe zu ſeinem Vaterlande, wie der Wilde am Fuße des Baumes, der ihn an die Fluren ſeiner Heimath erinnert. So wie Rom mehr und mehr die Welt überflutet, hat die Heimath des Einzelnen an Werth mehr zugenommen. Das Vaterland unſeres Dichters iſt Neapel, die Stadt, welche Venus vor allen liebt; laßt uns nach Neapel gehen, ſagte er in ſeinen Verſen zu Claudia; Claudia aber widerſteht, ſie iſt ein Weib, ſie zieht die große Stadt vor, ſie findet Gefallen an dem Beifallklatſchen der Menge, an den Lorbeerkronen der pythiſchen Spiele; der Ruhm ihres Mannes ſchmeichelt ihr um ſo mehr, weil man ſich in Rom ſagt, ſie habe einen Antheil daran.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 66. Montag, 29. Juni 1835.

Französische Literatur.

Etudes de moeurs et de critique sur les poëtes de la Décadence, par Nisard. Paris, Gosselin.

(Schluß.)

Eine einfache Sänfte hält an der Thüre; es ist die Sänfte, deren sich der kahle Kaiser bedient, wenn er incognito erscheint. Domitian steigt aus, ohne Krone, ohne goldenen Reif, in der schlichten Toga, wie Martial, wenn ihn seine reichen Freunde neu gekleidet haben. Die Gesellschaft erhebt sich und begrüßt den Cäsar Germaniens, den hundertfach gnädigen und göttlichen. Abaslantius dankt im Namen des Cäsar, der nicht gerne spricht, und sich eher dazu verstehen würde, zu schreiben, als öffentlich zu reden. Cäsar lächelt dem Dichter von der Seite zu, läßt sich auf dem Sitze nieder, den man ihm nahe an der Cathedra bereitet, und winkt, man möge schweigen. Die Versammlung sezt sich, Aller Augen sind auf den erhabenen Anwesenden gerichtet, der Dichter wird über dem Kaiser vergessen. Statius benuzt die Zerstreuung, um sich zu sammeln. Er zieht unter der Toga ein kleines vergoldetes Etui hervor, rollt das Manuscript auf, das es enthält, und mit sanfter, gedämpfter Stimme spricht er erröthend zur Versammlung: „Es sind Verse auf den Tod des zahmen Löwen des Kaisers.“ — — —

Crispinus gebot Schweigen, und der Dichter las folgende Elegie: „Was hat es dir gefrommt, dein wildes Gemüthe zu bezähmen? Was hat es dir gefrommt, dem Morde zu entsagen und der ruchlosen Blutgier, und dich dem Joche zu fügen und dem schwächeren Herren zu gehorchen? Dich zu gewöhnen, deine Wohnung zu verlassen und wieder in den Behälter zurückzukehren, freiwillig von der schon ergriffenen Beute zu treten, und die Hand, die man dir in den Rachen gesteckt, unversehrt von deinem Biße loszugeben?“

„Du fällst, gewandter Zerstörer der Ungethüme der Wildniß, nicht umschlossen von einem Haufen massylischer Jäger, nicht umspannt von ihren Netzen, noch durchbohrt von dem spitzigen Pfahle, der deinen gefürchteten Sätzen entgegenstarrt, nicht getäuscht durch die List der klaffenden Grube; du fällst besiegt durch ein fliegendes Wild. Mit offener Thüre steht dein unglücklicher Behälter, und hinter den geschlossenen Gittern beben die erschrockenen Löwen, daß eine solche Freveltat geschehen konnte. Allen senkt sich die Mähne, Scham ergreift sie, als er vorbeigetragen wird, und alle Falten der Stirne ziehen sich verhüllend über ihrem Auge zusammen.“

„Aber nicht beim ersten Unfalle erreichte dich die ungewohnte Schmach der Niederlage; dein Muth blieb;

du stürzest, aber mitten im Tode erwacht deine Tapferkeit wieder. Wie der Krieger, der die tiefe Wunde fühlt, sterbend dem Feinde entgegen tritt, die Hand erhebt und mit dem sinkenden Speere droht, so mit schwankendem Tritte, der gewohnten Ehre beraubt, blickt jener mit festem Auge um sich und sucht den Feind. Besiegt blieb dir ein großer Trost im plötzlichen Tode; trauernd seufzten das Volk und der Senat, als sey ein berühmter Fechter auf der Arena gefallen, und unter so vielen Thieren aus Scythien, Libyen, von den Ufern des Rheins konnte nur der Verlust eines einzigen Löwen Cäsars Züge mit Trauer umhüllen."

Statius steigt von seinem Sitze unter lautem Beifallrufen, zu welchem Cäsar das Zeichen gegeben. Statius ist in der That ein gewandter Höfling. Man hatte ihn gebeten, nicht zu schmeicheln, er findet Mittel, diesem Wunsche Folge zu leisten, und zugleich zweimal statt einmal zu schmeicheln. Erstens, wenn er auch den Kaiser nicht lobt, so lobt er dessen Löwen; sodann weiß er, daß Cäsar nur aus Gefälligkeit zuhört, nur zum Prunke da ist, daher liest er ein sehr kurzes Gedicht, seine Geduld, die ihm leicht ausging, und seine Zeit, die für den Staat so kostbar ist, zu schonen. Auch bezahlt ihn Domitian, aber freilich mit seiner Münze, er erlaubt ihm, seine Knie zu küssen, und ladet ihn ein zum Abendessen am Feste der Saturnalien. Das sind die höchsten Gnadenbezeugungen des Domitian; will man mehr von ihm, so muß man es durch Skandal erzwingen, so muß man ihm, wenn er vorübergeht, die weißen Nähte der abgeschlissenen Toga zeigen, wie Martial gethan.

Domitian verläßt plötzlich den Saal. Abascantius und Glabrio folgen ihm, der Minister zu Fuß, der Freigelassene auf seinen Kissen. Nur das gewöhnliche Auditorium bleibt zurück; manche Urtheile werden über des Dichters Meisterwerk gefällt. Crispinus lobt mit lauter Stimme die Falten der Stirne, die sich verhüllend über das Auge der Löwen senken. Alle seine Bewunderer, wahre oder falsche, fallen über dieses Knöchlein her. „Der Löwe stirbt wie ein Held im Homer," sagt Capito mit seiner hellen Stimme und seinen starren Zügen. Passienus Paulus bewundert die kühne Wendung: „Nicht beim ersten Anfalle erreichte dich die ungewohnte Schmach der Niederlage." — „Wie viele werden hier eine große Umschreibung gebraucht haben," sezt der gute Capito hinzu. Die minder bedeutenden Zuhörer, die sich wenig mit Beurtheilen befassen, ersticken den Dichter mit Küssen und Epitheten.

Verginius Romanus, obgleich er mit Verachtung auf das Talent des Dichters und dessen zahmen Löwen herabsieht, getraut sich nie, seine Verse zu lesen in einer Sitzung, wo man Statius zuhört. Capito hat nichts vorräthig; er dichtet wenig. Regulus macht nur Verse aus Verdruß, wenn er einen Triumph hat preisen hören, der seine lezte Rede verdunkelt, und er den Beifall des Publikums auf sich zurückführen will, indem er Verse vorträgt, die Niemand zu bekritteln wagt und die nur deßwegen gelobt werden. Crispinus hat wohl einige Versuche bei sich, die er preiset, aber nicht liest. Es bleibt also nur Passienus Paulus übrig; dieser duldet nicht, daß es je, so lange er am Leben ist, einem Auditorium an Zuhörern fehle, unter seiner Toga führt er stets ein Gedichtchen bei sich, das er gern zwischen den Produkten der begünstigten Dichter, des Statius nämlich und des Verginius, behende einzuschieben pflegt. Crispinus hat eine kleine Ecke des Manuscripts wahrgenommen, das unter der Toga hervorsteht; er verkündet es der Versammlung, er schiebt den Passienus nach der Cathedra hin, führt ihn hinauf und gebietet Stillschweigen. Paulus, nach einigen Entschuldigungen, beginnt zu lesen: „Priscus, du befiehlst ..."

Ich, ich befehle nichts, ruft ein gewisser Javolenus Priscus, ein Freund des Paulus, ein Mann von wenig Kopf, wie man behauptet, obgleich eigentlich viel Kopf dazu gehören mag, um sich gegen den Vorwurf der Komplizität an der Poesie des Passienus Paulus zu verwahren.

Die Versammlung bricht in lautes Gelächter aus. Allen diesen Komödianten wird es leicht um's Herz; Regulus thaut auf, der Effekt der Sitzung ist verloren; der Sieg des Statius verschwindet vor dem Mißgeschick, das dem Passienus Paulus widerfahren. Javolenus ist am Ende doch wieder nichts, als ein Dummkopf, aber dieser Dummkopf hat den öffentlichen Vorlesungen den Todesstoß gegeben, das Gute geschieht oft durch die ungeschicktesten Hände. Sollte wirklich der unschuldige Javolenus der Langeweile Luft gemacht haben, welche sich des vernünftigen Publikums von Rom nachgerade bemächtiget? Großer Jupiter! Durch welche Hand ist ein Institut zu Grunde gegangen, das Cäsar Germanicus, dein Statthalter auf Erden, noch heute mit dem ganzen Gewichte seiner ungelehrten Majestät und seiner mürrischen Anwesenheit unterstüzt hat?

Der zweite Theil hat bei weitem das meiste Interesse, es ist eine kühne und beredte Polemik gegen die heutige französische Literatur. Hier enthüllt sich der wahre Zweck des Verfassers, und der ist nichts Geringeres, als die romantische Schule zu stürzen. Namen werden nicht genannt, aber die Bezeichnungen der Befehdeten sind so transparent, daß die Persönlichkeiten unverkennbar durchschimmern; es werden die unbezwingbaren socialen Thatsachen nachgewiesen, welche die Epochen herbeiführen, wo der menschliche Geist so erschlafft, daß selbst die reichsten Phantasien nichts mehr für die echte Dichtkunst vermögen, und wo ihnen eben nur die Kraft

übrig bleibt, die Sprache mit skandalöser Verwegenheit zu verderben. Das Jahrhundert, wo zu Rom Alles siecht und einstürzt und abstirbt, stellt Herr Nisard dem unsrigen gegenüber; das ganze Kapitel zeugt von gründlicheren Studien, als man wohl bei Franzosen anzutreffen pflegt. Was über die Aehnlichkeiten zwischen den oben angeführten Epochen gesagt wird, verdient hier vollständig mitgetheilt zu werden. Es lassen sich diese Aehnlichkeiten auf Zwei zurückführen, die alle anderen in sich fassen.

In beiden Zeiträumen herrscht dieselbe Vorliebe für Erudition, und zwar fast für dieselbe Art von Erudition. Zu Lukans Zeiten ergötzte man sich an den Mythen, an den religiösen Traditionen des sterbenden Heidenthums; unser Zeitalter forscht nach den Legenden des Mittelalters. Hier wie dort wird Archäologie und Geographie getrieben, hier wie dort trägt man einen kindlichen, ich möchte sagen kindischen Glauben zur Schau: es gibt keine besseren Heiden, als die Dichter aus den Zeiten des Lukan; es gibt keine inbrünstigeren Christen, als die Dichter unserer Zeit.

Aber auf beiden Seiten finden wir am Ende doch weiter nichts, als Erudition; entweder fehlt es dem Dichter an Produktionsvermögen, oder er weiß nicht, was er mit seinen poetischen Kräften anfangen soll, und er hat sich in der Vergangenheit willkürlich eine Aufgabe gewählt. In der Poesie ist die Erudition ein Krankheitssymptom.

Zweite Aehnlichkeit: Ueberfülle der Beschreibungen. Nach der Gelehrsamkeit ist die Beschreibung das sicherste Kennzeichen des Verfalls. Da, wo ich häufige Descriptionen antreffe, steigt in mir die Vermuthung auf, das Werk beruhe auf einem winzigen Grundgedanken und man habe das Sujet durch Beiwerk verlängern müssen, und zwar durch die leichteste Art von Beiwerk. Da, wo ich zugleich Erudition und Beschreibung sehe, stelle ich mir die Frage, was denn zuletzt der Erfindung übrig bleibe?

Und in der Beschreibung dasselbe Uebermaß der Details, dasselbe Suchen nach Nüancen, dieselben Subtilitäten, dieselben Uebertreibungen, und in diesen Uebertreibungen dieselbe auffallende Vorliebe für das Gräßliche.

Alles dieses, wie sich das von selbst versteht, mit der Verschiedenheit, die durch die verschiedenartigen Sujets, Talente und durch die unbestreitbare moralische Ueberlegenheit unseres Zeitalters bedingt wird.

Besonders aber sehen sich beide Epochen in den Stylformen ähnlich.

Hier wie dort stößt man jeden Augenblick auf schwankende, allgemeine Ausdrücke, welche durch das Metrum und nicht durch den Gedanken bedingt werden. Hier wie dort mühseliges Ringen des Styls, um ganz einfache Thatsachen und alltägliche Ideen auszudrücken, und daneben verletzende Nachlässigkeit, das sorgloseste Mißhandeln in der eigentlichen Bedeutung der Wörter, verbunden mit der Prätension, nur stets das passende Wort zu gebrauchen.

Auf beiden Seiten derselbe Reichthum an Bildern, dieselbe Verschwendung von Metaphern, die ohne Beziehung zueinander sind, derselbe Luxus in Wörtern und Wendungen, derselbe Mangel an Mannichfaltigkeit, derselbe Unfug mit den Synonymen, und besonders dieselbe Manie, stets das Schlagwort an die Seite zu setzen und lange vorher vorzubereiten und ihm alles Uebrige zu opfern.

Der Dichter wählt seine Gedanken nicht mehr, er nimmt sie auf, woher sie ihm auch zuströmen, er nimmt sie auf als Wohlthaten der Musen, als Anhauchungen des Gottes, wie ihm seine Freunde sagen; er schafft für sie eine Sprache, und wenn das Volk weder seine Ideen noch seine Sprache versteht, so entschädigt er sich in einem ausgewählten Kreise und läßt sich sagen, die Poesie sey das Eigenthum des Dichters, nicht am Dichter sey es, zum Volke, sondern am Volke, zum Dichter zu kommen; alle diese Gründe sind um desto genehmer, da sie der Arbeit entheben und die Verskunst ungemein erleichtern. Auch vermehren die individuellen Poesien ganz außerordentlich die Zahl der Poeten; wo die Arbeit wenig Mühe kostet, da hat es Arbeiter in Ueberfluß: es sind die fünf Brode des Evangeliums. Was aber wird inmitten dieser individuellen Sprachen aus der Nationalsprache? sie mag sehen, was sie thue! Wo so viele Originalpoesien bestehen, da ist keine Nationalpoesie mehr möglich; der Dichter, der die Menge verachtet, der sein Kabinet zum Heiligthum umschafft, der sich nur Eingeweihten mittheilt, ist ein Mensch, der sich selbst täuscht, bis der geringe Gewinn, der ihm aus dem Handwerk erwächst, und der Aerger, stets nur dieselben Bewunderer zu haben, ihn zur allgemeinen Vernunft, zur Sprache, die Jedermann spricht, zurückführen. An Beispielen fehlt es nicht.

Denken Sie sich eine Dichternatur, so schön sie sich nur ersinnen läßt, fruchtbar, verständig, harmonisch, eine temperirte Phantasie, eine populäre, strebende Natur, plötzlich inmitten aller dieser Poesien erscheinend, welche wild durcheinander schreiend der Menge zurufen: „Ich will von euch nicht begriffen werden.“ Sendet diesem Messias jene Weisen entgegen, die schon die Erscheinung so vieler Poeten begrüßt, mit dem Auftrag, ihn folgendermaßen anzureden: „Hütet Euch wohl, großer Dichter, Eure Muse so tief zu erniedrigen, daß sie Jedermann begreife. Das Jahrhundert, worin Ihr lebt, versteht sich schlecht auf die Sprache der Poesie, sie thut

unſern Verſen nie die Schmach an, ſie zu kaufen. Die Dichtkunſt muß zwiſchen Himmel und Erde ſchweben, wie der Adler oder der Schwan, obgleich der Schwan nie ſein Waſſerbecken verläßt. Die Zeit iſt nicht mehr, wo die Poeſie nichts war, als der große, univerſelle Gedanke einer Nation, welcher in einem verſtändigen, harmoniſchen Echo widerhallte. Der Dichter ſoll nur ſein eigenes Echo ſeyn, oder das Echo ſeiner unterthänigen Freunde. Bildet Euch ja nicht ein, junger Adler, daß Ihr eine ſchmachvolle Auswahl unter Euren Gedanken treffen müßtet; was vom Dichter kommt, kommt von Gott. Alle Sekretionen Eures Gehirns, verzeiht mir den trivialen Ausdruck, ſind für die Kunſt von unendlichem Werthe. Der Dichter iſt ein treues Bild der Welt; Alles iſt ſchön in der Welt, ſelbſt das Häßliche: eben ſo im Dichter.“

„Die Geſellſchaft,“ ſagt Herr Niſard am Schluſſe dieſes Abſchnittes und des Buches, „die Geſellſchaft, in ihrer jetzigen Geſtalt, bietet dem Dichter keinen univerſellen Gedanken dar, dem er ſich ganz widmen könne, und ſo bleibt ihm nichts übrig, als ſich in ſeine übermüthige und ſterile Individualität zurückzuziehen. Diesmal liegt die Schuld an Niemanden, ſie liegt am Jahrhundert, das keinen Dichter bedarf, das von ihnen keine Belehrung erwartet, das ihnen bloß die Erholungsſtunden widmet, welche ihnen durch den Roman, durch grüne oder braune Erzählungen ſtreitig gemacht werden, und gewöhnlich kommt der Dichter zuletzt. Und ſo bin ich denn berechtigt, zu ſagen: „die Dichter gehen von dannen.“ Wer unter ihnen gewandten Geiſtes iſt, beeilt ſich, umzukehren, und ſtellt den Romanen Romane und den Erzählungen Erzählungen entgegen; und dann ſind die Herren nicht ſehr ſkrupulös in der Auswahl ihres Publikums, da ſie doch früher keines finden konnten, das ihrer Verſe würdig geſchienen. Die nicht von ihrer Feder leben, laſſen ſich zu Deputirten erwählen und ſtudiren die Streitfrage über den Weinhandel; die ganze Kraft unſeres Zeitalters hat ſich auf die Induſtrie und Politik geworfen, alle Geiſter, die einigen Werth haben, wenden ſich nach dieſer Seite, daher ich denn auch glaube, daß die Zeit der Dichtkunſt in Frankreich vorüber iſt; denn da die Poeſie nur das Echo eines univerſellen Gedankens iſt, ſobald dieſer ſich bloß um Induſtrie und Politik dreht, deren Sprache die Proſa iſt, ſo iſt es um die Dichtkunſt geſchehen. Es iſt kein Beiſpiel von einer Sprache vorhanden, welche zwei goldene Zeitalter der Dichtkunſt gehabt. Frankreich hat im 16ten und 17ten Jahrhundert die höchſte literariſche Bildung der neueren Zeit erreicht, ſie iſt im 19ten auf dem Wege, ſich zur höchſten induſtriellen und politiſchen Civiliſation empor zu ſchwingen. In Allem, was ſich nicht auf dieſe neue Beſtimmung bezieht, trägt Frankreichs ſchöne Sprache die Spuren des Verfalls; aber Frankreich kümmert dieſes nicht, denn es weiß, daß ſeine große literariſche Miſſion vollendet iſt. In Allem aber, was die Politik und Induſtrie betrifft, bleibt dieſe Sprache rein, ſtreng, populär, denn da iſt eine ganze Welt von neuen Ideen, und die Sprachen gehen zu Grunde, ſobald ſie nichts Nützliches mehr zu ſagen wiſſen.“

„Indeß, trotz ſo vielen Zeichen und Urſachen des Verfalls, da die Nation nicht am Ende ihrer Laufbahn iſt, bleibt der Poeſie die Zukunft. Die Zukunft bewahrt uns vielleicht ein neues goldenes Zeitalter auf, wer weiß? Gegenwärtig aber iſt alle Poeſie auf den Dampfſchiffen, auf den Eiſenbahnen und auf den Lafetten der Kanonen. Das Jahrhundert ſtürzt einer neuen Civiliſation entgegen, und der Dichter, welcher ihm, während es vorüberzieht, Verſe zuſingt, kommt mir vor wie ein Pilger, der ſich in ungeweihter Erde verirrt hat, und ſeine Unglücksfälle in einer fremden Sprache eilenden Reiſenden erzählt, die auf ſeine Worte nicht achten.“

Herr Niſard iſt acht und zwanzig Jahr alt, demnach iſt es höchſt merkwürdig, ihn unter der Fahne der alten Schule zu ſehen. Bei Erſcheinen des Buches iſt der Streit mit den Romantikern wieder lichterloh aufgelodert; Herr Niſard ſteht als Kritiker weit über ſeiner Partei, welche ſich wohl am meiſten über ſeine Polemik mag gewundert haben, zu der ſie ſich nie hätte erheben können. Als Styliſt hat Niſard ſich die Vorzüge der beſſern Schriftſteller aus dem 18ten Jahrhundert angeeignet; Verſtand herrſcht bei ihm vor; auch an Bildern fehlt es nicht, um den Begriff zu veranſchaulichen, indeſſen ſucht er ſie, ſie bieten ſich ihm ſelten dar.

Werke über Italien.

7) Vita di Benvenuto Cellini, orefice e scultore fiorentino, scritta da lui medesimo. Vol. I et II. Lipsia, presso Leopoldo Voſs, 1833.

Eine hübſche italieniſche Ausgabe der durch Goethe längſt bekannten Selbſtbiographie, mit fünf Kupferſtichen, das Porträt und einige Hauptwerke des Künſtlers darſtellend.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 67. Freitag, 3. Juli 1835.

Moralisch-sociale Literatur.

7) Schule der Höflichkeit. Für Alt und Jung. Herausgegeben von Karl Friedrich von Rumohr. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1834.

Eine Schule der Höflichkeit, in unserer Zeit herauszugeben, ist ein Gedanke, der Aufsehen erregt. Ob er Beifall erhält, ist die Frage. Man gefällt sich zu wohl darin, Andern auf den Fuß zu treten, ohne dabei um Verzeihung bitten zu dürfen; in der Ungenirtheit liegt ein großes Glück, das aber freilich nur der empfindet, der so glücklich war, unter ihrer Herrschaft geboren zu werden. Einer aus der frühern Zeit fühlt sich eben durch sie beengt, gedrückt, verletzt; ihm sind die kommoden Pantalons und die schwarze Halsbinde, die uns in die Salons begleiten, ein Greuel, er fühlt sich nur wohl in dem steifen Zubehör eines verwickelten Gesellschaft-Ceremoniels. Wer zeigt uns aber das Mittel, dahin zu gelangen, diese Gefühle und Gesinnungen wieder allgemein werden zu lassen?

Herr von Rumohr hat sein Thema mit der ihm zu Gebote stehenden Ironie, und in der an ihm gekannten klaren und schönen Darstellungsweise behandelt. Der Ton, den er anstimmt, ist ganz dem Gegenstande angemessen. Man hört immer einen feinen, bedächtigen Alten, der uns durch die Breite, womit er die gewöhnlichsten Gegenstände behandelt, ein wenig langweilt, dem wir aber doch mit Lächeln zuhören, und Wahrheiten vernehmen, die uns aus seinem Munde angenehm klingen. Man sieht denselben freundlichen Rathgeber in ihm, der auch so schön über die Kochkunst geschrieben hat. Man hat eine heimliche Freude, von einem so vornehmen Koch bedient zu werden. Es entzückt, den Mann mit seinen Manieren und mit dem Ordensstern eine weiße Schürze vorbinden zu sehen, und noch mehr erst staunt man über die Vortrefflichkeit seiner Gerichte. Delikatesse und Rumohr sind uns zwei nicht mehr zu trennende Begriffe geworden. Alle Liebenswürdigkeit der guten alten Zeit fließt hier in einen lezten süßen Geschmack zusammen, welchen uns vorzuenthalten Herr von Rumohr zu gutmüthig ist. Er weiß, wir hören ihn gern, er ist die Respektsperson in der Gesellschaft, er darf wenigstens hoffen, gehört zu werden, wenn man auch alle seine ängstlichen Regeln zu befolgen nicht mehr Geschick oder die Lust hat. Darum ist in seinem Buch so vieles Rococo. Dieser bezeichnende Ausdruck ist in der neuern französischen Konversation ganz und gäbe, und bedeutet nicht altmodisch, nicht

d'ancienne date, d'ancien régime, oder du bon vieux temps. C'est du Rococo, will sagen, daß ein Geist von gestern noch ein Geist von heute seyn will.

Das Büchlein zerfällt in zwei Theile. Der erste von den Werkzeugen der Höflichkeit oder von der Person des Menschen handelnd, der zweite von Anwendung der Höflichkeit auf die besonderen Lagen und Verhältnisse des Lebens. Die Mischung von Ernst und Scherz ist so bereitet und durcheinander gerüttelt, daß beides nicht leicht herauszufinden ist.

Ein hübsches Wort sagt der Verfasser bei Gelegenheit der Perrücken:

„In jenen bemerkenswerthen, doch seltnen Abschnitten der Geschichte, welche den Menschen seiner natürlichen Bestimmung, zu denken, fühlen und handeln, so ziemlich nahe bringen, pflegen die Männer ihr Haupthaar kurz abzuschneiden. Man bezweckt bei dieser Art des Schnittes einigen Zeitgewinn, und in der That erleichtert er die unerläßliche Reinigung und Anordnung des Haupt-Haares. Hingegen pflegt der Mensch in seinen gewöhnlichen Zeiten gedankenlos und kindisch mit seiner Persönlichkeit gleich wie mit einer Puppe zu tändeln und in solchem Falle besonders ernstlich mit einer künstlichen Zurichtung seines Hauptbaares sich abzugeben. Dem achtzehnten Jahrhunderte gebührt der Preis, in diesem Stücke eine unübertroffene Erfindungsgabe dargelegt, und, von den wurmähnlichen Allongenperrücken bis zu den bescheidneren Taubenflügeln eine Unerschöpflichkeit abwechselnder Mißgestalten hervorgebracht zu haben. Indeß machte zu Paris, dem Mittelpunkte dieses Unwesens, während der sogenannten Revolution die Guillotine einen schlichteren Haarschnitt durchaus erforderlich. Und dabei ließ es die Welt, entweder weil sie doch ernster geworden, oder nur aus Erschöpfung und Abgestorbenheit der Phantasie, bis auf weiteres bewenden."

Das Kapitel von der ehelichen Höflichkeit fängt der Verfasser auf folgende Weise an:

„Verliebte pflegen die Höflichkeit zu übertreiben, hiedurch ein falsches Licht auf eine Sache zu werfen, welche, für sich genommen, das höchste Lob in Anspruch nimmt. Indeß sind die Spöttereien, denen ihr Benehmen sie aussetzt, das allerkleinste unter den Uebeln, welche daraus zu entstehen pflegen, viel schlimmer jene fast unvermeidlichen Mißgriffe beim Herabstimmen des Tones nach schon erlangtem ruhigen Besitze. Ueberspannungen können ihrer Art nach nicht dauernd seyn, müssen früh oder spät doch endlich nachlassen; und weil die menschliche Schwäche überhaupt gar leicht von einem Aeußersten zum andern übergeht — daher die höflichsten Verlobten bisweilen die unziemlichsten Gatten machen — rathe ich schon im Brautstande seine Aufmerksamkeit zu mäßigen, damit beide Theile ihr Betragen durch unbemerkliche Uebergänge der normalen ehelichen Höflichkeit annähern können."

In dem Kapitel von den Gastwirthen, Kellnern und Lohnbedienten findet sich die Stelle:

„Auf unserer Schaubühne gehört es zu den verbrauchtesten Trivialitäten, daß Fürsten und große Herren, nachdem sie eine Weile das Incognito bewahret, plötzlich den Ueberrock aufknöpfen und ihren Stern zeigen. Unsere theatralischen Bussoni pflegen bei diesem Anblicke vor Schrecken fast über den Haufen zu fallen und auf tölpische Weise ihre frühern Versehen und Achtungslosigkeiten dem Fürsten abzubitten. Unerfahrne Gastwirthe mögen hiedurch sich nicht verleiten lassen, große Herren, wenn solche incognito bei ihnen vorsprechen, und nach der Hand sich zu erkennen geben, wegen des etwa Versehenen und Vergangenen demüthig um Verzeihung zu bitten. Es ist diesen Herrschaften darum nicht zu thun, im Gegentheil erfreut es sie, die angenommene Rolle mit so vielem Glücke hindurchgeführt zu haben, als jene Verblendung ihnen bezeugt."

Ich glaube, daß diese mitgetheilten Proben genügen werden, des Verfassers gefällige Weitschweifigkeit, die Feinheit und Bestimmtheit des Ausdrucks, den leisen Spott, dabei die Alltäglichkeit der Gedanken, mit einem Worte: das Rococo der Franzosen in's gehörige Licht zu setzen.

In eine höhere Region erhebt sich Herr von Rumohr offenbar, wenn er den Bettlern und Vagabunden die Regeln der Höflichkeit vorzeichnet. Wir geben hier einige der gelungensten Stellen. „Vor Zeiten freilich ward aus dem Vorzeigen echter, oder nur vorgeblicher Wunden im Betteln einiger Vortheil gezogen, wenn dem Cervantes, dem Verfasser des Guzman de Alfarache und andern Poeten hierin zu glauben ist. Allem gegenwärtig dürfte bei vorwaltendem Schönheitssinne dieser Behelf nur einen Ekel erwecken und den Bettler in Verlust und Schaden bringen. Auch die Unverschämtheit und Gesprächigkeit ist nicht Sache des Bettlers, sondern, wie gezeigt werden soll, des Vagabunden. Gehen muß der Bettler ein wenig vorgebeugt, damit man sehe, daß ihn die Sorge bedrücke; und während er auf seine Gabe harrt, mag er leise aufseufzen, doch nicht so laut, daß man davor erschrecke."

Noch ergötzlicher ist das, was Herr von Rumohr dem Vagabunden zu sagen hat, von dem er am Schlusse bemerkt: „Ich habe in diesen Zeiten den Vagabunden nur so im Ganzen und Groben hingeworfen."

Dem Postillone schreibt Herr von Rumohr als Regel vor: „Unter allen Umständen darf ein Postillon, wenn er aus dem Stalle kommt, um aufzusitzen, mit gespreizten Beinen gehen, weil solches bei ihm die Gewohnheit zu reiten ausdrückt, also Charakter hat, oder seiner persönlichen Lage richtig angemessen ist. Ferner darf er, beim Anlegen seiner Dienstjacke, dieselbe gegen den Nacken so hoch hinaufziehen, daß sie recht ungeschickte Falten werfe; darauf zu deren Ausgleichung sich heftig schütteln, kurz jede tölpische Bewegung anstellen; denn er wird hiedurch Eilfertigkeit ausdrücken, was dem Reisenden beliebt und erwünscht seyn muß."

In dem fünfzehnten Kapitel treibt Herr von Rumohr auch mit den konstitutionellen Staatsbürgern, vornehmlich ihren Stellvertretern und Repräsentanten, ganz denselben vornehmen Scherz, der ihm — wie hier gezeigt worden — so allerliebst ansteht.

Mit folgender Nachrede wird das Büchlein geschlossen: „Dem Auditorium in den Ständeversammlungen ist das lesende Publikum vergleichbar, insofern es ebenfalls nicht leicht zu befriedigen ist, und so lange grübelt und nachforscht, bis irgendwo in dem mühsam aufgezimmerten Werke eine Lücke, ein Mangel oder eine Schwäche, oder ein Unzusammenhang der Theile ermittelt und an den Tag gefördert ist.

„Meinem Werke, ich sehe es kommen, wird man den Vorwurf machen, es bestehe unter den beiden Büchern, dem ersten und dem zweiten, eigentlich durchaus kein Zusammenhang. Im ersten Buche, wird man sagen, leitr die gründliche Untersuchung aller in Handlung kommenden Theile des Körpers unumgänglich auf die Vermuthung, daß im zweiten der Anwendung gewidmeten überall werden gezeigt werden, wie nach der Gelegenheit eben jene Theile in Bewegung zu bringen, oder zu stellen und festzuhalten seyen. — Ei ja, das wäre mir eine Arbeit! — Und wie hätte ich's jemals wagen dürfen, den Menschen gleichsam an den Schnüren zu ziehen und als Marionette zu handhaben?

„Weit entfernt, solches mir anzumaßen, hielt ich vielmehr für geziemend, hinsichtlich der Anwendung das Allermeiste dem Ermessen meiner geehrten und günstigen Leser anheimzustellen."

Hier haben wir nun ganz die Grazie eines Rococo.

A. L.

8) Revue du progrès social. Recueil mensuel politique philosophique et littéraire. Paris 1834.

Vor einiger Zeit besprachen wir im Literaturblatt die Archives des sciences morales et politiques, freuten uns über ihre ernste, würdige, wissenschaftliche und sittliche Richtung und wünschten ihr Fortdauer. Diese Zeitschrift ist seitdem durch den Zutritt so ausgezeichneter Männer wie Laborde, Ballanche, Lamartine, Viktor Hugo, Rossi und Anderer in ihrer ehrenwerthen Haltung erstarkt und hat den bezeichnenden Namen Revue du progrès social angenommen. Was als für Frankreich merkwürdig angesehen werden muß, ist die Entfernung dieser Zeitschrift von aller Politik. Ja, diese Stimmung scheint jezt von vielen ausgezeichneten Franzosen getheilt zu werden, und sie denken in dieser Beziehung ganz so wie sich Lamartine vor einigen Monaten in der Deputirtenkammer ausgesprochen hat, nämlich, daß es jezt in Frankreich Zeit sey, die politischen Fragen und Diskussionen fahren zu lassen, und nur die rein socialen festzuhalten, Alles aber unter den Schutz der sittlichen und religiösen Ideen zu stellen. Gewiß eine interessante Erscheinung der Zeit. Doch glauben wir, daß diese Resignation auf die politische Diskussion eins von den vielen Dingen ist, die in Frankreich nach und nach Mode geworden und bald darauf spurlos wieder verschwunden sind.

In den neun Monatsheften der Revue du progrès social stehen besonders zwei für Deutschland interessante Aufsätze. Im Maiheft findet sich eine Abhandlung über Hegel, die gleich in der Einleitung zeigt, wie unabhängig der Verfasser seinen Gegenstand von den in Frankreich herrschenden Ansichten behandelt. So sagt er den Franzosen: „Bei denen, die nur eine ganz vage und allgemeine Ansicht von den Dingen haben, die sie behandeln, ist's eine sehr herkömmliche und natürliche Gewohnheit, aber auch ein Irrthum, irgend eine wissenschaftliche, literarische oder politische Bewegung Einem Mann Schuld zu geben und mit ihm zu personificiren. Nach diesem Irrthum betrachten die Franzosen in Goethe's lezten Lebensjahren, bei der Anschauung deutscher Poesie lediglich und allein diesen ausgezeichneten Dichter und vergaßen darüber L. Tieck, Uhland und Andere. In der Philosophie waltete derselbe Irrthum, denn lange personificirte die öffentliche Meinung die deutsche Philosophie mit Kant, so daß die Franzosen deutsche und Kantische Philosophie für identisch hielten. Dies ist aber eine ganz irrige Ansicht. Man kann allerdings zwischen den vier großen Systemen von Kant, Fichte, Schelling und Hegel Verwandtschaftszüge erkennen, es läßt sich aber leicht sehen, daß die Nachfolger Kant's ihren Vorgänger weit hinter sich gelassen haben, und daß sie, wenn gleich einige seiner Grundsätze festgehalten wurden, doch zu ganz andern Resultaten gelangt sind."

Nicht weniger Interesse hat der Aufsatz über Ancillon und seine Philosophie. Beide gehören, wie früher

eine Abhandlung über Jacobi in dieser Revue, dem jungen Philosophen Prévost aus Genf an, der jetzt bleibend in Paris lebt, und sich hauptsächlich beschäftigt mit dem ihm eigenen Geist und mit Klarheit die Franzosen immer mehr unsere deutschen Philosophen und ihre Literatur kennen zu lehren. Er wird sie nach und nach alle durchgehen, dann diese Abhandlung auseinanderreihen und sie als Geschichte der deutschen Philosophie herausgeben. Dr. Mr.

9) Die sittliche Erziehung der Menschen und Völker, als erstes Bedingniß der Zeit. Von K. Fr. Rauer. Leipzig, Wienbrack, 1833.

So große Anerkennung auch die Gesinnung des Verfassers verdient, so enthalten doch seine Lehren einen innern Widerspruch. Er will nämlich, der Staat soll erziehen, und doch auch, daß die Erziehung nichts weniger als mechanisch seyn soll. Er klagt sehr richtig: „Das Unterrichtswesen zu einem förmlich organisirten Broderwerke zu machen, ist die unstatthafteste und bedenklichste Einrichtung der neuern Zeit. Jedermann weiß, daß eine Beschäftigung, die zum Broderwerbe dient, sofort in ein Handwerk ausartet, und derjenige, der dieses treibt, sofort alle geistige Spannung verliert. Nur wenige tugendhafte Männer sind Lehrer im wahren Sinn des Worts: die Uebrigen glauben, ihr Gehalt sey verdient, gleichviel, ob sie Gutes oder Schlechtes leisten." Hier scheint aber der Verfasser zu vergessen, daß in der heutigen Zeit der ganze Staatsdienst unter diesem Gesichtspunkt des Erwerbes, der Versorgung betrachtet wird, und daß der Unterricht gerade, je mehr ihn der Verfasser zur Staatsangelegenheit machen und nach einem festen Prinzip leiten will, nothwendig um so mechanischer und bloß das Tagwerk abgerichteter, völlig unfreier Subalternen werden müßte.

Französische Literatur.

Édition pittoresque des classiques français et étrangeres. Paris, chez Paulin. Rue de Seine. No. 33.

Die pittoreske Ausgabe der Classiker bei Paulin ist ein Unternehmen, welches die Aufmerksamkeit und die Theilnahme nicht nur von ganz Frankreich, sondern von allen Ländern, in welchen man schöne und wohlfeile Bücher liebt, verdient und unausbleiblich erregen wird. Jede interessante Scene, jeden dramatischen Moment in einem Bilde darzustellen, und außerdem den Text durch Porträts, Vignetten u. s. w. zu beleben und das Ganze auf dem schönsten Papier, in dem ausgesuchtesten Drucke erscheinen zu lassen, ist im Allgemeinen der Plan, welcher dem Namen pittoreske oder illustrirte Ausgabe zu Grunde liegt. Die nähere Ausführung ist den ersten Künstlern Frankreichs, wie Sirour, Tony-Johannot, Grandville (dem witzigen Zeichner der Karikatur und der Charivari) und einer Gesellschaft französischer und englischer Kupferstecher anvertraut. Wir sprechen hier nicht von einem bloßen Projekt, die zwanzig ersten Lieferungen des Gil-Blas von Lesage liegen vor und können eine wahre Prachtausgabe genannt werden. Nach dem Gil-Blas werden die Komödien von Molière, der Don Quixotte von Cervantes in einer neuen Uebersetzung, die Fabeln von Lafontaine, der Roland von Ariost u. s. w. erscheinen. Der Gil-Blas allein wird 500 Zeichnungen der verschiedensten Art, theils ganze Auftritte, theils Vignetten, Porträts u. dgl. enthalten; der Molière wird deren 600 haben, und der Don Quixotte im nämlichen Verhältnisse. Der eigenthümliche Reiz, welchen der Text durch diese buntfarbige Belebung erhält, erhöht das Vergnügen, welches das Lesen dieser Meisterwerke gewähren. Die französischen Illustrationen haben vor den englischen den Vorzug der größeren Zahl und besonders der richtigern und sorgfältigern Zeichnung, eine Eigenschaft, die den englischen oft in einem höchst störenden Maße abgeht, so vortrefflich auch ihr Kupferstich im Uebrigen ist. Herr Paulin ist gesonnen auch von den deutschen Classikern die vorzüglichsten in einem eigens gefertigten und mit allem Fleiße und der erforderlichen Sprachgewandtheit gefertigten Uebersetzung in einer illustrirten Ausgabe erscheinen zu lassen. Er hat in Betreff einer zweckmäßigen Auswahl und der bestmöglichsten Uebersetzung die Unterstützung und Beihülfe mehrerer deutschen Schriftsteller erhalten, deren Namen eine Garantie für die gewissenhafte und talentvolle Ausführung des Unternehmens ist.

Die pittoreske Ausgabe von Shakespeare ist zu hunderttausend Exemplaren verkauft worden. Ein ähnliches Resultat steht den Classikern von Paulin bevor, und auch in Deutschland werden die herrlichen Ausgaben von Lesage, Molière und Lafontaine zahlreiche Abnehmer finden, um so mehr, als sie nicht bloß ausnehmend schön, sondern zugleich sehr billig sind. Der ganze Gil-Blas, z. B. mit seinen fünfhundert Bildern und Zeichnungen, wird nur 12 Fr. Subscriptionspreis, und ohne Subscription 13 oder 14 Fr. kosten.

Wir empfehlen unsern deutschen Lesern, welche das Schöne lieben, überall wo es sich zeigt, diese pittoreske Ausgabe, als eins der verdienstlichsten und gelungensten Unternehmen unsrer glücklichen Nachbarn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 68. Montag, 6. Juli 1835.

Lyrische Dichtkunst.

1) Gedichte von Ludwig Uhland. Neunte vermehrte Auflage. Mit dem Bildniß des Verfassers. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1835.

Kein Jahr vergeht, ohne eine neue Auflage dieser, dem deutschen Volk vertraut gewordenen Lieder. Das Bildniß des Dichters und ein neues Gedicht zeichnen die vorliegende Ausgabe vor den älteren aus, so wie vor dem Nachdruck, der schmählicherweise beinahe unter den Augen des Dichters veranstaltet wurde.

Das Urtheil über Uhland war bisher einstimmig. Das größere Publikum hat seine Lieder nicht nur immer, wie die vielen Auflagen beweisen, fleißig gelesen, sondern auch vorzüglich durch den lebendigen Gesang sich zu eigen gemacht, denn wie viele Lieder Uhlands sind nicht in Musik gesezt, und wo hört man nicht Lieder von Uhland singen, so weit die deutsche Zunge reicht. Die Auserwählten aber, die sich ein Urtheil herausnehmen, haben nie umhin gekonnt, die edle Einfachheit Uhlandischer Form und den edeln Geist, die schöne Herzenswärme, die goldtreue Gesinnung des Dichters zu ehren. Man hat in ihm noch den wahren Ausdruck jenes echt deutschen, zugleich starken und süßen Gemüthes erkannt, das leider in unserer Zeit sehr in seinen Gegensatz zerfallen ist, nämlich in Gemüthshärte oder Gemüthsschwäche, in Verdorbenheit oder Weichlichkeit. Man sah in Uhland einen Mann, der mit redlichem Muth und hellem Verstande im Kampf der Zeit aufgetreten ist und darum doch nicht die süße Schwärmerei des Herzens und die Kunstliebe dem politischen Cynismus oder einer hölzernen Begriffswelt aufgeopfert hat. Man glaubte in ihm den Uebergang aus der älteren poetischen Zeit in die neue politische zu erkennen, und man durfte sagen, daß er das Gute beider Perioden in sich vereinige, den wahren, den ganzen und ungetheilten Dichter, wie sie im vorigen Jahrhundert waren, und den wahren, ganzen und ungetheilten Staatsmann, wie sie es im jetzigen Jahrhundert sind. So wurde Uhland gleich sehr als Dichter, wie als Volksvertreter geachtet und die harmonische Verbindung beider Elemente erschien immer um so wunderbarer bei ihm, als keins dem andern Eintrag thut, als eins den Werth des andern nur erhöhte.

Erst jezt nach langen Jahren schickt uns der alte Herr Goethe noch aus seinem Grabe einen Urtheilsspruch über Uhland zu, den er lebend dem Lebenden gegenüber

auszusprechen nicht das Herz hatte. In seinem Briefwechsel mit Zelter sagt er: „Von den modernsten deutschen Dichtern kommt mir Wunderliches zu: Gedichte von Gustav Pfizer wurden mir dieser Tage zugeschickt, ich las die und da in dem halbaufgeschnittenen Bändchen. Der Dichter scheint mir ein wirkliches Talent zu haben und auch ein guter Mensch zu seyn. Aber es war mir im Lesen gleich so armselig zu Muth und ich legte das Büchlein eilig weg, da man sich beim Eindringen der Cholera vor allen deprimirenden Unpotenzen strengstens hüten sollte. Das Werklein ist an Uhland dedicirt und aus der Region, worin dieser waltet, möchte wohl nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehen. So will ich auch diese Produktion nicht schelten, aber nicht wieder hineinsehen. Wundersam ist es, wie sich die Herrlein einen gewissen sittlich-religiös-poetischen Bettlermantel so geschickt umzuschlagen wissen, daß, wenn auch der Ellenbogen herausguckt, man diesen Mangel für eine poetische Intention halten muß."

Da ich den lebenden Goethe in der Fülle seiner Macht bekämpft habe, wird es mir erlaubt seyn, den Kampf auch gegen den Todten fortzusetzen, wie Wolfdieterich, der nicht nur mit den lebendigen Feinden, sondern nachher auch noch mit ihren Gespenstern fechten mußte. Es ist bekannt, daß Goethe alle die Leute, die sich als Dichter nach ihm auszeichneten, nicht leiden konnte, und daß er nur die mittelmäßigsten lobte und anpries. Selbst die größte Unterwürfigkeit half da nichts, Goethe verzieh auch seinen Anbetern nie ihr Talent. Daher die fast beispiellose Art von Geringschätzung, mit der er Ludwig Tieck behandelte. Daher die höhnenden Epigramme oder das systematische Stillschweigen gegenüber allen Jüngeren, die mehr als seine Affen waren.

Die Stimmung gegen Uhland ist indeß, wie sie in Goethe's Worten sich erkennen läßt, so gereizt, so gehässig, daß hier noch ein besonderer Widerwille mitgewirkt haben muß. Und dieser ist sehr erklärlich. Es ist der Geist der Zeit, es ist das meno tekel, es ist das, was Goethe in Wilhelm Meisters Lehrbrief selbst als das ihm Fatalste bezeichnet, nämlich „der Ernst, der uns überrascht," es ist der ritterliche Geist der jüngern Generation, den er in Schiller schon bezähmt zu haben wähnte, und der nun in neuen Dichtern und vorzüglich in Uhland wiedergeboren wurde, gegen den die ganze Natur des alten Kunstsybariten feindselig gerichtet ist.

Dringt man durch den bunten Nebel der Goethe'schen Form, so erkennt man als das innerste Wesen seiner Poesie wie seines ganzen Lebens den Egoismus, aber nicht den Egoismus des Helden und himmelstürmenden Titanen, sondern nur den des Sybariten und Histrionen, den Egoismus der Genußsucht und Künstlereitelkeit. Goethe bezog Alles auf sich, machte sich zum Mittelpunkt der Welt, schloß Alles von seiner Nähe, von seiner Berührung aus, was ihm nicht diente, und übte wirklich durch sein Talent eine zauberische Gewalt über die schwachen Seelen; allein er bediente sich seiner Macht und hohen Stellung nicht, um die Menschen zu erheben, zu bessern, zu emancipiren, oder um irgend eine große Idee zu verkünden, zu unterstützen, oder um in den Kämpfen, deren Zeitgenosse er war, mitzukämpfen für Recht, Freiheit, Ehre, Vaterland. Mit nichten. Er nahm die Welt nur mit, wie eine Theaterprinzessin, um sie zu genießen, darin zu spielen und sich bewundern und bezahlen zu lassen. Wenn nur er immer Beifall fand, bekümmerte er sich nicht um die Leiden des Vaterlandes; ja er spie gelegentlich Gift gegen die kräftigen und freien Regungen der Zeit, sobald er dadurch unangenehm berührt und gestört wurde. Die herrschenden Schwächen seiner Zeit, die schon vor ihm zur Mode gewordene Nachäfferei fremder Manieren, so wie die Sentimentalität, machten es ihm leicht, mit seinen eignen Schwächen zu reussiren, und als er durch sein wirklich außerordentliches Talent erst hinlänglich Ruhm und Beifall erlangt hatte, gab er sich, wie eine vergötterte Theaterprinzessin, allen seinen Gelüsten und kleinen Launen hin und verhehlte seinen Egoismus nicht im allermindesten, sondern trotzte darauf und imponirte seinem sklavischen Publikum durch unverschämtes Auskramen seiner tausend Eitelkeiten.

Der wesentliche Inhalt seiner Dichtungen ist seine eigene Selbstvergötterung. Sein Ideal war er selbst, das herzensschwache, genußsüchtige, eitle Glückskind. In allen seinen Werken, einige wenige reine Nachahmungen ausgenommen, tritt dieses erbärmliche Ideal hervor und wird von ihm mit wahrer Affenliebe gehätschelt. Werther, Clavigo, Weißlingen, Fernando in der Stella, Egmont, Tasso, der Mann von vierzig Jahren, Wilhelm Meister, Eduard in den Wahlverwandtschaften und Faust, alle diese sind Spiegelbilder seines Ideals. Anfangs scheint er sich noch ein wenig geschämt zu haben, und wenn er auch den Werther, Clavigo und Weißlingen mit großer Vorliebe als höchst liebenswürdig und interessant darstellte, so glaubte er doch unter seinem Publikum noch immer Männer vor sich zu haben, vor denen er erröthen mußte, und diesen opferte er wenigstens am Schluß noch seine Helden auf. Es ging ihnen unglücklich, sie wurden für ihre Schwäche bestraft. Später, als er sah, daß die Weiber und weibischen Männer in seinem Publikum ungeheuer anwuchsen, und die wenigen wahren Männer in den

Hintergrund drängten, genirte er ſich auch nicht mehr, und brachte ſeine Helden nicht mehr zum Opfer, beſtrafte ſie nicht mehr, ſondern ſtellte ſie mit all ihrer Schwäche und Eitelkeit als ſiegreich und triumphirend dar, beſonders in ſeinen beiden Hauptwerken, worin er ſich ganz gab, wie er eigentlich war; im Wilhelm Meiſter und Fauſt.

Im Wilhelm Meiſter bezeichnete Goethe ſein Verhältniß zu dieſer, im Fauſt zu jener Welt, wie es ſein Egoismus und ſeine blinde Eitelkeit ihm eingab. Der Meiſter iſt nur eine poetiſche, ſogar beſcheiden ſeyn ſollende Umſchreibung ſeines eignen Lebens. Er ſelbſt ſpielte ſich durch das Schauſpiel des Lebens zur Rolle des Ariſtokraten durch. Geadelt zu werden, am Reichthum zugleich den haut gout der Vornehmigkeit in behaglicher Sicherheit zu genießen, war ihm für dieſes Leben das Höchſte, und er unterſchied ſich hierin ſo wenig von einer Theaterprinzeſſin, die zulezt für den Reſt ihrer Reize und für ihre geſammelte Schätze einen gräflichen oder gar fürſtlichen Bewerber findet, der ihr die Ehre des Tabourets verſchafft, ſo wenig, daß er eben darum den Wilhelm Meiſter zu einem Schauſpieler machte.

Goethe ſcheute ſich ſogar nicht, dieſe Rolle bis in's andere Leben fortzuſpielen. Sein Fauſt ſollte darthun, daß das Privilegium des vornehmen Lüſtlings ſich auch auf Jenſeits erſtrecke, daß ihm die Sinecure im Himmel wie auf Erden geſichert ſey. Mag dieſer Fauſt ſich an jedem ſittlichen Gefühl, an Treue und Ehre verſündigen, mag er ſein Gewiſſen beſtändig übertäuben, jede Pflicht hintanſetzen, auf Koſten Anderer, zum Verderben Anderer ſtets nur ſeiner weichlichen Genußſucht, Eitelkeit und Laune fröhnen und ſich dem Teufel ſelbſt ergeben, er kommt doch in den Himmel, der ſtrenge Gott Vater macht derweil ein Mittagsſchläfchen und die gefällige Göttin Mutter läßt den aimable roué durch die Tapetenthür hinein. So hat ſich Goethe im zweiten Theil des Fauſt eine bequeme Brücke zum Himmel gebaut. So mag eine Pompadour, wenn's an's Sterben geht, ein Schnippchen ſchlagen und denken: was thuts, ich bin zu zu hübſch, als daß ich nicht des lieben Gottes Maitreſſe werden ſollte, wie ich hier die des Königs war.

Das allgemeine Kennzeichen der Goethe'ſchen Eitelkeit iſt die gänzliche Umkehrung, die er im Benehmen der beiden Geſchlechter beliebt hat, man könnte es die umgekehrte Ritterlichkeit, die verkehrte Romantik nennen. In faſt allen ſeinen dramatiſchen Werken und Romanen ſtellt er einen intereſſanten Mann (ſein Ebenbild) dar, um welchen die Damen buhlen, um welchen ſie ſich ſtreiten und turnieren, wie es ſonſt nur Männer um eine Dame thun. Dies iſt ſein Typus, ſein Thema, das er in verſchiedenen Variationen immer wieder vorbringt. Daraus geht denn auch mit Nothwendigkeit hervor, daß ſein Held mädchenhaft eitel, zimperlich, kokett, die Damen dagegen entweder zu männiſch oder zu hetärenmäßig ſind. Don Juan iſt wenigſtens aktiv; aber Goethe's Helden ſind paſſiv und lieben weniger, als ſie ſich bloß lieben laſſen. Don Juan iſt wenigſtens derb, materiell und will nicht beſſer ſcheinen, als er iſt; Goethe's Helden aber ſind ſentimental, ſchwatzen immer von Seelenliebe, ſchwören und geberden ſich wie Mädchen, die mit dem Monde liebäugeln, obgleich zulezt doch auch die Schäferſtunde ſchlägt.

Goethe war ein äſthetiſcher Heliogabolus und empfindelte ſich in den weiblichen Genuß hinein. Man kann ihn mit nichts beſſer vergleichen, als mit einer unabhängigen, reichen, launenhaften, eitlen, putzſüchtigen, koketten, empfindſamen und zugleich ſinnlichen, in tauſend Kleinigkeiten verliebten, an tauſend Kleinigkeiten ſich ſtoßenden, höchſt anſpruchsvollen und bequemen Dame. Daher ſeine Düfteleien, daher ſeine eigenſinnige Abgeſchloſſenheit im Innern ſeines poetiſchen Harems, daher ſein geheimer Haß gegen die neue Zeit, die wieder Männer verlangte und fand.

Wie will man die Stellung, welche Goethe ſeiner Zeit gegenüber angenommen hat, anders erklären? Wäre Goethe nicht ſo völlig in ſeine weibiſche Genußſucht, Eitelkeit und Bequemlichkeit verſunken geweſen, ſo hätte er nothwendig an den großen Angelegenheiten ſeines Vaterlandes während der Stürme, die es bewegten, Antheil nehmen müſſen. Jedes ſeiner Worte galt als ein Orakel, aber er hat nie das Wort ergriffen, um die Deutſchen an ihre Ehre zu mahnen, oder zu irgend einer edlen Geſinnung oder That zu begeiſtern. Gleichgültig ließ er die Weltgeſchichte an ſich vorübergehen, oder ärgerte ſich nur, daß er zuweilen durch den Kriegslärm in einer poetiſchen Schäferſtunde unterbrochen wurde. Bis zur franzöſiſchen Revolution ſchlummerte Deutſchland. Durch dieſes Ereigniß wurde unſer Vaterland ſchrecklich aufgeweckt. Welche Empfindungen mußte daſſelbe im Herzen unſeres erſten Dichters erwecken? mußte der Dichter nicht entweder wie Schiller ſich für die neue Zeit begeiſtern, oder wie Görres, vor Scham erglühend über den Verrath und die tiefe Schmach des Vaterlandes, an Deutſchlands alte Ehre und Größe mahnen? Aber was that Goethe? er ſchrieb einige leichtfertige Luſtſpiele, den Bürgergeneral und die Aufgeregten, das Erbärmlichſte, was Deutſchland der franzöſiſchen Revolution entgegengeſetzt hat, und das Nichtswürdigſte, was in einer ſolchen Zeit des Schreckens und himmliſchen Zornes in eines Menſchen Hirn entſpringen mochte. Dann kam Napoleon. Was mußte der erſte deutſche Dichter von ihm denken, von ihm ſagen? Er mußte,

wie Arndt und Körner, dem Verderber des Vaterlandes fluchen und sich an die Spitze des Tugendbundes stellen, oder er mußte wenigstens, wenn er nach deutscher Art mehr Kosmopolit als Patriot war, wenigstens wie Lord Byron den großen Helden und sein Schicksal in seiner tieftragischen Bedeutung auffassen. Doch was that Goethe wirklich? Er wartete, bis ihm Napoleon einige Schmeicheleien sagte und dann lieferte er ihm einen geistlosen Hochzeit-Carmen. Napoleon fiel; die deutsche Erde bebte vom Gedröhn der Völkerschlachten. Seit Attilas Weltsturm hatte man nichts so Ungeheures gesehen, seit der Vernichtung des Varus hatte die deutsche Brust kein so heiliger Schauer durchzittert. Was war hier die Aufgabe des ersten deutschen Dichters? und was that Goethe? Er schloß sich ein, studirte das Chinesische, wie er selber wohlgefällig erzählt, und fand es erst hintendrein, nach dem Frieden, für gut, auf vielfältige hohe Anmahnungen, auch etwas Patriotisches zu dichten, nämlich des Epimenides Erwachen, ein elendes Machwerk erzwungener, erheuchelter Theilnahme. Endlich trug man ihm auf, eine Inschrift auf Blüchers Denkmal zu schreiben, und der erste deutsche Dichter schrieb ein paar alberne Verse, die dem lezten deutschen Dichter Schande machen würden.

Man denke sich nun diesen Goethe Uhland gegenüber! Was mußte Goethe von Uhlands frommer Vaterlandsliebe halten? Er würde sie faunenartig verachtet haben, wenn nicht etwas darin gewesen wäre, was ihn als männlicher Ernst genirt und heimlich erschreckt hätte. Der ästhetische Egoist haßt nichts mehr, als eine Unschuld, die er verführen und verderben zu können verzichten muß. Die kräftige, männliche Unschuld ist ihm unter allen möglichen Dingen am meisten zuwider.

Das reine kräftige Gemüth, das gern sich hingibt, hat diesen scharfen Instinkt nicht. Uhland hat seinerseits Goethe's Widerwillen nicht erwidert, sondern, wie es scheint, immer ein unbegrenztes Vertrauen in Goethe gesezt. Seine offne Liebe beschämt den heimlichen Haß Goethe's. Aber diese Liebe hat ihren Gegenstand verkannt. In der „Münstersage" singt Uhland, wie Goethe den Straßburger Münster hinaufgestiegen sey, um oben seinen Namen einzumeißeln:

Von seinem Schlage knittern
Die hellen Funken auf;
Den Thurm durchfährt ein Zittern
Vom Grundstein bis zum Knauf.

Da zuckt in seiner Grube
Erwin's, des Meisters, Staub,
Da hallt die Glockenstube,
Da rauscht manch steinern Laub.

Im großen Bau ein Gähren,
Als wollt' er wunderbar
Aus seinem Stamm gebären,
Was unvollendet war.

Hat der alte Bau wirklich gezittert und in sich gegährt, wohlan, so war es nur, um sich des Brandmals zu erwehren, was Goethe ihm aufgedrückt, und darum hat auch wohl unlängst der Himmel seinen Blitz in den alten Münster geschleudert, diesen unheiligen Namen wieder wegzutilgen. Oder sollte wohl der Wunderbau in Wonne gezittert haben, sollte die Kirche ihrem wahren Priester entgegengebebt haben, wie die Braut dem Bräutigam, in süßen Freuden? Diesem Goethe, der im ehrwürdigen Dome selbst nie den heiligen Geist, nie die inwohnende Gottheit anerkannte, sondern nur eine kindische Freude an der äußern Form hatte, und ausdrücklich in „Kunst und Alterthum" erklärte, er wünsche sich „ein kleines Scheinkapellchen" nach dem Muster des Kölner Doms neben seinen chinesischen und andern Häuschen in seinem Garten? Diesem Goethe, der in seinem Faust mit dem tiefen Glauben jener Zeit, wo die Dome, wo die Straßburger Münster gegründet wurden, das frechste Spiel getrieben hat? Diesem Goethe, der jedes religiöse Gefühl in des Menschen Brust gehöhnt hat, indem er seinem wollüstelnden, treulosen, elenden Faust den Himmel zuerkennt? Diesem Goethe, der da glaubt, jenseits werde allen weichlichen Sündern verziehen, wenn sie ihre zum Verderben Anderer gereichenden Gelüste und Treulosigkeiten nur immer mit ästhetischem Gefasel und sentimentaler Heuchelei vornehm überkleidet hätten? Diesem Goethe, der nichts von einem Ernst jenseits des Grabes, nichts von einem Richter der Lebendigen und der Todten, überhaupt nichts von Gott, sondern nur von einer lustigen Komödie da drüben, von einem weichlichen Verzeihen, von Kotzebues Menschenhaß und Reue im Himmel, und daher auch nur von einer Göttin etwas wissen will, die zu rühren, der Alles abzugewinnen eine wahre Kleinigkeit und noch dazu ganz allerliebst ist? Diesem Goethe, der so unverholen aus seiner Eitelkeit, aus seinem Sybaratismus eine nur ihm schmeichelnde neue wollüstige Religion schöpfte, diesem sollte die ehrwürdige alte Kirche in Wonne gezittert haben, von seinem Geist wunderbar tief und harmonisch angeregt, und in sympathetischer Ahnung, daß er die unvollendete Kirche vollenden werde? Nein! So wahr ein Gott im Himmel ist und keine Göttin, nein!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 69. Mittwoch, 8. Juli 1835.

Lyrische Dichtkunst.

2) Gedichte von Gustav Pfizer. Neue Sammlung. Stuttgart, Neff, 1835. 8. S. 416.

Wir können uns auf unser früheres Urtheil (Literaturblatt 1831. Nr. 124) berufen, denn Gustav Pfizer ist seiner Tendenz auch in dieser neuen Sammlung treu geblieben. Damals schon bemerkten wir, daß er sich in der Form durchaus von Uhland unterscheidet und der didaktischen Poesie Schillers weit näher steht. Goethe's Urtheil, was Uhland und Gustav Pfizer zusammenwirft, würde unbegreiflich seyn, wenn er dabei an die Form und nicht bloß an die Gesinnung gedacht hätte. Nur in der Reinheit und Tiefe der Empfindung, nur in der Redlichkeit und Geradheit des Urtheils, nur in der patriotischen Herzhaftigkeit und Treue sind sie sich verwandt, nicht aber in der Form. Was diese leztere betrifft, so tritt bei Uhland fast immer (wie meist auch bei Goethe) unmittelbar die Sache hervor, bei Pfizer aber (wie bei Schiller) die Sache erst mittelbar in der Reflexion über die Sache. Ueber die Vorwürfe, die man ihm deßfalls gemacht hat, spricht der Dichter selbst ironisch.

Mein Kritiker schwört hoch und theuer:
Im Garten meiner Poesie
Seh' er ein gräßlich Ungeheuer,
Das Taggespenst, Philosophie.

Zwar bin ich selbst nicht ganz unschuldig;
Oft hab' ich mich nach ihm gesehnt,
Und hab' ihm zugehört geduldig,
Und wenn es sprach, oft nicht gegähnt.

Nun aber ist mir's selbst verdrießlich,
So oft der Geist vorüberhuscht,
Und Verse, die sonst wohl ersprießlich,
Mit dürrer Knochenhand verpfuscht.

Aber ich möchte die Sache nicht so bezeichnen. Philosophie, auf die rechte Art vorgetragen, kann sehr gut ein Gegenstand der Poesie seyn, wie viele Mystiker der ältern Zeit beweisen. Es handelt sich hier nicht um die philosophischen Gedanken als Gegenstand, welche die Poesie sehr wohl vertragen kann, sondern nur um die überflüssige Reflexion in den Einkleidungen. Ob etwas Philosophisches und Abstraktes, oder etwas aus der Natur aufgegriffenes und Konkretes Gegenstand der Poesie ist, in beiden Fällen ist es poetischer, gleich in die Sache einzugehen, ohne reflektirende Einleitungen. Die Genesis, die Offenbarung Johannis, die Aurora des Jakob Böhme ꝛc. sind poetischer als Kants Kritik der Vernunft, nicht des Gegenstandes wegen, denn derselbe ist in allen diesen Werken der erhabenste, sondern bloß der

Einkleidung wegen. Dort haben wir das Bild der Welt und des Himmels unmittelbar; hier haben wir nur den Geist, der darüber reflektirt. Eben so ist ein altes Volkslied, das schlicht und einfach nur eine Geschichte erzählt und uns dennoch zur tiefsten Wehmuth stimmt, unendlich poetischer, als es die versiifizirten Reflexionen Tiedge's und Mattbissons über die Wehmuth sind. Ueberhaupt aber ist jedes mögliche Lied, wenn es nur irgend einen außer ihm selbst liegenden Gegenstand hat, poetischer, als ein über sich selbst reflektirendes Lied, ein Gesang auf den Gesang, ein Gedicht über das Dichten, eine Sehnsucht nach Poesie, eine Freude über die Poesie, eine Beschreibung, wie der Dichter dichtet und dergleichen mehr. Dieses Reflektiren über die Gedichte im Gedicht selbst, nicht aber der philosophische Inhalt eines Gedichts ist es, was uns den poetischen Genuß verkümmert, was uns als ein das Bild nur trübender Nebel oder als ein überflüssiger Ballast erscheint.

Der Dichter hat nur unter zwei Bedingungen das Recht, *seine* Stimmung den Zuhörern oder Lesern aufzudrängen, erstens nämlich, wenn er die Stimmung nicht bloß beschreibt, nicht bloß darüber reflektirt, sondern vielmehr sie durch das schlagende Bild des Gegenstandes, welcher sie in ihm erweckt hat, oder der mit ihr am meisten harmonirt, uns anschaulich macht, sie uns objektivisirt; aber auch das ist noch nicht genug, denn zweitens muß das Gedicht so beschaffen seyn, daß wir darin nichts von der Stimmung des Dichters gewahr werden, sondern daß sich diese Stimmung vielmehr erst in uns selbst durch das Lesen des Gedichts erzeugt. Das ist der große Unterschied alter und moderner Poesie. Alte Dichter machten, daß *wir* Leser empfanden; die neuen Dichter wollen nur, daß wir *sie* empfinden sehen. Jene zeigten uns die Welt in sich; diese zeigen uns nur sich in der Welt.

Von dieser Reflexionspoesie ist nun Herr Pfizer wirklich nicht frei, und wenn wir bei ihm ausnahmsweise fast durchgängig nur edle und feine Gedanken in der Reflexion vorherrschen sehen, so möchten wir darum doch die Regel nicht aufgeben. Auch von ihm, so rein das Gefühl in seiner Brust ist, wollen wir doch nicht wissen, *wie* die Gedichte in ihm entstehen, und was er denkt und fühlt vor, in und nach dem Dichten, sondern wir wollen nur einfach die Gedichte. Selbst wenn er Homer, wenn er Shakespeare wäre, würden wir nicht wissen wollen, *wie*, sondern nur *was* er dichtet. Auch wenn in der Selbstermahnung vor dem Dichten die trefflichsten Lehren für andere Dichter enthalten sind, so gehört dieses Ermahnen doch der prosaischen Kritik an, und nimmt sich niemals gut in Versen aus. Der Dichter muß nicht so viel von sich selbst und seinem Handwerk sprechen, es sey denn in schlichter Prosa. Leonardo da Vinci malte himmlische Madonnen voll Poesie und schrieb *daneben* eine schlichte prosaische Unterweisung für seine Schüler.

Die Dichter selbst würden gewinnen, wenn sie die Reflexion und die beständige Zurückbeziehung ihres Gegenstandes auf ihre Person unterließen, denn auch der unschuldigste, reinste, bescheidenste und kräftigste Geist fällt dadurch in einen Schein von Selbstgefälligkeit. Wenn er z. B. freisinnig dichtet, so braucht er uns nicht besonders noch zu sagen, er sey freisinnig; wir werden es aus dem Geist und Inhalt seiner Gedichte schon ersehen. Und so durchgängig. Der Dichter muß uns zwingen, daß wir das alles schon selber von ihm denken, was er uns nicht zu sagen braucht.

So viel in Bezug auf die Form, für die, welche darauf den größten Werth legen. Ich bekenne, daß ich nicht fühllos für den Unterschied bin, doch aber nicht viel nach der Form frage, wenn nur Geist und Leben da ist. Und das ist hier. Die Poesie starker Seelen gleicht in der Jugend oft einem hellen und klar aufsprudelnden Springbrunnen, noch unruhig hin- und herfackelnd und immer wieder in sich selbst zurückstürzend, noch ganz mit sich selbst beschäftigt. Doch sie wird mächtig und mächtiger, und strebt höher, um sich Bahn in die Tiefen zu brechen und, nicht mehr mit sich, sondern nur noch für Andere beschäftigt, als prachtvoller und segensreicher Strom durch die Ferne zu fließen. Diese Art von *jugendlicher* Fülle, die sich in sich selber drängt und quillt, ist gänzlich verschieden von der *ältlichen* Gefallsucht der Poeten, die ihre schöne Seele herausputzen, wie Koketten, weil sie nur sich und nichts Höheres lieben. Aus dieser Fülle des Herzens geht nur Reines und Edles aus, gleichviel ob in ausgefeilter Form; das gesunde Leben, der Kern und Stamm einer freien und die Welt mit Liebe umfassenden Seele, dieser so eigenthümliche Reiz an deutschen Jünglingen ist schon an sich poetisch, welche Wallungen, welche Blasen, welchen Schaum auch immer der starke Strom aufwerfen möge.

Der Leser wird in dieser Sammlung Worte der zartesten Liebe, des kühnsten Muthes, der jungfräulichsten Männlichkeit und der stolzesten Tugend finden. Nur einmal ist der Dichter, und zwar nur im guten Glauben, von der Wahrheit abgewichen, indem er in den poetischen Reflexionen über Goethe's Farbenlehre Goethe'n einen „Fürsten der Wahrheit" nennt. Die Wahrheit ist ein so köstlich und unschätzbares Ding, daß man sich wohl lange bedenken sollte, bevor man einen sterblichen Menschen zu ihrem Principal erhebt. Nur Christus war ein Fürst der Wahrheit, aber schon Petrus beging die Schwachheit, sie einmal zu verläugnen. Es hat dann zu allen Zeiten Märtyrer der Wahrheit gegeben, es ist wahr, es

waren immer Männer von Ehre in der Welt. Aber man wurde eben ſo oft und mit derſelben Ehre Märtyrer ſeines Irrthums. Wer von allen Sterblichen verdient der Wahrheit Fürſt zu heißen? Wenn aber Einer, ſo doch gewiß nicht dieſer Goethe, der allzeit nur ein „Fürſt des Scheins“ war, den ſelbſt in der Natur nichts Anderes entzückte, als der Schein, die Oberfläche, die Farbe, wie eben jene Farbenlehre beweiſt, und der mit täuſchendem Schein Schwäche in Kraft, Laſter in Tugend umlog und durchgängig die erbärmlichſten Charaktere in ſeinen Dichtungen anziehend und achtungswürdig zu machen ſtrebte. Wahrlich, ich erſchrack, als ich las, Goethe ſey ein Fürſt der Wahrheit geweſen. Man hat wohl ſchon viel Seltſames über dieſen Goethe geſchrieben. Der Eine hat ihn (ich glaube Platen) zum deutſchen Kaiſer machen wollen, nämlich zum idealen, da der reale abhanden gekommen; der Andere hat geſagt (ich glaube Schelling), Deutſchland habe Nichts entbehrt, ſo lange es ſeinen Goethe gehabt und erſt jetzt ſey es verwaiſt; der Dritte (ich glaube Carové) hat einmal gemeint, mit Goethe ſey der Kreislauf der Poeſie auf dem Erdenrunde beſchloſſen, denn in ſeinem weſtöſtlichen Divan ſey die vom Oſten ausgegangene durch den Weſten zum Oſten zurückgekehrt; ein Vierter (ich glaube Schlegel) hat ihn gar zum Gott gemacht. Das iſt alles noch erträglich. Aber daß nun ein Fünfter, und noch dazu ein edler reiner Jüngling, daherkommt, und mit der Miene der Ueberzeugung Goethe'n einen „Fürſten der Wahrheit“ nennt, das iſt unerträglich. Laßt Goethe'n den deutſchen Kaiſer werden, wenn wir ſo erbärmlich ſind, keines Beſſern zu bedürfen! Laßt Deutſchland nach Goethe's Tode verwaiſt ſeyn, wenn das arme Deutſchland in ſeinen Taſchen nichts mehr findet, was noch einigen Werth hat; laßt die Poeſie, die Goethe verdorben hat, auch mit Goethe'n beſchloſſen ſeyn; laßt ihn endlich auch als Gott unter den Legionen anderer falſchen Götzen Platz nehmen, aber ſagt nur nicht, er ſey ein Fürſt der Wahrheit geweſen. Gebt ihm Alles hin, die Wahrheit wird doch immer übrig bleiben; die Wahrheit allein, wenn er alles Andere hätte, würde er nicht haben. Sie, die letzte Richterin der Dinge, erwartet ihn vor ihren Schranken, weil er ſie mißbraucht hat. Sie war ihm ein Spiel, ein Werkzeug zum Verfälſchen nach den Zwecken der Eitelkeit und ſeinen geiſtigen Wolluſt. Ich weiß nicht, ich habe mich im lieben deutſchen Vaterlande doch ſchon an viel gewöhnt, aber die brünſtige Andacht reiner Gemüther am Altar der Frivolität, das Knien der edelſten Naturen vor alten Faunen iſt und bleibt mir vom Grund der Seele fremd und zuwider. Das Beſte iſt, daß Mephiſtopheles ſelber ſich dabei ganz eigenthümlich mißbehagt, die Gläubigen desavouirt, aushöhnt, und ihnen über die Achſel ein Geſicht ſchneidet. Da merken ſie doch am Ende, woran ſie ſind.

3) E. Stöbers ſämmtliche Gedichte und kleine proſaiſche Schriften. Erſter Band. Straßburg, Schuler, 1835.

Ehrenfried Stöber hat ſich in Straßburg und ſogar als warmer Anhänger der franzöſiſchen Sache dennoch etwas von dem bewahrt, was man das deutſche Herz nennt. Es zog ihn von der welſchen Zunge ſeines Stiefvaterſtaats zur deutſchen Zunge ſeines wahren Vaterlandes. Er ahmte nicht die Pariſer Poeten nach, er wurde Freund unſeres Pfeffel, Jakobi, Hebel und dichtete im verwandten Geiſte. Beſonders ſcheint der edle blinde Pfeffel auf ihn eingewirkt zu haben.

Zuerſt wollen wir mit ihm rechten als Deutſcher dem Deutſchen gegenüber. Er beſingt den General Foy:

Du, des Vaterlandes Schmuck und Hort!

Welches Vaterlandes? Spricht Ehrenfried Stöber von Frankreich, ſo ſoll er auch franzöſiſch ſprechen. Spricht er aber vom Vaterlande, ſo kann er nicht von Frankreich, nicht von Foy reden. Ich ehre Foy, ich laſſe Frankreich ſeine großen Männer; ich bedaure, daß wir ihm ſo wenig entgegenzuſetzen haben; aber ich finde es über allen Ausdruck erniedrigend, daß deutſche Männer, in deutſcher Zunge dieſes Frankreich ihr Vaterland nennen. Lieber will ich in den ſtinkenden Jurten Kamptſchatkas geboren ſeyn und doch ſagen dürfen, dieſes Eisfeld umher iſt mein Vaterland; ehe ich in dem reizenden Elſaß geboren, unter dem deutſchen Münſter, unter den Erinnerungen der deutſchen Vorzeit, unter deutſchen Bergen ſo weit das Auge reicht, unter deutſchredenden Menſchen, ſo weit die Berge reichen, ich ſelbſt ein Deutſcher, gleichwohl Frankreich mein Vaterland nennen möchte. Wie würde der Franzoſe wohl den Franzoſen anſehen, der in franzöſiſcher Zunge Preußen ſein Vaterland nennen würde, wenn Preußen ſeine weſtlichen Grenzen übergriffe, wie Frankreich ſeine öſtlichen übergriffen hat? Seyd ganz Franzoſen, ganz Deutſche, eins oder das andere, nur nichts Halbes! Wer aber deutſch geboren iſt, der kann und ſoll nicht Franzoſe werden, oder er iſt werth, daß ihm der Schatten Dantons einen Fußtritt gibt, — Dantons, der lieber das Leben, als ſein Vaterland ließ, indem er ſagte: kann ich das Vaterland an den Fußſohlen mit mir nehmen? Dantons, der jeden Deutſchen unſäglich verachtet haben würde, der nicht eben ſo gut deutſch geweſen wäre, als er Franzoſe war.

Doch genug davon. Kein Ubier entgeht des Himmels Rache, wenn ſich das Geſchick großer Nationen erfüllt.

Wir haben es hier nur mit einem ſanften gefühlvollen und in dieſer Hinſicht echt deutſchen Dichter zu thun. Er macht den Anfang mit Romanzen, in die einige hübſche Elſäßer Volksſagen eingekleidet ſind; doch

fällt er dabei in den Fehler unserer älteren Balladendichter, er ist nämlich nicht objektiv genug, er begnügt sich nicht, die Sache zu erzählen, er schreibt zugleich auch von sich und von seinem Gesange. Wir wollen es ihm nicht zu sehr zum Vorwurf machen; es war ja ein ganz allgemeiner Gebrauch, ein Lied nicht eher anzufangen, als bis man ausdrücklich gesagt hatte: jetzt will ich singen, jetzt stimme ich meine Leyer ꝛc. So heißt es denn auch hier:

Heil sey dir, Kaiser Sigismund!
Gern macht dein Lob die Leier kund,
Du Liebling holder Frauen!
Dein Bild schwebt mir so freundlich nah'!...
Horcht!... was in Straßburg einst geschah,
Will euch mein Lied vertrauen. —

Anstatt daß der Dichter gleich ganz einfach den Kaiser hätte auftreten lassen sollen.

Derselbe Fehler kehrt bei den geselligen Liedern wieder. Auch da wird beständig der Gesang besungen, da doch der Gesang ursprünglich nicht sich selbst, sondern eben etwas Anderes besingen soll; sonst sähe es aus, als solle sich in einem Spiegel nichts bespiegeln, als wieder ein Spiegel.

Doch fehlt es auch nicht an eigenthümlichen, zartgefühlten und zart eingekleideten Gedichten. Das schönste dünkt uns:

Beim Verbrennen anvertrauter Briefe
zweier verstorbener Liebenden.

Die ihr dort im Lichte weilet,
Seht wie hier die Flammen theilet,
Was ihr schriebt aus warmen Herzen,
Eure Freuden, eure Schmerzen!

Wie die Flamme lieblich spielet!
Ist's ein Liebesgott der zielet?
Sind's der Elemente Geister,
Aufgeregt von ihrem Meister?

Euer Hoffen, euer Sehnen,
Eure Wollust, eure Thränen,
Wie die Funken sie erhellen!
Vielgestaltig dar sie stellen.

Gelb'ne, blaue Feuerschlangen
Halten schmeichelnd sich umfangen;
Feuer reiniget die Erde,
Daß der Staub vergeistigt werde.

Hierin ist echte Poesie.

4) Gedichte von Cäsar von Lengerke. Königsberg, Bon, 1834.

Der Dichter zeigt eine besondere Neigung, sich unbestimmten Gefühlen hinzugeben und jenem dunkeln Triebe zu folgen, dessen Ziel sich nicht bestimmen läßt. Daher sind fast alle seine Lieder folgender Art.

Die Stimme der Sehnsucht.

Wenn im Traum des Kindes Brust sich hebt,
Wo Blumen und Sterne prangen,
Und aufwärts es mit den Händchen strebt
Aus den Armen der Mutter, die es umfangen;
Verstehst du nimmer was aus dem Verlangen
Des schuldloslächelnden Kindes spricht?
Ach, kennst du die Stimme der Sehnsucht nicht?

Wenn die Orgel rauscht, die Gemeinde kniet,
Zum Staube niedergebogen,
Begeistert sich hebt das junge Gemüth,
Hinauf in die ewigen Räume gezogen;
Was ist's, was dann aus des Busens Wogen,
Von flammender Wange zu dir spricht?
Ach, kennst du die Stimme der Sehnsucht nicht?

Wenn die Vesperglocke des Lebens tönt
Und den Sturm im umnachteten Leben
Der nahende Engel des Todes versöhnt,
Dann die Schwingen der Seele empor sich heben;
Wie deutest du dann des Greises Streben
Das aus dem verlöschenden Auge spricht?
Ach, kennst du die Stimme der Sehnsucht nicht?

Und wie? ihr fraget, warum bis zur Gruft
Die Stimme nimmer geschwiegen?
Sie stärket den ringenden Dulder, sie ruft
Empor ihn zu ewigen Palmen und Siegen!
Uns soll der vergängliche Staub nicht genügen,
Denn dort ist die Heimath, auf Erden nicht,
Drum laut die Stimme der Sehnsucht spricht!

Ganz ähnlich sind die Gedichte „das Gefühl ohne Deutung", „das Geheimniß", „der Laut" (eine Vergleichung der unbekannten innern Stimme mit den sogenannten Detonationen in der Natur), „der Frühling im Herzen", „das unbekannte Ziel", „die Töne aus der Ferne", „die Träume ohne Deutung" ꝛc.

Das schönste Gedicht in der ganzen Sammlung und so klassisch, daß es keiner Chrestomathie der deutschen Lyrik fehlen sollte, ist folgendes:

Das Thautröpfchen.

Ich sah ein Tröpfchen Thau
Am Blatte zitternd blinken;
Schon wollt's zur Erde sinken,
Da kam beim ersten Morgenschein
Ein Sonnenstrahl und sog es ein.

Es war der Seele Bild:
Sie sinkt und will ermatten,
Ihr bangt vor Grabesschatten,
Da zieht sie, reißt der Dämm'rung Flor,
Der erste Morgenstrahl empor.

Am Schluß folgen noch einige Romanzen, die weniger Originalität verrathen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 70. Freitag, 10. Juli 1835.

Almanachs-Literatur.

1) Bad-Almanach, 1836. Herausgegeben von August Lewald. Mit 7 Stahlstichen, Stuttgart, Liesching.

Dieser Almanach ist der schönen Welt in den Bädern gewidmet und sehr elegant ausgestattet; nicht in der bekannten Weise unserer kleinen Taschenbücher mit goldnem Schnitt und jämmerlichen Kupferstichen, sondern nach den geschmackvollsten englischen Mustern in Oktav mit ausgezeichnet schönen Stahlstichen, auf schönem Papier so klar gedruckt, als es in Deutschland möglich ist.

Der Inhalt ist aus Prosa und Poesie gemischt. Ein Gedicht von Gustav Pfizer „der Wanderer durch den Schwarzwald" führt in die schönen Bäder dieses Gebirges ein. In den „Reisebildern der Vorzeit", mitgetheilt von Wolfgang Menzel, folgen die anmuthigsten Darstellungen aus der Reise der Gräfin d'Aunoi durch Spanien. Die Reise wurde schon vor anderthalb Jahrhunderten gemacht, ist aber von der liebenswürdigen Verfasserin äußerst heiter und geistreich beschrieben und besonders für Damen interessant. Dann folgt eine galante und gut geschriebene Bad-Novelle von Karl Gutzkow, die wie eine Hoffmann'sche Erzählung entsetzlich endet.

Der Herausgeber, August Lewald, gibt „geschichtliche Erinnerungen" ohne Zweifel aus seinem eigenen Leben, und zwar an die Schlacht bei Eilau, in deren nächsten Nähe sich der Verfasser befand. In solchen Schilderungen nach dem Leben ist Lewald Meister. Aloys Schreiber gibt Bilder aus Baden und der Umgegend. Diese kennt allerdings Niemand besser als er. Von Willibald Alexis folgen „Meerschaumflocken" aus der Ostsee mit Beziehung auf die Ostseeländer, und von einem ungenannten Deutschen Bilder „aus England." Beide bringen durch ihr nordisches Kolorit eine gute Abwechslung in den Almanach. Gerle bietet eine böhmische Sage „Veste Engelhaus." August Zoller gibt eine heitere Schilderung des schwäbischen Bades Cannstadt, und Rudolf Heimbert „Regentage aus Helgoland", eine historische Novelle. Den Schluß macht ein schönes Gedicht von Rückert: „die Feuer von Baku," worunter die berühmten Naphtaquellen am Kaukasus zu verstehen sind. Unter den durchaus guten Stahlstichen ist doch der schönste: die Quelle von Jericho. Die übrigen stellen dar: den Streit (zweier Kinder) am Kamin, das Hospiz auf dem St. Gotthart, Islington, St. Albans, eine holländische Seescene und ein Mädchen von Athen.

2) Frühlings-Almanach. Herausgegeben von Nicolaus Lenau. 1835. Stuttgart, Brodhag.

Wenn nicht Lenaus Name an der Spitze stünde, könnte man sich durch die geschmacklose äußere Ausstattung

abhalten laſſen, ſich für dieſen Almanach zu intereſſiren. Das goldne Titelblatt mit weißen Lettern und ſchwarzem Rande iſt denn doch gar zu unſchön. Doch hat der Umſchlag mit dem Inhalt nichts zu thun. Der leztere bringt uns nicht nur ein größeres dramatiſches Gedicht von Lenau, ſondern auch ein humoriſtiſches Drama von Juſtinus Kerner und lyriſche Gedichte von Karl Mayer, Rückert und Guſtav Pfizer, lauter guten Dichtern.

Lenaus lyriſche Gedichte ſind es, die als wirklich ſchön, echt lyriſch und wahr ſeinen Ruf begründet haben. Sein Fauſt dagegen, eine faſt peinliche Nachahmung des Goethe'ſchen, da ſogar die Versart und Sprache mit Aengſtlichkeit kopirt iſt, erſcheint mir nur als eine unfruchtbare Künſtelei. Daß Fauſt die Bibel wegwirft, es mit dem Teufel verſucht, und gleich in eine liederliche Geſellſchaft geführt wird, das hat uns Goethe ſchon weit ſchöner geſagt. Einige folgende Scenen ſind neu, doch nur die in der Schmiede iſt gut durchgeführt; in der Scene mit dem Miniſter hätte, da es ſich hier um die Politik handelt, ein viel tieferes Höllenfeuer glühen ſollen. Die Liebesſcene iſt wieder ſchöner und wahrer bei Goethe. Eben ſo die Scenen, in welchen Fauſt durch Jugenderinnerungen und durch heilige Töne erweicht wird. Lenau hat ſtatt der nahen Kirche den Kirchhof und ſtatt der feierlichen Oſterglocken ein auf ſeiner Mutter Grab ſtehendes ſeltſam und klagend klingendes Kreuz gewählt. Dies ſcheint mir geſucht. Einen Schluß hat das Gedicht noch nicht. Wir wiſſen nicht, was aus Fauſt werden ſoll, ja es ſcheint, er ſoll noch erſt anfangen, recht zu genießen, denn er hat noch lange nicht genug mit tiefer Leidenſchaft und zäher Kraft die Luſt der Welt umklammert.

Der Himmel ſoll mich bewahren, daß ich, weil ich Goethe's Fauſt für ein durch und durch unwahres und verfehltes Gedicht halte, etwas von dem Mißfallen daran auf Lenaus neuen Verſuch übertragen ſollte. Ich erkenne an, daß Herr Lenau in ſeinem Fauſt nicht nur eigene Gedanken, ſondern auch in einer vortrefflichen Sprache vorgetragen hat. Ich halte ihn für fähig, die Sage des Fauſt nicht nur ſchön zu bearbeiten, ſondern auch, ſie richtig aufzufaſſen, was weit mehr iſt und was Goethe nicht geleiſtet hat. Nur darüber muß ich mich wundern, daß Lenau nicht entweder, wenn er doch den Goethe'ſchen Ton ſo ſklaviſch nachahmte, ſein Gedicht gradezu als Supplemente zu Goethe herausgab, mit Beibehaltung deſſen, was an Goethe's Gedicht vortrefflich iſt; oder aber, wenn er ein ſelbſtſtändiges Gedicht, eine neue Auffaſſung der Sage, unabhängig von Goethen und vor allen Dingen mit einem ganz andern Schluß und mit einer ganz andern ſittlichen Tendenz geben wollte, nicht auch einen eignen Ton, eine von der bekannten Goethe'ſchen Versart unabhängige Sprache wählte. Er mußte ſich ganz nur an Goethe anſchmiegen, oder ganz ein neuer Dichter ſeyn.

Karl Mayer theilt eine Menge ſeiner kleinen, wie Bienen im Frühling herumſchwärmenden und honigtragenden Liedchen mit. Ueber ſeine Manier hat ſich das Literaturblatt bei Gelegenheit ſeiner größern, in J. G. Cotta'ſchem Verlag erſchienenen Gedichtſammlung bereits ausgeſprochen. (Vergl. Literaturblatt 1833. Nr. 52.)

Juſtinus Kerner führt ein Schattenſpiel auf: „Der Bärenhäuter im Salzbade", alſo Gott ſey Dank! kein Schattenſpiel aus dem ernſten Reich der Schatten, wie die Viſionen der Seherin von Prevorſt, ſondern im Gegentheil der luſtigſte humoriſtiſche Schwank. Sogar jene ernſten Viſionen ſelbſt hat der Verfaſſer hier im Scherz verkehrt, und z. B. das Trinken der Geiſter zu einer ſehr luſtigen Scene benuzt. Ueberhaupt dient ihm dieſer ganze Schwank, ſein Verhältniß zu den zahlreichen Gegnern ſeiner Geiſterſeherei auf eine geiſtreiche Weiſe zu ironiſiren. Er beweist dadurch, daß er nicht der trübe, finſtere Geſpenſterſeher und Frömmling iſt, für den ihn Viele halten, ſondern daß er noch immer der alte muntere, von Witz und Phantaſie überſprudelnde Dichter iſt, der er in der guten romantiſchen Zeit in Heidelberg war. Er bezaubert und durch ſeinen Geiſt, was er durch ſeine Geiſter nicht bewirken konnte. Er bringt die Lacher, alſo grade ſeine Gegner auf ſeine Seite. Ob er uns aber damit auch gläubiger macht? Mich nicht. Sein Schattenſpiel iſt allerliebſt, in der allerfreiſten Form des Humors hingeworfen, damit die helle Luſt ganz Raum habe.

Von Rückert erhalten wir unter der Aufſchrift „Herbſt 1833 in Neuſeß" wieder eine Menge Lieder, die unaufhaltſam ſeiner reichen Bruſt entſtrömen. Die meiſten haben die Natur, den Herbſt zum Gegenſtande, doch ſchweift der Dichter ab, wie ihm die Laune kommt. Den über dieſe Fülle von Liedern Erſtaunten ruft er ſelber zu:

Verſe wachſen zu machen,
Braucht's nur ſonniges Wetter,
Daß die Knospen erwachen,
Sich entfalten die Blätter.

Salomons Nächte von Guſtav Pfizer ſchließen den Almanach. Dieſe Gedichte ſind ſehr ſchön. Der Gegenſatz des Weiſen und des Helden, der Untergang einer alten reichen koſtbaren Zeit durch das nackte Schwert iſt ſo wahr als poetiſch aufgefaßt.

Lyrische Dichtkunst.

5) Lieder von F. Brunold. Stettin, Nicolai, 1834. 8. S. 104.

Der Dichter scheint noch sehr jung zu seyn und hat den Unterschied zwischen dem, was ihn interessirt und was die übrige Welt interessiren kann, noch nicht genau ermessen. Er bringt noch Gedichte, wie das folgende:

Sie.

Eine Dame, schwer in Seide,
Kömmt von ferne auf mich zu;
Weißes Hütchen, schwarz mit Blonden
Schön geschmückt, mit Marabouts.

Leicht der Gang, die braunen Locken
Locken hinterm Ohre sich,
Und das schöne Roth der Wangen
Wohl der schönsten Rose glich.

Um den Mund zieht sich ein Lächeln,
Und das Auge freudig glüht;
Witz'ge Rede, Scherz und Frohsinn
Von der schönen Lippe sprüht.

Seitwärts will in die Gebüsche,
In den Nebengang ich fliehn;
Doch ich muß wohl, Anstand's halber,
Grüßend ihr vorüber ziehn.

Lächelnd still mit der Gesellschaft
Geht sie grüßend mir vorbei —
Und wohl Niemand hat geahnet
Was mir jene Dame sey.

Das ist nun wohl mehr juvenil als poetisch. In mehreren andern zärtlichen Gedichten hat der Verfasser in derselben juvenilen Weise Spielereien, die durchaus nur scherzhaft und von der komischen Seite aufgefaßt werden dürfen, ernsthaft und mit Sentimentalität, mit weinerlicher Rührung aufgefaßt. Er sizt z. B. mit der Geliebten vor dem Spiegel, und Beide werfen sich durch den Spiegel Küsse zu, oder sie ist grade beim Kämmen beschäftigt und hüllt ihn spielend in ihre Haare. Dergleichen kann man nur lachend thun und die Weinerlichkeiten:

Ich weiß nicht, wie mir wurde,
So angst, so süß, so weh,

gehören da nicht her.

Uebrigens weiß der Verfasser nicht nur mit großer Leichtigkeit wohlklingende Verse zu bilden, sondern hat auch das löbliche Bestreben, zu Phantasie zu sprechen durch Landschaftbilder und lebhafte Schilderungen. Diese Bilder sind zum Theil neu, doch gehören sie einer etwas zu unpoetischen Sphäre des Landlebens an. Folgende Bilder sind treu und neu:

Was brummt mir um die Ohren denn
Fortwährend hier herum,
Was soll das ew'ge Schwirren hier,
Das ewige Gesumm.

Was schwirrt, was summt, was flattert denn!
Maikäfer sind's, ja! ja!
Nun, Herz, wach' auf, nun ist es Zeit,
Der Mai, der Mai ist da!

Eben so die Herbstbilder:

1.

Sieh' die Schwalben von dem Fenster,
Alle, die genistet dort,
Haben Abschied heut' genommen,
Zogen zum Versammlungsort.

Zu dem hohen Kirchdach drüben
Sieht man sie geschäftig ziehn —
Sie besprechen wohl die Reise
Zu der fernen Heimath hin.

Herz, mein Herz, laß Alle ziehen,
Sinne nicht gedankenschwer:
Frühling kömmt, sie kehren wieder —
Du hast keine Heimath mehr.

2.

Herbstgefilde! Morgenfrische!
Neblig rings die weite Welt;
Grünroth ranken Brombeer-Reben
Thaugetränkt im Stoppelfeld.

Tief am See, im hohen Schilfe,
Gellend laut Kibitze schrein;
Wilde Enten, hoch am Himmel
Ziehen fort in langen Reih'n.

3.

Am Fenster in dem Schwalbennest
Sizt jezt ein Sperling drin,
Und lebt dort ruhig, sorgenlos
Die Wintertage hin.

Er pickt an meine Scheiben oft,
Und schaut zu mir herein,
Als wollt' in meiner Einsamkeit
Zu Gast er bei mir seyn.

Fast in allen diesen Gedichten ist der Grundton eine sanfte Melancholie, Klage über unerfüllte Hoffnung, verlorne Lust der Kindheit, Untreue oder Sprödigkeit der Geliebten ꝛc. Das ist freilich schon gar oft dagewesen, aber ist es nicht eben deßhalb natürlich? Ist es nicht derselbe Grundton, den schon die alten Minnesänger angeschlagen? Die Dichter haben das Recht, ein wenig weibisch zu seyn.

6) Jugendklänge von W. V. C. Pfeiffer. Göttingen, Kübler, 1835.

Sonst ahmten die deutschen Dichter nur entweder die Griechen, oder Franzosen, oder Engländer nach; Goethe aber hat sie gelehrt, alle zugleich und noch mehr nachzuahmen. Darum dürfen wir uns nicht wundern, wenn uns fast in jeder neuen Gedichtsammlung (wenige rühmliche Ausnahmen abgerechnet) Gedichte in allen Formen und Geschmäcken vorkommen, kurzzeilige deutsche Lieder, spanische Trochäen, italienische Ottaverinen, Hexameter, sapphische, alcäische und choriambische Weisen, Nibelungenverse, Ghaselen ꝛc.

In der vorliegenden Sammlung herrscht dieselbe poetische Charakterlosigkeit, die beim Einzelnen nicht einmal getadelt werden darf, weil sie Charakter der ganzen Periode ist. Da heißt es:

Ach, wie redet doch ihr Blumen an mein Herz so wunderbar! ꝛc.

Und weiter:

Sahst du den Juder beten
Beim hellen Mondenschein,
Sahst du ihn niederknieen
Im stolzen Palmenhain? ꝛc.

Und wieder:

Deutsche Eichen seh' ich streben
Stolzen Hauptes himmelan,
Deutsche Aare seh' ich schweben
Kecken Flugs die Sonnenbahn ꝛc.

Und wieder:

Glücklich, wem es vergönnt, nur in der Edlen Kreis
Hinzubringen die Frist, die ihm die Parze beut!
Fern vom Pöbelgebiete,
Fern vom nichtigen Glanz der Welt!

Traun, wenn einst in das Land ewigen Lichts er schwebt,
Heimisch findet er sich unter der Edlen Schaar,
Denn auf Erden schon blieb er
Frei von niederem Sinnenwahn.
Eingeweihet schon tritt er zu den lichten Höh'n;
Nicht erst braucht er vorher läuternder Gluth zu nah'n,
Und als Bruder empfangen
Klopstock, Haller und Platon ihn. ꝛc.

Da haben wir die Schlegel, Schiller und den alten Voß beisammen. Auch Xenien kommen vor. Sogar ein Anklang an Heine.

Griechisch hab' ich lernen müssen,
Buttmann hat mich oft gequält,
Und den guten Friedrich Jakobs
Hab' ich oft zum Styx gewünscht ꝛc.

Doch kommt es uns niemals auf die Form, sondern allemal nur auf den Geist an. Dem edeln Geist verzeihen wir jede, dem unedeln auch nicht die schönste Form. Und so müssen wir an den vorliegenden Gedichten anerkennen, daß sie manchen guten und kräftigen Gedanken enthalten, z. B.:

Wohl darf der Dichter träumen, küssen, scherzen,
In Phantasien lieblich eingewiegt,
Doch fühl' er auch, daß ihm am Herzen
Des Volkes Heil und jede Großthat liegt.
Stolz laß er auch der Leier Saiten tönen
Dem Vaterland und seinen edeln Söhnen!

Es dürfte aber wohl nicht genug seyn, immer wieder den Blücher und Theodor Körner zu besingen; das Rad der Zeit hat sich schon wieder herumgedreht und andere Fragen sind an der Tagesordnung. Hinter dem ungemessenen Lob der Tapferkeit vor zwanzig Jahren verbirgt sich in der Regel nur die Feigheit von heute. Wer unter den Dichtern ein Held sich fühlt, kämpfe mit lebendigen und nicht mit todten Feinden und höre endlich auf, wie Falstaff oder wie die Kriegsknechte auf dem Bild in den Münchner Arkaden auf die schon Erschlagenen noch immer hineinzuschlagen. In jeder Hinsicht Lob verdient folgendes Gebet an die Musen:

Wollet nicht länger,
Himmlische, dienen
Jedem zur Kurzweil!
Bittet den Vater,
Den alten Kroniden,
Daß seine feurigen, Todeserfüllten
Blitze er schleud're
In das Gewimmel
All' der Poetlein und alle der Reimer,
Die euch umkriechen in knechtischem Sinn
Und sich dublend und bettelnd
Drängen in euer heiliges Haus.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 71. Montag, 13. Juli 1835.

Lyrische Dichtkunst.

7) Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert. Erlangen, Heyder, 1834.

Endlich ist der längst vom Publikum gehegte, und auch öfters in diesen Blättern von uns ausgesprochene Wunsch in Erfüllung gegangen, und Friedrich Rückert, dem neben Uhland der erste Rang unter den neuen Lyrikern wohl ohne Streit gebührt, hat seine bisher nur zerstreut erschienenen Gedichte zum ersten Mal gesammelt.

Ist wohl der Dichter glücklicher zu preisen, der, wie Goethe, nichts ohne Ueberlegung und kühle Besonnenheit schreibt, oder der andere, der wie Friedrich Rückert, sich gern gehn läßt? Die Natur wollte beides, darum hat sie beides zugelassen. Ohne jenes sichere Bewußtseyn dessen, was man thut, ohne die schärfste und kritischeste Handhabung des Meißels wären jene Werke unmöglich, die man klassisch nennt und deren es zu allen Zeiten einige wenige gegeben hat; aber ohne diese kindliche Hingebung an die erste poetische Aufwallung des Gemüths wäre auch jene romantische Naivetät unmöglich, die uns die tiefsten und schönsten Geheimnisse der menschlichen Seele unwillkürlich enthüllt. Fast alle Dichter gehören der einen oder andern der hier bezeichneten Gattungen an, und Shakespeare allein, von dem man sagen kann, daß er die Vorzüge beider wunderbar in sich vereinigt, steht eben deßhalb auch über beiden.

Rückert hütet sich nicht, überläßt sich dem Strom seiner Empfindungen, Gedanken und Bilder und läßt seine Blumen ohne Wahl in einer lieblichen Unordnung aufblühen. Seinem reichen und üppig duftenden Garten scheinen nur Wege und eine Scheere zu fehlen, die blühende Vegetation hat alles wild überwuchert; aber ist das nicht eben das wahre menschliche Gemüth? Kann auch die tropische Sonne in des Dichters Brust eine wohlgezirkelte französische Gartenanlage matt beleuchten, muß sie nicht vielmehr in einer holden Wildniß, wie in einem Urwald Brasiliens Blume auf Blume aus dem dunklen Traumschlaf am uralten Baume wecken? Wir finden in Rückerts Gedichten manches wilde üppige Gerank, das, einzeln betrachtet, überflüssig erscheint, im Ganzen aber unentbehrlich ist, wie in dem Teppich der Natur, und zur leichtern Gruppirung und Hervorhebung der Hauptschönheiten nicht wenig beiträgt. Daher kann er auch keine Schranken vertragen, und er charakterisirt seine Poesie selbst sehr gut in folgendem:

Dichterselbstlob.

Ich bin König eines stillen Volks von Träumen,
Herrscher in der Phantasieen Himmelsräumen.

Kaiserkron' und Königszepter mir zu Füßen
Blühen auf, mich, ihren Oberherrn, zu grüßen.

Um die dunklen Locken farb'ge Wolkenbogen
Sind, ein buntgesteintes Diadem, gezogen.

Alle Frühlingsblumen kommen, vorzutragen
Meinen Ohren ihre ew'gen Liebesklagen.

Alle Bronnen aus der Schöpfung Tiefen brechen,
Von Geheimnissen mit mir sich zu besprechen.

An der Linken trag' ich Salomonis Siegel,
Mit der Rechten heb' ich Dschemschids Weltenspiegel.

Alle Geister sind des Siegels Unterthanen,
Und die Schöpfung schwört zu meinen Sonnenfahnen.

Gegen Nacht und Finsterniß in Kampfesschranken
Führ' ich eine Schaar von leuchtenden Gedanken.

Kommt, und helft den Himmel auf der Erde stiften,
Helft den Tod mir tödten und das Gift entgiften.

Jeden Baum des Lebens soll mein Hauch beblättern,
Und die Schlang' am Stamme soll mein Arm zerschmettern.

Morgenwinde, gehet aus auf allen Pfaden,
Mir zum neuen Paradies die Welt zu laden.

Wer zum Druck der Tyrannei muß draußen weichen,
Eine Freistatt biet' ich ihm in meinen Reichen.

Dort ist Mühsal, Drang, Verfolgung, Noth und Kummer;
Hier ist Frieden, Eintracht, Stille, Ruh' und Schlummer.

Ihr Bewohner Dschinnistans, Peris und Dschinnen,
Baut mir hier ein Wunderschloß mit gold'nen Zinnen.

Bauet mir den Weltpallast mit vielen Zimmern,
Wo vereint die Herrlichkeit der Welt soll schimmern.

Bauet so viel Zimmer mir, als Nationen;
Jede soll mit ihrer Lust in einem wohnen.

Bauet so viel Dächer mir, als Himmelszonen;
Jede soll mit ihrer Pracht auf einem thronen.

In der sieben Prunkgemächer Tepp'che wirken
Soll man Wunderwerk aus sieben Weltbezirken.

Malerei soll Frühlingsglanz an Wänden weben,
In den Nischen sollen Marmorbilder leben.

Und Musik soll mit den ew'gen Sphärentönen
Alle Lebensstimmen der Natur versöhnen.

O ihr Geister, um das Zauberschloß den Garten
Pflanzt mit Bäumen und Gewächsen aller Arten.

Nachtigallen aller Zonen mit den Rosen
Aller Himmel lasset mir zusammen kosen.

O ihr Götter Hindostans, die ihr in Blumen-
Kelchen wohnet, kommt zu euern Heiligthumen!

Ihr, gewebt aus Mondesstrahlen, Silf- und Elfen,
Sollet auch mir meinen Part beobachtern helfen.

O ihr dem Olymp entstürzten Griechengötter,
Rettet her zu mir euch gegen eure Spötter.

Bau die Mauern meines Gartens, o Amfion!
Die Delfine meiner Fluten zügl', Arion!

Zähme meines Hains Wild mit Saiten, Orfeus!
Und die Schaaren meines Traumvolks führ', o Morfeus!

Daß Rückert sich mit Vorliebe den orientalischen Dichtern zugewendet und vieles aus denselben auch nachgeahmt hat, war natürlich, da er mit den Orientalen dieselbe Blumensprache zu reden schon von Natur aus bestimmt war. Auch unterscheiden sich seine kleinen Uebersetzungen und Nachahmungen ꝛc. von den Gedichten, worin er, obgleich den Orientalen ähnlich, doch durchaus originell und deutsch ist, und grade in dieser deutschen treuen Auffassung der Natur liegt seine Stärke. Kann wohl eine dichterische Sprache wahrer und lebendiger malen als folgende?

Daphne, die mit kalten Sinnen
Vor des Gottes Glut geflohn,
Und als keine Flucht ihr weiter
War geblieben, ihm zum Hohn

Ihres Busens rege Fülen
In die rauhe Rinde schloß,
Ihre Füße ließ zu Wurzeln,
Arme werden zum Gesproß.

Damals hat ihr unterm Stamme
Noch das spröde Herz gepocht,
Als der Gott aus ihren Locken
Einen Kranz für seine flocht.

Und so hat zu tausendmalen
Ihr seitdem das Herz gepocht,
Ob sich Kränz' ersang ein Dichter,
Ob ein Held sich Kränz' erfocht.

Oder:

Der Schmetterling im Herbste.

Dem beschwingten Brüdertruppe
Fliegst du nach um viele Wochen;
Deiner goldbelegten Puppe
Warum bist du jetzt entkrochen?

Duftbestaubter Pfauenspiegel,
Dessen Flügeln aufgedrückt
Ist von jener Hand ein Siegel,
Die des Menschen Leib geschmückt.

Glaubteſt du den Lenz zu finden?
Trog dich eine warme Luft?
Wünſcheſt nun aus rauhen Winden
Dich zurück in deine Gruft!

Rolle die Korallenaugen
Auf den Fluren weit umher!
Wo du könnteſt Nektar ſaugen,
Keine Blume blühet mehr.

Meinſt du, bunte Brüder ſchweben
Dort zu ſehn? wie irreſt du!
Rothe, falbe Blätter beben
Bäumen ab dem Moder zu.

Wie bedaur' ich dich, o Silfe,
Daß du kamſt in unſern Herbſt,
Wo am naſſen welken Schilfe
Du den zarten Schmelz entfärbſt.

Paradieſesvogel, hebe
Deine Flügel höher auf!
Streife nicht am Boden, ſchwebe
Dorthinan den Siegeslauf.

Wo im Blauen unbegrenzet
Blüht der Sonne goldner Baum.
Nur allein der Himmel lenzet,
Winter iſt's im Erdenraum.

Erſcheint nicht der Dichter mit dem Geiſt der Natur auf's innigſte vertraut, wenn er ſingt:

Wär' ich die Luft, um die Flügel zu ſchlagen,
Wolken zu jagen,
Ueber die Gipfel der Berge zu ſtreben,
Das wär' ein Leben!

Tannen zu wiegen und Eichen zu ſchaukeln,
Weiter zu gaukeln,
Seele den flüſternden Schatten zu geben,
Das wär' ein Leben!

Echo, die ſchlummernde, neckend zu wecken,
Nymphen zu ſchrecken,
Ueber die ſchauernden Fluren zu beben,
Das wär' ein Leben!

Roſen mit Schmeicheln entkoſen ein Lächeln,
Nelkenglut fächeln,
Duftige Lilienſchleier zu heben,
Das wär' ein Leben!

Bräuten an ihrem Gewande zu fäuſeln,
Locken zu kräuſeln,
Düfte von beiden als Steuer erheben
Das wär' ein Leben!

Myrrhen und Weihrauch zum Opfer zu tragen,
Sel'ges Behagen,
Heiligen Flammen den Athem zu geben,
Das wär' ein Leben!

Schwellende Fülle zu ſchütteln von Zweigen,
Aehren zu neigen,
Trauben zu küſſen im Schooße der Reben,
Das wär' ein Leben!

Von dieſer Art ſind offenbar die ſchönſten Lieder Rückerts. Wo er den Elfen der Elemente nachſchleicht, ſie bei ihrem geheimen Zaubertanze zu belauſchen, entführt er ihnen auch immer den zarten mondſcheinartigen Schleier, der die romantiſchen Grazien faſt noch mehr auszeichnet, als die antiken. Mit der durchſichtigſten Wahrheit, die an die Treue altdeutſcher Malerei erinnert, iſt bei ihm zugleich ein Geſchmack gepaart, der nur das Produkt unſerer Zeiten iſt.

Die bei weitem zahlreichſten Lieder Rückerts ſind der Liebe und Zärtlichkeit gewidmet. Ihr heimlichſter Reiz liegt in ihrer Wahrheit und ich möchte ſagen in ihrer Häuslichkeit, ſie ſind aber da am ſchönſten, wo die Gruppe der Liebenden durch einen landſchaftlichen Hintergrund gehoben wird. Wie Petrarca ſeine Laura beſang, ſo widmet Rückert ſeiner Braut und Frau faſt unzählige kleinere und größere Lieder, in denen ſich die dem Deutſchen eigene Herzlichkeit auf eine auch wirklich herzgewinnende Weiſe ausſpricht, die aber doch keineswegs den äſthetiſchen Forderungen durchweg genügen oder uns einige kleine peinigende Empfindungen erſparen. Der ruhige Genuß der häuslichen Liebe nämlich verträgt ſich mit der poetiſchen Schwärmerei nicht recht. Petrarca durfte bei ſeiner Trennung von der Geliebten den Ton höher ſtimmen, Rückert bei ſeiner ungeſtörten Liebe mußte ihn nothwendig herabſtimmen und hat es auch gethan, doch nicht ſo, daß das Genrebild dadurch eine beſtimmte und eigenthümliche Haltung erhalten hätte. Er miſcht noch immer zu viel Erhabenes, Schwärmeriſches, und wenn ich ſo ſagen darf, Seeliſches bei. Sodann vergißt er in der Fülle ſeiner Liebe oft, uns den Gegenſtand der Liebe zu malen, und überläßt ſich ſubjektiven Empfindungen, bei denen wir übrigen Leute nichts mehr zu thun haben. Recht allerliebſt ſind die kleinen naturtreuen Bilder, wie folgende, bei denen wir alle etwas ſehen.

Weißt du noch, mein ſüßes Täubchen,
Wie ich früh dir ſchon geſagt,
Daß an dir ein Spitzenhäubchen
Mir vor anderm Putz behagt?

Thue nur, mein holdes Sträubchen,
Hut und Schleier thu von dir,
Zeige dich im Spitzenhäubchen,
Wenn du willst gefallen mir.
Süßer Hoffnung Düftesträubchen
Wehn mich an mit stiller Lust,
Wenn dein Haupt im Spitzenhäubchen
So sich schmiegt an meine Brust.
Einmal soll von Myrtenlaubchen
Noch ein Kranz dein dunkles Haar
Schmücken, dann das Spitzenhäubchen
Immer immer immerdar.

* * *

Neulich, beim Verlobungsfeste,
Liebster, als auf's allerbeste
Du mit deinem Glas
Gegen meines angeklungen,
Ist das meinige zersprungen;
Was bedeutet das?
Hör', o Liebste, wie ichs meine:
Nur zersprungen ist das eine,
Ganz ist eins noch hier.
Folgen wir des Himmels Winken:
Zwei aus Einem Glase trinken
Künftig sollen wir.

Hier hat man eine Anschauung, einen heitern Gegenstand vor sich. Was aber sollen wir mit ganz unbildlichen und allgemeinen Herzensergießungen anfangen, die bloße Worte sind, und nur für den Dichter, sonst für Niemand Bedeutung haben? z. B.:

Was soll ich dir für Namen geben?
Mein trautes Herz! mein einz'ges Leben!
Mein Sonnenblick! mein Seelenstrahl!
Mein Hoffen, Sehnen und Verlangen!
Mein Wünschen, Glauben, Zweifeln, Bangen!
O meine süße Liebesqual!
Ich nenne dich mit allen Namen,
Die je von Liebeslippen kamen,
Ich grüße dich mit jedem Laut,
Den du mir je geküßt vom Munde,
Ich nenne dich im Herzensgrunde,
Lieb, ewig theuer, Schwester, Braut!

Dahin gehören auch alle die Fälle, wenn der Dichter von und sogar mit seinen eignen Liedern spricht. Der Dichter soll seine Lieder singen, aber nicht von seinen Liedern. Dies gehört zu den längst verpönten Anreden an die Leyer, die immer nur Lückenbüßer sind und einen so fatalen Eindruck machen, wie das Stimmen der Instrumente, das uns statt der Musik dargeboten wird.

Wiegen-Wiegen-Wiegenlieder!
Wiegenlieder meinem Schmerz!
Alle Qualen wachen wieder,
Und zerfleischen mir das Herz.
Was du gestern mir gesungen,
Lied! was nützt es heute mir?
Heut, von neuem Weh durchdrungen,
Fordr' ich neuen Trost von dir.

* * *

Mein Lieben blicket an das Lied,
Und mein Gesang die Lieb' ansieht.
Sie blicken stets einander an,
Als wär' es ihnen angethan.
Sie sehen sich so wonnereich
Das eine schön dem andern gleich;
Sie können ab davon nicht stehn,
Einander immer anzusehn.

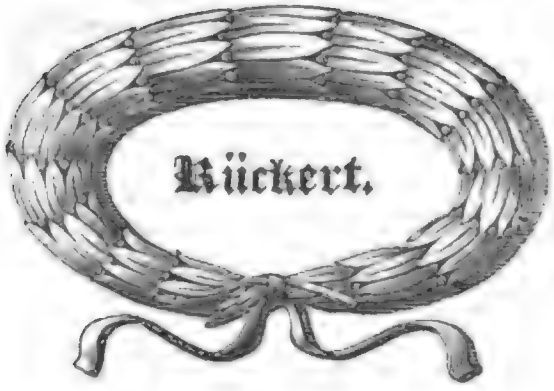
Einige dieser Gedichte leiden auch an der Spielerei mit der Sprache, der sich Rückert zuweilen hingegeben hat, und wodurch er, der sonst so unbegreiflich leicht zu dichten versteht, sich selbst künstliche Härten geschaffen hat, z. B.:

Wann wirst du dich enthüllen
Vor meinen Blicken ganz,
Ergießen deine Fülen,
Daß ich vergeh' im Glanz?.
Gesuchte mir gefundne
In tausendfacher Spur,
Und wieder mir entschwundne,
Wo birgst du mir dich nur?

Dagegen finden wir neben diesen tändelnden Gedichten auch eine solche Menge, in denen die wahrste und wärmste Zärtlichkeit den edelsten und feinsten Ausdruck gefunden hat, daß Rückert unter den Sängern der Liebe ewig eine der ersten Stellen einnehmen und liebenden Seelen noch in ferner Zeit einen süßen Trost gewähren wird.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 72. Mittwoch, 15. Juli 1835.

Lyrische Dichtkunst.

7) Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert. Erlangen, Heyder, 1834.

(Schluß.)

Einigemal nimmt Rückerts Lyrik den didaktischen Ton der Orientalen an und auf eine höchst glückliche und geistreiche Weise, z. B. in folgender Ghasele:

Süßer ist, als Thun, viel süßer, Leiden;
Darum, Liebste, muß ich dich beneiden:
Weil das Lamm du bist und ich der Hirte,
Du darfst folgen und ich dich muß weiden;
Weil du bist die Au' und ich dein Frühling,
Ich dich schmück', und du dich lässest kleiden;
Rose du, und ich der Dorn dein Hüter,
Der dir abwehrt, was dir frommt zu meiden;
Rebe du, die Freudenthränen weinet,
Wenn ihr Winzer, ich, sie muß beschneiden.
Wenn du Trauben mir versprichst zu tragen,
Soll mir nichts die Winzermüh verleiden.
O du Bild, das meine Liebe malet,
Sollte je von dir mein Fleiß sich scheiden!
Du bist Marmor und ich bin der Meisel,
Dich zu bilden, muß ich mich bescheiden.

Du mein edler Stein, ich bin dein Künstler,
Der in's Herz dir sein Gepräg will schneiden.
Prägen will ich dich nach meinem Herzen,
Bis du nicht von mir zu unterscheiden.
Alle deine Eigenschaften will ich
Bilden aus zu köstlichen Geschmeiden.
Alle deiner Seele Fäden will ich
Weben aus in ein Gewebe von Seiden.
Wie du in Geschmeid und Seide prangest,
Will ich dann den Blick an dir auch weiden.
Sieh! mein Glück ist, deines zu gestalten;
Sollest du nicht gern dein Glück erleiden?

Eigenthümlich erscheinen mitten unter den andern Gedichten die „angereihten Perlen" in denen Niemand eine Nachahmung der geistreichen Sprüche des Angelus Silesius verkennen wird.

Es weichen Sonn' und Mond einander freundlich aus;
Selbst ihnen wäre sonst zu eng ihr weites Haus.

Viel Lieber mag die Lieb' als an der Sonne Flecken,
Den Stern in dunkler Nacht, der etwa glänzt, entdecken.

Ich bin ein Blatt des Baums, der ewig neue trägt.
Heil mir! es bleibt mein Stamm, wenn mich der Wind verschlägt.

Die kleine Biene ſteht dem Feind ſo ritterlich,
Weil ſie für ſich nicht iſt, ſie fühlt ihr Volk in ſich.

Es muß ein Maulbeerblatt den Fraß der Raupe leiden,
Daß es verwandelt ſey aus ſchlechtem Laub in Seiden.

Aus jedem Punkt im Kreis zur Mitte geht ein Steg,
Vom fernſten Irrthum ſelbſt zu Gott zurück ein Weg.

Daß ſie die Perle trägt, das macht die Muſchel krank;
Dem Himmel ſag' für Schmerz, der dich verebelt, Dank.

Am Schluß ſind einige Romanzen angefügt, die zwar nicht das eigentliche Genre Rückerts ſind, in denen er aber doch manches Schöne geſagt hat, z. B.:

Die Rieſen und die Zwerge.

Es ging die Rieſentochter zu haben einen Spaß,
Herab vom hohen Schloſſe, wo Vater Rieſe ſaß.
Da fand ſie in dem Thale die Ochſen und den Pflug,
Dahinter auch den Bauern, der ſchien ihr klein genug.
Die Rieſen und die Zwerge!

Pflug, Ochſen und den Bauern, es war ihr nicht zu groß,
Sie faßt's in ihre Schürze, und trugs auf's Rieſenſchloß.
Da fragte Vater Rieſe: Was haſt du, Kind, gemacht?
Sie ſprach: Ein ſchönes Spielzeug hab' ich mir hergebracht.
Die Rieſen und die Zwerge!

Der Vater ſah's, und ſagte: das iſt nicht gut, mein Kind:
Thu es zuſammen wieder an ſeinen Ort geſchwind.
Wenn nicht das Volk der Zwerge ſchafft mit dem Pflug im Thal,
So darben auf dem Berge die Rieſen bei dem Mahl.
Die Rieſen und die Zwerge!

Die hier mitgetheilten und aus den verſchiedenſten Theilen der Sammlung, als deren heterogenſte Beſtandtheile, herausgehobenen Proben würden, ſo weit dies in einer ſolchen Skizze geſchehen kann, eine Vorſtellung von der Dichtergabe unſeres unvergleichlichen Rückert gewähren können, wenn man nicht in der Sammlung noch ſo Manches vermißte, was zur vollſtändigen Charakteriſtik des Dichters nothwendig iſt. So fehlen namentlich die patriotiſchen Lieder, die gedarniſchten Sonnette. Der Dichter zeigt ſich uns nur in ſeiner bequemen und traulichen Häuslichkeit und läßt die alten Waffen roſten an der Wand.

8) Laienbrevier von Leopold Schefer. Erſtes Halbjahr. Berlin, Veit und Comp., 1834. 8. S. 304.

Der als Novellendichter bekannte Verfaſſer tritt hier als frommer Lyriker auf. Seine Gedichte ſind ſämmtlich religiöſen und moraliſchen Inhalts und enthalten die Lehren eines edeln Gemüths, einer ſchönen Natur, die auch ohne das Gängelband irgend eines Dogmas den rechten Weg geht. Sie ſind zum Theil außerordentlich ſchön, wie folgendes:

Begegne jedem Böſen zart und ſanft!
Begegn' ihm hülfreich! Denn du kannſt kaum denken,
Welch ſchmählich Seyn er trägt, wie viel er Kraft
Verſchwendet, um ſich aufrecht in der Fülle
Der Edleren zu halten. Sey dem Herben
Und Mürriſchen recht mild! Du weißt es nicht:
Welch ſchwere, jahrelange Leiden nur
Als leiſes Murren auf die Lipp' ihm treten,
Wie ſeine ganze ſchwere Zukunft nur
Als düſtres Antlitz dir erſcheint; und du
Vermöchteſt herber ihm zu ſeyn, als er dir?
Dem Häßlichen begegne liebevoll,
Denn Lieb' iſt's, was er zu entbehren glaubt:
Und merkt er deine Schonung — drück' ihm nicht
Die Hand! auch weine nicht, nicht innerlich,
Sonſt bricht er laut in Thränen aus! Nein klag' ihm:
Wer Theures dir geſtorben ſey! Wer ihm
Wohl Theures ſterben könne! Dadurch fühlt er:
Er lebe! liebe! Sey ihm herb — aus Liebe.

Noch ein Beiſpiel:

An hundert Orten ſah ich Weiber, Kinder,
Gehöfte, Gärten, Häuſer, Pferd' und Hunde,
Recht widerwärtig all' und häßlich ſehr,
Und dankte Gott, daß ſie nicht mein gehörten!
Doch Alle ſah ich hochgeſchätzt, geliebt
Sogar und ſchwervermißt an ihrem Ort!
Nur weil auch Ich das Meine theuer hielt
Und liebte, darum hielt ich Jener Liebe
Nur nicht für thöricht! Schaue denn umher,
Wie lieb, wie einzigwerth in weiten Reichen
Dir Ungekanntes, kaum Empfundenes,
Ein jedes Bäumchen ſelbſt vor ſeinem Hauſe
Der Menſchen Jedem iſt, da wo er wohnt
Und lebt und liebt und kennet und erkennt!
Laß dir des Deinen Werth das nicht vermindern
Noch täuſche dir ihn ſelbſt hinweg; nein, lieber
Und beſſer: theile all des Deinen Werth
Dem Werthe zu, was Andere beſitzen!
Und kannſt du das, ſo theile allen Werth
Der Schätze, die die Liebenden umher
Beſitzen, reich, ſo reich dem Deinen zu!
Dann wirſt du ungefähr ein Theil davon
Erkennen und empfinden: was ein Jedes
Dem Gott werth iſt, dem Menſchen werth ſeyn ſoll.
Doch ſchweige ganz beſcheiden davon ſtill.

Denn dem Bescheidenen vergrößert Gutes,
Verklaret Schönes sich viel tausendfach,
Und hast du's so, bescheiden, hoch erhoben,
Dann halte, wenn du das auch kannst, es erst
Für wenig... nichtig... menschlich. — Gott ist groß!

Und ein drittes:

Das Kind will seine schöne Taube füttern;
Die Mutter streut ihr Futter – doch in Schatten!
Und nur Ein Täubchen pickt die goldnen Körner,
Und schimmernd spielt ihm nicht der bunte Hals,
Es malt sich nicht des Täubchens Schatten ab,
Kein lieblich lebend Bild. — Und sieh, da streut
Das Kind die goldnen Körner in die Sonne —
Und sieh, nun picken ihm zwei Täubchen Futter!
Es nähret Zwei, und freut sich still der Wohlthat.
Das war nun allerliebste kleine Thorheit.
Doch möchtest du dem Kind' an Herzen gleichen,
Ein kleines Schrittchen weitergehn, als Tausend,
Ein schweres, oft-vergessenes aus Eil
Des Lebens, Eitelkeit, aus falscher Würde!
Drum füge Angenehmes zu dem Guten!
Denn nichts ist gut, was Trübsinn macht statt Freude.
An diesem Worte prüfst du echt das Gute,
Was du empfängst und thust, und deine Güter,
Des Lebens Güter, Leben selbst und Tod.

Dies mag hinreichen zu beweisen, wie edel und zart der Dichter fühlt.

Ein eigenthümlicher Zug geht durch diese Gedichte hindurch. Es ist das Gefühl des innigen Gattungs-Zusammenhangs in der Menschheit. Dies ist etwas Ungewöhnliches. In unsrer egoistischen Zeit denkt sich Jeder sogern nur als Individuum und ignorirt jene fatale Gleichheit mit Millionen andern Menschen, weil sie ihn demüthigt. Was der Dichter hierüber sagt, ist naturtreu und wahrhaft poetisch:

Des Lebens edle Güter erben nicht
Sich wie gemeine Güter fort. Was einst
Die Mutterlieb' an uns, dem Kind, gethan,
Der Mutter können wir es nicht vergelten:
Sie ist schon groß, selbstständig; unsrer Hülfe
Kaum mehr bedürftig, fähig, stirbt sie uns!
Doch daß ein Gott die Dankbarkeit dem guten
Geschlecht erhalte, gibt er uns ein Kind,
Das wieder unsrer Mutter gleicht, weit mehr
Wie uns! So gibt er Sie uns wieder!
Und dieses pflegend, liebend, lieben wir
Nun Jene! Dankbar und beglückt zugleich,
Den Dank uns gründend in dem Enkel, der
Uns wieder gleicht und wieder pflegt. So göttlich
Nur konnt' ein Gott Dank, Lieb' und Glück der Menschen
Mit Glück und Dauer seiner Welt verflechten.

Einmal sogar läßt der Dichter durchblicken, daß er an die Seelenwanderung glaube:

Das Leben gleichet einem Dattelbaum;
Der, wer ihn pflanzt, ißt nie von seinen Früchten.
Doch wie die Väter uns den Baum gepflanzt,
Laßt uns ihn dankbar wieder Enkeln pflanzen;
Denn in der Enkel neuverjüngter
Gestalt ja kehren unsre Väter wieder
Auf ihre ew'ge Erde stets zurück,
Wie Wasser wieder zu den Wolken steigt
Und Wolken wieder zu der Erde kehren,
Wie Blumen wieder in die Erde kehren,
Und Erde wieder in die Blumen wächst:
So kehren wir auch auf die Erde wieder.
Was unsre Enkel uns indeß bereitet
Froh zu genießen an des Lebens Tischen.

Dieser poetische Gedanke bedürfte freilich eines theologisch-philosophischen Kommentars, wenn er Glaubensartikel werden sollte.

9) Gedichte eines Materialisten. Meissen, Gödsche, 1835. 12. S. 192.

Ein französischer Philosoph kam in eine kleine deutsche Stadt und erkundigte sich, ob es hier auch Materialisten gebe. O ja, antwortet man, gleich der nächste Nachbar sey einer. Entzückt eilte der Philosoph zu ihm und umarmte einen — Krämer. Der Materialist, der aus diesen Gedichten spricht, ist weder Jener noch Dieser. Er hat sich den Titel gegeben, nicht um anzudeuten, daß er die Natur als Gottheit anbeten, sondern nur, um einige mäßige Schlüpfrigkeiten zu entschuldigen, die ihm unter seinen übrigens größtentheils normalmäßig sentimentalen Gedichten mituntergeschlüpft sind. Man bemerkt jezuweilen, daß sich lebenslustige Poeten durch die allzugroße Pruderie, die jezt gäng und gäbe ist, genirt fühlen, aber da fallen sie in den andern Fehler und werden wie Heine absichtlich unzüchtig. Eins ist so albern wie das andere. Seyd nur natürlich, so braucht ihr weder prude noch unanständig zu seyn. Die Natur ist keins von beiden.

Die meisten der vorliegenden Gedichte sind unbedeutende Spielereien; doch zeichnen sie sich durch Leichtigkeit der Verse und einige sogar durch schöne Bilder aus, z. B.:

Es gehet ein Schäfer am Himmel,
Er gönnt sich keinen Schlaf,
Er weidet ein endlos Gewimmel,
Viel tausend, tausend Schaf.

Die Schäflein nach allen vier Winden
Auf der Flur sich weidend verstreu'n;
Er wandelt bald vorne bald hinten,
Bald tritt er immitten hinein.

Der liebe Mond — so heißet
Der Schäfer an Himmelshöh'n,
Wo immer er, immer sich weiset,
Da ist er auch gerne geseh'n.

Hier könnte das Liedchen füglich aufhören und wäre schön; aber unsere Dichter thuns nicht anders; sie müssen ihre schönsten lyrischen Gedanken immer noch durch einen ausmalenden oder sentimentalen Nachsatz schleppend machen. So hier:

Der reine tiefblaue Himmel
Heißt seine stille Flur,
Der Lämmer Gedräng' und Gewimmel
Die goldenen Sternlein nur.

Ich stehe hier unten und stehe
Die Augen himmelwärts,
Nur wenn ich den Schäfer sehe
Kommt Ruh' in mein bangendes Herz.

Jetzt blickt er scheidend herüber,
Er leitet die Schäflein zum Stall.
Sie ziehen langsam vorüber
In gold'ner unendlicher Zahl.

Recht nett und rund ist folgendes Liedchen:

Braun und falb zu Wand'rers Füßen
Sammelt sich ein häufig Laub,
Und ein herbstliches Verdrießen
Nimmt sich Flur und Wald zum Raub.

Schwarze dürre Reiser springen
Besenhaft in Luft und Land,
Graue Nebel näßelnd dringen
Widerlich auf Haut und Hand.

Dennoch durch das Waldgesträuche
Tönt ein fröhlicher Gesang,
Rasseln Blätter, knacken Zweige,
Bahnt sich Einer seinen Gang.

Selig eilt er zu der Kleinen,
Die für ihn das Stübchen wärmt.
Frühling blüht in allen Hainen
Wo die Liebe hofft und schwärmt.

Unter den frivolen Gedichten sind nur zwei wahrhaft witzig S. 107 und die „klugen Hühner", worin in einer Thierfabel die bei unsern Hochzeiten noch vorkommenden Prudereien und Fraubasereien vortrefflich karrikirt sind:

Die Taub und der Täuber die freiten einander
Und feierten Polterabend,
Da kamen Freund und Hausverwandter
Sie hochzeitlich begabend.

Gans, Puter und Ente, der Hahn mit dem Trosse,
Fasanen, Kapaunen verbunden,
Was kraxt auf dem Miste, was schlampt aus der Gosse,
Hatte höflich sich eingefunden.

Am Wassertrog im Hühnerhofe,
Da saßen sie festlich und traulich,
Die Braut, der Bräut'gam und Gast und Zofe
Und konversirten erbaulich.

Sie pickten die ausgesuchtesten Brocken,
Erzählten sich Neues und Altes,
Und spannen von unabreißlichen Wocken,
Geschichten hochwicht'gen Gehaltes.

Der Storch von weitem auf einem Beine,
Der hatte so seine Bedenken,
Doch kam er am Ende noch mit sich in's Reine,
Der Braut auch Etwas zu schenken.

Pathetisch schritt er zum ehrsamen Kreise,
Und drängte sich durch die Gesinde,
Und klappert in höchlich verbindlicher Weise,
Und brachte sein Angebinde.

Ei! welch ein Gegacker, Gewack' und Geflüster
Entstand da unter den Damen;
Da gab es Gerümpf' und Gethu' und Genüster,
Da steckten die Köpfe zusammen ꝛc. ꝛc.

Es ist Schade, daß der Dichter, der offenbar ein angenehmes Talent besitzt, mitunter so viel abgeschmacktes Zeug gedichtet hat.

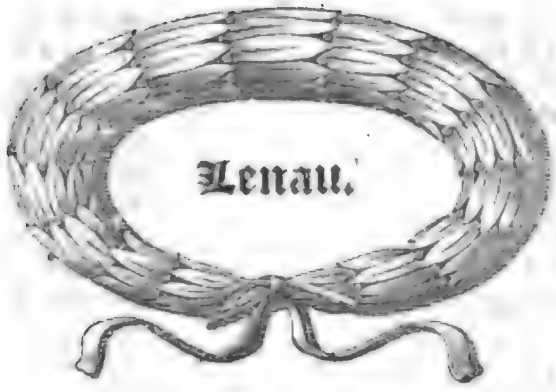
10) Maiblumen und Bergfrüchte, oder vermischte Schriften in Poesie und Prosa, von Wilhelm Schumacher. Erstes Bändchen. Lyrische und humoristische Gedichte. Auf Kosten des Verfassers. Danzig, 1835.

Das sind wirklich sehr vermischte Schriften. Neben patriotischen Liedern im Geiste Arndts Schwänke à la Langbein. Neben mittelmäßigen Gedanken auch wieder sehr gute. Vortrefflich ist z. B. folgender Vers aus dem Gedicht: „der Geist der neuen Zeit."

Es zittern Wappenschilder, es rasselt scharfe Wehr.
Es wird die Schaar der Geister bewacht vom Körperheer;
Und manche Geister schreiben aus warmem Lebenstraum.
Doch neu, polypenartig schwillt an der leere Raum.
Unheimlich sieht das Leben vergeudet seinen Werth
Und keiner fühlt sich heimisch an seinem eignen Herd.

Unter den Schwänken ist der beste „die Glückskur." Ein von zu vielen Ideen geplagter Mann läßt sich trepanieren, läuft aber dem Doktor unter der Kur mit dem leeren Kopfe, aus dem eben das Hirn herausgekommen ist, davon und ist von Stund an glücklich, bekommt eine reiche Frau, ein Amt, Orden ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 73. Freitag, 17. Juli 1835.

Lyrische Dichtkunst.

11) Gedichte von Nikolaus Lenau. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1834.

Schon die erste Auflage haben wir (Literaturblatt von 1833, Nr. 53) den Freunden der lyrischen Poesie mit der Theilnahme empfohlen, die so zartgefühlte, und in der Form so gefeilte Gedichte verdienen. Unter den in dieser zweiten Auflage neu hinzugekommenen Gedichten zeichnen sich besonders die Atlantika aus, zu denen des Verfassers Reise nach Nordamerika Veranlassung gab. Auch ihrer, da einige schon im Musenalmanach abgedruckt sind, haben wir bereits in Nr. 103 desselben Jahrgangs unsrer Blätter gedacht. Das ebenfalls neu hinzugekommene Gedicht Ahasverus ist schön im Verse, doch Gegenstand und Auffassung nicht neu, und es scheint uns, der Dichter sey mehr für das Zarte und Schmachtende geboren, als für das Entsetzliche und Diabolische. Die ihm eigne Weichheit und Grazie verträgt sich besser mit sanften Gefühlen, als mit den Schrecken des Todes und der Hölle. Dies gilt auch von dem neu hinzugekommenen Nachtstück „die Marionetten." Es ist eine Novelle im Geschmack des Callot-Hoffmann, von gräßlichem Humor, haarsträubend, aber eben deßhalb nicht für den sanften elegischen Vers geeignet. Man kann sich kaum verhehlen, daß die wahre Natur des Dichters nicht in solchem Wahnsinnsgrauen, sondern in den weichen Schmerzen einer liebenden Seele hervorblickt. Gedichte dieser weichen Art sind auch wie die zahlreichsten, so die besten, zum Beispiel:

Asyl.

Hohe Klippen, ringsgeschlossen,
Wenig kümmerliche Föhren,
Trübe flüsternde Genossen,
Die hier keinen Vogel hören;

Nichts vom lieblichen Gesange
In den schönen Frühlingszeiten,
Gelern wird es hier zu bange,
In den dunklen Einsamkeiten.

Weiches Moos am Felsgesteine,
Schwellend scheint es zu begehren:
Komm, o Wolke, weine, weine
Mir zu die geheimen Zähren!

Winde hauchen hier so leise,
Räthselstimmen tiefer Trauer,
Hier und dort die Blumenwaise
Zittert still im Abendschauer.

Und kein Bach nach tiefen Gründen
Darf mit seinem Rauschen kommen,
Darf der Welt verrathend künden,
Was er Stilles hier vernommen;

Denn die rauhen Felsen sorgen,
Daß noch eine Stätte bliebe,
Wo ausweinen kann verborgen
Eine unglückliche Liebe.

Und folgende schöne und eigenthümliche Herbstlieder:

Sommerfäden.

Mädchen, sieh, am Wiesenhange,
Wo wir oft gewandelt sind,
Sommerfäden, leichte, lange,
Gaukeln hin im Abendwind.

Deine Worte, leicht und munter,
Flattern in die kühle Luft;
Keines mehr, wie sonst, hinunter
In des Herzens Tiefe ruft.

Winter spinnet los' und leise
An der Fäden leichtem Flug,
Webt daran aus Schnee und Eise
Bald den Leichenüberzug.

Künden mir die Sommerfäden,
Daß der Sommer welk und alt,
Merk' ich es an deinen Reden,
Mädchen, daß dein Herz wird kalt!

Herbst.

Nun ist es Herbst, die Blätter fallen,
Den Wald durchbraust des Scheidens Weh;
Den Lenz und seine Nachtigallen
Versäumt ich auf der wüsten See.

Der Himmel schien so mild, so helle,
Verloren ging sein warmes Licht;
Es blühte nicht die Meereswelle,
Die rohen Winde sangen nicht.

Und mir verging die Jugend traurig,
Des Frühlings Wonne blieb versäumt,
Der Herbst durchwebt mich trennungsschaurig,
Der schon dem Tod entgegenträumt.

Von dieser Art sind auch die neuen Reisebilder, aus denen wir hervorheben:

Die schöne Sennin.

Du Alpenkind, wie mild und klar
Strahlt mir dein blaues Augenpaar!
Wohl ist in diesen Himmelsnähen
Ein stilles Wunder einst geschehen.
In deiner Lämmer frohem Kreise
Hinknietest du, zu beten leise,
In heller Frühlingsmorgenstunde;
Mit Kindesblicken, innigfrommen,
War all dein Herz zu Gott geklommen:
Da sandte, freundlich dir begegnend,
Und deine fromme Seele segnend,
In's holde Auge dir zurück
Der Himmel einen warmen Blick,
Der sich vertieft in seinem Schimmer,
Geblieben ist, und scheidet nimmer? —

12) Die Dichtungen von Justinus Kerner. Neue vollständige Sammlung in Einem Bande. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1834. 8. S. 560.

Wer den trefflichen Justinus Kerner nur aus seiner Seherin von Prevorst kennt, sollte es ihm nicht ansehen, daß er ein so geschmackvoller und heiterer Dichter ist; und in der That ist eine tiefe Kluft zwischen den abgeschmackten „Thatsachen" von Gespenstern, welche Bier trinken, von Gespenstern, welche sich nach mehreren Jahrhunderten noch mit zerlumpten Wickelkindern schleppen, von Gespenstern, deren Kinder im Gegentheil nach dem Tode gewachsen sind, ꝛc. ꝛc. und den überaus zarten und schönen Liedern desselben Verfassers. Noch mehr aber fällt die verschiedene Stimmung auf. Statt jener trübseligen Frömmigkeit in der „Seherin von Prevorst", ist hier heitere Lebenslust und ein so muthwilliger Scherz, daß man kaum begreift, wie derselbe Mann eben so für die modern protestantische, finstere und öde Gespenster-Rumpelkammer, wie für die sonnenhelle altkatholische Volkssage und für die lustigen Arlekinaden eines lebensfrischen Humors interessirt seyn kann.

Sollen wir Herrn Kerner seine Stelle in der Geschichte der deutschen Lyrik anweisen, so kann es nur zwischen Achim von Arnim und Ludwig Uhland seyn. Seine Phantasie zog ihn mehr zu jenem, sein Herz mehr zu diesem, und er verbindet das Schöne in Beiden durch seine gewiß seltene Eigenthümlichkeit. In ihm dürfte der Gegensatz, den man zwischen nord- und süddeutschen Dichtern annehmen zu müssen geglaubt und häufig auch das Recht gehabt hat, eben so vom süddeutschen Standpunkt aus versöhnt seyn, wie es vom norddeutschen Standpunkt aus durch Tieck versöhnt wurde. Unter den Lyrikern Schwabens hat Justinus Kerner am meisten Hang und Talent zu den dramatischen Phantasiespielen und Humoresken, die mehr im Norden heimisch sind und deren Meister Tieck ist; unter den norddeutschen

Phantaſten aber war wieder Tieck als Lyriker in der innigſten Verwandtſchaft mit den alten und neuen ſchwäbiſchen Minneſängern. Ich erlaube mir dieſe flüchtige Bemerkung, um an den Zuſammenhang unſrer Poeſie zu erinnern, der jezt durch mancherlei Eiferſucht und kleine Reibungen aufgelockert zu werden ſcheint.

Die ſchönſten Gedichte Kerners ſind die, in welchen ſein Gemüth, tief und männlich, einen Gegenſtand der Liebe feſthält. Wie ſchwer iſt es, zärtlich zu ſeyn, ohne weichlich, ohne albern, ſentimental oder kindiſch zu werden. Wie unerträglich ſind eben deßhalb die meiſten modernen Liebeslieder, in denen der erſte beſte junge Fant uns ſein liebes Ich vis à vis einem eben ſo ordinären Madonnenbildchen aufkramt! Wie ſelten wiſſen die Dichter ihre Liebe ſo darzuſtellen, daß es nicht mehr ihr Ich iſt, was wir darin handeln ſehn, ſondern unſer eigenes! Wie ſelten wiſſen ſie in ihrer Zärtlichkeit Gefühle auszudrücken, die jeder Ehrenmann grade ſo mitempfindet! Von dieſer ſeltnen Art aber ſind viele Gedichte Kerners, denen die tiefſte, wahrſte und kräftigſte Empfindung in den beſcheidenſten Formen inwohnt. Ich hebe einige heraus:

Rückkehr.

In dem Thal, wo Burgen hangen,
An manch wald'ger Bergeswand,
Wo du oft als Kind gegangen
Sorglos an der Unſchuld Hand,

Ging ich jüngſt verlaſſen, Liebe!
Einſam und entfernt von dir.
Wie ich's ſo bedachte trübe,
Trateſt du als Kind zu mir,

Zeigteſt mir aus ſchönem Thale
Eine Blume licht und blau,
Wunderhell im Morgenſtrahle
Sah aus ihrem Kelch der Thau.

Ueber Berge ſah ich fliehen
Dann dein kindlich liebes Bild,
Wie ſich Wölklein ſtill entziehen,
War es bald dem Blick verhüllt.

Iſt mir auch das Kind verſchwunden,
Iſt es doch die Blume nicht,
Wieder hab' ich die gefunden
Heut in deines Auges Licht.

Von dieſer Art iſt auch:

Wanderers Nachtlied.

Mit Sturm und Nacht durch fremdes Land
Irr' ich in Einſamkeit;
Doch ſing' ich froh durch Berg und Thal,
Ich weiß, mir wird kein Leid.

Sie ſchüzt der Himmel liebevoll,
Wär' er auch zürnend mir,
Mir wird kein Schmerz, mir wird kein Leid,
Denn Alles ja würd' ihr.

Ferner:

Kein Geburtstag.

An Sie.

Wann Du geboren, weiß ich nicht,
Will's wiſſen nicht, wenn ich's auch fände.
Sey mir ein Kreis, ein ew'ges Licht,
Wie ohne Anfang, ſo ohn' Ende!

Und folgendes herrliche Gedicht:

Guter Rath.

Hält, Armer, dich gefangen noch
Des Erdentreibens Luſt,
So drücke, dich zu retten, doch
Dein Kindlein an die Bruſt;

Blick' ihm in's Auge unverwandt,
Tief in den ſel'gen Grund:
Hab' Acht! du ſiehſt das beſte Land
Allein in ſeinem Mund.

Dann drück' es feſter an das Herz,
Wo's anſchlägt bang und laut!
Hab' Acht! es zieht heraus den Schmerz,
Recht wie ein heilend Kraut.

Dann leg' es ganz in's Herz hinein,
Und ſchließ' das Herze zu,
Und laß nichts anders zu ihm ein;
Hab' Acht! — ſo heileſt du.

So empfindet ein männliches Herz, und eben darum vielleicht ſind ſolche Gedichte ſo ſelten. Ueber die Hochzeit hinaus erſtreckt ſich die Poeſie unſerer empfindſamen Referendäre und Kandidaten der Theologie ſelten; darum handeln immer hundert Dichter von dem lieben Gänschen gegenüber und von der ganzen Faſelei der erſten — nicht Liebe, ſondern Herzenseitelkeit, ehe einmal Einer die Treue feſthält, und die Liebe mit den Augen des Gatten, ja des Vaters anſieht, und auch dann ſie — noch poetiſch findet. Unſere meiſten Lyriker ſind eben keine Männer, ſondern nur empfindſame Schneider mit kleinen Stutzbärtchen, und ſie wiſſen nicht mit Leib und Seele zu lieben, ſondern nur zu ſeufzen und vor dem Fenſter der Herzallerliebſten zu kokettiren.

Wohl iſt die erſte Liebe ein ewiger Himmel der Dichtkunſt, wenn es wahre Liebe iſt; aber dieſe erſte Liebe iſt mißbraucht worden; tauſend und aber tauſend unberufene Lyriker haben mit ihr geprahlt, ihre Sprache, ihre Bilder abgenuzt und eine erbärmliche Eitelkeit und Herzensſchwäche an die Stelle der wahren Liebe geſezt.

Wohl ist die unglückliche Liebe eine so unzertrennliche Gefährtin der Poesie, daß wir sie gewissermaßen ihren heimlichen Schutzgeist nennen dürfen; alle Poesie beruht vielleicht auf der Sehnsucht einer unglücklichen Liebe, die Poesie ist vielleicht nichts anderes, als die Klage um den verlornen Himmel. Aber auch die Schmerzen der Liebe sind von unsern zehntausend lyrischen Poeten ausgebeutet, abgenutzt, zum Aufputz ihrer erbärmlichen Eitelkeit mißbraucht worden. Die ganze sonnenhelle lachende Wiese der Liebe ist von diesen Lyrikern wie von einem Heuschreckenheere abgeweidet worden, und sie haben die Honigblumen und die Giftblumen mit gleichem Appetit gefressen.

Daher jetzt der unbewußte Trieb nach etwas Anderem, nach einer neuen Auffassung des geliebten Gegenstandes. Das reine männliche Gemüth sucht es da, wo es Justinus Kerner gefunden hat, in der schönen Auffassung glücklicher, treuer Gatten- und Vaterliebe; andere, unreine Geister, suchen es in der frechen Wollust und absichtlichen Besteckung des Heiligen, indem sie, wie Heine, entweder die Metzen kanonisiren oder die Madonna aus dem Altarbild heraus zum buhlerischen Tanz auffordern.

Der Liebe und Freundschaft sind die meisten Gedichte Kerners gewidmet, doch sind diesen Ergüssen seines Herzens mehrere ausgezeichnet schöne Romanzen untermischt, z. B. Olbertus von Calw, der in öder Wildniß sterbend seiner wollüstigen Gattin beim Freudenmahl den Trauring zurückschickt; Anna Vögtly, die eine Hostie raubt und dem Teufel in den Abgrund zuwirft, aus welcher Hostie aber eine wunderschöne Rose wird; das treue Roß, das auf seinen verirrten und todten Herrn wartet, hundert Jahre lang im Mondschein weidend; der Geiger von Gmünd, dem ein Heiligenbild, vor dem er geigt, einen goldenen Schuh, und da er deßhalb als Dieb angeklagt wird, auch noch den zweiten herabwirft ꝛc. Wir theilen nur eine der einfachsten Romanzen mit: Sankt Alban.

Wohl vor zwölfhundert Jahren,
Da lag dies Land gar wild,
Der Wald mit Thiereschaaren,
Der See mit Gift erfüllt:
Denn an des Kreuzes Stelle
Ein fahlimmer Felsen war,
Der stellt', zur Lust der Hölle,
Des Satans Bildniß dar.

Kalt, wie des Mondes Strahlen,
Blickt' er in's Land hinein,
Zum Fluch den Höh'n und Thalen;
Statt Blumen wuchsen Stein',
Statt Menschen wureen Drachen,
Statt Fischlein Schlangen im See,
Die Hölle sah's mit Lachen,
Und pries das Bild der Höh'.

Da kam vom fernen Strande
Sankt Alban, stark und kühn,
Zu diesem wilden Lande,
Zu diesem Felsen hin.
Ihn faßt', des Landes Jammer,
Er sprang zum Felsenwall,
Zerschlug mit starkem Hammer
Das Bild, — es fiel mit Schall.

Dankvoll, daß ihm's gelungen,
Kniet' er dort auf den Höh'n,
Der Fels, der war zersprungen,
Ein Kreuz daraus blieb steh'n.
Und wie dasselbe blickte
Weit in das Land hinein,
Man Roß und Lilie pflückte
In lindem Maienschein.

Da lagen in den Klüften
Erdrückt die Drachen all,
Da sang in Blumendüften
So manche Nachtigall,
Viel Fischlein, silberhelle,
Waren im See zu schau'n,
Und an Sankt Albans Stelle
Da knieten zarte Frau'n.

Eins der schönsten Gedichte ist folgendes, schon 1818 verfaßtes: Vorwärts.

Neues Wirken, neues Streben
Ist in Menschenbrust erwacht,
Und ein neues frisches Leben
Hebt sich aus der alten Nacht.

Vorwärts! vorwärts! hat geheißen
Blüchers mächt'ger Schlachtgesang.
„Rückwärts! rückwärts!“ das sind Weisen
Wohl aus Herzen irr und krank.

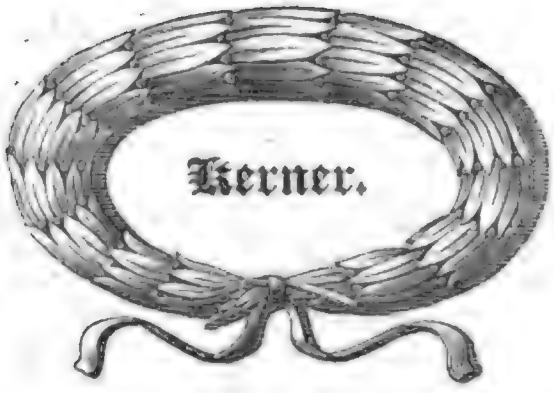
Kreuz und Adler jüngst noch hießen
Unsre Oriflammen wir,
Und nun sollten wir erkiesen
Einen Krebs zum Siegspanier?

Bürgerssöhne, Ritterskinder
Wurden Brüder im Gefecht,
Und nun ruft ihr: „Der ist minder,
Der ist mehr, nach altem Recht!“

Aber hört's! als sie vergossen
Da ihr Blut mit gleicher Ehr',
Ist's in Einen Strom geflossen,
Und den theilt ihr nimmermehr!

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 74. Montag, 20. Juli 1835.

Lyrische Dichtkunst.

12) Die Dichtungen von Justinus Kerner. Neue vollständige Sammlung in Einem Bande. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1834. 8. S. 560.

(Schluß.)

Die zweite Hälfte des Werks enthält Dichtungen in Prosa und zwar Reiseschatten, phantastische Reisebilder mit dramatischen Schattenspielen untermischt. Diese sind es, die auf's lebhafteste an den Humor Arnims, Tiecks und selbst zuweilen Jean Pauls erinnern, obgleich sie wieder etwas durchaus Eigenthümliches haben. Statt eine Charakteristik dieser Traumphantasie zu versuchen, geben wir lieber die Sache selbst. Zuerst eine Probe in Prosa: „Es war einem bald, als stünde das Schiff still, das Ufer aber und was darauf, lief wie die gezogenen Bilder eines Schattenspieles vorüber. Bald kam ein dunkler Felsen, darauf stand eine alte Burg, der Mond verbarg sich hinter dem Thurme. Jezt trat er hervor, da warf der Thurm einen langen Schatten über den Berg hin. Der Felsen zog vorüber, es kam ein liebliches Thal, welches mit Tannen bewachsen war; nahe am Ufer standen kleine Fischerhütten. Seht in dies Fenster schnell! da saß ein altes Weib bei der Lampe, hatte eine Brille auf der Nase, und ein großes Buch vor sich liegen. Die Hütten zogen vorüber; es kam eine Kapelle, dabei stand ein hohes Kreuz und ein Schöpfbrunnen; ein Schäflein aber, das sich wohl verloren hatte, sprang blökend am Ufer hin. Nun kam wieder ein einsames Haus, das stand recht wie im Mond; vier Tannen sahen darüber her, auf das lange schwarze Dach sah man mit weißen Ziegeln Drudenfüße gezeichnet; eine Leiter raate oben zum Kamin heraus, und eine weiße Katze lief über das Dach hin. Das Wesen eines Daches, sprach das fremde Mädchen zu mir, gibt einem doch schon als Kind eine ganz sonderbare Empfindung, die einem bis in das Alter bleibt. Da oben guckt der Kaminfeger heraus, und geht einsam die Katze hin und her, die schon in's Zauberreich gehört, oder Dienerin geheimer Mächte ist. Bei Nachtzeit sezt das Käuzchen sich auf das Dach, und sein Todtenruf hallt schauerlich durch die Stille. Dann sieht man auf ausgebreitetem Leichentuche einen Sarg über das Haus fliegen, und bald wallt dann ein Zug schwarzer Männer in langen Mänteln aus dem Hause, die tragen den Herrn des Hauses zu Grabe. Oft sieht man auch in stürmischer Nacht, wenn die Wetterfahnen klagend knarren, ein altes Weib auf einem Besen über das Dach hinfahren; dann fallen die Ziegel prasselnd nieder, und wecken den Wachhund im

Hof. In einer verſchloſſenen Kammer da unter dem Dache, ſieh! blick' durch das Schlüſſelloch! da ſiehſt du ein ſonderbar gemaltes Bild, es iſt eine ſchneeweiß gekleidete Frau, mit bellem, gelbem Angeſicht, — ihre Augen ſind ſo ſchrecklich! Auch der Vater weiß nicht, woher dies Bild kam, es iſt ururalt, und ſprach die Großmutter auf dem Todtenbette oft davon ꝛc.“ Oder folgendes Fragment, das eine köſtliche Satire auf unſere lügenhafte Hyperkultur iſt: „Endlich ſprang aus dem Hauſe, bei dem wir ſtanden, ein Mann heraus; der kam auf mich zugelaufen, wünſchte mir tauſend Glück zu meiner Ankunft, und ich erkannte in ihm den Chemikus. Sie müſſen mit mir zu Nacht ſpeiſen, ſprach er, ich habe meinen Gegner, den berühmten Chemikus Staudenmayer, zu Tiſche gebeten, um ihn gänzlich zu überzeugen, daß die geſauerſtoffte Haſelnußſtaudenfaſer ein Surrogat für das Haſenfleiſch iſt. Sehen Sie mein Haus! Ganz ſo wie es da vor uns ſteht, iſt es aus lauter Surrogaten erbaut. Kein wahrer Stein, kein wahrer Kalk, kein wahres Holz kam dazu, ja nicht einen Nagel von wahrem Eiſen könnten Sie darinnen finden. — Ich trat aus der Dachung des Hauſes, aus Furcht, von ſeinem Fall getroffen zu werden. — Sehen Sie die Fenſtervorhänge da, fuhr der Chemikus fort, das iſt keine Seide, wie Sie glauben, die ſind aus gebleichten Wespennestern fabrizirt. Meine Fenſterſcheiben, wie meine Gläſer, Spiegel und Bouteillen ſind nicht von böhmiſchem Glas, ſie ſind ein durch gewiſſe chemiſche Prozeſſe noch härter gemachtes hartes Bronnenwaſſer aus Ludwigsburg. Sie ſollen ſich wundern! — Ich dankte ihm tauſendmal für ſeine höfliche Einladung. — Sie ſollen die delikateſte Meisſuppe aus Ameiſeneiern bei mir koſten, ſprach er, den herrlichſten Champagner aus luftſaurer Eſelsmilch ꝛc.“ Eben ſo vortrefflich iſt der Kampf der wilden Männer, Mohren, Könige von England, Löwen, Bären und anderer — Wirthshausſchilder, die plötzlich lebendig werden. Deßgleichen die Schlacht in einem Naturalienkabinet, da Einer die koſtbarſten Steine auf den Feind wirft; die ſeltſamen Poſtwagenabenteuer, die Flucht der weißen Mäuſe ꝛc. ꝛc.

Auch eine Probe aus den eingeflochtenen dramatiſchen Schattenſpielen, in denen die poetiſche Freiheit ſo recht in der tollſten Luſt ſich austobt.

Eine Nonne (tritt auf und ſpricht):

Stolze Thürme! hohe Säle!
Schön durchſtrahlt von Frau'n und Rittern,
Weh! ihr duftererfüllten Gärten,
Licht durchſcheint von Stern und Lilie!
Weh! ihr ſpiegelhellen Seen,
Stolz durchſchifft von Silberſchwänen!
Treue Frauen, tapfre Ritter,
Laſſend für mich Blut und Frieden —
Weh! daß ich von euch geſchieden!
Hinter Mauern, hinter Gittern
Welk' ich hin, ſeh' euch nicht wieder.

(Die Nonne verwandelt ſich in einen Zwerg.)

Der Zwerg (ſpricht):

Ei du ſchöne Adelheite!
Was ſoll dieſes Winſeln, Schreien?
Ritter zwei, ohn' Tadel Beide,
Denken, wie ſie dich befreien.
Aber erſt muß ich die Mauern
Schieben etwas auf die Seite:
Denn hier müſſen Tiſch' und Stühle
Mit zwei Rittern ſich placiren.
Etwas Neues aufzuführen,
Wird allhier nun pokuliret,
Drum, du Thurm da! führ' dein Kloſter
Indeß auf den Berg ſpazieren.

(Der Thurm geht mit dem Kloſter auf den Berg.)

Allons Tiſch! reg' deine Viere!

(Es kommt ein Tiſch mit Kuhfüßen langſam aus dem Walde gelaufen.)

Der Tiſch (ſpricht):

Weh! ich bin zu ſchwer beladen!

Der Zwerg (ſpricht):

Träge Seſſel! regt die Waden!

(Es kommen zwei Seſſel mit Bocksfüßen hinter dem Tiſche gelaufen. Der Zwerg zertheilt ſich in drei Stücke. Eins bleibt der Zwerg, das andere wird König Eginhardt, das dritte ſein Hofmeiſter Dietwaldus.)

Der Zwerg (ſpricht):

Ha! ſchon warten Ihre Gnaden
Eginhardt der Böhmen König.

Der Tiſch (ſpricht):

Wir empfehlen uns unterthänig,
Bringen Speiſen in vollen Haufen.

(Eginhardus und Dietwaldus wollen ſich ſetzen.)

Die Seſſel (ſprechen):

Wehe! laßt uns erſt ausſchnaufen!

(Sie ſchnaufen ganz entſetzlich.)

Der Zwerg (ſpricht zum König):

Ei! ei! ſetzt euch nur, man kehrt ſich
Nicht an dies verſtellte Schnaufen.
'Sind zwei junge Kerl, leichtfertig,
Die nie wollen vorwärts laufen —
Kommen nur da aus dem Wald 'raus —
Eginhardus und Dietwaldus,
Speiſt! das Eſſen, das ſieht kalt aus.

(Sie ſetzen ſich, der Zwerg ſpringt auf den Tiſch, und wird von ihnen als Becher gebraucht.)

So geht es fort. Nach ſolchen Beiſpielen wird Niemand mehr an der vortrefflichen Laune des Mannes zweifeln, der die Seherin von Prevorſt geſchrieben hat, obgleich in der Seherin nichts davon zu ſpüren iſt.

Reise-Literatur.

Oſterreichiſch-Italien und Tyrol. Reiſebilder, Sittenſchilderungen, Rückblicke, Anekdoten, Meinungen und Anſichten, von Friedrich Mercey. Aus dem Franzöſiſchen von A. Kaiſer. 1r und 2r Band. Leipzig, 1834. Literariſches Muſeum.

Tyrol, welches früher von den Reiſenden nach Italien, auf dem Durchfluge, mit nachläßig vornehmem Blick inſpizirt wurde, fängt ſeit Kurzem an, eine größere Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Der Engländer Inglis und der Franzoſe Mercey ſind uns Deutſchen darin mit dem Beiſpiele vorangegangen. Sie ſind keineswegs den Ennuyanten unter ihren Landsleuten beizuzählen, die aus Ueberdruß ſich dem Reiſen hingeben, ſondern mit Gefühl und dem rechten Sinn dazu begabt. Was von deutſchen Reiſenden in neuer und neueſter Zeit über Tyrol berichtet wurde, iſt nur ganz oberflächlich, mit mehr oder minderm Geiſte debitirt, und kann nicht als ein Beitrag zur Kenntniß des Landes und ſeiner Bewohner betrachtet werden. Wir ſind damit nicht beſſer berathen worden, ſeitdem Kotzebue ſeine Bemerkungen drucken ließ, die in Tyrol ſelbſt ſo großen Widerſpruch erfuhren, und ſeitdem mancher unſerer ältern Lyriker das Junthal mit einem Epos und das Eſchthal mit einer Idylle verglichen hat.

Mercey's Buch bietet eine recht intereſſante Lektüre. Was der Titel verſpricht, hält es getreulich; es iſt eine bunte Mannichfaltigkeit darin, wie ſie der Leſer zur Unterhaltung nur wünſchen kann. Eigentliche Belehrung, oder Anleitung für Andere, die Tyrol ſelbſt zu bereiſen wünſchen, wird darin jedoch nicht angetroffen. Man kann dies auch wohl nicht füglich erwarten. Ein Franzoſe kann unmöglich bei einem Aufenthalte von einigen Wochen das Land in allen ſeinen Eigenheiten genau kennen lernen. Er wird nie dahin gelangen, das Vertrauen der Bewohner in ſolchem Grade zu erhalten, daß dieſe ihm ſelbſt Mittheilungen machen ſollten. Der Tyroler auf dem Lande iſt von Natur mißtrauiſch gegen Jeden, der nicht wie er in der kurzen Jacke einhergeht. Ein Menſch in einem Rock, iſt nach ſeiner Meinung „ein Herr", und ein ſolcher hält nicht zu den Bauern. Spricht dieſer „Herr" nun gar noch eine andere Sprache, die er nicht gut verſteht, etwa nur einen norddeutſchen Dialekt, ſo ſchielt er ſchon von der Seite, und denkt ſich dies und das dabei, wenn ein ſolches Geſchöpf es ſich etwa einfallen ließe, ihn mit Fragen zu beſtürmen. Wenn dies aber nun vollends von einem Franzoſen geſchieht, einer Nation, die er noch immer „den Feind" zu nennen gewohnt iſt, ſo kann man überzeugt ſeyn, daß er ſehr hinter dem Berge halten wird und abſichtlich Unwahres dem Gaſte aufhängt. Außerdem ſind die verſchiedenen Mundarten dieſer Thalbewohner ſchwer zu verſtehen, und nach dem Allen wird man leicht einſehen, wie viel ſich auf die Angaben eines franzöſiſchen Reiſenden in Tyrol geben läßt und unwillkürlich an jenen armen blinden Ueberſetzer erinnert werden, der ſich Walter Scott, von ſeiner Frau, die nicht engliſch konnte, vorleſen ließ, und nach dieſem Gallimathias getroſt darauf los überſetzte; wo denn oft ein Wort, das Wagenrad bedeutete, mit Kaffeebohne, und ein Nachtwächter mit Stiefelknecht wiedergegeben wurde.

Der Anfang des Buchs, die Schilderung des Lago maggiore und ſeiner Inſeln, ſind wohlgelungen. Hier wird uns gleich ein Geſchichtchen von einem alten Frankfurter mitgetheilt, auf das ſich das bekannte italieniſche Sprüchwort gut anwenden läßt: „und iſt's auch nicht wahr, ſo iſt's doch gut erfunden."

Wir machen mit dem Verf. einen Flug durch Oberitalien, und verweilen gern mit ihm im Veltlin, aus deſſen Geſchichte er uns intereſſante Züge mitzutheilen weiß. Rusca und die Graubündner Bartholomäusnacht ſind beſonders gut erzählt. Auch über die frühere Juſtiz-Verfaſſung dieſer Thäler erhalten wir Aufſchlüſſe. Eine Schilderung der Auerhühnerjagd im Fraëlethale (Frèle) iſt mit lebhaften Farben gegeben. Herr Mercey betritt nun die berühmte Straße über den Ortelес, d. h. über einen Sattel deſſelben, das Wormſer-Joch, wovon ſie auch gewöhnlich den Namen führt. Die Grundmauern der Kirche, die er auf der Höhe ſah, ſind nun ausgebaut, und die Kirche führt den Namen: Sancta Maria. Mec. fand es nicht einmal nöthig, einen einfachen grünen Schleier vorzunehmen, als er im vergangenen Sommer dieſes Schneefeld paſſirte, indeß Hr. M. ſich genöthigt ſah, ſich mit einem dreifachen zu verhüllen. Ganz wunderbar und einer Lüge nicht unähnlich iſt die Angabe, daß der Verf. von der Höhe des Jochs die Anſicht von ganz Tyrol vor ſich hatte, da man bekanntlich vom Giogo di Stelvio gar keine Ausſicht hat und höchſtens bis Franzensköh hinunter ſieht. Dies bemerkt auch Inglis. Hübſch iſt der Vergleich beim Hinabfahren: „Blickt man von hier aus rückwärts, ſo erſcheint die Straße ſo ſteil, daß ſie mehr einer ungeheuern Leiter ähnlich ſieht, auf der Roß und Mann hinauf- und hinabſteigen müſſen. — Was der Verf. von dem Ende der Straße im Vintſchgau berichtet, iſt gleichfalls nach neuern Erfahrungen zu berichtigen. Sie iſt nämlich durchaus gut und der Lauf der Etſch iſt nunmehr ſo regulirt, daß ſie hier vielmehr einem Kanal, als einem Wildbach ähnlich ſieht. — Der Boden hebt ſich bei den Seen auf der Malſer Haide nicht bis zu 5000 Fuß, da der höchſte Punkt des Vintſchgaus bei Nauders nur über 3000 Fuß iſt. — Bemerkungen wie die, bei Gelegenheit der Ankunft in Innsbruck: „ſo viel ich in der beginnenden Dunkelheit wahrnehmen konnte, dehnt ſich dieſe Stadt mittelmäßigen Umfangs, mehr von Mittag

gegen Mitternacht, wie vom Abend nach Morgen aus" — können nicht eben zu den wichtigen oder interessanten gezählt werden. Der Verf. fällt oft in diesen Fehler, ganz Unbedeutendes anzuführen. — Das Posthaus des Schönbergs liegt weder in einem großen runden, noch sonst in einem Thale, sondern auf der Höhe des Berges, von wo man die herrliche Aussicht in's Stubaythal hat. Das Dorf im Brenner soll heißen: das Wirthhaus auf dem Brenner. — Die fabelhaften Thiere, die Herr M. in Sterzing an den Häusern sieht, sind nichts Anders als die, in ganz Deutschland wohlbekannten Wirthhausschilder, über die sich Keiner unter uns verwundern wird. Dann kommt der Verf. nochmals auf den Ortelес zurück und läßt sich so vernehmen: „Von der Höhe des Ortelес konnte ich mit einem Blicke diese eigenthümliche Gestaltung des Landes übersehen." Dies ist aber noch eine arge Fanfaronade für sich; die Höhe der Straße über das Wormser-Joch ist nicht die Höhe des Ortelес, und diese ersteigt sich nicht so leicht, daß man bei Herrn Mercey's Umständlichkeit nur so ganz beiläufig davon sprechen sollte. — Die Reise zu den großen Oeztaler-Gletschern und ihre Besteigung ist hingegen das Beste im ganzen Buche. Hier ist Wahrheit, Autopsie. Dagegen täuscht sich der Verfasser sehr oft, wenn er es versucht, Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten, Kostüme zu schildern. Was sich auf die leztern bezieht, ist größtentheils falsch. Obgleich in den meisten Thälern die Röcke sehr lang getragen werden, so hat Herr M. sie doch fast allgemein sehr kurz, bis unter das Knie gefunden. — Die 3, 4 Röcke der Botznerinnen, einer kürzer als der andere, gehören auch hieher. — Eben so das an den Seiten in lange Flechten am Gesicht herabgelegte Haar, was ihnen ein unangenehmes und lächerliches Ansehen geben soll. — Wenn wir nun aber vollends die Beschreibung der hübschen Kellnerin in Steinach lesen, so wissen wir gar nicht, was wir davon denken sollen. Man höre Herrn Mercey: „Ein Frauenzimmer versah die Geschäfte eines Markörs im Wirthshause. Sie trug ein langes, gelbes Ueberkleid mit großem Kragen und den nationellen spitzigen Hut; ihre Füße waren mit einer Art von rothwollenen Handschuhen bekleidet u. s. w." Ist es möglich, eine liebenswürdige Chineserin, die Tochter eines Mandarins, etwa lebendiger zu schildern? — Hier liegt indeß auch ein wenig an dem Uebersetzer die Schuld. Der Franzose kann allenfalls sagen, daß die Füße mit einer Art von „gants" überzogen waren, aber „Handschuhe" an den Füßen, das geht doch nicht ganz so gut. Einmal sagt Herr Mercey: „So berühmte Schützen die Tyroler sind, so wenig würden sie in Reihe und Glied gute Soldaten abgeben;" dem widerspricht jedoch das schöne Regiment „Kaiser-Jäger", aus lauter Tyrolern bestehend, und auch schon Mirabeau sagte, in seinem Werke, sur la monarchie prussienne: „le tyrolien est brave, endurci dans la fatigue, très bon tireur, et on l'emploit avec succès dans les troupes légères." — Von den Mittelklassen, die Herr M. gar nicht kennen lernte, behauptet er nur so obenhin: sie seyen mehr deutsch als der Bauer. Er scheint damit jene gutmüthige kleinstädtische Philisterei zu meinen, die der Franzose so gern an uns bespöttelt, denn deutsch sind alle Tyroler, und die Mittelklassen sind Tyroler wie die Andern. — Einmal führt er es als etwas Merkwürdiges an, rothen Wein getrunken zu haben, den man jedoch in ganz Tyrol bekommen kann, und der selbst im nördlichen Theil nur vorzugsweise getrunken wird. — Was er von dem Eicisbeat in Botzen berichtet, hat, wie Ref. sich selbst bei seinem lezten Aufenthalte in Botzen überzeugte, die armen Leute dort in nicht geringes Erstaunen gesezt. Solche Reisende wollen nun durchaus schon in Botzen Italien wittern, und lassen es sich nicht ausreden, Botzen sey eine ganz italienische Stadt. Wer aber Italien und Deutschland gehörig kennt, wird sie noch sehr deutsch finden, und bis zum Eicisbeat versteigt sie sich sicherlich nicht. — Wenn Herr Mercey von Hofer sagt, er habe zu den einflußreichsten Personen des Landes gehört, so ist er damit eben so sehr im Irrthum, als wenn er uns Seite 15, 2ter Theil, versichert, Hofer habe einen rothen Rock, die unverfälschte Nationaltracht des Landes getragen. Was er über die Insurrektion von 1809 mitzutheilen weiß, ist aus Wahrem und Falschem, ohne alle Kritik zusammengesezt. Ihm war es gleichviel, wo er es auffraffte, unbekümmert um Autoritäten. Inglis gibt hier viel genauer, Besseres und mehr. Die Geschichte mit der Sennhütte auf der Kellerlahn, Hofers Asyl, die er selbst gebaut haben soll, wird ganz entstellt gegeben. Eben so sind die Nachrichten von seiner Familie falsch. Von seinem Denkmal auf der Kellerlahn weiß Niemand etwas, eben so wenig ist aus Hofers Wohnung ein Invalidenhaus für 16 Arme gemacht worden. Sie ist noch immer das Wirthshaus am Sand und Ref. übernachtete noch im lezten Sommer dort. — Daß viele Namen entstellt sind, darf bei einem Franzosen nicht auffallen: Spaudin für Spandinig, Kescher für Rescher, Miemingen für Miennig, Pizzenthal für Pizzthal, Eisach für Eisack, Maler Schäff, für Schöpf, Lermos für Lengmoos, sind Kleinigkeiten. Andere Namen, wie Gaßneis am Brenner und dgl. sind schwer zu entziffern. Es läßt sich vermuthen, daß etwa Großenhaß damit gemeint seyn könnte. Dem deutschen Uebersetzer darf man aber wohl mit Recht zürnen, daß er so oberflächlich bei seiner Arbeit zu Werke gegangen. Ihm lag es ob, mit Vorsicht zu verfahren, und seine Verbesserungen nach glaubwürdigern Autoren beizufügen. So sind nun aber die Sachen, die man aus diesen Uebersetzungs-Fabriken erhält! A. L.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 75. Freitag, 24. Juli 1835.

Lyrische Dichtkunst.

13) Das todte Parlament. Gedicht in 130 Canzonen, von Z. N. Charleswang. Darmstadt, Heil, 1835. 8. S. 130.

Der Brand des alten englischen Parlamentshauses hat dieses Gedicht, in welchem alle großen Erinnerungen des Hauses uns in einem historischen Schattenzug vorübergeführt werden, zunächst veranlaßt. Wenn sich deutsche Dichter für das englische Parlament begeistern, so hat das wenigstens mehr Sinn, als wenn sie es für Napoleon thun. Den Geist der Freiheit muß man selbst am Feind achten, warum nicht an dem befreundeten, stammverwandten Volke? Aber wie man den Tyrannen, den ausländischen Tyrannen, den Tyrannen, der unser Vaterland geplündert und geschändet hat, mit deutschen Liebeshymnen verfolgen kann, wie der Freiherr Gaudy, das ist schwer zu fassen.

Das vorliegende Werk ist sehr schön gedruckt, und eben so elegant gedichtet. Die Verse fließen rein und majestätisch daher. Der edle Geist aber, in dem sie geschrieben sind, ist noch mehr werth. Doch würde das Gedicht gewonnen haben, wenn es weniger exstatisch geschrieben wäre. Jeder berühmte Name Englands ist hier in einem Schwall von schwärmerischen Ausbrüchen der Bewunderung eingehüllt. Warum hat der Dichter sich so angegriffen? Würden uns die großen Männer Englands nicht in einfacheren Schilderungen noch erhabener erschienen seyn? Man urtheile selbst:

Reich, Burdet! mir die Hand, daß ich sie drücke,
Und in dem Druck des Bruders Stolz empfinde,
Daß ich dem braven Herzen mich verbinde,
Das nur ein Glück gesucht in Englands Glücke!
Und nun eröffnet Eure Reihe, — — —
Es naht das würdevollste Bild der Weihe!
Der Würdigste der Würdigen erscheinet, —
Wir wollen ihn zum Schattenführer wählen,
Und diese heil'ge Geisternacht beschließen.
Umgebt ihn All', Ihr heimgegang'nen Seelen!
In unsrem Kreise fehlen
Sollt Ihr allein, die ihre Bahn verließen,
Und denen das Verderben nachgeweinet! —
Frei sey der Bund von Allen, die im Leben
Das Menschenrecht mit Leid und Haß umgeben!

* * *

Georg Canning! das Entzücken harret Deiner,
Du kömmst und bringst uns Englands letzte Siege!
Unsterblichkeit ward Dir an Deiner Wiege — —
Wie rein auch Wir — so rein wie Du, war Keiner! ꝛc.

Dieser Odenton eignet sich nicht für wahres Verdienst, was immer in einfacher und bescheidener Schilderung am strahlendsten glänzt. Der hohle Schall der Lobtrompeten paßt nur an den Hof eines Ludwigs XIV., wo er zuerst in die Mode kam.

Da aber, wo das Gedicht nicht bloß von einzelnen Personen spricht, sondern ganze Zeiten schildert, ist es vortrefflich. Wie schön z. B. ist die Schilderung der Zeit, die der Revolution vorherging, wo es heißt:

Die Zeit war in Genüssen abgestorben,
Die Erde sehnte sich nach neuen Bildern;
Was sie erlebte, wußte sie zu schildern,
Und die Gewohnheit hatte sie verdorben.
Darum erschuf sie neue Bahnen,
Die nie ein Mensch zuvor vermocht zu ahnen. —
Gleichwie sich unter lebensfrohen Matten,
Auf denen Blüth' und Kelche liebend spielen,
Die Stoffe des Vulkanes zürnend jagen,
Und, während jene sich im Thaue kühlen,
Sie flammend unterwühlen, —
Gleichwie die Würmer an der Wurzel nagen,
Indeß die Zweige breiten ihren Schatten:
Also begann's, den Zeitbau anzubohren,
Der tief im Grunde seinen Halt verloren. —

Das Gedicht schließt mit der zuversichtlichen Hoffnung des tausendjährigen Reiches, der Tugendrepublik. Ich bedaure, auch wieder, wie schon oft, den Optimisten widersprechen zu müssen. Der Dichter sagt:

Der Menschheit naht ein heit'rer Frühlingsmorgen,
Ein höh'rer Geist wird ihre Zukunft lichten,
Die Tugend muß den Kampf der Völker schlichten,
Und für den Bau der Menschenwürde sorgen; —
Kein Trug wird uns're Stärke beugen,
Was werden muß, das werden wir erzeugen.
Dann erst wird eine Schöpfung die beglücken,
Die man bis jetzt dem Lebenswerth entrissen,
Und Menschen werden hier für Menschen gelten.
Gesetze werden flammen im Gewissen,
Und keinen Hindernissen,
Wenn auch Legionen sich entgegenstellten,
Wird es gelingen, uns zu unterdrücken.
Der alte Stamm muß junge Blüthen treiben,
Denn, wie die Erde war, kann sie nicht bleiben.

Im Gegentheil, so wie sie war, wird sie bleiben; aber eben deßhalb wird sie immer Neues hervortreiben, immer mit ihren Erscheinungen wechseln, denn das ist grade ihre uralte Eigenschaft, daß sie im Wechsel sich treu bleibt. Sie liegt in ewigen Wehen, ihr ganzes Leben ist ein ununterbrochener Kampf; seit sechstausend Jahren hat sie nicht geruht, sind die Menschen nicht friedlich geworden, hat Tugend und Unschuld die Alleinherrschaft nicht erlangt. Wie mag man glauben, daß je auf dieser kriegerischen Erde Friede seyn werde. Es gibt hier keine Tugend ohne Kampf, das ist der Welt Räthsel. Es ist nur eine Feigheit, wenn die, welche sich für tugendhaft halten, immer von einem künftigen definitiven Siege und von einem künftigen unbestrittenen Primat ihrer Tugend träumen; sie sollen nicht diesem täuschenden Trugbild der Zukunft nachtrachten, sondern sie sollen in der Gegenwart kämpfen und ringen, und am Ende werden sie gewahr werden, daß es gar keine andere Tugend in der Welt gibt, als die jedesmal kämpfende, denn sie läßt sich nicht vererben, und der Mächte, die sich ihr auf jedem Schritt entgegenstemmen, sind Legion. Wer aber ohne Hoffnung des Siegs dennoch ritterlich um das, was er als heilig achtet, gestritten hat gegen die Gemeinheit dieser Welt, der wird unter den Edeln der Edelste seyn. Wer der Geschichte einen edlen Helden mehr gegeben und Samen des Guten ausgestreut hat, der hat genug gethan. Konnte selbst Christus den Menschen nur eine gute Lehre, ein großes Beispiel geben, sie aber nicht wie mit einem Zauberschlage tugendhaft machen und das Paradies auf Erden herstellen, so soll man doch ja nicht glauben, daß ein gutmüthiger deutscher Optimist oder St. Simonianer oder ein die ganze Welt in Liebensbrunst umarmender Dichter dieses Wunder bewirken wird.

14) Gedichte eines Blinden. Von Leopold Kraft. Gmünd, gedruckt bei Keller, 1834.

Der Dichter lebt in Schwäbisch Gmünd vom Klavierstimmen und ist ein sehr armer, aber froher Mensch. Mit diesen, auf Subscription herausgegebenen Gedichten hat er sich seine beschränkte Lage ein wenig aufzubessern gehofft. Gar manches dieser Gedichte zeugt von schöner Empfindung und von glücklichen Anlagen:

Froh will ich seyn, wenn gleich hienieden
Die Dunkelheit mein Aug' umhüllt;
Ich bin getrost, von hohem Frieden
Ist stets mein Innerstes erfüllt,
Wenn ich bedenk', wie väterlich
Des Höchsten Güte sorgt für mich.

Zwar seh' ich nicht der Erde Freuden,
Nicht ihre Pracht und Herrlichkeit;
Doch dieses ist für mich kein Leiden;
Ich bin gestärkt, und hoch erfreut
Ist meine Seele, wenn sie denkt
An den, der ihr Empfindung schenkt.

Wie gefühlvoll, wie wahr, wie ſchön iſt das folgende Gedicht:

Meine Freuden.

Nicht vergönnt iſt mir zu blicken
In des Lichtes Zauberland,
Doch zur Freude, zum Entzücken
Schuf auch mich des Schöpfers Hand;
D'rum verſtumme jede Klage,
Die mir mein Geſchick erpreßt,
Mir auch lächeln heit're Tage,
Mich erquickt ein ſanfter Weſt.

Und iſt auch der Sternenhimmel
Meinem Auge ſtets entrückt,
Seh' ich nicht das bunt' Gewimmel,
Nicht, was Thal und Höhen ſchmückt;
Nicht der Kunſt erhab'ne Werke,
Nicht der Farben hohe Pracht,
Dennoch Licht und Kraft und Stärke
Reicht mir eine höh're Macht.

Wenn der Lenz voll Kraft und Fülle
Durch die öde Schöpfung haucht,
Und in freudenleere Stille
Junges Leben niedertaucht;
Wenn die Sänger wiederkehren,
Friedlich zieh'n durch Feld und Wald;
O! wie lieblich iſt's zu hören,
Wenn's von Zweig und Wipfel ſchallt.

Und des Baches ſanftes Rauſchen
Schmelzt den tief verborg'nen Schmerz,
Und des weichen Zephirs Lauſchen
Nährt das ahnungsvolle Herz,
Wo aus vollem Wonnebecher
Jedes Weſen Leben trinkt;
Da entſinkt auch mir der Köcher,
Der des Unglücks Pfeile bringt.

Sinkt der Abend ſchweigend nieder,
Fühlt die Seele Himmelsluſt,
Kehrt der junge Morgen wieder,
Schwillt von Dank die frohe Bruſt;
Die Natur mit ihren Freuden
Labt, erheitert, tröſtet mich;
Drückt mein Herz ein banges Leiden
Zu ihr einzig flüchte ich.

Mehr noch, als Natur im Buſen
Des Entzückens Stimme weckt,
Wirken noch die hehren Muſen,
Daß das Herz voll Wonne ſchlägt;
Ueber der Gedanken Marke
Leiten ſie den kühnen Blick!
Hoffnung, ſchon erſtarrt im Sarge,
Kehrt mit Jugendkraft zurück.

Eine Welt voll Luſtgeſtalten
Oeffnet ſich mir im Geſang,
Göttliches muß ſich entfalten
Bei der Töne mächt'gem Drang;
Wo die Himmliſchen ſich Gatten,
Reißt es meine Seele los
Aus dem kalten Arm der Schatten,
Aus der Erdenträume Schoos.

Und empor zu lichter Höhe,
Eilt mit ſchnellem Flug der Geiſt
In des Gottes heil'ge Nähe
Den des Seraphs Harfe preiſ't.
Welten möcht' ich froh umſchlingen,
An den Buſen drücken ſie,
Dank dem großen Meiſter bringen,
Der ſie ſchuf, die Harmonie.

In der Vorwelt Traumgefilde
Führt die Dichtung mich zurück,
Und erhabene Gebilde
Stellt ſie vor den innern Blick;
Ueber'n Staub mich zu erheben
Folg' ich ihrem hohen Glanz;
Wonne iſt es mir, zu ſtreben,
Nach der Sänger edlem Kranz.

Wo beglückt von ſtillem Frieden
Edle Seelen ſich erfreu'n,
Dünkt ein Paradies hienieden,
Dünkt ein Himmel mir zu ſeyn.
O, wer wollte ſich nicht freuen,
Wo das Reich der Tugend blüht,
Wo im Roſenhauch des Maien
Jeder Tag vorüberzieht!

Schmiegt an treuer Freunde Herzen
Auch das meinige ſich an,
Theilend Freude, Luſt und Schmerzen
Auf des Lebens Wechſelbahn;
O, dann geht im Erdenthale
Mir auch eine Sonne auf,
Leuchtet mir mit ihrem Strahle
Auf dem mühevollen Lauf!

Wo die Wahrheit ohne Schminke
Stets das reine Antlitz zeigt,
Wo man nicht der Bosheit Ränke
Duldet, nicht zum Unrecht ſchweigt,

Wo versöhnend alle Hände
Sich zum Bruderbunde reih'n:
Da allein kann auch der Blinde
Seines Daseyns sich erfreu'n.

Nein! du hast mich nicht vergessen,
Heil'ge Vorsicht, dir sey Preis!
Was du Jedem zugemessen,
Das ist göttliches Geheiß.
Nimmer sollen Thränen fließen,
Weil mir nie ein Morgen graut,
Hohes Glück kann ich genießen,
Das die Seele heller schaut.

Möchten sich doch unsre, an Licht und Farben übersättigten poetischen Lüstlinge, denen in der Welt nichts mehr pikant und würzhaft genug ist, um sie zu reizen, durch diese gesunde Armuth, durch diese edle frohe Resignation des Blinden tief beschämen lassen!

15) Poèmes helvétiques p. Albert Richard. Berne, Lausanne et Genève. 1. Vol. 1835.

Es ist eine ziemlich seltene Erscheinung, daß man außerhalb Frankreich eine Sammlung guter französischer Gedichte ankündigen kann. Nicht, daß es grade an Leuten fehlte, die einen hübschen Vers machten, in guter und geschmackvoller Abrundung eine sandere Idee sauber in Rhythmus und Reim brächten; auch tüchtige und allzeitfertige Chansonniers hat Genf an Chaponnière und Petit-Senn, welcher Leztere auch länger oder kürzer satirisirt; aber was der Franzose so eigentlich poème nennt, das haben wir in unserer romanischen und lemanischen Schweiz nicht leicht. Mußten doch Charles Didier und Galloir von Genf nach Paris auswandern, um ihr Talent an den Mann zu bringen. Galloir starb dort vor einigen Jahren noch jung, und er war wirklich ein Verlust für die französische Muse. Er war der lemanische Malfilâtre, oder eigentlich noch mehr als dieser.

Albert Richard, der Verf. obiger Poèmes, stammt aus Orbe im Waadland und bildete sich auf der Akademie zu Lausanne unter Monnards Leitung. Seit einigen Monaten ist er als Professor der französischen Sprache von Genf nach Bern berufen worden. Er zeigte schon früher in seinen Helvétiennes, deren das Morgenblatt ehrend gedacht hat, echtes Dichtertalent, und dies tritt uns auch aus vorliegenden Poèmes entgegen. Er hat die frühere, ihm etwas binderliche Nachahmung Delavigne's aufgegeben und nähert sich jezt mehr Victor Hugo, der ihn auch auf seine liebreiche Art zum Weiterdichten aufgefordert hat, denn Richard ist nicht etwa einer der allstetsfertigen Versemacher, sondern dichtet nur, wenn ihm das Herz auf- und übergeht. Leider hat er auch die Krankheit so vieler, übrigens sehr achtungswerther Schweizer, ein Uebel, das ich den Schweizerpips nennen möchte, auch er hat den patriotischen Geschwulst, der sich, um Gelegenheit zu Päans, Exclamationen, poetischen Exhortationen und dergleichen Phrasen zu finden, immer von den Nachbarn verrathen und mit Heeresmacht angegriffen wähnt; deßhalb ruft er zu den Waffen, erinnert fleißig an die Herrenzeiten und die Beinhäuser des 14ten und 15ten Schweizer-Jahrhunderts und schnauzt die Nachbarstaaten, die gar nicht an's Angreifen denken, oft recht unartig an. Wozu doch all dieser helvetische Aufwand und Unrath. Wir sind überdies der festen Privatmeinung, es sey ein weltgeschichtlicher Schnitzer, von der heutigen Schweiz Schlachten wie die Sempacher und Morgarteuer, wie die bei Näfels, Granson und Murten zu erwarten. In dieser Art ist Richard's Appel aux Suisses, sein Réveil und mehrere seiner frühern Gedichte. Verwandt damit, jedoch edler gehalten, sind seine Polonois. Am meisten poetischer Dichtergeist weht jedoch in seinem Wala, ein echter Volksgesang nach einer alten, schönen Tradition aus dem Kanton Glarus. Als Poesie steht noch höher Tourmente au St. Bernard. In Ma poésie hingegen ermüdet die melancholische Farbe, das ewige Klagen, das so vielen jungen Dichtern eigen ist. Es mag bei Richard fern von aller Affektation seyn, aber dergleichen Gedichte sollen nie aus dem heiligen Bezirk des Schreibschranks gehen, am wenigsten gedruckt werden. Richards politische Ideen sind nicht ohne radikale Färbung und darum scheint hier und da Mißmuth über das neueste Bern hervor.

Als Probe wählt Ref. das kürzeste Gedicht, die Zueignung der Poèmes an Victor Hugo, wiewohl auch hier der Tropus etwas stark ist.

A Victor Hugo

Jadis, marchant sous la mitraille,
Lorsqu' au milieu d'une bataille
Un jeune soldat faiblissait,
Si Napoléon, son idole,
L'électrisait d'une parole,
Son âme se raffermissait;
Et pensant courir à la gloire,
Au geste de l'homme-victoire,
Dans la redoute et s'élancait
Sous une plus juste bannière,
Ainsi parfois, dans la carrière,
Soldat obscur, j'ai chancelé,
En face d'un combat trop rude,
Plein de doute et d'inquiétude,
Je sentais mon coeur ébranlé
Redouter l'arène glissante,
Lorsque soudain ta voix puissante,
M'a crié: Va! — Je suis allé.

Dr. Mr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 76. Montag, 27. Juli 1835.

Lyrische Dichtkunst.

16) A. F. E. Langbeins ſämmtliche Schriften. Vollſtändige, vom Verfaſſer ſelbſt beſorgte, verbeſſerte und vermehrte Original-Ausgabe lezter Hand. In dreißig Bänden. Erſter Band. Gedichte. Stuttgart, Scheible, 1835.

Langbein, der beliebte Schwänkemacher, gehört der guten alten Berliner Zeit vor der Schlacht bei Jena an, wie Kotzebue, Lafontaine, Julius von Voß ꝛc. Ein Scherz ſo leicht, wie Berliner Weißbier, unſchuldige Schlüpfrigkeiten, kleine niedliche Ehebrüche, bloß zum Lachen eingerichtet und ohne Arg, dabei Armuth und Edelſinn, größte Hochachtung des lieben Geldes und doch wieder Genügſamkeit mit dem, was der Himmel beſcheert, einige ſentimentale Rührungen und nüchterne Ermahnungen, doch immer recht lieb und gut zu ſeyn, allgemeine Menſchenliebe und freimaureriſche Händedrücke, — das ſind die Elemente jenes alten Berliner Humors. Man war noch luſtig, zwar ein wenig liederlich, aber doch gutmüthig, denn „gutmüthig ſind ſie Alle", ſagt Schiller. Im Grunde war man damals wirklich liebenswürdiger als heute. Man iſt heute nicht etwa beſſer, ſondern nur langweiliger geworden. Dieſelbe Leerheit und Leichtfertigkeit, die ſich damals noch heiter gab, wie ſie war, gibt ſich heute für religiöſen und philoſophiſchen Tiefſinn aus, oder mit einem Wort: Aus der jungen Buhlerin iſt eine alte Betſchweſter geworden.

Auch die Poeſie ſtand damals noch dem geſelligen Leben vertraulich nahe. Die Dichter machten die lieben angenehmen Rathgeber der Damen, und gingen auf deren allernächſte Wünſche ein, ohne ſie mit der ſchwerfälligen und fremden Romantik eines Fouqué oder Walter Scott zu quälen. Da hieß es:

Nur ein Veilchen blüht der Mai,
Und dann huſcht er ſchnell vorbei.
Mädchen, merket, was ich ſage!
Flügel haben unſre Tage.
Endlich welken Blum' und Strauch,
Und der Schönheit Roſen auch.

Seht ihr dort die Alte geh'n?
Vormals war ſie wunderſchön.
Doch nun, häßlich wie ein Igel,
Flieht ſie vor jedem Spiegel.
Sie, die manches Körbchen gab,
Wandelt einſam nun am Stab.

Blüht ihr noch der Roſe gleich,
Dennoch, Mädchen, hütet euch,

Wenn euch wack're Männer lieben,
Stolz den Trauring weg zu ſchieben!
Sonſt hält euch dafür die Zeit
Auch ein Stäbchen ſchon bereit.

Da wurde noch das häusliche Glück geprieſen, woran nur zu denken die heutigen Romantiker ſich ſchämen würden.

Im ſchattenreichen Wieſengrund
Saß Julchen und ihr Mann.
Sie ſchnäbelten ſich Mund an Mund,
Und ängelten ſich an.

Da wurde noch jedes arme Weibchen, die einen böſen alten Eheherrn hatte, mildfreundlichſt unterſtützt. Da ſpielte man ihr den Liebhaber in's Haus und rächte die beleidigte Natur und plauderte es vergnügt der ganzen Welt aus, daß der alte Herr ein ſtattliches Geweih trug. Da wußte man noch nichts von der tiefſinnigen Treue der heiligen Genoveva, die ſeitdem Ludwig Tieck zu Nutz und Frommen aller alten Podagriſten in ſo ſchönen Verſen den augenverdrehenden und ſich kreuzenden romantiſchen Dulderinnen und Gräfinnen Doloribus gepredigt hat. Da lief man noch in aller Unſchuld zuſammen, wie die Thiere im Paradieſe. Da malte Lafontaine die weißgekleideten Paſtorstöchterchen ſo zweideutig in die Dämmerung hinein, daß nur die das Brautlied flötende Nachtigall uns errathen ließ, was die Guten ſelbſt noch nicht wußten, denn ſie hatten, wie ein anderer dieſer ſentimentalen Naturdichter ſagte, „nur die jungfräuliche Ehre, aber noch nicht die Unſchuld verloren.“ Da ſchrieb Julius von Voß ſeine gemüthliche „Liebe im Zuchthauſe.“ Da ſchrieb auch Langbein ſeine beliebten Schwänke. Süße heilige Natur, laß uns gehn auf deiner Spur! Alles liebt ſich, Alles baut ſich Neſter, ſagt Bruder Moritz bei Kotzebue. Und iſt es nicht luſtig, zuweilen die Neſter zu wechſeln, ſagt der Kukuk. Da liegt der Wirth bei ſeiner Frau, ſagt Langbein, und das Töchterchen apart, und zwei Reiſende wieder apart. Da geht Eine hinaus, dann wieder Einer. Nun kommen ſie zurück, verwechſeln die Betten ꝛc. Am Morgen erfolgt dann eine allſeitige angenehme Ueberraſchung und Alles geht vergnügt auseinander. Ein andermal, erzählt uns der luſtige Schwänkemacher weiter, hat ein artiges Weibchen Beſuch vom Liebhaber. Es klopft. Hurtig, hurtig, auf den Betthimmel hinauf! Der zweite Liebhaber kommt, es klopft wieder: hurtig, hurtig, unter das Bett! Der Mann kommt, hat ſein Geld verſpielt; die Frau tröſtet ihn: der da droben wird es dir wiedergeben! Was? ſagt der Liebhaber, ich? Nun kriechen alle hervor, und — man lacht und verſöhnt ſich. Da habt ihr die gute alte Zeit, wie ſie leibte und lebte. O warum iſt es denn nicht mehr ſo luſtig? Ach, dieſe Zeiten der Unſchuld werden vielleicht nie wieder kommen!

Und dann dieſe Zufriedenheit mit Wenigem, die Himmelsglück in ſich tragende Mäßigkeit, die ſelbſt beim vollen Becher noch ausruft:

Süßer Becher, geh' im Kreiſe,
Gehe flink von Hand zu Hand,
Bring' uns nur auf deiner Reiſe
Nicht von Sinnen und Verſtand!
Thoren freu'n ſich eines Rauſches,
Welcher Kopf und Herz verkehrt;
Doch uns ſcheint ein Trunk des Tauſches
Gegen die Vernunft nicht werth.

Konnte man glücklicher ſeyn, als bei einem ſolchen Humor, der Alles mitmacht und ſich nur vor Leidenſchaft hütet, der ſich durch kein Sittengeſetz im mindeſten genirt fühlt und nur dafür ſorgt, ſich nicht unnöthig zu erhitzen? Iſt dir deine Frau untreu, lache dazu; ſetzt man dir den beſten Wein vor, trinke nicht zuviel. Behalte immer deine Gemüthsruhe! Gefällt dir Nachbars Röschen, pflücke das Röschen, aber ſie muß lachen, du mußt lachen, der Papa muß lachen; nur nichts Weinerliches darf dabei ſeyn, nur nichts von Schiller'ſchen Kindesmörderinnen und Bürger'ſchen Leonoren und Fauſts Gretchen! Gefällt dir des Nachbars Frau, huſch huſch, nur hinüber zu ihr; aber der Mann muß Raiſon annehmen, wie du es im gleichen Fall auch thuſt; nur nichts Blutiges, nur kein Duell, kein Todſtechen und dergleichen! Nur Alles ohne Leidenſchaft, nur Ruhe im Gemüthe, nur allen ängſtlichen Andrang des Bluts vermieden!

Das iſt die Lebensweisheit der ſogenannten guten alten Zeit, die noch ſo mancher alte Herr, der ſich vor dreißig Jahren den Zopf abſchnitt, heimlich beſeufzt. Wir dürfen nicht ungerecht gegen ſie ſeyn. In unſrer heutigen Pruderie liegt eine nicht geringere Uebertreibung, als in ihrer frühern Leichtfertigkeit.

Sie, dieſe Alten, gaben ſich zu ſehr dem Epicuräismus hin, und indem ſie nur den Weibern gegenüber Männer waren, vergaßen ſie es auch, in anderer Beziehung zu ſeyn. Lieſt man die Schwänke von Langbein, die Romane von Julius von Voß und die Liſte der wegen Flucht und Feigheit im Winter von 1807 infam kaſſirten Offiziere, ſo wird man freilich inne, daß der Heldenmuth derſelben damals hauptſächlich nur darin beſtand, den Civiliſten Hörner aufzuſetzen, und daß es ſich die Civiliſten zur Bürgerpflicht machten, luſtig auf beſagten Hörnern zu blaſen. Man lebte in der ſchönſten Eintracht, Alles liebte und umarmte ſich, wie die lieben Spatzen auf dem Dache. Darum mußte auch Napoleon kommen und einen Schuß unter ſie thun.

Aber wir neumodischen Stoiker, die wir jene grau gewordenen Epicuräer verachten und mit unsrer Tugend prahlen, sind wir denn wirklich so sehr viel besser? Daß wir nicht mehr recht lustig seyn können, daß wir uns einem guten Schwank nicht mehr unbefangen hingeben, sondern das Lachen verbeißen, eine ernsthafte, wohl gar zürnende Miene affektiren, das spricht eben nicht für uns. Wir sind nicht natürlich, indem wir so zimperlich thun. Wir übertreiben wieder unsrerseits, und auch diese Uebertreibung wird sich rächen.

Außer den so eben charakterisirten Gedichten hat Langbein noch viel lustige anekdotenartige Schwänke versifizirt, die zu keinen so ernsten Unterhaltungen Veranlassung geben, die jedes Publikum erheitern und wofür er das leichte und angenehme Talent besitzt, das allein zur Darstellung solcher Kleinigkeiten gehört und gleichwohl nur selten gefunden wird. Hier einige Proben:

Der Gerichtsverwalter.

Gerichtsverwalter Veit, das Schrecken armer Bauern,
Trug seinen dicken Bauch tief krächzend über Land,
Und rief, als er von Regenschauern
Ein Bächlein angeschwollen fand,
Dem nächsten Ackersmann: „Mein Lieber,
Kommt her und tragt mich da hinüber!“
Der Bauer kam im schnellsten Lauf:
„Gestrenger Herr, gleich will ich Ihnen
Als Leibroß unterthänig dienen.“
Und lud den Aktenreiter auf.

Sie waren mitten in dem Bach,
Als dankbarlich der Ritter sprach:
„Ich will's vergelten, lieber Alter,
Werd' ich auf's neu Gerichtsverwalter.“ —
Da stand sein Leibroß still, und fragte: „Was sagt Er?
Ist er denn nicht Gerichtsverwalter mehr?“ —
„Ach! wißt ihr's nicht? begann der Rundbauch jetzt zu klagen:
Ich ward entsetzt vor wenig Tagen.“ —
Patsch! warf den alten, dummen Veit
Der Bauer in den Fluß, und höhnt ihn: „Laßt mir's sagen,
Wenn ihr auf's neu Gerichtsverwalter seyd,
Alsdann will ich euch weiter tragen.“

Die lange Predigt.

Ein Pfarrer tanzelte drei Stunden,
Und hatte noch den Schluß der Predigt nicht gefunden.
Die Kirche wurde leer; denn Jung' und Alte trieb
Der Hunger fort, daß nur der Küster blieb.
Doch Lüsternheit nach seiner Mittagsschüssel
Ließ dem nun auch nicht länger Ruh;
Er ging und rief: „Herr Pfarr, hier liegt der Schlüssel:
Ist Eure Predigt aus, dann schließt die Kirche zu!“

17) J. F. Castellis Gedichte. Einzige vollständige Sammlung in sechs Bänden. Mit dem Bildnisse des Dichters. Berlin, Duncker und Humblot, 1835.

Auch Herr Castelli gehört dieser Gattung an, aber er ist ein Wiener und der gute Wiener Humor, den er im vollkommensten Grade besitzt, ist nichts so Vorübergehendes, wie es die Berliner literarische Frivolität war, aber auch nichts so Ausschweifendes. In Berlin folgt auf Pietismus Liederlichkeit, auf Liederlichkeit wieder Pietismus; in Wien bleibt man sich gleich. Zwar hat die ernsthafte und tragische Muse auch in Wien ihren Thron aufgeschlagen und die jüngsten Dichter wetteifern mit uns übrigen Deutschen in gräßlichen Trauerspielen, wehmüthigen Liedern und hyperaltdeutschen Romanzen, aber das ist Modesache der Gebildeten, das eigentliche Wiener Publikum gehört noch Castelli an, ist noch so lustig gelaunt wie Castelli.

Die sechs eleganten Bändchen enthalten sehr viel Aufheiterndes, wahrhaft Witziges und Gemüthliches, und auch manches von höherm poetischen Werthe, so bescheiden auch der Verfasser sich bei jeder Gelegenheit den Dienern der ernsten Musen unterordnet. Man urtheile, ob folgende Legende nicht sehr schön ist.

Entstehung der Zitterpappel.

(Legende.)

Maria erging sich auf der Flur,
Da grüßet alsbald die ganze Natur
Die Erd- und Himmelskönigin,
Die wandelt in reinem und frommen Sinn.
Es fächelt der Zephyr ihr die Wangen,
Die Vöglein auf allen Zweigen sangen,
Die Insekten schwirren im bunten Gemische,
Und auf den Wellen tanzen die Fische;
Wolf, Bär und Tiger verlassen den Rand,
Und krümmen sich folgsam vor ihr in den Staub;
Die Blumen die Kelch' ihr entgegen neigen,
Die Bäum' ihre Kronen demüthig beugen:
Nur eine Pappel bleibt stolz da steh'n,
Als ob sie Marien gar nicht geseh'n.
Da wirft die Jungfrau noch einen Blick
Auf jene hochmüthige Pappel zurück;
Wer kann den gewaltigen Blick wohl malen,
Aus dem man den ganzen Himmel sieht strahlen?

Da fing die Pappel zu zittern an,
Und zittert seit dieser Minute fortan.

Und folgendes Gedicht:

Der Irrthum.

Einst begegneten sich Amor
Und der Tod auf einer Reise.
Schnelle machten sie Bekanntschaft.
Denn, obschon an Jahren ungleich,
Glichen sie sich doch an Bosheit,
Und sie gingen mit einander
Scherzend ihres Weges weiter.

Als die Nacht den schwarzen Schleier
Senkte auf die Fluren nieder,
Traten sie in eine Herberg',
Aßen, und in einem Zimmer,
Legten Beide sich zur Ruhe.
Plötzlich schallt bei Nacht Getöse,
Beide wachten auf, und „Feuer!
Feuer!“ hallt's von allen Seiten;
Ganz erschrocken sprangen Beide
Von dem Lager, rafften, was sie
Mitgebracht, in Hast zusammen,
Und entfernten auf verschiedner
Bahn sich, ohne Lebewohl.
Als der Morgen kam, bemerkten
Beide, daß sie in der Eile
Im Gepäcke sich vergriffen,
Amors Pfeil' und Köcher waren
Jetzo in des Todes Händen,
Und der Gott der Liebe war
Im Besitz der Sense nun.

Doch der Irrthum machte ihnen
Nicht viel Kummer. Pfeil' und Sense
Waren Beide ja zu brauchen,
Um die Menschen zu verwunden;
Doch ein end'res Qui pro quo
War aus diesem Tausch entstanden:
Denn es rafft seit dieser Zeit
Oft der Tod die Jugend weg,
Und der Liebesgott verwundet
Unbarmherzig oft das Alter.

Desgleichen:

Der Affe, der Mensch und der Wurm.

(Ein Fabelchen.)

Ein schöner Apfel prangt auf einem Baum.
Ein Affe springt vorbei, er sieht ihn kaum,
Als er herab ihn reißt, man hört ihn schrei'n:
„Der Apfel da ist mein!“

Doch eh' er ihn noch bringet an die Lippe,
Spazieret ein Mensch aus dem Gestrüppe;
Der sieht den Affen nach dem Apfel beißen,
Schnell weiß er ihm denselben zu entreißen,
Und laut hört man auch diesen schrei'n:
„Der Apfel da ist mein!“

Und wie er jetzt, vom Affen sehr geschädet,
Den schönen Apfel in zwei Hälften schneidet,
Da sieht er ihm ganz ausgehöhlt von Innen,
Und gar ein kleiner Wurm bewegt sich drinnen,
Der lispelt höhnisch: „Schöpfungskönig! nein!
Der Apfel da ist mein!“

Von dieser Art findet man noch gar manches Anziehende, z. B. das Hemd des Glücklichen (ein kranker König kann nur dadurch geheilt werden, daß er das Hemd eines Glücklichen anzieht und muß lange vergeblich suchen, bis er einen solchen findet); der ewige Spieler (ein Spieler sucht, er wolle nicht in die Messe gehn, sondern fortspielen und sollte er bis zum jüngsten Tage spielen; da setzt sich ihm ein Teufel gegenüber und er muß mit diesem ohnes Aufhören fortspielen); Bischof Cletus (bricht ein Goldstück entzwei und es fließt Blut heraus, weil es vom Blut des Volks erpreßt war); die glänzenden Ehemänner (eine Frau, die mit ihrem Mann nicht zufrieden ist, sieht vermittelst des Wahrheitsspiegels, wie die Andern sind und findet, daß ihr Mann am Ende doch noch der beste war). So ist auch folgende Anekdote schön:

Wie Ludwig XII. straft.

Ein Page schlug einen Bauer fast todt.
Der König erhielt davon Kunde:
„Man reich' ihm von dieser Stunde —
Befahl der Erzürnte — kein Schnittchen Brod.“

Und als der Page zu Tische kam,
Wohl Fleisch und Gemüse d'rauf standen,
Doch kein Bissen Brod war vorhanden,
Was unser Junge sehr übel nahm.

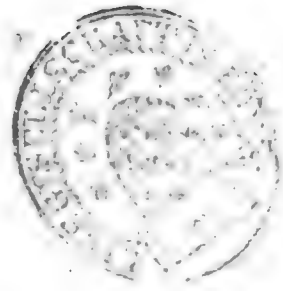
Und so oft er auch Brod von den Dienern begehrt,
Die sonst ihm gehorchten sehr schnelle; —
Jetzt Keiner sich rührt von der Stelle,
Und nimmer ward sein Wunsch ihm gewährt.

Da läuft er zum König, beklagt sich und spricht:
„„Man gibt mir der Speisen nicht wenig,
„„Doch Brod fehlt mir gnädigster König,
„„Und dies ist die Würze bei jedem Gericht.““

Da erwidert Ludwig: „So ehre den Fleiß,
„Und statt Landleuten grob zu begegnen,
„Sollst du Diejenigen segnen,
„Die dir es erwerben im Angesichtsschweiß.“

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 77. Freitag, 31. Juli 1835.

Lyrische Dichtkunst.

17) J. F. Caſtellis Gedichte. Einzige vollſtändige Sammlung in ſechs Bänden. Mit dem Bildniſſe des Dichters. Berlin, Duncker und Humblot, 1835.

(Schluß.)

Unter den Schwänken befindet ſich mancher ſehr luſtige, z. B. die ledernen Hoſen, eine ſteyriſche Sage. Ritter von Göſting erſchießt gegen den Befehl des Kaiſer Ferdinand einen Hirſch und wird zu einer Strafe von 100 Dukaten verurtheilt. Zum Andenken läßt er ſich von der Hirſchhaut ein Paar Hoſen machen. Nach einiger Zeit kommt der Kaiſer nach Grätz und befiehlt, der ganze Adel ſoll in ſeinen koſtbarſten Kleidern ſich um ihn verſammeln. Da erſcheint Göſting einfach in ſeinen Lederhoſen und ſagt, die ſeyen theurer als irgend ein Paar in der ganzen Verſammlung. — Der Gaſt, eine Maleranekdote. Maler Lantara wird zu einer Hochzeit eingeladen, da er aber ſehr cyniſch einherzugehen pflegt, ſchickt man ihm zuvor ein ſchönes Kleid. Er kommt und ſchüttet ſich über das ſchöne Kleid die Sauce mit den Worten, das Kleid müſſe eigentlich eſſen, denn nicht er, nur das Kleid ſey eingeladen worden. — Sehr frivol iſt das Gedicht: „der Ehemann mit der Flöte“ und „der Räuber.“ Der erſtere pflegt, während ſeine Frau zankt, nur ſanfteſt auf der Flöte zu ſpielen. Nun wird die Frau einmal von einem ſtürmiſchen Liebhaber überfallen, zürnt über ihn, ſchreit, ruft den Mann zu Hülfe, dieſer aber glaubt, ſie zanke nur mit der Magd und ſpielt immer ſanfter fort.

Sehr viele Gedichte ſind kleine Anekdoten und Epigramme. Unter dieſen befinden ſich vortreffliche, z. B.:

An den Advokaten R.

X.

R. unterſchreibt ſich: Doktor beider Rechte;
Das würd' er nimmer thun, wenn er bedächte,
Daß es ein Recht nur geben kann.

Y.

Es zeigt die Unterſchrift den Mann.
Er nimmt für Recht auch Unrecht an,
Wenn der Client bezahlen kann.

Auf eine ſchöne, aber ſchlechte Sängerin.

Das Mädchen iſt nur zum Zerſtören geboren.
Sie zerreißt den Männern das Herz und die Ohren.

Die zärtliche Mutter.

Man hörte in einem Dachzimmer weinen,
Wozu die Thüre verſchloſſen war;

Man sprengte sie ein, und fand einen Kleinen,
Halb nackt auf der Erde. — Kaum wurd' er gewahr,
Daß Leute sich nähern, so schrie er noch mehr:
Ach! gebt mir zu essen, mich hungert so sehr. —
Man fragt ihn: „Wo ist deine Mutter, dein Vater?“
Mein Vater ist todt, und die Mutter, mein Herr!
Fuhr Mittags zu einem Schmaus in den Prater.
Ach! sie hat wohl nie solchen Hunger gefühlt!
Und jetzt, liebe Herr'n, ist sie auf dem Theater,
Wo sie heut eine zärtliche Mutter spielt.

Der treue Hund.

Kaum tritt mein Arzt an's Bett zu mir,
So bellt mein Hund, zerreißt ihn schier
Und will sich nicht zur Ruh' begeben. —
Ihr fragt' warum? — Das treue Thier
Vertheidigt seines Herren Leben.

An Friederike.

Wie mir geschieht, wenn ich dich sehe,
So ward im Leben mir noch nie;
Die Zeit gewinnt Flügel in deiner Nähe,
Und die Liebe verlieret sie.

Das Porträt.

Die Aehnlichkeit, Herr Maler, ist genug,
Sie treu zu malen wird unmöglich seyn.

Das flüchtigste Ding.

„Ich bin das leichteste flüchtigste Ding
Auf dieser Erde!“ sprach prahlend der Staub.
„„Ich bin, sprach die Feder, noch einmal so ring
Und leicht, — werde jedem Lüftchen zum Raub!““
Ein Streit entspann sich, da trat einher
Ein Weib, — man schwieg und zankte nicht mehr.

Einige Gedichte hätten wir lieber hinweggewünscht. Folgender Spaß z. B. ist doch zu fade.

Falsche Aussprache.

A.

Sie sind mir tausend Gulden schuldig,
Drei Jahre harr' ich schon geduldig,
Jetzt kann ich nicht mehr ruhig bleiben,
Ich will Sie schon zu Paaren treiben.

B.

Zu Paaren? mich? ist nicht gefehlt!
Dann kommen Sie zu ihrem Geld.

Ferner das „Trinklied für Damen“ scheint uns in jeder Beziehung unanständig, wie die Schlußstrophen rechtfertigen mögen.

Vorsängerin.

Auch hat Gottes Macht
Manche Traube süß gemacht
Nur für Frauen, darum trinkt,
Wo ein süßer Wein Euch winkt!
Mag der Mann nach Geiste jagen,
Süßes macht den Frau'n Behagen,
Des Champagners sprudelnd Naß
Paßt in unser Glas.

Chor.

Des Champagners sprudelnd Naß
Paßt in unser Glas!

Vorsängerin.

Männer! tadelt Ihr,
Daß wir trinken so wie Ihr,
Und wollt' Ihr's verbieten gar,
Droht Euch Rache und Gefahr.
Jedes Knäblein, neu geboren,
Muß verdürsten, ist verloren,
Nimmer reicht der Frauen Schar
Labetrank ihm dar!

Chor.

Nimmer reicht der Frauen Schar
Labetrank ihm dar!

Im ersten Theil Seite 94 wird den jungen Männern in allem Ernst der Rath gegeben, nur gebildete Mädchen zu heirathen, die ihren Meister (Wilhelm Meister von Goethe) lesen. Solch einen Mißgriff hätte ich doch einem Wiener nicht zugetraut.

18) Morgen, Tag und Nacht aus dem Leben eines Dichters. Gedichte von Ritter Braun von Braunthal. Leipzig, Reimann, 1834.

Auch ein Wiener, doch schon der modernen Generation angehörig, die von einem vornehmern Standpunkt aus einen tragischen Zug in das lustige Wiener Leben hineingezeichnet hat, wie Grillparzer, Zedlitz und mehrere andere. Grade bei den Wienern erwarten wir am wenigsten jene wehmüthigen, schmachtenden Töne zu hören. Doch die Extreme berühren sich überall in unserer Zeit.

Ritter Braun von Braunthal hat vor einigen Jahren vortreffliche Gedanken über Aesthetik niedergeschrieben. Auch in den vorliegenden Gedichten spricht sich ein zartes Gefühl aus. Doch scheint uns darin eine zu schrankenlose Subjektivität obzuwalten, wie sie der Dichter selbst vielleicht an Andern nicht billigen würde. Der Hauptgegenstand dieser Gedichte nämlich sind sie selbst. Der Dichter spricht unaufhörlich in seinen Liedern von seinen Liedern, und dies scheint uns, wie wir schon so oft

in dieſen Blättern geſagt haben, der Poeſie zuwider. Der Geſang ſoll ſich nicht ſelbſt beſingen.

Wir leſen hier die Ueberſchriften: An meine Lieder — an die Poeſie — das Geheimniß des Geſangs — der Gelegenheitsdichter — Warnung vor den Dichtern — Mehr als Poeſie — das Leben in der Dichtung — meine Feder — Liederluſt im Lebensſchmerze — Sängers Tagesordnung — Wer iſt Dichter — der Dichter und die Erde — der Hegelſche Dichter — die Freiheit der Kunſt — die beiden Dichter — der Reim — Dichtkunſt — an die Dramatiker meiner Zeit — an die Muſik — des Dichters Vorzug — mein Schreiber — des Sängers Morgen — der ernſte Sänger — der Komet und der Dichter — mein Porträt — mein Malerzeichen — das Leiden des Sängers — meine Liederzeit — des Dichters Urtheil — der Tod des Sängers. Ueberall ich, ich und mein Lied! Aber braucht uns der Dichter das immer zu ſagen? Wenn er uns etwas Vortreffliches ſingt, ſo wiſſen wir ja ſchon, daß er da iſt und daß er ſingt. Macht er, daß wir fühlen, ſo wiſſen wir auch, daß er ſelbſt gefühlt. Wer uns aber bloß ſagt, er fühle, er ſey ein Dichter, der bewirkt dadurch noch nicht, daß auch wir fühlen, daß auch wir poetiſch angeregt werden.

Neben dieſen allzu zahlreichen Gedichten des Dichters über das Dichten finden wir glücklicherweiſe noch viele Gedichte über andere Gegenſtände, aus Natur und Leben geſchöpft, beſonders viele zärtliche Lieder, die ſich unter Amors Schutz die Freiheit nehmen, zu tändeln und daher wohl hätten luſtiger ſeyn dürfen, denn die ſentimentale Tändelei iſt zwar in der Liebe ſehr gäng und gäbe, aber für Zuſchauer und Leſer nicht ſo angenehm, als die komiſche.

Unter den Gedichten ernſten Inhalts ſind ſehr ſinnige und ſchöne, z. B.:

Das Geheimniß des Schönen.

Was zieht uns an in ſchönen Zügen,
Was ſpricht uns an im ſchönen Wort'?
Geheimes muß in beiden liegen,
Denn nur Geheimes zieht uns fort
Aus der Gewohnheit engem Kreiſe;
Geheimes zieht den Menſchen an,
Er liebt nicht die bekannte Weiſe,
Er ſchätzt nicht, was er faſſen kann.

Die Knospe liebt er und die Blüthe,
Denn ein Geheimniß bergen ſie,
Der Himmel bringt ihm zu Gemüthe,
Nur weil er ihn geſehen nie:
Geheimniß alſo liegt im Blicke,
Im Worte, das wir nicht verſteh'n;
Es bleibt Geheimniß auch zum Glücke,
Verſtandenes — muß untergeh'n.

19) Gedichte von Rudolph Glaſer. Prag, Enders, 1834. S. 159.

Ein paar artige, wenn auch nicht grade neue Naturbilder, z. B.:

Die Nachtigall.

Wenn Sonne flammend bringt den goldnen Morgen,
Die Erde herrlich glänzt und glüht:
Da ſchmettr' ich, tief im dunkeln Hain verborgen,
Zum Himmel freudenvoll mein Lied.

Doch wenn der Sonne Strahlenglut verſchwommen,
Der Mond mir in die Augen ſchaut:
Da iſt ein höh'res Seyn in mir entglommen,
Und weckt der tiefſten Sehnſucht Laut.

Es rauſchen ſind bewegt die grünen Bäume,
Der Mond hört gern dem Liede zu,
Die Liebe lauſcht, verſenkt in Wonnenträume:
Ich wiegte ſie in ſanfte Ruh.

Die Lerche.

Mich lockt nicht der grünende blühende Baum,
Ich ſchwinge mich hoch über irdiſche Düfte
Und fülle mit Jubel die himmliſchen Lüfte;
Denn oben im blauen unendlichen Raum
Da ſchau ich's entzückt, wie weit und breit
Die Erde ſtrahlet in Herrlichkeit!

Doch hab' ich mein glühendes Sehnen geſtillt,
So ſink' ich nieder in's Saatengefild,
Und ruhe dann, mit inniger Luſt
Geſchmiegt an der grünenden Erde Bruſt,
Um wieder ſchmetternd emporzuſteigen,
Und mich wieder zur trauten Erde zu neigen.

Und fallen dem Tage die Augen zu,
So ſchlaf' ich ſchon in ſüßer Ruh,
Und träume ſchön von des Tages Pracht,
Bis er neu in herrlichem Glanz erwacht.

Im Uebrigen geht durch dieſe Gedichte eine lange bange Klage über unerfüllte Sehnſucht, die ſich vorzüglich in dem Liede ausſpricht:

Ewige Sehnſucht.

Ein ewig unbefriedigt Sehnen
Erfüllt des Menſchen Bruſt;
Das zwingt ihn oft zu heißen Thränen,
Läßt keinem nie die Luſt.

Was will das brennende Verlangen?
Will es der Minne Sold,
Will es des Ruhmes herrlich Prangen,
Sucht es der Erde Gold?

Will es der Poesie Entzücken,
Den Ernst der Wissenschaft?
Will es in's Weltgetriebe blicken,
Erforschen Gottes Kraft? —

Es möchte Alles gern erringen,
Und fühlt die Kraft zu klein;
Und daß nicht Alles kann gelingen,
Das ist des Menschen Pein!

O klagt nicht, daß der Gottheit Walten
Den Drang in uns gelegt.
Viel Großes muß sich doch entfalten,
Und er nur hat's erregt.

Das ist recht charakteristisch für unsere Zeit. Die jungen Leute wollen alle oben hinaus und nirgends an. Wenn sie nur noch muntere wilde Kriegsgesellen wären, wie in der alten guten Zeit, die noch Waden hatte. Aber da ist ein schwindsüchtiger Teufel in sie gefahren und sie wollen alle Poeten werden, wie der Herr von Goethe in Weimar. Daher ist auch der Refrain ihrer Sehnsucht beständig Goethe, Goethe, dem auch Herr Glaser mehrere wehmüthige Loblieder gesungen hat.

Ich meine, es sey an einem Goethe genug in der Welt, und andere Leute könnten andere Leute seyn.

Wörterbuch.

Nouveau dictionnaire français-allemand et allemand-français. Neues französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch, von J. F. Schaffer. Erster Theil. Französisch-deutsch. Hannover, Hahn, 1834. gr. 8. S. 1451.

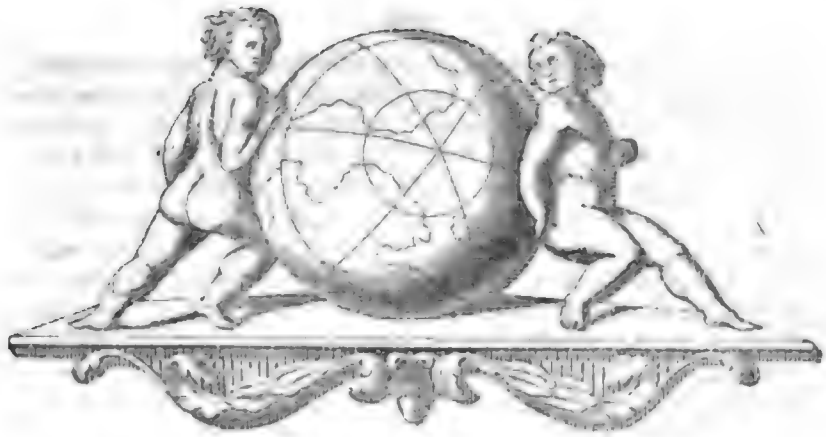
Außer den gewöhnlich gebräuchlichen Wörtern enthält dieses Wörterbuch — und das zeichnet es vor andern aus — die technischen Ausdrücke der Wissenschaften und Künste und die historischen und geographischen Namen. Auch ist ein kleines Synonymen-Wörterbuch und eine Conjugationstabelle angehängt. Es ist sehr verdienstlich, daß endlich einmal ein Lexikographe auf die technischen Ausdrücke und Eigennamen Rücksicht genommen hat, was bisher ziemlich vernachläßigt war, obgleich grade hier die meisten Schwierigkeiten für den liegen, der sonst schon recht geläufig französisch spricht und schreibt. Auch muß man dem vorliegenden Werke die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es sehr reichhaltig ist, wenn es auch bei der ungeheuren Masse geschichtlicher und geographischer Namen auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann. Wir vermissen hier z. B. die Alcibiade, Miltiade, Sophocle, Themistocle etc., da doch der Unkundige in Zweifel ist, ob er diese Namen nicht aussprechen soll, wie Periclès, sofern sie im Griechischen alle gleich δης und κλης endigen. Doch da man diese Namen, wenn man sie in einem französischen Werke liest, ohnehin versteht, so ist es wohl erst die Aufgabe des zweiten deutsch-französischen Theiles, ihren Unterschied zu bezeichnen. Einige andere Namen hätten dagegen schon in diesen ersten Theil gehört und dürften bei einer zweiten Auflage nachzutragen seyn, z. B. Svède, Svédois Schweden, der Schwede; Transsylvanie, — nien, Siebenbürgen, — ger; Anvers, Antwerpen; Aix la chapelle, Aachen; Malines, Mecheln; Livourne, Livorno. Nicht Jeder weiß, daß die Einwohner von Bordeaux Bordelais heißen, deßhalb hätte der Name der Stadt und Einwohner nicht fehlen dürfen. Andalousien heißt allerdings andalusisch, man gebraucht aber auch das Adjektiv Andalous, z. B. un cheval andalous. Savoyard ist allerdings ein Einwohner von Savoyen, aber dieser Name ist plebejisch, man bezeichnet damit nur den Pöbel und besonders die herumziehenden Savoyarden; die Einwohner des Landes als solche heißen aber Savoisiens. Bei dem Wort Jura hätte der Verfasser nicht vergessen sollen Jurassien, der Einwohner des Jura, und noch weniger das Adjektiv jurassicque, denn von selbst läßt sich dieser Unterschied nicht leicht errathen, das Adjektiv aber ist wichtig durch den calcaire jurassicque (Jurakalk). Einige kleine Nachträge dieser Art und das Buch ist vortrefflich.

Vermischte Schriften.

Der Freund in der Noth. Ein Buch für Jedermann, oder geprüfter Rathgeber für das beste Verhalten in den wichtigsten und schwierigsten Lagen des Lebens. Von Friedrich von Sydow. Ilmenau, Voigt, 1834.

Das vorliegende Handbuch theilt zweckmäßig die Verlegenheiten des Lebens in solche des Mangels (Armuth, Familienverluste, unglückliche Liebe, Krankheit ꝛc.) und des Ueberflusses (die Gefahr des Uebermuthes, der Verschwendung, der Niederregung, des Erhaltens ꝛc.); ferner in politische (Unterdrückung, Krieg, Nahrungslosigkeit) und juridische (Beleidigungen, Prozesse ꝛc.); endlich in häusliche (Familie, Domestiken, Hausfreunde betreffend) und in gesellschaftliche (im äußern Umgange mit Andern) ein, und obgleich es nicht alle Wahrscheinlichkeiten erschöpft, ertheilt es doch für sehr viele und die am häufigsten vorkommenden Fälle einen auf Moral und gesunde Vernunft gestützten guten Rath. Ein ähnliches älteres Buch, über den Umgang mit Menschen von Knigge, ist zwar gut geschrieben, aber voll von einem durchaus unmoralischen Machiavellismus.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 78. Montag, 3. August 1835.

Schriften über die Juden-Emancipation.

Der Jude, ein Journal für Gewissensfreiheit. In zwanglosen Heften herausgegeben von Dr. G. Riesser. Erstes Heft. Altona, Hammerich, 1835.

Dieses Heft enthält: Bemerkungen zu den Verhandlungen der badischen Ständeversammlung über die Emancipation der Juden im Jahr 1833.

Längst haben viele gute Leute eingesehen, daß es von der badischen Kammer unkonsequent war, sich beständig über Rechtsvorenthaltung von Seiten der Stärkern zu beschweren, und doch selbst den Schwächern ihr Recht zu verweigern. Namentlich aber konnte man schwer begreifen, wie Herr von Rotteck, der große Redner für Vernunftrecht, Naturrecht, allgemeines Menschenrecht, sein so hoch geachtetes Ansehen, sein so berühmtes Talent daran setzen mochte, um zu beweisen, daß die durch Vernunft und Natur geheiligten, allen Menschen zuständigen Rechte nur nicht auf die Juden angewendet werden dürften. Sind denn die Juden nicht auch Menschen? unsre Brüder vor Gott und Natur? vernunftbegabt, berechtigt und verpflichtet wie wir? Wenn die engherzigen Fanatiker einer Glaubensformel und eines Geburtsprivilegiums noch am indischen Kastenwesen hängen und die Juden als Parias ausstoßen, so ist das natürlich. Aber wenn es Herr von Rotteck, wenn es die badische Kammer thut, von denen wir ganz andere Lehren zu vernehmen gewohnt sind, so ist das unnatürlich.

Männer, die so sehr auf ihre Würde halten, sollten sich nicht in die Lage bringen, daß ihnen mit Grund solche Vorwürfe gemacht werden können, wie sie ihnen Dr. Riesser macht. Derselbe sucht zuerst die Thatsachen zu berichtigen und der Einwendung zu begegnen, als seyen die Rechte, die den Juden in Baden noch vorenthalten würden, eine Kleinigkeit und nicht der Rede werth. Er weist nach, daß sich die Juden, christlichen Bürgern gegenüber, in einer noch schlimmern Lage befinden, als die war, in welcher sich sonst diese Bürger dem Adel gegenüber befanden. „Dazu kommt noch, daß eine mit Wenigen getheilte Ausschließung von Rechten, die wir im Besitze aller Uebrigen sehen, nothwendig auf den Einzelnen schmerzlicher und niederdrückender wirken muß, als eine Ausschließung der Mehrzahl von Rechten, die im Besitze Weniger sind. Und ein Mann, der zu den Männern der Fortschritte des Jahrhunderts, zu den Vertheidigern der Grundsätze der Freiheit und der Rechtsgleichheit gehört, scheut sich nicht, jene Rechte für

etwas Unbedeutendes zu erklären! So sind denn die heißesten Kämpfe des Jahrhunderts um etwas noch viel Unbedeutenderes geführt worden! So hat sich denn der Streit um die Aufhebung der Vorrechte des Adels in ihrer wichtigsten und kränkendsten Beziehung, um die Gleichstellung der Protestanten in Frankreich, um die Emancipation der Dissenters und der Katholiken in England, — denen Allen, ich muß es wiederholen, an Recht viel Weniger, als jezt in Deutschland den Juden, vorenthalten wurde — so haben sich die Bestrebungen der edelsten Männer des Jahrhunderts für diese großen Angelegenheiten um Unbedeutendes gedreht? Vermuthlich hat Hr. v. R. hier die sinnreiche Bemerkung im Auge gehabt, die Hr. Dr. Paulus der Emancipation der irländischen Katholiken, wie der deutschen Juden, entgegenstellte, und die seine Sinnesweise, seine Vorstellungen von der Würde des Rechts und der Freiheit, in hohem Grade charakterisirt, daß nämlich die reellen Vortheile, welche die Emancipation darbiete, doch nur einer im Verhältniß sehr geringen Anzahl von Personen direkt zu Theil werden würde. Man muß von dem sittlichen Werthe der Freiheit, von der geistigen Bedeutung, die in dem Bewußtseyn des Rechts wohnt, gar keine Ahnung haben, um die Sache in diesem Lichte auffassen zu können. Wer es nicht zu begreifen vermag, wie 7 Millionen irländischer Katholiken einen hohen Triumph feierten und sich gehoben und befreit fühlten, als zuerst einige Wenige aus ihrer Mitte in das Parlament traten, als die Allen zugestandene Rechtsgleichheit sich in der nur von Wenigen der Natur der Sache nach einzunehmenden Stellung offenbarte, — der schweige, wenn von Freiheit, von Rechtsgleichheit, von Volksvertretung die Rede ist! Dem sind das alles nur leere Worte, deren Sinn er nie erkannt, deren Werth er nie empfunden hat. Nicht abstrakte Erörterungen, sondern lebendige Thatsachen, mächtige Erscheinungen wollen wir jener unwürdigen, todten Ansicht entgegenstellen. Nur auf ein einziges Gebiet unter vielen wollen wir den Blick richten und wollen sehen, was der gleiche Anspruch auf Ehre und Auszeichnung auf demselben vermocht hat. Wer wollte den gewaltigen Einfluß läugnen, welchen auf die Armeen der französischen Revolution „der Marschallstab in der Patrontasche eines jeden Soldaten," die dem niedrigsten Krieger zum ersten Male seit Jahrhunderten eröffnete Aussicht auf die höchsten Ehrenstellen geübt hat? Freilich war es nur eine unendlich geringe Anzahl, die sich des hohen Lohnes in Wirklichkeit erfreute; über viele Tausende von Leichen hin erreichte kaum Einer das glänzende Ziel. Und doch war es das Beispiel dieser Einzelnen, das eine glühende Nacheiferung in hunderttausenden von Herzen erregte; die bloße Möglichkeit, das bloße Recht, das Gefühl der Ehre vor Allem, die in dem Rechte liegt, sie waren es, die jenen Heeren die unüberwindliche Begeisterung eingaben, in welcher ihre größte Stärke lag, welche selbst dann noch ausblieb, als sie das Werkzeug eines ehrgeizigen Despotismus geworden war, und welche so lange unwiderstehlich blieb, bis auch in die ihnen feindlich gegenüberstehenden Heere derselbe Gedanke der Gleichheit sich Bahn gebrochen hatte! — Die Werthschäzung des Rechts, abgesehen von allem Besiz und Genuß, ist eine der edelsten Seiten der menschlichen Natur; sie ist der Kern der echten Freiheitsliebe; sie sezt ein geistiges Gut, ein Gut des Bewußtseyns, über das irdische Gut. Die Gleichheit des Rechts ist das große Wunder unserer Zeit und die Rechtsliebe ist ihr Wunderglaube; sie läßt tausende von Seelen sich an Dem erfreuen, was doch nur Wenige besizen und genießen, und ihre Gaben sind in Wahrheit unerschöpflich, wie der Oelkrug des Propheten. Ist das Recht erst gegeben, so ist auch der allergeringste äußere Erfolg, als die Bürgschaft der Rechtsgewährung, als die Verkörperung des Rechtsgedankens, von unschäzbarem sittlichen Werth. Wenn Hr. v. R. mit der vermeintlichen Unbedeutenheit der uns vorenthaltenen Rechte Das hätte sagen wollen, daß der bloße materielle Erfolg der Emancipation im Verhältniß zur Gesammtheit des Staates und seiner sich zum herrschenden Glauben bekennenden Angehörigen unscheinbar und fast unmerklich seyn würde, so müßte ihm jeder Besonnene Recht geben; aber schwerlich wird darin ein Argument gegen die Emancipation gefunden werden können. Darin eben liegt das ungeheure Unrecht der Vorenthaltung, daß Dasjenige, was für die Fordernden von so hohem, überschwänglichem Werth ist, von Seiten derjenigen, die es weigern, eine äußerst geringe Gabe ist; und darin mag vielleicht der Irrthum des Hrn. v. R., und Mancher, welche die Sache, wie er ansehen, seine Entschuldigung finden. Vielleicht verwechseln sie den Standpunkt des Gebers mit dem des Empfängers; vielleicht gleichen sie dem verwöhnten Reichen, der dem Dürftigen die erbetene geringe Gabe abschlüge, weil er wähnte, sie sey für ihn so werthlos, wie für den Geber; vielleicht wird auch das Recht, wie manches andere Gut, von dem nicht seinem ganzen Werthe nach erkannt, der es nie entbehrt hat. Sieht man auf den äußern Erfolg der Emancipation in den Staaten, wo sie stattgefunden hat, und schäzt man ihn nach der Zahl der einzelnen Fälle, in denen sie praktisch zur Anwendung gekommen ist, so bin ich überzeugt, daß kein einigermaßen gewissenhafter Gegner der Emancipation darin einen Gegenstand der Sorge, Keiner, dessen Gefühl nicht durch einen mit der Muttermilch eingesogenen Haß von Grund aus verdorben ist, einen Gegenstand des Neides darin finden

wird. Wenn in Kurheſſen, um das am nächſten liegende Beiſpiel zu wählen, in Folge der Gleichſtellung Ein Jude Profeſſor, Einer, ſo viel ich weiß, Phyſikus geworden iſt, ein Paar andere untergeordnete Bedienungen als Zolleinnehmer oder dgl. erhalten haben, ſo bin ich überzeugt, daß Hr. v. M. zu redlich und zu verſtändig iſt, um vorzugeben, daß er ähnliche Erfolge für ſein Vaterland ſonderlich fürchte, oder um zu behaupten, daß es für das Wohl jenes anderen Staates förderlicher geweſen wäre, wenn jene Männer ihre Stellungen durch den Uebertritt zum Chriſtenthum hätten erkaufen müſſen, oder wenn ihre Fähigkeiten unthätig und unbenuzt geblieben wären."

So viel vom bürgerlichen Standpunkt aus. Nun betrachtet er die Frage auch aus dem religiöſen. „Gerade darum, weil die religiöſe Richtung zu den edelſten der Menſchennatur gehört, bedarf ſie, wie alles Edle, der Freiheit und wird verkümmert und entadelt durch jeden Druck, gleich viel wie und an wem er geübt werde; weit mehr aber wird die Religion befleckt durch den Druck, den ſie übt, als durch den, den ſie duldet. „Der Staat, ſagt der fromme, von einer chriſtlichen Anſicht tief durchdrungene Dichter und Redner Lamartine, hat nur ein Mittel, die Religion zu ſchützen, nämlich ſie nicht zu berühren; nur ein Mittel, das religiöſe Bewußtſeyn nicht zu beunruhigen, nämlich es zu achten. Die Religion wird durch Verfolgung unterdrückt, durch Gunſt verderbt. Hätte ich zu wählen zwiſchen gewiſſen Verfolgungen und gewiſſen Gunſtbezeugungen, ſo würde ich die Verfolgung wählen; Ludwig XIV. hat Heuchler, der Convent nur Märtyrer gemacht." So denkt, ſo fühlt Jeder, der in dem Glauben wirklich den Glauben ehrt und geehrt ſehen will, dem die Religion nicht Mittel und Vorwand, ſondern ſittlicher, heiliger Zweck iſt. Männer, die, wie die genannten Abgeordneten, erſt den erhabenen Charakter ihres Glaubens darin erkennen und preiſen, „daß ſein Reich nicht von dieſer Welt ſey," und die ſich dann abmühen, ihm eine Zwangsherrſchaft in dieſer Welt zu verſchaffen, ihn in den niedrigſten Schmuz dieſer Welt, in den Kreis des kläglichſten Egoismus herabzuziehen, — die machen eine Karrikatur auf ihren Glauben und verhöhnen den geſunden Menſchenverſtand. Wir glauben von dem Chriſtenthum eine edlere Meinung, als jene Herren zu haben, wenn wir überzeugt ſind, daß ſolche Mittel unter ſeiner Würde ſind und daß es ihrer nicht bedarf: bedürfte es ihrer, ſo würde es den Anſpruch auf ſittlichen Werth aufgeben müſſen."

Indem der Verfaſſer in die Motive eingeht, aus welchen ihm das Verfahren der badiſchen Kammer hervorzugehen ſcheint, häuft er Vorwurf auf Vorwurf: „So haben Die, deren demokratiſches Prinzip in einer blinden Huldigung beſtand, die ſie den Maſſen darbrachten, wie man ſie ſonſt den Königen dargebracht hatte, den Judendruck und den Judenhaß zu einem Theile ihres Syſtems der Volksrechte, zu einem Motive der zu gewinnenden Volksgunſt gemacht. Dieſe Tendenz trat unverkennbar, wenn auch in ſchwache Sophismen gehüllt, in den Verhandlungen der zweiten badiſchen Kammer von 1831 hervor; auch bei einzelnen Rednern von 1833 iſt ſie noch ſichtbar; aber ſie iſt hier von den Vertheidigern der guten Sache ſo kräftig zurückgewieſen worden, daß ſie ſich meiſt in das Dunkel ſchweigender Abſtimmung zurückzuziehen für gut befunden hat. In der That konnte es keinem ſchärfer Blickenden oder edler Fühlenden lange entgehen, daß jene Männer zu Verräthern an dem liberalen Prinzip ſelbſt wurden, daß ſie ihm den Lebensnerv durchſchnitten, indem ſie ihm jeden höheren Gedanken der Gerechtigkeit und der Menſchlichkeit, jede ſittliche Bedeutung raubten und ſein Schickſal und ſeine Zukunft lediglich dem noch ſehr zweifelhaften Siege der materiellen Kräfte anheimſtellten." Ferner: „Es iſt das der Vereinigung der Menſchen, ihrer Kräfte und Beſtrebungen abſolut entgegengeſezte, im eigentlichſten Sinne antiſociale Element, das ſich der gleichen und freien Entfaltung der Kräfte aller Mitglieder der Geſellſchaft widerſezt. Die Furcht vor jeder Thätigkeit, die mit der übrigen wetteifern, die ängſtliche Scheu vor jeder Kraft, die ſich mit der übrigen meſſen könnte, nachdem ſie viele Jahre hindurch ein erworbenes Recht darauf zu haben glaubten, dieſelben in unzerreißbaren Banden gefeſſelt zu halten: das iſt der eigentliche lebendige Beweggrund alles und jeden Widerſtandes gegen die Emancipation. — Es gibt keine Unterdrückung auf dem weiten Erdenrunde, die nicht von dieſer Strafe der Furcht, wie von der Gewiſſensangſt des Unrechts, begleitet würde. Der Unterdrückte leidet, aber er iſt furchtlos, ſo lange es dem Druck nicht gelungen iſt, jedes Gefühl der Kraft in ihm zu erſticken; den Unterdrücker läßt die Angſt nicht los in aller Behaglichkeit des Genuſſes; ſie ſchmiedet ihn mit ehernen Ketten an ſein eigenes Unrecht feſt: denn ſie raubt ihm den Muth, davon abzulaſſen." Hiebei hätte der Verfaſſer den ſtärkſten Accent auf die Erfahrungen anderer Länder legen ſollen. In den Staaten, in welchen die Juden emancipirt ſind, hört man keine Klage über ihre größere Induſtrie, über ihr größeres Geſchick, über ihr größeres Glück. Sie werfen ſich nicht mehr allein auf den Handel, ſie machen kein ſo abgeſchloſſenes Korporationsintereſſe geltend, ſie zerſtreuen ſich mehr in allen Klaſſen ihrer chriſtlichen Mitbürger, wenden ſich der verſchiedenartigſten Thätigkeit zu und gehen in die Maſſe des Volks über. Sie machen ſich nicht mehr als Juden bemerklich, ſie ſind Bürger wie alle andern. Iſt

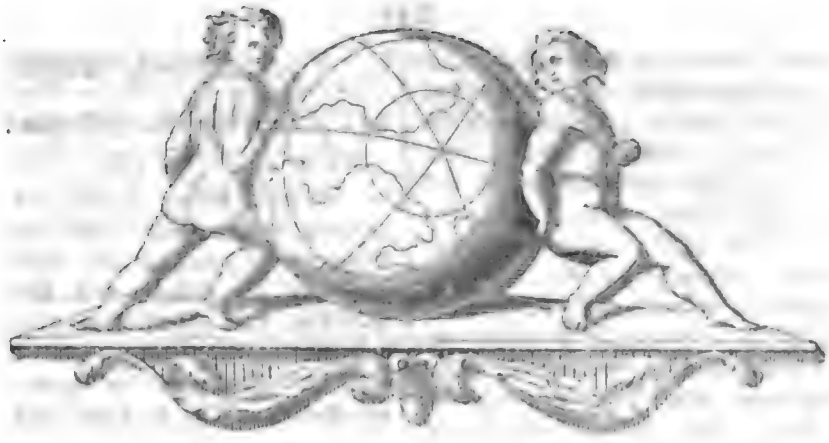
einer einmal reich, so erstaunt nicht gleich alle Welt darüber. Man denkt, jeder hat das Recht, sich bei freier Konkurrenz durch seinen Fleiß etwas zu erwerben, und wohl dem Lande, worin der Fleiß so reiche Früchte trägt. Warum soll unter hundert reichen Christen nicht auch einmal ein Jude reich werden? In Amerika und Frankreich sind die Christen von ihren reichen jüdischen Mitbürgern bekanntlich noch nicht unterdrückt oder aufgefressen worden, so lange die leztern auch emancipirt sind. Niemand fürchtet sich dort vor ihrer Konkurrenz, man freut sich im Gegentheil, daß man an ihnen fleißige und wohlhabende, nicht faule und arme Mitbürger hat. Bei uns aber gibt es noch ganze große Städte, die sich vor Neid und Furcht nicht zu lassen wissen, wenn einmal ein Jude ein schönes Haus hat, und die sogleich besorgen, die ganze Stadt werde von den Juden ausgekauft werden. Aus welchem andern Grunde ertönte noch vor nicht zu langer Zeit das viehische Hepp Hepp Geschrei in den Straßen unserer gebildetsten Städte und wurden den achtbarsten Judenfamilien die Fenster zerschmettert? Man will nicht leiden, daß ein Jude reich sey. Man glaubt, er sey nur geboren, um im Schmuz zu ersticken. Aber ist dazu irgend ein Mensch in der Welt geboren? Ist nicht allgemeiner Wohlstand das nächste materielle Ziel der Staatenbildung und der großen Völker-Emancipationen? In welche Zeiten der Barbarei führt uns das krasse Ausschließungssystem zurück? Geßler ärgerte sich, daß Werner Stauffacher, der nur ein gemeiner Bauer war, ein schönes Haus haben sollte. Was seyd ihr aber besseres, als Geßler, die ihr euch über ein schönes Judenhaus ärgert?

Die triviale Anekdote von den beiden Postillonen, die einander zurufen: „prügle du meinen Juden, ich prügle deinen," hat eine merkwürdige Bedeutung erhalten. Da man einmal den Juden nicht wohl will, schlägt man von allen Seiten auf sie los. Hier werfen ihnen die Liberalen, dort die Serviten ihr armes Judenthum vor. Herr von Rotteck wundert sich sehr darüber, „daß eine so große Zahl Abgeordneter unter dem Titel des Liberalismus und des fortschreitenden Zeitgeistes mit so vielem Eifer für die Emancipation der Juden gesprochen haben, die die allergetreuesten Repräsentanten des Systems des Stillstandes oder der Stabilität sind." Von andern Seiten her ertönen im Gegentheil die bittersten Verwünschungen über den Liberalismus der Juden, über Börne und Heine. „Ich kann hier, fügt Riesser hinzu, die Erwähnung einer Thatsache nicht unterdrücken, die mir ganz besonders bezeichnend scheint. Es gibt in Deutschland einen einzigen Rechtsanwalt, welcher in dem hohen Berufe der Vertheidigung peinlich Angeklagter durch eine mißfällig aufgenommene Freimüthigkeit seine bürgerliche Existenz und persönliche Freiheit auf's Spiel gesezt hat; und dieser Eine ist ein Jude. Ich rede von dem Vertheidiger der hannöverischen Staatsgefangenen, dem Advokaten Gans in Celle." Die Wahrheit ist, es gibt liberale Juden und servile Juden, wie liberale Christen und servile Christen; aber dem Judenthum an sich das eine oder andere zum Vorwurf machen zu wollen, ist so thöricht, als es dem Christenthum zuzurechnen. Wer sieht die Wahrheit folgender Stelle nicht ein: „Als im Jahre 1831 zwei bekannte Schriftsteller von jüdischer Abkunft, als die talentvollsten Vertheidiger der Ideen der Revolution auftraten, da hat es auch nicht ein Einziger von den Gegnern, die sich im Interesse des Bestehenden gegen jene Beiden erhoben, unterlassen, ihre revolutionäre Tendenz, das Ungeschichtliche, das Zerrissene — und wie die beliebten Redensarten sonst lauten — in ihren Bestrebungen dem Judenthume zuzuschreiben und den Juden als solchen eine ultraliberale Gesinnung Schuld zu geben. Ungefähr um dieselbe Zeit wurde ich auf einen Aufsaz in dem in Würzburg erscheinenden Volksblatte aufmerksam gemacht, in welchem die Juden sammt und sonders des schmählichsten Servilismus gegen die Regierungen beschuldigt und mit der Rache des Volkes am Tage der Freiheit bedroht wurden. Ein anderer Journalist, der Herausgeber des Kasseler Verfassungsfreundes, wollte die Sache — ich glaube, es war in einer Recension über Börne's Briefe — recht gescheidt machen und warf den Juden vor, sie seyen entweder servil oder ultraliberal, das rechte Maß der Freiheit könnten sie nicht halten. Nicht lange darauf las ich in einem Kasseler Korrespondenzartikel in der Stuttgarter allgemeinen Zeitung, der aus einer ultraliberalen Feder geflossen war, die Juden seyen in Masse dem Juste-Milieu zugethan. Wir sehen hier den ganzen Kreis der politischen Gesinnungen in abwechselnden Vorwürfen erschöpft, und klar ist an allen den Albernheiten Nichts, als daß ein blödsinniger Haß den Sinn selbst in der Auffassung von Thatsachen verwirrt, daß jede einzelne Erscheinung ihm genügt, um sie zum Allgemeinen zu erheben und Tausende darauf hin zu verdammen."

Der Vorwurf eines engherzigen Interesses dürfte von Denen schwer abzuwälzen seyn, die sich der Juden-Emancipation bisher so hartnäckig widersezt haben: „Laßt uns, sagt Riesser, die Sache der Emancipation vor einer Versammlung verfechten, welche 30 Millionen Deutsche vertritt, und ich wollte mein Leben zum Pfande sezen, daß wir sie gewinnen würden!" Das bin auch ich fest überzeugt.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 79. Mittwoch, 5. August 1835.

Schriften über die Juden-Emancipation.

Der Jude, ein Journal für Gewissensfreiheit. In zwanglosen Heften herausgegeben von Dr. G. Riesser. Erstes Heft. Altona, Hammerich, 1835.

(Schluß.)

Am Schluß wird die Sprache des Verfassers so schonungslos, daß ich fürchte, er werde nicht überzeugen, sondern nur erbittern. Er sagt: „In der Abneigung der badischen Kammer gegen die Juden-Emancipation liegt eine noch tiefere, halb verhüllte, jedoch nicht zu verkennende Bedeutung. Es soll für das Recht der Minderzahl kein Schritt geschehen, bis die Rechte der Mehrzahl vollkommen gesichert sind. Es sollen die ohne allen Vergleich drückenderen Fesseln der Einen nicht gelüftet werden, ehe die der Anderen bis auf den lezten Ring gelöst sind. Es liegt hierin entweder eine Täuschung oder eine Niedrigkeit zum Grunde. Die Täuschung würde darin bestehen, wenn man die Freiheit als eine theilbare, endliche Kraft betrachtete, in die sich die Freiheiten theilen, so daß der Antheil der einen kleiner wird, wenn der der anderen wächst. So allein kann man zu der albernen Vorstellung gelangen, daß die eine Freiheit hinter der anderen zurückstehen müsse; so allein kann man ein System des Monopols und der Rangordnung unter den Freiheiten aufstellen und in das heilige Reich der Freiheit selbst ein der Freiheit feindliches Prinzip des Neides und der Bevorzugung einführen. Wer in solchem Wahne befangen ist, der hat das Wesen der Freiheit nie geahnt, hat ihre Herrlichkeit nie empfunden. So wenig wie die Sonne durch die Strahlen, die sie ausströmt, wird die Freiheit ärmer durch die Gaben, die sie gibt. — Die Niedrigkeit aber liegt darin, daß man sich an dem Schwachen rächen will für die Unbill, die man von dem Starken erduldet; daß man in dem viel härteren Drucke, den man Anderen auflegt, einen Ersatz findet für den minder harten, den man selbst nicht von sich wälzen kann; daß man die Grundsätze, die man zu Gunsten des eignen Rechts nicht Kraft hat geltend zu machen, im Unmuth mit Füßen tritt, wo sie von Anderen in Anspruch genommen werden; daß man, weil man die Freiheit nicht gewinnen kann, den Entschluß gefaßt hat, sich ihrer unwürdig zu zeigen, indem man sie Anderen versagt.“

Herr Riesser fühlt, wie tief eine solche Sprache verletzen muß. Aber er fragt: Wer ist es denn, der sich über meine Heftigkeit zu beschweren hat? Sind es nicht dieselben Männer, die, wenn es ihr Recht gilt, eben so heftig, eben so schonungslos sind? „Charakteristisch ist

in des Hrn. v. Rottecks Bericht die Rüge über Heftigkeit des Ausdrucks und Ungestüm des Forderns, welche über die Ausführungen der Petenten ausgesprochen wird. Mich dünkt, es muß einen einigermaßen komischen Eindruck gemacht haben, Vorwürfe dieser Art gerade aus dem Munde des Hrn. v. Rotteck zu vernehmen. Die Worte klingen genau so, als hätte sie einer der Herren Minister ausgesprochen, nachdem etwa Hr. v. Rotteck mit glühenden Worten die Schmach des Vaterlandes, die Vereitelung der heiligsten gesetzlichen Verheißungen, die Rückkehr zur absoluten Gewalt gebrandmarkt hätte; worauf man ihm denn wohl, wie in den Zeitungen zu lesen war, zu erwidern pflegte, „er habe nun ja alle seine Galle ausgeschüttet" oder etwa „man vermisse bei ihm ungern jene zur gegenseitigen Annäherung nothwendige, leidenschaftlose, die Verhältnisse mit Ruhe würdigende Gesinnung, welcher bei der Opposition zu begegnen der Regierung so erwünscht und erfreulich wäre." Diese lezte Aeußerung ist wörtlich dieselbe, die Hr. v. Rotteck über eine Schrift des Verfassers dieser Bemerkungen macht; nur muß man an die Stelle der Opposition die Israeliten, welche für ihr Recht streiten, und an die Stelle der Regierung Hrn. v. Rotteck und seine Herren Kollegen in der Kommission setzen. Jene vornehme Kälte, womit die Machthaber von jeher den Ton der warmen Ueberzeugung und der von der Gerechtigkeit der Sache durchdrungenen Forderung abzufertigen pflegten, muß doch etwas gar Verführerisches haben, wenn selbst ein solcher Liberaler, da wo er gerade der Machthaber, wo er der im ruhigen Besitz befindliche ist, der um Rechtsgewährung angegangen wird, sich ihrer nicht erwehren kann."

So zu sprechen, kann der Unterdrückte wohl veranlaßt werden. Wer aber nicht zu den Unterdrückten gehört, muß aus allgemeiner Liebe des Rechts und damit erfüllt werde, „was du nicht willst, daß dir geschieht, das thu auch keinem Andern nicht," — den Wunsch und die Erwartung hegen, daß die, welche das Recht zu vergeben haben, nicht sowohl auf den Zorn und Unmuth des Klagenden, als auf sein Recht, daß sie selbst dann, wenn er sie heftig beleidigte, nicht auf die Ungerechtigkeit seiner Sprache, sondern auf die Gerechtigkeit seiner Sache sehen mögen. In der That kann die so hart angeklagte Kammer keine schönere Gelegenheit finden, sich an ihrem Gegner auf eine großmüthige Weise zu rächen, als wenn sie seinen Klagen abhilft. Das schönste Mittel, seine Heftigkeit zu beschämen, ist — ihm sein Recht zu gewähren.

Lyrische Dichtkunst.

20) **Kränze** von Moritz Bachmann. Rinteln, Osterwald, 1834. S. 159.

Mehrere heitere Lieder und Scherzgedichte vom Herausgeber, eine romantische Erzählung von Freimund Waller mit eingeflochtenen Gedichten, die bekannte Sage von der Undine, vom Donauweibchen, von der Melusine, vom Staufenberg ꝛc. abermals bearbeitend, und mehrere Uebersetzungen aus Byron und einige Gedichte von Ferdinand Freiligrath. Die Scherzgedichte von Bachmann sind mitunter recht artig, z. B.:

Hofnarren und Hofpoeten.

Manch Hofämtchen verleih'n noch jezt, in partibus gleichsam.
Unsere Fürsten, das längst seine Bedeutung verlor;
Hofpoeten allein und Hofnarr'n fehlen; die Dichtkunst
Ward zu gemein, und man hört Wahres vom Narren nicht gern.

Freiligrath theilt einige schöne Gedichte mit, worunter sich besonders folgende vortreffliche Satire auszeichnet:

Der Scheik am Sinai

Im Spätjahr 1830.

„Tragt mich vor's Zelt hinaus sammt meiner Ottomane:
Ich will ihn selber seh'n! — Heut' kam die Karavane
Aus Afrika, sagt ihr, und mit ihr das Gerücht?
Tragt mich vor's Zelt hinaus! wie an den Wasserbächen
Sich die Gazelle lezt, will ich an seinem Sprechen
Mich leben, wenn er Wahrheit spricht."

Der Scheik saß vor dem Zelt, und also sprach der Mohre:
„„Auf Algier's Thürmen weht, o Greis! die Tricolore,
Auf seinen Zinnen rauscht die Seide von Lyon;
Durch seine Gassen dröhnt früh Morgens die Reveille,
Das Roß geht nach dem Takt des Liedes von Marseille —
Die Franken kamen von Toulon!

Gen Süden rückt das Heer in blitzender Kolonne;
Auf ihre Waffen flammt der Barbarensten Sonne,
Tuneser Sand umweht der Pferde Mähnenhaar.
Mit ihren Weibern flieh'n die knirschenden Kabylen;
Der Atlas nimmt sie auf, und mit dem Fuß voll Schwielen
Klimmt durch's Gebirg' der Dromedar.

Die Mauren stellen sich; vom Streit gleich einer Esse
Glüht schwül das Defilé, Dampf wirbelt durch die Pässe;
Der Leu verläßt den Rest des halbzerriß'nen Reh's.
Er muß sich für die Nacht ein ander Wild erjagen. —
Allah! — Feu! En avant! — Keck bis zum Gipfel schlagen
Sich durch die Aventuriers.

Der Berg trägt eine Kron' von blanken Bajonetten;
Zu ihren Füßen liegt das Land mit seinen Städten
Vom Atlas bis an's Meer, von Tunis bis nach Fez.
Die Reiter sitzen ab; ihr Arm ruht auf den Croupen;
Ihr Auge schweift umher; aus grünen Myrtengruppen
Schau'n dünn und schlank die Minarets.

Die Mandel blüht im Thal; mit spitzen dunkeln Blättern
Trotzt auf dem kahlen Fels die Aloe den Wettern;
Gesegnet ist das Land des Bey's von Tittery.
Dort glänzt das Meer; dorthin liegt Frankreich. Mit den bunten
Kriegsfahnen buhlt der Wind. Am Zündloch glüh'n die Lunten;
Die Salve kracht — so grüßen sie!"

„Sie sind es!" ruft der Scheik — „ich focht an ihrer Seite!
O Pyramidenschlacht! o, Tag des Ruhm's, der Beute!
Roth, wie dein Turban, war im Nil jede Furth. —
Allein ihr Sultan? sprich!" er faßt des Mohren Rechte;
„Sein Wuchs, sein Gang, sein Aug'? sah'st du ihn im Gefechte?
Sein Kleid?" — Der Mohr greift in den Gurt.

„„Ihr Sultan blieb daheim in seinen Burggemächern;
Ein Feldherr trotzt für ihn den Kugeln und den Köchern;
Ein Aga sprengt für ihn des Atlas Eisenthür.
Doch ihres Sultans Haupt sieh'st du auf diesem blanken
Goldstück von zwanzig Francs. Ein Reiter von den Franken
Gab es beim Pferdehandel mir.""

Der Emir nimmt das Gold, und blickt auf das Gepräge,
Ob dies der Sultan sey, dem er die wüsten Wege
Vor langen Jahren wies; allein er seufzt und spricht:
„Das ist sein Auge nicht, das ist nicht seine Stirne!
Den Mann hier kenn' ich nicht! sein Haupt gleicht einer Birne!
Der, den ich meine, ist es nicht.

Am Schluß ein komisches Gedicht in Hexametern von Freimund Waller: „der ästhetische Thee oder Goethe's Geburtstag," das viel witziger seyn sollte.

21) Pflanzen-Oratorium. Gedichtet von J. P. J. van der Smissen. Kiel, in Kommission der Universitäts-Buchhandlung, 1834.

Auf was für närrisches Zeug kommt man nicht, wenn man nichts besseres zu thun hat! Der Dichter charakterisirt in lyrischen Gedichten einzelne Pflanzen oder ganze Gruppirungen, z. B.: Duett von zwei schamhaften Mimosen, Tenor-Solo des Pisang, Kantate der Rosen, Baß-Solo des Mahagoni, Terzett von Cedern ꝛc. Folgendes Quartett mag zur Probe dienen, daß dies freilich bloß Spielereien sind, aber auch, daß der Verfasser die Spielerei artig behandelt hat.

Quartett

von Convolvulus sepium, tricolor, purpureus und Ipomoea coccinea,
(sämmtlich um einen Platanenbaum gewunden).

Jetzo zusammen auf,
Dann wieder 'runter,
Nieder und Stamm hinauf
Geht es stets munter;
Jetzt in dem Nacken ihm,
Dann an den Backen ihm
Sind wir, und zwacken ihn,
Keinen er sieht.

Gretelchen blau im Gras!
Sittig Mariechen!
Nieden noch, schauend das,
Möget ihr kriechen?
Wollt ihr nicht Gänschen seyn,
Schnell in das Kränzchen ein!
Mit in dem Tänzerreihn
Um ihn herum!

Baß das den Alten freut,
Süß das ihm schmeichelt,
Jegliche Falt' zur Seit'
Wird ihm gestreichelt;
Ernst, doch mit Linderung
Schaut er der Kinder Sprung,
Seiner Buntwinden Schwung,
Schüttelt sein Haupt.

22) Die freie Maurerei, in drei Gesängen. Cleve, Char, 1834.

Ein Lobgedicht in Alexandrinern, durchaus in der Art, wie folgende Stelle:

In Allem strenge, was ihm obliegt zu verrichten,
Folgt unermüdet gern der Maurer seinen Pflichten;
Scheu't keine Sorg' und Müh' noch Arbeit Tag und Nacht,
Und ruht erst dann, wenn er, was Pflicht gebot, vollbracht,
Er wird als Vater, Sohn, Freund, Bruder, Gatte streben,
So heilig, als die Lehr' es ihm befiehlt, zu leben.
Sein Herz veredelt er und schmückt den Geist stets mehr,
Die Arbeit ist ihm Lohn und Tugend seine Ehr'.
Ein And'rer mag von Durst nach Ruhm und Golde brennen,
Und dessen Seele nichts als Habgier, Ehrgeiz kennen;

Ein And'rer winde sich mit Müh' nach einem Ziel,
Das weiter doch nichts ist, als eitles Kinderspiel.
Laßt And're Menschenwerth an Stand und Rang verbinden
Und Tugend suchen da, wo Titel nur zu finden.
Ein And'rer messe ab an Ordens-Band und Stern
Verdienst und Werth, nicht nach des Herzens innerm Kern,
Und mag im Staube sich vor Stolz und Reichthum bücken.
Der Maurer will im Mensch den Menschen bloß erblicken,
Ihm gilt sein Inn'res nur, er prüft Geist und Gemüth,
Ehrt Adel in der Brust nicht bloß in dem Geblüt'.
Wo Kunst und Wissenschaft sich segnend niedersetzen,
Stehn immer Maurer auf den allerersten Plätzen;
Begrüßen laut das Licht in seinem heil'gen Chor,
Umkränzen den Altar und stehn dem Baue vor.

Wenn man das gewiß immer redliche und gutgemeinte Lob liest, was sich die Freimaurer von jeher so freigebig gespendet haben, so muß man freilich fragen: da ihr eurer so viele seyd, da ihr alle so überaus tugendhaft und uneigennützig seyd, und da ihr ohne Rast und Ruh am Wohl der Menschheit arbeitet, warum ist es gleichwohl mit dieser Menschheit immer noch nicht besser geworden? Warum geht alles in der Weltgeschichte seinen Gang fort, als ob ihr eigentlich gar nicht da wäret?

23) Deutsche Lieder von Karl von Holtei. Schleusingen, Glaser, 1834.

Daß Herr von Holtei deutsche Lieder dichten würde, war unschwer vorauszusehen, da er ein Deutscher ist und kein Franzose oder Hurone oder Cochinchinese. Warum hat er nun aber seine Lieder so vorzugsweise deutsch genannt? Welcher deutsche Dichter ist so speziell dazu berechtigt? Wer glaubt noch deutscher zu dichten, als Schiller, Goethe, Uhland, daß er deutsche Lieder zu singen verheißt, während jene nur Lieder sangen? Doch Herr von Holtei hat nicht geprahlt, er war berechtigt, auf das deutsche Element in seiner Poesie zu pochen, denn er hat in seiner Sammlung fast durchaus nur lobpreisende Gelegenheitsgedichte, Ergüsse der Bewunderung für Poeten, Künstler, Schauspieler und Schauspielerinnen, Geburtstagsgedichte für Goethe, Festlieder für Karl Schall, die Mythe vom Ursprung der Haude- und Spener'schen Zeitung, und unter diesen Persönlichkeiten auch einige freie Phantasien, z. B. ein Räubertrinklied für die zahmste Gesellschaft in einem deutschen Weinhause ꝛc. Nun? Ist das nicht deutsches Leben und deutsche Kunst wie aus dem Spiegel gestohlen?

Musik-Literatur.

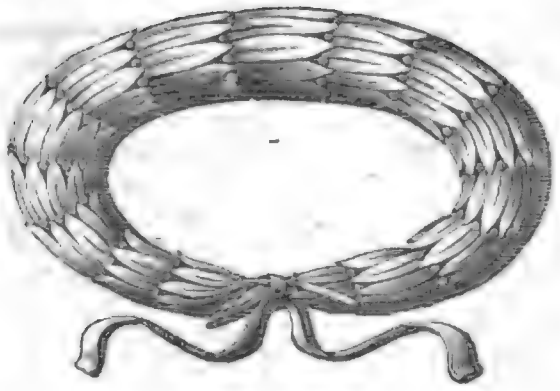
Der physikalische und musikalische Tonmesser, welcher durch den Pendel, dem Auge sichtbar, die absoluten Vibrationen der Töne, der Hauptgattungen von Kombinations-Tönen, so wie die schärfste Genauigkeit gleichschwebender und mathematischer Akkorde beweist, erfunden und ausgeführt von Heinrich Scheibler, Seidenwaaren-Manufakturist in Crefeld. Nebst 3 Steindrucktafeln. Essen, Bädecker, 1834.

In der musikalischen Skala von dreizehn halben Tönen fehlt der sechzehnte Theil eines Tones. Wird nun dieses $^1/_{16}$tel auf alle Akkorde der Skala vertheilt, so nennt man das die gleichschwebende Temperatur, bei welcher daher kein Akkord vollkommen rein seyn kann. Seitdem nun die Musik keine andere Temperatur verträgt, als die genannte, hat man auch auf Mittel sinnen müssen, die Stimmung der Akkorde der Skala in ihrer möglichsten Reinheit und Gleichmäßigkeit festzustellen.

Es haben die Akustik der musikalischen Töne viele bedeutende Männer bearbeitet, z. B. Sarti, Euler, Marpurg, Chladni ꝛc., und diese Wissenschaft auf eine bewundernswürdige Weise gefördert, aber scharfsinniger und sicherer hat es noch Keiner gethan, als der Verf. vorliegender Schrift. Es ist gewiß Jedem etwas Neues, wenn er sagt: „Alle meine Stimmarten und Untersuchungen haben den Vortheil, daß das Auge Richter in letzter Instanz über die Vibrationen ist; da das Ohr nur zählt und gar nicht über Höhe und Tiefe urtheilt.“ Dieses bewerkstelligt er durch einen Metronom und Pendel (nach einer beigegebenen Zeichnung), welcher auch die feinsten Schwingungen sichtbar macht. Nachdem er seinen Normalton (A) und die Zahl seiner Schwingungen im Reinen hat, berechnet er darnach die andern 12 Töne der Oktave und hält jeden einzelnen Ton durch eine besondere Stimmgabel fest. Hat er nun für jeden Ton der Oktave eine Gabel als Normalton, so stimmt er Klaviere, Orgeln ꝛc. auf folgende Art: Er stimmt den Ton nur so weit, daß ihm noch 1 Schwingungen nach der Gabel abgehen, weil er so weit noch mathematisch richtig hört und sieht; fehlen nun an allen Tönen diese 1 Schwingungen, so sind sie unter sich doch gleich — und das ist das Sinnreiche, daß dadurch an der Unvollkommenheit die Vollkommenheit gemessen wird, weil die letztere an sich weder ganz gesehen noch ganz gehört werden kann.

Diese sehr empfehlenswerthe Schrift schließt auf eine originelle Weise mit einem Aufsatz „über den Nutzen und Gebrauch der Maultrommel.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 80. Freitag, 7. August 1835.

Lyrische Dichtkunst.

24) Sämmtliche Dichtungen von J. H. v. Weſſenberg. Zweiter und dritter Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1834.

Dieſe beiden Bände enthalten lyriſche Gedichte, und zwar vom mannichfaltigſten Inhalt, religiöſe, moraliſche, ſatiriſche, Naturſchilderungen und Naturempfindungen, Reiſebilder, Romanzen. Vorherrſchender Ton iſt allerdings jene ernſte und edle Sittlichkeit, die auch in allen proſaiſchen Schriften des Freiherrn von Weſſenberg den Grundton bildet. Doch darf man nicht glauben, daß dies der Poeſie Eintrag thue, daß die geiſtliche Würde dem Dichter geſchadet habe.

In unſerer Zeit iſt es keine leichte Aufgabe, religiöſe Lieder zu dichten, da man das Sinnliche, zur Phantaſie Sprechende als zu heidniſch oder ultramontan, und eben ſo auch das Abſtrakte als zu unpoetiſch verwirft. Wie ſoll da der Dichter immer die richtige Mitte treffen? Ein Gedicht, wie das folgende, erſcheint zu abſtrakt.

Der Glaube.

Es wallt ein Licht ob dieſer Welt,
Das ihrer Stürme Nacht erhellt.

Gleichwie dem Aug' der Morgen glüht,
So glänzt der Glaube dem Gemüth.

Wenn der Erfahrung Nebelbild
Die Bruſt mit Schmerz und Wehmuth füllt,
Und uns des Tages Schwüle drückt,
Das Herz im Glauben Troſt erblickt.

Und rauſcht aus Grabnacht bang und dumpf
Der kalte Tod — Triumph! Triumph!
Mild ſtrahlt von deinem Angeſicht,
O Glaube! — Licht, des Himmels Licht.

Der Glaube als abſtrakte Perſonifikation iſt nicht poetiſch und das Gleichniß vom Licht gar zu gewöhnlich und bekannt. Solche Reflexionspoeſie findet man öfters bei Herrn von Weſſenberg; allein er geht auch eben ſo oft davon ab und iſt ganz tiefes Gefühl, ganz Anſchauung, mit einem Wort ganz Lyriker. Er gehört keineswegs zu denen, die immer in der Poeſie reflektiren und abſtrahiren müſſen und nicht anders können. Welch ſchönes warmes Gefühl lebt in folgendem Liede:

Liebe Gottes.

Könnt' ich je zu viel dich lieben,
Der du ſelbſt die Liebe biſt,
Die der Unſchuld von dem trüben
Auge mild die Thräne küßt,

Alle Welt mit Segen füllt
Und mit Troſt das Leiden ſtillt?

Könnte je genug ſich läutern
Mein Gefühl, das aufwärts dringt,
Und vom Staube ſich zum heitern
Schauen deines Weſens ſchwingt,
Das die Seelen ganz durchſieht,
Dem ſich kein Gedank' entzieht?

Nur in lautern Quellen malet
Sich der Glanz der Sonne rein;
Nur aus Aetherbläue ſtrahlet
Freundlich ſie auf Flur und Hain;
Nur die reines Herzens gehn,
Werden, Gott! dein Antlitz ſehn.

Von dieſer Art ſind mehrere Gedichte Weſſenbergs, die jedem kirchlichen Geſangbuch Ehre machen würden, und denen ganz das inwohnt, was man ſo häufig in den Geſangbüchern vermißt, des Gefühls Tiefe und Gluth mit ſchöner Sprache gepaart.

Ganz eigenthümlich und zart iſt:

Des Freundes Gebet.

Einſam ſuchť ich mich in deine Hallen,
Tempel Gottes! Keiner Tritte Wallen
Hör' ich, noch der Beter Lallen;
Keine Thränen fallen;
Sängerchor und Orgel ſchweigt.

Doch der Andacht Feuerſchwinge trage
Vor den Herrn des Lebens meine Klage;
Daß an ſeiner heil'gen Wage
Auf des Freundes Tage
Sich des Todes Schale neigt.

Wohl befriedigſt du ſein frommes Sehnen,
Rufſt du ihn vom düſtern Thal der Thränen,
Wo mit Zweifeln kämpft das Wähnen,
In das Land, wo denen,
Die dich lieben, winkt dein Kranz.

Doch wo ſäh' ich Armer noch das Siegel
Deiner Huld, wo reiner Tugend Spiegel,
Und zu dir wo nähm' ich Flügel,
Birgt des Grabes Hügel
Mir des Leitſterns milden Glanz?

Ich kenne keinen neuern Kirchenliederdichter oder religiöſen Lyriker, der ſo viel echte Frömmigkeit mit ſo viel poetiſcher Zartheit und zugleich männlicher Geſinnung verbände und darum glaube ich, iſt Herr von Weſſenberg hoch und theuer nicht nur als Menſch, ſondern vorzüglich auch als Dichter zu achten, und mehr, als es bis jezt geſchehen iſt. Wenn ich an alle die ſentimentalen Giftpilze denke, die gleich naß ſind, wenn man ſie nur anrührt, an die weichlichen, unmännlichen, heuchleriſchen Liederdichter, welche das Chriſtenthum verfälſchen und jeder Herzensſchwäche, der falſchen Bildung, jeden vornehmen Gelüſten des Zeitalters, der Goethe'ſchen Empfindelei und ſogar den politiſchen Rückſichten zukuppeln, ſo kann ich Weſſenberg nicht genug ehren, der unter ſo vielen Weibern und Weiberknechten als ein Mann daſteht.

In den Bildern aus Italien überraſcht er uns durch eine Kraft der Poeſie, die wir bei dem Jünger des ſanften Fenelon kaum erwarten durften. Unvergleichlich ſchön und erhaben iſt:

Der ſterbende Fechter.

(Statue im Capitol.)

Wer biſt du, Fechter! der ſo zierlich ſtirbt,
Der mit der Glieder Stellung und Geberde
Um welcher Römer ſchnödes Los noch wirbt,
Da mit dem Blut das Leben ſtrömt zur Erde?
Wie luſtberauſcht jezt Aller Augen blinken
Bei deines Haupts ſchon abgeſtuftem Sinken!

O Schmach der Knechtſchaft, zu der Menſchheit Hohn!
Barbaren, auf! eilt mit des Sturmes Flügel!
Nicht ungerächt ſterb' eurer Wälder Sohn
Zum Zeitvertreib des Volks der ſieben Hügel!
Seht! jezt erblaßt er. Hört von allen Stufen
Unmenſchlich Jubeln laut der Rache rufen!

Das iſt die Empfindung, die der Anblick jener berühmten Statue im Herzen des deutſchen Beſchauers erwecken muß. So hab' auch ich in Rom empfunden, ſo muß jeder echte Deutſche zürnen, der da ſieht, wie des Landsmanns ſchöner Tod den Römern zum — Schauſpiel diente.

Nicht minder ſchön iſt das Gedicht „Stumme Klage," vom alten Gondelier in Venedig.

So lang Sankt Markus Löw' regierte,
Er uns voran als Häuptling ging,
Den Bucentaur er jährlich führte,
Trug er den Degen mit dem Ring.
Doch ſeit Verräther die Standarte
Der Freiheit ſtürzten, ſank auch er;
Sizt dort, als ob er wen erwarte,
Schaut immer ſchweigend nach dem Meer.

So finden wir auch eine ausgezeichnete Romanze:

Imelda.

Im herrlichen Bologna, das frei wie die Eiche stand,
Schlich Zwietracht in die Häuser, warf in die Herzen Brand.
Vor allen waren zwei Häuser von wildem Haß durchglüht;
Nur eine Seel' in jedem den Haß mit Schmerzen sieht.

Zum erstenmal begegnet war sich der Beiden Blick
Beim Kerzenglanz des Domes. Eins ward jetzt ihr Geschick;
Doch wagte Keins in des Andern verhaßtes Haus zu gehn;
Nur in den heil'gen Hallen durft' Eins das Andre sehn.

Einst weilt' in der Kapelle das Paar mit Liebgekos,
Wo matt auf's Grab der Ahnen sich Lampenschein ergoß.
Doch Lauerer verriethen des Mädchens Brüdern bald
Imelda's und Francesco's geheimen Aufenthalt.

Das Herz entflammt von Zornwuth, erscheinen die Brüder schnell,
Gleich Blitzen aus heiterm Himmel am Gitter der Kapell'.
Kaum bracht' er durch ein Pförtchen sein Lieb in sichre Hut,
So schwimmt, erdolcht von Jenen, Francesc' in seinem Blut.

Der Dolch, er war vergiftet, erbeutet im Morgenland;
Doch Heil für solche Wunden ein süßer Wahn erfand.
Das Leben kehre wieder, so machte die Sage kund,
Wenn man das Gift der Wunde entsauge mit dem Mund.

Allein nun steigt Imelda hinab in der Grüfte Nacht,
Wohin die Mörder eilig den kalten Leib gebracht.
Das Gift aus seiner Wunde saugt sie mit Wollust ein;
Die Todte neben dem Todten fand man beim Morgenschein.

Gehören solche Gedichte nicht zu dem Vorzüglichsten, was die deutsche Dichtkunst aufzuweisen hat?

Auch der Satire ist Herr von Wessenberg nicht fremd, und sie dient bei ihm, wie natürlich, nur der Wahrheit und der edelsten Gesinnung. Z. B.:

Der Rathskalender.

In eines alten Weichbilds weisem Rath,
Wo eine Wolke stattlicher Perrücken
Die Kleinheit des Verstands verbarg den Blicken,
Stieß einst der Unmuth ob den Tücken
Der Witterung, die es dem Magistrat
Nie recht nach seinem Sinne that,
Dem Phlegma, sonst so treu gepfleget,
Den Boden aus. Ein greiser Schöppe leget
Den Antrag vor: der Witterung rebell'schen Geist
Durch einen Rathskalender zu bezwingen.
Ganz Ohr ist der Senat, und dreist
Entfaltet jetzt sein Domosthen die Schwingen:
„Euch, hohe Obern! ist es Pflicht, so steußt
Die Rede würdevoll von seinen Lippen,
Das Volk zu wahren vor verborgnen Klippen;
Drum könnt's euch zu, für jeden Tag im Jahr
Das Wetter zu bestimmen; das ist sonnenklar.“ —
So ist's, ertönt es laut von allen Sitzen;
Der Schluß ergeht: „hinfüro dürfe nur
Der Himmel heiter scheinen, regnen, blitzen
Nach des Kalenders hoher Detretur.“
Wie Schade, daß der Himmel sich nicht fügte,
Und trotzig seine Laune siegte!

Ihr, die ihr jetzt dem Geist befehlet, still zu stehn,
Wird's eueren Beschlüssen besser gehn?

Oder:

Abstinenzgebote.

Damit in üpp'gem Zeitvertreib
Wir nicht verbotne Frucht betasten,
Verstehlt die Kirche unserm Leib,
Und unserm Geist der Staat — das Fasten.

25) Kleine epische Dichtungen und Idyllen. Von Ludwig Neuffer. Stuttgart, Scheible, 1835.

Der ehrwürdige Veteran der Seelsorge und Dichtkunst, der Stadtpfarrer Neuffer, der seit geraumer Zeit in Ulms schönem Dome predigt, hat nach einer glücklich überstandenen schweren Krankheit noch einmal in die Leyer gegriffen, und, wie es scheint, zugleich seine schon älteren Lieder mit herausgegeben. Das berühmteste seiner Gedichte hat die schwäbische Weinlese zum Gegenstande, und die Idylle, das häusliche und ländliche Leben, sagt ihm am besten zu. Hierin tritt er den besten Idyllendichtern seit Theokrit würdig zur Seite und übertrifft gar manchen Neuern an edler Einfachheit.

Eine Stelle aus dem Gedicht „die Knabenjahre“ möge darthun, wie treu der Dichter die Natur aufgefaßt hat.

Siehe, da hüpft er einher an der Hand des liebenden Vaters,
Froh im Gefühl aufstrebender Kraft, der muntere Knabe!
Lockig umwallt das goldene Haar die blühende Stirne,
Purpurner Schimmer des Morgens umfließt die glühenden Wangen,
Und es blizt ihm vom Auge bereits der Muth und die Kühnheit.
Hoffnungsfreudig umfaßt ihn mit zärtlichen Armen der Vater,
Aber er wendet sich los, Liebkosungen wenig beachtend,
Und dem Zwange nicht hold, und eilt zu lustigem Spielwerk.
Ritterlich trabt er einher auf dem Steckenpferd', und die Geißel

Schwingt er mit Macht und schnalzt mit der Zung'; ein stattlicher Reiter
Dünkt er sich jezt und erhebt mit Gestampf die geflügelten Füße;
Oder er springt auf den hölzernen Gaul, und kräftig ihn rüttelnd,
Wiegt er sich auf und nieder im Schwung, daß der Boden der Stube
Dröhnet und kracht, und erschrocken die furchtsame Mutter hinzutritt;
Oder er holt aus dem Schranke sich flugs die krieg'rische Rüstung,
Welche der heilige Christ ihm gebracht, den goldenen Säbel
Schnallt er sich an, und sezt auf das Haupt den papierenen Sturmhelm,
Hängt die Patrontasch' um und ergreift die blecherne Flinte,
Schreitet im Takt nachahmend, und hält vor der Thüre die Wache.
Doch nicht lange, so wirft er, des Spieles gesättiget, wieder
Wehr und Waffen hinweg, und, die schmetternde Trommel ergreifend,
Rennt er umher und beginnt unermeßlichen Lärm, daß die Fenster
Klirren und ungehört das Verbot an den Wänden verhallet.
Wie in der Eiche belaubtem Gewölb' ein flatternder Vogel
Hüpft von Zweige zu Zweig, so eilt in beständigem Wechsel
Ihm der flüchtige Sinn rasch von Genuß zu Genusse.
Und doch schmieget er sich, wie die Bien' an die Kelche der Blume,
Nur an den frohen Moment, der kommenden Stunde nicht achtend.
Jezo treten in's Haus Blutsfreund' und werthe Bekannte,
Kommend auf Ehrenbesuch; da ermahnt sorgfältig die Mutter,
Artig zu seyn und genau auf des Wohlstands Sitte zu merken.
Grüßend schreiten herein die Besuchenden, aber der Knabe
Tritt rückwärts, nicht sprechend, und hält sich den Arm vor die Augen.
Liebreich reden die Frau'n und schönaufblühenden Mühmchen,
Bieten ihm Kuß und Hand; doch schüchtern und spröde verharrt er
Stets auf dem nämlichen Platz, und es wird das Gemach ihm zu enge.
Heimlich schleicht er sich weg, und eilt in den Garten hinunter,
Wo er die Birnen benascht, und den Reif mit dem Schlage des Stabes
Durch die geebneten Gäng' im rollenden Laufe beflügelt.

Von dieser Art finden wir hier mehrere Gedichte, die Jungfrau, die Braut, die Großmutter, die Tageszeiten.

Ein größeres Gedicht in Hexametern, Hilkar, führt uns in eine Unschuldswelt, in eine glückliche Insel, wo, wie in Shakespeares Sturm, ein ehemaliger Fürst mit seiner Tochter in Verbannung lebt. Die Tochter liebt einen einfachen Jüngling aus der Insel, und sie sollen ein Paar werden; als plötzlich Boten kommen und den Verbannten auf den Thron zurückrufen. Ihr Glück wird aber nicht gestört, denn der Vater schlägt den Thron aus. In diesem Gedicht ist ein heiteres unschuldiges Familienleben mit dem wilden politischen Treiben glücklich kontrastirt; doch sind die glücklichen Inseln, ich weiß nicht warum, jezt aus der Mode gekommen, obgleich es noch nicht so ruhig in der Welt ist, daß nicht Mancher nach einer solchen Insel sich sehnen sollte.

Es folgen noch mehrere längere Romanzen in deutschen Reimen, die dem Verfasser nicht weniger geläufig sind, als die Hexameter. Der Stoff dieser Romanzen ist nicht durchgängig neu gewählt. Wir finden Albert und Helena (Graf Albert entführt Kaiser Heinrich dem Vogler die Tochter und lebt mit ihr in einem wilden Walde, bis der Kaiser sie auf einer Jagd entdeckt); Rudolf von Habsburg und Ottokar ꝛc. Im Ganzen scheinen uns diese Gedichte zu viel Strophen zu haben. Romanzen und Balladen, wenn sie überdies in Anapästen, in einem sehr raschen Rhythmus vorgetragen sind, dürfen nicht so lang seyn. Verlangt der Stoff eine ausgedehntere Form und läßt er sich nicht in wenig Strophen zusammendrängen, so gehört dafür auch nicht mehr der rasche lyrische Vers, sondern der ruhige epische, der Hexameter oder die achtzeilige Stanze.

Das in einfachen und ungereimten Jamben geschriebene Gedicht „die Landflüchtigen" ist reich an Beziehungen. Der Dichter hat das Rührende, was in den unglücklichen Schicksalen politisch Verfolgter und Verbannter liegt, die rein menschlichen Leiden so vieler Märtyrer, theils ihres eignen Irrthums, theils fremder Gewalt in einem poetischen Gemälde aufgefaßt. Er führt mehrere Flüchtlinge der verschiedensten Gattung, einen Franzosen, einen Deutschen, einen Polen, einen Italiener ꝛc. in Golkonda zusammen, wo sie ihre Schicksale einem gastfreien Eingebornen erzählen. Dann tritt die freundliche Aline auf und wir befinden uns auf dem bekannten Boden der Oper gleiches Namens.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 81. Montag, 10. August 1835.

Lyrische Dichtkunst.

26) Balladen und Romanzen von Johann N. Vogl. Wien, Wallishausser, 1835.

Wir haben zwar schon mehr als einen Romanzenmacher von Profession, doch eignet sich unter allen Dichtungsarten die Romanze grade am wenigsten, um über den Leisten geschlagen zu werden. Ihr Stoff ist die Volkssage, selbst ihre Form war ursprünglich das Volkslied und den Volkston dürfen sie auch in der künstlichsten Aufputzung nicht entbehren; aber dieser Volkston ist leicht zu äffen, schwer zu treffen. Mit einem naiven Eingange: „Es war einmal“ oder „zu Straßburg über die Brücke, da ging ein Mägdelein“ oder „das war der alte Ritter, der hob den Becher auf“ oder „Saßen beisammen Katz' und Eul, machten ein jämmerlich Geheul“ ꝛc. ist's nicht gethan. Dergleichen kleine Kunstgriffe, durch eine kindische Konstruktion, durch eine affektirte Nachläßigkeit Eigenthümlichkeit zu erheucheln, sind zwar bald erlernt, aber das macht noch keine gute Romanze. Die armen Dichter täuschen sich. Indem sie die Sache recht praktisch anzufangen glauben, fallen sie grade in den dicksten Fehler. Die Probe einer echten Romanze ist nämlich, daß sie auch nicht im geringsten affektirt erscheine, es ist die siegreiche Bescheidenheit und Simplicität eines schönen jungen Mädchens aus dem Gebirge, und beileibe nicht das à la Gurli Kindischthun einer alten städtischen Kokette. Die zweite Probe liegt im Stoff. Eine gute Romanze muß Gegenstand eines Volkslieds seyn können, gesezt auch, sie wäre nur ein Erzeugniß der gelehrten Schreibstube unserer vornehmen Poeten. Was nicht im Munde des Volkes sich fortpflanzen könnte, wäre auch keine gute Romanze. Eine dritte Probe bietet der Dichter selbst dar. Ist er ein echter Dichter, so wird er nur die Sagen eines und zwar nur seines Volkes besingen. Sobald er auch fremde Sagen und wohl gar in fremden Weisen vorbringt, und die Romanzen feilbietet, wie neapolitanische, dänische, Pariser und einheimische Handschuhe, werden wir auch schon seinem Beruf, welche zu machen, nicht mehr trauen.

An diesem Maßstab nun gemessen, müssen die Romanzen des Herrn Vogl viel von dem Anspruch, den sie machen, fallen lassen. Sie sind nämlich ziemlich affektirt, sie behandeln nicht durchaus volksthümliche Stoffe und sie schweifen in allen Ländern umher. Als ihr Hauptgebrechen möchte ich die Sentimentalität bezeichnen. Je mehr die Romanzen uns rühren sollen, desto weniger dürfen die Dichter selbst gerührt seyn. Die Sache muß uns rühren, nicht der rührende Zusatz, nicht die kläglichen Beiwörter; diese sind überall in der Poesie, aber

zumal bei der Romanze, überflüſſig und vom Uebel. Am unangenehmſten iſt mir aber immer bei Romanzen, worin großherzige Thaten beſungen wurden, die ſchwülſtige Sprache aufgefallen. Die alten Volksweiſen ſind grade dadurch ſo herrlich und herzgewinnend, daß in ihnen die größte That, die edelſte Tugend in der einfachſten, beſcheidenſten Sprache ohne allen prahleriſchen Beiſatz geſchildert wird; vom

Sang was geſungen
Wie was begunnen
Bluot ſtein in Wangen
Spilobunder Frankon.

bis zu

Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiſer wied'rum liefern
Stadt und Feſtung Belgerad.

Gegen dieſe liebenswerthe Einfachheit nimmt ſich nichts kläglicher aus, als der Schwulſt und Pomp, mit dem unſere neuen gelehrten Stubendichter von den alten Thaten ſprechen. Da heißt es auch hier wieder in der beliebten Weiſe:

Bei Sempach iſt erglühet ſeit Stunden ſchon die Schlacht,
Viel Hundert ſind geſunken bereits in Todesnacht;
Des Herzogs Schaaren fliehen, nur Wen'ge halten Stand,
Der Vorderſte er ſelber, das Banner in der Hand.

Die Bremgartner ihm zur Seiten, die halten treulich aus,
Wie Mann um Mann auch ſinket im wilden Schlachtgedraus;
Und iſt der Herr verloren, ſo wie es hat den Schein,
So wollen ſie, die Treuen, auch nicht gerettet ſeyn.

Das Häuflein ſchmilzt zuſehends, in Strömen rinnt das Blut,
Doch, die noch leben, ſtreiten mit kaltem Heldenmuth!
Da fällt ein Schwertſchlag ziſchend im blut'gen Kampfesrund,
Der ſtreckt den kühnen Leupold zur Erde todeswund.

Was iſt das ein Wortſchwall! Herr Vogl iſt freilich nicht der erſte, der ſich ſo pathetiſch ausdrückt, aber wenn es auch beſſere Dichter vor ihm gethan haben, ſo bleibt es immer bloßer Wortſchwall, durch den das Erhabene nicht erzweckt, ſondern im Gegentheil vernichtet wird. Wo gäbe es ein Erhabenes in der Welt, das nicht einfach wäre?

Ich bin in allem Ernſt vollkommen überzeugt, daß nicht hundert Jahre vergehen werden, ohne daß man dieſen jezt ſo beliebten romantiſchen Schwulſt in Jambentragödien und Nibelungenvers-Romanzen ganz für eben ſo abgeſchmackt und unnatürlich erklären wird, als wofür wir jezt den antiken Schwulſt der beiden ſchleſiſchen Dichterſchulen und des Godſched'ſchen Zeitalters halten. Nur die Namen haben geändert, die Sache iſt wieder die nämliche; der Schwulſt iſt ganz derſelbe, ob er romantiſche Ausdrücke gebraucht oder klaſſiſche.

In andern Romanzen ſcheint der Verfaſſer ſich von der pathetiſchen Anſpannung zu erholen. Sie ſind über die Gebühr vernachläßigt. Ein Franzoſe kommt als Feind in's Land; ein junges Landmädchen tritt ihm entgegen und entwaffnet ihn durch ihre Unſchuld und Schönheit:

Und ſanft ſpricht ſie den Franzmann an:
„Thu' mir kein Leid's, du blut'ger Mann!"
Und ſchaut ſo treu und milde
In's Antlitz ihm, in's wilde.

Wohl hat der grimme Franze dort
Verſtanden nicht des Mägdleins Wort,
Doch ſteht er wie von Steine,
Hinſtarrend auf die Reine.

Und ſieh' — das Antlitz, rauh und grimm,
Durchzuckt's ſo weh' mit einmal ihm,
An den verbrannten Wangen
Zwei helle Tropfen hangen.

Den Beutel, voll und reich an Werth,
Wirft er vor ihr hin auf die Erd',
Und ſchaut, halb kühn, halb bange,
In's reine Aug' ihr lange.

Dann rafft er, hu, wie wild und graus,
Sich haſtig auf und ſtürmt hinaus;
Die Magd in aller Reine
Stand unverſehrt alleine.

Ein recht hübſcher Stoff, aber abſcheuliche Verſe! Wieder in einer anderen Romanze tritt ein Wanderer auf, der nach langen Jahren zurückkehrt. Die beſten Freunde, ſelbſt die Braut kennt ihn nicht wieder, Niemand erkennt ihn außer allein die Mutter. Das iſt ſchön, aber der Dichter hat es wieder abgeſchmackt verſifizirt. Anſtatt es dabei gut ſeyn zu laſſen, daß die Mutter ihn mit dem Ruf „mein Sohn" umarmt, womit die Romanze kurz ſchließen würde, bringt er noch einen ſentimentalen Zuſatz nachgeſchleppt:

Doch ſieh — das Mütterchen ſchluchzet voll Luſt:
„Mein Sohn!" — und ſinkt an des Burſchen Bruſt.

Wie ſehr auch die Sonne ſein Antlitz verbrannt,
Das Mutteraug' hat ihn gleich erkannt.

Wozu denn noch die zwei lezten Zeilen? Eine dritte Romanze, deren Stoff ebenfalls gut iſt (eine Mutter ringt um ihr Kind mit einer Wölfin), ſchließt mit dem Verſe:

Am Morgen wohl fand, unter Zweigen lind
Ein Jäger noch schlummernd das zarte Kind,
Er sah die erwürgten Zwei dort am Rain
Und that für das Knäblein ein Vater seyn.

Die lezte Zeile ist hier im nachläßigsten, ja gemeinsten Volkston geschrieben; und das möchte noch hingehen, wenn das ganze Gedicht so geschrieben wäre; wie aber paßt ein solches „that Vater seyn" zu den übrigen sentimentalen und vornehmen Ausdrücken „das zarte Kind" ꝛc.?

So findet man bei diesem Dichter noch mehrfach gute Stoffe, glückliche Gedanken, aber auf die Drapperie der Verse, auf die geschmackvolle Einkleidung, auf die Vermeidung des Schwulstes und der Nachläßigkeit versteht er sich noch nicht.

27) Rheinischer Sagenkreis. Ein Coklus von Romanzen, Balladen und Legenden des Rheins, nach historischen Quellen von Adelheid von Stolterfoth, Stiftsdame. Mit 21 Umrissen nach Rethel lithographirt von Dielmann. Frankfurt a. M., Jügel, 1835.

Die Umrisse sind in der langen Manier, die wir nicht wohl leiden können. Altdeutsche Trachten mit griechischer Drapperie, Michel-Angelos Prophetengesichter bei Reit- und Kriegsknechten, krampfhafte Schlachtstellungen der Männer und affektirte Niedlichkeit im Hals- und Knie-Einknicken der weiblichen Figuren, kurz antikromantisch, neu-altdeutsch, nach Goethe-Faustischem Rezept, und mit der Prätension, überall bedeutend seyn zu wollen. Doch ich will grade diesem einen Künstler die Manier nicht vorwerfen, die er mit hundert andern theilt; aber ich wiederhole bei dieser, wie bei jeder andern Gelegenheit, daß diese Manier abscheulich, frazzenhaft, unnatürlich ist.

Der Stoff der Gedichte ist gut gewählt. Der Rhein ist unerschöpflich an schönen Sagen und die Verfasserin hat das Poetische darin wohl aufzufassen gewußt. Da ist gleich das erste:

Frauenlobs Tod.

Es läuten alle Glocken
Zu Mainz mit Trauerklang
Und durch des Domes Hallen
Tönt ernster Grabgesang.

Ein Zug von edlen Frauen
Zieht ein durchs hohe Thor,
Und schwarze Flöre wallen,
Es ragt ein Sarg empor.

Und um die schwarzen Fahnen
Flammt helles Kerzenlicht
Und strahlt auf manches holde
Verweinte Angesicht.

Und strahlt auf einen Todten
Mit sanftem Glanz hinab.
Den acht der schönsten Frauen
Getragen an das Grab.

Sie weinen und sie singen
Ein Trauerlied zumal.
Und gießen Wein hernieder
Aus goldenem Pokal.

Schade, daß die Dichterin sich nicht begnügt hat, nur noch einen einzigen Vers mit der Nachricht hinzuzusetzen, der Todte sey der Sänger Ulrich Frauenlob gewesen. Dann wäre das Gedicht vollkommen schön. Schade, daß sie geglaubt hat, noch ein Dutzend weniger einen Vers hinzufügen zu müssen.

Der Romanzen Würze
Ist ihre Kürze.

Gewiß sind die vielen nachfolgenden Strophen schleppend. Die eine fängt an:

Und streuen Ros' und Myrthen ꝛc.

die andere,

Wen tragt ihr, edle Frauen ꝛc.

die dritte,

Wir tragen keinen König ꝛc.

die vierte,

So tragt ihr einen Helden ꝛc.

die fünfte,

Wir tragen keinen Ritter ꝛc. ꝛc.

Dergleichen muß der Dichter vermeiden, er muß kurz seyn. Doch können wir der Verfasserin wohl keinen Vorwurf machen, da sie ein Frauenzimmer ist, und da selbst unter den männlichen Lyrikern heutzutage die Kürze zu den seltensten Dingen gehört.

In der Auffassung des Männlichen machen die Damen bekanntlich oft Fehlgriffe. Schon Frau von Stasl wußte aus dem englischen Lord, in den sie doch jede ihr bekannte männliche Liebenswürdigkeit übertrug, nichts als einen Pinsel zu machen. Einige Dichterinnen haben diesen Fehler erkannt und nun sich bestrebt, die Männer als echte wilde Teufel zu malen. Aber sie haben wiederum fehlgegriffen. Das ewige Rasen und kriegerische Toben ist nur da männlich, wo es nöthig ist, außerdem wird es verächtlich. Auch unsere Dichterin läßt den alten Kaiser Heinrich IV. gegen seinen Sohn, der ihn

gefangen nimmt, wüthen. Dies ist nicht historisch. Heinrich IV. benahm sich so würdevoll als sanft und fluchte dem Sohn nicht, sondern befahl seinen Anhängern ausdrücklich, keine Rache an ihm zu nehmen. Er sagte durchaus nicht, wie ihn Fräulein von Stolterfoth sagen läßt:

Ich fluche dir, verruchter Sohn,
Du brichst mein Herz mit Teufelshohn:
Zum Himmel ruf' ich Rache laut,
Der deine bösen Thaten schaut. —
Stirb kinderlos — du bist nicht werth,
Daß dich ein Kind als Vater ehrt,
Und wem du je vertraut als Freund
Der wandle sich in deinen Feind!

Eine solche Sprache wäre sehr unkaiserlich gewesen. Da sie der alte lebensmüde Held wirklich nicht geführt hat, so sollte sie ihm auch nicht angedichtet werden.

Eine recht hübsche Romanze ist folgende:

Ritter Konrad Vaper von Boppard.

„Warum, o wilder Ungetreuer,
Verließest du Maria, sprich?
Du warst ihr doch vor Allen theuer,
Sie liebte doch vor Allen dich.
Steh, Konrad! steh! auf Tod und Leben
Sollst du im Kampf mir Antwort geben,
Erhebe rasch dein treulos Schwerdt.

„„Wer bist du?““ ruft der stolze Ritter,
„„Der keck in meinen Weg sich legt?
Frei will ich seyn, wie ein Gewitter,
Das fortzieht oder niederschlägt.
Auf dein Visir! und laß mich sehen,
Wer's wagt mit mir in Kampf zu gehen,
Wer fallen will von meiner Hand.““

„Blick auf mein Schild, kennst du den Leuen?
Ich bin der Bruder deiner Braut,
Dein Abfall soll dich schwer gereuen,
Eh' noch der Abend niedergraut.
Aus Palästina kehrt' ich wieder —
Schnell lasse dein Visir hernieder,
Zu lang schon hab' ich dich erschaut.“

Da stürmt zum Kampf heran der Wilde
Und schnell erlahmt des Jünglings Arm;
Er seufzt — er sinkt auf das Gefilde,
In Strömen quillt sein Herzblut warm.
Doch Konrad wunderbar erschüttert,
Von niegefühlter Angst durchzittert,
Nimmt zögernd ihm den Helm vom Haupt.

Weh ihm! er sieht zwei Augen brechen,
Die liebend einst auf ihm geruht,
Er hört zwei Lippen „Konrad“ sprechen,
Die einst geblüht in Rosengluth. —
Maria hat sein Schwerdt erschlagen; —
So rächt sie ihren Schmerz und Klagen
Durch raschen Tod von seiner Hand.

Dann folgen noch drei Strophen, worin das weitere Schicksal des Ritters erzählt wird, das für die Poesie überflüssig ist.

In der Legende von der h. Adelheid wird erzählt, daß die Heilige einer Nonne, die nach einem Edelknecht geschaut, eine derbe Ohrfeige versezt und ihr dadurch zugleich eine schöne Stimme beigebracht habe. So etwas muß komisch erzählt werden, nicht sentimental, nicht mit Rührung und ernsthaften hochtrabenden Worten.

Die Verfasserin hat Gefühl und Geschmack, auch Leichtigkeit im Versbau; sie hätte sich nur ein wenig kürzer fassen und die Ausdrücke naiver wählen sollen. Solche Romanzen, zumal wenn sie eine so bestimmte Heimath haben und im Munde des Volkes leben, sollten auch immer nur im eigentlichsten Volkston gedichtet werden.

28) Erato. Opfer der kindlichen Liebe und des Dankes zu Geburts-, Namens- und Neujahrstagen, nebst einem Anhange von vermischten Dichtungen. Verfaßt von August Held. Ratibor, Schlözel, 1833.

In Schlesien hat sich neben manchem andern alten Gebrauch, der sich in Provinzen immer länger erhält, als im Centralpunkt eines Staats, auch die ehemalige Sitte der poetischen Gratulationen und Kondolationen erhalten, und offenbar hat dazu der noch immer fortwirkende Einfluß der beiden sogenannten schlesischen Dichterschulen beigetragen, durch welche das ganze Land ehemals unter poetisches Wasser gesezt wurde. Diese historische Notiz mag das kleine Buch entschuldigen, sonst wäre es wohl streng zu tadeln. Was kann verkehrter seyn, als die natürlichen Gefühle kindlicher Dankbarkeit, (die ihren Ausdruck sich von selbst suchen sollen und auch, je naiver, um so besser finden,) in ein seelenloses Abschreiben oder Auswendiglernen gedruckter, fremder Verse zu verwandeln. Will man denn dem eignen Herzen gar nichts übrig lassen? Soll alles vorempfunden, vorgeschrieben werden, daß die Jugend nur nachzuschreiben oder nachzuplappern und nicht einmal nachzuempfinden braucht?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 82. Freitag, 14. August 1835.

Lyrische Dichtkunst.

29) Kaiser-Lieder. Von Franz Freiherrn Gaudy. Mit der Todtenmaske Napoleons. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Da besingt ein deutscher Freiherr den Napoleon. Ist das auch Recht? Sind wir so unglücklich, keinen so großen Mann unter uns zu erzeugen, wie Napoleon war, wohlan! so laßt uns die Franzosen beneiden. Nur geben wir uns nicht dazu her, den Triumph der Franzosen noch durch unser unwürdiges Zujauchzen zu vermehren. Dieser Napoleon hat uns entehrt. Völker aber, welche jauchzen, wenn man sie entehrt, sind feile Hetären. Ist denn in diesem deutschen Volk, ist denn unter unseren Dichtern kein jungfräuliches Gefühl, das diesem Zujauchzen widerstrebt? Wer sich in die Liebenswürdigkeit Napoleons vergafft, der folge ihm auch nach seinem Paris, wie es Heine gethan hat; aber auf deutscher Erde ist mit blutiger Schrift der Fluch des eisernen Völkertyrannen eingeschrieben und Fluch dem deutschen Sänger, der seine Laute entehrt, indem er den Tyrannen, den Schänder unserer Ehre, nicht unseren größten Feind nur, nein auch unseren größten Verächter zu besingen sich nicht schämt.

Der Kosmopolitismus, der keinen Unterschied der Völker statuirt und das Große bei Jedem preist, paßt nicht für uns Deutsche, die wir noch so manche alte Schmach zu rächen, noch so manchen Wetteifer nachzuholen haben. Wenn man sich im Privatleben eine Ohrfeige geben ließe und den, der sie gibt, mit lauter Stimme priese und ihm schmeichelte, so würde man wenigstens für einen Narren gehalten werden; darüber aber, daß in der deutschen Literatur, der Repräsentantin des deutschen Volkes, der ärgste Verderber und Verhöhner Deutschlands sentimental besungen wird, scheint sich Niemand zu wundern. Armes Deutschland! so lange deine Kinder so wenig Achtung vor sich selbst haben, wird es schlimm um deinen Namen, wie um deine Sache stehn. Kommt da ein alter französischer Eisenfresser mit der Post nach Leipzig gefahren, sieht einen deutschen Freiherrn sitzen und weinen, frägt: worüber weinen Sie, Herr Feind? und glaubt, es gelte die gefallenen deutschen Brüder, die bei Leipzig in kühler Erde liegen; aber nein, der Freiherr drückt dem französischen Eisenfresser mit wehmüthig schmachtendem Blicke die Hand: ich weine um Napoleon! Was würdest du dazu sagen, stolzes Frankreich, wenn irgend Einer von der alten Garde oder ein junger Pariser Romantiker um den Blücher oder Wellington weinte?

Digitized by Google

Es ist ohne Zweifel ein naiver und gewissermaßen rührender Zug an uns Deutschen, daß wir uns für fremde Nationalehre begeistern und das feinste Gefühl für die Verletzung der Ehre Frankreichs haben, während es uns gar nicht einfällt, nach unsrer eignen Ehre zu fragen. So ein Franzosennarr billigt es vollkommen, wenn die Franzosen deutsche Städte in der Pfalz niederbrennen, wenn sie Straßburg uns stehlen, wenn sie Deutschland ausplündern, knechten, schänden, verachten, auslachen. Es sind ja nur Deutsche, sagt der Deutsche, die müssen sich alles gefallen lassen, was andern Völkern, und besonders den lieben Franzosen gefällt. Das versteht sich ja von selbst. Wie kann man denn so dumm seyn, daran zu zweifeln. Gibt dir der Franzose einen Fußtritt, so bedanke dich schön, denn „du bist ja nur ein Deutscher," sagt der Deutsche.

30) Harfentöne aus dem Ungarlande. In einzelnen Klängen von G. Treumund. Leipzig, Einhorn, 1835.

Diese Gedichte kann ich so wenig verstehn, wie die des Herrn Ehrenfried Stöber. Dort entflammte sich einer in deutschen Liedern für sein französisches, hier einer wieder in deutscher Zunge für sein ungarisches Vaterland. Seyd ihr Deutsche, dichtet ihr deutsch, warum nennt ihr euch Franzosen und Ungarn? Seyd ihr aber Franzosen oder Ungarn, warum dichtet ihr deutsch? Will ein Ungar zu der Ungarn Herzen reden von Vaterland und Nationalstolz, so muß er auch magyarisch und nicht deutsch reden. An diesen Gedichten ist übrigens noch etwas, was mir nicht gefällt. Der Verfasser gibt zu verstehen, mit den Ungarn sey nicht viel anzufangen, aber die Ungarinnen seyen die wahren Ungarn. Das wäre witzig, wenn er es nicht ganz ernsthaft meinte und auf die Politik angewendet wissen wollte. Heil allen schönen, stolzen Ungarinnen! Wer je welche sah, wird wissen, was aus ihren Augen blizt. Werden sie aber nicht eben deßhalb die Schmeichelei des Poeten zurückweisen, der ihre edlen Männer so gering achtet? Kann man eine Nation wohl mehr herabwürdigen, als wenn ein weichlicher Sänger mit ihren Weibern zu Rathe gehen will über ihr Heil, unter der Voraussetzung, die Männer mit ihren Heldenarmen seyen, ich weiß nicht, betrunken oder was sonst. Ein solcher Rath von Weibern und Poeten müßte, wenn nicht den eitlen Poeten, doch gewiß den Weibern, die mehr Sinn und Gefühl für das Schickliche haben, als eine wahre Satire auf die Nation vorkommen. Hier heißt es:

Die als zartes duft'ge Blüthen an dem kräftigen Stamm ihr pranget,
Mit der Anmuth holdem Schleier sanft den rauhen Mann umfanget,
Die mit unsichtbarem Scepter Land und Leute ihr regiert.
Schöne Frauen! nehmt vom Harfner, was als Zoll euch längst gebührt.

Zwar es tönen meine Saiten diesmal nicht von bunten Scherzen,
Singen ernst von Heimathsliebe, Heimathsglück, und — Heimathsschmerzen.
Aber Schande jedem Sänger, der bei solchen Klängen zagt,
Ungarns hohen, edlen Frauen nicht damit zu nahen wagt.

Man entweiht mit argem Zweifel eures Busens heil'ge Stätte,
Meinend, daß er keine Regung für des Landes Wohlfahrt hätte.
Gleich als sey des Tanzsaals Schimmer und der Mode eitler Prunk,
Nebst dem Spiel mit Männerherzen, eurer Liebe einz'ger Schwung.

Laßt an eurer Statt den Harfner solchem Hohn die Thüre weisen,
Denn ihr duldet lose Spötter nimmermehr in euren Kreisen.
Besser kenn' ich Ungarns Töchter, und es kündet laut mein Lied:
Wie ihr zarter Frauenbusen für die theure Heimath glüht.

O bewahrt die schöne Flamme! laßt durch freies Wort sie nähren,
Und im Heiligthum des Herzens von dem Strahl des Lichtes zehren.
Nicht allein nach einer Krone: nach des Weibes reinem Sinn,
Strebet auch mit gleichem Eifer nach dem Kranz der Bürgerin!

Die Männer werden dagegen oft getadelt, besonders die „Großen, die auf fremdem Boden schwelgend, Ungarns Kraft verzehren." Aber wie kann der Sänger ihnen die Entfremdung vorwerfen? Singt er ja doch selbst in einer fremden Sprache.

31) Gedichte von den Ufern des Rheins von Zeiler. Frankfurt a. M., Schäfer, 1835. 12. S. 96.

Alle möglichen Gegenden, Ortschaften, historische Erinnerungen oder berühmte Personen des Rheinlandes geben dem Dichter Veranlassung, seine Empfindungen auszusprechen, aber er sagt uns eben nicht viel mehr, als daß er überall empfunden habe. Er hätte uns lieber malen und erzählen sollen, um unsere Empfindungen zu erwecken. Des Dichters Aufgabe ist nie, zu empfinden, sondern zu machen, daß Andere, die Leser, die Zuhörer empfinden. Auch fehlt diesem Dichter die

Klarheit. Gleich der erste Vers, den wir bei ihm aufschlagen, lautet:

Du, meine Gegend, bist die zarte Braut,
An deren Schönheit ich mich angeschlossen,
Ein Bild, in Berg und Thale hingegossen,
Wie diese Himmelshöhe angeschaut.

„Ein Bild, angeschaut wie diese Himmelshöhe," ist unklar, „die Gegend ist ein Bild wie diese Himmelshöhe," ist eigentlich völliger Unsinn.

Wir schlagen das Ende auf und finden da wieder Unsinn. In dem Gedicht an Streckfuß heißt es:

Und es berühren italienische Lüfte
Die Wangen, die du frisch und warm geröthet,
Es haucht der Athem jener fernen Düfte,
Vor welchem diese Zeit verschämt erblödet.

Was sind das für Düfte, vor denen „diese Zeit" verschämt erblöden müßte? Sollten es die Thaten der alten Römer, oder die Kunstwerke Italiens im Mittelalter seyn, die unseren Werken in unserer Zeit entgegengesetzt werden? Aber das sind noch keine Düfte. Abermaliger Unsinn!

Wir schlagen in der Mitte auf. Da steht „die Burg des heiligen Markus."

In schönen Formen stand im Abendlichte
Der Berg, der diese ernste Feste trägt.
Und unten, welches freundliche Gesichte,
Wie uns die Seele lieb und tief bewegt.
Wir kannten unsre rühmliche Geschichte,
Die wie ein Werk der Dichtung uns erregt:
Gewählet unten auf dem Königsstuhle
Die Herrn des Reiches, jenes geist'gen Thule.

Das ist alles. Ist das wohl ein Gedicht? „Und unten, welches, wie uns", ist das wohl eine Konstruktion?

In einem andern Gedichte steht:

Es sah Kopernikus die Himmel an,
Mit klarem, regten Geiste, werth
Des Himmels, wie er ihn gesehn.

Wie unnatürlich! Des Himmels, den Kopernikus gesehen, ist Kopernikus nicht werth, denn er hat gerade den Traum von einem sichtbaren Himmelreich der Seligen zerstört, und den Mechanismus des physischen Himmels an seine Stelle gesetzt. Wenn der Dichter hier eine poetische Antithese anbringen wollte, mußte er sagen: „obgleich Kopernikus das schöne Bild des äußern Himmels zerstörte, hat er doch den innern Himmel verdient," oder „gerade darum, weil er den Schein jenes Himmels zerstörte, mit dem so viel Mißbrauch getrieben worden war, verdient er den wahren Himmel."

32) Gedichte von Wilhelm Julius Schröder. Zweite Auflage. Karlsruhe und Baden, Marr, 1835.

Der alte Herr Verfasser glaubt die Welt mit einer förmlichen Geschichte dieser Gedichtsammlung behelligen zu müssen. O Sie lieber unschuldiger Mann, aus welchem Winkel der Welt kommen Sie denn her, um noch zu glauben, daß man sich für die abschlägigen Antworten, die ihnen Redakteure und Buchhändler bei Uebersendung Ihrer lyrischen Manuscripte vor dreißig Jahren geschrieben haben, interessiren werde? Wir haben andere Dinge zu thun, die Welt und Literatur ist bis oben hinaus voll von viel wichtigeren Dingen. Uebrigens haben die Redakteure und Buchhändler, die Ihnen Ihre Gedichte remittirten, so Unrecht nicht gehabt. Ich würde es eben so gemacht haben. Es ist allemal ein Verlust für die Verleger, wenn sie mittelmäßige Gedichte drucken; und es ist eine in unserm Zeitalter ganz sicher das Himmelmelreich erwerbende Tugend, unnöthige Bücher ungedruckt zu lassen.

Die hier vorliegenden Gedichte sind über allen Glauben abgeschmackt. Nur um den Beweis zu liefern, folgende Stellen:

An die Mädchen.

Ihr seyd die Engel dieser Erde!
Ihr seyd den Himmlischen verwandter
Als alle Männer auf der Erde:
Und wenn mich was mit Stolz erfüllet,
So ist's der selige Gedanke,
Daß mich die Jungfrau'n lieben werden,
Weil mir der Himmel meine Lieder
Durch eine Jungfrau eingegeben.

All euer Wirken, euer Streben
Gibt Raum den holden Phantasien:
Ihr singt am Spinnrad frohe Lieder,
Und träumt am Nähtrahm süße Träume:
Ihr seht in euren Kinderstuben
Die künftigen Geschlechter wachsen:
Ihr seyd die Zierden jedes Festes
In Schauspiel-, Ball- und Gotteshäusern ꝛc. ꝛc.

Wilhelmine.

Wilhelmine, Wilhelmine!
Die mir tausend Leiden schaffte,
Die mir tausend Freuden brachte:
War es möglich, daß der Himmel

Mich so weit von dir entführte:
Vielgeliebte Wilhelmine?

Bei den patriotischen Liedern, wo die altmodischen Namen Ruthenia, Borussia, Germania, beständig wiederkehren, kann ich nur sagen:

Sey du ein ganzer Russe, wird man dich ehren müssen;
Nur von dem halben Deutschen verlang ich nichts zu wissen.

33) Neuere Dichtungen von Karl Streckfuß. Halle, Schwetschke und Sohn, 1834.

Gelegenheitsgedichte an hohe Personen, preußische Hymnen, Geburtstagslied auf Goethe und dergleichen mehr; daneben eine Uebersetzung der schönen Erzählung von Boccaccio „der Falke", eine leider in Hexametern abgefaßte Umarbeitung des Buchs Ruth; endlich noch einige Originaldichtungen. Unter den leztern zeichnen sich „die Madü-Maränen" aus. Dies sind nämlich eine besonders schmackhafte Art von Fischen bei Stargardt in Pommern.

Ein Bischof lebt' in jener Stadt
Fromm, heilig gar, alt, lebenssatt,
So pflegt er von sich selbst zu sagen.
Doch wer, wenn er bei Tische saß,
Dem Heiligen zusah, wie er aß,
Mit überschwänglichem Behagen,
Wie, wenn er die Kiefern in gieriger Hast
Bewegte, des Angesichts Muskeln strozten,
Wie ganz verzückt, unbeweglich fast,
Gradaus die schwimmenden Augen glozten,
Der fürchtete vom Gottseybeiuns
Für diesen Herrn noch böse Streiche.

Der Teufel kommt wirklich, der Bischof verschreibt sich ihm für zwei der größten Fische, wenn er zur rechten Zeit komme, stellt aber die Uhr vorwärts und betrügt ihn. Langbein würde diese Geschichte mit viel besserer Laune erzählt haben. Streckfuß mischt die Sonntag, die Herrn von der Rechten und Linken, die Restauration und Association ꝛc. so recht echt berlinisch fade hinein. Etwas besser ist „das Riesenkind." Ein Riesenmädchen findet einen Bauer auf dem Felde und bringt ihn sammt Pflug und Pferden ihrem Vater. Dieser weise Mann spricht:

Wir haben hungrige Magen
Und können beinah noch mehr
Als hundert Menschen vertragen.
Wo aber nimmt man's her?
Das müssen die Bauern schaffen
In unser großes Schloß.
Drum schone den armen Laffen
Und achte, wie ihn, sein Roß.

Drum bringe sie Beide lebendig
Auf jenes Feld zurück! —

Ich habe aber irgendwo schon ein ganz ähnliches Gedicht gelesen, und wenn dieses nicht einmal original wäre, so hätte uns Herr Streckfuß keinen großen Begriff von seiner poetischen Erfindungskraft beigebracht.

34) Sagen aus dem Morgenlande. Von L. A. Frankl. Leipzig, Leo, 1834.

Wenn es uns Herr Frankl nicht übel nehmen will, erlauben wir uns die bescheidene Bemerkung, daß er die deutsche Sprache noch weniger als die lateinische versteht. Die lateinische versteht er nicht, denn er singt:

Von Einer, die im Flore
jugendlicher Blüthe lacht.

Im Flore jugendlicher Blüthe heißt aber: im Flore jugendlichen Flores, oder in der Blüthe jugendlicher Blüthe, oder mit einem Wort flos, floris heißt auf deutsch die Blüthe, die Blüthe heißt auf lateinisch flos, floris. Aber deutsch versteht Herr Frankl noch weniger, denn er singt:

Singt von einem süßen Weibe,
Holder Schönheit voller Kranz.

Man singt aber nicht von einem voller Kranz, sondern von einem vollen Kranze. — Er singt ferner:

Eine aufgeblühte Rose
Mit des Thaues Perlenklar.

Man singt aber nicht „mit dem Klar", sondern „mit der Klarheit." Er singt weiter:

Schenkt, vom ihren Arm umschlossen
Paradieses-Freuden sie.

Man singt aber nicht „vom ihren Arm", sondern „von ihrem Arme." Er singt ferner:

Und es träumt ein unterjochter
Sieger süßer Wonne Strahl
Mit der schönen Königstochter
In dem matt erhellten Saal.

Soll das heißen: „er träumt den Strahl der süßen Wonne?" Einen Strahl träumen, Herr Frankl, das ist ein kurioser Traum. Alle diese Schülerhaftigkeiten stehn schon im ersten Gedicht, und so geht es fort, daß man über die Sicherheit erschrickt, mit der man es heutzutage wagt, sich in die Literatur einzudrängen, ehe man nur die Anfangsgründe der deutschen Sprache in einer Elementarschule gelernt hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 83. Montag, 17. August 1835.

Lyrische Dichtkunst.

35) Gedichte von E. Ferrand. Neue Sammlung. Berlin, Stuhr, 1835.

Ein rüstiger Dichter. Erst im vorigen Jahre kam ein Band von ihm heraus, den wir (Nr. 99 unseres Blatts von 1834) besprochen haben. Seine Verse sind außerordentlich leicht und natürlich. Wie in der frühern Sammlung, so findet man auch in dieser viel Schönes.

Diese ganze neue Sammlung ist der Geliebten gewidmet, enthält ausschließlich Liebeslieder und glüht und pulset, schwärmt, lacht und weint in allen Versen. Es kommen freilich ganz erschrecklich viele Thränen in dem Buche vor, aber es sind gesunde wollüstige Thränen, wie sie Romeo weinte, wie sie die saftvolle Rede von sich gibt im Frühling. So widerlich sonst die Weinerlichkeit und lyrische Heulerei ist, hier ist bei den Thränen so viel Gluth, eine so lebhafte Zärtlichkeit, so etwas Rosenfarbenes, daß wir uns mit ihnen versöhnen.

Hämlinge kann ich nicht leiden
Und die jungen Sänger nicht,
Die im Thau der Sehnsucht weiden
Mit dem blassen Schafsgesicht.

Die mit weinerlichem Jammern
Immer blicken sternenwärts,
Sich an einen Mondstrahl klammern
Und stets reimen Herz auf Schmerz.

Die an ihres Herzens Zitzen
Stets nur melken Eitelkeit,
Und nicht mit den Fingerspitzen
Rühren der Geliebten Kleid.

Die nicht die Geliebte lieben,
Sondern nur ihr liebes Ich,
Wenn sie vor dem Spiegel üben,
Ihre Verse zimperlich.

Diesen jungen Dichterlingen
Wuchsen Federn, doch kein Bart.
Von der Liebe nur zu singen,
Das ist der Kastraten Art.

Sich nach Liebe kränklich sehnen,
Die man täglich haben kann,
Zu vergehn in weichen Thränen —
Wer das thut, er ist kein Mann.

Lasset doch die Mädchen zagen,
Zagen steht den Mädchen gut;
Doch die Männer müssen wagen,
Hat denn euer Herz kein Blut?

Statt euch selber blaß zu zehren,
Macht die Mädchen lieber roth,
Und will's einer euch verwehren,
Stecht den Nebenbuhler todt.

Obgleich nun Herr Ferrand nicht zu jenen lyrischen Hämlingen oder sentimentalen Don Juans gehört, sondern recht frisch und kräftig liebt und uns hier kein Lied mittheilt, was nicht aus einem Moment wirklicher Liebe lebendig entsprungen ist, so habe ich doch die kleine Bosheit nicht unterdrücken können, seine Thränen zusammenzuzählen. Karl Borromäus Freiherr von Miltitz sang einst:

O Thränen, Thränen, fließet fort,
Daß draus ein Strom entsteh',
Auf dem ich schwimme zu dem Ort,
Wo ich dich wieder seh'.

Herr Ferrand hat wirklich so viele Thränen vergossen, daß er sogar bequem mit dem Kahne drauf fahren könnte. Hier das Register:

(S. 6) Sie zerrinnen. Nasse Kleider,
Nasse Locken — Nasser Blick. —

S. 7) Im Traum hab' ich geweinet. —
Warum? Ich weiß es nicht!
Doch feucht ist von den Thränen
Mein glühendes Gesicht.

Einst hab' ich mich gehärmet,
Getrauert und geweint.

Da drang mit einemmal
In mein verweintes Auge,
Ein goldner, warmer Strahl.

(S. 9) Warum hab' ich geweinet?

Es zittert eine Thräne,
In meinem Aug' so hell;
Sie ist der letzte Tropfen,
Auf einen versiegten Quell.

Schon der letzte Tropfen? O nein, es reguet noch unendlich viele.

(S. 11) Dunkle Locken, bleiche Wangen,
In den Augen Thränenglanz.

(S. 14) Das ist keine Thräne, was so licht
In meinem Auge zittert.

(S. 45) In deine Augen schau ich trübe,
Den Blick von Thränen übernäßt —
Ist's Schnupfen oder Gram der Liebe,
Was diese Thräne ausgepreßt?

(S. 46) Wie, du weinst? Willst du mit Thränen
Löschen meines Busens Gluth?
Diese heißen Tropfen kühlen
Nicht mein wildbewegtes Blut.

Wenig küß ich von den Wangen
Dir der Thränen letzte Spur.

Es ist noch nicht die letzte Spur. Es beginnt immer von Neuem:

(S. 70) Weinen möcht' ich.

(S. 77) Mein Auge im Thränen-Morgenthau.

(S. 81) Ich lache noch und weiß es doch,
Bald werd' ich in Thränen ersticken.

(S. 83) Da steigt es schwellend im Auge empor,
Zu Thränen wurden die Lieder.

(S. 85) Du würdest weinen, sähest du den Schmerz
In meinem Busen glühen.

(S. 86) Da hab' ich grell und gellend aufgelacht,
Erstickend fast an unterdrückten Thränen.

(S. 88) Dann wühl' in deines Herzens Wunden,
Dann weine, wenn du weinen kannst.

(S. 90) Was zuckt so hell durch meinen Geist? Von feuchten
Getrübten Augen weicht die Nacht zurück.

Mein Auge verdunkelten Thränen,
So trübe brennt das Licht.

(S. 92) Ueber meine blasse Wange
Will die heiße Thräne rinnen.

(S. 108) O Hölle und Tod!
Das sey die letzte Thräne.

Aber es ist noch immer nicht die letzte.

(S. 121) Wie wird es mir im Auge
So heiß, so schwellend naß, —
Da fällt eine helle Thräne
In's morgenfeuchte Gras.

Was ist es, das mit Thränen,
Aus meinem Auge bricht?

Zertropft das Eis des Winters
In solche Thränen auch?

(S. 123) Es wendet sich in Thränen
Zur dunkeln Erde der Blick.

(S. 147) Nein, ich will hier sitzen bleiben,
Nassen Blicks hinüber sehen.

(S. 149) Mir war das heiße Herz so voll,
Daß es in Thränen überschwoll.

(S. 153) Da hab' ich traurig die Blumen gepflückt
Und eine Thräne im Auge zerdrückt.

(S. 156) Sehnend durch die blaue Ferne
Schweift der thränentrübe Blick.

(S. 164) Da wird es trüb vor meinem Blick
Und trüber stets und trüber.

(S. 171) Trübt sich nicht mein Auge?

(S. 185) Da steht ein Mann in stummem Schmerz,
Keine Thräne netzt sein Auge.

(S. 186) Und von heißen Thränen fühlt er
Seine Augen überthaut.

(S. 196) Du kamst in stiller Nacht zu mir
Und weintest auf mein Kissen.

Und ich mit nassen Blicken fand
Mich auf dem feuchten Kissen.

(S. 197) Umschlingen möcht' ich deine Knie,
Und weinen vor Schmerz und Glück.

(S. 200) Sein Aug' umflort sich feuchtend,
Er deckt es mit der Hand.

(S. 201) Im Auge wird es ihm nasser,
Es drängt sich schwellend heiß.

In einer Thräne spricht es,
Was nie die Lippe spricht.

(S. 203) Und mir ist, als müßt' ich weinen,
Da der Himmel weinen will.

(S. 210) Starrt ein thränentrübes Auge jetzt verzweifelnd himmelwärts.

(S. 214) Und weinend spricht die Jungfrau.

(S. 215) Die, überströmt von Thränen,
Ihm stumm in's Auge schaut.

Sie kehrt in stillem Weinen
Zurück zum hohen Schloß.

(S. 240) Wie im wachen Traume hör' ich
Auf der Tropfen stillen Fall.
Einst verglich ich ihrem Fallen
Trauernd meiner Thränen Fall.

(S. 244) Und die Thrän' in deinem Blicke,
Sagte, was der Mund verschwieg.

(S. 246) Als du weintest, Kind, in heißen Schmerzen
Und auf deinen rosighellen Wangen
Helle Thränen zitterten. —

(S. 248) Meiner Dichtung Frühlings Au
Grünte kaum, als ich die Sprossen
Meiner Lieder nur begossen
Mit der Trauer Thränenthau.

(S. 260) Scherzend küß ich dir die schönen
Hellen Augen thränenblind.

Lachend fährst du auf, dein Auge
Trübt der Thränen heißer Quell.

(S. 280) Du sagtest nichts, du hast dich abgewandt.
Dein Auge nicht, die Seele sah ich weinen.

(S. 281) Und bebend in den Schauern heil'ger Lust
Küßt' ich die Thränen von der heißen Wange.

(S. 299) An vielen heißen Thränen um ein Nichts.

Das heißt sich doch satt weinen. Neben den Thränen spielen die heißen und rothen Wangen die größte Rolle:

(S. 7) Kalt ist die Nacht, doch meine Wange glüht.

(S. 8) Mein glühendes Gesicht.

(S. 30) Was glühen meine Wangen röther?

(S. 31) Auch meine Wangen glühen.

(S. 32) Mein Auge flammt, die Wangen glühen.

(S. 48) Die Rosen ihrer Wangen.

(S. 50) Geröthet deine zarte Wange war.

(S. 61) Die Wangen erglühn in dunkelm Brand.

(S. 62) Die Wange färbt kein Roth.

Und so unzähligemal. Eben so oft kommen die Ausdrücke „träumend, im Traume" vor. Der Dichter geht, steht und sitzt träumend an der Seite der Geliebten, sie lehnt sich träumend an ihn, er blickt träumend zu ihr hinüber oder hinauf, sie blickt träumend zu ihm hinüber oder hinunter ꝛc.

Die Liebenden sind sich selbst genug, auf die Dekoration kommt nicht viel an. Daß die Liebe in einer großen, eben nicht mit Naturschönheiten allzu reichlich gesegneten Hauptstadt spielt, kann man nicht wohl verkennen. Ein Fenster, eine zuweilen vom Regen nasse Straße, ein Weg zur Kirche, zum Theater, ein Paarmale ein wenig Grün am Spreeufer, das und das trauliche Stübchen ist die ganze Coulissenmalerei. Desto mehr sind wir gezwungen, uns nur für die beiden Liebenden allein und für ihre Küsse, Thränen und zärtliche Tändeleien zu interessiren.

Einige Gedichte zeichnen sich neben dieser Liebesgluth durch poetische Gedanken aus, z. B.:

Auf dem Strome.

Lächelnd blickt die goldne Sonne
In des Stromes klare Wellen,
Die, sich hebend und sich senkend,
In dem Hauch des Windes schwellen.

In den hellen Wassern schaut sie
Froh ihr Abbild, schönheittrunken —
Zitternd strahlt es und gebrochen,
Wie in hundert Sternenfunken.

Also strahlt dein Bild mir, Holde,
Im bewegten Herzen wieder:
Zitternd, hundertfach gebrochen,
In dem Strome meiner Lieder.

Das Häuschen.

Ich weiß ein nettes Häuschen,
Ich weiß ein Fensterlein.
Weinlaubgewinde ranken
Und schwanken
Zum Fenster fast hinein.

Oft steh' ich vor dem Häuschen
Im Mondenlicht allein,
Und meine Träume ranken
Und schwanken
Zum Fenster still hinein.

Ueber dem Küssen und Weinen vergißt der Verfasser, uns seine Geliebte zu malen, damit wir doch ungefähr wissen, wie sie aussieht. Das sollen alle Dichter thun, aber die guten Jungen sind so eifersüchtig, und sagen uns immer bloß, daß sie schön sey, hüten sich aber, uns das Bild selbst zu zeigen. Es wird uns hier nichts weiter vergönnt, als ein Blick aus dem Fenster:

Sonntagsmorgen.

Trübe blick' ich von dem Fenster
Auf die nasse Straße nieder —
Glockenklänge! Ach, sie hallen
Nicht in meinem Herzen wieder.

Sieh, da geht ein schlankes Mädchen —
Sorgsam, daß sie sich die reinen,
Weißen Strümpfchen nicht beschmutze,
Sucht sie nach den trocknen Steinen.

In der Hand ruht ein Gesangbuch
Und ein frischer Rosenstrauß;
So im Sonntagskleide geht sie
Nach dem nahen Gotteshaus.

Bleiches Antlitz, blaue Augen,
Helles Blondhaar, schlicht und glatt —
Wie das blasse, stille Antlitz
Meinen Blick gefesselt hat!

Alte Träume blüh'n allmählig
Duftig auf in meinem Sinn,
Und es zieht unwiderstehlich
Mich ihr nach zur Kirche hin.

So viel Gewöhnliches nun auch in diesen Liedern vorkommt, so macht doch die nie ermüdende lebendige Liebeslust, die sie beseelt, einen heitern Eindruck auf den Leser. Nur einige Spielereien scheinen mir unnatürlich, z. B. folgende:

Weßhalb?

Immer muß ich seltsam träumen,
Immer, wenn ich bei ihr bin:
Zu der schönen, weitentlegnen,
Süßen Kindheit schweift mein Sinn.

Trägt der Traum mich deßhalb immer
Zu dem Land der Kindheit hin,
Weil so kindlich ist die Holde,
Oder — weil ich kindisch bin?

Es denkt erstens Niemand, wenn er bei der Geliebten ist, an seine Kinderjahre zurück, und zweitens ist es nicht witzig, wenn man sagt, man sey kindisch. Der wahre Humor der Liebe ist kindisch, aber er sagt nicht, daß er es sey.

36) Gedichte von H. G. Studemund. Rostock, Adlers Erben, 1833.

Da Doberan berühmt geworden ist, mußte es natürlich auch besungen werden. Das ist hier geschehen mit gehöriger Reverenz für die, welche sich um den Ort verdient gemacht haben. Darum ist das poetische Feuer, das man hier zu erwarten hat, von einer Illumination geborgt:

Dampfringelnde Wogen,
Von Blitzen durchzogen
Im wirbelnden Tanz
Enthüllen die Krone:
Zum strahlenden Lohne
Für Friederich Franz!

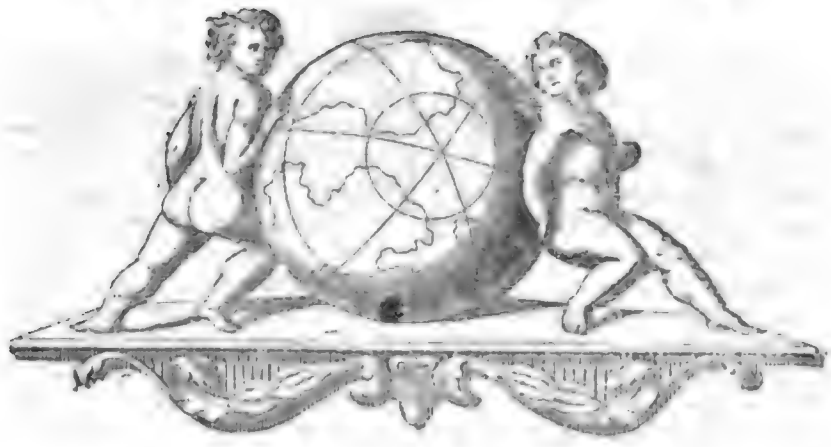
Die meisten Gedichte beziehen sich auf die Geschichte, die Gegend, die Bäder von Doberan. An den Krieg von 1813 wird erinnert:

Zittre Franke,
Auf der Flanke
Zieht heran
Karl Johann!

Das Leben und Treiben, das Kommen und Scheiden der Gäste wird besungen:

Ach, die Badezeit ist aus!
Alles ist zu Ende,
Alle Gäste gehn nach Haus ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 84. Mittwoch, 19. August 1835.

Reisen.

Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit. Eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik. Mit Karten. Herausgegeben von Dr. Widenmann, Redakteur des Auslandes, und Dr. Hauff, Redakteur des Morgenblatts. Erste bis vierte Lieferung. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1835.

1) Darstellung des gegenwärtigen Zustandes von Irland. Von einem mehrjährigen Beobachter.

Der ungenannte Verfasser erklärt in der Vorrede, daß er ein geborner Deutscher und Protestant sey, sich aber zum Katholicismus bekehrt habe und in religiöser Beziehung vollkommen römisch, in politischer dagegen legitimistisch denke. Dies ist nicht uninteressant in Beziehung auf seine Darstellung der irländischen Verhältnisse, und er selbst gesteht ein, daß es ihn nicht selten in große Verlegenheit gebracht habe, wenn er in O'Connel den Befreier der katholischen Kirche ehren und zugleich den Demagogen verdammen mußte. Da wir indeß genau wissen, welcher Ansicht er huldigt, da er durchaus mit keinen Täuschungen umgeht und Irland aus eigener langer Beobachtung kennt, so ist sein Werk sehr unterrichtend.

Zuerst schildert er das Volk in seiner noch durch keine moderne Kultur gezähmten Wildheit. Ein Beispiel statt aller. Am 24. Juli 1834 trug sich Folgendes in Irland zu: „In der Gegend von Ballyheagh sind zwei große Faktionen, die sich alle Augenblicke raufen. Das bei diesem Flecken jeden Sommer abgehaltene Pferderennen kommt ihnen dazu jedesmal höchst erwünscht, und der ausschließliche Besitz eines gewissen Platzes gibt dann gewöhnlich den Zankapfel ab, da es für einen „Ehrenpunkt" gehalten wird, sich davon Meister zu machen. In diesem Jahre hatten sich beide Theile, die Lawlors und Cooleens, verabredetermaßen besonders zahlreich eingefunden; jede einzelne Partei mochte vielleicht über acht- oder neunhundert Köpfe gemustert haben. — Einige Friedensrichter der Nachbarschaft, vorher von ihren Absichten unterrichtet, hatten eine in der Gegend stationirte Compagnie Infanterie requirirt, die sich auch eingestellt hatte und Vormittags die Ruhe so ziemlich erhielt, daß es schien, als ob es zu keinen Exzessen kommen würde. Doch am Nachmittag erhielt die Sache plötzlich ein anderes Ansehen. Die Lawlors fanden sich immer zahlreicher ein, besetzten einen Platz zwischen den

Buden und Zelten, und stellten sich förmlich in Ordnung, um ihre Gegner zu erwarten, die sich etwa eine halbe englische Meile davon ebenfalls sammelten und auf sie losrückten. Dem kommandirenden Offizier fehlte es an der bei solchen Gelegenheiten so nöthigen Entschlossenheit, und da er es für unmöglich hielt, etwas Wirksames zu unternehmen, so verhielt er sich lieber ganz unthätig. — Inzwischen hatten sich beide Faktionen einander genähert; es begann ein Steinhagel, und gleich darauf fielen sie mit ihren Shillalahs (dicken Prügeln, der gewöhnlichen Waffe) über einander her und schlugen sich so lange herum, bis zuletzt die Cooleens die Flucht nach dem nahegelegenen Flusse nahmen. Ein Theil suchte sich durch Schwimmen zu retten, Andere aber drängten sich in ein am Ufer liegendes Boot, das bald überladen unglücklicherweise in der Mitte des Stroms umschlug. Von allen Seiten ertönte nun das Angst- und Hülfegeschrei der Ertrinkenden; aber die Lawlors hatten so wenig Erbarmen, daß sie die Flüchtlinge bis an den Hals in's Wasser verfolgten. An dreißig der besiegten Partei fanden theils ihr Grab in den Wellen, theils wurden sie von ihren Verfolgern durch Steinwürfe oder mit Knitteln getödtet, während viele Andere schwer verwundet fortgetragen werden mußten. Dies alles geschah vor den Augen des Militärs und mehrerer Magistratspersonen, die aus Unmacht oder strafbarer Unschlüssigkeit den größten Theil des Tages müßige Zuschauer blieben und erst einschritten, als alles vorbei war. Die Polizei allein mischte sich schon früher in das Getümmel, doch ohne besondern Erfolg, weil sie von den Truppen nicht im Geringsten unterstützt wurde."

Diese Privatfehden, in denen sich das Faustrecht des Mittelalters fortpflanzt, sind aber eine Kleinigkeit gegen den großen Krieg zwischen den altkatholischen Irländern in den Gebirgen und den protestantischen, nach und nach eingewanderten Engländern in den Niederungen. Der Verfasser gibt eine Skizze von der Geschichte Irlands. Unter Heinrich II. faßten die Engländer das erstemal festen Fuß in Irland. Ihre Grausamkeiten erreichten aber den höchsten Grad, als sie die Reformation annahmen, die Irländer dagegen katholisch blieben. Nach greuelvollen Metzeleien von beiden Seiten verloren die Irländer allen Güterbesitz und alle politische Rechte. Schon Jakob I. hob gesetzlich ihre alten Clans oder verwandtschaftliche Genossenschaften auf. Cromwell und Wilhelm III. rotteten in verheerenden Kriegen die alten Grundherrn aus oder verdrängten sie und gaben alles Land ihren englischen Anhängern. Seitdem leben die Irländer nur noch als Pächter und Bettler auf ihrem ehemaligen Eigenthum. Zugleich verloren sie alle politischen Rechte, alle Stellen im Civil und in der Armee und Marine, die Fähigkeit, in's Parlament gewählt zu werden ꝛc. und waren durchaus nur noch die Heloten der Engländer, die in ihrer grünen Insel nach Belieben schalteten und walteten. Schlimmer als alles Andere war der Zustand der irischen Kirche. Alle Kirchengüter und Kirchenrechte wurden den Katholiken entrissen und den Protestanten übergeben, während doch das Volk katholisch blieb. Die armen katholischen Einwohner mußten der ihnen so feindseligen protestantischen Kirche den Zehnten leisten und die müßigen Söhne englischer Lords, die sich auf den Bischofsitzen blähten, zu Tode füttern, während ihre eignen katholischen Priester kein Obdach, kein Gotteshaus mehr fanden, unter steter Todesfurcht nur heimlich die Messe lesen konnten und kein Sakrament verrichten durften. Gesetzlich galt keine von einem katholischen Geistlichen eingesegnete Ehe, es mußte sie ein Protestant eingesegnet haben.

Durch gräßliche Vertilgungskriege hatte England die Irländer, als die schwächern, bisher im Zaum gehalten. Nun brach aber die Insurrektion in Nordamerika aus. Eine große englische Kolonie fiel ab. Man fürchtete auch für Irland und zum ersten Mal lüftete man Irlands schwere Fesseln, doch nur ein wenig und nicht aus Großmuth, sondern nur aus Furcht und ängstlicher Politik. Nun wurde aber der Parteikampf zwischen den Wigds und Tories im englischen Parlamente lebhafter, und die ersteren machten Irlands Sache zu der ihrigen, um einen neuen Grund zur Anklage gegen die Tories zu haben, und die bisher gänzlich vernachläßigte irische Frage begann immer populärer zu werden. In Irland selbst erneuerten sich die Unruhen. Die Protestanten gründeten daselbst 1795 die Orange-Loge, als einen Bund, dessen Zweck die Aufrechthaltung aller englisch-protestantischen Privilegien, die Verewigung alles bisherigen gegen die Irländer begangenen Unrechts war. Nun bildeten auch die Katholiken einen Verein unter dem Namen der Defenders.

Ein solcher Bund war neu. Alle Köpfe gährten. Die französische Revolution steckte mit ihren Flammen Irland an. Der Haß war auf den höchsten Grad gestiegen. Da wurden in der Grafschaft Werford alle Protestanten ermordet. Doch die englischen Truppen siegten auf's Neue. Die katholischen Irländer wurden entwaffnet. Nur die protestantischen behielten ihre Gewehre und das Recht, als Yeomanry in militärische Corps eingetheilt, das Land zu bewachen. Um aber Irlands Interessen mit denen Englands auf's genaueste zu verknüpfen, beschloß der Minister Pitt 1800 die Union beider Länder, so wie schon früher England mit Schottland unirt worden war. Doch war Irland bei dieser Vereinigung nicht auf gleichen Fuß gestellt, sondern in jeder Hinsicht hintangesetzt. Kein Katholik durfte in's Parlament gewählt werden, also hatte das unglückliche Volk keinen einzigen Sprecher

für seine Rechte, ausgenommen protestantische Whigs, denen die irische Frage nur Nebensache, nur Mittel für anderweitige Zwecke war.

In der That geschah auch so viel als nichts für die Irländer. Man schickte zuweilen eine Kommission in's Land, den Grund der vielfachen Klagen und Beschwerden zu untersuchen, ließ aber die Sache immer wieder fallen. Nur Irland selbst konnte sich helfen und that es. Daniel O'Connell stellte sich an die Spitze seines Volks, vereinigte alle Kräfte desselben, richtete sie alle auf einen Punkt hin, auf die Emancipation der Katholiken, bediente sich dabei, mit kluger Vermeidung jeder Gewaltthat, immer nur der Mittel, welche die von ihm auf's gründlichste gekannten Gesetze ihm darboten, benuzte mit ungemeiner politischer Voraussicht jede aus andern Ursachen entsprungene Verlegenheit des englischen Ministeriums, und sezte endlich im Jahr 1829 jene berühmte Emancipation wirklich durch. Nachdem er seinem Volk die politischen Rechte, die Gleichstellung mit den Protestanten, wiedererworben, ging und geht er ferner darauf aus, erstens die protestantische Kirche in Irland ihres unerhörten Monopols zu berauben, und zweitens die Union mit England wieder aufzulösen. Zu jenem ist bereits der Anfang gemacht. An diesem aber dürfte der große Agitator Irlands scheitern. Der Verfasser sezt sehr klar und einleuchtend auseinander, daß Irland politisch und merkantilisch an England gebunden ist, daß es ohne Englands Schuz, ohne Englands Markt kaum existiren könnte.

Dies ist auch der Punkt, wobei der Verfasser dem Agitator schwere Vorwürfe macht. „Da O'Connell das Wohl Irlands als Wahlspruch auf der Fahne zur Schau trägt, mit welcher er beständig gegen England in's Feld rückt, so sollte man glauben, daß er bis zur Erreichung seines endlichen Ideals irischer Glückseligkeit, bis zur Aufhebung der Union, wenigstens einstweilen jede sich darbietende Gelegenheit ergreifen würde, um die Lage seiner Landsleute besonders in solchen Beziehungen zu verbessern, wo Leute von allen Parteien ihm mit Freuden die Hand bieten würden. Aber Demagogen sind nicht mit demselben Maßstabe zu messen, wie andere Menschen. Gleich allen Revolutionärs reißt er überall Wunden auf und träufelt sein ätzendes Gift hinein, aber das Heilen ist nicht seine Sache. Freilich schreit er beständig über das im Lande herrschende Elend und sucht schlauerweise die ganze Schuld desselben auf England zu wälzen; aber bis jezt hat er auch noch nicht ein einziges Mittel in Vorschlag gebracht, die Noth zu lindern, sondern hat sich im Gegentheil allen Maßregeln der Art auf's heftigste widersezt; denn gelänge es, die Lage des Volks wirklich zu bessern, so würde ein großer Theil desselben weniger zu Umtrieben und zu Insurrektionen geneigt seyn. Dies stimmt aber nicht zu den Planen eines Mannes, der von Unruhen lebt. Ich greife hier aus einer Menge von Belegen nur einige heraus, die sich Jedem, der mit Irland bekannt ist, sogleich aufdrängen. — Eins von den größten Uebeln, worunter die ärmere Klasse des Landvolks — wenigstens $^2/_3$ der Bevölkerung — leidet, ist die Unsicherheit des Pachtbesitzes und mehr noch der übermäßige Grundzins, welcher in vielen Fällen mit dem Ertrage des Landes auf par steht. Die Folge des erstern ist, daß die armen Pächter (tenants) oft, wenn sie es am wenigsten vermuthen, von Haus und Hof vertrieben werden; die Wirkung des zweiten aber ist, daß sie oft gar nicht zahlen können. ein Jahr, auch wohl zwei Jahre im Rückstande sind, und um nicht ausgepfändet zu werden, endlich mit Weib und Kind davon gehen, um zu sehen, ob sie anderswo ein besseres Unterkommen finden können. Häufig sind diese bedauernswerthen Leute genöthigt, im Herbst ihre paar Schweine und Feldfrüchte zu verkaufen, um nur die Gutsherren oder deren Agenten zu befriedigen, so daß sie den Winter hindurch entweder ihr Leben mit Kartoffeln und Salz fristen oder gar betteln gehen müssen. Dieser Zustand ist wiederholt von humanen Grundbesitzern zur Sprache gebracht worden und gewiß ein würdiger Gegenstand für die Aufmerksamkeit eines Mannes, der sich die Verbesserung der traurigen Lage des Volks zur Aufgabe gemacht hat, und dem sein Stand als Parlamentsglied obendrein die Pflicht auferlegt, dafür zu arbeiten, daß diesem Uebel gesezliche Schranken gesezt werden; — dessen ungeachtet hat O'Connell noch niemals seine Stimme dagegen erhoben! — Daß die Armuth und die Noth im Lande eine furchtbare Höhe erreicht haben, kann Niemanden entgehen, der nur 24 Stunden in Irland gewesen ist. Das Elend ist so groß, daß die Leute schaarenweise nach England gehen, um dort Arbeit zu suchen oder zu betteln, während die ganze Insel von halb nackten, halb verhungerten Geschöpfen wimmelt. Nach göttlicher Ordnung sind die Reichen und Wohlhabenden nicht bloß aufgefordert, sondern verpflichtet, ihre armen Mitmenschen, besonders die Alten, die Schwachen und die Unmündigen, gegen das Verhungern zu sichern. Wo daher Privatwohlthätigkeit nicht ausreicht, ist in jedem wohleingerichteten Staate von der Regierung dafür gesorgt, daß wirklich Hülfsbedürftigen und Schwachen ein Obdach oder nothdürftiger Lebensunterhalt zugewiesen werde. Was wird der Leser daher sagen, wenn er hört, daß in Irland für die Armen auch nicht die geringsten Vorkehrungen der Art getroffen sind, und daß O'Connell sich im Parlament der Einführung eigener Armensteuern und Armengesezze auf's heftigste widersezt und sogar deßhalb mit dem verstorbenen Bischof Doyle einen heftigen Streit angefangen hat! Mag seyn, daß die englische

Armenordnung schlecht ist, daß die von Lord Brougham ausgehecke sogenannte Verbesserung derselben, gleich andern Machwerken dieses herumwandernden, sich selbst Weihrauch streuenden und um Volksgunst bettelnden Lordkanzlers, dessen unzulängliche Kenntniß der Sache und Vorliebe für Theorien beweist, so liegt in dem Allem kein Grund, weßwegen jede Maßregel der Art für Irland verworfen werden müsse. O'Connells Behauptung, daß dadurch der Privatwohlthätigkeit vorgegriffen werde, ist gänzlich unhaltbar, denn die Privatwohlthätigkeit läßt jezt Hunderte in der Mitte des sie umgebenden Ueberflusses verhungern." Diese Vorwürfe werden auch noch in Bezug auf andere Mittel, der Noth Irlands abzuhelfen, fortgesezt.

Indem der Verfasser am Schluß den traurigen Zustand des Landes in allen Zweigen der Verwaltung mustert, läßt er durchblicken, das Uebel liege tiefer, als daß es durch bloße Gesetzgebung gehoben werden kann. Nie wird Irland glücklich seyn, bis sein Boden frei ist, bis die wenigen großen Güter englischer und größtentheils abwesender Besitzer in viele kleine Güter irischer und im Lande bleibender Besitzer zerschlagen sind. „Im Durchschnitt sind alle, besonders aber die kleinern Pachtungen und die Unterpachten, unverhältnißmäßig hoch, da erledigte Grundstücke oft förmlich versteigert und dem Meistbietenden zugestanden werden, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob er im Stande sey, die gebotene Summe aufzubringen. Sehr häufig trägt der Boden wenig mehr als den Zins ein und oft diesen kaum, so daß die Leute nicht nur ihre Arbeit nicht bezahlt erhalten, sondern auch vorzüglich in schlechten Jahren nicht fähig sind, ihre Gutsherren zu befriedigen, obwohl viele derselben das erbärmlichste Leben führen. Ein polnischer Bauer ist in mehr als Einer Beziehung ein Prinz gegen diese Irländer. Gewöhnlich leben sie in Hütten (mud-houses, cabins), die sie selbst aus Rasen oder rohen Felsstücken bauen und mit Haidekraut oder Stroh decken. Schweine mit ihren Ferkeln, Gänse, Hühner, und was sie sonst haben, logiren mit ihnen in denselben vier Wänden; Betten sind eine große Seltenheit; etwas altes Stroh und eine zerlumpte wollene Decke machen ihr ganzes Nachtlager aus. Grobes Hafermehl mit Wasser zu Brei gekocht oder Kartoffeln sind ihr Frühstück, Mittag- und Abendbrod; ungeachtet der sehr ergiebigen Seefischereien gehört ein Häring oft schon zu den Leckerbissen, und Fleisch gibt es nur an Sonn- und hohen Festtagen; denn ihre Schweine müssen sie verkaufen, um nur die Pacht aufbringen und den Zehnten entrichten zu können. Die Eier werden zu Markte getragen und müssen den Branntwein bezahlen, von dem sie leider oft zu große Liebhaber sind. In vielen Gegenden läuft Alt und Jung Jahr aus, Jahr ein ohne Strümpfe und Schuhe und häufig in Lumpen umher, die ein deutscher Bauer kaum mit dem Fuße auf die Seite stoßen würde. Cobbett schreibt daher in einem Brief an seinen Verwalter mit völligem Recht: „daß die Schweine in England ein unendlich viel besseres Leben führten, als die Menschen in Irland." — Werden nun solche elende Geschöpfe, wie ich sie hier geschildert habe, und wie es deren Hunderttausende auf der Insel gibt, durch die Gutsherren von Haus und Hof verjagt, so bleibt ihnen in den meisten Fällen nichts Anderes übrig, als den Wanderstab zu ergreifen und mit Weib und Kind um Nahrung und Obdach zu betteln, denn Tagelöhnerarbeit finden sie höchstens in der Saat- und Erntezeit. Werden sie krank, so sterben sie oft wie das liebe Vieh in einem Graben an der Landstraße, wenn sich nicht vielleicht ein gutmüthiger Samariter ihrer erbarmt und ihnen sein eigenes Streulager einräumt. Vom Staat ist auf keine Weise für die Armen gesorgt, weil sich die Demagogen der Einführung von Armengesetzen entgegenstellen." Aber die Armengesetze sind nur ein Palliativmittel. Die radikale Heilung ist nur von einer gänzlichen Veränderung des Besitzstandes zu erwarten. Daher thäte den großen Güterbesitzern in Irland und in England nichts mehr Noth, als eine Nachahmung der längst in Preußen begonnenen Dismembrationen. Wenn sie sich nicht auf rechtlichem Wege dazu verstehen, ihre Majorate an kleine Eigenthümer kaufsweise zu zerschlagen, so werden sie ohne allen Zweifel früher oder später durch eine Revolution derselben beraubt werden.

Lyrische Dichtkunst.

37) Fünf und dreißig Gedichte für Deutsche. Von G. Leisler. Darmstadt, Heil, 1835. 12. S. 53.

Da das Buch deutsch geschrieben ist, so war der Zusatz „für Deutsche" wohl nicht nöthig. Soll es besondere Ermahnungen an das deutsche Volk enthalten, so hätts es wohl nicht der „Großmutter" zugeeignet werden sollen. Doch findet sich darin nur eine solche Ermahnung, nämlich eine versifizirte Warnung vor der französischen Propaganda. Die übrigen Dichtungen sind harmlose Romanzen:

Der Kaiser Friedrich war, wie Saul,
Kein großer Pfaffenfreund ꝛc.

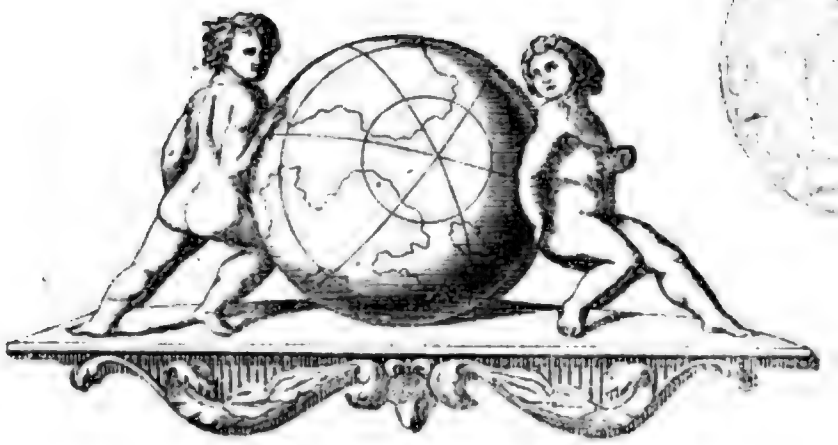
Der Wicher war von deutscher Art.
Ein wackrer Degenkampf ꝛc.

Oder Frühlingslieder und dergleichen:

Ich kenn' ein schönes Blümchen,
Es blüht am Wiesenquell ꝛc.

Die Sonne glänzt in hehrer Milde
Auf unser Erdenthal herab ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 85. Freitag, 21. August 1835.

Reisen.

Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit. Eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik. Mit Karten. Herausgegeben von Dr. Widenmann, Redakteur des Auslandes, und Dr. Hauff, Redakteur des Morgenblatts. Erste bis vierte Lieferung. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1835.

2) Algier, wie es ist. Mit einer Karte.

Auch hier urtheilt ein guter Beobachter. Derselbe stellt gleich die Behauptung voran, nichts schade der Niederlassung in Algier so sehr, als das Stillschweigen Frankreichs über seine definitiven Plane mit Algier; man sey in Ungewißheit, deßwegen könne nichts gedeihen. Allein er muß gerecht seyn. Jene Ungewißheit ist für die Frage von Algier, wie für die noch weit wichtigere Frage von Frankreich überhaupt nichts Willkürliches, das man tadeln könnte, sondern eine Nothwendigkeit, die man nur beklagen, aber nicht ändern kann. Wie sollte Ludwig Philipp die Zukunft Algiers garantiren, da ihm Niemand seine eigne Zukunft garantirt! Und was will er machen? Thut er zu viel für Algier, so erschöpft er seine Hülfsmittel und reizt die Eifersucht Englands. Zieht er sich ganz von Algier zurück, so beleidigt er den französischen Nationalstolz und erscheint, den ritterlichen Bourbons gegenüber, welche die Eroberung unternahmen, feig und ein Sklave der fremden Diplomatie. Er hat also auch in dieser Beziehung das Juste-Milieu vorgezogen. Er thut nicht genug, um Algier emporzubringen, und läßt es doch nicht ganz fahren.

Daher beklagt der Verfasser, daß für die Kolonisirung noch so viel als gar nichts geschehen sey, obgleich die zahllosen europäischen Auswanderer, die unsere Uebervölkerung jährlich auswirft, nirgends zweckmäßiger untergebracht werden könnten, als in einem uns so nahe liegenden, so äußerst fruchtbaren Lande, das ganz dazu gemacht ist, den Kreis der europäischen Politik, Civilisation und Industrie zu erweitern.

Daher beklagt sich der Verfasser, daß noch so viel als nichts für die Civilisation der Einwohner, für die Erziehung derselben zu europäischer Bildung, und namentlich für die Emancipation der Sklaven geschehen sey.

Daher ferner die lauten Klagen und Vorwürfe über die Fortdauer der allerliederlichsten Militärverwaltung, wobei Alles verschleudert wird und Jeder nur

darauf denkt, auf Kosten der öffentlichen Kassen sich zu bereichern.

Folgende historische Uebersicht ist von vielem Interesse, indem sie zeigt, von wie viel verschiedenen Gesichtspunkten die militärischen Administratoren Algiers ausgegangen sind. Der Eine wollte nur kolonisiren, die Eingebornen durch das Gewicht der europäischen Einwanderer erdrücken. Der Andere wollte im Gegentheil die Einwanderung verhüten und die einheimische Bevölkerung durch Güte gewinnen. Der Dritte hoffte mehr von der Gewalt. Die Uebrigen hatten keinen Plan mehr, sondern hielten den Zustand, wie er war, nur zur Noth hin. „Seit der Besitznahme Algiers haben fünf Militärchefs nach einander die Zügel der Regierung geführt. Man kann daher die Geschichte Algiers seit der neuen Gestaltung der Dinge, und zwar von dem Jahre 1830 an, in eben so viele Perioden eintheilen.

Die erste Periode, Marschall Bourmont.

Zweite Periode, Marschall Clauzel.

Dritte Periode, General Berthezene.

Vierte Periode, General Rovigo.

Fünfte Periode, General Voirol, interim. Gouverneur.

Eine sechste Periode beginnt mit dem General Drouet d'Erlon, dem jetzigen Gouverneur von Algier.

Die Periode Bourmont kann ihrer kurzen Dauer wegen nur von der militärischen Seite beleuchtet werden, und in dieser Beziehung war sie die glänzendste."

„Die Periode Clauzel war der Wohlfahrt des Landes insofern günstig, als es während derselben vielen Europäern, besonders aber Deutschen, erleichtert ward, sich in der Umgegend von Algier anzusiedeln; nur wäre es zu wünschen gewesen, daß man es von Seite der Administration nicht bloß bei den Versprechungen hätte bewenden lassen, welche man den Ankömmlingen im reichen Maße spendete. Mehr That und weniger Worte würden vielen Unglücklichen Reue und Elend erspart haben, welches beides denen im reichlichen Maße zu Theil geworden ist, die sich zu leichtgläubig jenen Versprechungen hingegeben haben."

„Allgemein gibt man diesem Marschall Schuld, zum Nachtheile des allgemeinen Wohles seine Privatinteressen auf eine unzweideutige Weise bedacht zu haben. Er befindet sich im Besitze sehr bedeutender Ländereien, deren Werth sich weit über eine Million beläuft. Seine Ländereien würden noch ausgebreiteter seyn, wenn nicht das französische Gouvernement für gut gefunden hätte, ihm den Besitz einiger derselben, wie z. B. la maison carrée, mit dessen sehr einträglichen Umgebungen, streitig zu machen. Es dürften hierbei von Seite des Marschalls einige Irrthümer vorgefallen seyn, die von der Mangelhaftigkeit seiner Begriffe über die Scheidung des Staats-Eigenthums von dem seinigen herrühren sollen. Die öffentliche Meinung hat ihn in dieser Beziehung gerichtet, und sein Andenken ist in Algier nicht so geachtet, als es seine sonstigen Eigenschaften verdient haben würden. — Der Marschall Clauzel hatte mit dem Bey von Tunis einen Vertrag abgeschlossen, der jedoch von dem französischen Gouvernement nicht bestätigt worden ist. Dieser Vertrag stellte fest, daß die Paschaliks von Constantine und Oran durch Beys aus der Familie des Bey von Tunis besetzt, auf seine Kosten installirt und erhalten werden sollten. Der Bey von Tunis hatte sich ferner anheischig gemacht, Frankreich in seinen Besitzungen von Nordafrika nicht nur anzuerkennen, sondern auch noch jährlich einen Tribut von zwei Millionen zu bezahlen. Die Ausführung dieses Vertrags würde Frankreich ohne Schwertschlag so gut wie in den Besitz der schönen Provinz Constantine gesetzt haben, um welchen man vielleicht in Kurzem viel Blut zu vergießen sich genöthigt sehen wird. — Der Marschall Clauzel, dessen Name, der an ihn geknüpften Erinnerungen aus der Kaiserzeit wegen, bei der Armee in Achtung stand, hatte sich auch bei den Einwohnern von Algier, besonders bei dem neu angekommenen französischen Theile derselben, ziemlich populär zu machen gewußt."

„Die Periode Berthezene war nur von kurzer Dauer, und zählt außer der fehlgeschlagenen Expedition vom Julius 1831, aus welcher die Truppen fast bis an die Thore von Algier von den Beduinen verfolgt, unverrichteter Sache zurückkehrten, wenig Ereignisse von Wichtigkeit. — Man gibt diesem General Schuld, er habe die Mauren auf Kosten der eingewanderten Franzosen protegirt. Allein zu seiner Ehre muß man bekennen, daß er nur gerecht war, was ihm aber der beutesüchtige Theil der Eingewanderten, welcher sich auf Kosten der Eingebornen durch alle möglichen Mittel zu bereichern suchte, um so weniger hat verzeihen können, als er sich einbildete, die Eroberung Algiers sey nur seinetwegen unternommen worden. — Es ist nicht zu läugnen, daß der General Berthezene das Kreuz, welches über dem Thore des christlichen Kirchhofes aufgepflanzt worden war, herabnehmen ließ, um den fanatischen Mauren kein Aergerniß zu geben, was allerdings eine wohl etwas zu weit getriebene Gefälligkeit und eine nicht ganz passende Rücksicht zu nennen seyn dürfte. Eine andere von ihm eingeführte Maßregel mißfiel indessen noch mehr, und zwar ganz besonders dem Militär. Es war dieses die aus Mauren bestehende Stadtpolizei, welche die Vollmacht besaß, selbst französische Militärs zu arretiren. Da diese Vollmacht mehr als Einmal mißbraucht worden, waren hieraus ernstliche und höchst beklagenswerthe Auftritte hervorgegangen, welche den General zur Widerrufung dieser in jeder Beziehung unpassenden Institution

nöthigten. — General Berthezene war gegen die Koloniſation eingenommen, weil er ſie für unerreichbar und dem fernern Beſitz Algiers für Frankreich ſchadenbringend hielt. Seine Abberufung ward daher von denen, welche für die Koloniſation waren, für eine Wohlthat gehalten. — Die Periode Rovigo wird in mancher Beziehung für ſegensreich gehalten, und ohne alle Frage hat ſie ſich von der ihr vorangehenden auf vortheilhafte Weiſe unterſchieden. — Das Genie Bonapartes ſchien in Beziehung auf das Erfaſſen großer Plane, wie auf deren ſchnelle Ausführung bei dem treuen Diener der Kaiſerzeit nicht ſpurlos vorüber gegangen zu ſeyn. Die zwei prächtigen Kunſtſtraßen, welche unter Rovigo's Adminiſtration von Algier aus, die eine nach Kuba, die andere nach Deli Ibrahim geführt werden ſind, verdienen den Arbeiten der Römer an die Seite geſezt zu werden. Damals wie jezt, war es das Heer, welches durch faſt unüberſteigbare Hinderniſſe, über ſteile Anhöhen und durch wildes Dickicht der ſtaunenden Generation einen bequemen und ſchönen Weg bahnte. — Alles, was der Herzog von Rovigo während ſeiner nur ein Jahr dauernden Adminiſtration gethan hat, trägt ohne Zweifel das Gepräge des entſchiedenen Bonapartismus, und wenn man das Streben nach einem erhabenen Ziele in dem gelehrigen Schüler bewundern muß, der das Andenken an die großen Thaten eines großen Meiſters treu bewahrte, ſo muß man auf der andern Seite beklagen, daß er das Andenken an ſeinen frühern Wirkungskreis eben ſo treu bewahrt hat, denn man kann ſich nicht verhehlen, daß die Hinrichtung der beiden mit Geleitsbriefen verſehenen Beduinen-Chefs, welche auf ſeine beſondere Einladung, auf die ihnen zugeſagte Sicherheitsgewährung trauend, nach Algier kamen, etwas ſtark nach der kaiſerlichen geheimen Polizei riecht, die er traurigen Andenkens ſo geſchickt zu handhaben gewußt hatte. Dieſes in jeder Beziehung nicht zu entſchuldigende, höchſt beklagenswerthe Ereigniß hat dem Rufe der Franzoſen in den Augen der Landesbewohner nicht wenig geſchadet, und iſt vielleicht die Veranlaſſung zu dem unverſöhnlichſten Haſſe und dem mißtrauenden Argwohne der Beduinenſtämme gegen ihre fremden Herren geworden. Zur Ehre der Beduinen muß ihr Benehmen bei dieſer Gelegenheit angeführt werden. Als nämlich kurze Zeit nach der Hinrichtung ihrer beiden Chefs der jetzige Kommandant der Zouawen, La Moriſiere, ein in jeder Beziehung ſehr ausgezeichneter Offizier, zu ihnen geſchickt wurde, um über ihre Unterwerfung zu unterhandeln, warfen ſie ihm die Wortbrüchigkeit der Franzoſen vor, und erklärten, ſie würden aus dieſem Grunde niemals die franzöſiſche Oberherrſchaft, welche ohne Treu und Glauben ſey, anerkennen. Der Kommandant La Moriſiere hielt mitten unter einem Kreiſe dieſer rachedurſtigen Beduinen, und nach ihren drohenden Bewegungen zu urtheilen, war der Augenblick gekommen, wo er als Opfer der Vergeltung fallen ſollte, ſchon blinkten mehrere Klingen über ſeinem Haupte, da wandte ſich ihr Anführer mit den Worten zu ihm: „Ihr Franzoſen haltet euch für ein großmüthiges Volk und uns für wilde Barbaren. Unſere beiden Häuptlinge ſind, den heiligen Verſicherungen des franzöſiſchen Paſchas trauend, zu euch gekommen. Man hat ſie feſtgenommen und enthauptet. Du biſt unter uns getreten ohne Geleitsbrief, als unſer Feind. Wir könnten uns mit vollem Recht an dir rächen, aber fürchte nichts. Bei Gott, es wird kein Haar von deinem Haupte fallen; kehre nach Algier zurück, und erzähle dem wortbrüchigen Paſcha, daß wir die Franzoſen zu ſehr verachten, als daß wir ihrem treuloſen Beiſpiele folgen ſollten.“ Dieſer Zug, um ſo edelmüthiger, als er dem Charakter eines ſonſt wilden und grauſamen Feindes angehört, iſt nicht der einzige dieſer Art, der mir aus den ſo intereſſanten Mittheilungen des Kommandanten La Moriſiere der Aufbewahrung werth geſchienen hat.“

Der üble Zuſtand ſeiner Geſundheit nöthigte den Herzog nach Frankreich zurückzukehren, wo er bald darauf einer unheilbaren Krankheit unterlag. — Der General Voirol trat nun als interimiſtiſcher General-Kommandant an die Spitze des Gouvernements, und mit ihm beginnt die fünfte Periode, welche in Beziehung auf ihre Dauer die längſte, und in Beziehung auf die Verwaltung diejenige war, in welcher am wenigſten Thorheiten begangen wurden. — General Voirol iſt ein vorſichtiger, einſichtsvoller Mann von verſöhnendem und ſehr wohlwollendem Charakter, und obgleich er auf der einen Seite kein Vertrauen in die Koloniſation ſezte, und an einer möglichen Ausführung derſelben zweifelte, ſo that er doch auf der andern Seite nichts, was nur im geringſten eine ſolche hätte verhindern oder nur benachtheiligen können.“

„Der jetzige Generalgouverneur, Graf Drouet d'Erlon, mit welchem die ſechste Periode beginnt, hat nur erſt ſeit Kurzem das Kommando übernommen, und es läßt ſich von ihm noch nichts Anderes ſagen, als daß er, mit dem beſten Willen ausgerüſtet, den Erwartungen zu entſprechen ſcheint, welche das franzöſiſche Gouvernement ſich von ſeinen Dienſten und ſeinen Talenten macht.“

3) Alexander Burnes Reiſen in Indien und nach Bukhara. Erſter Band. 1. Geſandtſchaftsreiſe nach Lahur. 2. Reiſe nach Bukhara.

Eins der intereſſanteſten Reiſewerke der neueſten Zeit, auf das auch die Zeitungsnachrichten aus Oſt-

Indien längst aufmerksam gemacht haben. Herr Burnes war der erste, der von der Mündung des Indus diesen Fluß aufwärts bis nach Lahur (Lahore), der Residenz des berühmten Randschit Sing, segelte. Seine zweite Reise nach Bukhara ist nicht weniger merkwürdig, weil die Eifersucht und Rohheit der in Mittelasien herrschenden Stämme das Reisen höchst gefährlich machte, wie das traurige Schicksal Moorcrofts, des lezten Reisenden, und mehrere frühere bewiesen haben.

Die Fahrt auf dem Indus gewährte dem Verfasser noch den besondern Reiz einer beständigen Vergleichung mit dem Feldzug Alexanders des Großen. Alle Orte, wo Alexander war, wieder aufzufinden, scheint er sich zum Lieblingsgeschäft gemacht zu haben.

Im Jahr 1830 unternahm Burnes die Fahrt auf dem Indus. Eine Sendung an Randschit Sing lieh dazu den Vorwand. Das englische Gouvernement überschickte diesem Fürsten einige Pferde von der größten englischen Race, und man machte die Inder glauben, daß sich dieselben nur auf dem Strome transportiren ließen, daß sie auf dem Landwege zu Grunde gehn würden. So erhielt Burnes, obwohl nicht ohne Schwierigkeiten, die Erlaubniß, den Indus zu beschiffen. Die kleinen Emirs von Sind zeigten zwar große Eifersucht, wagten aber doch nicht, den an ihren mächtigen Nachbar gesandten Geschenken den Durchgang zu verweigern. Burnes schildert nun die Mündungen des Indus, die Breite und Tiefe des Stroms und seine Ufer. Die leztern fand er sehr fruchtbar, obwohl zum Theil unbebaut. Seine Erscheinung erregte überall Neugier und Erstaunen. Ein alter Muhamedaner rief: „jezt ist Sind verloren, da die Engländer den Fluß gesehen haben.“ Die Emirs nahmen ihn artig auf. Er passirte die Städte Tatta, Heiderabad, Sihwen, Bakkar. In diesen Städten und kleinen Staaten von Sind herrschen überall kleine muhamedanische Emirs mit Hülfe der tapfern Belutschen über die alten Einwohner. Aus der Zeit ihrer Eroberung berichtet Burnes folgenden schönen Zug: „Die Beschreibung der Schlacht, welche der Herrschaft des Delora Rao ein Ende machte, ist bezeichnend für das Zeitalter. Der Bramine erschien mit einem Zuge von Elephanten, auf deren einem er mit zwei Mädchen von ausgezeichneter Schönheit saß, welche ihm Wein und Betelnüsse reichten. Die Muhamedaner, unfähig diesen Thieren zu widerstehen, räumten das Feld, um sich mit Feuer zu versehen; sie füllten ihre Pfeifen, und kehrten zurück, um Feuer gegen die Elephanten zu blasen, welche erschreckt und in Unordnung flohen. Der Radscha fiel in der Schlacht, und seine zwei jungen Töchter wurden nach Bagdad in's Serail des Kalifen geschickt. Als sie daselbst ankamen, behaupteten sie, der Feldherr habe sie in der Trunkenheit des Sieges entehrt, und alsbald wurde der Befehl abgeschickt, diesen hinzurichten; der unschuldige Moslem wurde in eine Thierhaut eingenäht und nach Bagdad gesendet. Als seine Leiche in's Serail gebracht wurde, bekannten die Mädchen, daß sie ihn falsch angeklagt hätten, und erklärten sich zum Tode bereit, da ihres Vaters Tod gerächt sey; sie wurden in den Straßen der Stadt zu Tode geschleift.“

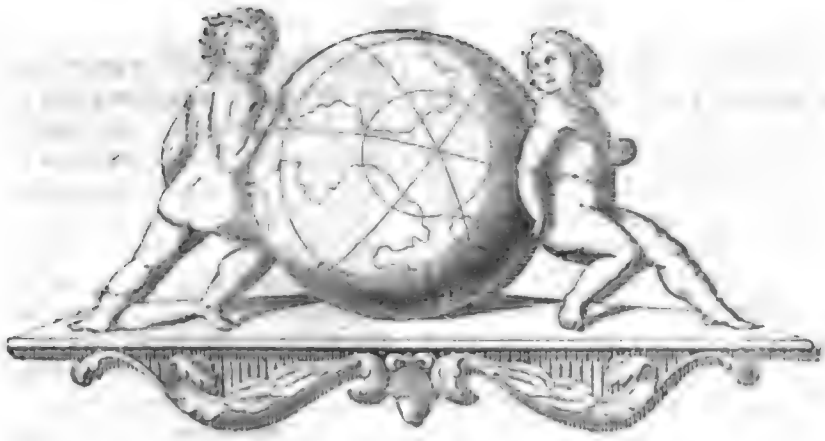
Interessant ist die Bemerkung über die Fischesser. Die alten Einwohner an der Küste des heutigen Belutschistan hießen bekanntlich zu Alexanders Zeit Ichthiophagen, d. i. Fischesser. Hier wird dieser Name auf eine eigenthümliche Weise erklärt, ohne daß der Verfasser an die alten Ichthiophagen gedacht zu haben scheint. „Die Eingebornen der benachbarten Länder und die höheren Klassen in Sind haben die sonderbare Idee, daß das Fischessen dumm mache, und um die Unwissenheit eines Menschen zu entschuldigen, sagt man oft sprüchwörtlich: er ist bloß ein Fischesser. Die niedern Klassen in Sind leben bloß von Fischen und Reis, und der herrschende Glaube muß schon ziemlich alt seyn, da man von einem der Mogulkaiser erzählt, er habe einen Fremden gefragt, woher er komme. Dieser habe geantwortet: von Tatta, aber sogleich hinzugesezt, er sey kein Fischesser.“

Ueber Utsch kam der Verfasser in das Land der Sikhs, welches Randschit Sing beherrscht. Hier wurde er mit großem Pomp empfangen. Er passirte die große Stadt Multan, die er für die Hauptstadt der Malli zu Alexanders Zeiten hält, und wo er einen prachtvollen altindischen Tempel fand. In den Ruinen von Schurkot glaubte er in einer Inschrift den griechischen Namen *ΒΑΣΙΛΕΥΣ* zu entdecken. Endlich kam er nach Lahur, der Hauptstadt Randschit Sings im Angesicht der himmelhohen Gebirge von Kaschmir.

Hier fand er die freundlichste Aufnahme. Randschit Sing kam ihm entgegen und umarmte ihn am Thor. Die Franzosen und Engländer, die sich am Hofe befanden, wetteiferten, ihm Gefälligkeiten zu erweisen, besonders der Chevalier Allard, der seitdem mit großen Schätzen nach Europa zurückgekehrt ist, und der damals noch die Truppen Sr. indischen Hoheit kommandirte.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 86. Montag, 24. August 1835.

Reisen.

Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit ꝛc.

3) Alexander Burnes Reisen in Indien und nach Bukhara. Erster Band. 1. Gesandtschaftsreise nach Lahur. 2. Reise nach Bukhara.

(Schluß.)

Von Rantschit Sing erhalten wir folgendes Bild: „Die Natur war karg gegen ihn mit ihren Gaben, und zwischen seinem Geist und seinem Körper muß ein gewaltiger Unterschied seyn; er hat ein Auge verloren, ist blatternarbig und gewiß nicht über 5′ 3″ groß. Er ist durchaus ohne Pomp und Gedränge, aber die studirte Verehrung seines Hofs ist bemerkenswerth. Niemand sprach ohne Zeichen, obwohl das Gepränge mehr einem Bazar als dem Hofe des ersten einheimischen Fürsten glich. Der Audienzsaal war ganz aus Marmor gebaut und ist ein Werk der Mogulkaiser; ein Theil der Decke war Pomphaft dekorirt mit einem Baldachin aus Seidenzeug, der mit Juwelen besezt war. Der Maharadscha trug ein Halsband, Armbänder und Bracelette von Smaragden, wovon einige sehr groß waren; sein Säbel war gleichfalls mit den kostbarsten Steinen besezt. Auch der Adel trug bei dieser Feierlichkeit viele Juwelen zur Schau, und der ganze Hof erschien in Gelb, der Leibfarbe der Nation, was sehr wie Flitterstaat aussieht, aber einen guten Effekt macht. — Der achtungswertheste Zug in Randschit Sings Charakter ist seine Menschlichkeit: er hat seit seiner Thronbesteigung nur einen Verbrecher mit dem Tode bestraft, nimmt jedoch keinen Anstand, einen Uebelthäter verstümmeln zu lassen, verbannt sie aber gewöhnlich in die Berge. Schlauheit und versöhnendes Benehmen sind die zwei großen Waffen seiner Diplomatik. Es ist nur allzuwahrscheinlich, daß seine Laufbahn bald zu Ende ist, seine Brust ist eingeengt, sein Rücken gebeugt, seine Gliedmaßen geschwunden, und er kann nicht mehr lange seine tägliche Dosis von geistigen Getränken ertragen, die dizziger sind, als der stärkste Branntwein.“

Der Verfasser schließt mit einer rührenden Schilderung. „Zu Ludiana (auf der Rückreise) traf ich zwei Menschen, die einst einen großen Einfluß auf die östliche Welt ausgeübt haben, und jezt Pensionärs der brittischen Regierung sind: die Exkönige von Kabul, Schah Zeman und Schah Schudschah ol Mülk. Man kann Schah Zeman nicht ohne Gefühle des reinsten Mitleidens ansehen, und hat in seiner Gegenwart Mühe zu glauben, daß man den König vor sich sieht, dessen Name am Ende des vorigen Jahrhunderts Mittelasien erschütterte, und Furcht und Schrecken bis in unsere

indischen Besitzungen verbreitete. Krank, blind und verbannt, lebt er jezt von der Gnade der brittischen Regierung." —

Die zweite Reise unternahm Burnes im Jahr 1831. Sein Weg führte ihn wieder über Lahur, wo er einer großen Jagd Randschit Sings beiwohnte. Hier legte er seine europäische Kleidung ab und verwandelte sich ganz und gar in einen Afghanen, weil er nur in dieser Tracht sicher durch die barbarischen Länder zwischen Lahur und Persien zu kommen hoffte. Die berühmte Handelsstadt Bukhara war sein Ziel. Dr. Gerard, der sich bereits durch Erforschung des Himalaya vielfache Verdienste um die Geographie erworben hatte, begleitete ihn, war aber fast immer unpäßlich. Sein Weg führte ihn zuerst bei großen Salinen vorüber, die dem Randschit Sing gehören, dann bei altindischen Ruinen und Gräbern bei Osman. Das Land der Afghanen fand er sehr unsicher. Ein Usurpator kämpfte hier mit dem andern. Vor nicht langer Zeit hatte hier der Reisende Moorcroft seinen Tod gefunden. In Kabul fand er den jüdischen Wanderer Wolf, der aus Deutschland hieher gepilgert war, um die Verwandtschaft der Afghanen mit den Juden zu untersuchen. Man hielt ihn hier gefangen und unsre englischen Reisenden hatten das Glück, ihn zu befreien, worauf er seine Reise nach Indien fortsezte. Burnes sagt: „Die Afghanen nennen sich Beni Israel (Kinder Israels), halten aber die Benennung Jahudi, oder Jude, für einen Schimpf. Sie behaupten, Nebukhadnezar habe nach der Zerstörung des Tempels von Jerusalem sie nach Ghur in der Nähe von Bamian verpflanzt, und sie hätten den Namen Afghanen von einem Anführer, Namens Afghana, erhalten, der ein Sohn des Oheims von Asaph (dem Vezier Salomo's), dem Sohne Berkias war. Die Genealogie wird aus einem Nebenzweige abgeleitet, weil der Vater Afghana's ein unbekannter Mann gewesen sey, eine im Orient nicht ungewöhnliche Sache. Sie behaupten, sie hätten als Juden gelebt, bis Khalid, dem sie den Titel Kalif geben, sie im ersten Jahrhundert des Islams aufgefordert habe, im Kriege gegen die Ungläubigen Hülfe zu leisten. Für die bei dieser Gelegenheit geleisteten Dienste habe Keise, ihr Führer, den Titel Abdurraschid, d. h. Diener des Gerechten erhalten. Auch habe man ihm befohlen, sich als Putan, d. h. den Mast seines Stammes zu betrachten, von dem dessen Wohlfahrt abhänge, und von dem das Schiff ihres Staates geleitet werden müsse. Seit dieser Zeit werden die Afghanen im gewöhnlichen Leben von den Indiern Putan genannt; ich hatte das Wort niemals auf diese Weise erklären hören. Nach dem Feldzug mit Khalid seyen die Afghanen in ihr Land zurückgekehrt, und von einem König aus dem Stamm der Kajaniden beherrscht worden bis in's eilfte Jahrhundert, wo sie von Mahmud dem Gaznaviden unterjocht wurden. Ein Königsgeschlecht sey aus Ghuri hervorgegangen, habe die Gaznaviden gestürzt und Indien erobert. Wie wohl bekannt, theilte sich diese Dynastie beim Tode ihres Gründers in die Herrscher östlich und westlich vom Indus, welcher Zustand der Dinge fortdauerte, bis Tamerlan beide unter ein neues Joch brachte. — Ich sehe nach dieser genauen Angabe der Geschichte und Traditionen der Afghanen keinen guten Grund, sie nicht zu glauben, obwohl sich einige Anachronismen darin finden, und die Daten nicht ganz mit denen des alten Testaments übereinstimmen. Die Afghanen gleichen in ihrer Gesichtsbildung den Juden, und geben sich für Abkömmlinge derselben aus; auch heirathet der jüngere Bruder die Wittwe des ältern nach dem Gesetze Mosis. Die Afghanen sind sehr gegen die jüdische Nation eingenommen, was zum mindesten zeigen würde, daß sie ohne besondern Grund keine Veranlassung haben, eine solche Abstammung anzusprechen." Bekanntlich war der frühere Reisende Elphinstone nicht dieser Meinung.

Auch über die Ueberreste der Macedonier, die mit Alexander dem Großen in's Land gekommen seyn sollen, sagt Burnes: „Ich hatte mit Dost Muhamed Khan, dem Beherrscher von Kabul eine interessante Unterhaltung über die Kafirs, ein Gebirgsvolk im Norden von Kabul, die von Alexander abstammen sollen. Der Regent ließ einen jungen Sklaven aus diesem Stamme kommen; seine Farbe, Haare und Gesichtszüge waren ganz europäisch, seine Augen hatten eine bläuliche Farbe. Wir ließen ihn einige Worte aus seiner Sprache wiederholen; sie waren zum Theil indisch. Die Kafirs leben in einem ganz barbarischen Zustande, essen Bären und Affen. Ein Stamm derselben Nimtschu Moslem, Halbmuhammedaner genannt, wohnt in den Grenzdörfern zwischen ihnen und den Afghanen, und unterhält den geringen Handel zwischen beiden. Es ist ein seltsamer Umstand, ein von den übrigen Einwohnern so verschiedenes Volk ganz hier zu finden; unglücklicherweise ist aber Alles, was sie betrifft, in Dunkelheit gehüllt."

Ueber den Handel in diesen Ländern sagt der Verfasser: „Vor meiner Abreise (von Kabul) machte ich die Bekanntschaft vieler indischen oder Schikarpur-Kaufleute, in deren Händen der ganze Handel von Centralasien ist, und welche Agentenhäuser von Astrachan und Mesched bis Kalkutta haben. Es sind äußerst arbeitsame Leute, die sich nur um ihre eigenen Geschäfte kümmern, und durch Geldanleihen sich den Schuz der Regierungen erkaufen. Sie haben einen eigenthümlichen Gesichtsschnitt mit einer sehr hohen Nase, und kleiden sich äußerst schmuzig. Wenige davon dürfen Turbans tragen. Sie lassen ihre Familien in der Heimath, Ober-Sind, und reisen beständig hin und her, was einen Nationalgeist unter

ihnen erhält. Es ſind etwa dreihundert Familien, und in Kabul befinden ſich acht ihrer Agentenhäuſer, die von den übrigen Hindu-Einwohnern ſich ganz getrennt halten. Ich traf einen dieſer Schikarpur-Kaufleute auf der Inſel Kiſcham im perſiſchen Golf, und ich glaube, ſie würden ſich über ganz Perſien und ſelbſt die Türkei verbreiten, wenn man in dieſen Ländern Hindus duldete. Bei ſo ausgedehnten Verbindungen in den Theilen Aſiens, die wir nun zu durchziehen hatten, war es keine ſehr ſchwere Sache, unſere Geldangelegenheiten in Ordnung zu bringen, ſo daß wir allenthalben uns mit dieſem nothwendigen Artikel verſehen konnten. Wir freuten uns nicht wenig über die hohe Achtung, in der unſere Nation ſtand, da die Wechſel von Leuten, die faſt wie Bettler auftraten, in einer fremden, weit entfernten Hauptſtadt ohne Zögern ausbezahlt wurden. Vor Allem ſtaunten wir, daß die Verzweigungen des Handels ſich ohne Unterbrechung über ſo große, weit von einander entlegene Länder ausbreiteten, die in Sprache, Religion, Sitten und Geſetzen ſo ſehr ſich von einander unterſcheiden."

Die Reiſenden kamen nordwärts von Kabul an ſehr hohen Gebirgen (Kohi-Baba) vorüber, und dann an merkwürdigen Alterthümern: „Bamian ſteht unter der Oberherrſchaft von Kabul; es iſt eine alte Stadt, und vielleicht die, welche Alexander an der Baſis des Paropamiſus anlegte, ehe er Baktriana betrat. Das ganze Land von Kabul bis Balkh heißt noch das Land Bachter. Unter allen orientaliſchen Alterthümern hat keines die Neugierde der Gelehrten mehr erregt, als die Rieſenbilder von Bamian. Sie beſtehen in zwei Figuren, einer männlichen und einer weiblichen, jene nennen die Einwohner Silſal, dieſe Shamama. Sie ſind in hohem Relief in das Gebirge gehauen. Die männliche iſt 120 Fuß hoch, die weibliche etwa 60. Die Niſche, in der jene ſteht, iſt 70 Fuß breit, und geht eben ſo tief in's Gebirge hinein. Das Bild iſt verſtümmelt, beide Beine ſind durch Kanonenkugeln zerſchmettert, und das Geſicht oberhalb des Mundes zerſtört. Die Lippen ſind ſehr breit, die Ohren lang und hängend, es ſcheint eine Tiare auf dem Kopfe gehabt zu haben. Die Figur iſt mit einem Mantel bedeckt, der auf allen Seiten über ſie herabhängt, und von einer Art Gyps verfertigt war, das Bild iſt mit hölzernen Nadeln beſteckt, die durch den Gyps feſtgehalten werden. Die Figur ſelbſt iſt ohne Symmetrie und die Falten auch ohne Eleganz. Die Hände, welche den Mantel hinausbielten, ſind abgebrochen. Die weibliche Figur iſt vollkommener erhalten, als die männliche; ſie iſt auf dieſelbe Art bekleidet, und aus demſelben Berg in einer Entfernung von 600 Fuß ausgehauen. In jeder der Figuren ſind mehrere Höhlen ausgegraben, von denen ein Gang im Innern auf den Gipfel beider Geſtalten führt. In den untern Höhlen halten gewöhnlich die Karawanen von Kabul, und die obern bilden die Kornmagazine der Stadt. Das Merkwürdigſte von den Bildern iſt, daß die Niſchen von beiden ehemals mit Gyps bekleidet und mit Gemälden von menſchlichen Figuren bedeckt waren, die jedoch jezt überall, außer unmittelbar über dem Kopfe, verſchwunden ſind. Aber an dieſer Stelle ſind die Farben eben ſo lebhaft und die Gemälde eben ſo deutlich, als in den ägyptiſchen Gräbern."

In der Gegend, wo Moorcroft durch eine Krankheit (oder durch Mord?) und der Ruſſe Bekewitſch mit allen ſeinen Begleitern durch Verrath und Mord umkam, fanden auch unſere Reiſende nicht geringe Gefahren. Der kleine Fürſt von Khunduz hielt ſie auf und hätte ſie ſicher ausgeplündert und umgebracht, wenn ſie ihn nicht glauben gemacht hätten, daß ſie Armenier und ſehr arm ſeyen. Die indiſchen Kaufleute, mit denen ſie reisten, leiſteten ihnen dabei die trefflichſten Dienſte. So entkamen ſie glücklich nach der alten berühmten Stadt Balkh, wo ſie Moorcroft's Grab fanden.

Bald darauf betraten ſie die ungeheure Wüſte, welche die flüchtigen Turkomannen durchjagen, und durch die der altberühmte Orus ſeine Fluthen wälzt. An die Turkomannen ſtießen die Usbeken und in deren Gebiet liegt Bukhara.

Burnes wurde zu Bukhara ſehr gut aufgenommen, wider Erwarten. Er ſchildert die Stadt und das Volk ausführlich: „Ein Fremder darf ſich nur auf eine der hier befindlichen Bänke niederſetzen, um die Usbeken und das Volk von Bukhara kennen zu lernen. Hier kann er ſich mit Eingebornen Perſiens, der Türkei, Rußlands, der Tatarei, Chinas, Indiens und Kabuls unterhalten; er wird Turkomannen, Kalmücken und Koſaken aus den umliegenden Wüſten neben Eingebornen glücklicherer Länder finden, und hat Gelegenheit, die feinen Sitten der Unterthanen des „großen Königs" (Perſer) mit dem rauhen Benehmen der nomadiſchen Tataren zu vergleichen. Hier kann er Usbeken aus allen Theilen von Mawralnahar ſehen, und nach ihren Phyſiognomien Betrachtungen über die Veränderungen anſtellen, welche Zeit und Ort auf jede Menſchenrace üben. Der Usbeke von Bukhara kann, wegen ſeiner Vermiſchung mit perſiſchem Blute, kaum für einen Türken oder Tataren gelten. Jene aus dem benachbarten Kokan haben ſich weniger geändert, und die Eingebornen von Urgendſch, dem alten Khareſm, zeichnen ſich noch jezt durch ihre harten Züge aus. Aus allen übrigen heraus kann man ſie an ihren ungefähr einen Fuß hohen Mützen von ſchwarzem Schaffelle, Tilpak genannt, erkennen. Ein rother Bart, graue Augen und eine weiße Haut werden hie und da die Aufmerkſamkeit des Fremden feſſeln, und ihm einen

armen Russen verrathen, der Vaterland und Freiheit verloren hat und hier in harter Sklaverei lebt. Auch einen Chinesen sieht man zuweilen, der seinen langen Zopf abgeschnitten und sein Haupt mit einem Turban bedeckt hat, weil er hier, eben so wie der Russe, gezwungen ist, einen Muhammedaner vorzustellen. Dann kommt noch der Hindu, in einer ihm und seinem Lande fremden Tracht; eine kleine viereckige Mütze und ein Strick statt des Gürtels unterscheiden ihn von dem Moslem, damit dieser, wie er selbst sagt, die vorgeschriebenen Begrüßungen nicht entweihe, indem er sie an einen Götzendiener verschwende. Auch ohne diese Unterscheidungszeichen würde man jedoch den Hindu an seinem finstern Blick und dem sorgsamen Vermeiden erkennen, sich unter die Menge zu mischen; nur wenige seiner Glaubensgenossen halten sich hier auf. Eben so kennbar als der Hindu ist der Jude, der eine etwas ausgezeichnete Kleidung und eine kegelförmige Mütze trägt. Am auffallendsten unterscheidet er sich jedoch durch die wohlbekannten Züge seines Volks. Die Juden in Bukhara sind ein ausgezeichnet schöner Menschenschlag, und ich habe auf meinen Wanderungen mehr als Eine Rebekka angetroffen ꝛc. Man würde kein Ende finden, wollte man alle die verschiedenen Kaufleute aufzählen, die sich hier zusammen drängen, denn fast alle Produkte aus Osten und Westen sind auf dem Redschistan ausgestellt: europäische Gold- und Stahlarbeiten (jedoch von der ordinären Sorte), Thee aus China, Zucker aus Indien, Gewürze aus Manilla u. s. w., und in den Buchläden, wo die Gelehrten des Landes die halbzerrissenen Manuscripte der Antiquare durchblättern, findet man Gelegenheit, seine Kenntnisse zu vermehren."

Von Bukhara reiste Burnes durch Turkestan nach Persien. Die wilden Turkomannen schildert er, ihre Räubereien abgerechnet, sehr vortheilhaft. In Mesched, der Hauptstadt von Khorasan, fand er den persischen Prinzen Khosrn Mirza, ging von da nach Teheran und endlich zur See wieder nach Indien zurück.

4) Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River. Von Washington Irving.

Der berühmte Verfasser machte diese Reise durch die Wildnisse des westlichen Nordamerika im Jahr 1832 in Gesellschaft eines nordamerikanischen Kommissärs, eines englischen Naturforschers, eines deutschen Grafen, eines französischen Kochs und eines kräftigen Halbindiers, der den Führer machte. Sie wanderten und lagerten fröhlich beisammen, machten die Bekanntschaft umherziehender indianischer Stämme, der Osagen, der Pawnees, und der rohen Weißen, die sich als wilde Jäger in den Prairien herumtreiben, ergötzten sich an der Jagd wilder Pferde, großer Büffel, der kleinen sogenannten Prairiehunde, einer Art Kaninchen; suchten den Honig wilder Bienen, erstaunten über mächtige Gewitter ꝛc.

Schilderungen dieser Art sind sehr interessant, wenn man sie zum ersten Mal liest. Doch haben Cooper und seine Nachahmer dafür gesorgt, daß sie uns nicht mehr neu sind.

Lyrische Dichtkunst.

38) Anakreons Lieder, übersezt und mit Anmerkungen versehen, nebst einer Zugabe eigener Gedichte, von Dr. Rettig. Zweite Auflage. Hannover, Hahn, 1835.

Hörner gab Natur den Stieren,
Und den Rossen harten Huf,
Schnelligkeit den Hasen; schuf
Zähn' und Rachen wilden Thieren,
Fischen schuppiges Gewand;
Vögeln ward der Flug gegeben,
Männern Weisheit und Verstand.
Noch für Weiber Nichts sich fand; —
Was ward ihnen denn gegeben? —
Schönheit! — Sie schützt ihren Leib
Gegen alle andre Wehre;
Ueber Feuer, Schwert und Speere
Siegt ein schönes, holdes Weib.

Aus dieser Uebersetzung eins der bekanntesten Anakreontischen Lieder kann der Leser das Ganze erkennen. Im Original steht nur Weib, nicht „schönes holdes Weib." Doch unter allen alten Autoren verträgt keiner so gut das Modernisiren als Anakreon. Die eignen Zugaben der Uebersetzers beginnen:

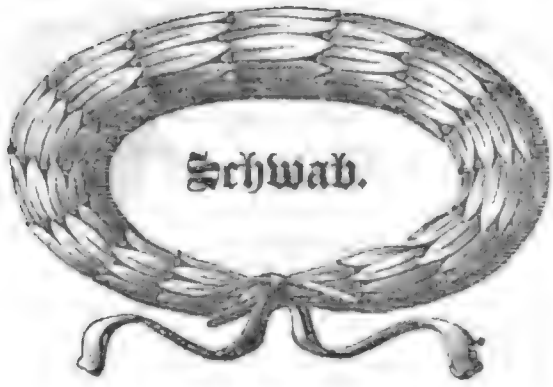
Traute Leier! herrlichste der Gaben,
Die des Himmels Huld mir je gegeben ꝛc.

Auf, mein Lied, in reinen Silbertönen
Sing von jener großen, ewig schönen ꝛc.

Sie ist nicht mehr, tönt klagend meine Saiten,
Der Sänger singt ein Gravesslied ꝛc.

Gerade je treuer es die Sänger meinen und je wahrer ihre Empfindungen sind, sollten sie sich vor jedem schleppenden, den Leser immer erkältenden Zusatz in ihren Gedichten hüten. Wenn die Saiten wirklich klagend klingen, so braucht der Dichter es uns nicht erst zu sagen, daß sie klagend klingen. Es würde eine komische Wirkung thun, wenn der betrübte Wittwer zu den Condolirenden sagen wollte: sehen Sie, meine Herrn, ich weine! Ist es aber nicht eben so komisch, als gerade die Rührung störend, wenn die Dichter uns ausdrücklich sagen, was wir doch schon aus dem ganzen Ton und Inhalt des Gedichts von selbst erkennen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 87. Freitag, 28. August 1835.

Lyrische Dichtkunst.

39) Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte. Von A. von Haller bis auf die neueste Zeit. Eine Muſterſammlung mit Rückſicht auf den Gebrauch in Schulen. Herausgegeben von Guſtav Schwab. Leipzig, Weidmann, 1835. 8. S. 737.

Eine vortreffliche, mit ſehr viel Umſicht und Geſchmack ausgewählte Sammlung, reichhaltig und ſehr ſchön gedruckt, ſo daß ſie ſich den engliſchen Kollektionen an die Seite ſtellen darf. In den immerhin verhältnißmäßig engen Grenzen einer ſolchen Sammlung hat natürlich nicht jedes gute Gedicht jedes unſrer größern Dichter aufgenommen werden können; doch gibt ſie einen Begriff von dem Reichthum und der Mannichfaltigkeit unſrer Lyrik, da der Herausgeber mit Recht jede Einſeitigkeit und Uniformität bei der Auswahl wie der Dichter, ſo der Gedichte vermieden hat. Gar lobenswerth erſcheint uns der Verſuch, hin und wieder, z. B. bei den Naturbildern, einen objektiven Eintheilungsgrund anzunehmen, und verſchiedene Gedichte, die daſſelbe, etwa den Frühling, eine Blume, den Mond ꝛc. zum Gegenſtand haben, zuſammenzuſtellen. Vergleichung iſt das einzige Mittel, um den Geſchmack zu bilden, um die Fehler des einen, die Schönheiten des andern Gedichts zu bemeſſen, oder um, wenn beide vortrefflich ſind, den Reichthum poetiſcher Auffaſſungsweiſen begreiflich zu machen.

40) Bardenhain. Eine Sammlung auserleſener Lieder der Dichter deutſcher Zunge, zu Erhöhung und Belebung geſellſchaftlichen Lebens, mit vierſtimmig geſetzten alten und neuen Weiſen, theils für Männerſtimmen allein, theils für Männer- und Frauenſtimmen. Geſammelt und herausgegeben von Konrad Kocher. Stuttgart, Karl Erhard, 1833. 8. S. 484.

Herr Kocher hat ſich durch Einführung und Förderung der Singvereine in Schwaben ein bleibendes, ein lebendig im Volk fortwucherndes Verdienſt erworben. Er gehört nicht zu denen, die fern vom Leben und von der Praxis Bücher machen; ſein Buch iſt nur das Hülfsmittel für ſeine Praxis und auch nur aus vielfältiger Praxis, aus langer Erwägung und Auswahl, aus langer Erfahrung, was anſpreche und was nicht, hervorgegangen: „Wer es ſchon an ſich erfahren hat, wie oft man, auch im geſellſchaftlichen Vergnügen, zu welchem der Geſang eines der edelſten Mittel iſt, angeregt durch Freundſchaft und Liebe, durch gute Poeſie oder herzliche ein-

dringliche Melodie, edle, für das Leben ersprießliche Gedanken faßt, der wird dieses Buch mit Lust aufnehmen, und es prüfen, ob es diesen Dienst thue. Die Auswahl ist so getroffen, daß, wenn auch nicht Allen Alles gefallen kann, doch Jeder etwas finden wird. Ausgeschlossen wurde nur das Läppische, Geistlose und Gemeine. Vieles hat nur den Zweck, gleich dem Glase Wein, die Lebenslust zu heben, und thut es um so mehr, wenn man nichts Anderes darin sucht. Auch sind die Lieder, wie das Leben, absichtlich nicht systematisch geordnet; man ist doch noch oft und lang genug in den Karren irgend eines Systems gespannt. — Die Lieder für Sopran, Alt, Tenor und Baß sind gewiß eine um so nothwendigere Zugabe, als in Gesellschaftsliedern die herrliche Frauenstimme bisher zu wenig beachtet ist. Die Lieder sind alle in Partitur gesezt, daß Jeder das Ganze haben möge. Es wird wohl keine Gefahr seyn, daß der Sänger, der eine Stimme treffen kann, sie nicht heraus finden werde. Sollte aber hie und da dieser Fall eintreffen, daß ein Sänger in verwickelten Sätzen seine Stimme nicht herausfände, so gibt es, bei der außerordentlichen Zunahme der Gesangbildung, in jeder Gesellschaft Personen genug, die ihn belehren können. Der vierstimmige Satz ist deßwegen meistens so einfach und leicht, daß die Lieder auch von Solchen gebraucht werden können, deren Kräfte noch schwach sind, und die doch gerne singen. Für Diejenigen, die ihre Fertigkeit höher gebracht haben, finden sich zu ihrem Vergnügen auch einige harte Nüsse."

41) Die Volkslieder der Deutschen. Eine vollständige Sammlung der vorzüglichsten deutschen Volkslieder von der Mitte des 15ten bis in die erste Hälfte des 19ten Jahrhunderts. Herausgegeben durch F. K. Freiherrn von Erlach. Ersten Bandes 2te bis 4te Lieferung. Zweiter und dritter Band. Mannheim, Hoff, 1834, 1835.

Die erste Lieferung haben wir schon im vorigen Jahrgang Nr. 78 besprochen. Sie enthielt Gedichte von Luther, Hutten, Fischart, Hans Sachs und einigen andern bekannten Dichtern älterer Zeit; ferner Lieder aus Bojes deutschem Museum, aus Grimms altdeutschen Wäldern, aus Vulpius Kuriositäten. Die zweite Lieferung enthält Einiges aus Herders Volksliedern, aus Elwerts ungedruckten Resten alten Gesanges, aus Eschenburgs Denkmälern altdeutscher Dichtkunst, aus Görres altdeutschen Volks- und Meisterliedern. Die dritte aus verschiedenen älteren Liedersammlungen und aus des Knaben Wunderhorn; die vierte ferner noch Handwerksslieder. Im zweiten Bande stehn Lieder aus Gräters Bragur, aus Adelungs Magazin für die deutsche Sprache, aus Vulpius Vorzeit, aus Nicolais kleinem feinem Almanach, aus Jung Stillings Jugend- und Jünglingsjahren, aus Bothe's Frühlings-Almanach, aus v. Seckendorfs Musen-Almanach, aus Wolfs Proben altholländischer und altdeutscher Volkslieder, aus dessen historischen Volksliedern; dann eine Menge Soldaten- und Kriegslieder aus den verschiedenen deutschen Kriegen bis auf unsere Zeit und endlich noch eine Nachlese aus dem Wunderhorn und Waidsprüche. — Im dritten Bande finden sich (1stes Heft) Lieder aus Docens Miscellaneen, aus Büschings wöchentlichen Nachrichten, aus der Wünschelrutde von Straube und von Hornthal, aus Büschings und von Hagens Volksliedern; (2tes Heft) aus Haugs poetischem Lustwald, aus Bardale (Sammlung von Volksliedern, Braunschweig 1829), Gedichte von Weckherlin, Valentin Andreä, Zinkgref, Spee, Opitz, Robert Robertin, Moscherosch, Balde, Heinrich Albert, Simon Dach, Homburg, Paul Gerhard; (3tes Heft) von Rist, Harsdörffer, Lundt, Flemming, Zesen, Tscherning, Klay, Andreas Gryphius, Greflinger, Schirmer, Birken, Grob, Schoch, Schwieger, Weise, Abschatz, Kongehl, Günther; (4tes Heft) alte deutsche Volkssagen im neuen Gewande, von neuern Dichtern, Rückert, F. Schlegel, Follen, Uhland, Chamisso, Geib, Justinus Kerner, Schwab, Miltitz, Schnezler, Lappe ꝛc. ꝛc. und abermals Waidsprüche.

Unter dem Titel jedes einzelnen Liedes hat der Verfasser die verschiedenen Sammlungen angeführt, worin es steht, damit man die etwaigen Abweichungen vergleichen kann.

Da manche Sammlungen sich sehr selten gemacht haben, kann der Wiederabdruck nur erwünscht seyn. Dagegen hätte manches neuere Gedicht, aus sehr bekannten Sammlungen genommen, wegbleiben können. Im Ganzen ist diese Kompilation sehr reichhaltig, aber eben nicht kritisch. Romanzen herrschen vor. Die Frühlings- und Liedeslieder, deren ungeheure Anzahl das Buch zu sehr angeschwellt haben würde, sind wie billig ausgelassen worden, wenn sie nicht entschieden volksthümlich waren. Daß unter den neuern Kriegsliedern auch solche aufgenommen sind, die von Arndt, Rückert, Körner ꝛc. gedichtet, häufig gesungen wurden, ist billig. Doch finden sich einige darunter, die weniger bekannt und weniger schön sind, die daher hätten wegbleiben können. Von den politischen Lokalweisen und von den modernen Freiheits- und Spottliedern hat Herr von Erlach kein Einziges aufgenommen. Ich will ihm freilich nicht zumuthen, Hambacher Lieder aufzunehmen, doch hätte das beliebte österreichische Lied „Gott erhalte Franz den Kaiser" eben so wenig fehlen dürfen, als einige Oppositionslieder, sofern es einmal Volkslieder

geworden sind, und sie den eigenthümlichen Charakter unserer Zeit bezeichnen. Auch hat sich Herr von Erlach nicht genug in die niedere Volkssphäre herabgelassen, um neuere von Soldaten und Handwerksburschen häufig gesungene Lieder kennen zu lernen, die freilich zum großen Theil „Schelmenlieder" sind, worunter doch aber, vielleicht mit Hinweglassung des zu Rohen, treffliche Sachen gefunden werden.

42) Der Freund des Gesanges. Sammlung gefälliger Lieder und Arien, herausgegeben von G. H. Schröter. Leipzig und Naumburg, in Commission bei H. Franke, 1834.

Ein merkwürdiges Quodlibet von neuen Opernarien, alten Volksliedern und Romanzen, neuen Gedichten aus lyrischen Sammlungen und Zeitschriften, kurz von Allem, was irgend gesungen wird, ernsthaft und lustig, zum Tode betrübt und frivol, vornehm und gemein. Da man anderwärts fast immer eine so gar strenge Auswahl trifft, so ist es kein übler Gedanke, einmal Alles zu geben, was von der höchsten bis zur niedrigsten Sphäre herab gerade an der Tagesordnung ist. Man erhält dadurch ein kleines Bild der Zeit. Daß auch die jüngste Zeit ihre Volkslieder hervorbringt, mag folgendes Gedicht auf Kaspar Hauser beweisen:

Zu Ansbach auf der Höhe
Da steht ein einsam Grab: —
Wem brach in Leid und Wehe
Wohl hier der Wanderstab?

Wen ruft vom hohen Thurme
Der Glocken dumpfer Ton?
Ha, ihn — geknickt im Sturme —
Den ungekannten Sohn!

Sie laden ihn zum Feste
An seines Schlosses Thor,
Da tragen schwarze Gäste
Die goldne Kron' ihm vor.

Ihn hat — dem Tod verschworen —
Nicht Weibesbrust gesäugt,
Keine Mutter ihn geboren,
Kein Vater ihn erzeugt.

Er fand am fremden Herde
Verwaist das fremde Brod
Und ach, auf fremder Erde
Den unversöhnten Tod!

Es sinkt die finstre Truhe
Hinab in tiefe Nacht: —
„Schlaf, Bester, schlaf in Ruhe!
Dein Gott, dein Rächer wacht!" —

43) 260 frohe Gesänge für Bürger und Landleute. Von Dr. Weitershausen. Darmstadt, Leske, 1833.

Steht dieses Werk in Verbindung mit praktischen Gesangübungen, z. B. der Singvereine, so kann es nur gelobt werden. Es enthält viele gute Lieder, die auch großentheils von den bestehenden Singvereinen anerkannt sind. Hat es auch einige aufgenommen, die sich nie und unter keinen Umständen Eingang beim Volk verschaffen werden, weil sie alberne Spielereien von Pedanten sind, die den Volkston affektirt haben, ohne dem Volk zum Herzen zu reden, z. B. die Abgeschmacktheiten des alten Voß „beim abendlichen Kuhmelken, beim Flachsbrechen ꝛc.", so schadet es doch weiter nichts, daß diese Spielereien hier stehen. Der Geschmack des Volks selbst wird am besten entscheiden, ob sie für dasselbe taugen. Ich glaube es ein für allemal nicht. Niemals wird in unsern vielmalhunderttausend Kuhställen gesungen werden:

Schwestern, bringt die Eimer schnell,
Bald ist's ausgemolken!
Seht, die Sterne blinken hell,
Und der Vollmond guckt so grell
Aus den krausen Wolken.

Lieg' und wiederkau' in Ruh',
Dein gesundes Futter;
Was wir brauchen, gute Kuh,
Milch und Käse schenkest du,
Rahm und süße Butter.

Ruhig läuten durch das Feld
Dumpfe Abendglocken,
Und der Hund im Dorfe bellt,
Und der Schlag der Wachtel gellt
Im bethauten Roggen.

Mädchen, wandelt früh und spät,
Gleich den frommen Müttern!
Wer auf guten Wegen geht,
Und auf's Beten sich versteht,
Darf bei Nacht nicht zittern.

Von dieser Art hat der Herausgeber viele Lieder aufgenommen, die wohl sehr unnütz dastehn dürften. Das Volk will nicht bloß mit dem unterhalten seyn, was es täglich treibt. Die Kuhmagd will nicht immer von

Kühen singen und hören. Hat sie Zeit, sich Abends hinzusetzen und ein schönes Lied zu singen, so singt sie lieber ein frommes Lied oder ein Liebeslied, eine alte Romanze, wie sie noch im Volk umlaufen. Eben so wenig will der Bauer von seinem Pfluge singen, wie Herr Wintershausen es von ihm verlangt. Ist er überhaupt so weit aus der Roheit herausgearbeitet, daß er in Männergesellschaft ein Lied singen kann, so verträgt und verlangt er auch ein Lied von allgemeinerem Interesse. Es ist unbegreiflich, wie sehr man noch immer das Volk mißversteht.

44) Westphälische Schützenlieder. Aus der Mappe eines Ungenannten. Lemgo, Meyer, 1835.

Schützen sind Schützen. Sie können überall dieselben Lieder singen. Was ist das für ein erbärmlicher Patriotismus, der sich auf ein paar Quadratmeilen beschränkt, und sogar eine besondere Poesie in Anspruch nimmt. Und was für eine Poesie! Die servilste Unterthänigkeit neben kannibalischen Freiheits- und Schlachtliedern aus dem Teutoburger Walde. Und dann nichts als Schützen, die sich selbst besingen:

Schallt hoch der Schützensang ꝛc.
Auf ihr Schützengesellen ꝛc.
Wenn der Schützenmarsch erschallt ꝛc.
Tag der schönen Schützenweide ꝛc.
Hoch, Hurrah! du liebliche Schützenbraut ꝛc.
Der frohen Schützenfeste ꝛc.
Das Schützen-Hoch dir klingt ꝛc.
Zieht uns zum Schützenkreis ꝛc.
Voll Lust sitzt er beim Schützenschmaus ꝛc.
Das Schützenleben recht erkannt ꝛc.
Für Sang und Klang und Bruderherz
Für Freiheit und für Schützenscherz ꝛc.
Das schönste freiste Schützenglück.
Was gleicht wohl auf Erden dem Schützen-Vergnügen ꝛc.
Und bringen euch den Schützengruß ꝛc.
Hoch weht die Fahne auf der Schützenplan.
Zu des Schützenkönigs Ehren ꝛc.
Hohe Schützenkönigin ꝛc.
Königin der Schützenehren ꝛc.
So laßt nach rechtem Schützenbrauch ꝛc.

45) Flowers of German poetry selected and published by Dr. J. G. Flügel. Leipsic, Klinkhardt, 1835.

Die Engländer selbst mögen darüber urtheilen, ob die hier gesammelten Gedichte gut in ihre Sprache übersezt sind. Uns Deutschen kommt nur ein Urtheil darüber zu, ob englische Gedichte gut in's Deutsche übersezt sind. Wie verwandt sich beide Sprachen sind, mögen folgende Proben darthun:

Körner's Appeal to his Brethren.

Why knit ye the brow so dark and so fierce?
Why so wild do your looks through the night's gloom pierce?
Fair freedom's courageous avengers!
Now howls the storm, and the sea roars dread,
Now trembles the earth beneath our tread,
We'll cast not a veil o'er our dangers.

Lezter Trost.

Was zieht ihr die Stirne finster und kraus?
Was starrt ihr wild in die Nacht hinaus,
Ihr freien, ihr männlichen Seelen?
Jezt heult der Sturm, jezt braus't das Meer,
Jezt zittert das Erdreich um uns her:
Wir woll'n uns die Noth nicht verhehlen.

Wine Song.

From out the hills a God shall spring,
That God a heaven to us will bring.
The sun elected has the same,
That he may penetrate with flame.

In Spring conceived with rapturous glow,
The tender womb shall gently grow,
When Autumn fruits are glittering bright,
The golden child shall leap to light.

Weinlied.

(Von Novalis.)

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt;
Die Sonne hat ihn sich erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Der zarte Schooß quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen
Springt auch das goldne Kind hervor.

So finden sich hier viele Gedichte von Schiller, Goethe, Körner, Bürger, Salis, Hölty, A. W. Schlegel, Stolberg, Uhland ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 88. Montag, 31. August 1835.

Lyrische Dichtkunst.

46) Gedichte von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Spricht nicht Kraft aus den Werken des Mannes, so taugen sie nichts. Spricht aus den Werken des Weibes nicht Liebe, so taugen sie eben so wenig. Nichts ist so unerträglich, als die kalte Pruderie einer Therese Huber und der andern schriftstellernden Amazonen, die der süßesten Leidenschaft ewigen Haß geschworen haben, um sich einer sauern Altklugheit zu ergeben. Nichts ist aber natürlicher und steht einer Sängerin besser an, als die Stimme des zärtlichen Herzens. Darum habe ich immer die Louise Brachmann und Fanny Tarnow vertheidigt. In diesen Mädchen war ein echt weibliches Gefühl, sie liebten, sie sangen, was sie empfanden.

Unsere unbekannte Gräfin stimmt einen freiern, muthigern, aber nicht weniger zärtlichen Ton an, und das gereicht ihr zur Ehre. Sie verschließt ihr Herz nicht, sie gibt sich ganz ihrem schönen Gefühl hin, und sie weiß zu gut, wie viel das poetische Feuer durch das Feuer der Liebe gewinnt, um beide zu trennen. Weit entfernt, sich gefühllos zu stellen, oder die Gefühle erst siebenmal im Wasser der nüchternen Pruderie abzuwaschen, läßt sie denselben ihre erste Gluth und Kraft. Möchte doch Niemand sich wundern, warum sie so frei ihre Liebe bekennt vor aller Welt. Es hat gelehrte Damen unter uns gegeben und gibt deren noch, die es den Männern haben gleichthun wollen in jeglichem Wissen und die schon eine völlige Gleichstellung der Geschlechter beantragt haben. Das ist abgeschmackt. Auf dem Katheder mit der Brille auf der Nase, unter dem Gewehr, auf der Kanzel sollen die Frauen nicht stehen, das sollen sie uns überlassen. Aber lieben dürfen sie, das steht ihnen sehr gut an, das ist natürlich und schön an ihnen.

Oder soll jede ihre Liebe verschweigen, in tiefster Brust verschließen? Das geschieht in der Regel, aber keine Regel ohne Ausnahme. Man braucht nicht gerade eine Sapho zu seyn, um gleichwohl dem Drange des Gesanges nicht widerstehen zu können? Warum ist die Nachtigall nicht still? Es muß doch etwas seyn, was sie zum Singen treibt.

Von der schönen Gluth in diesen Liedern mögen folgende Proben Zeugniß geben.

Der Funke der Liebe.

Der Funke der Liebe, im Herzen geboren,
Geht nimmer Dem, der ihn empfunden, verloren.

Er glühet und brennt in die Ewigkeit fort;
Denn wäre dem Menschen die Kraft nicht gegeben,
Zu Lieben bis hin in's unsterbliche Leben,
So gäb's wahre Liebe nicht hier und nicht dort.

Nicht wird er entzündet an rosigen Wangen,
Und nicht an dem Feuer des Jugendverlangen,
So flüchtigem Dienste ist er nicht geweiht.
Und selber die Freude auf schimmerndem Flügel,
Sie bringet ihm nicht der Unsterblichkeit Siegel. —
Der Funke der Liebe wohnt über der Zeit.

Und nicht kann er langsam mit Tagen veralten,
Auch nicht an dem Eise der Jahre erkalten,
Das and're so heiße Gefühle verwischt.
Es mögen auch glühende Thränen erzählen,
Daß still sie gebrochen die mildesten Seelen; —
Der Funke der Lieb' nicht in Thränen erlischt.

Die Asche der Theuren selbst kann ihn nicht decken;
Er weiß aus Zerstörung das Leben zu wecken,
Und Gräber und Staub hemmen nicht seinen Lauf.
Denn so wie der Phönix aus rein'genden Flammen. —
Bricht einstens das Erdengerüste zusammen. —
So schwingt er sich froh zur Unsterblichkeit auf.

Ein echtes Liebeslied, warm, innig, traulich ist folgendes:

Der Zauberer.

Von Zauberei will man nichts wissen,
Man ist jetzt klug und aufgeklärt;
Und doch wird Der dran glauben müssen,
Den die Erfahrung hat bekehrt.

Ich weiß zum Beispiel viel zu sagen
Von einem mächt'gen Zauberer;
Ob's mehr gibt, muß man mich nicht fragen,
Für mich ist er nur da, nur er!

Und ist er da, so scheint verschwunden
Das Weltenall vor meinem Blick,
Im Spiegel, den ich dann gefunden,
Strahlt nur sein Wesen mir zurück.

Die Blume, welche er gebrochen,
Wie ist sie lieblich anzuseh'n;
Wie klingt das Lied, von ihm gesprochen,
Gleich Zaubersang dem Ohre schön.

Berühret seine Hand die Saiten,
Melodisch tönen sie allein. —
Er muß den heitern Scherz mir deuten,
Soll er auch wirklich heiter seyn.

Sein Auge find' ich stets am Himmel,
Und seinen Blick im Sternenheer;
Sein Lächeln lichtet das Gewimmel
Gleichgült'ger Menschen um mich her.

Die Lüfte wehen reiner, freier,
Thut seine Nähe sich mir kund;
Nie lieb' ich alles Schöne treuer,
Als wenn vom Schönen spricht sein Mund.

Das Schönste, was ich sah, war wieder
Nur die Erinnerung an ihn.
So wie im Nachhall süße Lieder
Leis' über Echo's Lippen zieh'n.

Er ist des lauten Tags Gefährte,
Er ist der Nächte holder Traum;
Im Herzen, das er ganz verklärte,
Hat gar nichts außer ihm noch Raum.

Wohin ich wende die Gedanken,
Erscheint mir überall sein Bild;
Die ganze Welt ist ohne Wanken
Und Wechsel nur von ihm erfüllt.

Und das, o liebe kluge Leute,
Das wäre keine Zauberei? —
Was wär' es denn? — Man dicht' und deute
So viel man will — es bleibt dabei!

Ob Spruch und Stab dabei im Spiele,
Das weiß ich nicht. — Sucht nur umher,
Vielleicht gelanget ihr zum Ziele. —
Ich weiß, er zaubert, ach, nur er! —

Dieselbe Zärtlichkeit spricht aus noch vielen, nicht minder schönen Liedern, z. B. aus den „Liebeswünschen“:

Wenn ich ein Vöglein wär', flög' ich zu dir,
Sänge dir Lieder, blieb' einsam nicht hier.

Wenn ich ein Blümlein wär', wollt' ich dir blühen,
Wollt' deine Blicke stets hin auf mich ziehen.

Wenn ich ein Lüftchen wär', würd' ich dich kühlen,
Fröhlich um Locken und Stirne dir spielen.

Wenn ich ein Bächlein wär', wollt' ich dir rauschen,
Wie auf ein Mährchen sollt'st du auf mich lauschen.

Wenn ich ein Stern wär', dir ewig zu scheinen,
Sicher dann solltest du nimmermehr weinen.

Wenn ich der Schlaf wär', käm' leis' ich hernieder,
Fächelte Ruh' dir mit weichem Gefieder.

Wenn ich der Traum wär', so brächt' ich dir Grüße
Fern von der Lieben und Blumen und Küsse.

Wenn ich die Sehnsucht wär', zög' in dein' Sinn,
Wenn ich die Liebe wär', blieb' ich darin.

Ganz so warm sind auch die Lieder „mein Wunsch — — altes Mädchen — keine Fragen — erstes Begegnen — ach wenn du wärst mein eigen — Geburtstagsliedchen zum 7. Mai — Lebenssonne — Abschied ꝛc.“ So auch das Lied „dein Bild allein“, das mit folgendem Verse schließt:

„Dein Bild allein“ läßt nicht in Worte fassen,
Nicht malen mit den ird'schen Farben sich;
Und ach, ich kann, ich kann es nimmer lassen;
Denn wenn ich's ließe, niemals ließ' es mich.
Nie war mir etwas treu, so ganz, so mein,
Als wie dein Bild, dein süßes Bild allein.

Unter den Dichtungen, die mehr aus der Subjektivität heraustreten und zu mehr objektiven Romanzen sich gestalten, ist das schönste die

Entstehung der weißen Rose.

Der Lenz war gekommen,
Das Thal war grün,
Die Sonne entglommen
Zur Erde schien.

Der Nachtigall Klage
Durchflötet den Hain,
Die Wonne der Tage
Schien ewig zu seyn.

Es blühet die Rose
In purpurner Pracht,
Aus schwellendem Moose
Die Liebliche lacht.

Die Sonne erblicket
Das schöne Gebild,
Ihr Strahlen entzücket
Das ganze Gefild.

Nun all' ihre Flammen
Die Rose durchglüh'n,
Sie brennen zusammen,
Verklären sie blüh'n.

Und Rose und Sonne
Statt Zwei sind nun Eins,
Ein Spiegel der Wonne
Des süß'sten Vereins.

Ihn feiern die Lieder
Auf blumiger Flur,
Von ihm tönt es wieder
Rings in der Natur.

Und Erde und Himmel
Erfreuen sich drob,
Und Lebens Gewimmel
Wird jubelndes Lob.

Die Sonne am Morgen —
Wenn Rose noch schlief
In Blättern geborgen —
Zum Leben sie rief.

Ist jene gesendet
Zur nächtlichen Ruh',
Die Rose dann spendet
Ihr Düfte noch zu.

So nehmen und geben
Sie beide das Glück,
Und doppeltes Leben
Ist beider Geschick.

Doch es nahet sich auf Stürmen
Dunkler Wolken mächtig Heer,
Ihre Schatten düster thürmen
Um die schöne Sonn' sich her.
Morgen geht, der Abend weichet
Dann der Nacht, die Tage flieh'n,
Ohne daß die Sonne leuchtet,
Weil zu wild die Stürme zieh'n.

Endlich, endlich überwunden
Hat sie all' das nächt'ge Graus;
Ihren Sieg nun zu bekunden,
Geht sie stolz von Osten aus.
Ihres Lichtes erste Strahlen
Suchen gleich die Rose auf,
Um die Schöne hold zu malen
In des ganzen Tages Lauf.

Doch die Rose — nicht entblättert,
Noch gebrochen man sie sah,
Auch zu Boden nicht geschmettert, —
Nur erbleichet stand sie da.
Mit dem Lebenslicht entschwunden
War die Farb' vom schönsten Glück;
Als sie jenes wiedersunden,
Blieb dies Schmerzensbild zurück.

In dem Gedicht „der Paria“ wird der Triumph der Liebe über alle Vorurtheile des Standes gepriesen:

Und die scharfen Steine fliegen:
Dem Brahmanen-Machtgebot
Muß die Menschlichkeit erliegen; —
Vor dem Paria steht der Tod.

Wild umtobt von dem Verderben,
Ein Gedank' ihm Jammer giebt:
„„Arme Leila, du mußt sterben,
„„Weil den Paria du geliebt. —“ “

Blutend aus den grausen Wunden,
Sinkt er still in ihren Schooß,
Stirbt von ihrem Arm umwunden,
Stirbt — und preist sein selig Loos.
Trüb' wird Leila's Blick und trüber,
Es umdunkelt sich ihr Sinn,
Eine Leiche, sinkt sie über
Dem geliebten Paria hin.

Lezte Liebespflicht erweisen, —
Scheiterhaufen ihnen thu'n, —
Keiner will's! — Aus diesen Kreisen
Flüchten sie mit stolzem Grau'n.
Aber Kama hat im Stillen
Sie der rauhen Erd' entrückt,
Und es sind die schönen Hüllen
Nie von Menschenaug' erblickt.

Diese wenigen Proben werden gefühlvollen Lesern genug seyn, um den Geist der Liebe, der in diesen Liedern lebt, kennen zu lernen. Zum Schluß heben wir noch folgende „Bitte“ hervor:

Wohl ist's eine Gabe, die freudig entzückt,
Den eignen, wie Anderer Busen beglückt,
Die göttliche Gabe der Lieder;
Doch was sie uns kostet, das ahnet Ihr nicht,
Und wie uns das Herz oft in Thränen zerbricht,
Das sagen die Töne Euch nicht wieder.

Ihr seht nur des Regenbogens Pracht,
Der lieblich und bunt aus der düsteren Nacht
Der schwärzlichen Wolke sich hebet;
So seht Ihr auch nur unsrer Farben Glut,
Doch nimmer wie in dieser flammenden Flut
Die Seele erzittert und bebet.

Sind wir denn besser für Kämpfe gestählt,
Weil uns der Genius vor Andern erwählt,
Zu singen die Wonne der Siege?
Ach! in unsrer warmen, beweglichen Brust
Strömt heiß so die Quelle des Wehs wie der Lust,
Trägt's Glück selbst verzehrende Züge.

Drum hegt nur Nachsicht und tadelt's nicht sehr,
Wenn wir die irdischen Wege so schwer
Erkennen und wandeln hienieden.
Wen einmal der Genius mit Adlerflug
Hoch über die Nebel der Erde trug,
Der hat in den Nebeln nicht Frieden.

47) Zwölf Schweizer-Lieder, gedichtet, für den Männerchor in Musik gesezt und dem Schweizervolke gewidmet von Xaver Schnyder von Wartensee. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 4. S. 11.

Einige schöne Lieder, zunächst für Musikfreunde, aber auch von allgemeinerem Interesse, wie gleich das erste Gedicht „der böse Geist“ beweist:

O Schweiz, zu vielem Schönen auserlesen,
Spukt doch in dir ein altes böses Wesen,
Und jeder Fremde, wenn er dich bereist,
Bemerkt sogleich den bösen Poltergeist.

Man kann ihn zwar nicht greifen, oder sehen,
Doch fühlt man schmerzlich sein unheimlich Wehen,
Und gegen manches Gute stemmt sich dreist,
Nur weil es neu ist, der fatale Geist.

Will enger sich die Schweiz als Staat verbinden,
Um bessern Schutz in eigner Kraft zu finden,
Wenn fremde Mächte drob'n; sogleich zerreißt
Das neugeschlung'ne Band der böse Geist.

Er achtet nicht des g a n z e n Lands Bedürfniß,
Und stiftet schändlich überall Zerwürfniß;
Was i h m nur nüzt, sey noch so schlecht es, preist
Mit frecher Stirn als gut, der böse Geist.

Das Schöne, das der Menschheit aufgegangen
In diesen Zeiten, will er nicht erlangen;
Denn ohne Herz und ohne Geist beweist
Sich stets der jammervolle böse Geist.

Er ist das wunderbarste der Geschöpfe,
Besitzet volle zwei und zwanzig Köpfe,
Und mitten unter diesen alten weist
Zwei neue jezt der böse Poltergeist.

Er spricht französisch bald, bald deutsch zum Schaudern,
Und auch italienisch kann er plaudern;
Doch am gefährlichsten ist wohl zumeist,
Wenn er lateinisch spricht der böse Geist.

Damit das Volk mit frommem Sinn von dannen
Zu seiner eig'nen Ruh' ihn kann verbannen,
Will ich ihn nennen. Hört, er heißt —
O seyet Euch vor ihm — K a n t o n l i g e i s t.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. M e n z e l.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 89. Mittwoch, 2. September 1835.

Lyrische Dichtkunst.

48) Psalter und Harfe. Eine Sammlung geistlicher Lieder zur häuslichen Erbauung, von C. J. Ph. Spitta. Pirna, Friese.

Ein wirklich frommes Gemüth, das sich nicht, wie es die Modepfaffen thun, der übergebildeten und vornehmen Gesellschaft anschmeichelt, sondern sich von ihr abwendet.

Der du in der Nacht des Todes,
Christ, erschienst ein helles Licht,
Ach, im Pallast des Herodes
Sucht' ich dich und fand dich nicht.
Fand nur Glanz und eitles Prangen,
Augenlust und Fleischeslust,
Doch nach dir blieb mein Verlangen
Ungestillt, und leer die Brust.

Weiter zu den Schriftgelehrten
Ging ich, suchend meinen Herrn,
Doch den Klügen und Verkehrten
War verborgen Jakob's Stern.
Zwar sie sprachen gleich den Blinden
Von dem aufgegangnen Licht,
Aber unter ihnen finden
Konnt' ich den Erlöser nicht.

Aus dem Tempel sah ich scheinen
Opferfeu'r und Pracht und Licht,
Ahnen konnt' ich hier den Einen,
Doch ihn selber fand ich nicht.
Und als ich den Herrn des Lebens
So in dir, Jerusalem,
Hin und her gesucht vergebens,
Zog ich fort nach Bethlehem.

Ging die Straße einsam weiter,
Denn sie war so still und leer,
Keinen Wanderer zum Leiter
Fand ich weit und breit umher.
Aber über meinem Haupte
Sah ich eines Sternes Schein;
Weil ich suchte, weil ich glaubte,
Ward zuletzt der Heiland mein.

Suche nur, so wirst du finden,
Werde nur nicht müd' und matt,
Laß durch nichts die Sehnsucht binden,
Welche Gott erweckt hat.

Folg' nur ohne Widerstreiten
Glaubensvoll dem Wort des Herrn;
Licht von oben wird dich leiten,
Licht von oben gibt der Stern.

Das ist die wahre christliche Unabhängigkeit, wie sie vor Allem der Priester haben sollte. Fast alle diese Lieder drücken religiöse Stimmungen aus und sind insofern weit poetischer als das versifizirte Moralgeschwätz der meisten kirchlichen Poeten. Es ist der Mühe werth, aus dieser schönen Sammlung noch einige Strophen zu entlehnen:

Das Leben wird oft trübe,
Die Brust wird oft so leer,
Als ob kein Fünkchen Liebe
Und Glauben in uns wär',
Das Heil, mit Noth gefunden,
Liegt uns auf einmal fern;
Und doch sind solche Stunden
Ein Segen von dem Herrn.

Man trägt nach ihm Verlangen,
Wenn er uns einsam läßt,
Man möchte ihn umfangen
Und halten ewig fest.
Mit Thränen fleht und ringet
Wie Jakob dann die Seel',
Bis ihr der Kampf gelinget
Und sie wird Israel.

Da fühlt man recht, wie quälend
Ohn' ihn das Leben sey,
Wie unbeschreiblich elend
Man in der Wüstenei
Der Welt hier darben müßte,
Wenn unsre Thränenlost
Der Heiland nicht versüßte
Mit wunderbarem Trost.

Das sind die geist'gen Fasten,
Wo er uns scheint entfernt,
Und man allein die Lasten
Der Sünde kennen lernt.
Da wird man eingeleitet
In Reu' und Sündenleid,
Doch da auch vorbereitet
Zur Festtagsherrlichkeit.

Deßgleichen:

Im Osten flammt empor der gold'ne Morgen,
Und Alles, was die finstre Nacht verborgen,
Wird offenbar, erhellt vom Sonnenlicht:
Und all' die Wälder, all' die Höh'n und Tiefen,
Die eingehüllt im Nebelbette schliefen,
Stehn glänzend vor der Sonne Angesicht.

Leucht' in mein Herz und gib mir Licht und Wonne,
Mein Jesu, meines dunklen Herzens Sonne,
Erwecke drin den hellen Tagesschein.
O offenbare mir die vielen Falten
Des Herzens, das nach dir sich muß gestalten
Und in dein heilig Bild verkläret seyn.

In deinem Lichte laß mich heute wandeln,
In deiner Liebeswärme laß mich handeln,
Wie eine neu belebte Kreatur,
Die auch durch eine neue Lebensweise
Den Schöpfer ihres neuen Lebens preise,
Und leb' zu seinem Lob und Ruhme nur.

49) Christliche Gedichte von Albert Knapp. Dritter und vierter Band. Neuere Gedichte. Basel, Neukirch, 1834.

Knapp ist unstreitig einer der vorzüglichsten neuern Dichter geistlicher Lieder, indem er nicht, wie es Viele thun, der Frömmigkeit die Poesie zum Opfer bringt, sondern beide verbindet. Er erklärt sich auch darüber in der Vorrede und macht darauf Anspruch, daß die christliche Dichtkunst nicht bloß im Kirchenlied eingeschränkt bleiben dürfe, sondern daß es eine christliche Anschauung aller Dinge gebe, die freilich in der Poesie noch wenig kultivirt sey. Von demselben Gesichtspunkt ging vor ungefähr hundert Jahren Brockes aus, der in seinem „irdischen Vergnügen in Gott" die ganze Natur im christlichen Geist anzuschauen und zu schildern unternahm, dem auch wirklich ausgezeichnete Bilder gelangen, der indeß im Ganzen immer noch unpoetisch blieb, weil er die Natur nicht im Großen, sondern nur im Kleinen auffaßte, weil er nicht ihre Totaleindrücke schilderte, sondern sie auf's ängstlichste ausmalte.

Auch Knapp beginnt mit „Naturanschauungen", aber sie sind voll Poesie, voll tiefer Empfindung in schönen Bildern. So heißt es in einem Morgenlied:

Morgenröthliche Tauben,
Deren Gefieder
Glänzt von des Aufgangs himmlischem Gold:
Briefstragende Botinnen
Oberer Wächter, —
Flieht nicht von hinnen,
Eh' ich erwache,
Eh' ich dankend empfange
Eurer Freudenbotschaft
Köstlich Geschenk!

Die Rosenknospe
Birgt ein süßer Geheimniß,
Als der prangenden Blume
Weit erschlossener Kelch.
Bist du, stillwandelnde Stunde des Morgens,
Nicht die keusche Knospe
Der Rose des Tags? –

Wer die Knospe zerknickt,
Wird Den erfreuen
Des vollen Kelches
Herzerquickender Duft? –

Eine Menge dieser Gedichte führen uns auf die Waldberge und alten Schlösser der schwäbischen Alp. Von der alten Teck, an deren Fuß der Dichter lebt, singt er:

Thürmende Veste dort!
Dich seh' ich zerfallen von Jahr zu Jahr,
Und immer niedriger werden die Mauern,
Aber inniger, mächtiger
Schwillt an den Quadern hinauf
Der Sehnsucht Epheu,
Und nicht, wie des Abendstrahles Gold
Hinsterbend sich legt auf deine Stirne,
Nicht also löschen die Tage, die Nächte,
Was aus Menschenaugen hinaufglänzt
Ueber die Gräber.

Eine Stund' auf Gebirgen
Wiegt viele Tage des Thales auf;

Vortrefflich ist folgendes Bild der gemeinen Naturen:

Wie groß ist diese Welt, wie göttlich reich
In allen Sphären! und der kleine Mensch
Weiß diesen Reichthum sich in seiner Sphäre
So klein zu machen; preßt des Himmels Fülle
In's enge Maaß der Niederträchtigkeit,
Verschüttet Ströme Balsams, und behält
Die Hefe sich. Das nennt die Menge klug,
Selbstständig, weltgewandt. Ein arm Gewerbe,
Daran der Mangel und die Sorge nagt,
Wird oft zum Welttreis für ein blindes Herz.
Dort Amtsgewalt, und Menschenehre, tapfer
Vom Gänsekiel erobert und beschirmt,
Und nicht viel werther, nicht unsterblicher,
Als Tagsgeschwätz und falschen Goldes Flitter, –
Gleich grauen Wolken lagern sie sich fest
Um trockne Geister, decken lebenslang
Das Firmament der Ewigkeit dem Auge.

Der Grundgedanke in fast allen diesen Liedern, daß die ewig junge, und insbesondere die erhabene Natur auf den Bergen und unter den Sternen uns von unsern kleinlichen Sorgen und Eitelkeiten abmahnen soll. Sehr schön wird die ewige Dauer der einfachen Natur dem Wechsel und Untergang der geschichtlichen Herrlichkeiten entgegengestellt, z. B. in dem Gedicht „Hohenstaufen".

Aufsteigen seh' ich
Aus der Jahrhunderte Schooß
Feurige Säulen,
Durch Länder und Meere wandeln sie her; –
Sie drohen, kämpfen, sie reißen hin
Morsche Geschlechter,
Und die Jüngern freu'n sich in ihrem Glanz,
Als wären's Sonnen
Und Orionen voll Ewigkeit. –
Doch der Sturm erwacht,
Löscht Säul' um Säule –
Und vom Weltlicht, der Erd' entflogen,
Bleibt kaum die Schnuppe noch. –
Ach, nur ein sterbender Widerglanz
Fällt auf der Kindeskinder Stirn',
Unaussprechlich trauernd, – ein Geisterweh. –
Wie, wenn die Sonne hinabgetaucht,
Tiefnächtlich der Abendstrahl
Auf dem Eisgebirge noch träumet rosigen Traum:
Paaret sich immerfort
Mit der Schöpfung wirkender Frühlingskraft,
Mit der neuen Geschlechter lebendiger Lust,
Der alten Jahrhunderte
Fortglimmendes Leuchten,
Der Ahnenzeit erstorb'nes Ringen
Nach ewigem Seyn.

Herabgeschüttelt vom Kriegesbaum
Hat der Sturm
Hohenstauffens eiserne Blätter;
Und des Wagens blutigt Speiche
Liegt vermodert im Sand,
Wie das blitzende Heldenaug',
Das nachgeschaut dem fliehenden Kaiser;...
Eisen! Du bist nicht der Herrscher der Welt
Auf ewig!
Gold, das der Thürme verriegelte Pforten
Heimlich zersprengt,
Und lächelnd anglänzt
Der Verwitterung Zahn,
Dir bleibt nicht dein Scepter!
Aber du, von der Tanne,
Du, von der Esche vergänglichem Stamm
Gezimmertes Holz,

Daran die Welt und ihr Leben
Von Einem errungen ward:
Ewig duftende Blätter,
Früchte der friedsamen Herrlichkeit
Trägst du, — bist das blühende Scepter
In des Himmlischen Hand!

Den „Naturanschauungen“ folgen Romanzen, die den erstern an poetischem Werthe nicht gleichkommen, weil sie zu empfindungsvoll, zu sehr im schwärmerischen Ton der Ode und des Hymnus geschrieben sind, der dem Verfasser überall eigen ist, der aber eben nur zu lyrischen Herzensergüssen und nicht zu der episch klaren ruhigen Romanze paßt, in welcher die Subjektivität ganz zurücktreten und der reinen Objektivität Platz machen muß. Den Inhalt dieser Romanzen bilden Legenden und hauptsächlich Erinnerungen an die Hohenstauffen.

Unter den „vermischten Gedichten“ zeichnen sich mehrere wieder vortheilhaft aus, z. B. folgendes:

Der Zweig.

An einem Zweige ging ich einst vorbei,
Der rauh sich über meinem Haupte bog;
Schnell mahnte mich's, was hier bedeutet sey. —
Da fühlt' ich etwas, das mich nicht betrog.

Aus langer Säfte Strömung wurdest du,
Aus unbemerkten Trieben, Jahr für Jahr,
Ein Zweig; hier krümmst du wunderlich dich zu,
Hier läufst du grade, wie dein Wachsthum war.

Und anders bildet menschliche Gewalt
Dich nimmermehr; vergeblich beugt die Hand
Dich nach der Schnur; fürwahr, du bist zu alt,
Nach dauernden Gesetzen krumm gespannt.

Wer mißt die Lüftchen, die so leise nur,
Allmählich ausgetrocknet deinen Saft,
Daß in der herrlich sprossenden Natur
Du nun dich windest schief und krüppelhaft? —

Vom Zweige hoff' ich keine Besserung;
Er bleibt verkehrt, ob tausend Lenze blüh'n;
Kein Maienodem schafft ihn wieder jung. —
Du, Seele, sprich! winkt dir ein Hoffnungsgrün?

Verdorrter Zweig! von Lüften ausgesengt,
Von fünfzigjähr'ger Lauluft fast erstickt,
Von gift'gen Säften heimlich vollgedrängt, —
Laß sehen, ob dir neues Wachsthum glückt!

Sie sprachen zwar von einer freien Kraft,
Davon auch abgestorbne Zweige voll,
Daß, wo der Tod ist, doch ein Lebenssaft
In trockne Fibern wieder kommen soll.

Sie sprechen zwar von Ueberredungsmacht;..
Doch hab' ich keinen krummgewachsnen Ast
Durch Redekunst in's Winkelmaaß gebracht; —
Das Gleiche fand ich unter Menschen fast.

Weh, wenn da drüben solche Krümme dann
Dir in dem langen Todeswinter bleibt!
Du schräges Holz, das Niemand beugen kann!
Du Sproß des Fluchs, der ewig nimmer treibt!

Ist noch ein Gärtner, der dich ganz verjüngt?
Der fließen macht, was Jahre lang gestockt,
Der todte Knospen noch zum Grünen bringt
Und Blüthenschmuck aus trockner Rinde lockt?

Schau dort! in grauer Wüste blüht ein Stab
Mit Rosenzier, — der Mandel dürres Reis!
Weißt du, wer Aaron Priesterwürde gab? —
Die todte Mandel sproßt auf sein Geheiß.

Schau dort, ein hoher Feigenbaum verdorrt,
Daran der Heiland Frucht umsonst gesucht.
Ein grüner Zweig verwelket auf Sein Wort,
Ein dürrer trägt, wenn er gebietet, Frucht. —

O laß dich rühren! Er begehret dein;
Und rührt Er dich, so wird das Dorngewind
Zur Ceder Gottes einst geworden seyn,
Wenn offenbar des Höchsten Werke sind!

Dann folgen Gedichte „aus und nach der Schrift“, theils poetische Umschreibungen einzelner Bibelstellen, theils romanzenartige Bilder von Noah, Abraham, Hagar, Joseph, David, Daniel, Maria, Christus, Paulus ꝛc., auch biblische Landschaftsbilder, z. B. das todte Meer ꝛc. So viel Schönes sie enthalten, kann ich doch von der Ansicht nicht abgehen, daß die schlichte Prosa der Bibel schon poetisch genug ist, und daß die Verse in der Regel die Kraft in der Bibelsprache nur schwächen. Doch gilt dies nur von Umschreibungen. Wo der lyrische Dichter nur eine leise Andeutung der Bibel festhält, um selbstständige Empfindungen, oder eine neue überraschende Betrachtung daran zu knüpfen, thut er der Bibel und thut sie ihm keinen Eintrag.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 90. Freitag, 4. September 1835.

Lyrische Dichtkunst.

49) Christliche Gedichte von Albert Knapp. Dritter und vierter Band. Neuere Gedichte. Basel, Neukirch, 1834.

(Schluß.)

Zuletzt theilt der Verfasser noch einige Gelegenheits-Gedichte mit, worin sich ein sehr zärtliches und freundliches Gemüth ausspricht. Wenn er in einem derselben uns sagt, daß ihm der 7te November der wichtigste Tag sey, weil er an demselben zum ersten Mal als Student in's elterliche Haus zurückgekehrt sey, weil ihn an diesem Tage zum ersten Mal „der Herr" besucht habe, und weil er am gleichen Tage zum ersten Mal die Braut gesehn, so ist das freilich zunächst nur für ihn persönlich interessant und sehr subjektiv, aber gerade in dieser naiven Mittheilungslust der persönlichsten Freuden und Leiden offenbart sich das menschliche Gemüth am treuesten.

Obgleich der Verfasser nun so vielfach bewiesen hat, daß er die Bedingungen wahrer Poesie kennt und erfüllt, so sehn wir ihn doch öfter in die gewöhnlichen Fehler der Kirchenliederdichter zurückfallen, in die hergebrachten Exklamationen, in die abgenutzten Phrasen und Bilder, denen man zwar nicht die Frömmigkeit, gewiß aber die Poesie absprechen muß, z. B.:

Du bist so groß! — Dich nenne Keiner klein
Du bist so reich! — Das läugne Dir kein Armer!
Du bist der HErr! — Dir rede Niemand ein!
Du bist ein Fels, ein Heiland, ein Erbarmer!
In Dir ist Leben nur, —
Sonst keine Lebensspur; —
Was Du gepflanzt, kann ewig nicht verderben;
Was nicht durch Deine Hände geht, muß sterben!

Oder:

Nur, daß ich Dein sey, Gottes Sohn!
Nur, daß Du seyst mein Schild und Lohn;
Nur, daß ich in Dir lebe;
Nur, daß ich Dir, dem ich geglaubt,
Zu jeder Stunde Herz und Haupt
Mit Freud' entgegenhebe!
Frühe
Ziehe
Mich auch heute;
Segne, leite,
Was ich thue;
Gib an Deiner Brust uns Ruhe!

Oder:

HErr! nicht verläugnest Du Dich
In Deinen Werken.
An jeglichem haftet
Deines Fingers heilige Spur.
Und alle Thäler, Haine, Gebirge
Bewahren Deines Fußes Tritt,
Wenn du feuerstrahlend zur Mitternacht,
Oder im Wintergewölk,
Oder im holdaufdämmernden Frühling,
Göttlich wandelnd,
Deine Schöpfung besuchst.

Oder:

O sel'ger König, Jesu Christ!
Wie lieblich, groß und herrlich ist,
Was uns in Dir geschenket!
In Dir, der seine Pilger schirmt,
Bleibt unser Anker, wenn es stürmt,
Auf ewig eingesenket.
Hier, hier
Sind wir
Festgebunden;
Unsre Stunden
Fliehen eilig;
Dann hinauf zum Dreimal-Heilig!

Oder:

Geuß auf mein Haupt dein Freudenöl,
Immanuel!
Nimm mich auf's Neue hin,
Mein höchster Ruhm in Ewigkeit
Und in der Zeit
Sey's, daß ich Deine bin.

Häufig finden wir auch, daß der Dichter in der Fülle der Empfindungen nicht zu ganz klaren Vorstellungen kommen kann, so daß die Farben ihm verschwimmen. Z. B.:

Und dennoch bleibst du mir ewig hold,
Süßlächelnde Mutter, hehre Natur!
Dollmetscherin Gottes in Mienensprache,
Seiner hohen Gedanken schweigsamst Deuterin
Nenn' ich dich. —
Und deinen Urgrund
Ein dunkelhell aufschimmerndes Meer,
Daraus mir, wie Perlen,
Seiner Allmacht verkörperte Liebe
In's Auge glänzt.

Auch im folgenden Gedicht fehlt dem Bilde die Bestimmtheit; die zitternde Empfindung theilt sich gleichsam der Vorstellung mit und macht sie unsicher.

Das Blau des Himmels.

Endloses Blau! Lichtwölbung, ewig mild,
Darein sich die Unendlichkeit verhüllt!
Gehelme Tiefe, Keimen offenbar,
Und dennoch wie die Diamanten klar. —
Des Menschenauges Urbild! — glänzt' es nicht, —
Als Unschuld noch geblüht, — in deinem Licht? —
Tief, bis der tiefste Blick die Spur verlor,
Und doch in Einfalt hell und ohne Flor? —
So blickt der Geist hinwieder, dessen Schuld
Versunken liegt im Meer der ew'gen Huld;
Unendlich ist sein Leben, göttlichtief,
Nichts mehr bis in die Tiefe trüb und schief;
Die Nacht, sie hat sich ausgeweint im Thau. —
Doch seinen Lichtgrund birgt ein Himmelblau.

Abgesehen von der Form ist der Inhalt durchaus fromm, liebevoll, würdig. Es geht ein Feuergeist durchs Ganze, zum Unterschied von den vielen Wassergeistern, die sich sonst gewöhnlich die geistliche Poesie zueignen, und jenes Feuer ist von edler Natur. Nur einen Gedanken des Verfassers habe ich nicht verstanden. In einer Romanze gedenkt er eines alten Mönchs, der seine Protestation gegen den Papst und seine Zustimmung zur Reformation auf ein Papier geschrieben und vermauert habe, damit es ihm bei der Nachwelt und am jüngsten Gericht zum Zeugniß seiner geheimen Gesinnung diene. Das billigt und lobt der Verfasser, indem er sagt:

Du stiller Zeuge! — Jesus wird erwecken
Dein Zeugniß und dein schlummerndes Gebein.

Ich kann inzwischen in dieser Handlungsweise des Mönchs nichts Edles erblicken.

50) Die Glocke der Andacht. Ein Erbauungsbuch für gebildete Katholiken. Zweite, vermehrte Auflage. Augsburg, Rieger.

Die Katholiken fangen an, alle Narrheiten der Protestanten nachzuäffen. Schlevermacher in Berlin schuf eine „Religion für Gebildete" und machte damit ganz erstaunliches Glück. Die Sucht, sich für gebildeter als alle andere Leute in der Welt zu halten, hatte schon weit um sich gegriffen, und jede Köchin und jeder Schneidergesell wollte gebildet erscheinen. Gewohnt, Alles besser zu wissen, Alles besser zu haben, in Allem besser zu seyn, mußten diese Menschen sich ungemein geschmeichelt fühlen, daß ihnen ihr schlauer Modeprediger nun auch eine besonders für sie eingerichtete vornehme Religion „für Gebildete" fabricirte, damit sie vor dem übrigen gemeinen Christenpöbel etwas voraus haben. Daß auf diese Weise die Religion zu einem Mittel der Eitelkeit

und Vornehmthuerei geworden ist, darf bei Protestanten nicht Wunder nehmen, deren Kirche von Geburt an zum Dienen gemacht war. Aber von den Katholiken, die in ihrer Kirche doch noch einen lezten Rest von einer über Staat, Gesellschaft, Mode, Rangs- und Bildungsunterschiede hoch erhabenen Heiligkeit besitzen, von diesen hätte man nicht glauben sollen, daß auch sie jene Religion „für Gebildete" bei sich einführen würden. Unter den Katholiken macht bekanntlich nur die Priesterweihe, aber nicht die Bildung einen Unterschied. Nur bei den Heiden gab es eine Religion für Gebildete, für Wissende, in die Mysterien Eingeweihte. Das Christenthum unterscheidet sich aber eben dadurch vom Heidenthum, daß es für alle Menschen, ohne Unterschied nicht nur des Standes und der Kasten, sondern auch der Bildung und des Wissens, gleich zugänglich ist; und von jeher hat man an der h. Schrift gerade das bewundert, daß sie den Einfältigen wie den Weisesten gleich sehr ergreift und erhebt.

Unsere beiden Konfessionen, die sich in ihrer Blüthezeit und in ihren Tugenden so sehr von einander unterscheiden, scheinen sich jezt in ihrem Verfall und in ihren Mängeln und Verirrungen ausgleichen zu sollen. Wie die Protestanten sich ihre Religion durch altkluges Geschwäz und sentimentale Schönrednerei unter Wasser gesezt haben, so thun es ihnen jezt die Katholiken nach. Nach dem Muster der faden Erbauungsbücher für gebildete Jungfrauen, für Töchter edler Herkunft ꝛc., die längst im protestantischen Deutschland eingeführt waren, erscheinen nun auch Andachtsglocken für „gebildete" Katholiken. Der Ton ist in beiden ganz derselbe, Altklugheit und Sentimentalität. Das heilige Feuer der Bibelsprache wird im Wasser fader Verse ausgelöscht; die Kraft des Worts, vor der die Berge beben und das innerste Herz erzittert, wird zu einer höflichen Konversation, zu hätschelnder und tätschelnder Wohlredenheit geschniegelter und gebügelter Modepfaffen, die mit geilem Augenaufschlag vor jungen Mädchen kokettiren.

Auch im vorliegenden Buch, wie in allen ähnlichen der Protestanten, werden die gebildeten Jungfrauen beständig an ihre Unschuld erinnert:

> Sey mir nah an allen Orten,
> Wenn, des Herzens Eintracht mir zu morden,
> Lockt Lust und Sinnlichkeit.
>
> Wehre, daß kein sünd'ger Trieb sich schleiche
> In mein unbeflecktes Herz.
>
> Ach! so lieblich ist, so süß beglückend,
> Ein Gefühl der Seligkeit,
> Sie, die Unschuld, unentweiht entzückend ꝛc.

Wie kann man doch jungen Mädchen so dummes Zeug von ihrer Unschuld vorschwazen! Wird nicht gerade durch die ewige Erinnerung an die Unschuld, durch das ewige Geschwäz von der Unschuld, die Unschuld sonst zerstört, die nur in ihrer Unbefangenheit, in ihrer eigenen Unbekanntschaft, im Nichtbewußtseyn besteht?

Aber auch in allen andern Beziehungen ist das sentimentale Moralgeschwäz gerade am wenigsten fähig, wahre Moral zu fördern. Man muß indirekt auf die Moral wirken, durch Beispiele und Bild, oder durch Gesetze, die zu bestimmten Handlungen zwingen, durch Verbote, die bestimmte Handlungen untersagen. Erhoben durch große Muster, angeregt durch lebendige Eindrücke, und an eine gewisse Ordnung gewöhnt im täglichen Thun, ist man auch ohne indirekte Aufforderung zur Tugend weit mehr aufgelegt, als wenn man bloß eine langweilige Vorlesung über Tugend angehört hat. Ein Gottesdienst, der uns feierlich stimmt und unser Herz erhebt, oder die Kernsprache der Bibel, die immer durch einfach schlagende Sentenzen und Bilder lehrt ohne Wortschwall, und ein geregeltes thätiges Leben sind der Moralität unendlich günstiger, als all das Predigen und Ermahnen und Zusprechen in Prosa und Versen, wie es die jetzige Andachts-Literatur zur Mode erhoben hat.

51) Sammlung von Sprüchen aus den Evangelisten, in Reime gebracht, kurz umschrieben und zur Erbauung angewandt. Von M. Fr. Schübler. Aachen, Rossel.

Der Erlös ist für die Armen bestimmt. Sonst hat das Buch nichts Empfehlenswerthes. Die Kernsprüche der Bibel erscheinen in der Versifikation nur matt und verwässert. Die Kraft, die gerade in der Kürze des Ausdrucks liegt, geht ganz verloren.

52) Das Jahr der Erde und der Mensch. Ein allegorisch erzählendes Gedicht von G. W. Fink. Eigenthum des Verfassers. Leipzig, in Kommission bei Köhler, 1835.

Was für ein sonderbarer Titel! Was läßt sich darunter nicht alles begreifen? Hier ist ein Cyklus von lyrischen Gedichten gemeint, die in fortlaufender Reihe ländliche Scenen, wie sie das Jahr mitbringt, beschreiben: Nahen des Frühlings — Eisgang — Ostern — Pfingsten — Sommermorgen — Gewitter — Spaziergang — Heu- und Kirschenernte — Johannisfest — Jagd — Herbstlust — Michaelis — Weinlese ꝛc. ꝛc. Die Gedichte sind nur insofern allegorisch zu nennen, als hin und wieder die Erde, der Frühling, der Winter ꝛc. redend eingeführt werden, eine bekanntlich nicht

sehr glückliche Form. Da stellt er uns den Winter als einen sentimentalen Papa dar, der sein liebes Töchterchen, die Erde, dem hoffnungsvollen Kandidaten der Theologie, dem Herrn Lenz, recht gern bälder geben würde, wenn derselbe nur erst eine Anstellung hätte. Und wenn der Dichter das Alles nur komisch gehalten hätte, so ließe es sich noch hören, aber er meint es ganz ernsthaft, er weint selber aus Sentimentalität dabei.

Da sah der bedächtige Greis im östlichen Lichte
Die lenzige Jugend, und winkte dem lächelnden Jüngling:
Freundlich winkte der Greis den bescheidnen Lenz
Und schritt ihm traulich entgegen und küßte den Holden,
Und sprach: Dich liebet die Erde, du glücklicher Knabe!
Ich lasse mit Freuden die Sorgen der Herrschaft, und gäbe
Sie lieber sogleich in deine beglückteren Hände.
Ich liebe die Tochter. Sie kennt mein Lieben und ehrt mich.
Nur noch wenige Tage beherrsche die Luft
Verbunden mit mir. Dann geh' ich in Freuden zu ruhen.
Still schwieg der erhabene Greis. Und der herzige Jüngling,
Gerührt vom Worte des Guten, umarmte den Stummen
Und küßte mit freudigem Beben das heilige Antlitz.
Vom Kusse der Rührung entrollten den rosigen Wangen
Zwei sanfte Zähren. Die nahmen die staunenden Lüfte
Und teilten sie schnell in unzählige Tropfen und sprühten
Sie freundlich hernieder. Und unten verbrämten die Thränen
Des Wanderers Haar und blätteten Wege und Stege.
Ein eigenes Licht verklärte den Reif der Gefilde.
Da sprach der verständige Winter:
Es ist vorüber
Das erste der Wehen. Wir nahen der Wolle des Widders.
Schnell rüsten sich südliche Winde, zu trinken den Schnee.
Das andre der Wehen beginnt. Viel hoffendes Sehnen
Entschlummert, ehe du siegst, vom südlichen Aufhauch.
Eile dich, rüstiger Held! Es wachsen die Tage!

So sprach der verständige Winter, und nahm in die Arme
Den blühenden Knaben, der schmiegend dem Greise sich anschloß.
Still wandelten Beide zusammen. Ein eigenes Licht
Beglänzte die Sorgen der Welt. Es schwanken die Zeiten.
Erhitzter, als jemals, schwankte die zagende Sorge
Dem seltenen Licht. Nur Wenige deuteten heiter;
Nur Wenige sahen den Lenz im Arme des Winters.

Doch gibt Herr Fink nicht lauter solche Allegorien. Er führt uns auch den Christoph und die Röse redend ein im Heu und auf dem Kirschbaum. Aber überall kann er seine Sentimentalität nicht lassen. Auch diese Bauern reden mit einander nur in empfindsamen Phrasen, wie Herr Lenz und sein Schwiegerpapa.

53) Schattenrisse aus Wallers Tagebuch, von Fr. Heinzelmann. Magdeburg, Creuz, 1835.

Von demselben Verfasser. Seltsame Gedichte, schwärmerisch und wieder prosaisch, Italien und norddeutsches Landleben, Koliseum und Kuhstall.

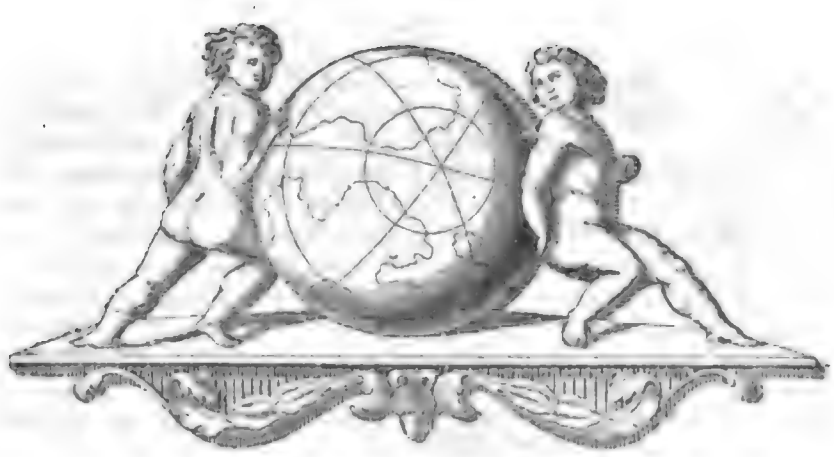
Es prangt des Marmortempels Schimmer
Und weit gefügelt der Pallast;
Du sättigst dich am Schauen nimmer.
Und wenn du hundert Augen hast.
Es stehn der Dächer luft'ge Platten,
Gleich blum'gen Matten,
Und an den Rändern gelb und grün
Orangerien.
Du wandelst in den Straßenräumen
Durch Düfte von Citronenbäumen;
Die Blüthe säuselt dir vorbei.
Es hüpft im Laub der Papagei.
Und wie zum Sommer-Christweihfeste,
Das selbst bescheert der Herr der Welt,
Ist all das Schönste, all das Beste
In Säulenhallen aufgestellt.

Und daneben ein Bild aus ganz andern Regionen:

Aus Gastfreundschaft erhielten wir
Beim Gutsherrn eines Dorfs Quartier.
Der ließ, um besser zu verdaun,
Nach Tisch ein seltsam Stückchen schaun.
Auf grünem Platze pfeift er schrill,
Daß Einem die Trommel springen will;
Da kommen auf allen Vieren frisch
Eine Menge Bauern aus dem Gebüsch,
Die hüpfend sich mit Knurrn und Bellen
Vor ihm der Reihe nach aufstellen.
Die Jacken und Hosen sind kurz und knapp;
Der Bart rauht dick und lang herab,
Und statt des Schwanzes zappelt vom Kopf
Hernieder ein gewalt'ger Zopf.
Drauf jeder ein Kunststück producirt,
Indem er sich gar komisch gerirt.
Der schnappt mit dem Maul ein Semmelbrot,
Und jener stellt sich mausetodt.
Der apportirt à la Pudel ein Holz,
Und jener schießt indeß Kabolz.
Die andern präsentiren's Gewehr
Und spielen den Affen und den Bär.
Doch der Herr waltt weislich mit dem Rohr,
Daß schreiend sie springen vor Schmerz empor,
Bis endlich alle wiederum
Machen auf seinen Pfiff linksum.

Solche Gegenstände zu besingen, ist in unsern Tagen doch etwas stark. Die Leidenschaft hat Gott sey Dank aufgehört, komisch zu erscheinen; die Welt sieht mit Recht in ihr nur etwas tief Tragisches.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 91. Montag, 7. September 1835.

Lerminier über Deutschland.

Au-dela du Rhin, par Lerminier. 1835.

Ein lobenswerthes Buch, das alle Anerkennung von deutscher Seite verdient. Wenn allerdings im Einzelnen noch manches Vorurtheil, noch manche falsche Ansicht oder Unkenntniß durchblickt, so wäre es doch thöricht, dem französischen Verfasser einen Vorwurf daraus zu machen, da die bisherige Unbekanntschaft der Franzosen mit den deutschen Zuständen und die große, schwer zu entwirrende Mannichfaltigkeit der leztern selbst solche Versehen hinreichend entschuldigt. Es kommt auf das Urtheil im Ganzen an, das hier eine Nation durch eins ihrer ausgezeichnetsten Organe über die andere ausspricht. Dieses Urtheil Lerminiers, müssen wir gestehen, ist klarer, schärfer, vollständiger, geschichtlich begründeter und überdies gerechter, als je eins zuvor an der Seine ausgesprochen wurde. Die Franzosen haben in der Beurtheilung ihrer Nachbarn Fortschritte gemacht. Nicht als ob sie uns nicht längst gekannt hätten. Wer hat uns wohl besser gekannt, als Kardinal Richelieu oder Ludwig XIV. oder Napoleon? Man hat uns gekannt, aber nur von einem französischen Gesichtspunkt in usum delphini, nach den Plänen der französischen Herrsch- und Raublust beurtheilt. Der Fortschritt besteht darin, daß man uns jezt aus einem deutschen Standpunkt in Bezug auf unsre eignen Interessen beurtheilt.

Schon das ist vernünftig, daß der Verfasser nicht mit einem allgemeinen Raisonnement über heutige Zustände und Tendenzen, sondern mit einer gedrängten Geschichte Deutschlands beginnt. Er zeigt, was wir waren, um zu zeigen, was wir geworden sind. Er gesteht, daß nichts heroischer sey, als die deutsche Geschichte von Otto dem Großen bis zum Untergang der Hohenstaufen, und er ist überzeugt, daß die Erinnerung an die Größe und Einheit unsers Reichs uns ewig unvergeßlich bleiben werde (Theil I. Seite 20). Er verhehlt sich nicht, daß erst mit Rudolph von Habsburg die spießbürgerliche, kleinliche Politik des Reichs begonnen habe, die nothwendig in der allgemeinen Desorganisation des Reichskörpers endigen mußte. Er verläugnet nicht, wie schädlich Frankreich dabei eingewirkt, welchen Nutzen es aus unserer Schwäche und Selbstvergessenheit gezogen habe; und er rühmt uns sogar, daß wir uns zum ersten Mal wieder in einem stolzen Nationalgefühl gegen die Herrschaft des französischen Geistes erhoben, als die Frivolität der Voltairischen Schule an deutschen Höfen und beim deutschen Adel den höchsten unerträglichsten Grad erreicht hatte. Er rühmt jenen guten Klopstock, der zuerst wieder an die Religion mahnte und an das so lange verkannte Vaterland, den kraftvollen Lessing, der

den französischen Geschmack, die sogenannte Gallomanie aus Deutschland verbannte und den großen Aufschwung, den sofort seit Kant und Goethe die deutsche Wissenschaft und Dichtkunst im Gegensatz gegen die alte Gallomanie genommen haben.

Dann erzählt uns Lerminier nicht ohne Rührung, wie er in seiner Jugend in Straßburg gelebt habe und durch den Dom, durch die deutsche Tracht und Sprache, durch das, was er von der deutschen Bücherwelt kennen gelernt, wunderbar angezogen worden sey, und wie ihn dies bestimmt habe, später sich weiter in Deutschland umzusehen und zuletzt das vorliegende Werk zu schreiben.

Der Leser muß ihm nun über den Rhein durch ganz Deutschland folgen. Zuerst wird von Baden gesprochen, dessen schönes Land und intelligentes rühriges Volk gerühmt, den Universitäten Heidelberg und Freiburg die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt ꝛc.; dann von Würtemberg, dem Geburtsland so vieler Gelehrten und Dichter, dem Hort eines uralten Rechts; dann von Franken, dem alterthümlichen Nürnberg, von Bayern, von München, seinem König, seiner Kunst, seiner Akademie, von dem artigen Sachsen, dem fleißigen Leipzig, dem kunstreichen Dresden ꝛc. Ueber die kleinen konstitutionellen Staaten überhaupt spricht er mit großer Billigkeit und Einsicht. Wenn Lächerlichkeiten vorkommen, sagt er, wenn sich die Kleinsten wie die Größten geberden, so solle man dies doch ja nicht dem Volk zur Last legen, dessen tüchtiges Wirken im Kleinen, weil es von allen Seiten stattfindet, doch auch im Großen die National-Einsicht und die Nationalfortschritte fördern, und er findet es an den Deutschen gerade bewundernswerth, daß sie, ohne auf einen großen Dank und Ruhm zu rechnen, ohne auf einer großen Schaubühne zu stehen, wie die Tagesheldeu in Frankreich, gleichwohl ihre bürgerliche Pflichterfüllung nicht langweilig finden (Theil I. Seite 37).

Ohne Zweifel ist es aber nur eine den Franzosen eigne Sucht zu kontrastiren, wenn Herr Lerminier von Oesterreich sagt, on ne pense point ici, und von Preußen, daß dort alles Gedanke sey, daß der ganze Staat aus Geist bestehe. Die Sache verhält sich keineswegs so. Es gibt in Oesterreich sehr viele Leute, welche denken, und in Preußen sehr viele, welche nicht denken. Ueber gewisse Dinge denkt man aber in Oesterreich und Preußen bekanntlich ganz einig, und zwar über die Hauptsachen. In beiden Ländern absolute Monarchie und Begünstigung des Adels und der Kirche, so weit sie der Monarchie dienen, Provinzial-Verfassungen heterogener Volksstämme unter dem Prinzip der monarchischen Einheit, eine trefflich geregelte Bureaukratie, große militärische Scenerie, Aufmunterung der Theater und aller Wissenschaften und Künste, welche den Friedenssinn nähren, besonders der Naturwissenschaften, dagegen strenge Censur für Alles, was mit Politik zusammenhängt; Empfehlung des Familienlebens im Gegensatz gegen das öffentliche, der patriarchalischen Tugenden im Gegensatz gegen die politischen. Diese Tendenzen herrschen in beiden Staaten vor, und ich kann auf keine Weise begreifen, wie Lerminier einen so ungeheuren Kontrast zwischen beiden hat finden mögen.

Ohne sich viel mit Oesterreich zu beschäftigen, wendet er seine ganze Aufmerksamkeit auf Preußen und Berlin. Die letztere Stadt nennt er die geistreichste in der Welt, Paris natürlich ausgenommen. Nur das findet er inkonsequent, daß sich Geist und Freiheit nicht vertragen. Dies scheint ihm der einzige Unterschied zwischen Frankreich und Preußen zu seyn. Dort Geist und Freiheit, hier Geist ohne Freiheit. Aber ich möchte wissen, was ihn berechtigt, den Franzosen deßfalls einen Vorzug einzuräumen? Als ob das geistreiche Frankreich die Freiheit ertragen könnte. Die Geschichte beweist das Gegentheil. Ich will nicht fragen: ist Frankreich frei? ich frage nur: war es jemals frei? etwa unter der Republik? oder unter Napoleon? oder unter der Restauration? oder unter dem Juste-Milieu? Eine Nation, die in der Politik so entsetzlich herumfaselt, wie die französische, sollte doch andere nicht in die Schule nehmen wollen.

Indeß ist Niemand geneigter, dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als Herr Lerminier. Er erkennt nicht nur den großen welthistorischen Beruf Preußens vollkommen an, sondern bedient sich deßfalls sogar wörtlich der Ausdrücke des Freiherrn von Stein, aus dessen Briefen er ziemlich ausführliche Auszüge mittheilt. Sein Thema sind die Worte des Freiherrn von Stein: „Warum war nicht Canning 1814—1815 in Wien statt des beschränkten unwissenden Castlereagh? Die deutschen Fürsten sollten doch bedenken, daß Deutschlands Unabhängigkeit gegen Rußland und Frankreich hauptsächlich auf den moralischen und materiellen Kräften Preußens ruht, und die läppische und verderbliche Opposition, die sich überall zeigt, aufgeben.“ Es ist gewiß sehr naiv, diese Worte von einem Franzosen und gerade jetzt wiederholt zu hören, — von einem Franzosen, weil jede Erhebung Preußens und vorzüglich das Primat Preußens in Deutschland für Frankreich verderblich ist; — gerade jetzt, weil jetzt die Politik Rußlands und Preußens Hand in Hand geht.

Indem nun Lerminier der Vergrößerung der preußischen Macht als dereinstigen deutschen Centralmacht nachdenkt, beschleicht ihn unvermerkt die alte französische Eifersucht, und gleichsam, als wolle er verhüten, daß Preußen doch nicht gar zu weit greifen möchte, läßt er sich in eine Diskussion ein, die im echten alten französischen Geschmack ist, in der wir aber den so besonnenen und

geiſtreichen Lerminier nicht mehr wiedererkennen. Er ſagt nämlich: „Der Rhein liegt nicht in Deutſchland, ſondern zwiſchen Frankreich und Preußen. Die Rheinländer können nicht ſelbſtſtändig ſeyn; es entſteht nun die Frage, ob es natürlicher und beſſer für ſie iſt, wenn ſie von Paris oder von Berlin abhängen. An Deutſchland knüpft ſie nur die hiſtoriſche Erinnerung, an Frankreich aber die Gegenwart, der code Napoléon, die politiſchen Geſinnungen und Bedürfniſſe des Jahrhunderts.“

Hierauf diene zur Antwort: der Rhein fließt in Deutſchland, wie Herr Lerminier ſelbſt zugegeben hat, da er die Deutſchen zuerſt auf dem linken Rheinufer kennen und lieben lernte. Beide Ufer des Rheins ſind auch gegenwärtig, das Elſaß ausgenommen, im Beſitz deutſcher Mächte. Mag man nun die Sache aus dem Standpunkt der unveränderlichen Nationalität, oder aus dem Standpunkt des gegenwärtigen poſitiven Beſtandes anſehen, ſo geht die Frage in beiden Fällen nur uns Deutſche an, und die Franzoſen haben ſich gar nicht um die Rheinlande zu bekümmern, ſo wenig als wir Deutſche uns um das Flußgebiet der Loire zu bekümmern haben.

Auf welchen Standpunkt ſtellt ſich Herr Lerminier eigentlich? Er iſt unkonſequent. Einmal gibt er uns unſere Nationalität, unſere großen Erinnerungen und unſer Bedürfniß nach Einheit zu, und dann ſtellt er es wieder in Frage, ob die durchaus deutſchen Rheinlande nicht eigentlich zu Frankreich gehören ſollten? Ein andermal ſagt er, wir Deutſche ſeyen in der Politik zu ſehr Ideologen, Theoretiker, man müſſe poſitiv ſeyn und ſich an die Wirklichkeit halten, einen Vorzug, durch den ſich die Franzoſen auszeichneten. Zugegeben. Aber warum macht ſich in dieſem Fall Herr Lerminier ſo ängſtliche Illuſionen über Preußen? iſt es wohl „poſitiv“, von einer durch Preußen zu bewirkenden Unabhängigkeit Deutſchlands gegenüber von Rußland zu ſprechen, wie Herr Lerminier thut, indem er die Ideen des Freiherrn von Stein adoptirt, und von einer durch Preußen zu bewahrenden Unabhängigkeit Deutſchlands gegenüber von Frankreich nichts wiſſen zu wollen? Ich frage: iſt das poſitiv? iſt das praktiſch? darf ſich ein Franzoſe, der ſo etwas ſagt, ſeiner politiſchen Ueberlegenheit, ſeines glücklichern Taktes gegen uns Deutſche rühmen?

Er geht ſofort zu dem Einfluß Napoleons auf Deutſchland über, und rühmt mit Recht die materiellen und formellen Verbeſſerungen, die er uns unter dem Donner der Schlachten gebracht habe. Es iſt wahr, Napoleon hat die gänzlich unbrauchbar gewordene, alle unſere Bewegungen hemmende alte Reichsmaſchine zertrümmert, den Augiasſtall der Kleinſtaaterei gereinigt, große Straßen gezogen, uns ein verbeſſertes Militärſyſtem und eine vereinfachte Geſetzgebung kennen gelehrt; ja er hat uns, indem er uns zur Verzweiflung brachte, zu Helden gemacht. Aber ſind wir ihm dafür Dank ſchuldig? dürfen wir uns darum von Lerminier zurufen laſſen: Noble Germanie, aime donc Napoléon! mets-le dans ton Walhalla; adore comme un dieu l'homme qui t'a rendu la conscience de toi-même! Nein, Herr Lerminier, wir werden ſo dankbar nicht ſeyn. Es gibt Wohlthaten, für welche zu danken ehrlos wäre, und von dieſer Art ſind alle die, welche von Napoleon kommen. Sie ſprechen überhaupt, indem Sie ſich mit uns unterhalten, zu wenig von Ehre, als ob unſere Begriffe davon noch nicht genug entwickelt wären, als ob davon zwiſchen uns noch nicht die Rede ſeyn könnte. Aber ſeyn Sie deſſen verſichert, daß eben die Umſtände, welche uns hindern, unſerm Ehrgefühl dermalen einen praktiſchen Nachdruck zu geben, doch gerade die Elaſticität dieſes edlen Gefühls ungemein ſtärken.

In den zwei folgenden Abhandlungen hat der Verfaſſer wieder mit eben ſo viel Hochachtung als Vorausſicht von dem deutſchen Volke geſprochen. Er handelt von der Freiheit und von der Einheit, und findet etwas Großes darin, daß wir für dieſe beiden höchſten Güter eines Volks zugleich, obgleich einen getheilten Sinn haben. Unbegreiflich iſt, daß er uns alle Eigenthümlichkeit in der politiſchen Fortbildung abſpricht und uns bloß die klägliche Alternative ſtellt: dans le siècle prochain l'Allemagne ressemblera à l'Amérique ou à la Russie. Sollte es denn gar nichts Drittes geben, zu dem wir gelangen könnten? haben wir denn in der langen Zeit, die hinter uns liegt, nicht auch gar viel Eigenthümliches gehabt? Iſt nicht die geſammte Staaten- und Sittenbildung ſeit dem Umſturz des römiſchen Reichs von uns Deutſchen ausgegangen, ein rein deutſches Werk, ein Produkt germaniſchen Geiſtes? Sollte dieſer Geiſt ſo ganz ausgeſtorben ſeyn, daß nichts Eigenes mehr aus ihm hervortreiben könnte, daß wir nothwendig entweder Affen der Nordamerikaner, oder Affen der Ruſſen werden müßten? Nicht doch. Die Freiheit, ſagt Montesquieu, iſt in den deutſchen Wäldern geboren. Auch das wunderbare Reich des Mittelalters, das nicht ſeines Gleichen hatte, und von dem Lerminier ſelbſt ſagt, es gebe nichts über ſeinen Heroismus, auch dieſes iſt in den deutſchen Wäldern geboren. Nach ſolchen Vorgängen ſollte man den deutſchen Wäldern doch etwas mehr eigene Produktionskraft zutrauen.

In dieſen wunderlichen Erwartungen, was doch wohl noch zuletzt aus Deutſchland werden könnte, in dieſen einander ſchnurſtracks widerſprechenden Vorausſetzungen, Hoffnungen und Befürchtungen liegt etwas, das uns allerdings beſchämt, aber auch etwas, was unſerem Nationalgefühl ſchmeichelt. Wir haben zu lange Zeit eine bloß paſſive Rolle geſpielt und charakterlos in der Politik, wie in allen andern Dingen gewechſelt, und

insofern macht es uns eben keine Ehre, daß man von uns glauben darf, wir würden auch fernerhin immer nur fremdem Impulse nachgeben, fremde Beispiele nachahmen. Aber unsere Verirrungen und Schwächen sind die einer ursprünglich starken Natur, und indem man über uns lächelt oder uns bemitleidet, kann man eine gewisse Furcht vor uns nicht unterdrücken. Auch in Fesseln, ja sogar im Narrenkleide sind wir immer noch furchtbar, wie der edle Ritter Parcifal, in dem schon Wolfram von Eschilbach eine poetische Personifikation des deutschen Volks versuchte.

In den folgenden Abhandlungen spricht der Verfasser von der alten würtembergischen Verfassung, die ihm ein besonderes Interesse einflößt, vom westphälischen Frieden, von der Bundesakte, und belehrt über diese uns bekannten Dinge seine französischen Leser, was gewiß sehr zweckmäßig ist.

Auch im zweiten Theile gibt sich Lerminier große Mühe, den Franzosen ein so viel als möglich umfassendes und klares Bild von Deutschland zu geben. Hier gilt es die Wissenschaft, Kunst und Literatur. Wir verkennen nicht den Fleiß, mit dem Herr Lerminier Notizen gesammelt hat, und die glückliche Divinations- und Kombinationsgabe, die ihm überall zu Gebote stand, wo seine Kenntnisse aufhörten. Für einen Franzosen hat er etwas Außerordentliches geleistet. Gleichwohl ist die deutsche Geistesbildung in diesem Gemälde kaum wieder zu erkennen. Nur die Kanäle erkennt man sehr genau, durch die dem Verfasser seine Weisheit zugeflossen ist. Er hat sich offenbar von den Goetho- und Hegelomanen in Berlin zu viel aufbinden lassen, und da vollends der gute unwissende Heine in Paris, der von der Philosophie so viel versteht wie ich vom Spitzenklöppeln, eben deßhalb die Caprice gehabt hat, die deutschen Zustände aus der deutschen Philosophie herzuleiten, so zweifelt Lerminier nicht länger, daß die Philosophie in Deutschland wirklich Alles durchdringe, Alles regiere, Alles erzeuge. Liberale und Servile, Radikale und Konservative scheinen ihm hierin vollkommen übereinzustimmen.

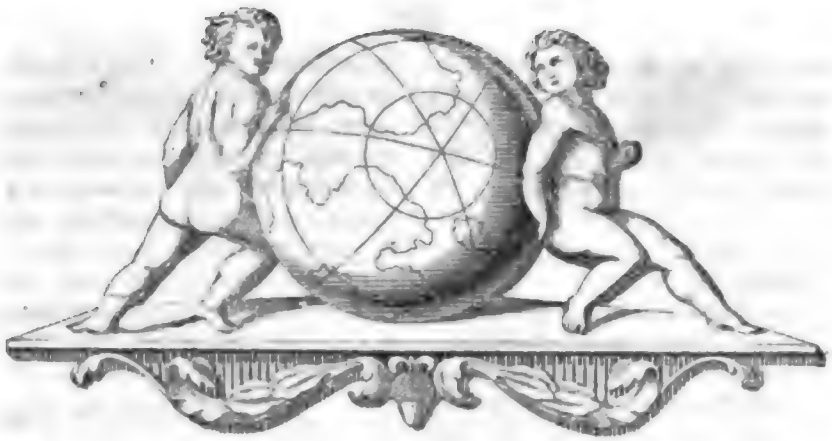
Nichts ist lächerlicher. Die Philosophie hatte niemals Einfluß weder auf die Höfe und Regierungen, noch auf die Volksmassen in Deutschland. Sie blieb allzeit nur im engen Kreis der Universitäten und der Universitätszeit. Ein Theil der studirenden Jünglinge gab sich wohl ein paar Jahre der Philosophie hin, ließ sie aber nachher im praktischen Leben alsbald wieder fahren. Die eitle hoffärtige Philosophie trachtete allerdings zuletzt auch nach politischem Einfluß, aber nicht, indem sie die Politik beherrschte, sondern nur, indem sie ihr diente, sich ihr zur Advokatin anbot. Aber auch diese Versuche blieben gelehrte Sonderbarkeiten ohne den mindesten Erfolg. Wir sahen erst eine österreichische Philosophie (Friedrich Schlegel), dann eine preußische (Hegel) aufkommen, aber hier gab die Philosophie nichts, sondern sie nahm nur an, und das Publikum blieb ganz gleichgültig dabei. Man ersieht daraus nur, wie abhängig unsere Philosophie ist, also gerade das Gegentheil von dem, was Herr Lerminier sagt, demzufolge die Philosophie das herrschende, bestimmende, ausstrahlende, Alles belebende und leitende Princip bei uns sey. Die Politik der Höfe und der stille Entwicklungsgang der Nation in Masse hat in Deutschland so wenig mit der Philosophie gemein, als in Frankreich. Der einzige Unterschied besteht darin, daß wir ein paar Sophisten mehr haben.

Aber Herr Lerminier hat durch die große Berliner Brille gesehen. Da verschwand ihm die Wirklichkeit und das Leben, und er sah nur noch philosophische Begriffe und ein paar deutsche Professoren, welche dieselben ordnen. Als reisender Franzose war er noch unschuldig und ließ sich durch die Ernsthaftigkeit, mit welcher die Berliner die Sache treiben, hintergehen. Man sagte ihm, die deutsche Geschichte sey eine ungeheure Geistesarbeit, und gleichsam eine Enträthselung, deren Resultat, das große, endlich glücklich gelöste Räthsel die Hegelsche Philosophie. Ließ sich Lerminier überreden, daß der Berg bloß dagewesen sey, um eine solche Maus zu gebären; so konnte man ihm auch weiß machen, die Maus sey der König oder ideale deutsche Kaiser, der geistige Regent, die mit ihrem Einfluß in Deutschland alles überflügelnde Intelligenz. Sogar die kläglichen Versuche, den poetischen Goethianismus mit dem Hegelianismus zu verkuppeln, scheinen dem Herrn Lerminier von hoher Bedeutung für Deutschland und wenigstens eben so wichtig, wie die Wechselbeziehungen der Kirche und des Reichs, des Papstes und Kaisers im Mittelalter. Das haben ihm nun die Berliner aufgeheftet. Im übrigen Deutschland lacht man über diese Luftgespenster.

Eine geschichtliche Bedeutung der Hegelschen Philosophie für Deutschland läugne ich völlig. Obgleich in ihm eine gelehrte Krankheit kulminirt, so ist doch das immer nur Nebensache. Er wurde nie populär, er kann es nie werden. Goethe hat eine viel größere Bedeutung. Goethe fand Millionen Leser, machte sich bei ihnen beliebt, impfte ihnen seine sentimentalen Schwächlichkeiten und Eitelkeiten ein und trug zur Entnervung des deutschen Geistes, die sich zu Napoleons Zeit so traurig offenbarte, allerdings sehr viel bei.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 92. Mittwoch, 9. September 1835.

Lerminier über Deutschland.

Au-dela du Rhin, par Lerminier. 1835.

(Schluß.)

Goethe war eine Macht in Deutschland, eine dem äußern Feind in die Hände arbeitende, innere erschlaffende, auflösende Kraft, unser böser Genius, der uns mit einem phantastischen Egoismus, mit den Genüssen des Scheins und der Selbstvergötterung über den Verlust der Religion, des Vaterlands und der Ehre täuschte, der da machte, daß wir uns wie der weichliche Narcissus im Quell bespiegelten, während man hinter uns Ketten und Dolche bereitete; mit einem Wort, der uns zu Schwächlingen machte, während wir des Heldenmuths am meisten bedurften. Aus diesem Gesichtspunkt konnte Herr Lerminier unserm berühmten Goethe allerdings eine große welthistorische Bedeutung zuerkennen.

Aber er geht viel zu weit in die Berliner Einbildungen ein, wenn er sagt: Si Hegel a consommé la philosophie de son pays, Goethe en a consommé la littérature. En verité (?), on croiroit avec ces deux hommes avoir abouti à toutes les possibilités, de la pensée. So denken ein paar Berliner gelehrte Stutzer, ein paar Schüler Hegels, so schwache Köpfe, wie sie Goethe vortrefflich in dem Famulus Wagner und in dem das Stammbuch überreichenden Schüler in Faust dargestellt hat. Aber so denkt kein einziger vernünftiger Mensch in Deutschland. Es fällt Niemanden ein, so etwas über alle Gebühr Abgeschmacktes zu denken.

Auch ist dieser Wahnsinn gar nichts Besonderes und Neues. Von zehn zu zehn Jahren wiederholt er sich bei den Schülern aller berühmten Denker. Die guten Jungen schwören in verba magistri, und glauben, aller Weisheit Quell sey in ihres Meisters Büchern aufgethan. Weil Melanchthon den Kopf auf die Seite zu neigen pflegte, trugen alle Studenten schiefe Hälse. Man vergötterte Kant, Fichte, Schelling nicht weniger, nur daß diese Männer sich würdiger dabei benahmen. Von Jedem, der gerade an der Tagesordnung war, haben seine entzückten Schüler geglaubt, er allein umfasse Alles, er habe alles consommé, oder wie das deutsche Sprüchwort sagt: „alle Weisheit mit Löffeln gefressen.“ Wie thöricht wäre es, wenn man das jedesmal glauben wollte, oder wenn man sich nur einbildete, daß die Nation im Ganzen an diesem wechselnden Götzendienst der Akademien Theil nähme.

Man sieht, Herr Lerminier war durch das Beispiel von Paris verführt. Er glaubte, Berlin sey eben so gewiß der literarische Centralpunkt für Deutschland, wie es Paris für Frankreich ist, und die Berliner Salons seyen immer ein kurzer Ausdruck der öffentlichen Meinung, wie die Pariser. Er glaubte daher, was er

Digitized by Google

in einer Berliner Gesellschaft vernähme, sey das allgemeine Urtheil Deutschlands, und noch dazu ein bleibendes, ein feststehendes Urtheil, weil er uns nicht die Schmach anthun wollte, vorauszusetzen, daß wir eben so leichtsinnig in unserm Urtheil wechseln könnten, als die Pariser.

Hierin ist er nun sehr im Irrthum. Frankreich ist ganz Hauptstadt, Frankreich ist Paris. Deutschland ist dagegen ganz Provinz und auch seine Hauptstädte, auch Wien und Berlin haben nur eine provinzionelle Geltung. In Bezug auf das geistige und literarische Leben haben zu verschiedenen Zeiten die kleineren, besonders Universitätsstädte weit mehr den Ton angegeben, als jene großen, und bis auf den heutigen Tag ist unsere literarische Republik dem lockersten Föderalismus ergeben, und ihre Kräfte sind nach allen Seiten so gleichförmig vertheilt, daß an einen Centralismus weniger als je gedacht werden kann. Dies liegt theils in einer ursprünglichen Tendenz unsrer Volksthümlichkeit, die sich nicht gern unter einen Hut bringen, über einen Kamm scheeren läßt, theils in den politischen und kirchlichen Absonderungen. Man darf behaupten, daß eben deßwegen, weil eine Ansicht hier gilt, sie dort nicht gilt; daß eben deßwegen, weil hier das eine Extrem zum Vorschein kommt, dort das andere nicht ausbleiben kann. In einem ewigen Kampf schreitet unsere geistige Entwicklung fort, aber von einer lezten herrschenden Meinung oder gar von Männern, die unsere Literatur konsumirt hätten, kann nie die Rede seyn.

Berlin ist allerdings in neuerer Zeit ein Sammlungsplatz für sehr ausgezeichnete literarische Kräfte. In Theologie, Philosophie, Naturwissenschaften und Geschichte ist dort sehr viel geleistet worden. Mehrere der trefflichsten Gelehrten Berlins haben sich von Uebertreibungen fern gehalten, und selbst unter den Einseitigen sind große Talente. Dies muß man anerkennen; aber daraus folgt noch nicht, daß man das namentlich von einigen Jüngern gepflogene Modegeschwätz über Hegel und Goethe für Aussprüche der höchsten, über den Geist richtenden Behörde halten müßte. Diese Berliner Klügelei ist vielmehr nur Sache einer Coterie und etwas eben so Vorübergehendes, als zu den Zeiten Friedrich Schlegels die Wiener Frömmelei.

Wenn Hegel die Philosophie, Goethe die Literatur überhaupt erschöpft hätte, so wäre es eigentlich aus mit unserm Geist. Herr Lerminier tröstet uns damit, daß eine gewisse Unruhe den Menschen zu immer neuen geistigen Entdeckungen und Eroberungen dränge. Aber wenn er diese vernünftige Meinung hegt, warum stellt er gleichwohl Hegel und Goethe so hoch, oder sagt den Franzosen, wir stellten sie so hoch? Wir thun es nicht. Der akademische Fanatismus einiger Schüler Hegels und verunglückter Poeten, die sich aus Verzweiflung, weil sie selbst nichts zu Stande bringen, an Goethe anklammern, dieser einseitige und vorübergehende Wahnsinn Weniger, die zufällig in Berlin leben, ist weit entfernt, die Stimmung und Meinung des großen, an Geist unendlich reichen und vielseitigen deutschen Volks auszudrücken; und indem dieses edle Volk thätiger als je zuvor an seiner Weiterbildung arbeitet, ist es gewiß nicht an der Zeit, von ihm zu sagen, irgend Einer habe dessen Geist ausgeschöpft.

Französische Literatur.

L'Enéide traduite en vers français, par Barthélémy. Paris 1835.

Die Pariser Prospektus sind wahre Muster in ihrer Art, und wir empfehlen sie unseren deutschen Buchhändlern. Wird eine neue Folge zu Büffon gedruckt, so sagt der Prospektus, es sey eine Revolution in der Richtung der intelligence humaine eingetreten; nach den Orgien des Atheismus fühle man das Bedürfniß des Glaubens an etwas Höheres im Leben, es gebe keine des menschlichen Geistes würdigere Bestrebung, als die Wohlthaten des Schöpfers zu fördern, daher übergebe der Verleger seine Monographie des Maikäfers mit Zuversicht dem Publikum. Tritt ein Gegner der spekulativen Philosophie auf, so ist die Revolution antimetaphysisch; man ist des mystischen Helldunkels übersatt; man will festen Boden fassen, man will vor Allem wissen, was es hienieden zu thun gebe, und wie man es thun soll, das Jenseits liegt im Finstern vor uns; die génération contemporaine ist materialistisch. Legt ein Buchhändler einen historischen Roman zum Kaufe aus, so dauert die Revolution, welche Walter Scott im Gebiete des Romans veranlaßt, noch immer; bringt ein Anderer eine psychologische Novelle zu Markte, so hat die historische Revolution längst aufgehört.

So läßt sich dann auch gegenwärtig in der französischen Literatur eine Reaktion verspüren. Im Rausche der Neuerungen und der brillanten Phantasien des Tages, in dem immensen Strudel, der das Publikum nach den Werken der Einbildungskraft hinreißt, empfindet man den Mangel an tieferen Studien, und das Bedürfniß sich in den Urquellen zu verjüngen. Dieses Rückschreiten zur instruction fondamentale bewegt die H. Fournier ꝛc. ein Werk zu publiziren, welches eins der großen Muster des Alterthums wieder zu geben strebt. Die Aeneis, die so oft übersezt worden, sucht noch einen Dolmetscher; ein französischer Dichter unternimmt dieses nicht minder nüzliche als ruhmvolle Werk. Also nicht allein mit den französischen, sondern mit sämmtlichen Uebersetzern tritt Hr. Barthélémy in die Schranken.

Die klaſſiſche Literatur iſt im Kampfe zwiſchen den Klaſſikern und Romantikern ſchwer verwundet worden, in den Collèges herrſcht ſie noch immer, allein auf die intellectuelle Bewegung des Tages hat ſie nicht den mindeſten Einfluß. Es iſt ein charakteriſtiſcher Unterſchied zwiſchen deutſcher und franzöſiſcher Bildung, daß bei uns der Impuls von den Univerſitäten gegeben wird, während in Frankreich die klöſterlich einſamen Schulen ſich gänzlich von der Welt trennen, und in herkömmlichen Begriffen erſtarrt ſind. Daher denn auch Barthélémy ſowohl die hommes du Monde als die Profeſſoren bei ſeiner Ueberſetzung im Auge hatte.

In der Vorrede ſtellt Herr Barthélémy die Frage, ob man Dichter in Proſa oder in Verſe überſetzen ſoll? Es wäre hier vorerſt zu unterſuchen, ob die Franzoſen überhaupt überſetzen können, und ob ſie Ueberſetzungen haben. Ihre größten Stylkünſtler und Denker haben ſchlecht überſezt, man ſehe nur was Dalembert aus Tacitus gemacht hat; J. J. Rouſſeau, deſſen energiſche Beredſamkeit, deſſen konciſe Vehemenz ſo ganz mit der Schreibart des großen Alten ſympathiſirt, hat ein bleiches Bild von ihm gegeben, der Contreſens nicht zu gedenken; dieſe dürfen bei Rouſſeau weniger befremden, als daß er überhaupt gewagt, ſich mit Tacitus zu meſſen, da er erſt in reiferen Jahren Latein gelernt hatte, und ihm eine höhere philoſophiſche Bildung abging. Das Beſte, was die Franzoſen im Fache der Ueberſetzung haben, ſind die Georgica von Delille. An und für ſich betrachtet, iſt dieſe Uebertragung ein Meiſterwerk poetiſcher Elokation; die Bilder ſind ſo fein gezeichnet, das Kolorit ſo warm und dabei ſo temperirt, die Verſe fließen ſo harmoniſch dahin, daß man das didaktiſche Gedicht lieſt, als wäre es eine Ode, und die Beſchreibung eines Pfluges Intereſſe gewinnt. Delille hat überhaupt der franzöſiſchen Sprache immenſe Dienſte geleiſtet, er hat den Romantikern die Bahn gebrochen, die ihn dafür läſtern oder vergeſſen. Das deſkriptive Element iſt in Hugo und ſeiner Schule vorherrſchend; Delille hat aber lange vor dieſen Herren Deſkriptionen gemacht, und zwar recht gut geſchriebene, recht elegante und ſonore, mit einem großen Aufwande äußerer Poeſie; nur waren ſie ihrem inneren Weſen nach unpoetiſch, weil ſie eine didaktiſche, d. h. proſaiſche Tendenz hatten. Friedrich der Große ſagte, Delille's Ueberſetzung ſey das originellſte Werk, welches die Franzoſen ſeit langer Zeit hervorgebracht, das war zu jener Zeit ein leicht zu erringender Ruhm, wo die ganze Literatur ein Paſticio war. Man nehme aber auf's gerathewohl acht oder zehn Verſe von Delille und vergleiche ſie mit dem Texte, und man wird finden, daß die fein gezeichneten Bilder zuweilen eigenmächtig vom Ueberſetzer hinzugezeichnet ſind, daß daher das Weſentliche überzangen oder verwäſſert iſt, daß die Reime zu oft mittelſt Chevilles oder Flickwörter zuſammengebracht worden, und daß der Geiſt des lateiniſchen Dichters zu oft in Paraphraſen untergeht oder durch das Metrum bis zum Unkenntlichwerden verſtümmelt wird.

Haben nun die Franzoſen ſo ungenügende Uebertragungen der Alten, ſo muß es noch ſchlimmer mit den Neuen ausſehen. Nach den Alten haben ſie ihre Sprache gebildet, die Alten ſind ſeit Jahrhunderten die Grundlage ihrer Kultur, und dennoch wird es ihnen ſo ſchwer, die Muſter nachzubilden, die von Kindheit an in ihre Phantaſie gepflanzt und bis in die angehenden männlichen Jahre ſorglichſt fortgepflanzt wurden, nach deren Formen ſie gewohnt ſind, ihre Gefühle und Ideen zu modeln. Die Franzoſen ſtehen ſchroff und abgeſchloſſen in ihrer Sprache wie in ihren Meinungen; ſie iſt bis in die feinſten Details ausgearbeitet, gefeilt und polirt, aber ſie iſt dadurch um nichts ſchmiegſamer geworden, ihre wunderſchönen Stylkdekorationen blinken und brechen wie Stahl. Zum Theil iſt der Grund davon in ihrer Unkenntniß der fremden Sprache zu ſuchen. Da die ganze Welt franzöſiſch lernt, ſo kommen ſie mit der ganzen Welt fort, ohne ſich mit fremden Sprachen zu plagen. Die Univerſität ſah bisher in den großen Geiſtern des Auslandes Barbaren, deren Invaſion in's Gebiet der vaterländiſchen Literatur auf alle mögliche Weiſe zu hintertreiben ſey. Seit der Reſtauration hat ſich indeſſen das deutſche Element mit unaufhaltſamer Fülle in die franzöſiſche Literatur ergoſſen, es gährt fort und fort in ihrer Sprache und wird nicht wenig dazu beitragen, die feſten Stylformen etwas lockerer zu machen, ſo wie es dann überhaupt das franzöſiſche Idiom bedeutend ſpiritualiſirt hat. Man leſe nur die neueſten romantiſchen Dichter, man findet darin eine Auffaſſungsweiſe, die ganz deutſch oder germaniſch iſt. Die Bilder verknüpfen ſich mit der Idee mittelſt rein ſpiritualiſtiſchen Beziehungen; bei den Klaſſikern iſt der Metapher materialiſtiſch, nur genommen in der Athalie und der Eſther, welche im hebräiſch-chriſtlichen Geiſte aufgefaßt ſind. In der Athalie ſind Wendungen, welche an Kühnheit V. Hugo's Neuerungen nicht viel nachgeben.

So wie die franzöſiſche Sprache dermalen noch daſteht, ſcheint uns eine gelungene Ueberſetzung äſthetiſcher Kunſtwerke noch immer nicht möglich. Um nun auf die Frage, welche Barthélémy aufſtellt, zurückzukommen, ſo theilen wir ſeine Anſicht, daß in jeder Sprache überhaupt (zumal in der franzöſiſchen) ein Dichter metriſch bearbeitet werden müſſe. (?) Eine vollkommene Treue iſt auch in Proſa nicht zu erreichen, und ſie gibt am Ende dann doch nur die Lithographie oder höchſtens den Kupferſtich eines ſchönen Gemäldes. Die metriſche Nachbildung reproduzirt wenigſtens zum Theil das Leben und die Farbe. Von allen franzöſiſchen Dichtern, die einigen Ruf haben, ſcheint mir aber Barthélémy am wenigſten geeignet, den Virgil

zu überſetzen. Der Proſpektus ſagt zwar, daß wenn man ſeine poetiſchen Arbeiten genau durchleſe, man darin eine fortwährende Reproduktion der antiken Formen wahrnehmen werde, eine den großen Muſtern nachgebildete Manier, mit einem Worte, eine beſtändige Ueberſetzung Virgil's! In der Villéliade, in Napoléon en Egypte hat alſo Barthélémy den Virgil überſezt! Die Proſpektusmacher ſind in der That das unverſchämteſte Volk auf dem Erdboden. Wir wiſſen wohl, daß Barthélémy und Méry eine ſorgfältige klaſſiſche Bildung erhalten, d. h., daß ſie ſehr gut Griechiſch und Latein verſtehen, damit iſt es aber hier nicht gethan. Es muß zwiſchen dem Dichter und dem Uebertrager eine Sympathie beſtehen, die wir zwiſchen Virgil und Barthélémy nicht finden; Virgil iſt ein frommer, ſanfter Dichter, der leicht weint, der liebt, der oft Etwas in's Schwächliche verfällt, vielleicht weil er bloß Elemente einer fremden Kultur verarbeitet. Wie kräftig ertönt nicht ſeine Stimme, wenn der Römer aus ihm ſpricht:

Tu regere imperis populos, Romane, memento:
Parcere subjectis et debellare superbos.

Im Corneille, ja im Shakespeare ſind die Römer nicht großartiger geſchildert. Dieſem zarten Sänger mit den blonden Locken und dem weich kolorirten Geſichte und den Thränen im blauen Auge ſteht nun eine eherne, flammende Natur gegenüber. Barthélémy iſt ein Provençale, in dem hochſchwarzen Auge glüht die konzentrirte Kraft der vaterländiſchen Sonne, die heftigſten Leidenſchaften haben durch ſeinen Buſen geſtürmt. Seine Individualität ſpiegelt ſich in ſeinem Talente, es ſteigt am höchſten, wenn es vom Hauche des Zornes getrieben wird; es iſt bitter, wild, ungeberdig, ſeine beſten Leiſtungen ſind die Diatriben ſeiner Nemeſis, die wie dichteriſche Orkane gegen den Thron des Bürgerkönigs brauſen. Der Sänger der Dido und der Villéliade, der Höfling des Auguſtus und die Nemeſis; zwiſchen beiden liegt ein Abgrund, der durch den Uebertritt Barthélémy's zur Regierung nicht ausgefüllt wird, da dieſer durch äußere Umſtände und nicht durch gewonnene Ueberzeugung und Umſchwung im Inneren herbeigeführt worden.

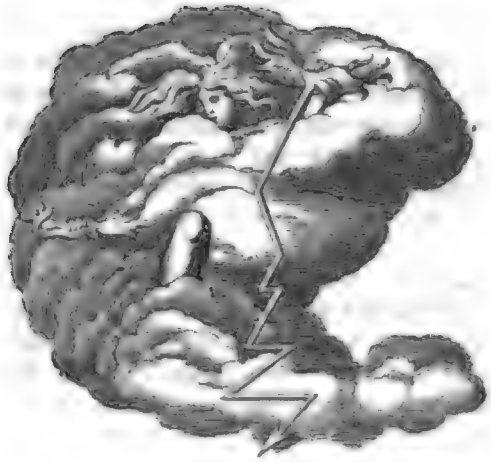
In ſeiner Vorrede behauptet Barthélémy, die franzöſiſche Literatur ſey reicher an Ueberſetzungen der Aeneis als die Ruſſen, Engländer, Deutſche und Italiener zuſammengenommen; wie dem auch ſey, die Franzoſen haben den Pius Aeneas in gar wunderlichen Maskeraden auf ihrem literariſchen Gebiete auftreten laſſen, im Anfang ſpricht er eine Sprache, die ſchier wie Patois klingt, wie in der Uebertragung des Saint-Gelais, Biſchof von Angoulême 1500.

Qui premier vint de Troye démolie
Prendre séjour au pays d'Italie
Et il fuitif par le vouloir des Dieux
En Lavinie vint élire ses lieux etc.

Seine Nachfolger ſind Louis Desmazures, unter Franz I., Pierre Tredihan 1575, Robert und Antoine Dagneaux 1582, von Joachim Dubellay, von Kardinal Duperron, von Mademoiſelle de Gournay, von de Bertaut hat man einzelne Fragmente. Der Erſte, welcher eine nicht gar zu alberne Bearbeitung lieferte war Meſſire Perrin 1665. Segrais, von dem einige recht liebliche Schäferpoeſien geblieben ſind, hat auch die Aeneis bearbeitet, er zeigt darin viel Erudition, viel Geſchmack; die Gefühlsſtellen ſind mit Glück, obgleich etwas manierirt, wiedergegeben,.. im Ganzen bleibt es ein verdienſtliches Werk. Ein Genie, der Mann heißt Monſieur Julien Vonhomme, hat den Aeneis auf eigene Fauſt emendirt: das Gedicht und der Held ſchien ihm nicht intereſſant genug, ſeine verbeſſerte Aeneis erſchien 1829.

Delille hat ebenfalls die Aeneis überſezt, obgleich mit weit minderem Erfolge, als die Georgiker; die Diktion iſt ungleich matter, gedehnt, prolix und ſchleppt ſich in breiten, endloſen Perioden, die in ganz modernem Putze prunken. An gelungenen Stellen iſt freilich kein Mangel, wie denn alle Werke dieſes Dichters den unverkennbaren Stempel eines ausgezeichneten, durch die Schultheorien gefeſſelten Talents tragen. Barthélémy hat das Verdienſt der Präciſion vor Delille voraus, dabei befolgt er den ſehr richtigen Grundſatz, daß er ſich nicht befugt glaube, an ſeinem Modelle zu meißeln; ſo ſezt er „le pieux Enée", ſo oft im Text pius Aeneas ſteht; auch findet man bei ihm zum erſten Male das Wort Mirmidon, womit keiner ſeiner Vorgänger gewagt hätte, einen Alexandriner zu verunzieren; das Wort Mirmidon iſt ein familiärer Spottname geworden, womit man Leute von kleiner Statur zu bezeichnen pflegt; horrentia Centum terga suum, überſezt er keck: Cent porcs aux dos velus; das iſt wohl das erſte Mal, daß das Wort porc in einem franzöſiſchen Verſe figurirt! das iſt Alles löblich, nur im Ganzen unbedeutend. Auch ſind wir mit dem Dichter über einen anderen Grundſatz nicht einverſtanden: die äußerſte Konziſion ſey die höchſte Eigenſchaft des Styls. Bis jezt haben wir einige Lieferungen durchgeleſen, über das Verdienſt dieſer Arbeit ließ ſich kein Endurtheil fällen, bevor ſie zu Ende gebracht. Im Allgemeinen finden wir, daß die eklatanteren Stellen ſich mit vielem Glanze in der franzöſiſchen Verſion reflektiren. Die Details, die das Gerüſte des Gedichtes bilden, machen aber dem Ueberſetzer, wie es ſcheint, unendlich zu ſchaffen. Wo der Verſtand vorherrſcht, wird Barthélémy unbehülflich und verworren, während Virgils Vers ſich leicht und zierlich fortbewegt, das wird ſich vielleicht in den ſpäteren Lieferungen ſchon geben, wenn der Ueberſetzer erſt etwas mehr Gewandtheit gewonnen hat. Indeſſen bedauern wir, daß Barthélémy ſeinen Genius, der jezt in aller Reife ſteht, zur Ueberſetzung herabwürdigt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 93. Freitag, 11. September 1835.

Roman.

Wally, die Zweiflerin. Roman von Karl Gutzkow. Mannheim, Löwenthal, 1835.

Wenn Herr Gutzkow nicht Talent beſäße, würde ich mich ſeiner nicht angenommen haben. Ich war es, den dieſes junge Talent ſich zum erſten Führer wählte. Ich glaubte, es pflegen, es vor Verirrungen hüten, ihm eine freie Bahn öffnen zu müſſen. Ich habe Herrn Gutzkow jede Unterſtützung und Empfehlung angedeihen laſſen und wie ein Vater an ihm gehandelt. Er wird mir das Zeugniß geben, daß ich nie darauf ausging, ſein Talent für mich ausbeuten zu wollen. Obgleich er ſich mir vielfach anbot, habe ich ihm immer geſagt, er müſſe ſelbſtſtändig werden, nicht für mich, als literariſcher Schildträger, ſondern frei auftreten und die eigene Bahn gehen. Ich eröffnete ihm in der Nähe und Ferne Verbindungen. Ich rieth ihm, ſeines linkiſchen Benehmens wegen, zu reiſen, neben den Büchern auch Menſchen kennen zu lernen, und verſchaffte ihm die Mittel dazu.

Ich machte dabei ſo wenig auf ſeine Dankbarkeit Anſpruch, daß ich die Verbindung, in die er mich mit einigen jungen Literatoren bringen wollte, die bereits eine Lobaſſekuranz etablirt hatten, verſchmähte. Wenn ich die erbärmliche Rolle unſerer älteren literariſchen Egoiſten hätte ſpielen wollen, ſo würden mir die getreuen Schildknappen und Lobbläſer nicht gefehlt haben. Aber dergleichen habe ich immer verachtet, verachte ich und werde ich immer verachten. Ich ſtrebe, die dauernde Achtung der Nation zu verdienen, nicht vergängliches Lob in Tagesblättern zu erkaufen.

Daß ich es nicht vermocht habe, Herrn Gutzkow auf der Bahn der Tugend und Ehre, auf der er mir einſt nachkam, feſtzuhalten, thut mir leid, denn es geht mit ihm ein ſchönes Talent verloren. Ich habe jedoch keine Schuld daran. Von mir hat er keine Lehren erhalten, als die eines Mannes von Ehre würdig ſind. In dem erſten Augenblick, da der unſaubere Geiſt in ihm deutlich aus ſeiner Maske hervorſah, habe ich ihm die Thür gewieſen und den Schmutz ſeiner Nähe von der reinlichen Schwelle meines Hauſes hinweggefegt. Ich habe keinen Theil an dem Geiſte, der ſeitdem in ihm gelobt und das Papier um ihn her beſudelt hat, es müßte denn ſeyn, daß meine Verachtung den böſen Trotz in ihm noch mehr geweckt hätte.

Er hat nun ſeit ungefähr einem Jahr unausgeſetzt verſucht, ſich an mir zu reiben, und zwar auf eine kleinliche und hämiſche Art. Sollte er ſich plötzlich bekehrt und meinen Einfluß auf die Literatur, der ihm einſt ſo wohlthätig ſchien, für verderblich erkannt haben, ſo hätte

er auch kräftig und mit Gründen gegen meine Tendenz auftreten müssen. Aber er machte nur immer boshafte kleine Anmerkungen zu einzelnen Aeußerungen von mir und gab der Lesewelt Notizen über meine Person und Familie Preis. In einen Principienstreit ließ er sich niemals ein. Sehr natürlich, denn er hatte gar kein Princip. Seitdem er aufgehört, mein Princip zu heucheln, blieb ihm nichts übrig als ein System kleinlicher Mocqueriein, und nun flogen die Wespen bei ihm ein und aus. Seine Kritik suchte sich nicht durch eine edle Tendenz, nicht durch eine geschichtliche Uebersicht, überhaupt durch nichts Ernstes, Würdiges und Wissenschaftliches, sondern lediglich durch kleine Witzeleien über Persönlichkeiten geltend zu machen. Anstatt von Schleiermachers Hauptwerken zu schreiben, schrieb er von einer zufälligen Jugendsünde desselben. Anstatt an Schleiermachers Tendenz Anstoß zu nehmen, nahm er an Schleiermachers Höcker Anstoß. Statt von Spindlers Romanen zu reden, spottete er über Spindlers kleine runde Frau. Von dieser Art waren seine edeln Kritiken. Er rechnete dabei auf die Diskretion der Vernünftigen. Wie die kleinen Berliner Mitbürger, die aus der Schule kommen, oder in gar keine Schule gehen, den Vorübergehenden mit grinsendem Gesicht aushöhnen, aber von allen honetten Leuten ignorirt werden; wie man kleine Mitgeschöpfe, die uns nachläffen, bellen läßt und weiter geht, so ließ sich auch kein vernünftiger Mann in eine Diskussion mit Herrn Gutzkow ein, wenn er seinem edeln kritischen Triebe den Lauf ließ und nie über Sachen urtheilte, sondern immer nur über Personen spöttelte.

Diesem Umstand hat er die Großmuth zu verdanken, daß man ihm nicht schon seinen eignen Spiegel vorgehalten, ihm den von der Natur gezeichneten Schwächling gezeigt und ihn belehrt hat, daß es dem Wiedehopf nicht zukomme, sich über Adler und Schwan zu mocquiren.

Außer der Verachtung hielt mich ein gewisses Mitleid ab, ihn für seine Ungezogenheiten öffentlich zu züchtigen. Alle seine Aeußerungen über mich waren Ergüsse des Neides.

Erst jetzt, da es sich nicht mehr um Persönlichkeiten, sondern um Sachen handelt, da Herr Gutzkow es unternommen hat, an der Spitze eines sogenannten jungen Deutschland unsere bisherige Sitte und Denkart zu reformiren, muß ich doch sehen, was hinter dem Ofen vorgeht, und ob denn der Pudel wirklich zum höllischen Rhinozeros geworden ist. Ich finde da einen Roman des Herrn Gutzkow, der in der That von Frechheit und Immoralität schwarz aufgeschwollen ist und muß nun meines Amtes warten.

So lange ich lebe, werden Schändlichkeiten dieser Art nicht ungestraft die deutsche Literatur entweihen.

Die Sucht, schnell berühmt zu werden und zu ernten, ohne zu säen, ist vielen unserer jüngeren Literatoren eigen. Sie haben nicht mehr den Muth, zu arbeiten, etwas Tüchtiges zu lernen, die Reife der Erfahrung zu erwarten. Sie wollen den Genuß, ohne die Mühe. Das angeborne Genie soll alles Andere ersetzen, und Jeder hält sich für ein Genie.

Auch Herr Gutzkow leidet an dieser galoppirenden Ruhmsucht, und da er wirklich mehr Geist hat, als viele Andere, so begnügt er sich nicht mit den kleinen Reizmitteln, durch die man das Publikum spannt und aufmerksam macht, sondern läßt lieber gleich den lebendigen Teufel in die Leute fahren. Wenn sie das nicht merken, wenn das nicht Aufsehen erregt, wenn ihn das nicht schnell berühmt macht, so müßte — Casanova nie gelesen worden seyn.

Mit der Unzucht ist einem gewissen Theil des Publikums immer beizukommen, denn viele sind nicht unschuldig und unter den Unschuldigen sind wieder viel Neugierige. Die Spekulation mit unzüchtigen Schriften wird also selten trügen. Herr Gutzkow scheint aber gefürchtet zu haben, was er durch seine Unzucht an Ruf gewinnen würde, an Ruhm wieder zu verlieren. Er hat daher seine Obscönitäten zu veredeln und in ein höheres philosophisches Gebiet zu versetzen gesucht, indem er Gotteslästerungen damit verbindet.

Sein Roman ist voll kränklicher, raffinirter, ausgeklügelter Wollust. Der Verfasser glaubt nicht pikant genug seyn zu können und entblößt seine Geliebte gleichsam auf offner Straße, um sich bemerklich zu machen. Die gute Person muß sich schämen, sich geschämt zu haben, und das ist die witzige Pointe.

Bei alledem maßt sich Herr Gutzkow an, das Haupt des „jungen Deutschland" zu seyn und im Kampf der Zeit eine große Rolle zu spielen. Auf einem kranken Bock reitend, glaubt er sein Ritterthum im Kampf der Zeit zu bewähren. Mit Unzucht will er die Welt verbessern. Eine schändliche Krankheit bietet er ihr als Heilmittel an.

Wenn die deutsche Jugend ein Recht haben soll, sich als „junges Deutschland" dem alten gegenüber zu stellen, so muß sie auch den edeln Feuergeist und die sittliche Begeisterung, die man von jeher an deutschen Jünglingen so hoch schätzte, durchglühen. Es müssen reine, freie, kräftige Naturen seyn, aber nicht Schwächlinge und Wollüstlinge. Eine junge ritterliche Tugend muß sie zieren, eine Kraft und Reinheit, die das Alter nicht mehr hat. Sind sie aber Huren und Buben, so gehören sie zum Auswurf der Nation und sind nicht Repräsentanten einer neuern bessern Zeit, sondern nur die verspätete Nachgeburt der alten verdorbenen Zeit,

und gehören mit den alten Faunen, mit Julius von Voß, Altding ꝛc. in einen Stall.

Der bloße Umstand, daß man jung ist, befähigt noch nicht. Wenn das „junge Deutschland“ nur in den Jahren zu suchen wäre, so könnte jeder Gassenbube darauf Anspruch machen, Ehrenmitglied zu seyn. Nur der jugendliche Geist kann ein junges Deutschland begründen, und in diesem Geiste müssen unsere Nationaltugenden sich erfrischen und verjüngen, wenn es ein junges Deutschland seyn soll. Bei einem frechen Gotteslästerer und Nuditätenmaler ist aber überall nichts von einer Nationaltugend und von einem frischen Geiste, in dem sie sich verjüngen soll, zu finden. Es ist ein junger Wurm in einem alten Kadaver, der noch im Grabe der alten Zeit mit sterben muß, nicht eine junge Rose, die ewig fortblüht über dem Grabe.

Das junge Deutschland sollte wohl an ganz andere Dinge denken, als an Hurerei. „Noch viel Verdienst ist übrig,“ sagte Klopstock, und es ist seitdem noch nicht erschöpft worden. Dem edlen Geist liegt eine große weite Bahn offen, der Kampf wird ihm nie fehlen, und wenn er ihn in guter Treue besteht, wird ihm auch der Ruhm, der wahre und bleibende, nicht fehlen. Gegen Laster ist mit Tugend, gegen Schmutz mit Reinheit, gegen die kleinliche Gesinnung mit der großen und gegen die Geistesverwirrung mit Klarheit zu streiten. Es hat der guten Streiter wohl schon gegeben, doch hat keiner solchen Sieges und Triumphes sich erfreut, daß er den Nachkommenden etwa allen Ruhm vorweg genommen hätte. Es ist noch erstaunlich viel zu thun übrig für jeden, in dem ein Funken des göttlichen Geistes lebt, und die Reinen stehn sich weniger im Wege, als die unsaubern Geister. Also hätten die jungen Deutschen wohl allen Grund, lieber auf die Arena, als in's Bordell zu gehen.

Die deutsche Nation hat ein Gefühl für Sittlichkeit, das ihr seit Jahrtausenden treu geblieben ist, und das immer wieder siegreich hervortrat, wenn es auch „feile Narren und geile Buben“ ihr eine Zeitlang wegzulügen und wegzuspotten trachteten. Die Unsitte kam immer von Frankreich herüber, und der deutsche Volksgeist war immer gesund und edel genug, sie wieder von sich abzuschütteln. Kann es eine frechere Anmaßung geben, als, von den Franzosen angesteckt, sich für das junge Deutschland auszugeben?

Vom jungen Deutschland werden doch unsere Frauenzimmer auch etwas wissen wollen. Wohlan, so seht her, da wankt das kranke, entnervte und dennoch junge Deutschland aus dem Bordell herbei, worin es seinen neuen Gottesdienst gefeiert hat. Wie gefällt euch diese junge Generation?

Es sind mehrere edle Jünglinge, die seit einiger Zeit die frechsten Darstellungen der Wollust versuchen. Sie sind alle klein, schwächlich, von eckigem Benehmen, und so vollkommen unliebenswürdig, daß es nicht erst ihres literarischen Schmutzes bedürfte, um sie dem schönen Geschlecht widerlich zu machen.

Ueberhaupt, wenn eine überwiegende sinnliche Kraft, ohne von sittlicher und geistiger Kraft gezügelt zu seyn, sich in die Wogen der Wollust stürzt, so mag diese Erscheinung im Leben, trotz ihrer Verwerflichkeit, etwas Entschuldbares haben. Echte Mannheit, auch wenn das Thier in ihr überwiegt, hat etwas, das wider Willen gefällt. Darum wird man einem Don Juan den verführerischen Reiz nie absprechen können.

Aber nun denke man sich schwächliche, kleine Jünglinge, marklos und wadenlos, das vollkommene Gegenbild von Don Juan, die nicht das Leben warm und kraftvoll umarmen, sondern die dasitzen und hinter dem Schreibtisch hocken und geile Bilder entwerfen und sich erhitzen an kranken Vorstellungen und wie der betrogene Jupiter die kalte Nebelwolke umarmen, und die dann den jungen Mädchen, denen nicht ihre bloße Nähe schon wie dem Gretchen „in tiefer innerer Seele verhaßt“ ist, ihre geilen Schriften zur bildenden Lektüre in die Hand geben.

Da die Unzucht keine Tugend ist, hat sie sich von jeher verborgen. Es mußte weit gekommen seyn, wenn sie sich offen zur Schau stellte. Die obscöne Literatur bezeichnet schon eine Abschwächung, die durch unnatürlichen Kitzel und Prahlerei ersetzen soll, was der erschöpften Natur bereits gebricht. Echte Don Juans schreiben nicht. Nur Schwächlinge schreiben unzüchtige Bücher und nur entmannte Zeitalter dulden sie. Die Blüthezeit obscöner Bücher war immer eine Zeit des tiefen Verfalls in Rom, wie in Paris und Berlin. Petronius, Crebillon, Julius von Voß.

Man wird mich keiner unzeitigen Pruderie beschuldigen. Ich bin kein Pedant. Ich liebe einen Scherz der guten alten Zeit von Luther, Shakespeare ꝛc. Ich werde nie einem Rabelais oder Juvenal ꝛc. seine Zoten vorwerfen. Ich achte die Freiheit der Satire und glaube, daß sie in ihr verzehrendes Feuer auch solches fette Oel und solchen stinkenden Schwefel schütten darf, damit es wie Granatenfutter und kongrevische Raketen auf die Knochen brenne. Der Arzt, auch der Seelenarzt, muß das Kind beim rechten Namen nennen und darf nicht zimperlich und blöde thun.

Etwas ganz anderes aber ist die unzüchtige Poesie, die bloß zur bösen Sünde reizen oder sie entschuldigen will, die aus dem, was ein gemeines Laster ist, eine vornehme Tugend machen will; die uns überreden will, der Esel, den der Hafer sticht, sey ein Heiliger; die

von einer „Religion der Wollust“ faselt, wie Friedrich Schlegel that, oder die es als den Kulminationspunkt weiblicher Bildung bezeichnet, daß die jungen Mädchen sich der Scham schämen, wie Herr Gutzkow will. Es gibt Tempel, es gibt gebildete Gesellschaften, es gibt Bordelle auf der Welt. Wollt ihr denn durchaus in ein Bordell gehen, so macht wenigstens nicht den Tempel, und auch nicht die gebildete Gesellschaft dazu. Entweiht eine Heilige nicht durch eure frechen Blicke und Wünsche, beleidigt ein gebildetes Mädchen nicht durch unflätige Lektüre, und macht auch aus feilen Dirnen hinwiederum nicht Engel, nicht feingebildete Damen. Laßt wenigstens Alles an seinem Ort, die Andacht hier, die feine Sitte dort und die Unzucht im Winkel. Beschmutzt nicht reine Orte, entweiht nicht den Altar und den Salon, in dem euch die Gastfreundschaft empfängt, mit eurem ekeln Laster, und baut keinen Altar oder etablirt keine vornehme Unterhaltungen in den Winkeln der Schande!

Die Literatur, welche die gemeine Sinnlichkeit sentimental beschönigte, und unter dem weiten Mantel des lieben Herzens und der lieben Natur alle Schwachheiten zudeckte, unter den Auspicien Kotzebues, Claurens, Langbeins ꝛc. war noch gewissermaßen unschuldig in Vergleich mit der Luzinde Schlegels, die aus der Wollust ein Sakrament machte, und mit dieser Wally Gutzkows, die im Namen des Geistes und der Freiheit jeder edeln Sitte, als einer alten Dummheit, den Krieg erklärt. Jene armen Leute, die sich ihrer Schwäche bewußt waren und sich wie die Maus im Wochenbette wohl sein ließen, wenn man nur ihre kleinen niedlichen Nester nicht zerstörte, sie sind nicht so arg gewesen als die Leute, die überschwänglich groß und vornehm thun mit ihren schlechten Sitten, und der ehrlichen Welt wohl gar damit imponiren möchten.

Herr Gutzkow hat gefühlt, daß er die sittlichen Grundlagen nicht erschüttern könne, ohne zugleich die religiösen zu untergraben. Die Scham ist etwas Heiliges, und bleibt dem Menschen treu, so lange er noch irgend etwas Heiliges erkennt. Es ist psychologisch interessant, daß auch er, wie vor ihm fast alle literarischen Wüstlinge in Frankreich, sich nicht begnügt, das Haus der Sünde neben den Tempel zu bauen, sondern den Tempel selbst zum Haus der Sünde machen will. Unzucht und Gotteslästerung stehn in einer uralten Verbindung, deren Ueberlieferung wir schon im Alten Testamente finden. Noch deutlicher wird diese Allianz in der spätern Zeit. Da Christus als das sichtbare Ideal der Tugend und Herzensreinheit, wie der Polarstern fest in der sittlichen Welt steht, und sein Name wie ein Siegel das Thor des Abgrunds schließt, so rütteln seitdem alle unsaubern Geister an diesem Thore, und über kurz oder lang kommt eine Ratte gelaufen und sucht die allmächtige Signatur abzunagen mit kleinem giftigen Zahn.

Viele unzüchtige Bücher des vorigen Jahrhunderts, besonders in Frankreich, machten sich durch einen glühenden Haß gegen Christus bemerklich. Doch unsrer Zeit und unserm deutschen Vaterlande war es vorbehalten, die Sache noch weiter zu treiben, und an die Stelle des Hasses sogar Verachtung und vornehme Geringschätzung, ein suffisantes Mitleiden zu setzen. Die unsaubern Geister scheinen gar nicht mehr zornig über Jesus, sie bespötteln ihn nur noch, sie finden nur noch, daß er lächerlich sey.

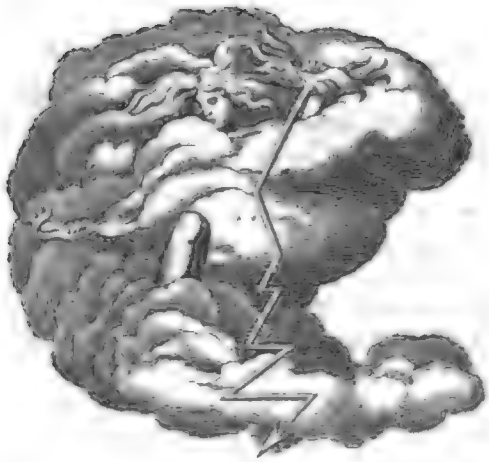
Wir lesen in dem vorliegenden Roman Seite 271: „In Judäa, einem sehr barocken Lande, trat ein junger Mann, Namens Jesus, auf, der durch eine bedenkliche Verwirrung seiner Ideen auf den Glauben kam, er sey schon seinen Vorfahren als Befreier der Nation, der er angehört, verkündigt worden. Jesus war aus Nazareth gebürtig, unehelichen Ursprungs, Stiefsohn eines braven Zimmermanns ꝛc. Jesus wußte selbst noch nicht, wo hinaus, als er die ersten unbesonnenen Schritte gethan ꝛc.“ In diesem Ton ist das ganze Buch des Herrn Gutzkow geschrieben.

Was will er damit? Will er das Christenthum umstürzen? Ist er von der Verderblichkeit des Christenthums tief überzeugt? Will er selbst eine neue Religion gründen? Will er die ganze Welt umgestalten? Er will vorerst nur Aufsehen erregen, und zum Unglauben, zur Entsittlichung so weit beitragen, daß er für seine Unzucht mehr Raum gewinne, und er gefällt sich in dieser Art, Aufsehen zu machen. Es ist doch eine Bubenlust, den Herr Christus, den alle Welt verehrt, abzukanzeln und wie einen Einfaltspinsel zu behandeln.

Die Sache ist eine potenzirte Nachahmung der neufranzösischen Frechheit, und auch diese ist nur eine Wiederholung früherer Sünden. Schriften, wie die von Gutzkow, worin die sogenannte Freigeisterei und Obscönitäten Hand in Hand gehn, waren nach Voltaire sehr häufig und kamen auch nach Deutschland. Der ehrliche alte Schummel hat in seinem „kleinen Voltaire“ all dieses damalige Treiben in Deutschland entlarvt. Damals gab es geheime Orden, in die Niemand aufgenommen wurde, als wer Gott läugnete und beweisen konnte, ein ehrliches Mädchen verführt zu haben; einen andern Orden, in den Niemand aufgenommen wurde, der nicht eine galante Krankheit hatte ꝛc. Zu diesem Schmutz könnte uns Herr Gutzkow zurückführen, wenn Christenthum und gute Sitte heutzutage nicht fester stünden.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 94. Montag, 14. September 1835.

Roman.

Wally, die Zweiflerin. Roman von Karl Gutzkow. Mannheim, Löwenthal, 1835.

(Schluß.)

Nicht bloß in diesem Schmutzroman, auch schon in dem Libell gegen Schleiermacher hat Herr Gutzkow ganz offen erklärt, es wäre eigentlich besser, wenn die Welt nie etwas von Gott gewußt hätte.

Nur im tiefsten Kothe der Entsittlichung, nur im Bordell werden solche Gesinnungen geboren. Sie waren gäng und gäbe bei den philosophischen Sykophanten des altfranzösischen Hofes. Im Palays-Royal wurden sie zuerst aus der Hofsprache in die der Jakobiner übersezt. Wenn sie aber den Dienst des Despotismus nur verlassen hätten, um unter der Maske der Freiheit die Völker um ihre lezte Tugend zu betrügen, so wäre es weiter gekommen, als ich glauben kann. Herr Gutzkow hat es über sich genommen, diese französische Affenschande, die im Arme von Metzen Gott lästert, auf's Neue nach Deutschland überzupflanzen, in einem Zeitalter, das Gott sey Dank, gereifter und männlicher ist, als das Jahrhundert Voltaires. Damals schon scheiterte das Laster am Sinn unseres Volkes; jezt wird es um so weniger durchdringen. Die Literatur wird es ausstoßen, die öffentliche Meinung wird es brandmarken.

Nachdem sich diese Versuche wiederholt haben, nachdem dieses junge Deutschland es gar kein Hehl mehr hat, daß es mit „dem Kapital von Verruchtheit" anfangen wolle, mit dem das alte, durch alle Schulen der Unsittlichkeit gegangene Frankreich aufgehört hat, ist es Zeit, ihm nicht die mindeste Schonung mehr angedeihen zu lassen, sondern es bis zur Vernichtung zu bekämpfen.

Um so mehr, als die Frechheit sich immer wieder ein neues Organ zu schaffen bemüht ist. Kaum ist das Gift an einem Orte ausgeschwizt, so legt es sich an dem andern wieder an. Unstät und flüchtig, ein böser Gast überall, wo es hinkommt, und immer bald ausgetrieben, ist es gleichwohl vorhanden und täuscht die Unerfahrenen. Der „Phönix" hat seine tausendjährige Periode nicht abgewartet, um sich zu verjüngen, schon in wenigen Monaten vertrug er das Gift seines Literaturblatts nicht mehr. Nichtsdestoweniger droht uns Herr Gutzkow mit einer neuen literarischen Revue im großen Styl, mit einem mächtigen Organ des sogenannten jungen Deutschland, das große Wunder wirken und alles umgestalten soll im alten Deutschland.

Aber ich will meinen Fuß hineinsetzen in euern Schlamm, wohl wissend, daß ich mich besudle. Ich will

den Kopf der Schlange zertreten, die im Miste der Wollust sich wärmt.

Was hat Deutschland von der kritischen Thätigkeit des Herrn Gutzkow zu erwarten? Wie hat sie sich bisher in seinem Phönix bewährt?

Seine Kritik ist eben so unsittlich, wie sein Roman, aber vielleicht noch verdammlicher. Ein Dichter malt unsittige Bilder, aber er läßt doch die schönen und heiligen Bilder Anderer in Ruhe. Wenn es aber ein Kritiker unternimmt, mit venerischem und gotteslästerlichem Geist alles Gesunde und Edle in der Literatur zu bespötteln, so ist dies weit ärger. Wenn er sich nicht begnügt, selbst bloß Priape zu schnitzeln, wenn er sich unterfängt, zugleich die Bilder der schönen und edeln Götter zu beschmutzen, so ist dies weit ärger.

Von Jedem, der es wagt, sich unter einem großen Volk, in einer lebendigen Zeit, in einer reichen und vielseitigen Literatur als Kritiker aufzuwerfen, muß man zweierlei verlangen. Er muß eine große historische Uebersicht haben, den Umfang und die Tiefe der Welt, über die er zu urtheilen unternimmt, kennen. Sodann, wenn er nicht bloß registriren, wenn er auch richten will, so muß sich eine edle Tendenz und die strengste Gerechtigkeit in ihm offenbaren. Er muß nicht sich selbst und seinen Vortheil, sondern die Wahrheit allein vor Augen haben. Er muß einen persönlichen Feind loben und einen persönlichen Freund tadeln können um der Sache willen. Er muß das Recht nicht fälschen, nicht groß nennen, was klein, nicht gut, was übel ist. Er muß das Leben nicht Tod, den Tod nicht Leben nennen. Er muß im Entwicklungsgange der Bildung nicht ein Hemmschuh, nicht ein Stein des Anstoßes, sondern ein Triebrad seyn. Er muß, sofern Viele auf ihn hören und nach ihm sich richten, die Tugenden haben, ohne die kein öffentlicher Charakter bestehen kann. Er muß die Religion und Sitten achten. Nur unter diesen Bedingungen ist es ihm verstattet, die Richtermiene anzunehmen und zu strafen die, welche die Literatur in ihrem Fortgang und in ihrer Freiheit hemmen durch Stagnation, die alten Pedanten und Stabilen, und hinwiederum die, welche die Literatur entweihen durch junge Gottlosigkeit, Sittenlosigkeit, unwissenschaftliche Bubereien.

Hat Herr Gutzkow in dieser Weise sich des Richteramtes über die Literatur würdig gemacht, daß Deutschland diesem gerechten Manne seine Ehre anvertrauen kann? Ich will ihn zeichnen, wie er ist, und Deutschland möge urtheilen, ob ich wahr rede.

Herr Gutzkow trachtet als Kritiker nur dahin, alle Ansichten zu durchkreuzen und zu verwirren, jede Basis, auf der die öffentliche Meinung ruht, zu zerstören, jedem ehrlichen Namen einen Schandfleck anzuhängen, jede edle Tendenz lächerlich zu machen, um dann im Chaos oben zu schwimmen und in der allgemeinen Anarchie der Geister den Thron seiner gottlosen Unzucht aufzuschlagen. Je reiner ein Mann, je unbescholtener eine Tendenz ist, um so gewisser beschmutzt er sie, denn es ist ihm unerträglich, daß etwas Edles herrschen soll in der Welt, daß es nicht in der ganzen Welt so unsauber aussieht, wie in seinen Schriften. Aber auch da, wo er Fehler zu entdecken glaubt, die seine eigenen sind, spottet er, nur um Allen und Jedem einen schlechten Ruf zu machen.

Während er über Schleiermachers und Tiecks Jugendsünden spottet, predigt er selbst in seiner Wally die offenste Unzucht.

Während er eine Jugendzeitung herausgibt und das Haupt des jungen Deutschland zu seyn affektirt, verspottet er den edeln Uhland und sucht es vergessen zu machen, daß an diesen Namen jedes schöne Gefühl deutscher Jugend sich knüpft! Beginnt das „junge Deutschland“ damit, aus dem Schmutz französirender Unzucht heraus über den Sänger des reinsten Patriotismus herzufallen?

Nur Egoismus modifizirt dies System allgemeiner Lästerung. Dem Herrn Gutzkow ist Jeder Freund, den er braucht; Jeder Feind, der sich nicht von ihm brauchen läßt; Jeder gleichgültig, den er nicht braucht. Daher überschüttet er zuweilen Leute, die ihm gerade einen Dienst leisten sollen, mit beleidigenden Lobhudeleien, in deren unwahren Uebertreibungen sich schon sein undankbares Herz verräth, und sobald er die Leute benutzt hat, schneidet er ihnen ein Gesicht.

Ein besonderes Vergnügen findet er darin, die Leute an einander zu hetzen, oder wo er dies nicht vermag, wenigstens einen nur auf Kosten des andern zu loben. So macht er Uhland neben Heine lächerlich; aber ich glaube nicht, daß Heine ihm für diese Sünde gegen die Poesie Dank sagen wird.

Herr Gutzkow kennt das deutsche Publikum so weit, um etwas mit ihm zu wagen. Er weiß, daß der sittliche Geist der Nation, obwohl vorhanden, doch nicht immer auf die Oberfläche hervortritt, und daß in müßigen und faulen Stunden das Publikum allerlei Menschen und Bücher verträgt, allerlei annimmt und sich sagen läßt. Er weiß, daß es nur darauf ankommt, recht unverschämt zu seyn, rechten Lärm zu machen, und vor allen Dingen, eine Coterie zu bilden, sich das Lob mit mehreren zu verassekuriren.

Er hat sich also die jeune Allemagne zum Aushängeschild gewählt, gab eine Jugendzeitung heraus und sucht jetzt allerlei junge Leute durch die Parole „Heine“ an sich zu locken. So läßt sich vielleicht mancher Unbesonnene mit ihm ein, der erst nachher entdeckt, in welches

moraliſche und phyſiſche Lazareth er gerathen iſt. Glücklich, wer noch zur rechten Zeit die ſchändende Gemeinſchaft flieht und der allgemeinen Verachtung entrinnt, die den Mann, der ſich der Scham ſchämt, keinen Gott haben will und Chriſtum als einen „unglücklichen Revolutionär“ mit Thomas Münzer in einen Rang ſtellt, unfehlbar treffen wird.

Das Geſchäft dieſer jungen Leute iſt jezt, einander auf's unverſchämteſte zu loben und als die größten Männer darzuſtellen, die je über die Weltbühne geſchritten. Ganz beſonders verſteht ſich Herr Gutzkow auf die kleinen Mittel, Gerede von ſich zu machen. Er fraterniſirt mit Winkelblättern und weiß Korreſpondenten zu finden, die in den Zeitungen ausposaunen müſſen: „der berühmte Gutzkow iſt da oder dort angekommen“ oder „der berühmte Gutzkow iſt mit der erſten deutſchen Verlagshandlung einverſtanden, eine Revue im größten Styl zu eröffnen.“ Obgleich kein Wort davon wahr iſt, erregt es doch Aufſehen und bringt manchem minder erfahrenen Verleger eine unverhältnißmäßige Meinung von dem Herrn Gutzkow bei. So iſt es bekannt, daß die mehrfachen Zeitungsartikel, die in der lezten Woche den Herrn Gutzkow ſo übereinſtimmend angeprieſen, bloß darauf berechnet waren, die hieſigen Verleger für ihn zu beſtechen, nachdem er von Frankfurt fortgelaufen. Mit ſolchen Mitteln will man heutzutage ein berühmter Mann und Repräſentant der deutſchen Jugend werden!

Auch das iſt nicht übel auf das Publikum berechnet, daß Herr Gutzkow gelegentlich einen hohen philoſophiſch ſcheinenden Ton annimmt, und ſich gar altklug geberdet, obgleich es ſchlecht zu ſeiner Obſcönität paßt, denn was iſt wohl ekler als ein Wüſtling, der zugleich ein Pedant iſt, oder ein Pedant, der den Wüſtling ſpielt. Aber Herr Gutzkow iſt zu ſehr geborner Berliner, als daß er nicht wiſſen ſollte, wie leicht es iſt, mit der augenblinzelnden ſuffiſanten Miene vornehmer Geringſchätzung noch immer allerlei einfältigen Leſern zu imponiren. Er hat alſo jenen hoffärtigen Styl gewählt, der über die ehrwürdigſten Gegenſtände und über die bekannteſten und ewig unumſtößlichen Wahrheiten mit affektirtem Naſerümpfen und Achſelzucken ſich ausdrückt, von Chriſtus als von einem Schwachkopf ſpricht ꝛc. Das hat er den Hegelianern abgeſehn.

Dahin gehört auch die philoſophiſche Bemäntelung der Unzucht. Herr Gutzkow findet z. B. für nöthig, ſeinen wüſten Roman am Schluß in einer beſondern Abhandlung kritiſch zu rechtfertigen, als ob jede Poeſie ſich nicht ſelbſt rechtfertigen müßte. Darin nennt er ſeine nur in's gemeinſte Bordell gehörigen Nuditäten ideale Dichtungen und drückt die Hoffnung aus, dieſe in Frankreich bereits herrſchende Gattung werde nun auch bald in Deutſchland durchdringen. Die Reminiscenzen der Bordelle oder die frechen Einbildungen des einſamen Laſters wagt er Ideale zu nennen, und an die Stelle deſſen zu drängen, was man ſonſt unter Ideal verſtand, nämlich die höchſte Tugend, die höchſte Reinheit, nach der zu ſtreben die Aufgabe des Menſchen in der Geſellſchaft iſt. Nur der ſchändlichſte Egoismus ſchafft ſich im Winkel Vorſtellungen, die ſeinen ſchmuzigen Hunger doch niemals ſtillen, weil ſie eben nicht wirklich werden, die aber vom Ideal ſo entfernt ſind, wie die Hölle vom Himmel, Vorſtellungen, die nur dem verwandten Laſter ein beifälliges Lächeln ablocken, leider zuweilen die Unerfahrenheit verführen, aber der Welt ein Abſcheu ſind. Wahre Ideale ſind etwas ganz Anderes, ſind immer Werke eines der Geſellſchaft und der Menſchenveredlung ſich hingebenden Gemüthes, Vorbilder des öffentlichen Lebens, Muſter für die Nacheiferung, etwas, deſſen alle Völker ſich rühmen, nicht deſſen ſie ſich ſchämen. Damit aber, daß man ſich nicht mehr ſchämen zu wollen erklärt, wie Herr Gutzkow, macht man die ſchamloſe Handlung nicht anders, nicht beſſer.

Wenn man eine ſolche Schule der frechſten Unſittlichkeit und raffinirteſten Lüge in Deutſchland aufkommen laſſen wollte, wenn ſich alle Edeln der Nation nicht dagegen erklärten, wenn ſich deutſche Verleger nicht vorſähen, ſolches Gift dem Publikum feil zu bieten und anzupreiſen, ſo würden wir bald ſchöne Früchte erleben. Aber dieſe Schule wird nicht aufkommen. Unſere reiche, von würdigeren Kräften geſchaffene Literatur wird nicht das Erbe ſolcher Lüderlichen werden. Aber ſchlimm genug, wenn die Verruchtheit nur eine Zeitlang ihr Weſen treiben und ihre Spur in die Literatur und in's Leben eindrücken darf. Schlimm genug, wenn ein Schmuzroman, wie dieſe Wally, nur in die Hände weniger Mädchen kommt. Und Schande genug, ſofern es nur einmal möglich war, daß ein Menſch, dem nichts heilig iſt, ſich zum literariſchen Richter in Deutſchland aufwerfen konnte, daß einmal der Koth ſich anmaßen durfte, die Literatur reinigen zu wollen.

Wer den Zauberbeſen führen will, muß nicht ſelber der Unrath ſeyn, oder er wird hinausgefegt.

Da Herr Gutzkow uns eine neue Bibel der Schwäche und des Laſters anſtatt der alten Bibel der Kraft und der Heiligkeit aufdrängen will, ſo will ich ihm einige Seiten des alten Buchs aufſchlagen, daß das Herz in ihm erſchrecke:

„Der Herr ſagte zu mir alſo: gehe hin und ſtelle einen Wächter, der da ſchaue und anſage.

Er ſiehet aber Reiter reiten und fahren auf Roſſen, Eſeln und Kameelen und hat mit großem Fleiß Achtung darauf.

Und ein Löwe rief: Herr, ich ſtehe auf der Warte immerdar des Tages und ſtelle mich auf meine Huth alle Nacht.

Höret mir zu, ihr Inseln und ihr Völker in der Ferne, merket auf, der Herr hat mir gerufen.

Und hat meinen Mund gemacht, wie ein scharf Schwert, mit dem Schatten seiner Hand hat er mich bedeckt. Er hat mich zum reinen Pfeil gemacht und mich in seinen Köcher gesteckt.

Denn es ist ein Tag des Getümmels und der Zertretung und Verwirrung vom Herrn im Schauthal und des Untergrabens der Mauern und des Geschreis am Berge.

Ein Tag des Trübsals, Scheltens und Lästerns, und gehet gleich, als wenn die Kinder bis an die Geburt kommen, und ist keine Kraft da, zu gebären.

Sie brüten Baſiliskeneier und wirken Spinnweben. Isset man von ihren Eiern, so muß man sterben; zertritt man's aber, so fahren Ottern heraus.

Sie kennen den Weg des Friedens nicht und ist kein Recht in ihren Gängen; sie sind verkehrt auf ihren Straßen; wer darauf geht hat nimmer keinen Frieden.

Und das Volk treibt Schinderei, einer über den andern und ein jeglicher über seinen Nächsten, und der Jüngere ist stolz wider den Alten, und ein böser Mann wider den ehrlichen.

Aber ich will die Schinder speisen mit ihrem eigenen Fleisch und sollen mit ihrem eigenen Blut trunken werden.

Sie schießen mit ihren Zungen eitel Lügen und keine Wahrheit und treiben's mit Gewalt im Lande und gehn von einer Bosheit zur andern.

Ein jeglicher hüte sich vor seinem Freunde und traue auch seinem Bruder nicht, denn ein Freund verräth den andern.

Ein Freund täuschet den andern und redet kein wahr Wort; sie fleißigen sich darauf, wie einer den andern betrüge und ist ihnen leid, daß sie es nicht noch ärger machen können.

Ihre falschen Zungen sind mörderische Pfeile; mit ihrem Munde reden sie freundlich gegen den Nächsten; aber im Herzen lauern sie auf denselben.

Sollt' ich nun solches nicht heimsuchen an ihnen, spricht der Herr, und meine Seele sollte sich nicht rächen an solchem Volk, wie dies ist?

Darum spricht der Herr, siehe ich will dies Volk mit Wermuth speisen und mit Galle tränken.

Siehe, es kommt die Zeit, da ich heimsuchen werde alle, die Beschnittenen mit den Unbeschnittenen.

Siehe ihr alle, die ihr ein Feuer angezündet, mit Flammen gerüstet, wandelt hin im Licht eures Feuers und in Flammen, die ihr angezündet habt. Solches widerfährt euch von meiner Hand, in Schmerzen müsset ihr liegen.

Wehe den Gottlosen, denn es wird ihnen vergolten werden, wie sie es verdienen.

Wehe denen, die Böses gut und Gutes böse heißen, die aus Finsterniß Licht und aus Licht Finsterniß machen, die aus Sauer süß und aus Süß sauer machen.

Wehe denen, die den Gottlosen Recht sprechen um Geschenk willen und das Recht der Gerechten von ihnen wenden.

Der Herr kann sich über die junge Mannschaft nicht freuen, denn sie sind böse und ihr Mund redet Thorheit. Darum wird sein Zorn nicht ablassen und seine Hand ist noch ausgereckt.

Und der Herr wird seine herrliche Stimme schallen lassen, daß man sehe seinen ausgereckten Arm mit zornigem Dräuen und mit Flammen des verzehrenden Feuers, mit Strahlen, mit starkem Regen und mit Hagel.

Und Assur wird erschrecken vor der Stimme des Herrn, der ihn mit Ruthen schlägt.

Denn es wird die Ruthe ganz durchdringen und wohl treffen.

Wehe dir, du Verstörer; meinest du, du werdest nicht verstört werden? Und du Verächter; meinest du, man werde dich nicht verachten?

Weil du denn wider mich tobest und dein Stolz herauf vor meine Ohren kommen ist, will ich dir einen Ring an die Nase legen und ein Gebiß in dein Maul und will dich des Weges wieder heim führen, des du kommen bist.

Ich hatte dich gepflanzt zu einem süßen Weinstock, einem ganz rechtschaffenen Samen; wie bist du mir denn gerathen zu einem bittern wilden Weinstock?

Und wenn du dich gleich mit Laugen wüschest und nähmest viel Seife dazu, so gleißet doch deine Untugend desto mehr.

Siehe an, wie du es treibest im Thale und bedenke, wie du es ausgerichtet hast.

Ich muß meine Hand wider dich kehren und deinen Schaum aus's lauterste seigen und all dein Zinn wegthun.

Mit Stroh gehst du schwanger, Stoppeln gebierst du; Feuer wird dich mit deinem Muth verzehren.

Hebe deine Augen auf zu den Höhen und siehe, wie du allenthalben Hurerei treibst, und verunreinigst das Land mit deiner Hurerei und Bosheit.

Du hast eine Hurerstirn und willst dich nicht mehr schämen.

So höre nun dies, der du in Wollust lebest und sprichst in deinem Herzen: Ich bins und keiner mehr.

Darum wird über dich ein Unglück kommen, daß du nicht wissest, wenn es daherbricht, und wird ein Unfall auf dich fallen, den du nicht sühnen kannst.

Siehe, es wird ein Wetter des Herrn mit Grimm kommen und ein schrecklich Ungewitter dem Gottlosen auf den Kopf fallen.

So tritt nun auf mit deinen Beschwörern, unter welchen du dich bemüht hast, ob du dir möchtest rathen, ob du möchtest dich stärken.

Siehe ihr seid aus Nichts und euer Thun ist auch aus Nichts und euer Wählen ist ein Greuel.

Der Herr aber wird von Israel abhauen beide, Kopf und Schwanz, Ast und Stumpf, an einem Tag.

Ich will ihnen wehe thun, daß sie sollen zu Schanden werden, zum Sprichwort, zur Fabel, zum Fluch an allen Orten."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 95. Freitag, 18. September 1835.

Dramatische Literatur.

1) Marie Tudor, Drame en trois journées, par Victor Hugo. Berlin, chez Schlesinger, libraire et éditeur de musique, 1833.

Die franzöſiſchen Dramatiker, und Hugo an der Spitze, haben ſich darin gefallen, eine fürchterliche Gallerie verbrecheriſcher, buhleriſcher, ſinnlicher und blutgieriger Königinnen, ihren Zeitgenoſſen vorzuführen. Auch Marie Tudor iſt eines dieſer Bilder. Es iſt nichts Erfreuliches an demſelben aufzufinden, nichts was mit dem Charakter zu verſöhnen im Stande wäre und ihn zu einem würdigen Gegenſtande der Kunſt machte. Dies Stück iſt überſetzt worden und man gibt es auf einigen unſerer Bühnen; uns ſcheint jedoch dieſe Wahl gänzlich mißlungen.

Die Introduktion, die Hälfte des erſten Akts ausfüllend, iſt eines Dichters von Hugos Kraft nicht würdig genug; es iſt die gewöhnliche Einleitung zu einem Boulevardſtücke, einem jener Melodramen, die kunſtlos angelegt ſind, und lediglich darauf berechnet werden, einen gemiſchten Haufen von Gebildeten und Rohen, Hohen und Niedrigen, Guten und Böſen, das was wir Publikum benennen, ein paar Stunden hindurch in Spannung zu erhalten, den Athem zu verſetzen und zu ängſtigen. Wir haben es hier mit einem ſchwatzhaften Schließer des Towers zu thun, der ungefragt Alles erzählt, was er weiß, um das Publikum von Dingen zu unterrichten, welche die Perſonen, denen er ſie erzählt, längſt ſchon wiſſen. Die geſuchte Einfachheit der Diktion wirkt dabei abſtoßend und muß ſtellenweis trivial genannt werden. Ich kann mir nicht vorſtellen, daß die gewöhnlichen Ueberſetzer, die das Stück gefunden, dieſem Mangel abgeholfen haben werden.

Der erſte Tag iſt eine Reihe ſchrecklicher Scenen, die ſich an Nächtlichkeit und Grauſamkeit überbieten. Dieſer Fabio Fabiani, der ſich uns ſogleich in ſeiner ganzen Nichtigkeit darſtellt, beſitzt nichts als ein ſchönes, italieniſches Profil mit reichem, ſchwarzem Haarſchmuck. Von allen Günſtlingen, die alle ihre Schwächen hatten, wie ſie uns von den Dichtern ſeit langen Jahren auf der Bühne gezeigt worden ſind, iſt Keiner weniger im Stande geweſen unſer Mitleid in Anſpruch zu nehmen, als dieſer Fabiani. Nicht eine hervorſtechende Eigenſchaft, und wäre es ein edler, ungemeſſener Stolz, ſind ihm beigegeben, um ihn zu etwas Bedeutendem zu machen. Deßhalb kann die Liebe der Königin zu ihm, die gegen den Schluß hin immer mächtiger hervorbricht, uns auch ſelbſt nicht mit ihr verſöhnen, weil ſie eine zu ſinnliche,

und deſto abſtoßendere Färbung erhält, da ſie ſich uns als etwas Edles verkaufen möchte. Dieſe Königin erſcheint nun gleich anfänglich als ein gemeines, dubleriſches Weib, wie ſie ganz gewöhnlich in dieſem Bereiche der franzöſiſchen Scene angetroffen werden, und wie ſie — man darf es wohl behaupten — ſich durch die täglichen Erſcheinungen im Pariſer Leben in der Phantaſie dieſer Dichter bilden. Zwar liefert es nicht die vollendeten Muſter zu jenen Schilderungen, aber es gibt die bedeutendſten Skizzen dazu, das Drama ſpiegelt ſie ab und führt ſie aus, und dieſe Kette von Dramen gebiert immer vollkommnere Scheuſale, die Dichter leben darin, erfüllen ihre Phantaſie damit, und gehen mit Rieſenſchritten immer weiter. — Welche Gallerie ſcheußlicher Geſtalten lernt man nur bis zur Hälfte des zweiten Aktes ſchon kennen? Man ſchaudert zurück und fragt ſich: wohin ſoll das führen? —

Wie gemein — unedel iſt zu wenig — ſpricht die Königin mit Gilbert S. 38: „Vous demeurez quelque part par là au bord de l'eau avec une nommée Jane, dont vous êtes le fiancé, et qui vous trompe, et qui a pour amant un nommé Fabiano, qui me trompe, moi. Vous voulez vous venger, et moi aussi.“

Wir haben oft ſchon auf dieſe Weiſe Weiber ſprechen hören, aber es waren keine Königinnen, im Angeſichte des verſammelten Hofes, und der Fall war nicht ſo ernſt, um nicht tragiſch zu ſagen. Mit der Wahrheit, wie ſie Hugo in einer Nachrede des Stücks, für ſich in Anſpruch nehmen will, iſt es alſo rein nichts. Denn vor allen Dingen iſt es nicht nur nöthig, daß man wohl ſo ſprechen hören kann, ſondern daß ſolche Perſonen in ähnlichen Situationen ſo ſprechen müſſen.

Nun folgt Janes wichtiges Geſtändniß, wir ſind geſpannt darauf, wir erwarten große Wirkung davon. Aufgemerkt! ſie ſpricht: „La première fois que je l'ai vu, c'était — Mais à quoi bon tout cela? Une malheureuse fille du peuple, pauvre et vaine, folle et coquette, amoureuse de parures et de beaux dehors, qui se laisse éblouir par la belle mise d'un grand seigneur. Voilà tout. Je suis séduite, je suis déshonorée, je suis perdue. Je n'ai rien à ajouter à cela. Mon dieu! Vous ne voyez donc pas que chaque mot que je dis me fait mourir, Madame.“ Das iſt allerdings Wahrheit, aber die Wahrheit einer Griſette; die Sprache vor der police correctionnelle, wie ſie uns alle Tage die Gazette des tribunaux hinterbringt.

In der Scene, wo die Königin Fabiani gegenüber ſteht, iſt Alles ſo auf die Spitze getrieben, daß es aufhört ſchön zu ſeyn. Zugeſtehen muß man zwar, daß hier des Dichters ungeſtüme Kraft, der glühende Strom ſeiner Sprache, das wahrhaft vulkaniſche Feuer, das aus dem Innern ſich Bahn macht, die Leſer mit fortreißt, und daß dieſe Scene, wenn ſie von einer Georges interpretirt wird, das Publikum ſo befangen kann, daß jede Kritik mit aller Beſinnung davon läuft; aber welche unedle Wuth:

„Le misérable! ce misérable! il trompe une femme, et renie l'autre! infâme! certainement, tu es bien infâme! comment! depuis que je parle il n'est pas encore à genoux! à genoux Fabiani! mylords, mettez cet homme de force à genoux!“ Dann kommt die bekannte Stelle, die dem Dichter eine Herausforderung von Seite der geflüchteten, in Paris ſich aufhaltenden Italiener eintrug:

„Italien, cela veut dire fourbe! Napolitain, cela veut dire lâche!“ — Hugo mußte hierüber eine vollkommene zufriedenſtellende Erklärung öffentlich abgeben. Man nimmt dieſe Sache in Deutſchland leicht, weil man keinen Begriff davon hat. In Paris jedoch vermag das Theater noch bedeutend auf die Menge zu wirken, und man denke ſich in die Lage, armer, hülfeſuchender Exilirten, gegen die ſolche Sentenzen eines geliebten Dichters täglich vor Tauſenden einer bunten Volksmenge hingeworfen werden. Dieſer ehrliche Handwerker Gilbert, der nichts als geliebt ſeyn will, ſelbſt von ſeinem entehrten, verbrecheriſchen Schätzchen nur noch geliebt, iſt kein Held eines großen Dramas.

„A quoi bon vouloir sauver ma vie, lady Jane, si vous ne m'aimez plus? das klingt wahrlich einfältig und iſt der Situation ganz unpaſſend.

Und wenn er nun endlich ihr zweideutiges Geſtändniß empfangen hat, daß ſie ihn liebt, wenn er nun mit ihr fliehen will:

„Nous quitterons l'Angleterre. Nous irons à Venise. Ceux de mon métier gagnent beaucoup d'argent là.“ Muß man hier nicht: O über den Gevatter Schneider und Handſchuhmacher ausrufen? Hat ſein Mädchen, ſchwelgt darin, ſie in der Fremde zu beſitzen und denkt in demſelben Augenblicke daran, argent, und noch dazu beaucoup d'argent, und überdies dans son métier zu verdienen! Das iſt praktiſch und ſehr wahr; ſolch ein franzöſiſcher Ciſeleur denkt ſo; aber wir wollen ihn nicht zum Helden unſers Drama, und geriethe er tauſend Mal in Konflikt mit einer Marie Tudor.

Jane entwickelt ſich nun immer edler, wenigſtens dem Scheine nach; ich wäre aber nicht im Geringſten geneigt, dieſem Mädchen zu trauen, und wenn ſie taubenhaft verſichert: „eh bien! si tu te maries, et si ta femme est bonne, et si elle veut bien, je serai la servante de ta femme!“ ſo würde ich der armen Frau eine wohlgemeinte Warnung in's Ohr raunen, wenn ich könnte.

Gegen den Schluß hin wird die Handlung beschleunigt und spannt immer mehr die Erwartung; hier zeigt sich das Talent des Franzosen in seinem Glanze, überraschende Situationen zu erfinden, das unsern Dichtern von heute fast gänzlich abgeht. Die Schilderung des Aufruhrs S. 76—78 ist ergreifend, dagegen die Erfindung mit dem zögernden Schiffer ist ein unwürdiger Behelf im höhern Drama, eben so die Verwechslung der Personen Fabiani's und Gilberts, die bis zum Schlusse den Zuschauer zweifelhaft läßt. Was wird mit solcher Escamotage erzielt? eine einzige Ueberraschung. Ist die vorüber, so widert sie Jeden an, und deßhalb eine poetische Auflösung zum Opfer bringen? Hierin kann ich Hugo nicht begreifen, der jedenfalls über ein bedeutendes Talent zu gebieten hat. Was er uns am Schlusse seines Stückes über Wahrheit und Größe noch sagt, kann uns nicht sehr dienlich erscheinen; denn vor Allem kommt es darauf an, was man unter Wahrheit im Drama versteht. Hugo scheint damit nicht im Klaren zu seyn; die Größe hat er eher schon begriffen.

2) Le Roi s'amuse. Drame en cinq actes, par Victor Hugo. Berlin, chez Schlesinger, libraire et éditeur de musique, 1833.

Dies ist das bekannte Stück, das unter Lärmen auf dem Théâtre-français Einmal gespielt, und dann verboten wurde, und den Dichter, seine eigene Sache plaidirend, vor die Schranken des Gerichtshofes rief. Er setzte, trotz seiner glänzenden Beredsamkeit, nichts durch, das Stück blieb vom Repertoir verbannt, und er mußte sich damit begnügen, es drucken zu lassen. Wenn sich's gleich auch in diesem Drama um entehrte Mädchen handelt, wenn die wilde Sinnlichkeit eines Königs die Mitte des Gemäldes erfüllt, und die rohe Sittenlosigkeit eines Hofes sich darum gruppirt hat, wenn die Hauptfigur ein häßlicher, buckliger Narr, ein hämischer, schadenfroher, knechtischer Spaßmacher in der Narrenkappe ist, und im Hintergrunde ein gemeiner Mörder mit seiner Schwester, der feilen Dirne, sich zeigt, so ist doch viel edle Kunst, viel mildes Gefühl, viel Poesie an dem Bilde verschwendet, und wir werden nicht so davon zurückgestoßen, wie dies bei andern neuern französischen Dramen der Fall ist.

Die entehrte Diane de Poitiers erscheint nie vor unsern Blicken, wir hören nur von ihr, und für sie spricht die ehrwürdige Gestalt eines Vaters, des Herrn de Saint-Vallier. Blanche ist ein wahrhaft liebes, engelreines Geschöpf, dem sich das Unglück schon seit der Geburt an die Fersen geheftet hat, und die endlich auf eine erbarmungswerthe Weise, sich für den unwürdigen Geliebten opfernd, untergeht. Die grelle Figur des Narren ist ein Vater, ein unglücklicher Vater so durch und durch, daß wir mit ihm weinen, mit ihm vor Schmerz vergehen. Der Mörder und seine Schwester sind nun eben Leute, die das Handwerk gewohnt sind, das sie treiben. Bei Maguelonne zeigt sich eine Regung der Menschlichkeit; sie will den schönen Herrn warnen, dann retten, wie er unter ihrem Dache schläft und willigt eher, da ein Leichnam doch nun einmal geliefert werden muß, in den Mord eines Unbekannten, den, wie sie glaubt, sein Schicksal in der verhängnißvollen Stunde ihnen zutreibt. Der König und sein Hof sind hingegen die schwächsten Partien des Gemäldes. Franz der Erste, der in einer verdächtigen Kneipe trinkt, singt, mit einer Maguelonne sehr handgreiflich scherzen kann, und dann dort übernachtet, muß auf der Scene nicht zu ertragen seyn. Und dies hat den Fall des Stückes eben beschleunigt, das seiner großen Schönheiten wegen verdient hätte, auf alle Bühnen zu kommen.

Die Exposition ist sehr lebendig und schön. Die Erscheinung des alten St. Vallier am Schlusse des ersten Aktes hat tragische Würde. Nachdem wir im zweiten Akte die Bekanntschaft des gemeinen Mörders Saltabadil gemacht haben, die wir — weil er so gemein ist — etwas weniger genau gewünscht hätten, folgen einige meisterhafte Scenen, wo wir des Narren Triboulet Verhältniß zu seiner Tochter Blanche erfahren. Hier finden sich die herrlichsten, wahrsten, innigsten, ergreifendsten Züge. Blanche sagt zu ihrem weinenden Vater:

Que vous devez souffrir! Vous voir pleurer ainsi:
Non, je ne le veux pas; non, cela me déchire!

Und er antwortet:

Et que dirais-tu donc si tu me voyais rire?

Da sie nichts von dem elenden Geschäfte weiß, das er bei Hofe treibt. Und dann später wieder:

Blanche.

Je ne parlerai plus de sortir, mais, par grâce,
Ne pleurez pas ainsi!

Triboulet.

Non cela me délasse.
J'ai tant ri l'autre nuit!

Die Dame Béjarde, Blanche's Duenna, hält den Vergleich mit Juliens Wärterin nicht aus. Es ist eine durchaus gemeine Natur. Das Geldauffangen, das immer mehr Verlangen, in der Scene mit dem Könige, ist widerwärtig.

Blanche ist immer schön, edel, rein, selbst in dem kitzlichsten Momente, was nicht immer zu Hugos Vorzügen zu zählen ist. Wie lieblich ist es, wenn sie sagt:

Lui ne m'a fait, je crois,
Que du mal, et je l'aime, et j'ignore pourquoi.

Ihre Ermordung am Schlusse des vierten Aktes erschüttert uns um so mehr, je stärker uns ihr Entschluß, zu sterben, für sie einnimmt. Die Umständlichkeiten, wie z. B.:

Ciel, j'entend le couteau qu'ils aiguisent ensemble....
Encor si l'on savait comme ils vous frapperont,
Si l'on ne souffrait pas! mais on vous frappe au front,
Au visage.... Oh, mon dieu!

und endlich wie sie in die Mordhöhle eintritt, und man den aufgehobenen Arm des Mörders sieht, die Worte der Unglücklichen:

Ciel! il va me faire bien du mal!

machen einen großen Effekt. Hugo besitzt in solchen Situationen eine wahrhaft dämonische Kraft, der nichts zu vergleichen ist.

Triboulet nimmt vom Anfange unsere stärkste Theilnahme in Anspruch, und wäre der Leichnam im Sacke am Schlusse nicht so unschön, wir würden unsere Thränen auch dann nicht ihm versagen können.

3) Le Gardien, comédie-vaudeville en 2 actes, tirée du Roman d'Indiana, par Scribe et Bayard. Berlin, chez Schlesinger, 1833.

Die Romane von G. Sand haben auch schon in Deutschland Aufsehen gemacht. Man ist überall der Meinung, daß sie von einer Dame herrühren;* in der That soll es aber die Coterie dieser Dame seyn, welche jene Romane verfertigt und in die Lesewelt ausstreut. Indiana ist einer davon und hat den Stoff zum gegenwärtigen Stücke geliefert. Es ist einfach, und dennoch muß es in Frankreich, gut gegeben, auf dem Theater Wirkung machen. Der Gedanke ist nicht eben neu, aber originell hingestellt, kolorirt, beleuchtet. In Deutschland ist es nicht aufzuführen, so etwas kann bei uns kein Glück machen. Was für eine Gefahr liegt bei uns wohl darin, einen Ball zu besuchen? Wenn ein deutscher Ehemann seiner Gattin nicht erlauben will, auf den Ball zu gehen, so geschieht es aus Sparsamkeit, weil er die weißen Handschuhe, die Tanzschuhe, den Wagen fürchtet.

Die Pariser Bälle müssen etwas ganz Anderes seyn, wovon selbst die vornehmste Welt bei uns nichts versteht, denn die Franzosen predigen uns dieselbe Warnung in hundert und hundert Stücken. Wir thun unrecht daran, uns von den Uebersetzern diese Warnung nachbeten zu lassen, wobei wir uns nichts denken können, obgleich ich es gar nicht für ein so großes Glück zu halten geneigt bin, daß unsere Bälle unschuldiger Art sind; denn je deutlicher sich eine Gefahr zeigt, desto bestimmter läßt sich ihr entgehen.

* Mad. Dudevant.

4) Launen des Schicksals, oder Scenen aus dem Leben und der theatralischen Laufbahn des Schauspielers Anton Hasenhut. Nach seinen schriftlichen Mittheilungen bearbeitet von J. J. Hadatsch.

Das Leben eines Wiener Komikers bietet Stoff zu mancherlei Betrachtungen. Hasenhut hatte einst einen Namen in der Theaterwelt; sein Geschäft war es, die Leute zum Lachen zu reizen, und dafür war er eine Zeitlang ihr gewiegtes Schooskind. Er wurde mit den Ehren überhäuft, die nur dem Künstler lohnen sollen, und wurde reichlich bezahlt. Aber die innere Haltlosigkeit, die leere Spaßmacherei, kann sich selbst in Wien vor dem Verderben nicht retten. Hasenhut zeigt es uns durch sein eigenes Beispiel, wenn uns nicht schon frühere Beispiele bekannt wären. Der Narr von heute siegt immer, und der Narr von gestern wird vergessen.

Wäre diese Lebensgeschichte von einem höhern Standpunkte aus geschrieben, von wo satirische Blicke auf die Theaterwelt und ihr nichtiges Treiben, besonders in Wien, gerichtet werden konnten, so würde sie bei dem reichen Wechsel von Stern und Unstern, bei dem größtentheils vorwaltenden heitern Elemente, bei den darin auftretenden, ziemlich allgemein bekannten Persönlichkeiten u. s. w. eine recht interessante Lektüre bilden können; in ihrer jetzigen Gestalt aber, wo sie im trockensten Tone referirt, und fast nur aus Gemeinplätzen und Trivialitäten besteht, ist sie nicht im Stande, darauf Anspruch zu machen.

Man kann sich denken, daß Herr Hasenhut bei den Leuten, denen er früher Spaß vormachte, jetzt im Alter und in der Dürftigkeit Theilnahme zu erregen vermag; bei den Lesern dieses Buches wird er es indessen nie können.

Mehrere bekannte und unbekannte Literaten Wiens haben in meist hochtrabenden Versen Herrn Hasenhut ihre Theilnahme erweisen wollen, und diese Verse dem Buche beigefügt. Am natürlichsten und gewandtesten entledigte sich Castelli dieser Aufgabe.

A. L.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 96. Montag, 21. September 1835.

Vermischte Schriften.

Frauenbilder, oder Charakteristik der vorzüglichsten Frauen in Shakespeares Dramen von Mrs. Jameson. Deutsch von Dr. Adolph Wagner. Leipzig, Verlag von Johann Ambrosius Barth, 1834.

Der Uebersetzer fängt sein Buch mit einem Zornesworte gegen unsere Bühne und Schauspielkunst an. Dann geht er auf seinen Gegenstand über und spricht:

„Es ist nämlich hier von den dramatischen Dichtungen des in ewiger Jugend seligen Shakespeare die Rede und von deren Frauen, als Urbildern und Mustern schöner und edler, in den mannichfachsten Gebilden erschlossener und offenbarter Weiblichkeit, deren Naturtreue und Wahrhaftigkeit, göttlich verliehene und bewahrte, aus allen Weltsprudeln und Krisen in das Paradies und die ewige Seligkeit der Poesie gerettete Seelengesundheit und Anmuth die Verfasserin auf psychologisch kritischem und ästhetischem Wege anschaulich zu machen sucht, als echte Bildung, gegenüber einer an- und eingelernten Afterbildung, einer auf selbstsüchtige, schaustellerische und verächtliche Zwecke berechneten Abrichtung und Modeerziehung.“

Nach diesem hohen Anlauf denkt Herr Dr. A. W. ohne alle Ironie daran, und spricht es S. XI seiner Vorrede deutlich aus, durch dieses Werk: „den heutigen Lesekränzchen unserer Frauen, eine ernstere tiefere Richtung und Weisung zu geben.“ Diese Vorrede wäre ganz im Stande, von dem Lesen des Buches der Mrs. Jameson zurückzuschrecken; wir bitten jedoch zukünftige Leser, die Vorrede zu überschlagen, da das Uebrige, was daran hängt, und von Herrn Dr. Wagner mit großer Verständigkeit und Deutlichkeit in deutscher Sprache wiedergegeben ist, von hohem Interesse ist, und sich durch geschmackvolle Darstellung und genaue Kenntniß des Gegenstandes, so wie durch tiefes Gefühl und feine Beobachtung gleich werthvoll auszeichnet.

Die Verfasserin hat die weiblichen Hauptcharaktere unter folgende Rubriken gebracht:

1) Geistreiche Charaktere.

Portia. Isabella. Beatrice. Rosalinde.

2) Leidenschaftliche und phantastische Charaktere.

Julia. Helena. Perdita. Viola. Ophelia. Miranda.

3) Seelenvolle Charaktere.

Hermione. Desdemona. Imogen. Cordelia.

4) Geſchichtliche Charaktere.

Cleopatra (und Octavia). Volumnia. Conſtanze von Bretagne (und Eleonore von Guienne). Lady Percy und Portia. Margaretha von Anjou. Katharina von Arragonien. Lady Macbeth.

Bei dieſen ausgeführten Schilderungen ſind die weiblichen Nebencharaktere mit leichten Strichen angedeutet, und oftmals wird auch der männlichen gedacht, die mit jenen in näherer oder entfernterer Berührung ſtehen. In der Einleitung ſagt die Verfaſſerin: „Ich weiß wohl, daß Schlegel Shakespeare's Charaktere in Klaſſen zu theilen für unmöglich hält; zu meinem Zwecke aber brauchte ich eine Klaſſifikation. Ich theilte ſie alſo in Charaktere, worin Verſtand und Witz oder Geiſt, Charaktere, worin Leidenſchaft und Phantaſie, Charaktere, worin ſittliche Geſinnungen und Neigungen oder Seele vorwalten. Die geſchichtlichen Charaktere habe ich, als einer anderen Erläuterungsart bedürftig, beſonders betrachtet.“

Wir wollen hier einige Bemerkungen der geiſtreichen Verfaſſerin über die unter uns bekannteſten Charaktere folgen laſſen. „In Portia,“ ſagt ſie, „wird der Verſtand durch dichteriſche Einbildungskraft zum Romantiſchen angefacht; in Iſabella von Frömmigkeit gehoben; in Beatricen von ſprühender Munterkeit beſeelt; in Roſalinden durch Gefühl beſänftigt. Der Jeder von ihnen reichlich mitgegebene Witz iſt tief, oder ſpitzig, funkelnd, oder tändelnd — immer aber weiblich; wie aus Blumen abgezogene Geiſter erinnert er uns ſtets an ſeinen Urſprung; es iſt eine gleich ſüße, wie kräftige Eſſenz, und, um den Vergleich einen Schritt weiter zu führen, Portias Witz iſt wie Roſenäther, reich und zuſammengedrängt; Roſalindens, wie Baumwolle in würzigen Weineſſig getaucht; Beatricens, wie flüchtiges Salz, und Iſabellens, wie himmelan wallender Weihrauch.“

Portia wird ferner mit einem Tizian, Shylock mit einem Rembrandt verglichen. „Neben dem ſchrecklichen, unerbittlichen Juden, gegen ſeine gewaltigen Schatten durch ihre Glanzlichter abſtechend, hängt ſie wie ein prächtiger Schönheit athmender Tizian neben einem herrlichen Rembrandt.“ Bis auf das „hängt ſie“ finden wir dieſen Vergleich ganz vortrefflich.

Dieſe ganze Entwickelung des Charakters der Portia iſt beſonders unſern Schauſpielerinnen auf das Angelegentlichſte zu empfehlen, die in der Regel in Verlegenheit ſind, wie ſie ſolche Aufgabe zu löſen haben. Der Behelf, womit neuere Schriftſteller den Darſtellern zu Hülfe kommen, ich meine die beliebten Anmerkungen, an denen es unſere Dramatiker, wie Clauren, Holbein und ähnliche, niemals fehlen laſſen, iſt bei einem Dichter, wie Shakespeare, noch viel ſchwerer zu entrathen und die guten Frauen und Mädchen, die Julien, Portien u. ſ. w. uns verſinnlichen ſollen, werden in dem hier angezeigten Buche Alles finden, was ſie darüber an ſait ſezt. Die zweite Auseinanderſetzung, die für unſere Schauſpielerinnen von ganz beſonderm Werthe wäre, iſt die des Charakters der Julia.

Die Verfaſſerin fängt hier mit hohem Schwunge an: „Mir, o mir jezt eure tiefen und ernſten Offenbarungen, ihr Mächte der Welt, Liebe, Schmerz, Zeit, die ihr das Menſchenherz lehrt, zähmt, heilt! Und auch ihr, reiche Schwärmereien unverletzter, ungebeugter Jugend — Geſicht längſt entſchwundener Hoffnungen — Schatten ungeborener Freuden — heitere Farbenſpiele aufdämmernden Daſeyns, ſteigt wieder auf vor mir! Was von je Glänzendem und Schönem, Natur und Kunſt mir dargeboten, all ihr ſanften zarten Bilder und lieblichen Formen — Götterſtimmen und entzückende Melodien, ſonnigerer Himmel und Himmelsgegenden, Glanz und Heitere, Mondſcheine Italiens und ſüßhauchende Südlüfte — jezt, o jezt noch einmal zieht hin durch meine Phantaſie — mein Herz! Kommt, umdrängt mich rings, all ihr Begeiſterungen, womit Leidenſchaft, Kraft, Schönheit uns anwehen, und laßt mich nicht kühn, doch tadellos, das Allerheiligſte des Shakespeare'ſchen Genius, Juliens mondlichte Laube und Mirandas Zauberinſel betreten!“ — —

„Welch ein falſches Bild,“ ſagt die Verfaſſerin ferner, „wäre ein leidiger, ſchmachtender Liebhaber von dem Shakespeare'ſchen Romeo, dem edeln, ritterſittigen, inbrünſtigen, tapfern und witzigen! Und Julie — von ihr würde dies noch weit weniger ſich denken, noch ſagen laſſen. Das Bild des liebebleichen, ſich härmenden und in bleicher, welker Schwermuth dahin ſchmachtenden Mädchens im heiligen Dreikönigsabend fällt uns gewiß nicht ein, wenn wir an die leidenſchaftlich liebende Julie denken, in deren Buſen feurige Liebe wacht und Zärtlichkeit zur Begeiſterung, Begeiſterung zur Leidenſchaft, Leidenſchaft zu Heldenmuth entflammt.“

Von Ophelia ſagt die Verfaſſerin:

„Opheliens Hülfloſigkeit, die bloß aus Unſchuld entſteht, und ohne alle Andeutung von Schwachheit dargeſtellt iſt — ſie iſt es, die uns in ſo tiefes Mitleid ſchmelzt. Ophelia iſt ſo jung, daß weder ihr Leib, noch ihre Seele zur Reife gekommen ſind; ſie wird gar nicht gewahr, welcher Art ihre Gefühle ſind; ſie werden vor der Zeit in ihrer vollen Kraft entwickelt, ehe ſie ſelber nur noch Kraft hat, ſie zu tragen, und Liebe und Schmerz zuſammen zerreißen und zerſtören das zarte Gewebe ihres Daſeyns, wie eine ätzende Flüſſigkeit die Kryſtallvaſe. Sie ſagt ſehr wenig, und was ſie ſagt,

ſcheint die Regungen ihres Herzens eher verbergen, als enthüllen zu ſollen; und dennoch werden wir durch dieſe wenigen Worte ſo bekannt mit ihrem Charakter und mit dem, was in ihrer Seele vorgeht, als hätte ſie mit Juliens glühender Beredſamkeit ihre ganze Seele herausgeſtellt. Leidenſchaft ſcheint Julien eingeboren, ein Theil ihres Weſens, „ſo wie der Blitz gedrängt iſt in der Wolke“; und wir ſehen ſie nie Anders, als mit den dunkeln leuchtenden Augen und der italieniſchen Bildung des Südens. In Ophelia erkennen wir eben ſo beſtimmt die ſinnige, ſchönhaarige, blauäugige Tochter des Nordens, deren Herz vor der Leidenſchaft zu zittern ſcheint, die ſie eingeflößt hat, die ſich mehr bewußt iſt, geliebt zu werden, als zu lieben, und ach doch weit mehr liebt in ihres Jugendherzens ſtillen Tiefen, als ſie geliebt wird.“ . . .

„Die liebliche Desdemona hätte ihre Haushaltsſorgen nie ſchnell abgethan, um Hamlets philoſophiſchen Betrachtungen, ſeinen trüben Kämpfen mit ſeinem eigenen Geiſte zu lauſchen. Ein Weib, wie Portia, hätte ihn zu erforſchen geſtrebt, Julie ihn bedauert, Roſalinde ihn mit einem Lächeln zum trübſinnigen Jacques verkehrt, Iſabella mit ihm vernünftelt, Miranda hätte ſich nur über ihn wundern können; aber Ophelia liebt ihn.“

Doch man müßte den ganzen trefflichen Aufſatz überſetzen, und dazu fehlt der Raum, da wir noch über Desdemona und Lady Macbeth aus dem Buche der Mrs. Jameſon Einiges mittheilen wollen.

Aus Desdemona:

Hermiones Charakter (Wintermährchen) ſpricht mehr die Phantaſie, Desdemona mehr das Gefühl an. Alles, was dem Schmerz Hoheit geben kann, iſt um Hermione, Alles, was Unglück herzbrechend machen, um Desdemona her geſammelt. Hermiones unterdrückte, aber ſelbſtſtändige Jugend gebietet uns Verehrung; Desdemonens geſchmähte wehrloſe Unſchuld thut der Seele ſo weh, „daß wir vor Mitleid ſterben möchten.“

„Als Charakter kommt Desdemona Miranden (Sturm) am nächſten, theils an ſich als Weib, theils durch vollendete Einfalt und Einheit der Zeichnung; die Figuren ſind nur verſchieden gewendet, die Verhältniſſe ſind dieſelben. Dieſelbe Beſcheidenheit, Zärtlichkeit und Anmuth; dieſelbe kunſtloſe Hingebung, dieſelbe Neigung ſich zu verwundern; dieſelbe faſt ätheriſche Feinheit und Zärte; aber in und um Miranda iſt alles rein dichteriſche Natur; Desdemona geſellt ſich mehr der greiflichen Wirklichkeit des Alltagslebens, und die geſelligen Formen und Gewohnheiten färben ihre Sprache und ihr Betragen. Im Charakter können zwei einander nicht mehr gleichen, als Individuen nicht verſchiedener ſeyn.“

„Eine Eigenſchaft fühlen wir beim Leſen des Othello mehr, als wir ſie wahrnehmen: in Allem, was Desdemona ſagt, iſt nicht Eine allgemeine Bemerkung. Worte ſind ihr nur Darſtellungsmittel des Gefühls, wie der Ueberlegung; ſo daß ich durchgängig keinen allgemein anwendbaren Spruch finden kann. Daſſelbe gilt von Miranden, aber von keinem Andern einigermaßen bedeutenden oder anziehenden Frauencharakter, ſelbſt von Ophelia nicht.“ —

Aus Lady Macbeth:

„Lady Macbeths ſtaunenswerthe Verſtandeskraft, ihre unerbittliche Entſchloſſenheit, ihre übermenſchliche Nervenkraft machen ſie ſo furchtbar an ſich, als ihre Thaten haſſenswerth; doch iſt ſie nicht lediglich ein Ungeheuer von Verdorbenheit, mit welchem wir nichts gemein haben, kein Meteor, deſſen verheerenden Gang wir in unkundigem Schrecken und Staunen bewachen. Sie iſt eine furchtbare Verleiblichung böſer Leidenſchaften und mächtiger Gewalten, nie unſerer Natur ſo fern, daß ſie über den Bereich unſerer Mitempfindung hinausgerückt wäre; denn das Weib ſelbſt bleibt am Ende doch ein Weib, immer an ſein Geſchlecht und an die Menſchheit gekettet.“

„Der Brief Macbeths wirkt auf ſie, wie die Prophezeihung der Schickſalsſchweſtern auf ihren Gatten, die verborgene Herrſchſucht zur unauslöſchlichen Flamme anfachend. Wir werden vorbereitet, den ganzen, zuerſt durch hölliſche Einwirkung angeſteckten Zündſtoff des Böſen vermittelſt ihres Gatten ſich bis zu ihr fortziehen zu ſehen; aber der noch empörendere Gedanke, daß er von ihr ausging, wird uns erſpart.“

„Fühle ich den Charakter der Lady Macbeth ſo heraus, wie ihn der Dichter dachte, ſo iſt ſie ein Weib, das ſich zu einem nothwendigen und förderlichen Verbrechen ſtählen, zu einem großen Zwecke frevelkühn ſeyn, nicht aber aus irgend einer wüſten, ſelbſtſüchtigen Furcht willkürliche Morde verüben konnte. Ich will damit nicht ſagen, daß ſie, bei dem vollkommenen Einverſtändniß mit Macbeth, in Unwiſſenheit über ſeine Handlungen und Entwürfe bleiben konnte; die herzzerreißende, ſchaudervolle Anſpielung auf den Mord der Lady Macduff, in der Schlafſcene, beweiſet das Gegentheil:

„Der Than von Fife hatt' ein Weib: wo iſt ſie jetzt?

Aber nirgends wird ſie uns in unmittelbarer Berührung mit dieſen Gräueln vorgeführt und jeder ſchlagende Beweis ihrer Theilnahme daran wird uns erſpart.“ —

„Noch etwas hat mich immer ergriffen. In der Gastmahlscene, wo das Gespenst des ermordeten Banquo Macbeth heimsucht und Schreck und Entsetzen seinen Geist zu verwirren droht, ist ihr entrüsteter Vorwurf, ihre leise zugeflüsterte Warnung, der höhnische Nachdruck, womit sie seine kranken Hirngespinnste bekämpft und ihn zu sich zu bringen bemüht ist, so gewaltig, so ernst und bitter, daß uns das Blut erstarrt. — Als nun aber die Gäste entlassen und sie allein sind, sagt sie nichts weiter, keine Spilbe eines Verweises oder Hohns entschlüpft ihr; ein paar Worte in unterwürfiger Antwort auf seine Fragen und eine Bitte, Ruhe zu suchen, sind Alles, was sie auszusprechen sich erlaubt. In diesem Schweigen ist so etwas Rührendes und Zartes, daß es mich immer unaussprechlich ergriffen hat: es ist einer der meisterhaftesten und schönsten Charakterzüge im Stück."

Mit gleichem Scharfsinne und mit demselben richtigen Gefühle, fern von Subtilitäten und gemachtem Wesen, sind die andern Charaktere erforscht und zergliedert. Wir können hier am Schlusse nur den Wunsch wiederholen, daß wir dies Buch in den Händen unserer gebildetern Schauspielerinnen zu sehen wünschen, die daraus nicht nur über jene Charaktere Belehrung schöpfen werden, die sie etwa in Shakespeare'schen Dramen darzustellen haben, sondern zu gleicher Zeit eine Anleitung erhalten, wie sie über dichterische Aufgaben in ihrer Kunst im Allgemeinen forschen sollen, um zu bedeutenden und ersprießlichen Resultaten zu gelangen.

A. L.

Dramatische Literatur.

5) Almanach der deutschen Bühne auf das Jahr 1835. Herausgegeben von Dr. E. Beurmann. Mit 5 Porträts. Frankfurt a. M., Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

Vor allen Dingen ist der Wille zu loben, das Interesse für die in unsern Tagen etwas vernachläßigte Schauspielkunst zu heben. Den Anfang machen zehn dramaturgische Aufsätze, die von des Verfassers Einsicht zeugen, und Manches enthalten, was den Schauspielern, wenn sie es beherzigen wollen, nur von Nutzen seyn kann. Einiges davon ist indeß wohl schon öfter gesagt worden; Anderes hätte kürzer gesagt werden können. Die nun folgenden vier Biographien sind für Frankfurt von speziellem Interesse, da sie von Mitgliedern der dortigen Bühne handeln, welche, mit Ausnahme der Demoiselle Lindner, keine besondere Celebrität unter uns genießen.

Was der Verfasser im Ganzen von der Kunst der vielfach gefeierten Demoiselle Lindner sagt, ist wahr und verständig. Richtig nennen wir die Bemerkung, daß sie eine Weichheit und Sentimentalität über alle von ihr gegebenen Rollen ergieße, wenn wir gleich nicht gesonnen sind, ihr diese Eigenthümlichkeit, gleich dem Verfasser, als Vorzug anzurechnen.

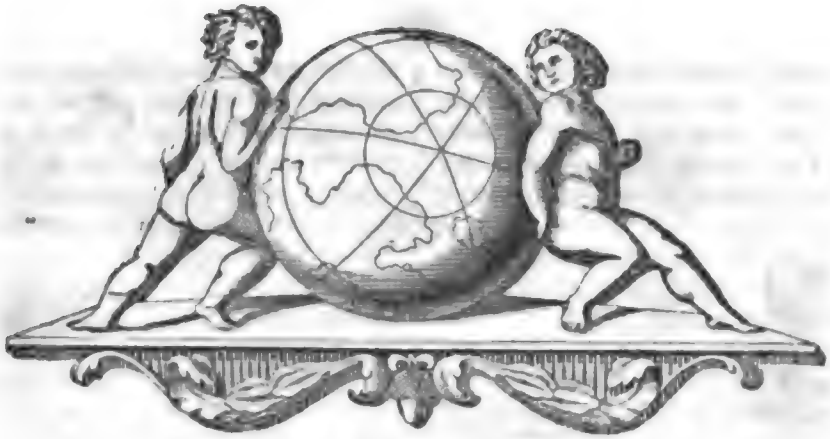
Ueber Seydelmann spricht Herr Beurmann mit großer Liebe und Verehrung, die wir um so mehr an ihm zu loben wissen, da wir sie in hohem Grade theilen. Die Auseinandersetzung des Seydelmann'schen Spiels ist das Beste im ganzen Buche. Störend ist es nur, daß der wahrscheinlich noch junge Verfasser seine Emphase nicht zu mäßigen weiß, und Styl und Ausdruck gar zu sehr von ihr überströmen läßt. So z. B.: „Es war ihm vergönnt, die ersten Blüthen im Garten der Menschendarstellung zu pflücken; ich vernahm, daß er am Weihnachtsfeste vor einem Jahre die hehre Weihe zum Heimgange in das Reich aller Kunst empfangen; die Pforten des geweihten Kunsttempels; die Isispriester der dortigen Bühne; das Asgard der Kunst; sie elektrisirt die Herzen und erregt den Frühling der Gefühle in ihnen u. s. w." Eine Sängerin nennt er bald Glockenblume, bald Auge Christi, dann Papagenos Glockenspiel und Taminos Zauberflöte.

Die Zusammensetzungen der Namen, wie sie der Verfasser gebraucht, bringen eine komische Wirkung hervor. In der Beurtheilung des Shylock nennt er Seydelmann: Seydelmann-Shakespeare-Shylock; in der des Nathan, heißt es bald: Nathan-Lessing, dann Seydelmann-Nathan und Nathan-Seydelmann. Man wird ganz verwirrt dabei.

Der humoristische Theil des Buchs bringt einen Brief der Mutter eines Ladendieners von Bocksdorff an den Redakteur eines Frankfurter Journals von Mals, der sich bereits als Meister in dergleichen Sachen bewährt hat. Außerdem erhalten wir noch Nekrologe und eine Uebersicht der bedeutenderen Bühnen Deutschlands, die so genau abgefaßt sind, daß selbst die unbedeutendsten und untergeordnetsten Chargen mitgetheilt werden. Wen es interessirt, kann hier erfahren, wie der Theaterfeldwebel in der Josephstadt in Wien, der Zettelträger in Ulm, der Wagendiener des Theaters in München und noch viele andere wackere Leute in Deutschland heißen.

A. L.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 97. Mittwoch, 23. September 1835.

Deutsche Geschichte.

1) Geschichte der Deutschen von Dr. Karl Halling. Erster Band. Geschichte der Skythen. Erste bis dritte Abtheilung. Berlin, Nauck, 1833, 34.

Auf den ersten Blick erschrickt man ein wenig, wenn man liest, daß der Verfasser unsere Geschichte „von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart" schreiben will und im ersten Bande noch nicht einmal mit den Skythen fertig werden kann; aber er kündigt selbst in der Vorrede an, er werde nur vier Bände schreiben, die ersten drei sollen die dunkle Urgeschichte unseres Volks erläutern, und der vierte dann das Uebrige, in größter Kürze zusammenfassen, da es ohnehin schon bekannt ist. Hieraus entsteht inzwischen immer ein Mißverhältniß, und es wäre besser gewesen, er hätte sich damit begnügt, bloß jene Urgeschichte bis zur Völkerwanderung zu schreiben.

Die Untersuchungen selbst sind so neu als für den Geschichtsfreund interessant. Sie sind freilich noch nicht geschlossen, doch will ich in der Kürze mittheilen, was aus den ersten Lieferungen zu entnehmen ist.

Der Verfasser behauptet, die alten Skythen seyen die Stammväter der Deutschen, der Name selbst sey wahrscheinlich deutsch (altnordisch skyti, schwedisch skytta der Schütz) und übereinstimmend mit Geten und Gothen.

Unter diesen Skythen soll die ganze Völkerfamilie zu verstehen seyn, welche die chinesischen Geschichtsbücher als vor Alters im Osten des kaspischen Meeres einheimisch erwähnen und dieselbe ausdrücklich blond und blauäugig nennen. Die chinesische Genealogie dieser Völkerfamilie stimmt aber auffallend mit einer biblischen, nämlich mit der Descendenz des Aram, überein.

Chinesisch:	Biblisch:
Usun	Uz
Schule	Chul
Khute	Gether
Tingling	Masch
Kiankuan oder Hakas	
Alan.	

Die chinesische Urkunde hat sechs, die hebräische nur vier Namen.

Usun und Uz deuten auf den Fluß Oxus, auf das Volk der Osseten und weiterhin auf Asen, Kauk-asus, Asow ꝛc.

Schule und Chul deuten auf die asiatischen Gelonen des Herodot (die neben den Budinen wohnten) und auf die Galen, Kelten, Gallier.

Khute und Gether sind die Geten und Gothen im engern Sinn.

Tingling und Masch stimmen zwar nicht überein, doch scheinen unter Masch die Massageten verstanden werden zu müssen. Die Vergleichung des Namens Tingling mit dem der Ingaevones, Ynglinger oder Angeln ist dem Verfasser vielleicht zu gewagt erschienen, daher er sie nicht gemacht hat.

Unter den Kiankuan oder Hakas versteht er die Sakas oder Sachsen, die auch in Deutschland ursprünglich Chauken hießen.

Alan bezeichnet offenbar die Alanen, die Ammianus Marcellinus ausdrücklich zu den Massageten rechnet, unter welche nach Polybius auch die Saken gehören; so daß die biblische Stammtafel unter dem Namen Masch oder Massageten schon die noch besonders von der chinesischen Stammtafel verzeichneten leztgenannten zwei Völker Hakas und Alan mitbegriffe.

Nun nennt aber die Bibel den Stammvater dieser Völkerfamilien Aram, und nach Plinius wurden alle Skythen von den Persern Aramäer genant. Dies sind die Arimaspen des Herodot und die Germanen, Arimannen. Derselbe Name kehrt wieder in Hermionen, der Irminssäule, Arminius ꝛc.

Im Gegensatz dieser blonden germanischen Skythen gegen die schwarzhaarigen Perser erkennt der Verfasser den in den altpersischen Schriften so berühmten Gegensatz von Turan und Iran wieder. Die Perser stellen die Turanier als Feinde dar, und unterordnen sie dem bösen Gott Ahriman, in dessen Namen wenigstens Aram und die Aramäer wiedererkannt werden. Turan aber erinnert an den nordischen Hauptgott Thor und an die Völkernamen Taurisker, Therwinger, Thüringer.

Endlich bezeichnet der Verfasser das uralt heilige Thal von Kaschmir als den Ursitz dieser blonden Völker. Die Beweise, die mit wahrhaft deutschem Fleiße zusammengetragen sind, möge man im Buche selber nachlesen.

Die Gallier und Kelten werden mit den Germanen in dieser Völkergenealogie verbrüdert. Mit der biblischen und chinesischen Stammtafel stimmt auch die der Argonauten überein, welche dem Boreas zwei Söhne Kalais und Zetes (Gallier und Skythen oder Gothen) gibt. Den Namen Boreas, zusammenhängend mit den Hyperboreern, mit Buri und Bor, den Vätern des nordischen Odin, mit Burgundern ꝛc. hat schon Ritter in seiner „Vorhalle“ untersucht, wie denn überhaupt die vorliegende Schrift sich an jene von Ritter ergänzend und berichtigend anschließt.

Dies der Kern der in den ersten Lieferungen vorliegenden Resultate. In den spätern Bänden wird sich der Verfasser mit dem Uebergange der Skythen aus Asien nach Europa beschäftigen.

Untersuchungen dieser Art behalten immer eine große Anziehungskraft für den Freund der vaterländischen Alterthümer, obgleich sie mehr eine gewisse Neugier befriedigen, als eigentlich für die Geschichte wichtig sind. Es wird nämlich schwerlich jemals möglich werden, das Eigenthümliche des deutschen Geistes, wie es sich so großartig in der Geschichte Europas bewährt hat, bis in seine asiatischen Wurzeln zu verfolgen; gesezt auch, die physische Abstammung ließe sich bis auf eine gewisse Tiefe ausmitteln. In den Nachrichten, die uns von den Skythen aufbewahrt sind, finden sich zwar Züge, die mit dem übereinstimmen, was Tacitus von den alten Germanen berichtet, aber auch vieles, das weit roheren Stämmen angehört und das in keinerlei Zusammenhange mit dem edeln Geiste der Germanen steht, sondern mehr an die rohen Tartarenstämme erinnert, die noch jezt das kaspische Meer umwohnen. Ohne einen innern Zusammenhang des Geistes und National-Charakters aber hat die Nachweisung der Blutsverwandtschaft und die Analogie der Namen keinen reelen Werth. In jedem Fall hätte der gelehrte Verfasser mehr Gewicht auf die Sittenzüge und Thaten als auf die Namen legen sollen, und wir wünschen und erwarten, daß er dies noch in den folgenden Bänden thun werde; wodurch diese mühevolle Arbeit auch gewiß viel dankbarer werden würde.

2) Das alte Gesetz der Thüringer, oder die lex Angliorum et Werinorum hoc est Thuringorum in ihrer Verwandtschaft mit der lex salica und ripuaria dargestellt. Vorausgeht eine Abhandlung über die Familien der altgermanischen Volksrechte. Von E. Th. Gaupp. Breslau, Max, 1834.

Auch diese Untersuchung ist sehr interessant. Ihr Resultat ist folgendes.

Alle deutsche Völker der ältern Zeit lassen sich eintheilen in suevische und nichtsuevische.

Die Sueven haben ursprünglich den ganzen Osten Deutschlands eingenommen, seit der Völkerwanderung aber den Süden. Zu ihnen gehören Gothen, Burgunder, Alemannen, Bayern, Alanen, Vandalen, Gepiden und wenigstens zur Hälfte Longobarden und Thüringer. Sie sind viel länger Nomaden gewesen, als die Nichtsueven. Sie hatten weit früher Könige, als diese. Sie hatten nur eine Klasse von Sklaven, aber zwei Klassen von Freien, also einen Adel. Ihre Sklaven hießen servi (Serben, Servier) von ihrem slavischen Ursprunge und waren nicht an Haus und Acker, sondern nur an die Person des Herrn gefesselt. Der bei weitem größte Theil dieser suevischen Völker ging in's römische Reich über und nahm die arianische Glaubensform an.

Digitized by Google

Die Nichtsueven haben den Westen und nach der Völkerwanderung durch die sächsischen Eroberungen im Slavenlande auch den Norden Deutschlands eingenommen. Es sind die Franken, Sachsen, Friesen und die Longobarden und Thüringer zum Theil. Sie allein hießen bei den Römern Germani. Sie waren zuerst Ackerbauer. Sie hatten keine Könige, sondern nur Primaten, abhängig von der freien Volksgemeinde. Sie hatten nur eine Klasse von Freien, aber zwei Klassen von Sklaven, nämlich neben den servi noch die liti, die nicht an die Person, sondern an das Allod, an das Gut des Herrn gefesselt waren; von ihnen gingen nur die Franken in's römische Gebiet über, der größte Theil der nichtsuevischen Völker blieb auf deutschem Boden zurück, und nahm die katholische Glaubensform an.

Die Longobarden sind Sueven, rissen sich aber vom Suevenbunde los und vereinigten sich mit den Sachsen, mit denen sie auch später nach Italien kamen.

Die Thüringer sind wahrscheinlich ein Rest nichtsuevischer Cherusker, vermischt mit suevischen Angeln und Warinern.

Dies sind die Gegensätze der Völker selbst. Daraus folgen auch die ihrer Gesetze.

Die suevischen Gesetze sind unter einander nahe verwandt, von den nichtsuevischen aber sehr abweichend. Und zwar sind sich wieder im engern Sinn am nächsten verwandt, einerseits die westgothischen und burgundischen, anderseits die alemannischen und bayrischen.

Unter den nichtsuevischen Gesetzen entsprechen sich einerseits die friesischen, sächsischen und angelsächsischen anderseits die fränkischen, longobardischen und thüringischen.

Diese leztere Uebereinstimmung des thüringischen Gesetzbuchs mit dem fränkischen (lex salica und ripuaria) wird nun vom Verfasser mit großem Fleiß und Scharfsinn nachgewiesen und dabei der Blick auf manche historisch interessante Erscheinungen geworfen.

3) Die Longobarden und ihr Volksrecht bis zum Jahr 774, von K. Tück. Rostock, Oeberg, 1835.

Der Verfasser dieser scharfsinnigen Untersuchungen berichtigt manche Ansicht von Savigny und Leo. Aber er knüpft seine Kritik nicht bloß an einzelne Punkte, sondern gibt eine übersichtliche Geschichte des ganzen longobardischen Volks und seiner Verfassung.

Die Longobarden erscheinen als ein zunächst den Sachsen (auch in der Sprache und durch Waffenbrüderschaft) verwandtes Volk, also entgegengesezt den Gothen, an deren Stelle sie sich sezten, und den Franken, durch die sie später unterjocht wurden. Von den Gothen, ihren Vorgängern in Italien, unterscheiden sie sich auffallend dadurch, daß sie nicht mit den Römern theilten, sondern sie völlig unterdrückten und zu Sklaven machten. Schon ursprünglich zeichnete sie eine größere Wildheit aus und vielleicht ließen sie sich durch das traurige Beispiel der Gothen, welche den Römern zuviel zugestanden hatten, warnen. Außer den Angelsachsen in England blieb kein deutscher Volksstamm auf römischem Boden so lange in seiner deutschen Eigenthümlichkeit, als die ihnen verwandten Longobarden, und sogar später noch, als sie der Sprache nach schon völlig romanisirt waren, gab sich der deutsche Geist noch auffallend kund in dem lombardischen Städtewesen. Hätten die Longobarden durch größere Bildung ihre deutsche Sprache kultivirt, sie wären ganz deutsch und eine Vormauer des Reichs geblieben. Ihre Geschichte bis zur fränkischen Eroberung unter Karl dem Großen ist reich an wilden, aber auch an den erhabensten Zügen von Großmuth und abenteuerlichem Heldenmuth, und romantischer als die Geschichte vieler anderer Stämme. Es ist schön, daß Herr Tück diese poetische Seite berücksichtigt hat.

4) Beiträge zur deutschen Kunst- und Geschichtkunde durch Kunstdenkmale. Von Dr. F. H. Müller, Großh. Hess. Gallerie-Direktor, 1835. 4.

Durch den Tod des Herausgebers ist dieses Werk frühzeitig wieder in's Stocken gerathen. Es beabsichtigte, Bilder und andere Kunstdenkmale aus dem deutschen Mittelalter in illuminirten Kopien mitzutheilen und hatte bereits einen erfreulichen Anfang damit gemacht. In der That wäre eine Fortsetzung desselben wünschenswerth. Es müßte sich bloß auf plastische und pittoreske Denkmäler beschränken, (so wie andere Sammlungen bloß die gothischen Baudenkmale im Auge haben), und alle interessanten Bildwerke, (Glasmalereien und Miniaturen in Handschriften nicht ausgeschlossen) aus dem deutschen Mittelalter zur Uebersicht bringen. Möchten doch solche Unternehmungen nicht immer vereinzelt und unvollendet bleiben.

Die vorliegenden Hefte enthalten illuminirte Abbilder und zum Theil auch bloß lithographirte Umrisse von Bildern aus Frankfurt, Darmstadt, Mainz, Naumburg, Heimersheim, Partenheim, Ilbenstadt, Limburg, Hildesheim ꝛc.; theils Kirchenbilder, Grabmäler, Portale, Statuen, Glasmalereien, Bilder aus alten Handschriften ꝛc. Ein oder zwei große Bände mit lauter solchen Bildern angefüllt, wäre eine sehr schöne Zugabe zu den Geschichtswerken des Mittelalters, und wichtig besonders für die Nachwelt, da jeder neue Krieg wieder einen Theil der alten Kunstwerke zerstört.

Lyrische Dichtkunst.

54) Gedichte von Hugo Hagendorff. Berlin, Stuhr, 1835.

Schwache Nachahmungen der Heine'schen Manier, z. B. Seebilder:

Im Mastkorb sitz' ich und schaue
Den Himmel nur, und die blaue
Beschäumte See, —
Wohin ich seh,
Ist längst verschwunden der Strand,
So ferne das Heimathland —
Kein Freund mir folgt auf's Meer, —
— Mein Kummer nur zieht hinterher.

Verliebte Albernheiten:

Ich hatte oft geliebelt
Auf meiner Pilgerbahn,
Sah alle hübsche Mädchen
Von Herzen gerne an.

Auf jeder meiner Reisen
Küßt' ich manch' schönes Kind,
Ich hab' sogar um Manche
Ein Stündchen fast geminnt.

Ich hab' dabei getrieben
Meine eigene Geographie, —
Die Namen der Städte und Dörfer,
Die wußt ich freilich nie.

Gesuchte Widerlichkeiten, z. B.:

Ich ging am Galgen vorüber
Im blassen Mondenschein,
Es tanzten die armen Sünder
Den schauerlichen Reihn.

„Was willst Du unter den Todten?"
Rief ein Gespenst mir zu,
„Stör' doch nicht unser Vergnügen,
„Und laß uns hübsch in Ruh'!"

Ihr Herren, das nennt ihr Ruhe,
Sprach zähneklappernd mein Mund,
Wenn Ihr also spektakelt
In mitternächtlicher Stund'?

„Ei, — rief der eine Erhängte,
„Wir sind wohl lustig und froh
„Im Tode, weil uns im Leben
„Jedwede Freude floh."

Ach, rief ich, auch mein Leben
Ist längst so freudenleer,
Bin ich im Tode fröhlich,
Was soll ich da leben mehr?

So dacht' ich, und warf die Schlinge
Um meinen Hals behend',
Er aber — zerriß in Stücken,
— Mein Traum war schon zu End'.

Ich rieb erstaunt die Augen,
Da — sah ich Dich, schönes Kind,
Und ohne Weit'res hängt ich
An Deinen Hals mich geschwind.

Auch völlige Gemeinheiten, z. B.:

Die Gräfin sprach zum Sänger:
„Sie sitzen dem Glücke im Schooß.
„Sie können ja Verse machen,
„Und haben das schönste Loos."

„Die Welt liegt Ihnen zu Füßen,
„Was haben Sie mehr gewollt?
„Sie tauschen mit keinem König,
„Und brauchen nicht Silber, nicht Gold!"

O Gott! rief hier der Sänger,
Gold haben die Dichter nie,
Denn Keiner ist ohne Schulden,
Bezahlen die Meinen Sie!

Endlich Gedichte, die gar nichts sind als Ausdrücke der Langeweile und Leerheit:

Wenn ich scheu mich Dir genähert,
Dich gefraget: „Liebst Du mich?"
Zog auf Deine Rosenwangen
Schnell ein kaltes Lächeln sich.

Daß sogar in meine Träume
Sich Dein holdes Bildniß schlich,
Und daß ich so sehr Dich liebte,
Find' ich gar nicht lächerlich;

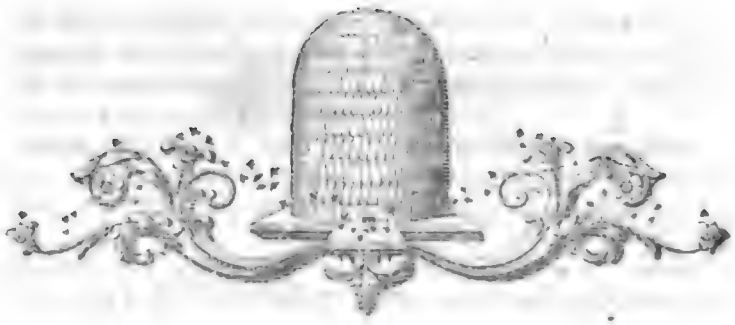
Aber daß ich Dich noch liebe,
Die Du lachtest über mich,
Das find' ich am Ende selber
Schrecklich dumm und lächerlich!

Solches Zeug bietet man uns heutzutage als Poesie an.

55) Phäders äsopische Fabeln. Im Versmaaße des Originals übersezt von Heinzelmann. Salzwedel, Schuster, 1834.

Viele dieser berühmten Fabeln sind von den Dichtern des vorigen Jahrhunderts frei und in sehr fließenden Versen übersezt worden. Die vorliegende Uebersetzung hat dagegen den Vorzug der Treue und Vollständigkeit und es gewährt großes Vergnügen, diese alten Fabeln, von denen keineswegs alle bekannt genug sind, wieder einmal durchzulesen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 98. Freitag, 25. September 1835.

Deutsche Geschichte.

5) Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Hormayr. Neue Folge. Sechster Jahrgang. 1835. Braunschweig, Vieweg.

Dieses Taschenbuch wandert beständig, als ob es den Verlegern keinen Nutzen brächte, und doch ist es vortrefflich. Ich freue mich jedes Jahr, wenn es wieder herauskommt, denn es enthält immer ausgezeichnete, bisher ungedruckte Geschichts-Erzählungen und andere interessante Erinnerungen aus der deutschen Vorzeit, und zugleich in einer so geschmackvollen Auswahl, daß nicht bloß der historische Wissenstrieb, sondern auch der poetische Sinn dadurch befriedigt wird. Stets sind eine Menge Volkssagen, erhabene und komische Sittenzüge neben den eigentlichen Geschichts-Erzählungen aufgenommen.

Auch der lezte Jahrgang ist sehr reichhaltig. Ich hebe nur Einiges aus dem mannichfaltigen Inhalt heraus: eine Supplikation des moscowitischen Kaisers beim Regensburger Reichstag vom Jahr 1557, betreffend die Verjagung der Türken, deren Reich schon 1538 zu theilen beschlossen wurde, kraft eines zwischen Karl V., dem Papst und Venedig stipulirten Theilungs-Traktats. Nach drei Jahrhunderten sitzen die Türken noch immer in Europa, aber die Christenheit hat sich verändert. Es supplicirt kein Czaar mehr beim Regensburger Reichstag.

Einige Sittenzüge aus dem Mittelalter: „Johann Albrecht von Elbingen, eines Priesters natürlicher Sohn, bekam auf dem Wege von Thorn nach Königsberg, bei einem hölzernen Krucifix am Wege den Ruf von sieben Engeln, Gottvater zu seyn, ein König der Könige, Richter der Lebendigen und Todten und des heiligen, göttlichen Reichs Uebererzkönig. — Da er gut latein und griechisch sprach und in der Bibel wohl zu Hause war, merkte Niemand, daß der Aermste rein toll und verrückt sey. Die Geistlichkeit hielt mit ihm eine förmliche und feierliche Disputation, um ihm zu beweisen, er sey nicht Gottvater! Er blieb aber fest dabei, wurde sonach dem weltlichen Arm übergeben und unglaublich genug, wurde der arme Wahnsinnige verurtheilt, gevierttheilt und unter dem Galgen verbrannt zu werden, nachdem ihm im Voraus die Zunge mit einer glühenden Zange aus dem Halse gerissen worden. — So wie er alle Foltergrade ausgestanden, ohne sich zum geforderten Widerrufe zu bequemen, erwiderte er auch dem von Mitleiden ergriffenen Scharfrichter, der ihm noch im Augenblicke der Exekution zum Widerruf ermahnte: — er mache sich nichts aus Qual

und Tod, da er als Gottvater ja doch nicht sterben könne; er beklage nur die verruchten und thörichten Richter, die über Gott den Vater ein solches Urtheil zu fällen, sich erdreisteten."

„Der große Churfürst war auch mit der weißen Frau auf sehr gutem Fuße. Er und der holländische Gesandte, Herr von Ameron, erzählten ganz ernsthaft nachstehende Geschichte, die sie von den glaubwürdigsten Augenzeugen vernommen hätten: — es sey nämlich in Holland eine Jungfer, von Kortenbach genannt, an einen gewissen Cavalier, Namens Quad, beide aus dem Fürstenthum Julich bürtig, versprochen gewest und diese beiden hätten sich verabredet, daß sie auch nach dem Tode einander aufwarten wollten. — Wie nun der Bräutigam bald darauf im Kriege geblieben, sey er seiner Verlobten das erstemal auf der Kammer, die Hand auf der Wunde haltend, in seiner gewöhnlichen Kleidung erschienen und habe viele Jahre hernach seiner Braut aufgewartet, also daß er ihr beim Anziehen den Spiegel vorgehalten, Nadeln gelanget, Wasser und Serviett gegeben, Schüsseln und Teller beim Tisch weggenommen, die Portier von der Kutschen auf- und zugemachet, beim Arm ein- und ausgehoben und dergleichen Servitia mehr prästiret, also daß alle Anwesende, die diese, aber keine Hand gesehen, viel weniger ein Arm observiret, sich sehr darüber verwundert haben."

„Hermann Grin, Bürgermeister zu Köln, widerstand den Versuchen des Bischofs gegen der Stadt Freiheiten auf das Ernstlichste. Dadurch ward er den Klerikern ein Gegenstand der Verfolgung. Zwei Kanoniker unterhielten in des Bischofs Namen einen Löwen. Diese verstellten ihren Haß gegen den Grin, und luden ihn zur Tafel ein. Da der Lezte arglos erschien, führten sie ihn in das Gemach, worin der Löwe sich befand, und schlossen ihn dort ein. Dann theilten sie den übrigen Kanonikern freudig ihre That mit. Aber Hermann, ein Mann unerschrockenen Sinnes, hatte rasch seinen Mantel um den linken Arm gewickelt, das auf ihn losfleigende Thier so empfangen, und indem er ihm jenen in den Rachen gestoßen, mit der Rechten getödtet. Dann berief er den Rath, und trug diesem das Ereigniß vor. Die Rathmänner, von Unwillen ergriffen, ließen die zwei geistlichen Herren, die dieser Wendung noch unkundig waren, vor sich rufen und, nach Eingeständniß ihrer Schuld, bei dem Dom um 1260 aufknüpfen."

„Im Jahr 1407 war ein so kalter Sommer, daß alle Früchte verdarben und eine so große Hungersnoth entstand, daß die Menschen Heu und Gras essen mußten, und der Vissen Brod, in Sachsen, wie eine wälsche Nuß groß 5 Pfg. (damals viel Geld) kostete. Diese kleinen Brödchen nannte man Markusbrödchen; und man buck sie zum Andenken der betrübten Zeit in der Folge am Markustage, wo sie dann, reich gewürzt, den Namen: Marcipan erhielten."

Sehr merkwürdig ist die Zuschrift eines gewissen Peter Orry an Kaiser Joseph II., worin derselbe die schlechte Reichsverwaltung schildert und dem Kaiser dringend ans Herz legt, wie unpopulär dadurch er und überhaupt Oesterreich im Reiche werden müsse.

Der größte und interessanteste Aufsatz betrifft die Mordweihnachten von Sendling. Zum ersten Mal wird hier diese äußerst interessante Episode des spanischen Erbfolgekriegs aktenmäßig genau mit allen Details erzählt. Bekanntlich hielten in jenem Kriege die Wittelsbacher von Bayern und Köln aus Eifersucht gegen das allzu mächtige und ihnen feindliche Habsburg zur französischen Partei, und Oesterreich zog von dem damals noch nicht ganz erloschenen deutschen Patriotismus Vortheil. Die abtrünnigen Reichsvasallen traf des Reichs Acht. Sogar die Beamten und der Adel Bayerns fielen vom Churfürsten ab und huldigten der neuen Gnadensonne des österreichischen Regiments in München. Aber die Bauern, hart gedrückt durch die Kriegskontributionen, durch die grausamen Mißhandlungen der Panduren und aller kaiserlichen Truppen, und durch eine Rekruten-Ausbebung, die Bayern aller seiner jungen Mannschaft berauben sollte, die Bauern allein und einige Bürger der niedersten Klassen empörten sich. Sie verfehlten nicht, in einer ausführlichen Schrift an den Regensburger Reichstag diesen Schritt zu rechtfertigen. Nachdem sie das Aussaugungssystem der Oesterreicher und die furchtbaren Martern, Mißhandlungen, Schändungen und Plünderungen, die sich das österreichische Militär gleich Räuberbanden täglich gegen Bürger und Bauer erlaubten, namentlich und urkundlich geschildert, erklären sie: „Solch sambentliche hieoben kürzlich in compendio entworffene unerhörte Proceduren, grauffambe Concussiones, genzliche emarcerirungen, und mit bluetigen Zächren nit gnuegsamb zubeweinen stehende Calamiteten neben andern tausentfältig aufgestandtenen Unheill, welche bißhero wegen geliebter kürze mit stillschweigen umbgangen werdten, haben entlich unsere so lang und der gröste trübsall eines auferlegten unerträglichsten Jochs nidergedruckte gedult überwunden, und unsere sonst zum friden und gehorsamb von natur geartete gemietter (massen in kheinem saeculo von einigen under der gmain in Bayrn erhobenen aufstandt mag gedenkht werdten) auf einmahl dahin angetrieben, daß wür uns entschlossen der natürlichen defension zu bedienen, für einen Mann zu stesten, und solcher gestalten, mit hilff des allmechtigen gotts, als in einer offenbar gerechten sach solch von der Kayserl. Milis erlittene mehr den sclavische, und theils weith

beschwerlicher, dann der todt selbsten fableute tribulationes, weillen je vordin mit allen durch gott: vnd allen heiligen wehemiettigisten beschechenen beweglichisten bitten vnd betten nichts zu erhalten gewest, nunmehro mit Zusamben gesetzten eusseristen Cräfften so lang uns Gott das Leben fristet, von unsern Hals abzuwelzen."

Die kaiserliche Regierung in München erklärte dagegen, alle Bauern, die in Waffen gefunden würden, sollten „mit Galgen und Schwert, Vertreibung ihrer Weiber und Kinder und Konfiskation aller Habe" bestraft, und alle Dörfer, aus denen Landleute sich den Empörern beigesellt, sollten verbrannt werden; Eltern, deren Söhne sich bewaffnet hätten, sollten wie diese selbst behandelt werden ꝛc. Von den bayerischen Soldaten oder Rekruten, die zu den Bauern desertiren würden, sollte nur je der 15te Mann hingerichtet werden „aus besonderer Clemenz."

Inzwischen führten zwei Studenten, Plinganser und Meindl und der Postmeister Hirner die Bauern in's Feld und gewannen überall die Oberhand. Aber als sie einen obersten Rath unter dem Namen „Landes-Defension" niedersezten, drängte sich viel Adel hinzu, der die Sache der Bauern nur verrieth und verdarb. Umsonst eroberten diese Braunau und Scharding, errichteten Regimenter mit Fahnen und zwangen die Oesterreicher zu unterhandeln. Bei den Besprechungen drängte sich der Adel vor, verschwieg den Bauern manches, suchte sie irre zu machen und zu theilen und arbeitete den Kaiserlichen in die Hände, indem er ihnen alle Schritte der Bauern verrieth. Als die Bauern, über die Zögerungen wüthend, unversehends München überfallen wollen, verrieth sie ein untergeordneter Beamter, Namens Oettlinger, der sich heuchlerisch zu ihrem Rathgeber aufgeworfen hatte. Der kaiserliche General Kriechbaum wurde eiligst nach München geschickt. Aber die Bauern kamen ihm dennoch zuvor. Die Vorstadt Au empörte sich, ein 6½jähriger Riese, der Schmidtbalthes sprengte unter dem Geschrei „die Kinder retten!" (die bayerischen Prinzen, von denen man glaubte, sie würden nach Oesterreich geschleppt werden), das Thor, zerschmetterte die Schädel der österreichischen Wache mit einem Morgenstern und öffnete den Bauern den Weg in die Stadt; aber es war nur ein Theil derselben und Oettlinger, der die Kommunikationen zwischen dem Hauptheer des Landvolkes leiten sollten, gab denselben absichtlich keine, oder falsche Nachrichten, so daß der Haufe, der durch das Thor gedrungen war, ohne Hülfe blieb und bald von dem General Wendt, der aus der Stadt, und vom General Kriechbaum, der ihnen in den Rücken vom Lande herkam, zwischen zwei Feuer genommen wurde. Zu Fuß kämpfend, von den feindlichen Reitern beständig attakirt, zogen sie sich bis Sendling zurück, und hier auf dem Kirchhof verschanzte sich der lezte Rest unter der Anführung eines Franzosen, Namens Gautier, und wehrte sich bis auf den lezten Mann. Fünfzehnhundert wurden erschlagen, und als der lezte jener tapfere Schmidt mit dem Morgenstern. Die Verwundeten wurden nach München geschleppt und dort auf offener Straße die ganze kalte Winternacht (Weihnachten) hindurch in ihrem Blute liegen gelassen „zum abscheulichen Exempel der Untreue."

Zugleich hatte der kaiserliche Oberst Truchseß die Stadt Kehlheim überfallen und die Mandate durch schreckliche Hinrichtungen vollstreckt. Das Hauptheer der Bauern war noch stark genug, aber es theilte sich, um den verschiedenen feindlichen Abtheilungen entgegen zu gehn und viele Anführer übten Verrath. Vielmayr, d'Oksort, Zelli führten ihre Haufen absichtlich beiseite. Hoffmann wurde von Kriechbaum überfallen, verlor die Besinnung und ließ sich bei Altenbach so schlagen, daß 4000 Bauern das Schlachtfeld mit ihren Leichen bedeckten. Oksort ging zu den Oesterreichern über und überlieferte ihnen Braunau. Der Rest der so ungeschickt vertheilten und verrathenen Bauern unter Plinganser und Meindl hielt sich für zu schwach und ging auseinander.

Die Rache war schrecklich. In Cham kapitulirten 800 Bauern, wurden aber fast alle von den Kaiserlichen niedergehauen. Viele Gefangene wurden grausam hingerichtet. Kein Anführer entging dem Hängen oder Viertheilen, und das ganze Land wurde mit einer vierfachen Steuer belegt.

6) Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. Compendiarisch dargestellt zum Gebrauch bei akademischen Vorlesungen von Dr. H. Zöpfl. Erste Abtheilung, Heidelberg, Oßwald, 1834.

Da seit Pütter und Eichhorn ungemein viel neue Studien zur deutschen Geschichte gemacht worden sind, so ist ein solches Compendium, worin die neuentdeckten Quellen und Forschungen eingetragen, die Literatur auf ihren gegenwärtigen Standpunkt möglichst vollständig zur Uebersicht gebracht wird, gewiß dankenswerth. Diese erste Abtheilung geht bis auf Karl den Großen und überblickt hauptsächlich in wohlgeordneten Paragraphen die ältesten Rechtsverhältnisse der Deutschen. Neue Ansichten werden darin, wenigstens in Betreff der Hauptsachen, nicht vorgetragen; das Bekannte wird dagegen auf eine klare Weise geordnet und durch Hinweisung auf die Quellen bestätigt.

7) Beiträge zur Kunde des deutschen Rechts, von Dr. Reyscher. Erster Beitrag. Ueber die Symbolik des germanischen Rechts. Tübingen, Fues.

Gewiß hat der Verfasser Recht, wenn er die Rechtssymbole einfach aus der natürlichen Neigung zur bildlichen Ausdrucksweise, aus einem allgemeinen poetischen Triebe der Völker herleitet. Schade, daß er nur einzelne Beispiele herbeigezogen hat. Eine möglichst vollständige Uebersicht, eine Art Lexikon der Rechtssymbole wäre sehr zu wünschen.

8) Deutsche Geschichten für das deutsche Volk. Zur Belebung vaterländischen Sinnes erzählt von Dr. Burckhardt. Leipzig, Schubert.

Warum denn „für das deutsche Volk?“ Versteht sich das nicht von selbst? Will man die alberne Prahlerei Zschokkes nachäffen mit seiner „des Schweizerlands Geschichte für das Schweizervolk?“ Wann werden die deutschen Schriftsteller aufhören, sich zu spreizen? Wie müßten uns unsere englischen und französischen Nachbarn, die mehr Takt besitzen, auslachen, wenn sie überhaupt diesen Affektationen ihre Aufmerksamkeit schenkten. — Das Buch ist übrigens recht gut. Es enthält nicht Geschichte, sondern wirklich nur Geschichten, einzelne Tableaux, das Leben der berühmtesten Männer, die Beschreibungen der wichtigsten Schlachten, besonders merkwürdige Züge von Patriotismus ꝛc., und ist mit einer sehr empfehlenswerthen patriotischen Wärme geschrieben.

9) Deutsche Geschichten aus dem Munde deutscher Dichter. Geordnet ꝛc. für den Unterricht in der deutschen Sprache und Geschichte von Dr. K. Wagner. Darmstadt, Leske.

Geschichte wird besser in Prosa geschrieben, als in Versen. Nur einzelne Geschichten eignen sich für die poetische Behandlung, und so enthält auch dieses Buch vortreffliche Romanzen von Herder, Schiller, Uhland ꝛc. die nebst Bruchstücken aus altdeutschen Gedichten den Werth der Sammlung ausmachen. Anderes eignet sich dagegen nicht für die Poesie oder ist abgeschmackt von den Poeten behandelt worden, und am allerwenigsten läßt sich ein historisches Ganzes aus Gedichten zusammentragen. Es macht keinen guten Eindruck, Stellen aus Klopstocks Hermannschlacht in antiken Versmaaßen neben dem alten Ludwigsliede und Friedrich Schlegels Romanzen, und dann wieder die geistlosen modernen Lobhudeleien der Poeten unter einander, oder Lobgedichte auf Fürsten und Künstler, die nur von Servilismus und Konvenienz diktirt waren und von Affektation und Schwulst strotzen, neben Freiheits- und politischen Klageliedern zu finden. Freilich drücken diese heterogenen Gedichte zugleich die heterogenen Zustände des deutschen Volks aus; aber es würde uns doch nicht viel Ehre machen, wenn etwa ein Franzose oder Engländer, von dem stolzen Titel angezogen, diese poetische Musterkarte in die Hand nähme, und darin das Größte von den Größten, die Thaten der Deutschen von den deutschen Sängern zu vernehmen hoffte.

10) Kaiser Friedrich I. im Kampfe gegen Papst Alexander III. Ein historischer Versuch von K. L. Ring. Stuttgart, Steinkopf, 1835.

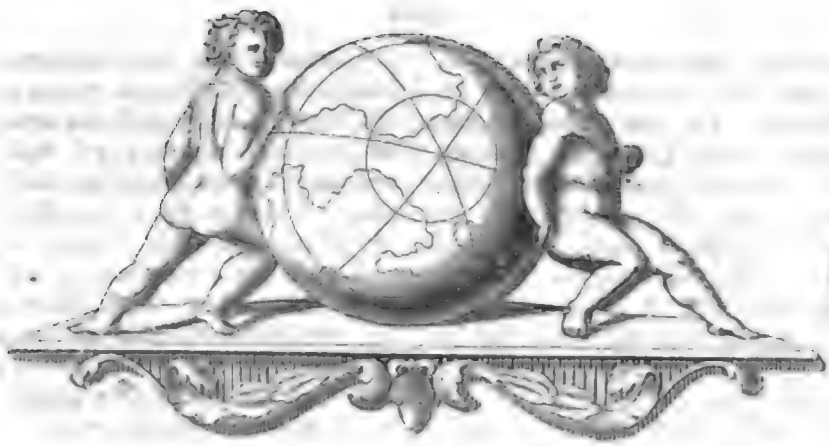
Eine sehr gelehrte Spezial-Untersuchung über die Echtheit der Thatumstände, die in Bezug auf die Demüthigung des Barbarossa in Venedig von einigen Schriftstellern angeführt, von andern geläugnet werden. Der Kaiser, von Heinrich dem Löwen treulos verlassen und von den Lombarden geschlagen, hielt es für das Klügste, sich mit dem in Venedig befindlichen Papste zu versöhnen, und in der Verlegenheit, in der er sich befand, soll er vom Papst sich eine starke Demüthigung haben gefallen lassen. Der Papst setzte ihm nämlich (beim Fußfluß) den Fuß auf den Nacken mit den Worten der Bibel: auf Schlangen und Ottern werde ich schreiten, die Löwen und Drachen mit Füßen treten. Friedrich sagte: „nicht Dir, sondern Petro (diese Ehre).“ Der Papst erwiderte: „mir und Petro.“ Der Markgraf Dieterich von Meißen rief zornig dem Kaiser zu: „er solle solche Schmach nicht dulden und der kaiserlichen Hoheit nicht solche Schande anthun.“

Der Verfasser sucht nun mit Herbeiziehung aller gleichzeitigen und späteren Autoren, die von dieser Sache gehandelt haben, darzuthun, daß sie wirklich statt gefunden, daß die Demüthigung vor dem Papst an sich ganz im Geist der Zeit und nicht entehrend, der entehrende Mißbrauch aber, den der Papst davon gemacht, aus dem Uebermuth des Glücks ebenfalls sehr erklärbar sey. Unverwerfliche Zeugen bestätigen die Thatsache, und das Stillschweigen einiger Zeugen, so wie das Läugnen der Spätern erklärt Herr Ring aus der sehr natürlichen Politik sowohl der Kaiserlichgesinnten, die ihres Herrn Ehre hätten retten wollen, als der Päpstlichgesinnten, die gleichfalls das unziemliche Betragen des Papsts lieber hätten bemänteln wollen.

Mit dieser Hauptsache hängen einige Nebensachen zusammen, die Gefangennehmung des Prinzen Otto, eines Sohnes des Barbarossa, dessen Flotte von den Venetianern erobert wurde, und die zum Andenken dieses Sieges gestiftete Vermählung des Dogen von Venedig mit dem Meere, um die Herrschaft Venedigs über das Meer anzudeuten.

Diese interessante kleine Schrift hat unter anderm auch den Zweck, die Ansichten, die Herr von Raumer in seiner Geschichte der Hohenstaufen geltend gemacht, zu berichtigen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 99. Montag, 28. September 1835.

Deutsche Geschichte.

11) Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahr 1305 von Leopold August Warnkönig. Erster Band. Mit einer Karte. Tübingen, Fues, 1835.

Eine musterhafte Spezialgeschichte, mit alter deutscher Gründlichkeit geschrieben und doch mit dem Geist und Geschmack, den unser Zeitalter erfordert. Es ist aber nicht die Arbeit allein, die wir daran bewundern, sondern auch vorzüglich der Gegenstand selbst. Herr Warnkönig hat von der uns bisher sehr unbekannt und uninteressant gebliebenen Geschichte Flanderns zum ersten Mal den Schleier der Vergessenheit hinweggezogen und uns dieses merkwürdige Land im hellen Licht gezeigt. Als ein Deutscher, in den Niederlanden angestellt, hat er seine Zeit trefflich benuzt, die Landesgeschichte zu studiren, das Bekannte einer neuen Kritik zu unterwerfen, und sehr Vieles, gerade das Interessanteste, aus bisher verborgenen Quellen zum ersten Mal zu veröffentlichen.

Es gehört zu den vielen Unbegreiflichkeiten unserer Gelehrsamkeit, daß wir die genauesten und gründlichsten Forschungen über fremde Länder besitzen, während uns im eigenen Lande noch so viel dunkel geblieben ist. In Morea z. B. ist kein Berg, kein Bach, keine Stadt, kein Name, den die deutsche Gelehrsamkeit nicht tausendmal umgewendet und auf's genaueste untersucht hätte. Unsere Professoren sind dort mehr zu Hause als in ihrer Vaterstadt. Aber von Flandern? Was weiß man von Flandern? Auch Flandern hatte prachtvolle Städte, eine eigenthümliche schöne Kunst, eine blühende Industrie, einen großen Handel, bürgerliche Freiheit, höchst interessante Freiheitskämpfe, bürgerliche und Heldentugenden, und steht insofern nicht weit hinter Morea zurück. Aber Flandern ist nur eine deutsche Provinz. Was kümmert das deutsche Gelehrte? Flandern hat für das übrige Deutschland noch eine große Bedeutung. Es ist eine unsrer wichtigsten Grenzprovinzen. Von jeher war es die Politik der französischen Könige, uns dieselbe zu entreißen, und es ist ihnen wirklich gelungen, beim allgemeinen Verfall unseres Reichs, nicht nur eine Zeitlang die Lehensherrschaft über Flandern zu behaupten, sondern auch, was noch schmerzlicher ist, mit der französischen Sprache immer weiter die deutsche zurückzudrängen, und eine geistige Lehensherrschaft zu begründen, sobald sie die politische verloren. Aber eben das, was uns Flandern so wichtig macht, ist der Grund, warum es die deutsche Gelehrsamkeit bisher nicht interessirt zu haben scheint; denn das Eigene und Große versäumten wir stets über dem Fremden und Kleinen.

Eine gedrängte Skizze von den Schicksalen Flanderns bis zu Ende des 13ten Jahrhunderts wird den geneigten Leser überzeugen, wie sehr unsere deutschen Landsleute in Flandern unsere Theilnahme verdienen.

Flandern ist bald deutsch, bald wallonisch, schon seit den Römerzeiten. Die alten Völkerschaften der Morini, Menapii und Atrebates waren und blieben romantisirte Gallier und sind die heutigen Wallonen. In ihrem südöstlichen Gebiet sind alle Namen altrömisch. An der Küste dagegen im nordwestlichen Theile siedelten sich überall deutsche Völker an, anfangs nur als Kolonisten, von den Römern selbst herbeigezogen, nachher als Eroberer und Herren. Diese waren und blieben deutsch. Beide, die Wallonen und die deutschen Flanderer (oder Flamänder), blieben immer, auch in der politischen Vereinigung in Sitten und Gesinnung verschieden. Schon, als sie vom Heidenthum zum Christenthum übergingen, ist diese Scheidung bemerklich. Die Wallonen wurden vom h. Audomar (St. Omer), die Deutschen durch einen suevischen Dolmetscher vom h. Eligius bekehrt, und man unterschied nachher ein neustrisches (wallonisches) und austrasisches (deutsches) Flandern. Die Einfälle der Normannen machten inzwischen eine starke und einige Macht an dieser wichtigen Küste nöthig, und Graf Balduin mit dem eisernen Arme, der Eidam Karls des Kahlen, machte sich durch Tapferkeit und Gunst zum Oberherrn über alle flandrische Gaue, deren Grafen zu bloßen Burggrafen erniedrigt wurden. Als hundert Jahr später (964) aus Balduins Geschlecht nur noch ein kleiner Knabe übrig war, erzwang König Lothar von Frankreich von dem neustrischen oder wallonischen Theile die Huldigung, und für diesen Theil mußten fortan alle Grafen Frankreich den Lehenseid leisten, während nur der deutsche Theil unter dem Namen Reichsflandern dem deutschen Reich huldigte. Kaiser Otto I. hielt sich gerade damals in Italien auf und schenkte der Sache keine Aufmerksamkeit.

Wieder hundert Jahr später (1071) dehnte Frankreich seinen Einfluß noch weiter aus. Graf Balduin VI. hinterließ eine Wittwe, Richilde, mit unmündigen Kindern. Sein Bruder Robert drang sich zum Vormund auf. Sie suchte bei Frankreich, er beim Reiche Hülfe. In der Schlacht wurden Beide von der Gegenpartei gefangen und ausgewechselt. Nun vertrug sich Robert mit Frankreich und siegte durch dessen Einfluß über Richilde, die vergeblich jezt den deutschen Schuß ansprach. Nach solchen Vorgängen mußte freilich das Ansehen der französischen Macht in Flandern immer mehr steigen.

Dies zeigte sich sehr deutlich 1126, da die Stände von Flandern als Wähler unter den Auspizien des Königs Ludwig von Frankreich, als ihres alleinigen Lehnsherrn, mit Uebergehung des deutschen Reichs zusammentraten, um Wilhelm von der Normandie, eine Kreatur des französischen Königs, zum Grafen von Flandern zu wählen, nachdem die alten Grafen ausgestorben waren. Aber gerade diese Verachtung des deutschen Reichs erweckte eine Reaktion von Seiten der sonst phlegmatischen Deutschen. Dieterich, Graf von Elsaß, stellte sich an die Spitze der schnell sich bildenden Reichspartei und siegte mit Hülfe des Volks und der nächsten deutschen Nachbarn. Die Stände traten abermals zusammen, sezten den französischen Wilhelm ab und wählten den deutschen Dieterich, den sich auch Frankreich gefallen lassen mußte, und der vierzig Jahre lang glücklich regierte und Flanderns Wohlstand, Kunst, Handel und Macht zur höchsten Blüthe brachte. Von ihm stammen die ersten Keuren oder Freiheitsbriefe der flamändischen Städte. Sein Sohn Philipp verlor die Grafschaft Vermandois an Philipp August von Frankreich, an welche dieser Ansprüche machte, und wenn nicht mit Recht, doch mit Gewalt behauptete.

Dieser König Philipp August sollte seine habgierigen Hände bald noch weiter ausstrecken, da Graf Philipp ohne männliche Erben starb. Zwar wurde des Grafen Schwager, Balduin, Graf von Hennegau, als der natürliche Erbe Flanderns von den Ständen anerkannt, dieser abenteuerliche Held zog aber in die Morgenländer, wurde 1204 Kaiser von Konstantinopel und starb bald darauf wieder ohne männliche Erben. Er hinterließ nur zwei Töchter, wovon die älteste, Johanna von Konstantinopel, an den Prinzen Ferrand von Portugal vermählt war. Gegen diesen zog nun Philipp August zu Felde, indem er Flandern, als sein verfallenes Lehen, einziehen wollte. Ferrand hatte die Engländer, und sogar den deutschen Kaiser Otto IV. auf seiner Seite. Der lezterе spielte aber eine traurige Rolle. Seinem Nebenbuhler, dem Hohenstaufen Friedrich II., ausweichend, wollte er sich hier nur einen Sold von England verdienen, um später vielleicht mit englischer Hülfe in Norddeutschland dem Hohenstaufen eine Macht entgegenzustellen. Er wurde bei Bouvines (1214) geschlagen und verlor sogar das Reichspanier. Philipp August unterhandelte dann mit Friedrich II., gab ihm das Reichspanier zurück und man verständigt sich dahin, daß Ferrand, der bei Bouvines gefangen worden war, ganz Flandern behalten, aber dafür Frankreich den Lehenseid leisten solle. Kaiser Friedrich machte hier eine gefährliche Concession, und man könnte ihm seine Nachgiebigkeit gegen Frankreich vorwerfen, wenn man ihn überhaupt nach dem Standpunkt der heutigen Politik beurtheilen dürfte. Er mußte zu seiner Zeit alle Kräfte gegen die Hierarchie, gegen den Papst, gegen Italien richten. Das war sein gefährlichster Feind, Frankreich war damals nur Nebensache, und wenn die Hohenstaufen im Kampf mit der Hierarchie

gesiegt hätten, würden sie auch bald mit Frankreich fertig geworden seyn.

Die Erbin Johanna war kinderlos, hatte aber eine Schwester, Margaretha, die mit einem geistreichen und liebenswürdigen Professor aus Orleans, Burkhard von Avesnes, aus Zärtlichkeit sich verheirathet und ihm mehrere Kinder geboren hatte. Johanna fand aber diese Ehe nicht standesmäßig, ließ den armen Professor heimlich hinrichten und verheirathete ihre Schwester mit einem angesehenen Ritter, Wilhelm von Dampierre, von dem sie ebenfalls Kinder bekam. Als nun Johanna starb, wurde Margaretha die Erbin und offenbarte einen widernatürlichen Haß gegen die Kinder ihres ersten, geliebten Gatten zu Gunsten der aus zweiter Ehe. Nun kämpften die jungen Avesnes mit den jungen Dampierres, jene auf deutscher, diese auf französischer Seite. Das deutsche Reich war damals unglücklicherweise in Anarchie zerfallen. Doch war der neue Kaiser, Wilhelm von Holland, Flandern so nahe, daß er seinen Einfluß daselbst geltend zu machen suchte. Erst bekam Johann von Avesnes Hennegau, Wilhelm von Dampierre aber Flandern. Da der letztere aber so unverschämt war, auch in Betreff des deutschen oder Reichs-Flandern die frühere, dem Ferrand auferlegte Verpflichtung beibehalten und dafür nicht dem deutschen Kaiser, sondern nur dem französischen Könige huldigen zu wollen, so nahm ihm Kaiser Wilhelm auch Reichs-Flandern ab, und gab es dem Johann. Gleichwohl behauptete sich Graf Wilhelm von Dampierre. Dessen Sohn Guido verweigerte schon wieder an Rudolf von Habsburg die Eidesleistung als Reichsvasall und hielt sich lediglich an Frankreich. Nun mischte sich aber wieder die englische Politik ein. Eduard von England warb um die Philippa, Guidos Tochter, und der deutsche Kaiser, Adolf von Nassau, versprach für englisches Geld gegen Frankreich zu ziehen. Philipp der Schöne, König von Frankreich, war indeß schlauer als seine Gegner, merkte deren Verabredungen, lud Guido und dessen Tochter unter dem Schein der Freundschaft zu sich ein und nahm Beide gefangen. Zugleich hatte er sich durch Geld und Versprechungen eine große französische Partei unter dem Adel und den Patriziern Flanderns gebildet, die man der französischen Lilien wegen die Liliarden hieß. Nun galt es zu handeln. England schickte ein Heer nach Gent und große Summen Geldes an Kaiser Adolf. Dieser elende und treulose Emporkömmling aber kaufte für das ihm anvertraute Geld Thüringen, und schickte den Engländern keinen Mann zu Hülfe. Diese warteten und konnten allein nichts thun und die erbitterten Soldaten machten endlich ihrem Zorn durch die Plünderung von Gent Luft. Nun erhoben sich überall die Liliarden, schrieen Verrath über die Engländer und Deutschen und priesen dagegen die Franzosen als Retter. In diesem Augenblick zog Philipp der Schöne mit fliegenden Fahnen ein, vertrieb die Engländer und machte sich selbst zum Grafen von Flandern, um dieses Land auf immer mit der Krone Frankreich zu vereinigen. Dies geschah im Jahr 1300.

Aber schon im folgenden Jahr erkannte das flamändische Volk, wie man es hintergangen hatte. Philipp der Schöne setzte zu Brügge einen Landvogt nieder, Jakob von Chatillon, der das Land als französische Provinz verwaltete, und den alten blühenden Wohlstand durch Steuern und Bedrückungen auszusaugen anfing. Selbst die Reichen und Vornehmen sahen sich getäuscht. Philipp der Schöne hielt ihnen seine Versprechungen nicht, stellte nicht sie, sondern Franzosen an die Spitze der Verwaltung, und schien auch sie mit seinem Aussaugungssystem nicht verschonen zu wollen. Seine Gemahlin hatte zu Brügge ärgerlich bei einem großen Ball ausgerufen: „Ich glaubte nur eine Königin hier zu sehen, und sehe deren sechshundert.“ Es ist aber gefährlich, wenn Könige anfangen, die Kaufleute zu beneiden. Gleichwohl konnten sich die Reichen noch nicht aus den Banden Frankreichs loswickeln, und besonders deßwegen nicht, weil das niedere Volk, vor dem sie sich mehr fürchteten als vor Frankreich, ohne sie zu handeln anfing.

Ein Wollenweber zu Brügge, Peter de Koning, erhob Aufruhr an der Spitze der Handwerker, wurde anfangs zwar vertrieben, kehrte aber bald zurück und gewann mit Hülfe eines Fleischers, Johann Breyel, im Stillen eine so große Partei, daß er in der Nacht des 14. Mai 1302 plötzlich die Franzosen überfiel und alle niedermachte, die nicht die Losungsworte Schild en Vriend aussprechen konnten. Auch die Genter standen auf. Bald war das ganze Land in Waffen. Ein Verwandter des gefangenen Guido, Wilhelm von Jülich, Canonicus in Mastricht, verließ seine Kirche und stellte sich an die Spitze der deutschen Bürger von Brügge und Gent. Nur zehn Adelige gesellten sich zu ihm. Mit diesem kleinen Heere ungeübter Handwerker mußte er dem Grafen Robert von Artois entgegenziehen, den der König Philipp mit der Blüthe der französischen Ritterschaft nach Flandern schickte, um die Mordnacht von Brügge auf's blutigste zu rächen. Aber in der Schlacht bei Courtrain am 11. Juli 1302 siegte die kleine Schaar der Deutschen. Die Handwerker von Brügge und Gent erschlugen dier 20,000 Franzosen und 7000 Sporen ließ Wilhelm in seiner Kirche zu Mastricht aufhängen, davon die Schlacht die Sporenschlacht genannt wurde. Die Folgen waren glänzend. Philipp der Schöne mußte den alten Guido wieder frei geben, und die deutsche oder Reichspartei hatte insoweit wieder die

Oberhand, daß eine völlige Einverleibung Flanderns mit Frankreich hinfort unmöglich wurde.

Diese Heldenthaten geschahen fünf Jahre vor dem großen Freiheitskriege der Schweizer und mit Recht sagt Warnkönig, daß sich beide sehr ähnlich sind. Hier König Philipp, dort Kaiser Albrecht; hier Jakob von Chatillon, dort Geßler; hier Handwerker, dort Bauern; hier Peter de Koning, dort Wilhelm Tell.

Hier schließt das Werk, dessen Fortsetzung wir mit Begierde entgegensehen. Auch über die innern Zustände, besonders über die Verfassung, über die alten Keuren, die Gesetze und Rechte hat sich der Verfasser sehr ausführlich ausgesprochen, was wir hier übergehen.

12) Archiv für rheinische Geschichte. Herausgegeben von Karl August Grafen von Reisach und Dr. Linde. Erster Theil. Coblenz, Hölscher, 1833.

Interessante Beiträge zur rheinischen Spezialgeschichte: 1) betreffend die Ansprüche Bayerns und Badens auf die Grafschaft Sponheim; 2 und 3) Hexenprozesse im Trierischen; 4) Trierische Urkunden; 5) Briefe, Instruktionen und Rechnungen aus dem spanischen Erbfolgekriege und aus den französischen Revolutionskriegen; 6) eine alte Coblenzer Urkunde. Die Hexenprozesse sind am interessantesten. Ein besonders merkwürdiger Fall wird von Coblenz erzählt, wo 1175 eine mehr als hundertjährige Frau als Hexe und Ketzerin verbrannt wurde, weil sie gesagt hatte, ein Priester, der selber sündhaft sey, könne auch nicht von Sünden frei sprechen. Die hier zum erstenmal abgedruckten Unterhandlungen, welche der englisch-holländischen Konvention von 1702 vorhergingen, die Verträge zwischen Frankreich und Trier, und Alles, was sich auf den spanischen Erbfolgekrieg bezieht, ist für den Geschichtforscher von Werth. Die Aktenstücke aus der Revolution sind weniger bedeutend, doch dienen sie eben so das Ehrgefühl des Deutschen zu empören. Wer kann ohne Zorn lesen, welche feige Niederträchtigkeit der Deutsche den frechen Zumuthungen des Franzosen ehemals entgegensezte.

Zweite Abfertigung des Dr. Gutzkow.

In Nr. 262 der Allgemeinen Zeitung hat Herr Gutzkow einen Strom von Beschimpfungen gegen meine Person ausgeschüttet, ohne auch nur entfernt eine Vertheidigung *seiner schlechten Sache* zu wagen. Ich habe gewußt und vorausgesagt, daß es ohne solche Besudelungen nicht abgehen würde. Als einst der Lindwurm den Speer im Leibe fühlte, spie er allerlei unverdautes Zeug aus, das auf dem Boden liegen blieb, aber seine Niederlage nicht änderte, sondern bewies.

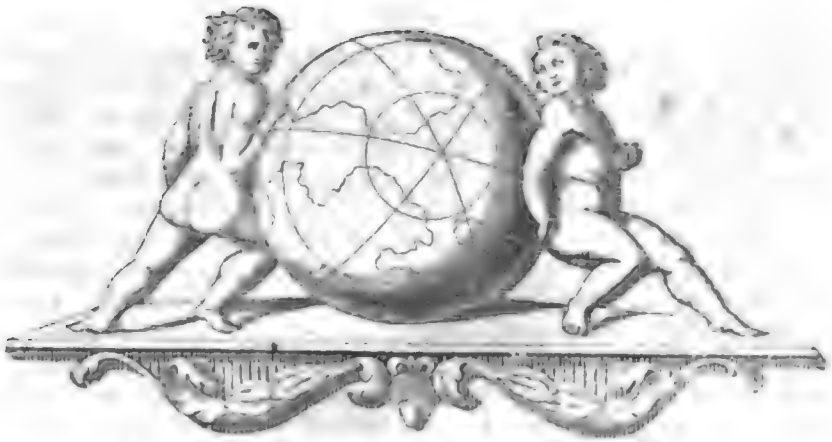
Ich nehme alle seine persönlichen Schmähungen auf mich, da meine Ehre außer dem Bereich seiner unwürdigen Waffen liegt und meine Bekanntschaft dem Publikum nicht so neu ist, als die der „ersten Nobilitäten", die Herr Gutzkow aus seines Nichts durchbohrendem Gefühl, wie man die Hand umdreht, heraufbeschwört. Ich erkaufe recht gern mit diesem Ausbruch einer moralischen Cholera, mit dem mein edler Gegner mir die Fußzehen besudelt, die tröstliche Gewißheit, daß er sich *sehr, sehr getroffen* fühlt, und daß er zwar fortfahren wird, auf meine Person jede nur erdenkliche Verläumdung und freche Rede zu häufen, sich aber wohl hüten wird, je auf seine schlechte Sache zurückzukommen, weder um seine Gotteslästerungen und öffentliche Unzuchten zu vertheidigen, noch um sie zu wiederholen. Auch Andere haben die Warnungsstimme vernommen und werden ihr, ohne mir dafür zu danken, doch gehorsam seyn. Herr Gutzkow hat der immer zahlreicher und immer unberufener hervortretenden literarischen Jugend den gefährlichsten Weg gezeigt, auf dem wir bald mit einer atheistischen und frivolen Schandliteratur überschwemmt werden könnten, wie Frankreich. Ich hoffe, sie für diesmal noch abgeschreckt zu haben.

Mein edler Gegner wird aus der Noth eine Tugend machen, so grenzenlos er mich auch haßt, daß ich ihn dazu gezwungen habe.

Oder sollte ich mich irren? Wird er aus der Noth keine Tugend machen? Wird er mit ehrner Stirn fortfahren, Blasphemien und Obscönitäten zu schreiben? Wird er sich wohl gar noch selber zu übertreffen trachten? Das wollen wir abwarten.

Noch muß ich bemerken, daß sich bereits mehrere junge Männer brieflich an mich gewendet haben, um mir zu sagen, wie sehr sie voll Unwillen seyen über die Affen des französischen Lasters, die es wagen, sich das junge Deutschland zu nennen. In gleichem Sinne haben sich auch schon öffentliche Stimmen vernehmen lassen. Ich brauche wohl nicht erklären zu dürfen, daß ich unter den jungen Literatoren sehr wohl zu unterscheiden weiß, und daß ich nie daran gezweifelt habe, die edeln werden die Gemeinschaft mit einer schlechterdings nichtswürdigen Gesinnung und Handlungsweise kräftig ablehnen. Der edle Geist der deutschen Jugend hat sich nie verläugnet, wo es ihre Ehre galt. Nie wird die deutsche Jugend dulden, daß sich ihr ein Anführer aufdränge, der Gottes spottet, Christum lästert, unzüchtige Bücher schreibt und das Alles nicht einmal aus eigener ruchloser Originalität, sondern nur als ein erbärmlicher Nachäffer des Auswurfs französischer Literatoren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 100. Freitag, 2. Oktober 1835.

Deutsche Geschichte.

13) Chronik des Landes Dithmarschen. Von J. Hanssen und H. Wolf. Hamburg, gedruckt bei Langhoff, 1833.

Eine meisterhafte Arbeit. Zwar hat das kleine Heldenvolk der Dithmarschen bereits viele Geschichtschreiber gefunden, doch waren noch nirgends alle Nachrichten über sie so systematisch geordnet und im Zusammenhange dargestellt, wie es hier der Fall ist.

Die Herausgeber berichten zuerst über ihre Quellen und über die früheren Bearbeiter der Dithmarsischen Geschichte; dann geben sie eine genaue Beschreibung ihres Marschlandes, der Deiche, durch die das Meer eingedämmt wird, der Alterthümer, der Sitten und Gebräuche. Endlich folgt die ausführliche Landesgeschichte. Die Dithmarschen haben ungefähr gleichzeitig mit den Schweizern gleich diesen um ihre Freiheit gestritten und eben so unsterbliche Siege erfochten; und selbst als es ihnen in ihrem flachen, von der Natur ungeschützten Lande nicht länger mehr möglich war, sich unabhängig zu erhalten, hat man ihnen doch beständig große Privilegien und Freiheiten zugestanden, um sie nicht auf's Neue zu erbittern.

Die glänzendsten Thaten waren die Schlacht bei Bornhöwed, die Schlacht bei Oldenwörden, die Schlacht bei Hemmingstedt, alles Siege der Freiheit und zugleich Siege des deutschen Blutes über das dänische, denn allzeit waren es die Dänen, die hinter und mit den holsteinischen Grafen das kleine deutsche Völkchen zu unterjochen trachteten.

Gewiß wird es vielen unsrer Leser nicht unangenehm seyn, wenn wir aus diesem Heldenbuch einige Schilderungen auswählen, die denen der Schweizerkriege gleich kommen. Die Schlacht bei Oldenwörden: Graf Gerhard von Holstein fiel mit einem großen Heer unvermuthet in's Land der Dithmarschen, im Jahr 1319 (also nur vier Jahr nach der Schlacht der Schweizer im Morgarten). „Ohne Widerstand zu finden drang der Feind durch die feste Landwehr zwischen den jetzigen Kirchen Nordhastedt und Heide bis Hemmingstedt vor, und Mord und Plünderung bezeichneten seinen Weg. Da rafften in der Eile die wehrhaften Dithmarschen sich auf und stellten sich ihm entgegen. Aber zweimal geschlagen an Einem Tage wurde ihr kleines Heer zersprengt, und Gerhard verfolgte die Fliehenden in die Marsch hinein bis Oldenwörden. Hier warfen die hart Bedrängten sich in die Kirche, verrammelten dieselbe, so viel die Eile ihnen erlaubte, und suchten bis auf weitere Hoffnung sich zu halten. Graf Gerhard, erzürnt über diesen Trotz

der Wenigen, läßt Feuer um die Kirche legen, um sie zu nöthigen, von dort zu entfliehen. Da entsinkt ihnen der Muth, sie bitten den Sieger um Gnade und geloben, ihn als ihren Herrn anzuerkennen. Hätte jetzt Gerhard der Stimme der Menschlichkeit Gehör gegeben, wie leichten Kaufs wäre das Land sein geworden. „Averst, sagt Reimer Kock, „de Holsten weren ehn veel tho stolt, und wolden de armen Dithmerschen tho Gnade nicht nehmen.“ Der Graf befiehlt im Gegentheil, das Feuer noch mehr anzufachen. Es geschieht. Die Flamme lodert auf und das Blei, mit dem die Kirche gedeckt ist, beginnt zu schmelzen und in die Kirche hinabzuträufeln. In dieser großen Noth fassen die Belagerten, die dem Tode nun doch nicht mehr entgehen zu können wähnen, den Entschluß: Jeder möge daran denken, wenn er doch sterben solle, einen Holsten mit auf die Fahrt zu nehmen. Rache glühend und mit der Wuth der Verzweifelung sprengen sie hastig die Thür der brennenden Kirche, und stürzen sich auf die umstehenden Holsten. Aber des völligen Sieges gewiß und keines Wechsels der Dinge gewärtig, hatte das Heer der Feinde sich bereits zerstreut; sie mauseten in den Häusern und suchten, was die Dithmarschen in den Kisten hatten. Wenige waren bei der brennenden Kirche geblieben, die waren leicht geschlagen, und so wie ein Haufen der Feinde nach Oldenwörden zurückkehrte, ermattet vom Umherstreifen und schwer beladen mit Beute, traf ihn der Tod. Eingeschüchtert durch die Uebermacht der Feinde hatte das Land sich der Gegenwehr bereits ganz begeben, nun aber, da die Geschlagenen sich in den Sieg wandten, eilten Alle, die sich zerstreut und versteckt hatten, herbei und durchstachen die Wege, um denen, die zu Pferde waren, den Rückzug abzuschneiden, oder warfen sich auf die vereinzelten Feinde. Zwölf deutsche Fürsten und Herren und über 2000 ihres Volkes kamen hier um. Graf Gerhard und Heinrich von Mecklenburg, die nach Kriegsgewohnheit fern unter der Fahne hielten, entkamen kaum durch eilige Flucht. Groß war die Beute, welche den Siegern in die Hände fiel. Die eingeäscherte Kirche wurde als Siegesdenkmal der verzweifelnden Helden mit neuer Pracht aufgebauet und erweitert, und zu Marne ein Kloster gegründet und reich beschenkt. Indeß hatten die Dithmarschen auch den Verlust vieler Tapfern zu beklagen; die vergeblichen Kämpfe mit dem heranstürmenden Feinde hatten viel Blut gekostet, 1700 waren gefallen für die Freiheit.“

Die Schlacht bei Hemmingstedt im Jahr 1500. „König Johann, 1499 von seiner Krönung aus Schweden zurückgekehrt, begab sich zu seinem Bruder, dem Herzog Friedrich, nach Holstein, und berieth sich mit ihm über die Mittel, den benachbarten Freistaat sich zu unterwerfen; indem der günstige Augenblick zu diesem Unternehmen ihm sowohl, als seinem Bruder jetzt da zu seyn schien. Das Erste, wofür die Fürsten zu sorgen hatten, war eine starke, zahlreiche Armee; denn die Zeit, stehende Heere zu halten, war noch nicht gekommen, sondern bei jeder ausbrechenden Fehde bot der Fürst, als Lehnsherr, den Adel seines Landes mit dessen Knechten, zum Theil auch die waffenfähige Gemeine auf. Schien die auf solche Weise versammelte Macht nicht hinreichend, dem Feinde mit Nachdruck zu begegnen, so nahm der Fürst Miethstruppen in Dienst, welche nach erfolgtem Friedensschlusse sofort abgedankt wurden und dann so lange unter der Anführung von Abenteurern umherstreiften, bis ein anderer kriegführender Staat durch Sold oder Hoffnung auf reiche Beute sie für sich gewann. Je mehr der kriegerische Geist der Völker sich verlor, desto häufiger kamen die Söldner in Gebrauch. Durch Tapferkeit und Kriegszucht zeichneten sich in Deutschland um diese Zeit die Landsknechte (Lanzenknechte) aus, bewaffnet mit Lanze und Schwerdt und wegen ihrer Tollkühnheit überall gefürchtet. Ein solches Soldheer war auch die in der Kriegsgeschichte des 15ten Jahrhunderts berühmt gewordene große Garde, 4000 bis 6000 Mann stark. Sie diente zu Fuß unter selbstgewählten Anführern, und bestand, wie ein alter Chronist sagt, aus allerlei Volk, das unter dem Himmel ist. Von Zeit zu Zeit ergänzte sich dieses merkwürdige Kriegsheer und dauerte so fast ein Jahrhundert fort, ein Zeugniß seiner für jene Zeit zweckmäßigen Einrichtung. Diese Garde war durch ihre Tapferkeit und nicht weniger durch ihre Grausamkeit in einen großen und furchtbaren Ruf gekommen. — Die Bestimmung, zu der die Fürsten die Garde in Sold genommen, wurde so geheim gehalten, daß vielleicht viele der Gardebrüder selbst nicht wußten, gegen wen sie fechten sollten. Das war sehr klug gehandelt, denn nun ließen die alten Bundesgenossen der Dithmarschen, Lüneburg und Hamburg, jene Truppen, die sie durch Oeffnen der Schleusen leicht hätten vernichten können, ungehindert durch ihr Gebiet nach Holstein ziehen. Der Anführer der Garde hieß Jürgen Slenz, ein deutscher Ritter aus Köln, von den Dithmarschen Junker Slenz genannt, berühmt durch Kriegskunde, Muth und Verwegenheit, vor Allem durch seine Riesengröße. Bei Winsen setzte dieses Heer über die Elbe und landete bei Eißlingen (der alte Name des jetzigen Zollenspiekers). Mit ihm vereinigten sich die schleswig-holsteinischen Ritter und Adeligen, sammt ihren Hofleuten, 2000 an der Zahl, 6000 aus den Gemeinen ausgehobene Dänen, Friesen und Schleswig-Holsteiner, nebst einigen tausend Deutschen, die von Adolph und Otto, Gerhards von Oldenburg beiden Söhnen, geführt wurden. Freilich hatte der Kaiser die Eroberung Dithmarschens und die Theilnahme an dem Zuge erst

kürzlich untersagt, aber die Hoffnung auf reiche Beute trieb selbst viele Edelleute aus Deutschland, mit den beiden Prinzen zu ziehen. Zu den genannten Truppen kamen noch 8000 Freiwillige, die noch nimmer gefochten hatten, und einige tausend Stallknechte, so daß ein Heer, von den meisten Schriftstellern auf 30,000 Mann geschätzt, beisammen war, deßgleichen man selten gesehen und um ein Land zu erobern, das nur 7000 waffenfähige Männer entgegen stellen konnte. Daher sahen auch alle schon den kleinen Freistaat für überwunden an, und der übermüthige Feind wähnte sogar, ohne Schwertstreich ihn sich unterwerfen zu können. Ja so gewiß war das Heer seines Sieges, daß es zum Streite zog, wie zum Spiel und Tanz. Manche vom Adel, ohne Harnisch, prangten statt der Waffen mit goldenen Ketten und waren selbst von ihren jüngeren Söhnen begleitet. Um sich Beute zu kaufen, denn dahin stand nur ihr Sinn, trugen Viele eine Menge Goldes bei sich, ja Peltschaft sogar und Siegelring, um Verschreibungen auszustellen und Kaufkontrakte zu schließen. Leere Wagen folgten dem Heere, um die genommene Beute sogleich fortzuschaffen. Soweit ging sogar der Uebermuth der Großen, daß sie an geistliche Ehrenämter dachten, die ihrer warteten, wenn sie mit dem Siege nach Dänemark heimkehrten; sie begrüßten sich: Ehrwürdiger Abt von Soroe, Dechant zu Lund u. s. w., so daß im Scherze später gesagt ist, nie wären so viele geistliche Bediente umgekommen, als in der Schlacht bei Hemmingstedt."

Die Dithmarschen standen allein und hatten keine Hülfstruppen, da Hamburg und Lübeck sich fürchteten. Aber sie waren entschlossen, sich zu vertheidigen und besonders ihre Frauen und Jungfrauen feuerten sie dazu an und stellten sich selbst in ihre Reihen. Sie erwarteten den Angriff des Feindes durch die Nordhamme und hatten diesen Eingang versperrt. Der Feind nahm aber einen andern Weg und fiel, indem er treulos den Waffenstillstand brach, unvermuthet in Windbergen ein, wo eben eine Hochzeit, wie im tiefsten Frieden, gefeiert wurde. Von hier drang der König bis in die Mitte des Landes vor und nahm den Hauptort Meldorf ein, auf deren Kirche er das Danebrog, die dänische Reichsfahne pflanzte. Was von den Dithmarschen hier nicht fliehen konnte, wurde niedergemetzelt und Weiber und Kinder nicht verschont.

„Die Einnahme Meldorfs und die Nachricht von dem dort vergossenen Blute jagten den Dithmarschen, welche zu Wörden versammelt waren, nicht geringen Schrecken ein. Viele waren geneigt, das Leben mit der Freiheit zu erkaufen, ja es fehlte selbst nicht an Verräthern, die den Feind von der Stimmung und den Entwürfen ihrer Landsleute benachrichtigten. Andere gaben den Rath, das feste Land zu verlassen und nach Büsum zu ziehen, von wo aus leicht das übrige Gebiet wieder gewonnen werden könnte, wenn das feindliche Heer aufgelöst sey. Die Meisten erklärten aber mit ungeschwächtem Muthe: „des Landes Freiheit sey Tapferkeit und mit Meldorf und der hohen Geest noch nichts verloren, als was sie selbst dem Feinde preisgegeben hätten. Die Hauptsache sey die Marsch; diese gehöre noch ihnen und könne durch Waffen und geöffnete Schleusen vertheidigt werden. Die Niederlage der Wehrlosen in Meldorf dürfe ihren Muth nicht beugen, sondern nur zur Rache sie entflammen; und ein Feind, der durch den Bruch des Waffenstillstandes das Völkerrecht verletzt, könne auf den Beistand des Herren nicht hoffen. An die Thaten ihrer Vorfahren müßten sie denken. Wenn der Herr ihnen den Sieg verleihe, sey dieser ehrenvoller noch wegen der großen Macht ihrer Feinde, und wenn sie aufhören sollten, ein freies Volk zu seyn, wäre es besser, wie die Väter zu sterben, als Knechtschaft zu vererben auf ihre Kinder." Durch solche Gründe munterten sie sich zu kräftiger Gegenwehr auf und beschlossen, entweder zu siegen oder zu sterben."

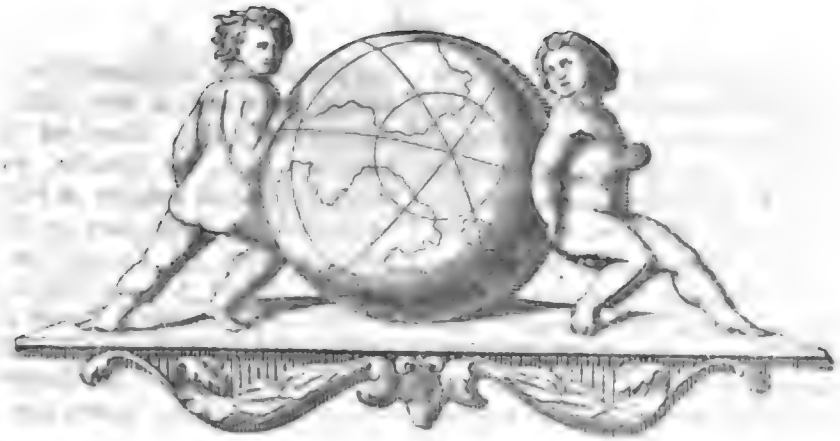
„Ein glücklicher Zufall setzte die Dithmarschen in den Stand, das feindliche Heer nicht unvorbereitet erwarten zu dürfen. Es wurden Spione, die am 15. Febr. von Meldorf ausgesandt waren, von ihnen ergriffen und von einem derselben, einem Friesen, dem unter der Bedingung, wenn er die Wahrheit bekenne, das Leben geschenkt war, erfuhren sie den Vorsatz der Fürsten: die Norderhamme zu umgehen, und zuerst Heide, darauf Lunden an Einem Tage einzunehmen. Schnell war jetzt der Entschluß gefaßt, den Weg zwischen Meldorf und Hemmingstedt mittelst einer Schanze zu sperren. Der Anschlag kam von Wolf Isebrand, einem klugen und tapferen Manne, der durch diesen Rath sowohl als durch thätige Ausführung desselben der Retter seines Vaterlandes wurde. In der nächsten Nacht warfen, während die Feinde in Meldorf von Beute träumten, die Dithmarschen durch das eingetretene Thauwetter begünstigt, in großer Eile eine Schanze auf, so gut und groß, so hoch und stark sie immer konnten. Die Stelle, wo die Schanze gewesen, läßt sich nicht genau bestimmen, weil sie später wieder zum Ackerbau benutzt und geebnet wurde. Wolf Isebrand, unter dessen Leitung in der Nacht das Werk begonnen und beendigt wurde, legte sich mit 500 Mann in die Schanze. Diese wenigen Männer, deren Muth an Verwegenheit grenzte, da sie allein den Feind aufhalten wollten, bis die Mannschaft aus dem übrigen Lande sich versammeln könnte, gehörten dreien Kirchspielen, Oldenwörden, Hemmingstedt und Neuenkirchen, an. Auf den Wall pflanzten sie einige Feldstücke, und um nichts zu unterlassen, daß siegbringend seyn könnte, nahmen sie eine kühne und fromme Jungfrau als Fahnenträgerin

mit in die Schanze; denn mittelst einer Jungfrau hatten auch im vorigen Herbste die Friesen im Lande Wursten über die Garde gesiegt. Diese Jungfrau, die es wagte, Führerin der verwegenen Schaar zu seyn, war von Hohenwörden. Neocorus weiß ihren Namen nicht; Carstens nennt sie Telse, Olde Kumpens Haus Tochter aus dem Wollersten Geschlechte. Wie diese im Falle des Sieges ewige Jungfrauschaft, gelobte die muthige Schaar aus der Beute ein Jungfrauenkloster zu gründen, der Maria zu Ehren, deren Namen man zum Feldgeschrei wählte."

„Als der verhängnißvolle Montag anbrach, schien die Natur mit den Dithmarschen in einen Bund getreten zu seyn. Ein scharfer Nordwestwind wehte, von Regen, Hazel und Schneegestöber begleitet. Doch wurde der Vorschlag des Oberanführers, noch einen Tag zu warten, nicht angenommen und das Heer setzte sich unter kriegerischer Musik und Lösung des Geschützes in Bewegung. Voran an der Spitze seiner Garde zog Junker Slenz mit einem Harnisch angethan, der von Gold glänzte und über denselben ein Panzerhemd gezogen. Dann folgte die Infanterie, woran sich die Reiter und an diese die Fürsten schlossen. Vom Geschütz wurde ein Theil voran und der übrige hinterher geführt. Den Beschluß machte eine unzählige Menge von Wagen und Schlitten mit Kriegsbedürfnissen oder Kostbarkeiten, zum Theil auch zur Fortschaffung der Beute bestimmt. Nach Blut und Beute dürstend, und mit dem Feldgeschrei: „Wahr di Buer, de Garde de kumt!" stürzte dieselbe in die Marsch hinab. Doch bald sank ihr der Muth, denn nur langsam konnte das Heer, im Kampfe mit dem ungestümen Wetter, auf dem schmalen und tiefen Wege fortschreiten. Zufällig waren die Befriedigungsgräben neben einer großen Strecke des Weges erst im vorigen Herbste gekleiet worden und durch den ausgeworfenen Schlamm, der, vom Thauwetter erweicht und durch die Schanzarbeiten der Dithmarschen in der lezten Nacht gewaltig durchknetet, den Weg fast grundlos machte, konnten weder Menschen noch Pferde ohne die größte Mühe hindurchkommen. Fast ermattet von dem kurzen Zuge wünschte das Kriegsvolk herzlich, bald an der Geest zu seyn. Da erblickten plötzlich die Vordersten die neuaufgeworfene Schanze und ein lebhaftes Feuer begann aus großem und kleinem Geschütz, das furchtbare Wirkung that. Jeder Schuß auf die dichtgeschlossene Menge, welche nach keiner Seite ausweichen konnte, mußte treffen, und die Dithmarschen bedienten sich ihres Geschützes eben so geschickt als schnell. Vergebens führten die Feinde auch das ihrige auf, es gegen die Schanze richtend; denn der Regen machte es fast unbrauchbar. In dieser Bedrängniß legte der Vortrab seine langen Spieße über die Gräben, warf Bretter und Flechtwerk darauf, die zu solchem Behufe für den Nothfall von Vielen im Heere mitgeführt wurden, und so war ein Theil der Garde im Stande, nach beiden Seiten sich auszudehnen. Aber fehl schlug die Hoffnung, hier eine geregelte Schlachtordnung zu bilden und so, gesicherter gegen das Feuer der Schanze, sich ihr zu nähern; denn die Menge der Seitengräben hinderte jegliche Ordnung. Ermuthigt durch diese Verwirrung machten einige Dithmarschen einen Ausfall und versuchten das feindliche Geschütz umzuwerfen. Mehrere fielen, zum Theil von dem Feuer der Ihrigen, und die Uebrigen wichen in die Schanze zurück; aber endlich gelang ihnen mit Hülfe der herbeigeeilten Wakenbusener ihr Vorhaben, die Kanonen der Feinde wurden umgeworfen oder in die Gräben gestürzt. Das vermehrte die Unruhe im Heere und Jeder sahe ein, daß nur eine schleunige Wendung zur Seite, die Dithmarschen überflügeln und sie selbst aus ihrer gefährlichen Stellung retten könne; denn vorwärts konnten sie nicht und Flucht schien unmöglich. Die Menge des Heers bewirkte dessen Untergang. Deßhalb bemühete sich die Garde, die Schanze zu umgeben. Kaum merkte Wolf Isebrand dieses, da stürzte er auch schon an der Spitze seiner 300 Helden aus der Schanze heraus auf die 30,000 Feinde, mit einem Muthe, der an Raserei gränzte. Zweimal schlugen die Feinde, halb erstarrt und dicht gedrängt im Schlamme steckend, ihren Angriff zurück, aber zum dritten Mal brachen die Bauern mit dem umgekehrten Feldgeschrei der Garde: „Wahr di Garde, de Buer de kumt!" in diese ein. Barfuß und ohne Rüstung sprangen sie mittelst ihrer Kluv- oder Pullstaaken schnell hin und her über die Gräben und stürzten unzählige ihrer Gegner, die vom Sturm und Schnee schon fast überwältigt waren, ohne Mühe in's Wasser. Junker Slenz, eben so tapfer im Kampfe als vorher übermüthig, bot Alles auf, um die Ehre der Garde zu retten und sein Volk zum Widerstande zu ermuntern. Er scheuete keine Gefahr, und wo der Kampf am heftigsten war, dahin wagte er sich. Der große Reimer von Wiemerstedt, so wird erzählt, machte sich an ihn und stieß mit solcher Kraft seinen Spieß in den Panzer des Feldherrn, daß die Spitze gekrümmt in der Rüstung stecken blieb. Zwei Andere kamen ihm zu Hülfe, zogen mit dem Spieße den tapferen Kämpfer vom Pferde, tödteten ihn mit einer Hellebarde und stürzten ihn in einen Graben. Mit ihm war der Muth der Garde völlig dahin; Jeder war nur auf eigene Rettung bedacht. Aber furchtbar wuchs die Gefahr. Denn als der erste Schuß von der Schanze aus gefallen, öffnete die Mannschaft, welche auf den Deichen im Kirchspiel Norderneldorf Wache hielt, die Schleusen. Vom Nordweste winde landeinwärts getrieben, schwoll das Wasser schnell hoch an, und bald war für Keinen, der des Landes nicht kundig, eine Spur vom Wege mehr sichtbar."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 101. Montag, 5. Oktober 1835.

Deutsche Geschichte.

13) Chronik des Landes Dithmarschen. Von J. Hanssen und H. Wolf. Hamburg, gedruckt bei Langhoff, 1833.

(Schluß.)

„Die unüberwindliche Garde ergriff eiligst die Flucht und gern wäre das übrige Heer ihr nachgeeilt, aber die gepreßte Stellung machte jede schnelle Bewegung unmöglich. Feld und Gräben waren nicht zu unterscheiden, die Reiter konnten nicht von der Stelle und die zahllosen Wagen, zum Theil von den Knechten verlassen, standen gleich einer unbeweglichen Wagenburg fest im Schlamm. Da bemächtigte sich Verzweiflung des unglücklichen Heeres. Hinten war die Flucht gesperrt, an den Seiten die Gräben und zunehmende Flut, und vorne der Feind, den fortwährend herbeieilende Männer und Weiber verstärkten. So war Alles verloren und selbst in der Flucht keine Rettung. Unter solchen Umständen konnte das übrige Fußvolk, auf das nach der Zersprengung der Garde die erbitterten Dithmarschen sich warfen, keinen Widerstand leisten und alle Kraft war dem Schrecken gewichen. Die Niederlage wurde bald allgemein; ein großer Theil derer, die dem Schwerte entgingen, fand in den Gräben sein Grab, oder wurde erdrückt und auf der vergeblichen Flucht zertreten. Umsonst bemüheten sich die hinter dem Fußvolk aufgestellten Reiter, Hülfe zu leisten; denn jede Seitenbewegung brachte Mann und Roß in den unter der allgemeinen Ueberschwemmung verborgenen Gräben den Tod. So mußten die tapferen Reiter in sicherer Erwartung des unvermeidlichen Untergangs unthätig dem Erschlagen und Ersäufen des gesammten Fußvolks zusehen, bis sie selbst die Reihe traf und das Gemetzel in eigner Mitte begann. Die Dithmarschen suchten anfangs vorzüglich die Pferde zu verwunden und überall hörte man den Ruf: „Schone den Man, schlae de Perde!“ Die gestochenen oder geschossenen Pferde brachten, auf Zügel und Sporn nicht mehr achtend, großes Verderben über die Reiterhaufen, indem sie dieselben abwarfen und zertraten, oder selbst mit den Reitern in die Gräben stürzten. Da erscholl ein furchtbares und herzzerreißendes Geschrei der Sterbenden und Verwundeten und derer, die dem Tode sich geweihet sahen. (Se segen, sagt Neocorus, nichts anders vor ehren Ogen, alß den unersettlichen Loventsreter, den Dooth.) Das Wiehern der Pferde, das Geklirre der Waffen, das Getümmel der Fliehenden und der Sieger Rufen: „Schlae den Man, unde schone de Perde!“ erfüllte die Luft. Die Begierde nach Beute ließ nämlich jezt, nun der Sieg nicht mehr zweifelhaft war, die Dithmarschen ihre Losung umkehren. Der Dampf von

Pulver und Pferden, verbunden mit dem aufliegenden Schlamm und Schnee und Nebel bewirkten eine so große Dunkelheit, daß Freund und Feind sich kaum unterscheiden konnten. Einige Reiter aus den vordersten Reihen retteten sich dadurch, daß sie über die mit Leichen gefüllten Gräben sezten; die hintersten, indem sie, wie es heißt, mit Hülfe der zu Meldorf zurückgebliebenen und jezt herbeigeeilten Besatzung sich einen Weg durch die umgestürzten Wagen und Schlitten bahnten. Auf solche Weise entkamen auch der König Johann und Herzog Friedrich, wie durch ein Wunder der Gefahr entronnen und ohne daß man weiß, welchem Glücke sie ihre Rettung verdankten. Binnen drei kurzen Stunden hatten die kühnen Bauern das große Heer, vor dem Schweden gezittert hatte, fast gänzlich vernichtet; eine Handvoll Menschen so viele Tausende! Diese Begebenheit wird allein durch die sie begleitenden Umstände glaublich und die Sieger selbst waren von Bewunderung erfüllt, als sie die zahllose Menge der Leichen sahen, welche den Kampfplatz deckten. Nachdem das Wasser sich verlaufen, fand man die wenigsten Feinde erschlagen, der größere Theil war unverwundet vom Wasser verschlungen. Wie groß die Zahl der Gefallenen gewesen, ist nicht mit Gewißheit anzugeben, aber ohne Uebertreibung läßt der Verlust der Feinde sich auf 15—20,000 Mann anschlagen, denn nur der kleinste Theil des ganzen Heeres kehrte nach Holstein zurück. Gegen 400 vom schleswig-holsteinischen Adel blieben auf dem Schlachtfelde, worunter namentlich der Bannenträger Hans von Ahlefeld mit zehn seines Geschlechts; vier Ranzaue, unter denen auch Breide, des spätern Feldherrn Johann Ranzau's Bruder; vier Buchwalde und viele ausländische Edelleute. Selbst die beiden Fürsten von Oldenburg, des Königs Vettern, kehrten nicht heim. Die Herzogthümer Schleswig und Holstein hallten von der Klage um die Todten wider.

„Der Verlust der Dithmarscher war unbedeutend. Höchstens 50—60 Eingeborne und 8 fremde Knechte waren von ihrer Seite in den drei Stunden gefallen, und mit Inbegriff der zu Meldorf Ermordeten, so wie aller im ganzen Kriege Gebliebenen, hatten sie nur um 300 Todte zu trauern. Als die Feinde in allgemeiner Flucht das Weite suchten, eilten die Dithmarscher aus dem ganzen Lande auf die Wahlstatt und plünderten die feindlichen Leichen. Die Weiber selbst stellten sich in großer Anzahl ein und halfen die Beute sammeln. Unter Andern eilten jezt auch die Nordhamminger herbei, welche im Anfange der Schlacht hinter der Kirche zu Hemmingstedt gelegen und dem Kampfe zugesehen hatten. Jeden Feind, bei dem noch Lebenszeichen wahrzunehmen, schlugen die erbitterten Sieger jezt vollends todt, ja mißhandelten in ihrer Wuth selbst noch die entseelten Körper. Nackt ausgezogen und zum Theil verstümmelt blieben die Leichen der Adeligen und sämmtlicher Reiter den Raubthieren zur Beute zwischen den getödteten Pferden auf dem Schlachtfelde liegen. Vergebens suchten einige adelige Familien, z. B. die Ranzaue, um Erlaubniß an, die Leichen der Ihrigen bestatten zu dürfen. Jahrelang füllten die Gebeine der Erschlagenen die Gräben, zum schauderhaften Denkmal des Unglücks der Holsten und Dänen, wie nicht minder des unversöhnlichen Hasses der Dithmarscher gegen den Adel. Einige Tausende vom Fußvolk wurden indeß begraben, und den Wenigen, welche noch lebendig am Tage nach der Schlacht unter den Todten hervorgezogen wurden, schenkte man auch das Leben.

„Die Beute war unermeßlich. In Meldorf fanden die Dithmarscher die Tafeln gedeckt und die Weinfässer des Königs und tranken lustig auf sein Wohl:

Se drunken und seden ehme gude Nacht,
De ehnen den Win dar hadde gebracht.

„Unter der Beute fand sich auch die Danebrogsfahne. Seit den Tagen Waldemars II. (in dessen eidländischem Kriege sie als Siegeszeichen vom Himmel gefallen seyn soll) in wichtigen Kriegszügen als schirmendes Heiligthum dem Heere gefolgt und jedem neuen Könige Dänemarks vom Erzbischofe zu Lund bei der Huldigung feierlich übergeben, gerieth diese Danebrogsfahne, als der Bannenträger Hans Ahlefeld fiel, in die Hände der Dithmarscher. Vielleicht erbeutete sie ein Einwohner des Kirchspiels Oldenwörden, denn bei der Vertheilung der Fahnen an mehrere Kirchen, wo sie zum Denkmal des Sieges über den Altären ihre Stelle fanden, wurde der Danebrog an die Oldenwördener Kirche geschenkt; vielleicht wurde aber auch deßhalb Oldenwörden diese Auszeichnung zu Theil, weil die Mannschaft von da, in Verbindung mit Hemmingstedt und Neuenkirchen, am heldenmüthigsten für die Freiheit gefochten hatte; ja vielleicht mochte Wolf Isebrand, der hochherzige Retter des Vaterlandes, ein Oldenwördener seyn, und so die Fahne ihm dorthin folgen; oder es geschah endlich der Hodenwördener Jungfrau zu Ehren, daß man ihrer Kirche zum ewigen Andenken ihres Heldenmuthes dieses Heiligthum übergab."

Verdienen diese Thaten nicht eben so allgemein gekannt zu seyn, wie die Schlachten der Schweizer Eidgenossen?

14) Urkundenbuch zur Geschichte des Landes Dithmarschen. Herausgegeben von A. L. J. Michelsen. Mit einer Wappentafel. Altona, Hammerich, 1834. 4.

Dieses große Buch enthält eine Menge Urkunden, die Privilegien, die Rechtsstreitigkeiten und Oekonomie

des Landes, und auch einige Privatsachen betreffend; schätzbar als Alterthümer, besonders für das Land selbst interessant.

15) Thomas Kantzows Chronik von Pommern, in niederdeutscher Mundart. Sammt einer Auswahl aus den übrigen ungedruckten Schriften desselben. Nach des Verfassers eigener Handschrift herausgegeben und mit Einleitung, Glossar und einigen Zugaben versehen durch Prof. W. Böhmer. Stettin, Morin, 1835.

Dieses schöne, schon durch Kosegarten bekannt gewordene Werk, stellt man billig den besten, in Provinzialdialekten geschriebenen Chroniken, an die Seite. Pommern hatte schon vor der Reformation viele kleine Klosterchroniken. Als die Klöster aufgehoben, die Mönche verjagt wurden, sammelten der bekannte Reformator Bugenhagen und Kantzow diese Quellen und kombinirten daraus ihre größeren Geschichtswerke, der Erstere mehr als Gelehrter, der Andere mehr als Volksmann. Daher ist des Leztern Werk nicht bloß geschichtliches Hülfsmittel, sondern gehört der National-Literatur an. Sein Ton ist so naiv und liebenswürdig, daß man sich mit Vergnügen hinein liest und die kleine Schwierigkeit des Dialekts gar bald überwindet.

Obgleich der Verfasser so anspruchslos wie Herodot erzählt, so läßt er doch durch die anekdotenartigen Geschichten immer die tiefern politischen Motive durchblicken. So berichtet er uns gleich im Anfang nicht ohne Ironie, wie die ersten christlichen Apostel in Pommern aufgenommen worden seyen. Sie kamen in die große Handelsstadt Wollin, aber man wollte ihre Belehrungen nicht hören, setzte sie säuberlich in einen Kahn und sagte, sie sollten den Fischen predigen. Nur den Bemühungen der Polen, die schon christlich waren und sich gern Pommerns bemächtigen wollten, und des Pommerschen Fürsten Wislaff, der sich des Christenthums zur Unterjochung seines eignen Volks bedienen wollte, gelang es endlich, dem b. Otto von Bamberg Eingang zu verschaffen. Aber die Bürger von Stettin und Wollin sahen den Plan der Fürsten durch und empörten sich; Kantzow sagt, sie merkten, „dat me eren Christendohm so engstlick begerde, were men de orsake, dat me se vnder denstparicheit vnd beschattinge desto beter hebben mochte.“ Das Heidenthum ging erst dann völlig unter, als die Sachsen und Dänen vereinigt die Insel Rügen eroberten und auf Arkona die großen Heiligthümer Swantewits, Rugiewits und Porewits zerstörten. Da die Heiden sahen, daß ihre Götter sich nicht wehrten, sondern sich wie Klötze zerschlagen ließen, so mußten sie selber lachen und wurden Christen. Das Alles wird von Kantzow mit vortrefflicher Laune erzählt. — Interessant sind ferner die Kämpfe der Pommern mit den deutschen Rittern, denen ihr Herzog Swantepolk nur gegen die heidnischen Preußen beistand, um von ihnen mit schändlichem Undank belohnt zu werden. Ueberhaupt ist die Geschichte Pommerns rührend durch die vielen Züge von gutmüthiger Hingebung und heldenmüthiger Tapferkeit, welche sein Volk den immer wiederholten Angriffen und Eingriffen der Deutschen entgegensetzte. Die Krise der christlichen Bekehrung hatte Pommern glücklich überstanden, ohne politisch von den Deutschen unterjocht zu werden. Nun aber sollte es dennoch der Uebermacht der deutschen Nachbarn erliegen. Unabläßig wurde Rügen von den Dänen und Schweden gequält, Hinterpommern von den deutschen Rittern, Vorpommern von den deutschen Kolonisten in Stralsund und von der Hanse, Stettin insbesondere von den Markgrafen von Brandenburg. Doch gegen alle diese Feinde erhielt sich Pommern, bis es, in Sprache und Sitten schon ganz germanisirt, durch das natürliche Aussterben seiner Herzoge unter Brandenburg kam.

Unter den Kämpfen, welche Pommern damals zu bestehen hatte, ist besonders der folgende von Interesse, und auch in der vorliegenden Chronik mit vieler Vorliebe erzählt. In Stettin hatten sich nach und nach immer mehr Deutsche angesiedelt und den alten Einwohnern den Rang abgewonnen durch ihren Reichthum, wenn auch nicht durch ihre Zahl. Ein Märker, Namens Glinden, war sogar Bürgermeister geworden und dieser machte mit seinem ehemaligen Herren, dem Markgrafen von Brandenburg, einen Bund, ihm die Stadt in die Hände zu liefern. Als der lezte Herzog von der Stettiner Linie, Otto, starb, warf ihm Glinden Schild und Helm in's Grab nach und rief: da liegt unsere Herrschaft! Ein Herr von Eickstede sprang aber in's Grab, holte Schild und Helm wieder hervor und brachte sie den Herzögen Erich und Wratislaw, als Vettern und Erben des Stettiners. Glinden hielt an sich, öffnete aber den Brandenburgern bei Nacht ein Thor und ließ sie herein. Ein Fleischer, der noch im Wirthshaus saß und zufällig vor die Thür ging, hörte Waffengeräusch, rief die Bürger heraus und brachte sie so schnell zusammen, daß die Brandenburger wieder zur Stadt hinausgeschlagen wurden. Nun zog der Markgraf mit großer Macht vor Stettin, aber er konnte die Stadt nicht gewinnen. Als ihm ein Bürger von den Mauern herab einmal die Speise vom Munde weg schoß, zog er ab. Noch besaß er aber die kleine Stadt Garze, die er den Pommern entrissen hatte. Diese ahmten nun dem

Odyſſeus nach, luden einen großen Wagen voll Säcke, in denen lauter bewaffnete Pommern ſteckten und ließen ſie, als ob es Mehl wäre, in das Städtchen führen, brachen dann bei Nacht hervor und bemächtigten ſich der Stadt. Das Alles erzählt Kantzow mit einem pommerſchen Patriotismus, der jezt freilich keinen Sinn mehr hat. Auch die ſpätere Reformationsgeſchichte iſt mit Wärme und geſundem Urtheil geſchrieben.

16) Johann Berckmanns Stralſundiſche Chronik, und die noch vorhandenen Auszüge aus alten verloren gegangenen Stralſundiſchen Chroniken, nebſt einem Anhange, urkundliche Beiträge zur Kirchen- und Schulgeſchichte Stralſunds enthaltend. Aus den Handſchriften herausgegeben von Dr. Mohnike und Dr. Zober. Mit zwei Steindrücken. Stralſund, Löffler, 1833.

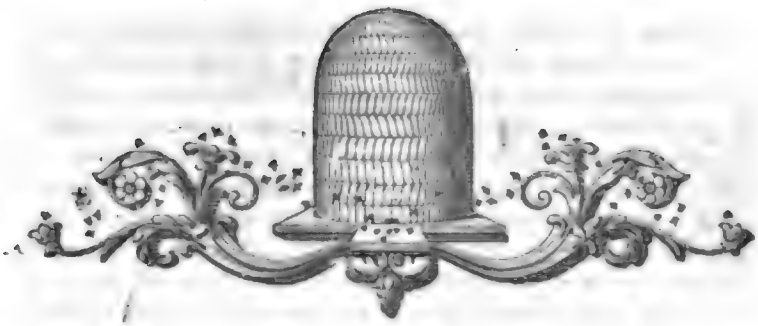
Von dieſem verwandten Buch iſt das nämliche zu rühmen. Auch Berckmann hat im Landesdialekt naiv und freimüthig zwar nicht die zuſammenhängende Geſchichte ſeines Landes, doch die ſeiner Stadt und ſeiner Zeit geſchildert. Berckmanns Chronik war lange verloren, denn ihres Freiſinns wegen hatte man ſie vergeſſen zu machen geſucht, bis Dr. Mohnike ſie zufällig in einer Bücherverſteigerung entdeckte. Sie iſt, der vielen Diphtongen wegen, etwas mühſam zu leſen, denn immer ſteht nhamenn ſtatt nehmen, darahnne ſtatt daran, hebben ſtatt haben, vnnd neuenn pappenn ſtatt und keinen Pfaffen, leggen ſtatt legen ꝛc.

Den Hauptinhalt bildet die Geſchichte der Reformation in Stralſund. Im Jahr 1524 erhob ſich das Volk, leerte plötzlich alle Kirchen und Klöſter aus und ſchleppte die Bilder, Statuen (Klötze) und Geräthe vor das Rathhaus. Der Rath, zur altkatholiſchen Partei gehörend, wollte Gewalt gegen die Bilderſtürmer brauchen, aber der Fiſcher Ladewich ſprang auf eine Fiſchbank und rief mit ſtarker Stimme: „Wer beim Evangelium bleiben will, der trete hier auf dieſe Seite.“ Da trat faſt das ganze Volk auf ſeine Seite und der erſchrockene Rath ließ die Reformation zu. Doch that er es nur mit halbem Herzen und ſo wurde er endlich, zehn Jahr ſpäter, von den Bürgern vertrieben und ein neuer Rath an die Stelle geſezt. — Ueber den Verfall der Hanſe klagt der Verfaſſer mit edler Entrüſtung. Beſonders „verrätheriſch handelten die Lübecker an den Oſtſeeſtädten, damit dieſe ihre Schiffe verlieren,“ damit Lübeck allein alle Macht in der Oſtſee gewinnen ſollte. — Auf's kräftigſte aber erklärt ſich der alte ehrliche Berckmann gegen das Interim, gegen die Einmiſchung der egoiſtiſchen Politik in die reine Sache der Reformation und gegen die Schwäche, Unentſchloſſenheit und Kleinlichkeit der damaligen Reichstage und Berathungen: „Item in demſuluen jare quemenn de forſtenn thо Regenſborch thohope, eindracht thomakende auer der criſtenn religionn; woldenn gott meiſterenn; ſin wortt muſte nich geldenn; konnden de warheitt nicht erkennenn; vorterdenn ſo merklich groth geltt vnnd guth; — do ſcholden ſe mitt dem gelde den Turckenn vnder ogenn getagenn hebbenn vnnd geſtillett. Do ſe nu gades ere nicht ſuchtenn, muſtenn ſe dem duuell dorcken; wenn ſe toh huß quemenn, werenn ſe like wiß; wuſtenn ſuluenn nicht, wat ſe beſchlaten hedden; menn gelt vorterett, jun gades ſakenn nicht geſchaffet; aber wen ſe thо huß quemenn, ging eine ſchattinge auer de ander auer de armen.“ Eben ſo entrüſtet iſt er über den Kurfürſt Moritz, denn ſo viel dieſer auch für die proteſtantiſche Sache that, ſo waren doch ſeine Mittel nur Verrath und die den Welſchen abgelernte böſe Praktik.

Außer den kirchlichen und politiſchen Vorgängen erzählt Berckmann ſehr treuherzig auch alle andarweitigen Merkwürdigkeiten, Naturbegebenheiten und Sitten betreffend. Jeden Kometen, jedes große Unwetter ꝛc. zeichnet er auf. Die auffallendſte Hiſtorie iſt die von einem Baſilisken. Ein alter Hahn, der ſich lange in einem Keller aufhält, verwandelt ſich endlich in einen Baſilisken und tödtet alle, die in den Keller kommen, bis es einem hiezu auserleſenen, bereits zum Tode verdammten Verbrecher gelingt, dadurch, daß er ſich ganz mit Spiegeln behängt, den Baſilisken durch ſeinen eignen Anblick zu tödten. Dieſe Geſchichte erzählt Berckmann als vollkommen unzweifelhaft. Ein andermal berichtet er, welchen Kampf die Stadt Stralſund mit einer Hexe zu beſtehen gehabt habe. Das alte Weib habe ſich entſezlich gewehrt, Wetter gemacht und Stralſund mit einem ſchrecklichen Ungewitter heimgeſucht, aber die fromme Bürgerſchaft habe ſie endlich doch bezwungen und glücklich verbrannt. Dahin gehört auch die Geſchichte eines zwölfjährigen Diebes, den man an den Galgen hing; die Geſchichte eines Falſchmünzers, den man dreimal in heißem Waſſer kochte und wieder in kaltem abkühlte und andere Erinnerungen an die ſchauderhafte Barbarei älterer Zeiten.

Herr Zober hat eine chronologiſche Tabelle und ein Wortregiſter, als ſehr brauchbare Hülfsmittel bei der nicht allzubequemen Lektüre der alten Chronik beigelegt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 102. Mittwoch, 7. Oktober 1835.

Universitätsschriften aus Dorpat.

Die deutsche Universität im russischen Reich hat sich zu einem bedeutenden Flor erhoben. Welche große Dinge hat Struve für die Astronomie geleistet; wie wichtig für die Erdkunde und Naturwissenschaft sind die Reisen eines Ledebur und Parrot! Fern und fremd dem politischen Leben scheint man dort noch jenen glücklichen Frieden der Musen bewahrt zu haben, der anderwärts so widerwärtig gestört ist, und auch manche akademische Sonderbarkeit, die bei uns jezt schwindet. Recht eigenthümlich in unsrer Zeit muß das Institutionen- und Pandektenfest erscheinen, das am 30. December 1833 in Dorpat zu Ehren der dreizehnhundertjährigen Dauer der Gesetzeskraft derselben gefeiert wurde.

Man findet die Beschreibung des Festes und die dabei gehaltenen Reden in dem Schriftchen:

1) Das Institutionen- und Pandektenfest zu Dorpat. Riga und Dorpat, Frantzen, 1834. 4.

Daran knüpft sich aber eine noch interessantere Erscheinung:

2) Geschichtliche Einleitung in das Corpus Juris des russischen Reichs. Dargestellt aus den im Archive der zweiten Abtheilung der eigenen Kanzlei Sr. kaiserl. Maj. aufbewahrten Original-Akten. Uebersetzung aus dem Russischen. Daselbst. 8.

Der erste Grund zu dem russischen Corpus Juris wurde von Peter dem Großen gelegt, im Jahr 1700. Ueber die seitdem niedergesezten Gesetzes-Commissionen und deren Arbeiten zur Erweiterung, Revision und Ergänzung des Corpus Juris wird nun hier ausführlicher Bericht erstattet. Bekanntlich wurde erst in neuester Zeit am 2. Febr. 1833 eine vollständige und durchaus revidirte Gesetzsammlung des russischen Reichs angekündigt.

Ferner liegen vor uns:

3) Dorpater Jahrbücher für Literatur, Statistik und Kunst, besonders Rußlands, herausgegeben von Prof. Dr. Blum, Bunge, Göbel, Neue, Struve, Univ.-Syndicus v. Borg, Friedländer, Kruse, Rathke, Walter. Zweiter und dritter Band. Jahrgang 1834. Daselbst.

Diese Jahrbücher müssen uns, bei unsrer Unbekanntschaft mit der russischen Sprache als ein verbindendes Mittelglied zwischen der deutschen und russischen Literatur dienen. Es werden darin nicht nur viele russische Werke,

sondern auch Werke über Rußland in andern Sprachen beurtheilt, eine Menge interessante Berichte und Notizen über russische Geschichte und Geographie, Gewerbe, Handel und Kunst, über russische Reisen und Kolonien ꝛc. mitgetheilt, daß es in der That kein besseres Magazin für die Kenntniß Rußlands gibt, als diese Sammlung, der wir daher die Aufmerksamkeit und Theilnahme des Westens zugewendet wünschen und deren sie auch wohl zu bedürfen scheint, da diese Jahrbücher in deutscher Sprache erscheinen, also natürlich auf deutsche Leser berechnet sind, deren es in Rußland zwar viele, aber doch nicht genug gibt. Besonders reichhaltig ist die historische, statistische und geographische Literatur, die hier angekündigt und beurtheilt wird, und die Recensionen gehn oft sehr tief in das Thema ein, und es werden auch selbstständige historische Abhandlungen nicht ausgeschlossen.

Wir ziehen einige Artikel aus.

Ueber die Egmundar-Saga, die 1833 in Kopenhagen herausgegeben wurde, und die für die älteste russische Geschichte von großem Interesse ist.

Ueber Wilkens „Verhältnisse der Russen zum byzantinischen Reiche.“

Ueber Lewschins Beschreibung der Horden und Steppen der Kirgisen.

Ueber die Kabuschaner oder Kubatschiner, ein kaukasisches Bergvolk, wahrscheinlich germanischen Ursprungs: „Vier Dörfer, Surárkálly, Schirilly, Amisgally und das eigentliche Kubatscha, bilden die kleine Republik Kubatscha (nicht Kabuscha) im Kaukasus. Dies Ländchen liegt zwischen den beiden Kreisen Suragi und Kábádária, die zu dem Reiche Akuscha gehören, das von einem muhamedanischen Geistlichen beherrscht wird, der sich Kadi-Machmed nennt. Nach einer unter den Kubatschinern verbreiteten Sage sollen ihre Vorfahren aus Frankistan, d. h. aus dem westlichen Europa, vor mehreren Jahrhunderten ausgewandert seyn, und in den Ländern des Kaukasus beträchtliche Eroberungen gemacht haben, von denen aber den Nachkommen nur die drei erstgenannten Dörfer als Unterthanen übrig geblieben sind. Diese drei Dörfer stehen auch jezt noch unter einem wahrhaft aristokratischen Drucke. Jene Sage über die Herkunft der Kubatschiner wurde vor etwa dreißig Jahren durch zwei Ausländer bestätigt. Es waren nämlich damals zwei Kubatschiner, die vor drei Jahren gestorben seyn sollen, nach Mekka gereist, die heiligste Pflicht der Muselmanen zu erfüllen. Als sie in Jaffa sich einschifften, trafen sie auf zwei Europäer, die ihre Sprache vollkommen verstanden, und sehr genau nach ihren Angelegenheiten, Sitten und Gebräuchen sich erkundigten. Nachdem die Europäer ihre neuen Bekannten gehörig ausgeforscht hatten, erklärten sie ihnen, wie sie eigentlich ihre Landsleute wären, und Wanedik ihr Vaterland sey, in dessen Geschichte unter Anderm stände, daß vor mehr als siebenhundert Jahren einige Familien ausgewandert wären, von deren Niederlassungsorte indessen bis jezt keine weitere Kunde ihnen zugekommen wäre, dergestalt, daß sie seither nichts von denselben gewußt, bis sie nun in den Kubatschinern die Nachkommen jener Ausgewanderten erkennen müßten. Dabei machten die Europäer den gedachten beiden Kubatschinern den Vorschlag, zu ihrem eigentlichen Herrn zu reisen, der ein mächtiger Fürst in Europa sey, und sie bestimmt sehr gut aufnehmen, auch reichlich beschenken werde. Die Kubatschiner fühlten wohl ein großes Gelüsten, der lockenden Einladung zu folgen; da sie aber ihres Seelenheiles wegen zum heiligen Grabe des Propheten wallfahrteten, so zogen sie die ewige Seligkeit dem irdischen Wohlseyn vor, und gingen nach Mekka. Bei ihrer Rückkehr erzählten sie sehr viel von der freundlichen Begegnung und der herzlichen Theilnahme der beiden Franken; und dabei blieb die Sache. Es ist nicht einmal mit Bestimmtheit zu ermitteln, welches europäische Reich sie mit Wanedik gemeint haben. Es mögen etwa sechshundert Jahre her seyn, als die Kubatschiner den Islam annahmen, und seitdem sind sie eifrige Verehrer des Propheten und seiner Satzungen. Damals herrschte in Derbent Machmed-Chan, der sie mit Lehrern versehen haben soll. Wahrscheinlich waren es Ausleger des Korans, um die Neubekehrten in der Lehre Muhameds zu unterrichten und zu befestigen. Von dem bluttriefenden Eroberer Timurleng wissen die Kubatschiner wenig oder gar nichts zu erzählen, da er wahrscheinlich ihre schroffen Gebirgsgegenden nicht sehr beunruhigt haben wird. Damals waren sie schon Rechtgläubige, d. h. Muhamedaner. Die kleine Republik war noch bis zum Jahre 1821 Niemand zinsbar. In diesem Jahre aber belegte sie der General Fürst Matadow mit einem jährlichen Tribut von vierhundert Dukaten, weil sie an der Rebellion des abgefallenen Kasikumukischen Surchai-Chan durch heimliche Unterstützung desselben Theil genommen hatten. Dieser sehr mäßige Tribut ist das Einzige, was sie von Rußland einigermaßen abhängig macht; in allem Uebrigen folgen sie ihren eigenen Gebräuchen und Gewohnheiten, und wiewohl sie sich zum Islam bekennen, sind sie doch — mit Ausnahme der Polygamie — ihren früheren, auf europäische Abstammung hinweisenden Sitten treu geblieben. — Das Dorf Kubatscha enthält vier- bis fünfhundert Familien, die in fünf und zwanzig Stämme getheilt werden. Zehn Aelteste, die man nach unsern Begriffen Senatoren nennen könnte, deren Amt aber erblich ist, also eine feste Aristokratie bildet, versammeln sich jährlich, und wählen aus jedem Stamme einen Richter; und diese fünf und zwanzig Richter sprechen in allen Streitigkeiten das Urtheil. In sehr wichtigen Fällen, und bei Unzufriedenheit

irgend eines ſtreitenden Theiles mit dem Ausſpruch der Richter, werden die zehn Aelteſten verſammelt, deren Endurtheil unwiderruflich iſt. Bei Streitigkeiten in den drei unterworfenen Dorfſchaften begeben ſich die fünf und zwanzig Richter an Ort und Stelle, und ſprechen nach gehöriger Unterſuchung Recht. In allen ſolchen Fällen findet nur ein mündliches Verfahren ſtatt, und die gleichfalls mündliche Aburtheilung wird auf ihre frühern Gebräuche und auf Herkommen begründet, wie ſie in einem großen Buche aufgezeichnet ſind. — Das Frauenzimmer geht bei den Kubatſchinern ohne Ausnahme unverſchleiert, und nimmt auch an allen Vergnügungen Theil. Ganz das Gegentheil iſt bei den Tataren Sitte, deren unglückliche Weiber ſich vor Niemand zeigen dürfen, und ſtets verſchleiert umherſchleichen. — Körperliche Strafen ſind bei ihnen nicht gebräuchlich; dafür ſind Geldbuße und Blutrache ihre Loſung. Wer einen Diebſtahl beging, zahlt dem Beſtohlenen den doppelten Werth des Geraubten, und überdem 30 Rubel Silber den Richtern."

Briefe aus Sibirien und den ruſſiſchen Niederlaſſungen in Amerika.

Ueber die Chronometer-Expedition von 1833.

Ueber die littauiſche Geſetzgebung.

Ueber den falſchen Demetrius: „Martin Bäer war ſeit 1600 Prediger der lutheriſchen Gemeinde in Moskau; er hatte Baßmanow, einen Liebling des Prätendenten, zum Freunde, ſtand in Gnade bei dieſem Letztern, und hielt ſogar Predigten in Gegenwart der Marina Mniſchek und des Gefolges derſelben. Als daher Demetrius ermordet war, und Schuiskoi den Thron beſtiegen hatte, hielt es Bäer für rathſam, aus Moskau zu flüchten. Auf dieſer Flucht gerieth er aber in die Hände des zweiten Prätendenten, und wäre hier beinahe umgekommen, hätte ſich Marina nicht für ihn verwendet, deren großem Einfluſſe auf den Prätendenten er einzig und allein ſein Leben zu danken hatte. Erſt, nachdem Wladislaw zum Czaaren erwählt war, kehrte Bäer nach Moskau zurück, und als Fürſt Poſharsky 1612 dieſe Hauptſtadt belagerte, flüchtete er wieder nach Livland. Hier beſchrieb er alle von ihm ſelbſt geſehenen oder durch Andere ihm mitgetheilten Begebenheiten Rußlands ſeit dem Tode Iwan Waſſiljewitſch des Grauſamen bis 1612. Olearius ſah ihn in Narwa noch unter der Regierung des Czaaren Michael Feodorowitſch. Seine bis jetzt noch nicht herausgegebene Chronik, die ſich bei einigen wenigen Geſchichtsfreunden nur als ein ſeltenes Manuſcript erhalten hatte, führt den Titel: Chronicon Muscoviticum, continens res a morte Joannis Basilidis tyranni, omnium, quos sol post natos homines vidit, immanissimi et truculentissimi, an. Christi 1584 – 1612. Sie iſt in deutſcher Sprache mit Beimiſchung vieler lateiniſchen Redensarten und Sprüchwörter geſchrieben. Kelch und Treuer, welche dieſe Chronik beſaßen, gaben irrig Konrad Buſſau für deren Verfaſſer aus. Der ſchwediſche Geſandte Petreius, der unter Godunow, dem falſchen Demetrius und Schuiskoi vier Jahre in Moskau zugebracht, druckte in ſeiner moskowitiſchen Chronik, die 1610 erſt Schwediſch und dann 1620 Deutſch in Leipzig unter dem Titel: „Petri Petrei de Erlefunda Historien und Bericht von dem Großfürſtenthum Muſchkow ꝛc." herauskam, Bäer's Chronik beinahe wörtlich, jedoch mit Auslaſſung einiger Stellen, und mit wenigen Zuſätzen ab, in welchen er theils Bäer erklärt, theils einige Ereigniſſe anders erzählt; dabei ſucht er überall den Styl des Originals durch ſeine Weitläufigkeit, die aber faſt immer ſchlecht angebracht iſt, zu verbeſſern. — Die meiſten Begebenheiten, ſchreibt er, ſah Bäer mit eigenen Augen, oder erfuhr ſie von glaubwürdigen Perſonen; nur mit Ausnahme Sigismunds kannte er Alle, welche zu der Zeit eine wichtige Rolle in Rußland ſpielten, perſönlich, woher es denn kommt, daß beinahe alle ſeine Nachrichten mit unzweifelhaften Dokumenten, wie mit Staatsſchriften, bekräftigt werden können; ſelten entging ein Vorfall ſeinem aufmerkſamen Beobachtungsgeiſte; ſein ganzes Werk iſt ein treues Gemälde des Elendes, mit welchem Rußland damals zu kämpfen hatte; außerdem erklärt er mehrere Umſtände ſeiner Zeit, die ohne ihn ein Räthſel für die Nachkommen geblieben ſeyn würden: von ihm erfahren wir mit Gewißheit, daß der vermeinte Demetrius ein bloßer Betrüger geweſen." — „Georg Peverle war ein Augsburger von Geburt; in ſeiner Vaterſtadt trieb er Handel, gemeinſchaftlich mit zweien ſeiner Landsleute, Andreas Nathan und Bernhard Manlich. Auf Einladung Jan Butſchinsky's, des Sekretärs des falſchen Demetrius, brachten ſie mehrere koſtbare Waaren nach Moskau, wo ſie auf einen vortheilhaften Abſatz derſelben rechneten; allein dieſe Hoffnung täuſchte ſie ſehr: denn einige Tage nach ihrer Ankunft daſelbſt empörte ſich das Volk gegen den Betrüger, welcher ſich des Thrones bemächtigt hatte, und brachte ihn um; Viele, Schuldige ſowohl als auch Unſchuldige, wurden Opfer des erbitterten Volkes; Peverle nebſt einigen Anderen hatten Mühe, ſich in's Haus der polniſchen Geſandten zu retten, wo ſie alle unter einer ſtrengen Wache ungefähr 18 Monate zubringen mußten, und erſt nach dem Friedensſchluſſe mit dem Könige Sigismund III. befreit wurden. In der Gefangenſchaft zeichnete Peverle, wohl aus Langerweile, Alles auf, was er in Moskau über den Prätendenten und die Folgen ſeiner kecken Unternehmung ſah oder hörte. In ſein Vaterland zurückgekehrt, ſtellte er aus dieſen Bemerkungen ein Werk unter folgendem Titel zuſammen: „Beſchreibung der Moscowiteriſchen Rayſe, welche ich Hans Georg Peverle von Augsburg mit Herrn Andreaſen Nathan und Matteo

Bernhardt Manlichen denn jüngern Aby 19 Martii Aj 1606 von Cracaw aus angefangen, vnd was wir wahrhafftiges gehört, gesehen, vnd erfahren, alles auf's khürzest beschriben, bis zue vnserer, Gottlob, wider dahirr Ankunft den 15 Decembris Anno 1608. — Peyerle's Werk war bisher den Gelehrten nur in einem Auszuge bekannt, der von Schmidt-Phiſeldeck in ſeinem Verſuch einer neuen Einleitung in die ruſſiſche Geſchichte (1773, Thl. I. S. 317—384), und von Karamſin in ſeiner Geſchichte des ruſſiſchen Reiches (Bd. XI und XII) mitgetheilt worden war. Es beſteht aus zwei Theilen. Der erſte Theil enthält die Geſchichte des Prätendenten, welchen Peyerle für den wahren Sohn des Czaaren Iwan Waſſiljewitſch anerkennt; er erzählt hier von ſeiner vermeinten Rettung in Uglitſch, von ſeinem Aufenthalte in Polen, vom Kriege mit Godunow, von ſeiner Thronbeſteigung und Vermählung, den Streitigkeiten mit den litthauiſchen Abgeordneten, und endlich vom Sturze des Prätendenten. Der zweite, in Form eines Tagebuchs abgefaßte Theil beſchreibt die achtzehnmonatliche Gefangenſchaft des Verfaſſers ſammt den litthauiſchen Geſandten, ihre Unterhandlungen mit den Bojaren, die Unordnungen in Moskau, die Gährung im Reiche u. ſ. w. Dieſes Tagebuch hört mit dem 8. Januar 1608 auf, denn in dem Manuſcripte, welches Herr Uſtrialow benuzt hat, fehlen die zwei oder drei lezten Blätter; aus den Akten des Reichsarchivs aber ſieht man, daß die polniſchen Geſandten erſt nach dem 25. Juli 1608, wo ſie mit den ruſſiſchen Bojaren einen Vergleich geſchloſſen hatten, ſich nach ihrer Heimath begeben konnten. Peyerle kam in Krakau am 15. December deſſelben Jahres an. — In Peyerle's Werke ſind die ausführlichen Nachrichten über den Feldzug des Prätendenten nach Rußland am merkwürdigſten. Es iſt unbekannt, wo er dieſe äußerſt intereſſanten Details hergenommen hat; das Uebrige, was er ſeit Demetrius' Ankunft in Moskau beſchreibt, als der Einzug und die Vermählung Marina's, die folgenden Gaſtmähler, die Empörung des Volks und des Verfaſſers eigene Gefangenſchaft wird von ihm als Augenzeugen erzählt."

Ueber Ermans Reiſe durch Nordaſien.

Ueber Lettiſche Volkslieder. Unter den im Original und in der Ueberſetzung mitgetheilten ſind außerordentlich ſchöne, z. B.:

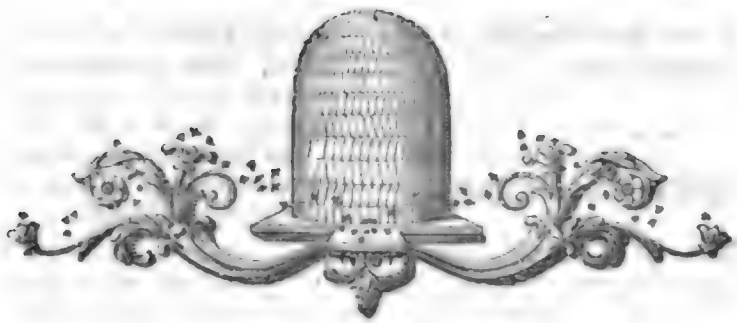
Die Lindenharfe.

Zähl die Töchter, Mütterchen,
Sind wohl alle in der Stube,
Alle deine lieben Mädchen?
Nur die jüngſte iſt nicht da.
Ausgegangen war die jüngſte,
An dem Bach ſich zu ergehn,
Faulbaumblüthen abzuſtreifen.
Und indem ſie Blüthen ſuchet,
Fällt der goldne Kranz hinab.
Und da ſie das Kränzlein ſuchet,
Fällt ſie ſelber in den Bach.
Und der Bach behält ſie nicht,
Treibt ſie in das Meer hinein,
Auch das Meer behält ſie nicht,
Wirft ſie an den Strand hinan.
Dort erwächſet mit neun Aeſten
Eine Linde dicht belaubt.
Kömmt der Bruder und 'ne Harfe
Schnizt er aus der Linde Aeſten,
Auf ihr ſpielend ruft er aus:
Schön klingt meine Lindenharfe!
Aber weinend ſpricht die Mutter:
Das iſt nicht die Lindenharfe!
Das iſt deiner Schweſter Seele,
Durch das Waſſer hergeſchwommen, —
Iſt die Stimme meiner Jüngſten.

Ueber den Zug des Darius Hyſtaspis gegen die Skythen von Prof. Eichwald. „Dies iſt alſo, unſerer Anſicht nach, die paſſendſte Erklärung, die man über den merkwürdigen Zug des Perſerkönigs gegen die Slavenſtämme des ſüdlichen Rußlands geben kann. Darius zog erſt am linken Ufer des Dnjeſtr nordwärts hinauf bis zu den Wenden- und Finnenſtämmen des heutigen volhyniſch-minskiſchen und des litthauiſchen Gouvernements, und kehrte dann auf ſeinem Rückzuge am rechten Ufer des Dnjeſtr zurück. So wie er dort Budinen, Melanchlänen und vielleicht auch Androphagen berührte, ſo traf er hier auf Neuren und Agathyrſen. — Nur hier konnte ein ſo großes Heer, wie das Perſiſche, den Dnjeſtr entlang, zu jeder Zeit Trinkwaſſer, Fourage für ſeine zahlreiche Reiterei, und endlich in den einzelnen ſkythiſchen oder ſlaviſchen Dörfern am Dnjeſtr Proviant für das Heer ſelbſt finden; nur hier war auch ein ſolcher Zug möglich, da die Griechen von der Nordküſte des Pontus dieſen Weg mit ihren Waaren, an dem Fluſſe entlang, oder auf dem Fluſſe ſelbſt, ſo oft befahren hatten, und daher den Weg in's Budinenland am leichteſten finden konnten. — Wie ſollte dagegen dies zahlloſe Heer, wenn es auch nur ſo ſtark, wie einſt Napoleons Macht, als er gen Moskau zog, geweſen wäre, wenn er alſo ſtatt 800,000 Mann nur 400,000 gezählt hätte, wie ſollte dieſe ungeheure Menſchenmaſſe in einer öden Steppe, wo, wie zwiſchen dem Dnjeſtr und Dnjepr, und von da bis zum Don, nirgends Trinkwaſſer angetroffen wird, ſeinen Zug bis zur Wolga fortgeſezt haben, ohne umzukommen, und ohne an dem Rückzuge gehindert zu werden?"

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 103. Freitag, 9. Oktober 1835.

Conversations-Lexikon.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. In vier Bänden. Leipzig, Brockhaus, 1834.

Dieses als Supplement zu allen frühern Ausgaben des Conversations-Lexikons nachgelieferte Werk gehört zu den interessantesten Erscheinungen der deutschen Literatur, und bezeichnet einen großen Fortschritt derselben. Es ist nämlich als eins der vorzüglichsten Mittel zu betrachten, deren sich die Zeit bedient, zum Bewußtseyn ihrer selbst zu kommen, sich selbst zu überblicken. Was Journale und Zeitungen aller Art nicht vermögen, weil man sie nicht unaufhörlich und im Zusammenhange lesen kann, das wird sehr zweckmäßig durch ein solches modernstes Lexikon geleistet, das schnell vergriffen, eben so schnell in neuen Auflagen wieder seine Lücken ausfüllen, Veraltetes fallen lassen, Neues aufnehmen kann. Die Kommunikationsmittel der Literatur sind in der That so vervielfältigt, daß eine verhältnißmäßige Vollständigkeit jezt schneller möglich ist, als je in frühern Zeiten. Zugleich sind Geschmack und Takt um vieles besser ausgebildet worden. Man scheidet das Alte, das für alle Zeiten interessant ist, besser von dem Neuen, das es desto mehr für den Augenblick ist. Man weiß besser, was man auswählen und wie kurz oder lang man sich fassen muß. Denkt man an die encyklopädischen Werke der frühern Zeit zurück, von Iselins Lexikon abwärts, so kann man sich nicht verhehlen, daß das Wissen jezt viel expediter und beweglicher und darum doch nicht ungründlicher geworden ist, denn was nuzt das allergründlichste Detail der alten Folianten, wenn man nicht im Stande ist, sich hindurchzuarbeiten und es schon mühsam ist, aus dem Wust des Unbedeutenden das Bedeutendere herauszufinden.

Allerdings ist es nicht vorauszusetzen, noch wird es sich je erfüllen, daß eine Zeit über sich selbst vollkommen gerecht urtheile, und daß in einem Werke, welches nothwendig sehr viele und verschiedene Verfasser haben muß, nirgend zu viel, nirgend zu wenig gesagt sey. Doch gebührt gerade in dieser Beziehung dem vorliegenden Werke das Lob, daß es sich fast durchgängig durch eine anständige Mäßigung und durch eine weniger ratsonnirende Parteitendenz, als durch mehr historisch unparteiische Referate auszeichnet. Die Zahl der allzu lobreichen und bemäntelnden, oder der allzu tadelsüchtigen und verschweigenden Stellen ist verhältnißmäßig sehr gering in einer Zeit, die so reich an Parteiungen ist. Es ist hier wirklich mehr geleistet worden, als man hätte erwarten können, und es erweckt eine tröstliche Empfindung,

daß die Zeitgenossen für ihre Selbsterkenntniß bereits so empfänglich und fähig geworden sind.

Universitätsschriften aus Dorpat.

3) Dorpater Jahrbücher für Literatur, Statistik und Kunst, besonders Rußlands, herausgegeben von Prof. Dr. Blum, Bunge, Göbel, Neue, Struve, Univ.-Syndicus v. Borg, Friedländer, Kruse, Rathke, Walter. Zweiter und dritter Band. Jahrgang 1834. Daselbst.

(Schluß.)

Uebersicht der im Jahr 1834 in Rußland erschienenen Zeitschriften. „Theils mit dem Beginnen des Jahres 1834, theils im Laufe desselben, sind von den vorjährigen russischen periodischen Schriften eingegangen:

1) in St. Petersburg: Nordische Ameise, welche schon im vorigen Jahre sehr unregelmäßig erschien;

2) in Moskau: Damen-Journal, herausgegeben vom Fürsten Peter Schalikow;

3) in Reval: Der Regenbogen, herausgegeben von A. Bürger.

4) Der Telegraph, von N. Polewoi in Moskau, ist mit dem 5ten Hefte dieses Jahrganges geschlossen. Die vier ersten Hefte sind in diesen Jahrbüchern früher angezeigt.

5) Der Kasanische Bote, und

6) Beilagen zum Kasanischen Boten.

Dagegen sind in dem laufenden Jahre an neuen Zeitschriften hinzugekommen:

1) Journal des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts.

2) Lesebibliothek. Von diesen beiden Journalen ist schon anderweitig in diesen Jahrbüchern gehandelt, und die Tendenz derselben genauer bezeichnet worden. Sie erscheinen fort in monatlichen Heften von ungleicher Bogenzahl.

3) Mit dem Juli d. J. beginnt eine neue Zeitschrift: Landwirthschaftliche Zeitung, welche alle Zweige der landwirthschaftlichen Industrie umfassen, und, ohne sich in weitläufige theoretische Raisonnements einzulassen, in gedrängter Darstellung möglichst vollständige Nachrichten über den Bestand, den Gang und die praktischen Verbesserungen der Landwirthschaft im In- und Auslande mittheilen soll, und zwar letztere mit steter Rücksicht auf die Eigenthümlichkeiten Rußlands. Diese Zeitung wird in russischer Sprache beim Finanzministerium herausgegeben werden, und zweimal die Woche, Dienstags und Freitags, jedesmal zu einem Bogen in groß Quart, erscheinen. Der Pränumerationspreis beträgt für den Jahrgang mit Versendung durch die Post im Umfange des ganzen Reichs 2 Rbl. S. M.

An die Stelle des eingegangenen Kasanischen Boten und der Beilagen zu demselben sind mit diesem Jahre folgende zwei Zeitschriften getreten:

4) Gelehrte Memoiren der Kasaner Universität, herausgegeben von einem aus vier vom Kurator der Universität gewählten ordentlichen Professoren unter dem Vorsitze des Rektors bestehenden Comité. Dieses Journal soll wissenschaftliche Original-Aufsätze und Kritiken, aber auch Uebersetzungen enthalten. Diese Artikel werden vorzugsweise in russischer Sprache aufgenommen; von den Professoren der Universität können aber auch Aufsätze in französischer und deutscher Sprache darin abgedruckt werden. Alle drei Monat erscheint ein Heft von mehreren Bogen. Referenten ist bis jezt noch kein Stück dieses neuen Journals zu Gesicht gekommen.

5) Kasanische Zeitung. Sie wird bei der Universität herausgegeben, enthält die Universität betreffende Vorschriften, und politische Nachrichten, und erscheint wöchentlich.

6) Von dem „Litthauischen Boten" wird unten die Rede seyn.

Von anderen Veränderungen, die mit vorjährigen russischen Zeitschriften vorgenommen worden, bemerken wir nur, daß 1) die Moskauer Zeitschrift: Das Gerücht, herausgegeben vom Prof. Nadeshdin, jezt in Verbindung mit dem Teleskop desselben Herausgebers, als Beilage zu demselben erscheint, und in der Regel einen Bogen in jedem Wochenheft des lezteren einnimmt.

2) Die Zeitung: Der Kaufmann, welche im vorigen Jahre von Kischka-Zgerski in drei Sprachen herausgegeben wurde, erscheint jezt bloß russisch und französisch.

Die Zahl sämmtlicher nicht russischen Zeitschriften in Rußland beträgt in diesem Jahre 41; es sind folgende:

I. Deutsche Zeitschriften.

In St. Petersburg:

1) St. Petersburgische Zeitung.

2) St. Petersburgische Handelszeitung.

3) St. Petersburgischer Preis-Courant.

4) Verzeichniß der vorzüglichsten in St. Petersburg eingeführten Waaren.

5) Magazin belehrender und angenehmer Unterhaltung.

In Kronstadt:

6) Liste der importirten Waaren.

7) Schiffsliste.

In Reval:

8) Revalsche wöchentliche Nachrichten.

In Riga:

9) Rigische Zeitung.
10) Der Zuschauer.
11) Rigische Anzeigen.
12) Livländisches Amtsblatt.
13) Provinzialblatt für Cur- Liv- und Esthland, und
14) Literarischer Begleiter zum Provinzialblatt.
15) Rigaische Stadtblätter.

In Dorpat:

16) Dörptsche Zeitung.
17) Dorpater Jahrbücher.
18) Evangelische Blätter.
19) Jahrbücher der Landwirthschaft.

In Pernau:

20) Pernausches Wochenblatt.

In Mitau:

21) Mitausche Zeitung.
22) Allgemeines Curländisches Amts- und Intelligenzblatt.

In Libau:

23) Libausches Wochenblatt.

II. Französische Zeitschriften.

In St. Petersburg:

24) Journal de St. Petersbourg.
25) Journal des voyes de communication.
26) Revue étrangère

In Moskau:

27) La Veillée du Samedi.

In Odessa:

28) Journal d'Odessa.
29) Bulletins de la société d'économie rurale.

III. Polnische Zeitschriften in St. Petersburg.

30) Tygodnik Petersburski.
31) Balamut.

IV. Englische Zeitschriften in St. Petersburg.

32) St. Petersbourg Price-Current.
33) General-List of principal goods, imported in St Petersburg.

V. Italienische Zeitschrift in Odessa.

34) Nachrichten über ankommende und abgehende Schiffe.

VI. Lettische Zeitschriften.

In Riga.

35) Nachrichten über Ereignisse im Reiche Gottes.
36) Der Lettenfreund.
37) Lettischer Anzeiger für Livland.

In Mitau:

38) Lettische Zeitung.

VII. Esthnische Zeitschrift in Dorpat.

39) Anzeiger für das (Esthnische) Landvolk.

VIII. In verschiedenen Sprachen.

In St. Petersburg:

40) Egida, Polnisch, Französisch und Italienisch.

In Wilna:

41) Kuryer Litewski.

Der in russischer und französischer Sprache erscheinenden Zeitung: „der Kaufmann," ist bereits oben Erwähnung geschehen.

Mehrere der hier aufgeführten Zeitschriften sind bloße Intelligenzblätter, welche öffentliche oder private oder beiderlei Bekanntmachungen enthalten. Ohne sich bei denselben länger aufzuhalten, begnügt sich Ref. damit, sie nur näher zu bezeichnen, wiewohl sie zum Theil schon durch ihre Benennungen ihren Inhalt kund thun. Es gehören dahin Nr. 3. 4. 6. 7. 8. 11. 12. 22. 32. 33. 34. 37 und 39, und zwar erscheinen davon zweimal wöchentlich Nr. 3. 12. 22 und 32, einmal die Woche Nr. 8. 11 und 37, zweimal den Monat Nr. 4 und 33, einmal monatlich Nr. 39; unbestimmt Nr. 6. 7 und 34. Das älteste von diesen Blättern sind die Rigischen Anzeigen, welche im Jahr 1761 von dem Regierungs-Sekretär Dr. Abraham Winkler begründet wurden, und wovon die erste Nummer am 9. Juni j. J. erschien. Ihnen stehen im Alter am nächsten die Revalschen wöchentlichen Nachrichten, seit 1772.

Ueber die heißen Quellen im Altai.

Ueber asiatische Handschriften in öffentlichen und Privatbibliotheken.

A. In St. Petersburg:

1) In der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek.

Dieselbe besaß schon vor dem Jahr 1818 einige Manuscripte. Im Jahr 1827 erhielt sie einen Zuwachs von ungefähr 96 verschiedenen Werken, und, die Doubletten mit eingerechnet, von 166 Bänden. Diese befanden sich früher in der berühmten Bibliothek des Mausoleums des Scheich's Sefy zu Ardebil, und wurden von dem Generaladjutanten Paul v. Suchtelen als gute Beute im persischen Kriege in Beschlag genommen, und nach St. Petersburg gesandt. Sie sind, einige wenige in arabischer und osttürkischer ausgenommen, insgesammt in persischer Sprache verfaßt, und enthalten historische, poetische, theologische, philosophische und medicinische Schriften. Eine kurze Uebersicht derselben hat Herr Fähn gegeben. Im Jahr 1828 ließ während seiner Siege im Türkenkriege der Graf Paskewitsch-Erivansky, im Interesse der orientalischen Literatur, die Bibliothek der Achmed-Moschee zu Achalzich nach St. Petersburg transportiren. Auch sie wurde der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek inserirt, und besteht aus

etwa 150 Bänden über Philologie, Exegeſe, Philoſophie, Medicin und Mathematik in arabiſcher, perſiſcher und türkiſcher Sprache ſich verbreitender Werke. Ein kurzes Verzeichniß derſelben haben die Hrn. Fähn, Charmoy und Mirza Dſchafer zur Kunde des gelehrten Publikums gebracht, nebſt dem Verſprechen, bald einen ausführlichen räſonnirenden Katalog darüber herauszugeben, was aber bis jezt noch nicht geſchehen iſt. Im Jahr 1829 verehrte der als außerordentlicher Geſandter in St. Petersburg anweſende perſiſche Prinz Chosrew Mirza im Namen ſeines Großvaters, des noch regierenden Schah's von Perſien, Fetch Ali, Sr. Majeſtät dem Kaiſer, kurz vor ſeiner Abreiſe, als Geſchenk 17 in perſiſcher Sprache und 1 im oſttürkiſchen oder dſchagataiſchen Dialekte verfaßte proſaiſche und poetiſche Prachtwerke. Am Ende des Jahres 1829 traf in St. Petersburg wieder eine Sammlung von 42 orientaliſchen Handſchriften ein, welche von Sr. Erlaucht dem Grafen Paskewitſch-Eriwansky theils in Bajazid genommen, theils in Erſerum und Dagheſtan angekauft wurden.

2) In der Akademie der Wiſſenſchaften.

Die orientaliſche Manuſcripten-Sammlung der Akademie der Wiſſenſchaften kann man in zwei Hauptabtheilungen zerlegen, nämlich:

a) in die der Arabiſchen, Perſiſchen und Türkiſchen;

b) in die der Mongoliſchen, Mandſchuiſchen, Kalmückiſchen und Tibetiſchen Handſchriften.

ad a) Die erſte, in der ſich ſchon einige Manuſcripte befanden, iſt größtentheils durch den Ankauf von faſt 600 arabiſchen, perſiſchen und türkiſchen Handſchriften im Jahr 1819, und durch einen neuen von etwa 200 ähnlichen Manuſcripten im Jahr 1825 gewonnen worden. Beide Sammlungen gehörten früher dem ehemaligen franzöſiſchen General-Conſul in Bagdad und Haleb (Aleppo), ſpäter General-Conſul zu Tripolis in der Barbarei, Hrn. Rouſſeau, und verbreiten ſich über alle Partien der Muhamedaniſchen Gelehrſamkeit. Späterhin ſind ſie durch einige Geſchenke von Seiten der Herren v. Roſenberg, v. Pansner und Baron Schilling von Canſtadt vermehrt worden.

ad b) Die zweite exiſtirte ſchon ſeit einiger Zeit, aber gewann bedeutend an Umfang durch eine vermittelſt des Miniſteriums des öffentlichen Unterrichts von dem Baron Schilling von Canſtadt im Jahr 1830 gekaufte reiche Sammlung, welche aus 314 Nummern und 2600 Bänden beſteht. Sie verbreiten ſich faſt über alle Fächer der verſchiedenen, von dieſen Völkern kultivirten Wiſſenſchaften, und eine Ueberſicht über dieſelben hat der Akademiker, Hr. J. J. Schmidt, gegeben.

3) In dem Reichskollegium der auswärtigen Angelegenheiten.

Demſelben, in deſſen Archive ſchon früher einige Manuſcripte aufbewahrt wurden, hat der verſtorbene Ritter Italinsky, früher ruſſiſcher Geſandter am römiſchen Hofe, ſeine aus mehr als 150 meiſt arabiſchen ſchätzbaren Handſchriften beſtehende auserleſene Sammlung zur Benutzung von der bei dieſem Collegium beſtehenden aſiatiſchen Lehranſtalt vermacht.

4) In der kaiſerlichen Univerſität.

Dieſelbe hat im Jahr 1832 die ſeltene Sammlung orientaliſcher Handſchriften des Lord Cochrane erworben, über deren einzelne Partien, ſo viel Referent weiß, dem Publikum noch nichts genauer bekannt geworden iſt.

5) In dem Rumianzowſchen Muſeum.

Hier finden ſich gleichfalls einige orientaliſche Manuſcripte.

B. In Dorpat.

Die Dorpater Univerſitäts-Bibliothek beſizt ein von Hrn. Collegien-Aſſeſſor und Ritter Th. Bulgarin als Geſchenk dargebrachtes handſchriftliches Werk des berühmten perſiſchen Dichters Meslana Dſchami.

C. In Moskau.

Die Moskauer Univerſitäts-Bibliothek hat von dem Adjunkten Kazimbek in Kaſan im Jahr 1833 fünf Manuſcripte angekauft.

D. In Kaſan.

Auch hier wurden viele Manuſcripte erworben, 71 arabiſche, perſiſche und türkiſche und 162 chineſiſche, mongoliſche und tibetaniſche.

E. In Orenburg einige wenige Manuſcripte.

Ueber Finnland von St. Julien.

Ueber die Arbeiten der kaiſerl. ruſſiſchen Akademie ſeit ihrer Stiftung.

Ueber den Jahrmarkt zu Niſhnij-Nowogrod.

Ueber die Reiſe des Herrn Dubois in den Kaukaſus.

Ueber die Geſchichte des intereſſanten Fürſtenthums Pſkow (des Freiſtaats Pleskau), der wie Nowogrod ſeine alte Freiheit unter Iwan Waſiliewitſch verlor.

Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der ruſſiſchen Manufakturen mit langen tabellariſchen Ueberſichten.

Ueber die Wirkſamkeit der Herrnhuter in Livland ꝛc.

In Dorpat erſcheinen ferner:

Evangeliſche Blätter,

in denen ſich ein frommer Geiſt und eine Richtung zu erkennen gibt, die für Tholuk eben ſo freundlich, als gegen Hegel feindlich iſt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 104. Montag, 12. Oktober 1835.

Unterhaltungs-Literatur.

1) Räthsel von J. G. M. Stuttgart, Köhler, 1836. 8. S. 206.

Der Verfasser ist am Schluß genannt. Es ist der Oberstudienrath Moser, und ein großer Theil dieser Räthsel ist seit Jahren nach und nach bereits im Morgenblatt erschienen. Jezt erscheinen sie, mit vielen neuen vermehrt, zum ersten Male gesammelt.

Ohne aus den Schranken des unterhaltenden Räthsels herauszugehen, hat der Verfasser seinen kleinen Werken doch zugleich einen lyrischen Geist einzuhauchen gewußt, der sie vor den meisten bekannten Räthselsammlungen auszeichnet, wenn man die wenigen vortrefflichen Räthsel Schillers ausnimmt.

So der Blüthenbaum.

Auf Einer Säule steht ein Saal,
Darin sind tausend Tische gedeckt,
Umschwärmt von Gästen ohne Zahl,
Man weiß nicht, welchem es besser schmeckt.

Der Eine kommt und der Andre geht,
Und Allen ist der Genuß so süß;
Das Essen neben den Tischen steht,
Ein fein, an der Sonne gekochtes Gemüß.

Der Tische jeglichen ziert ein Pokal,
Mit reinem, köstlichen Weine gefüllt;
Draus trinken die Gäste zum glänzenden Mahl,
Daß ihnen sein Rand den Mund umhüllt.

Der Saal ist — was in der Welt ist's nicht,
Ein Eigenthum des besitzenden Herrn;
Doch kümmern um den sich die Gäste nicht,
Er sieht auch den Appetit nicht gern.

Und er hat die Tische doch nicht gedeckt,
Und auch den Nektar nicht eingeschenkt,
Woran manch lüsterner Junge leckt,
Und nicht an die schöne Wirthin denkt.

Die Wirthin aber ist überreich,
Sie gönnt den Gästen das frohe Mahl,
Schenkt ihnen auch die Zeche gleich,
Und frägt nach ihrem Dank nicht einmal.

Die Mutter.

Die Hülle nenn' ich, die ein groß Geheimniß
Umschloß und doch enthüllte sonder Säumniß,
Und wenn sie es verstoßen, doch es heget
Und wie kein Hirte seine Schäfchen pfleget.

Sie schafft dem froh Entdeckten neue Hülle,
Sie spendet ihm des ganzen Reichthums Fülle;

Was sie von Schätzen außer ihm besitzet,
Ist nur ein Schatz, wenn's dem Verstoßnen nützet.

Den Schacht, der immer fördert neue Geister,
Bis ihn zertrümmert sammt der Welt ihr Meister,
Die Quelle nenn' ich, der selbst ewig Leben
Entquillt; ihr kann mein Lied nicht Würde geben.

Die Würde ist es, der sich Alle neigen,
Vor welcher Könige sich und Kaiser beugen;
Groß ist ihr Anspruch, doch ihm wird Gewährung,
Verlangt sie auch von einem Gott Verehrung.

Vollkommen orientalisch sind die Blumen.

Nennt mir die Scheiben, Schirme, Federbüsche,
Die Hellebardenspitzen und die Helme
Mit offnen und geschlossenen Visiren,
Turbane, Narrenkappen, Schläuche, Tüten,
Die weißen Blättchen, deren Schrift zu lesen
Der Mensch sich ganz unwissend unterstanden,
Die Teller, Tassen, Kelche, feinen Nestchen;
Auch Kreuze, Sterne, Glocken, Bälle, Kugeln,
Und Fingerhüte, Knäufe wie Rosetten,
Mit andern schön geformten Arabesken,
Die ein Volk alle mit einander bilden,
Das ohne Zungen eine Sprache redet,
Worüber man der Bücher viel geschrieben,
Die zwar Sprachlehre sind, doch nicht Grammatik.

Unter den komischen Räthseln zeichnen wir aus die Pantoffeln.

Ein Doppelhaus für zehen Knechte,
Das seinen Herrn einst arm gemacht,
Und das, vom weiblichen Geschlechte
Besessen, Manchem warm gemacht.

Oft wird's mit Anstand auch getragen,
Und trägt zugleich den eignen Herrn;
Sein Anblick selbst muß oft behagen,
Denn Mancher küßt sogar es gern.

Im Osten häufiger, als im Westen,
Dort ist's geschmückt, hier meistens kahl;
Vom Bräutchen bei den Hochzeitfesten
Braucht der Polak es als Pokal.

Unter den Buchstabenräthseln Schwaben.

1 — 8. Ein Land ist's, einem Garten zu vergleichen;
1 — 7. Zweig eines Stamms, der kräftig ist, wie Eichen.
1 — 8. Ein fein Gefäß, gefüllt mit Süßigkeiten;
1. 5. 2. 3. 1. Der Stoff, aus dem Insekten es bereiten.
1. 5. 1. 7. 8. Ein weiches Bett, ist nur der Frühling da;
1. 5. 1. 7. Schlaf' ich darin, so ist der Tod mir nah.
6. 5. 2. 5. Ein richtig Bild der schnell verschwundnen Zeit;
5. 2. 5. Ein Klagewort, wenn Dich ihr Mißbrauch reut.

Aus diesen Proben wird man Geist und Form der gewiß ausgezeichneten und in ihrer Art einzigen Sammlung zu erkennen vermögen. Es spricht sich darin ein freundliches, edles Gemüth aus, und ein Witz, den die Grazie mäßigt. Das schärfste Räthsel ist folgendes, das am besten unser Censor lösen wird.

Wie heißt die Parze wohl,
Der nicht ein irdisch Leben
Für ihre Scheere scharf
Zu kürzen ist gegeben?
Gedanken schneidet sie,
Das Leben rasch entzwei;
Sie weiß es nicht, daß hie
Noch mehr als Hydra sey.

Zwei Köpfe wuchsen der
Für den, der abgeschlagen;
Schon wollte Herkules,
Der starke, selbst verzagen;
Doch half ihn noch der Brand,
Womit er jeden Stumpf
Von Blute roth versengt,
Und kopflos blieb der Rumpf.

Doch meine Parze kämpft
So fruchtlos als Kanonen,
Mit ihrem Messerpaar,
Wo schon Ideen wohnen:
Nur wer zu rechter Zeit
Als Grenzhut sie bestellt,
Schützt vor Gedankengift
Mit Glücke seine Welt.

2) Sphynx. Ein Räthsel-Almanach auf 1835. Von Freimund Ohnesorgen. Berlin. 12. S. 343.

Durch Räthsel-Novellen, die dem Inhalt nach sehr berlinisch lokal sind, und deren ausgedehnte Form wohl das Maaß eines Räthsels (dessen Würze die Kürze ist) übersteigt, ist der Almanach ziemlich dick geworden. Doch fehlt es auch nicht an kleinen versificirten Räthseln und Charaden von sehr verschiedenen Verfassern. Viele sind recht artig, manche aber wegen ihrer Unbestimmtheit zu tadeln. Z. B.:

Ein Mal eins und ein Mal zwei,
Ein Mal vier und ein Mal drei,
Nennen flüssig Silber dir,
Rastlos, flüchtig, weit von hier.

Wer mag da wohl errathen, daß der Missisippi gemeint ist?

3) Blumen-, Frucht- und Dornenstücke aus den Gärten der Ephemeriden. Ein literarisches Quodlibet, gesammelt von Wilderer. Erste Ernte. Leipzig, Franke, 1835.

Größtentheils Epigramme, einige Anekdoten und humoristische Aufsätze von Saphir, R. Roos ꝛc., aus dem Cometen, Planeten, der Wiener Theaterzeitung ꝛc. und auch einiges Alte, z. B. das bekannte Hoffmannswaldausche Gedicht „Amanda, liebstes Kind ꝛc.“

4) Muth und Geistesgegenwart. Eine Sammlung merkwürdiger Abenteuer. Herausgegeben von G. H. Retdrchs. Leipzig und Naumburg, Franke, 1834.

Schilderungen von Gefahren aller Art auf der See, im Kriege, auf der Jagd, auf Reisen ꝛc., aus denen sich der Mensch durch Muth und Geistesgegenwart gerettet. Ein recht gutes Buch, die Aufmerksamkeit spannend, lehrreich und gut auf den Charakter wirkend, was so viele geistlose Jugendschriften und Unterhaltungsbücher versäumen.

5) Die große Anekdotenjagd, von Wilderer. Erstes und zweites Revier. Leipzig, in Commission bei Franke, 1834.

Eine bunte Sammlung von Anekdoten, aus allen Weltenden zusammengetragen, alt und neu, größtentheils witzig. Sonderbar erscheint der Purismus des Verfassers. Bei jedem nicht deutschen Wort klammert er seine Verdeutschung ein, z. B. „Cuiraſſier (gepanzerter Reiter)“ „Tarif (Verzeichniß),“ „Patrontaschen (Schußtaschen), Bayonnet (Flintendolch), Einquartirung (Einlegung), Steuerrevisor (Rechnungsprüfer), Mennonisten (Frömmler),“ „Regiment (Schlachtschaar), Redoute (Larventanz), Matrosen (Schiffsknechte)“ ꝛc. In den spätern Heften ist diese Sonderbarkeit glücklich vermieden.

6) Zwanzigpfünder aus Schildas Artillerie, zur Erschütterung des Zwerchfells geldst für Hypochondristen und andere gute Freunde. Erste Batterie. Zerbst, Kummer, 1834. S. 32.

Wir glaubten hier bloß Anekdoten von Schilda, Krähwinkel ꝛc. zu finden, die Sammlung besteht aber aus Anekdoten aller Art und zeichnet sich nicht gerade durch eine geistreiche Wahl aus.

7) Die Zauberkunst aller Zeiten und Nationen, namentlich des ägyptischen Alterthums und des 19ten Jahrhunderts, nach Philadelphia, Bosko, Petorelli, Comte u. A. von C. F. Leischner. Dritte verbesserte Auflage. Mit einem Titelkupfer und 111 Abbildungen. Ilmenau, Voigt, 1834. S. 298.

8) Der Tausendkünstler und Magiker. Zum Nutzen und Vergnügen für Jedermann herausgegeben von Hofrath Poppe. Stuttgart, Weise, 1835. S. 238.

Beides Werke, wie das ältere von Wiegleb und das noch ältere „natürliche Zauberbuch,“ worin die sogenannte natürliche Magie gelehrt wird, d. h. Kunststücke aller Art, die vermittelst der Physik, Optik, Chemie, Mechanik ꝛc. Wirkungen hervorbringen, die der Unerfahrene für Wunder ansieht, und die auch den Aufgeklärten angenehm überraschen, wenn er sie noch nicht kennt, oder die ihm zur geselligen Unterhaltung für Andere dienen können und einen angenehmen, und zuweilen sogar lehrreichen Zeitvertreib gewähren.

In dem ersten der genannten Werke finden sich mancherlei historische Notizen über die Mantien und den alten Aberglauben jeder Art, neben den Anweisungen zu Kunststücken; das zweite Werk beschränkt sich auf die lezteren mit besonders passender Auswahl.

Französische Sprache.

1) Cours théorique et pratique de la langue française suivi de l'art de la correspondance et d'un tableau historique des trois siècles de la littérature française, ouvrage complèt à l'usage de tous les établissements d'instruction publics et particuliers en Allemagne par F. L. Rammstein, professeur de la langue et de la littérature française à l'université imp. roy. de Prague. Nouvelle édition, refondue et considérablement augmentée. Tome quatrième. Syntaxe des verbes et des mots invariables. Construction et ponctuation. A Vienne, chez Gérold, 1833.

Ueber die ersten Theile haben wir schon Literaturblatt von 1831 Nr. 66 berichtet. Wenn dieses Werk auch sehr voluminös ist, so verdient es doch, seiner Reichhaltigkeit wegen, allen Freunden der französischen Sprache und

Literatur empfohlen zu werden. Sehr gründlich ist namentlich das Kapitel über die Präpositionen behandelt. Für Anfänger ist diese Grammatik allzu gründlich und ausführlich, desto belehrender aber für die, die schon mit der französischen Sprache etwas vertraut sind.

2) Französische Grammatik für Schulen, von Dr. P. J. Leloup. Zweite Auflage. Trier, Gall, 1832. X und 340 S.

Herr Leloup ist schon lange als gründlicher Sprachkenner bekannt; wenn er daher in der Vorrede versichert, daß seine Grammatik viel Neues habe, so können wir ihm darin nur vollkommen beistimmen. Während die meisten französischen Grammatiker Formenlehre und Syntax untereinanderwerfen, und das Alte immer wiederkauen, hat der gelehrte Verf. alles zur Formenlehre Gehörige streng von der Syntax geschieden, und mit großer Schärfe und Klarheit manches schwierige Kapitel behandelt, z. B. die Regeln über die Aussprache, die Satzfügung u. s. w. Die Darstellung des Zeitworts ist wirklich meisterhaft; eben so treffend sind S. 142 die Regeln über die Stellung der Eigenschaftswörter; nur in Betreff der leztern, die eine Farbe anzeigen, hätten wir etwas mehr Ausführlichkeit gewünscht. §. 49 ist ebenfalls sehr gründlich. Bei den Regeln über die Sektion des Zeitwortes S. 159 hätte der Verf. etwas mehr sagen können. Den Schluß des Ganzen bilden sehr gut gewählte Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Französischen in's Deutsche und aus dem Deutschen in's Französische, wobei Hr. Leloup mehr auf die Grammatik hätte verweisen sollen.

3) Inbegriff der französischen Sprache, als Anleitung zum Selbstunterricht derselben binnen wenigen Monaten mächtig zu werden; in einer summarischen Aufstellung der Grundregeln dieser Sprache mit den durch herkömmlichen Gebrauch bedingten Ausnahmen. Von Charles Eduard Senneterre. Güns, Reichard. 1835. 124 S. 8.

Verfasser dieses Werkchens hat wunderliche Begriffe, wenn er glaubt, daß Einer binnen wenigen Monaten durch seine Anleitung der französischen Sprache mächtig werden kann. Wenn wir auch zugeben müssen, daß der Verfasser vieles Gute gegeben hat, so findet sich doch auch sehr viel Mangelhaftes, z. B. in den Regeln über die Aussprache. Ferner S. 31 die Darstellung des Verbe ist ebenfalls dürftig.

6) Kurzgefaßte französische Grammatik, nebst zweckmäßigen Uebungen zur leichten und gründlichen Erlernung der französischen Sprache, von L. de Taillez. Zweite, nach einem ganz neuen Plane (?) bearbeitete Auflage. München. Finsterlin.

Ist auch die Grammatik des Herrn Taillez nicht streng wissenschaftlich gehalten, so hat sie doch Vorzüge vor manchen andern, namentlich, insofern die Regeln nicht nur in deutscher, sondern auch in französischer Sprache gegeben sind; auch die Wahl der Beispiele ist recht passend. Durch die Methode, die der Verfasser in seinem Buche befolgt hat, wird der Schüler gewissermaßen gleichsam in die Sprache selbst eingeführt. Bei einer etwaigen neuen Auflage, wünschten wir nur, daß Herr Taillez die Regeln über die Pronoms etwas genauer behandeln möchte und empfehlen ihm deßhalb Leloup's Grammatik. Auch die Regeln über das Zeitwort lassen manches zu wünschen übrig. Von demselben Verfasser ist erschienen:

5) Französische Grammatik mit zweckmäßigen Uebungen zur leichten und gründlichen Erlernung der französischen Sprache, nebst einem Anhange über den Versbau und einem Verzeichnisse der berühmtesten französischen Schriftsteller und ihrer besten Werke. Zweite Auflage. Daselbst, 1834.

Dieses Buch ist in gleichem Geiste, wie das vorige behandelt, nur ist es etwas ausführlicher.

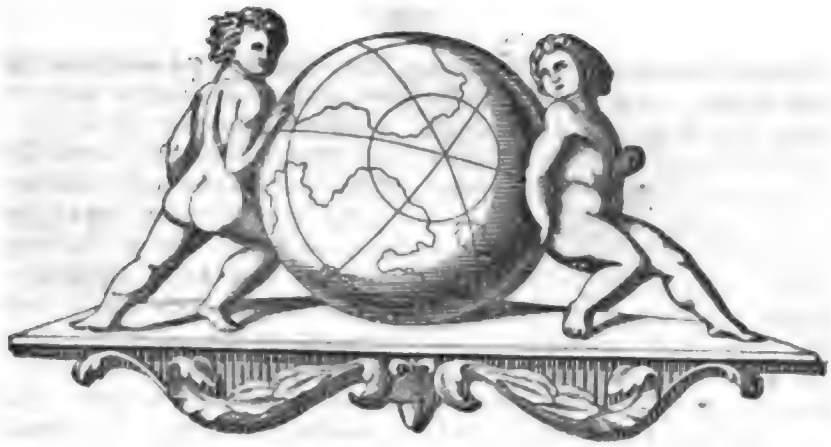
6) Lehrbuch der französischen Sprache nach Hamilton'schen Grundsätzen von Dr. Leonhard Tafel, Oberreallehrer an dem Gymnasium in Ulm. Zweiter Kursus. Stuttgart, F. C. Löflund u. Sohn, 1833.

Der Herausgeber hat sich schon durch mehrere Lehrbücher nach Hamilton's Methode rühmlich bekannt gemacht und es ist nicht zu verkennen, daß nach dieser Lehrweise gewiß der Schüler eher zu etwas kommt, als bei einer andern, wie wir uns darüber früher schon ausgesprochen haben.

7) Vollständige (?) Anleitung zur französischen und deutschen Unterhaltungssprache. Von M. G. Fries, Professor zu Paris. Aarau, Sauerländer, 1833. 302 S. 8.

Ist ein recht nützliches Buch. Freilich könnte hier und da Manches verbessert werden; indeß sind diese Gespräche doch für Anfänger im Französischen recht brauchbar, und genauer bearbeitet, als die vom Verfasser herausgegebene französische Grammatik.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 105. Mittwoch, 14. Oktober 1835.

Deutsche Geschichte.

17) Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, von Hofrath Dr. Fr. Förster. Drei Bände. Potsdam, Riegel, 1834.

Eine sehr verdienstliche Arbeit, die dem Verfasser bei allen vernünftigen Leuten in der Welt weit mehr Zutrauen erwecken und Ehre machen wird, als seine seltsame Leichenrede am Grabe Hegels, worin er diesen Professor zu einer der drei Personen in der Gottheit gemacht hat. Dieses Geschichtsbuch ist aus reichen und neuen Quellen geschöpft, sehr vollständig, sehr klar und nicht im mindesten angesteckt von dem finstern Dämon des Hegelianismus, was uns wahrhaft gefreut hat.

Der erste Band enthält das Privatleben, der zweite die Staatshandlungen des Königs, der dritte Ergänzungen und Beilagen. Den Anfang macht eine meisterhafte Schilderung vom Hofe Friedrichs I., von dem Prozeß des armen Dankelmann, der nicht mehr Geld auftreiben konnte zu den Verschwendungen, von den Intriguen des von Kolb, der später Graf von Wartenberg hieß und seiner Frau Gemahlin ꝛc. Wir entlehnen daraus folgende launige Darstellungen: „Mit sehr erfinderischem Geiste suchte Graf Wartenberg die, durch den Aufwand des Hofes erschöpften, Kassen zu füllen. Willkürlich und ohne, wie es Herkommen war, die Stände zu befragen, wurde nicht nur eine sehr drückende Besteurung der Köpfe, sondern auch der Perrücken ausgeschrieben, als ob jene an der Last dieser ungeheuren Wolken nicht ohnehin schon genug zu tragen gehabt hätten. Eine jede Perrücke mußte mit einem Stempel versehen werden und da man diese Einnahme an einen Entrepreneur, der noch dazu ein Franzose war, verpachtete, so wußte dieser „kurfürstliche Perrücken-Inspektor“ nicht anders zu seinem Gelde zu kommen, als daß er durch seine Unter-Inspektoren die Perrücken, wo sie sich nur blicken ließen, unter genauer Kontrole hielt, was in der Zugluft der offenen Straßen von Berlin für die geschornen Häupter eine große Beschwerde ward. Nach und nach wurden fast sämmtliche Kleidungsstücke einer Stempelabgabe unterworfen, selbst Schuhe, Strümpfe, Stiefeln und Hüte; für das Tragen von Gold- und Silberflittern mußte jährlich ein Thaler gezahlt werden. Der Premier-Minister beschränkte jedoch seine Finanzoperationen nicht bloß auf diesen glänzenden Flitterstaat und auf den Schmuck des männlichen Hauptes, er stieg auch in die niedern Sphären der Gesellschaft herab und verschmähte es nicht, die Schweinedorsten zu einem Monopol der Krone zu erheben.“

„Die Gräfin Wartenberg war die Tochter eines Weinschenken, Namens Rickers, zu Cleve. Sie hatte

als Frau des Kammerdieners Bidekop sich die Gunst des Ministers zu erwerben gewußt, der sie nach dem Tode ihres Mannes heirathete. Daß sie selbst über den König, zumal nach dem (1705 erfolgten) Tode der Königin Sophie Charlotte, einige Gewalt ausgeübt, scheint daraus hervorzugehen, daß er, um ihrer Hoffarth Genüge zu thun, die Herzogin von Holstein-Beck durch ein Geschenk von zehntausend Thalern bewog, der Gräfin Wartenberg den Vorrang bei Hoffesten abzutreten. Die Gräfin war so eifersüchtig darauf, ihren „pas“ unmittelbar hinter den Prinzessinnen von Geblüte zu behaupten, daß sie darüber mit der Gemahlin des holländischen Gesandten in so lebhafte Erörterung gerieth, daß — wie Herr von Pöllnitz bemerkt — durch diesen Streit beinahe das ganze Staatssystem von Europa verrückt worden wäre. Die Könige von Polen und von Dänemark waren damals (1709) in Berlin anwesend und erschienen als Zeugen bei der Taufe der Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, der Tochter des Kronprinzen. Der König hatte den ganzen Hof zu dieser Festlichkeit eingeladen. Die Damen versammelten sich in den Zimmern der Kronprinzessin, um die Markgräfin von Schwedt, die Schwägerin des Königs, welche die neugeborne Prinzessin zur Taufe in die Kirche trug, zu begleiten. Die Gräfin von Wartenberg und die Frau von Lintlo fanden sich auch ein. Als der Zug begann, folgte die Gräfin Wartenberg unmittelbar nach der Markgräfin. Sobald man aber zur lezten Thür der Zimmer herausgehn wollte, sprang Frau von Lintlo, die sich hinter einem Vorhange verborgen hatte, aus ihrem Versteck hervor und lief der Gräfin im eigentlichsten Sinne des Wortes den Rang ab. Diese faßte sie beim Kleide und hielt sie fest. Da nun die Holländerin, die mehr Gewandtheit als Stärke besaß, nicht weiter gehen konnte, machte sie eine geschickte Wendung, that einen leichten Sprung und richtete im Kopfpuße der Gräfin eine große Unordnung an, wofür ihr diese einige unsanfte Rippenstöße gab. Der Ober-Ceremonienmeister hatte die größte Mühe, um die Kämpferinnen aus einander zu bringen, welche eine Wolke von Puder aus den zerrauften Haartoupets auf eine Zeit lang den Augen der erstaunten Zuschauer entzog. Die Gräfin Wartenberg behauptete das Schlachtfeld und trug ein Stück vom Kopfpuße ihrer Feindin als Siegeszeichen davon. Allein damit begnügte sie sich nicht, sie verlangte Genugthuung bei dem Könige, der die Sache sehr ernst nahm und der Frau von Lintlo sofort den Hof verbieten und sie auffordern ließ, der Gräfin Abbitte zu thun. Da Herr von Lintlo gegen eine solche Demüthigung seiner Gattin protestirte, verlangte der König bei den Generalstaaten seine Abberufung und drohte, im Fall Frau von Lintlo die Abbitte verweigern würde, sein Hülfsheer aus Flandern zurückzuziehen. Diese Drohung hatte zur Folge, daß die Frau von Lintlo sich zur Abbitte bequemen mußte. Seit diesem Siege kannte der Uebermuth der Gräfin keine Grenzen mehr. Eines Tages, als sie zur Königin (Sophie Louise, der dritten Gemahlin Friederichs,) mit anderen Damen des Hofes geladen war, um an einer Stickerei, welche für den König bestimmt war, zu helfen, ließ sie sich durch ihren eigenen Kammerdiener ihren Kaffee nachbringen und serviren. Die Königin gerieth außer sich, rief nach Leuten, welche die Unverschämte aus dem Fenster werfen sollten und verbot ihr, die Schwelle ihrer Gemächer jemals wieder zu betreten. Der König vermochte es nicht über sich, seiner Gemahlin eine andere Genugthuung zu verschaffen, als die, daß die Gräfin Wartenberg sie um Verzeihung bat. Dieser Vorfall ward jedoch Veranlassung, daß sich eine Partei am Hofe bildete, welche dem Hause Wartenberg den Untergang schwur.“ Dieser erfolgte auch, doch nur so, daß der Graf mit einem Gehalt von 20,000 Thalern in Gnaden entlassen wurde.

Der Herausgeber hat den medisanten Pöllnitz fleißig benuzt, doch mehrere der pikantesten Anekdoten, z. B. die Schnupftabacksdose der Königin bei der Krönung, fallen lassen.

Der Held der Geschichte, Friedrich Wilhelm I., erwächst und erstarkt vor unsern Augen. Wir sehn ihn in der Schlacht bei Malplaquet an der Spitze der preußischen Regimenter unter Marlborough und Eugen sich die Sporen verdienen. Im 25sten Jahre schon kam er zur Regierung und begann eine merkwürdige Reform. Der Hofetat wurde durchgestrichen, alle Verschwendung und Pracht abgethan, das überflüssige Lakaienvolk auseinandergetrieben. Zugleich verschwanden die ungeheuren Allongeperrücken der Männer, die übertriebenen Frisuren und Reifröcke der Damen. Der König liebte Einfachheit, ging in Uniform und trug nur eine kleine einfache blonde Perrücke; auch die Königin und ihr Hofstaat mußten sich ganz einfach kleiden. Doch war es, trotz aller Ermahnungen, nicht möglich, die übrige vornehme Welt Berlins zu gleicher Bescheidenheit zu gewöhnen, obgleich der König die Prososse in der neuesten französischen Modetracht durch die Straßen ziehen ließ, um die Mode dadurch unehrlich zu machen. Der Herausgeber citirt eine damals erschienene Schrift: „Der deutsch-französische Modegeist,“ worin es unter Anderm heißt: „Sehen wir aber den jetzigen Zustand Teutschlands, so befinden wir einen großen Unterschied. Es ist ja leider! mehr als zu sehr bekannt, daß, so lange der Franzosen-Teufel unter uns Teutschen regiert, wir uns am Leben, Sitten und Gebräuchen also verändert, daß wir mit gutem Recht, wo wir nicht gar naturalisirte Franzosen seyn und heißen wollen, den Namen eines neuen sonderlichen und in Franzosen verwandeltes Volk bekommen können. Sonsten

wurden die Franzosen bei denen Teutschen nicht æstimiret, heute zu Tage können wir nicht ohne sie leben, und muß alles französisch seyn. Französische Sprache, französische Kleider, französische Speisen, französischer Hausrath, französisch Tanzen, französische Musik, französische Krankheiten, und ich befahre, es werde auch ein französischer Tod darauff erfolgen, weil ja die hiedurch verübten Sünden nichts anders prognosticiren.“ Eine zweite Schrift, aus welcher wir den sittlichen Zustand jener Zeit näher kennen lernen, erschien (Danzig und Stettin 1700) unter dem Titel: „politia vera beata“ von Treuherz Wahrmund, der göttlichen Schrift und der wahren Staatsklugheit Beflissenen. Der Verf. hatte, bevor er seine Schrift öffentlich machte, dem Kaiser und den Reichsfürsten eine Abhandlung überreicht, in welcher er zeigte, „daß die Verfassung des heiligen römischen Reichs verworren und unglücklich sey und die Deutschen weder heilig, noch römisch, noch reich machen könnte, wogegen er sich erbietet, den Weg anzugeben, die Reichsverfassung also zu verbessern, daß in Zukunft alle in Deutschland lebende Menschen, jung und alt, keiner ausgeschlossen, künftig hier zeitig vollkommen und dort ewig herrlich leben könnten.“ — Da weder der Kaiser, noch der Reichstag die Denkschrift des Stettiner Buchdruckers in Erwägung zogen, übergab er sie der Presse, worauf sie bei dem Publikum gute Aufnahme fand. Wäre diese Schrift in Frankreich erschienen, so würde man in ihr die ersten Keime der Revolution finden, oder doch glauben, daß St. Simon seine politische Weisheit aus ihr geschöpft habe. — Gegen die Uebel seiner Zeit glaubt der Stettiner Politikus folgende unfehlbare Heilmittel gefunden zu haben: 1) Die heilige Schrift und Christi Sinn sollen der einzige Grund des wahren Glaubens und christlichen Wandels seyn. 2) Der Unterschied der Geburt als Grund der Herrenschaft und Knechtschaft (des dominats und servituts) soll aufgehoben werden. 3) Es sollen öffentliche Erziehungsanstalten errichtet werden, darin auf allgemeine Kosten Knaben und Mädchen christlich und wohl erzogen, genährt, gekleidet und bloß nach ihrem Alter, ohne Unterschied der Stände, eingetheilt werden müßten. 4) Alle Jünglinge im 24sten, die Jungfrauen im 18ten Jahre, desgleichen die jungen verwittweten Personen, sollten ohne langen Aufschub heirathen; alle Heirathsgüter und Geschenke aber auf immer wegfallen. 5) Keiner soll reich und keiner arm seyn; jeder aber seinen bescheidenen Theil an Kleider, Wohnung, Hausgeräth nothdürftig dahin nehmen und die gelehrten Krämermärkte (Gerichtshöfe) als unnütze Dinge abgeschafft werden. 6) Dem Alter solle überall die ihm gebührende Achtung und der Adel und Vorzug nur der wahren Tugend zu Theil werden. 7) Die Fürsten sollten ein kräftiges Kriegsreglement festsetzen, nicht Andern zu schaden, sondern die Reichsgrenzen vor allen feindlichen Einfällen zu decken. Alle Jünglinge sollen die Kriegsdienste ohne Sold und unentgeldlich verrichten und Gütergemeinschaft eingeführt werden.“

Das Privatleben des Königs, seine Tabakstube, seine Art, höchsteigenhändig den Stock zu schwingen, seine Liebhaberei an großen Soldaten, alle diese weltbekannten Dinge sind hier in seiner Vollständigkeit zusammengestellt. Von ihm, wie von seinen Umgebungen, seiner Familie, seinen Räthen, Hofnarren ꝛc. erhalten wir ein klares originelles Bild.

Von noch größerm historischen Interesse ist die Politik dieses merkwürdigen Königs. Man kann sie auf drei Grundsätze reduziren.

Der erste war, innerhalb des Reiches als Reichsfürst treu für Kaiser und Reich zu wirken. Immer ordnete er sich dem Kaiser, das preußische Interesse dem deutschen dienend, unter. Diese Gesinnung sprach er nicht nur beständig in Worten, sondern auch in Handlungen aus. Er leistete Oesterreich, den Franzosen gegenüber, die wesentlichsten Dienste und erst, als er sich im Frieden von 1735 undankbar vernachläßigt sah, lief ihm die Galle über.

Sein zweiter Grundsatz war, daß das Reich nach außen sich kräftig schützen solle, damit der Franzose, Schwede und Engländer, der sich auf deutschem Boden eine Herrschaft anmaße, vertrieben werde. Er sagte die schönen Worte: „meinen Kindern will ich Pistolen und Degen in die Wiege geben, daß sie die fremden Nationen aus Deutschland helfen abhalten.

Sein dritter Grundsatz enthielt einen sonderbaren Widerspruch. Er erklärte nämlich immer, er sey ein Republikaner, und auch als Herrscher nur der erste Diener des Staats, gleichwohl aber ließ er sich in seiner Staatsverwaltung durch nichts einschränken und war so sehr Despot, wie immer Ludwig XIV., nur mit dem Unterschied, daß der französische König sagte: Moi c'est l'état, d. h. der Staat muß nur mir leben, der preußische König aber: l'état, c'est moi, d. h. ich muß nur dem Staate leben.

Natürlicherweise ist in diesem Werke auch ausführlich vom Sohne des Königs, dem nachherigen großen Friedrich, die Rede.

Nur beiläufig sey hier bemerkt, daß die 5 Zoll im Durchmesser betragende Münze von 1719, von welcher der Herausgeber Theil II. S. 303 behauptet, es sey nie eine größere geprägt worden, doch wohl bedeutend kleiner gewesen seyn dürfte, als die Silbermünze, die 1530 das Tyroler Bergvolk dem zum Reichstag von Augsburg reisenden Kaiser Karl V. überreichte und die nicht weniger als 150 Pfund wog.

18) Friedrich der Große, König von Preußen. Für alle Stände nach den besten Quellen von Theobald Chauber. Mit 5 Stahlstichen und 24 Holzschnitten. Stuttgart, Scheible, 1834.

Das große Werk von Preuß hat alle bisherigen Bearbeitungen der Geschichte Friedrichs an Gründlichkeit übertroffen, darum aber eine populäre Darstellung nicht entbehrlich gemacht. An der vorliegenden muß man die Lebendigkeit und hauptsächlich den unabhängigen Standpunkt loben. Obgleich nur Kompilation, sind solche Werke doch eine weit männlichere und gesundere Nahrung für das Publikum, als die Sündfluth fader Romane. Friedrich der Einzige wurde fast immer entweder zu sehr vergöttert, oder allzu ungerecht verdammt. Man warf ihm seine Vorliebe für die Franzosen und seine Mißachtung der Deutschen vor, daß er diese Caprice tausendfach wieder gut machte, indem er als deutscher Fürst die Franzosen auf's Haupt schlug und durch seinen eignen unermeßlichen Ruhm bewies, wie sehr der Geist eines Deutschen den Geistern anderer Nationen überlegen war. Viele seiner Handlungen, die sich vom höchsten und allgemeinsten Standpunkt der politischen Moral niemals werden rechtfertigen lassen, z. B. die Theilung Polens, lassen sich inzwischen durch das unsittliche Princip der gesammten modernen Politik, durch die ganze schlechte Richtung des Zeitalters einigermaßen entschuldigen; wenigstens war er nicht allein der Schuldige. Sein gewaltiger und schöner Geist aber und seine Heldenthaten werden sich nie verkleinern lassen, so oft man sich auch in der Restaurationsperiode Mühe gegeben hat, gleichsam vornehm auf ihn herab zu sehn. Sogar die incontinentia philosophica, die alle Erfahrung in bloße Begriffe verwandeln will, hat sich auch an die Geschichte Friedrichs des Großen gewagt. Daher sagt der Verfasser sehr witzig: „Man hat in neuerer Zeit behauptet, die Angabe: „Katt sey vor den Augen Friedrichs hingerichtet worden," sey nicht wörtlich zu verstehen, sondern heiße wohl nur so viel, daß Friedrich darum gewußt habe. Wir armen Menschen mit unserm gemeinen Menschenverstande, die wir Alles so wörtlich nehmen und die symbolische Sprache gar nicht verstehen! Wir meinen wohl gar, Katt sey wirklich hingerichtet worden? O der Verblendung! Katt ist keine eigentliche Person; er personificirt nur den frühern lockern Geist Friedrichs. Dieser wurde zu Küstrin, wo er gefangen saß, gemordet, so daß er nachher frei von demselben war. So ist es zu verstehen!"

19) Der siebenjährige Krieg in seinen geschichtlichen, politischen und allgemeineren militärischen Beziehungen von Stuhr. Lemgo, Meyer, 1834.

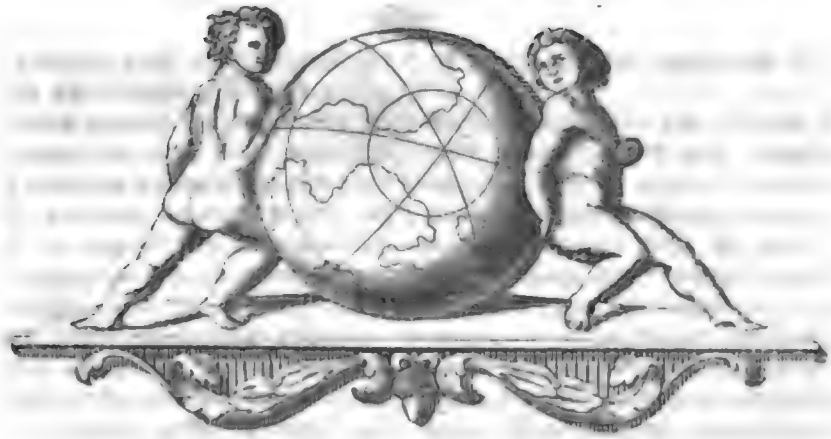
Der Hauptzweck des Verfassers geht dahin, die diplomatischen Konstellationen während des siebenjährigen Krieges zu verfolgen, und daraus zu beweisen, daß dieser Krieg keineswegs so „husarenmäßig" blind geführt wurde, wie ihn Archenholz darstellt. Das ist ganz gut. Auf der andern Seite hat das Husarenthum wiederum seine große Rolle unstreitig gespielt und mehr auf die Diplomatie reagirt, als diese wohl erwartet hätte.

Herr Stuhr begnügt sich aber nicht, bloß die Thatsachen zu entwickeln, sondern er gibt sich auch die klägliche Mühe, die verschiedenen Machinationen der damaligen Politik moralisch und völkerrechtlich zu vertheidigen. So scheint ihm Seite 237 die Zerstörung einer fremden Nationalität vollkommen rechtlich, „denn in der Bewegung geschichtlicher Entfaltungen kann ein volksthümliches Naturdaseyn an und für sich noch keine Berechtigungen geben, sondern nur insofern, inwieferne ein solches in geistiger und sittlicher Verklärung sich in seinem Bestande zu behaupten weiß." Daraus würde folgen, daß man sich gegen jede fremde Nation, sofern sie nicht ihre geistige und sittliche Verklärung beweisen und, was noch mehr sagen will, mit den Waffen „behaupten" könnte, jede Mißhandlung erlauben dürfte. Ein herrliches Völkerrecht! Das heißt das Recht des Stärkern noch korrumpiren, indem zur Mißhandlung noch der Hohn, zum Unrecht noch die Lüge hinzugefügt wird.

20) Leben des Generals, Freiherrn von Seydlitz. Von K. A. Varnhagen von Ense. Mit Seydlitz's Bildnisse. Berlin, Duncker und Humblot, 1834.

Die unsterblichen Kriegsthaten und das einfache Privatleben des Generals sind hier umständlich geschildert. Die schönste Anekdote aus seinem Leben — der Sprung von der Brücke — wird als ein Mährchen widerlegt und das ist Schade. Hr. Varnhagen von Ense zeichnet sich bekanntlich als Biograph und überall durch seinen gefälligen und reinen Styl aus. Wenn wir uns aber eine Bemerkung erlauben dürfen, so ist es die, daß er aus Zartheit zuweilen die Gerechtigkeit vergißt. So bemäntelt er das viehische Betragen der prinzlichen Junker mit der schönen Redensart: „sogar in Liebesabenteuern ward nur Wildheit und Gewalt geschätzt." So kann man von dem alten Berserkern sagen, aber wenn von modernen Prinzen und Junkern in civilisirten Staaten und in Friedenszeiten die Rede ist, sollte man sich etwas weniger schön, etwas mehr mit moralischer Indignation ausdrücken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 106. Freitag, 16. Oktober 1835.

Deutsche Geschichte.

21) Manso's Geschichte des preußischen Staats vom Frieden zu Hubertsburg bis zur zweiten Pariser Abkunft. Zweite berichtigte Auflage. Erste bis fünfte Lieferung. Frankfurt a. M. u. Leipzig, Herrmann, (Obrffling), 1833.

Unter allen preußischen Schriftstellern, welche die Geschichte der lezten fünfzig Jahre geschrieben haben, ist keiner mit so viel Würde und Takt aufgetreten, als Manso. Es ist keine leichte Aufgabe, patriotisch zu seyn und zugleich die tiefsten Demüthigungen des Vaterlandes beschreiben zu müssen, loyal zu seyn und zugleich viele Fehler rügen zu müssen. Die meisten Geschichtschreiber haben sich früher voll boshafter Schadenfreude über Preußens Unglück den rohesten Ausbrüchen des Hohns und vielfachen Uebertreibungen überlassen; später ging man wieder auf der andern Seite zu weit, sprach nur von den Triumphen und nicht mehr von den Niederlagen, nur von der Ehre und Tugend, nicht mehr von den Fehlern und von den Beschimpfungen und verschwieg oder bemäntelte, was doch der Geschichte angehört und uns noch nahe genug liegt, um uns erinnerlich zu seyn.

Manso hat die schwierige Aufgabe gelöst, die Wahrheit zu sagen, ohne seinen Patriotismus zu verdächtigen; im Gegentheil, gerade weil er so patriotisch war, hat er so freimüthig gesprochen. Die wahre Vaterlandsliebe offenbart sich dem Geschichtschreiber durch strenge Prüfung der begangenen Fehler, und macht vergangenes Unglück noch fruchtbar für die Folgezeit, indem er den Rath und die Warnungen, die darin liegen, klar hervorhebt.

Neben der diplomatischen und Kriegsgeschichte hat der Verfasser auch den Entwicklungsgang der innerlichen Verbesserungen in Preußens Staatshaushalt aufmerksam verfolgt.

22) Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des Deutschen Ordens, von Johannes Voigt. Sechster Band. Königsberg, Borntträger, 1834.

Wem ist nicht bekannt, daß dieses längst begonnene und rüstig fortgeführte Werk zu den eigentlich klassisch zu nennenden Spezialgeschichten gehört, die immer selten sind, deren aber die neuere Zeit mehrere hervorgebracht hat, und um derentwillen uns die Nachwelt mehr ehren wird, als um so mancher glänzenderen, aber nichtigen literarischen Erscheinung willen.

Dieser sechste Band schildert die Blüthenzeit des deutschen Ordens unter dem Hochmeister Konrad von Jungingen, und hauptsächlich die

innere Verfassung und Verwaltung während dieser Periode.

Darin läßt sich nun der rein aristokratische Grundcharakter nicht verkennen. Der Verfasser sagt darüber: „Wenn bisher der gesammte Orden als eine in sich geschlossene, durch Gesetz und verfassungsmäßige Ordnung für sich bestehende, über sich selbst gebietende und sich selbst gehorchende Gemeine erschienen ist; wenn wir die einzelnen Glieder dieser Ordensgemeine, vom Hochmeister und den obersten Gebietigern bis zum lezten Halbbruder, unter sich selbst durch Eid und Gelübde, wie die Ringe einer durch die meisten Länder Europas hindurchgezogenen Kette, enge verbunden und zum strengsten Gehorsam gegen die Handhaber der Ordnung und des Gesetzes verpflichtet sahen, also daß selbst der Meister, sonst über alle Ordensbrüder hoch gestellt, sich beugen mußte vor dem Gesetze, wie vor der Macht und dem Ausspruche des über Allen stehenden und über Alle richtenden Kapitels; so treten jezt, wenn von Verwaltung und Verfassung des unterworfenen Landes gesprochen wird, jene Gehorchenden und Untergebenen als befehlende Gesetzgeber, als die regierenden Verwalter, als die gebietenden Oberherren über die Gesammtzahl der übrigen Bewohner des Landes auf. — Der Hochmeister konnte ohne Berathung und Zustimmung des Kapitels oder der obersten Gebietiger keine das Land betreffenden Gesetze geben, nichts in der festgestellten Landesverwaltung verändern, keine neuen Bestimmungen über Abgaben, Leistungen oder sonstige Verpflichtungen der Unterthanen verfügen und weder die Einkünfte des Ordensschatzes auf solche Weise steigern, noch die durch alte Ordnungen und Gesetze bestimmten Ausgaben desselben willkürlich beschränken. Alles, was den Handel des Landes betraf, jede Veränderung im Verkehre mit dem Auslande, jede mit den Städten des Landes gepflogene Verhandlung über Handelsverhältnisse und städtische Gewerbe, alles was man Landessatzung und Landesordnung hieß, mußte zuvor vom Meister mit dem Kapitel oder seinen obersten Gebietigern berathen und beschlossen werden. Desgleichen wurde auch jede mit den Landesbischöfen getroffene Vereinigung über Dinge der Landesverwaltung stets zuvor dem Rathe und Gutachten der obersten Gebietiger vorgelegt und die Vollführung geschah erst nach ihrer Genehmigung. Selbst ländliche Verleihungen oder Verschreibungen über ländlichen Besitz konnte der Meister beständig nur auf den Rath und unter Zustimmung seiner Gebietiger ertheilen, denn nicht er, sondern der Orden war Herr des Landes. — Die fünf obersten Gebietiger des Ordens bekleideten, wie wir früher sahen, nicht bloß die sogenannten Großämter im Orden, sondern zugleich auch die vornehmsten Rathsämter in Betreff der Landesverwaltung. Als die ersten Verwaltungsräthe bildeten sie, so zu sagen, das Ministerium des Landesfürsten, einen stehenden engeren Ausschuß des großen Kapitels, welches durch sie gewissermaßen beständig versammelt und wirksam blieb.“ Auch in der weitern Gliederung nach unten entsprachen die innern Würden des Ordens vollkommen den äußern Aemtern. So waren die Ordenskomthure sämmtlich Bezirksverwalter und Kommandanten der Burgen, die den Mittelpunkt jedes Bezirks bildeten, und vereinigten in ihrer Person die höchste Militär- und Civil-, Justiz- und Finanzgewalt.

Neben dem Orden bildete sich nun aber noch ein Laien-Adel, der nicht zu den Regierenden, sondern zu den Unterthanen gehörte, ehemalige Kreuzfahrer, die gegen die Heiden gestritten und sich im Lande niedergelassen hatten, ohne in den strengen Orden zu treten. Sie theilten sich in den Landadel und in die Patricier der Städte. Der Landadel erhielt nach und nach viele Rechte, die sonst nur dem Orden zustanden, Jagdrechte, das Recht Burgen zu bauen ꝛc., und trat je mehr und mehr, da der Orden verfiel, als ständische Opposition auf.

Dem Adel zunächst standen die Kölmer, d. h. freie deutsche Kolonisten, die nach Kulmischem Recht lebten; alsdann die Freilehnsleute, preußische Ureinwohner, die man durch ein anständiges Lehnsverhältniß bestochen und von weitern Empörungen zurückgehalten hatte; endlich die niedern Bauern, Hintersassen, Gärtner. In diesen verschiedenen Rangordnungen des Landvolks bewährte sich die Politik des divide et impera.

Eine der achtungswürdigsten Stellungen nahmen die Städte ein, groß durch den Handel und die hanseatische Verbindung.

Wer diese Grundzüge der interessanten preußischen Verfassung in allen Details ausgeführt lesen will, den müssen wir auf das Werk selbst verweisen.

23) Geschichte des preußischen Staats von Dr. Ernst Helwing. Erster Band. Erste Abtheilung. Zweite Abtheilung, erste Lieferung. Lemgo, Meyer, 1834.

„Die Grundlage der höheren geschichtlichen Macht des preußischen Staats ist eine doppelte; die eine ist politischer, die andere religiöser Natur. Die erste dieser Grundlagen ward durch das erfolgreiche Streben der Markgrafen von Brandenburg gelegt, im Kampfe für die Beschirmung des nordöstlichen Deutschlands während des sichtbar beginnenden Verfalls des heiligen römischen Reichs eine kräftige, geschlossene und selbstständige deutsche Herrschaft in den Ebenen an der Ostsee zu begründen; — die zweite beruhet darin, daß die brandenburgischen Kurfürsten der kirchlichen Bewegung des sechszehnten Jahrhunderts sich anschlossen, zu Vertretern der evangelischen Kirche sich erklärten, und ihre Macht zum Mittelpunkte

und zum Schilde des protestantischen Deutschlands erhoben. Dieser zwiefachen Grundlage nach gehört der preußische Staat, welcher allein in der Herrschaft der Kurfürsten von Brandenburg seinen Keim und Anfangspunkt findet, wesentlich und durchaus zu den Erscheinungen der modernen Zeit; seine Wurzeln erstrecken sich zwar in das Mittelalter hinein, aber seine geschichtliche Bedeutung und seinen Rang unter den europäischen Mächten hat er erst dadurch erhalten, daß er seit dem offenen Hervortreten des in allen Kreisen des Lebens schon lange vorbereiteten Bruches auf das entschiedenste dem Geiste des Mittelalters den Abschied und der neuen Richtung Raum gab. Ohne die Stürme des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts wären die Beherrscher Brandenburgs geblieben, was sie waren; — jener Schiffbruch erst, welchen die christliche Kirche des Mittelalters und das römisch-deutsche Reich erlitten, machte in Deutschland die Entstehung einer neuen europäischen Macht möglich, wünschenswerth, nothwendig. — Viele rangen nach dem Kranze; durch die geschickteste Benutzung der Verhältnisse aber schritt der Markgraf von Brandenburg Allen voran, und hob sich dann in kurzer Frist mächtig über seines Gleichen empor."

In diesem Sinn und von diesem Grundgedanken ausgehend, hat der Verfasser seine Geschichte geschrieben.

Was die erste Grundlage betrifft, so hat der Verfasser vergessen, daß Preußen sich in dieser Hinsicht mit Oesterreich völlig in gleichem Falle befand, und daß die größere Leichtigkeit in dem eroberten Lande der östlichen Slaven unter Unterworfenen und Sklaven eine Fürstenmacht zu gründen, zu welcher die Fürsten im Westen unter den freien Deutschen, unter einem ebenbürtigen Adel, stolzen Bürgern und zum Theil unabhängigen Bauern nie gelangen konnte, die einzige, aber für Oesterreich und Preußen gleich gültige Ursache ihres allmählich entstehenden Primates wurde.

Die zweite Grundlage ist gewissermaßen aus der ersten zu folgern. Der rein politische Streit um das Primat ging dem geistigen Kampf der Reformation vorher, und bediente sich desselben nur als eines Mittels für seine alten politischen Zwecke. Oesterreich hatte sein Primat schon vor der Reformation gegründet mit alten Mitteln, es mußte also natürlicherweise auch im religiösen Kampf die alte Meinung vertreten. Die politischen Rivalen Oesterreichs hatten vor der Reformation noch keine feste Stellung gewonnen, sie wechselten beständig. Einmal bediente sich Ludwig der Baier, dann Kursachsen, zuletzt Brandenburg des Reformationsprincips gegen die Habsburger. Aber erst durch die Reformation selbst und durch ihre neuen und gewaltigen Oppositionsmittel konnte das zweite politische Primat festgestellt werden.

So ist es bisher gekommen. Nun hätte aber der Verfasser auch von einer dritten noch unbekannten Grundlage sprechen sollen, denn der religiöse Gegensatz hat heutzutage doch wohl seine politische Bedeutung größtentheils verloren.

Die Geschichtserzählung ist detaillirt und lebendig. Nur die raisonnirenden Stellen fallen zuweilen in's Deklamatorische. Sehr zu loben ist die Einheit des Ganzen. Der Verfasser gibt nur die Landesgeschichte Brandenburgs, bis dieses Land an das Haus Hohenzollern kommt, und dann die Geschichte der Dynastie in ihrer allmählig immer wichtiger werdenden, immer tiefer in die europäische Geschichte eingreifenden Entwicklung; ohne durch besondere Rücksichten auf die einzeln zugewordenen Provinzen die Darstellung zu überladen. Er darf sich auf diese Weise isoliren, denn er schildert nicht die Geschichte des deutschen Volkes, sondern nur die eines besondern durch sie hindurchlaufenden Interesses.

24) Geschichte des preußischen Staats und Volks, für alle Stände bearbeitet, von Eduard Heinel. Erster Band. Danzig, Gerhard, 1834.

Der wohlmeinende Verfasser ist in einen kleinen Widerspruch gerathen. Er will die Geschichte eines preußischen nicht nur Staats, sondern auch Volkes schreiben, und gesteht doch selbst, dieses Volk sey deutsch, und seine Geschichte könne nur im Ganzen unter der größern deutschen Geschichte begriffen werden. Deßhalb beginnt er auch ausdrücklich nicht mit der Geschichte der Dynastie, nicht mit der des brandenburger oder preußischen Ostseelandes, sondern mit der deutschen Geschichte überhaupt. Wenn nun so viele sind, die immer das bloß isolirte Interesse eines Staats festhalten, so ist es wohl gut, daß Andere wieder das gemeinschaftliche Band hervorheben, was alle deutsche Stämme umschlingt.

25) Preußens Vorzeit, oder historische Unterhaltungen, Gemälde und Sagen ꝛc. Herausgegeben von Dr. Reiche. Erster Jahrgang, 1stes und 2tes Heft. Glogau und Leipzig, Heymann, 1835.

Seltsam genug, daß die neueste politische Eintheilung den Maaßstab dafür abgeben soll, welche Volkssagen und alte Geschichten zusammen gehören und welche nicht. Eine Sage von Trier darf nicht mit einer von Mainz, denn Mainz ist darmstädtisch, wohl aber mit einer von Memel zusammengestellt werden, denn Memel ist preußisch. Auf diese Weise kommen altpreußische und slavische Sagen mit rheinländischen und sächsischen zusammen, so heterogen sie auch untereinander seyn mögen, z. B. die Sagen von Tugumir und Wlast und dann wieder die von der h. Genoseva und vom h. Anno, während die unter einander

nach Zeit, Ort und Geist innigst verwandten Sagen des Rheins doch nicht neben einander stehn dürfen, sofern die eine dem preußischen, die andere dem nassauischen Ufer angehört. Ein Patriotismus, der solche Unterscheidungen macht, scheint mir ziemlich frazzenhaft zu seyn.

Gleichwohl kann man von der Sammlung selbst nur Gutes rühmen. Die Sagen und historischen Tableaux aus der Vorwelt sind mit Geschmack ausgewählt, klar und mit Wärme dargestellt.

26) Leben und Thaten des Fürsten Blücher. Von Louis von Wallenrodt. Stettin, Böhmer.

27) Gebhart Lebrecht von Blücher. Von W. Burckhardt. Stuttgart, Scheible, 1835.

Seit der ausgezeichneten Darstellung des Herrn Varnhagen von Ense sind wieder diese beiden neuen Arbeiten erschienen, von denen die erste mit mehr patriotischer Begeisterung, die zweite mit mehr historischer Ruhe und Vollständigkeit geschrieben ist. An der leztern loben wir besonders, daß die bekannten Anekdoten von Blücher in ihrer ganzen Derbheit beibehalten sind, während Herr von Wallenrodt manches von der Kernsprache Blüchers gemildert oder ausgelassen hat.

28) Leben und Denkwürdigkeiten Johann Matthias, Reichsgrafen von der Schulenburg, Feldmarschalls in Diensten der Republik Venedig. Aus Originalquellen bearbeitet. In zwei Theilen. Leipzig, Weidmann, 1834.

Die Pietät eines Enkels hat diese sehr interessanten Memoiren aus seines Vorfahren eignen Papieren und aus Venetianischen Archiven auf das fleißigste zusammengetragen.

Der Feldmarschall Graf von Schulenburg, von dem es sich handelt, hat zwar keinen der größten historischen Namen, gehört aber doch zu den merkwürdigsten Männern seiner Zeit und würde sich einen weit bedeutenderen Ruhm erworben haben, wenn er nicht ein politisch-militärischer Ueberall und Nirgends gewesen wäre. Kaum war er auf einem Schauplaz aufgetreten, so verschwand er wieder, um auf einem andern zu erscheinen und so entgingen ihm die Vortheile der Stetigkeit.

Sohn eines kurbrandenburgischen Geheimen-Rathes, geb. 1661, trat er zuerst in braunschweigische Hof-, dann Kriegsdienste, machte einen Feldzug gegen die Türken mit, kämpfte dann am Niederrhein gegen die Franzosen und übernahm eine diplomatische Sendung nach England. Später unterhandelte er in Paris in Betreff der hannöverschen Kurwürde. Da inzwischen sein Herr starb, ging er bald nach dem Frieden von Ryswick in savoyische Dienste. Hier gab er sich dazu her, einen blutigen Vertilgungskrieg gegen die armen Waldenser zu führen. Nachher mußte er, da Savoyen sich mit Frankreich alliirte, gegen das deutsche Reich fechten, erlag aber in der Schlacht bei Chiari der Tapferkeit des Prinzen Eugen, wurde verwundet und hielt es für gerathener, den savoyischen Kriegsdienst zu verlassen und mit dem sächsisch-polnischen zu vertauschen. Hier ging es ihm wieder übel. Karl XII. jagte die verwahrloste sächsische Armee aus Polen heraus, obgleich Schulenburg persönlich großes Kriegsgeschick zeigte.

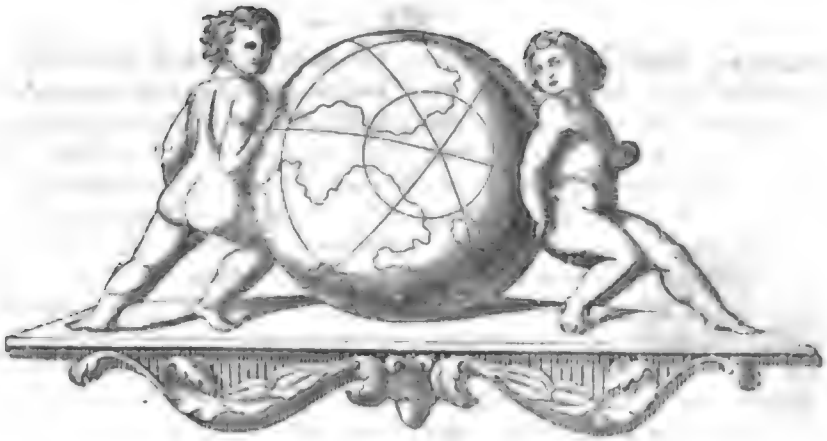
Damals wurde Schulenburg in den Prozeß Patkuls verwickelt, indem er bei der Berathung zugezogen wurde, deren Resultat die Verbrechen des Jahrhunderts vermehren sollte. Zugegeben, daß Patkul ein Intrigant, und daß König August in Noth war, so bleibt doch die völkerrechtwidrige Verhaftung des Gesandten einer befreundeten Macht (Patkul war russischer Gesandter am polnisch-sächsischen Hofe), und die Auslieferung desselben an den Feind (Karl XII., der den Unglücklichen hinrichten ließ) ein ewiger Schandfleck der deutschen Geschichte.

Nachdem Schulenburg sich in Polen von der schwedischen Partei bei Fraustadt abermals hatte schlagen lassen, begab er sich als Volontair in das Lager der Alliirten in den Niederlanden und wohnte den Berathschlagungen und Aktionen Marlboroughs und Eugens, der Schlacht bei Oudenarde, der Belagerung von Lille ꝛc. bei. In der Schlacht bei Malplaquet kommandirte Schulenburg die ganze Infanterie des Prinzen Eugen. Ueber alle diese Begebenheiten sind seine genauen Berichte mitgetheilt.

Nach Beendigung des spanischen Erbfolgekrieges ging Schulenburg, vom Kaiser in den Grafenstand erhoben, in venetianische Dienste. Die Republik trug ihm die Führung des damals ausgebrochenen Türkenkriegs auf, und durch die tapfere Vertheidigung Korfus erwarb er sich Ruhm und Dank in ganz Europa. Seine Einfälle in Morea glückten nicht, aber sehr verdient machte er sich durch die neuen zweckmäßigen Befestigungen Korfus und der dalmatischen Küste. In dem wiederausbrechenden Kriege von 1734 ff. behauptete er die Neutralität Venedigs, machte noch mehrere Reisen nach fast allen nordischen Residenzen, wurde überall gut aufgenommen, blieb aber im Dienst des dankbaren Venedig und starb 1747.

Seine Memoiren sind eine sehr werthvolle Quelle für Alle, welche die Geschichte seiner Zeit näher kennen lernen wollen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 107. Montag, 19. Oktober 1835.

Deutsche Geschichte.

29) Geschichte des ehemaligen Stifts und der Landschaft St. Gallen unter den zwei lezten Fürstäbten, besonders während der helvetischen Revolution bis zu Aufhebung des Stifts. Mit Originalakten. Von F. Weidmann. St. Gallen, Wegelin und Wartmann, in Commission bei Huber und Comp., 1834.

Abgesehn vom Lokalintereſſe hat dieſes Buch auch noch einen allgemeinen Werth als Beitrag zur Revolutionsgeſchichte. Zuerſt wird der Zuſtand des Ländchens St. Gallen unter dem vorlezten Fürſtbiſchof Beda geſchildert, der 1796 ſtarb, um dem unternehmenden Pankraz Platz zu machen, der den revolutionären und franzöſiſchen Geiſt in der Schweiz, indem er ihn bekämpfen wollte, nur noch mehr hervorrief. Damals ſchon gab es zwei Parteien im Volk, die Harten und Linden, d. h. die Radikalen und Gemäßigten. Dieſe kamen 1797 in Biſchofszell zu einer blutigen Schlägerei, mehrere Ortſchaften fingen an, größere Freiheiten zu begehren oder alte zu reklamiren, die Landſchaft Toggenburg, lange unter politiſchem und kirchlichem Druck ſeufzend, empörte ſich, erklärte ihre Unabhängigkeit, pflanzte Freiheitsbäume und wählte den Johann Künzle zum erſten Landammann. Fürſt Pankraz floh und proteſtirte aus der Ferne. Schon im Frühjahr 1798 rückten die Franzoſen in die Schweiz ein. Die Harten jauchzten auf und begingen zu Arbon und Bruggen arge Exzeſſe gegen die Linden. Allgemeine Freiheit und Gleichheit wurde verkündet, man feierte das Geburtsfeſt der neuen helvetiſchen Republik, aber die nächſte bittere Folge war ein furchtbares Ausſaugen aller Lebensquellen. Die Franzoſen verſtanden ſich damals beſſer noch, als ſie ſich überhaupt immer darauf verſtanden, Freundesland zu plündern. Alles Stiftsgut wurde konfiscirt, die Bilder und Alterthümer der ehrwürdigen Kirche, eine der älteſten und berühmteſten in Deutſchland, in frevelhaftem Muthwillem zerſtört.

St. Gallen erhielt nunmehr den neuen Namen Kanton Säntis (vom Berge gleiches Namens). Aber ſeine Konſtituirung erlitt bald Störungen. Fürſt Pankraz kam mit den Kaiſerlichen in's Land. Dieſe ſchlugen ſich mit den Franzoſen 1799 bei Zürich in blutiger Schlacht. Die Franzoſen ſiegten, Fürſt Pankraz, der für Oeſterreich geworben hatte, floh zum zweiten Mal.

Im Jahr 1801 zeigte ſich große Mißſtimmung in der Schweiz über die ſchlechte Haushaltung der helvetiſchen Regierung. Auch im Kanton Säntis trat Füchsli mit einer kräftigen Erklärung auf. Als die Franzoſen

aus der Schweiz weggezogen, folgte ihnen eine allgemeine Bewegung des Volks gegen Bern, von wo die helvetische Regierung davonfloh, im Herbst 1801. Damals war aber Napoleon der Richter aller irdischen Dinge und so mußten die Schweizer von ihm die berühmte Mediationsakte annehmen, 1803. Fürst Pankraz that alles Mögliche, sein Stift zu retten, in Wien und Paris und in Rom, jedoch vergeblich. Das uralte Stift St. Gallen wurde feierlich und für immer aufgehoben, 1805. Auch nach dem Sturze Napoleons und der Herstellung der alten Kantone, 1814, erklärte sich doch die Tagsatzung entschieden gegen die Wiederherstellung des Stifts, 1817, und der alte müde Fürstabt starb ohne Nachfolger im Jahr 1829.

30) Geschichte der Landschaft Toggenburg. Von Karl Wegelin. Zwei Theile. St. Gallen, in Commission bei Huber, 1833.

Sehr gründlich aus Archiven geschöpft, aber hauptsächlich nur für die Toggenburger selbst von Interesse. Der Verfasser berichtet uns auf's allerumständlichste, wer jeden Morgen Landes von den ältesten Zeiten bis auf die unsrigen in dieser Landschaft besessen habe, was doch natürlich nur ihren heutigen Besitzern wissenswürdig erscheinen wird. Diese endlos vielen Namen und Notizen über Vergabungen und Vererbungen machen es sehr mühselig, das Buch zu lesen, und der Verfasser hat nicht dafür gesorgt, durch Aufnahme der lokalen Sagen eine angenehme Abwechslung hervorzubringen. Er erklärt vielmehr (Seite 43), daß den Sagen und Legenden in der wirklichen Geschichtserzählung keine schickliche Stelle eingeräumt werden könne. Nur kleine Fehden unterbrechen das ewige Einerlei des Besitzwechsels, obgleich auch sie immer nur um den Besitz geführt wurden. Erst nachdem im 15ten Jahrhundert der lezte Graf von Toggenburg ausgestorben war und die Landschaft durch Kauf an St. Gallen kam, wird die Geschichte interessanter. Das Gezänk der Dynasten um Besitz hört auf, und das Volk tritt zum ersten Mal, in eignem und in höherm Interesse handelnd auf. Ein Toggenburger, Ulrich Zwingli, beginnt in Zürich die Reformation. Auch die Landleute von Toggenburg nehmen den neuen Glauben an und rüsten sich, zugleich auch das weltliche Joch des Abts von St. Gallen von sich abzuwälzen. Schon ist die Revolution vollendet, der Abt entflohen; da scheitert das Glück der Reformirten vor Cappel, Zwingli fällt, die alten katholischen Orte ertrotzen einen für ihre Sache günstigen Frieden und die Landschaft Toggenburg muß von Neuem dem Abt huldigen. Von diesem Augenblick an werden die Reformirten in der Landschaft gedrückt, und nach und nach immer ärger mißhandelt, bis erst die neuere Zeit ihnen ihre Rechte wiedergibt. Die Geschichte dieses Aufstrebens und dieser Unterdrückung in einem kleinen schönen Alpenthale ist der interessanteste Theil des Werkes, und um so verdienstlicher, als sie bisher weniger bekannt geworden ist und sehr zur Lehre und Warnung dienen kann. Das arme Toggenburg war ein Opfer der unseligen Parteiung und des aus ihr hervorgegangenen kleinlichen Geistes, der die alte ehrwürdige Eidgenossenschaft wie Rost den Stahl durchfraß.

31) Hinterlassene Schriften von Johann Ulrich von Salis-Sewis. Zwei Abtheilungen. Chur, Kellenberger, 1834.

Eine gedrängte Geschichte Graubündtens; dann besondere Nachrichten vom Geschlechte derer von Vaß, von der Gemeinde Fleims und der Herrschaft Belmont und Hohentrims. Die erstere ist sehr klar und übersichtlich, die leztern gehn mehr in das urkundliche Detail.

32) Erzählungen aus Zwinglis Leben und der schweizerischen Reformationsgeschichte. Von G. W. Röder, aus authentischen Quellen faßlich für das Volk dargestellt als Text zu 7 lithographirten Bildern. Chur, Kellenberger, 1834.

Eine kurze und populäre Geschichte Zwinglis, seines ersten muthvollen Auftretens, der durchgreifenden Reform, die er in den vordern Landen der Schweiz bewirkt, seiner eifrigen und praktischen, obgleich unglücklichen Bestrebungen, sich mit Luther zu vereinigen und seines heldenmüthigen Todes auf dem Schlachtfeld von Cappel.

Dritte Abfertigung des Dr. Gutzkow.

Herr Gutzkow hat geschrieben: es wäre besser, wenn man nie einen Gott geglaubt hätte — ein unehelich geborner Mensch, ein gewisser Jesus, habe sich durch eine bedenkliche Verwirrung seiner Ideen zu unbesonnenen Schritten verleiten lassen und dieser arme Rabbi von Nazareth sey nichts als ein verunglückter Revolutionär gewesen, wie später Thomas Münzer — der Roman, den er (Gutzkow) geschrieben, worin ein gebildetes (!) Mädchen ein kleines Theater aufschlagen läßt, um sich dem Jüngling in puris naturalibus zu zeigen, sey viel poetischer, als Romeo und Julie von Shakespeare — diese Gattung von idealen (!) Darstellungen herrsche bereits in Frankreich und werde nun hoffentlich bald auch in Deutschland durchdringen ꝛc. ꝛc. In derselben Gesinnung hat Herr Gutzkow unternommen, als Kritiker alles Edle mit dem frechsten und persönlichsten Spott

anzufallen. Was von der moraliſchen Seite unantaſtbar war, z. B. Uhland, nannte er langweilig; wo er irgend eine alte Jugendſünde eines berühmten Mannes, z. B. Schleiermachers, wenn ſie auch mit den ſpätern Leiſtungen und dem wiſſenſchaftlichen Charakter des Mannes gar nicht zuſammenhing, aus der Vergeſſenheit aufgraben konnte, that er es mit ſchadenfroher Bosheit. Was durch Religioſität, Moralität und Patriotismus ausgezeichnet ſeinem gottloſen, unſittlichen und franzöſiſchen Trachten im Wege ſtand, wurde von ihm ſyſtematiſch beſudelt.

Auch Wienbarg hatte in ſeinen äſthetiſchen Feldzügen bereits erklärt, die gewöhnliche Moral müſſe nicht nur aus der Poeſie, ſondern auch aus dem Leben verbannt werden, das Fleiſch müſſe wieder in ſeine Rechte eingeſezt werden, die einſeitige chriſtliche Geiſteskultur müſſe verbannt werden, um der heitern ſinnlichen Religion Griechenlands auf's Neue Platz zu machen, und dieſe Religion ſoll ganz auf die ſchöne That, d. h. auf die Unzucht geſtellt ſeyn, nicht auf eine lächerliche Schwärmerei der Seele oder bloße Gedanken und Worte.

Solche Grundſätze wurden öffentlich verkündigt und mehrere junge Dichter bewieſen durch ihre Erſtlinge, daß ſie nach ſolchen Grundſätzen zu leben und zu ſchreiben ernſtlich geſonnen ſeyen. Man nab ſich den jockenden und vielverſprechenden Namen „das junge Deutſchland“ und machte ſich ſehr laut.

Ich frage Alle, die ſich um die öffentlichen Angelegenheiten in Deutſchland irgend bekümmern, ob es nicht Pflicht war, dieſem wüſten Treiben ein Ende zu machen? Ich habe es gethan mit ſo viel Ernſt, als die Sache erforderte, aber mit Anerkennung der mißbrauchten Talente und mit Schonung der Verführten, von denen zu erwarten iſt, daß ſie ihren traurigen Irrthum erkennen werden, und deren Namen ich nicht einmal genannt habe.

Herr Gutzkow hat nun ſelbſt und durch zwei Helfershelfer gegen mich operirt, wie folgt.

Erſtens mußte die offenkundige Gotteslaſterung und Immoralität ſeiner Schriften bemäntelt und der Blick des Publikums von dieſer Seite ganz ab und auf meine Perſon hingelenkt werden. Dieſe meine Perſon mußte mit einer Sündflut von Unrath überſchüttet werden. Wahrheiten mußten gänzlich entſtellt, auf's gehäſſigſte gedeutet, jeder Scherz, den er in meinem Hauſe von mir oder meinen Freunden gehört, mußte verbrennt, Lügen mußten erfunden werden, um, wenn es auch nicht gelänge, das Publikum zu überreden, doch ihm wenigſtens durch den Skandal einen Reiz zu erregen. Alle Vermuthungen alter Weiber, alle Verläumdungen meiner literariſchen und politiſchen Feinde, durch die meine Konſequenz jederzeit ſiegreich hindurchſchritt, hat er aufgewärmt, obgleich dieſes ganze Geklatſch ſich ſchon durch ſeinen innern Widerſpruch von ſelbſt widerlegt. Auf einer Seite wirft man dem nämlichen Manne Servilismus und Furcht, auf der andern Demagogie und Wildheit vor. Ein ſo blinder Haß macht nur dem Ehre, dem er gilt. Ich hatte ſchon vor zwölf Jahren, zu einer Zeit, da Herr Gutzkow nur erſt die pädagogiſche und noch nicht die kritiſche Ruthe bekam, dieſelben Grundſätze und ſprach ſie mit derſelben Wärme aus, wie heute. Daher iſt auch, was er über ſeinen Einfluß auf mich faſelt, die ſinnloſeſte Aufſchneiderei.

Die Wahrheit verlangte, daß ich dem Herrn Gutzkow ſein Talent auf keine Weiſe, auch als der ſtrengſte Ankläger ſeiner Immoralität, nicht abſpräche; aber ich will mir dies nicht zu einem Verdienſt anrechnen, denn ich hatte nichts dabei zu gefährden. Mein Gegner fühlt freilich anders. Ihm ſchien, nur etwas an mir gelten zu laſſen, gefährlich. Er hat den Muth der Wahrheit nicht und kann ihn nicht haben. Er hat nur den Muth der Lüge.

Ich habe dieſen Kampf rein im Intereſſe der Religion, der Sitte und der vaterländiſchen Ehre angefangen, es iſt nur eine Fortſetzung meiner frühern Kämpfe, die ich gegen weit bedeutendere Leute, in gleichem Intereſſe durchgefochten. Und nun wollen dieſe Knaben mir vorwerfen, ich bekämpfe ſie nur aus Rivalität, weil ich kein anderes kritiſches Journal aufkommen laſſen wolle. Abgeſehen davon, daß ich allezeit andere Journale neben mir das Glück deutſcher Preßfreiheit ruhig habe genießen ſehen und ſogar immer bereit bin, mein kritiſches Amt dem zu überlaſſen, dem die literariſche Ehre Deutſchlands ſo am Herzen liegen wird, wie mir, — iſt es überhaupt unſinnig, dem alten bewährten Kämpfer für bekannte Ideen, dem Manne, dem Herr Gutzkow ſeine kritiſche Konſequenz ſogar zum Vorwurf macht, ein perſönliches Intereſſe unterzuſchieben.

Nachdem meine edeln Gegner auf dieſe Weiſe nur meine Perſon verläumdet, verkleinert, im Hohlſpiegel verzerrt haben, ſuchen ſie ſich zweitens Verbündete.

Von dieſen wird es auch erſt abhängen, was ſie weiter thun werden. Sie wiſſen es jezt noch nicht. Von mir gedrängt, ſehen ſie ſich zwar gezwungen, in einem feigen und furchtſamen Gewäſch eine Art von pater peccavi anzuſtimmen; aber ſie fühlen zugleich, wie wenig dies zu ihrem bisherigen Uebermuthe paßt, und ſie hoffen, daß der Weltliterator Wienbarg für ſeine „ſchönen Thaten“, der neue Prophet von Frankfurt, Gutzkow für ſeine wohlriechenden „Ideale“ doch wohl einen bedeutenden Anhang finden könnte. Dann müßten ſie ſich ja ſchämen, ſich einmal aus Furcht auf lächerliche Weiſe vor dem verſpotteten Chriſtenthum und vor der verhöhnten guten Sitte gedemüthigt zu haben.

Sie überschwemmen nun Deutschland mit Briefen und Aufforderungen. Aus den Zuschriften, die mir alte Gegner von mir zugeben lassen, um mir auf eine edelmüthige Weise unmittelbar zu sagen, daß sie die an sie ergangenen Aufforderungen der „unzüchtigen Gesellschaft“ mit Verachtung zurückgewiesen haben, kann ich schließen, was vorgeht, und daß Herr Gutzkow gewiß mit Aengstlichkeit mein ganzes Literaturblatt durchgegangen ist, um alle die aufzufinden, die muthmaßlich meine Feinde sind, und die man geschwind loben und für sich gewinnen muß.

An die Verehrer Goethe's, als meine ausgesprochenen Gegner, hat man sich öffentlich gewendet. Sie hat man flehentlich in dieser Noth Israels um Hülfe angeschrieen, und hofft, daß sie sich dazu hergeben werden, etwa unter dem Vorsitz des Herrn Gutzkow, wider mich Rath zu halten. Schade nur, daß den Verehrern Goethe's, unter denen gar feine Leute sind, nichts so widerlich ist, als ein Genosse, wie Gutzkow, als eine Nutzanwendung, wie sie Gutzkow von ihren nicht immer wohlverstandenen, aber doch meistens wohlgemeinten Lehren macht. Sie wissen sehr gut, daß ein solcher Freund dem Goethianismus weit mehr Schaden bringen muß, als es der schonungsloseste Feind vermöchte.

Endlich soll der Welt weisgemacht werden, daß die lasterhafte jeune Allemagne, der Wechselbalg, den man uns einpfuschen möchte, das wahre junge Deutschland sey und die öffentliche Meinung in der ganzen deutschen Jugend für sich habe. Daher wurde aufgeboten, was irgend feil war, um geschwind gegen mich zu schreiben und eine künstliche Mehrstimmigkeit hervorzubringen. Ihrer drei sind aufgetreten, drei falsche Groschen aus Einer Tasche, Einer so gering wie der Andere.

Solcher Ausflüchte bedient man sich. Mit solchen Mitteln hofft man meines Schwertes Spitze verrücken, wider den Stachel lecken zu können. Doch umsonst. Ich halte sie auf euch gerichtet so fest und unabwendbar wie euer böses Gewissen selbst. Ich kämpfe für eine gute Sache. Weh euch, die ihr die schlechte führt!

Und es ist nicht meine Sache allein. Alles, was noch Achtung vor Religion und Sitte hat, kehrt sich wider euch. Jetzt hält man euch schon für geschlagen und zweifelt nicht, daß ihr mir gehorchen und euch ganz erstaunlich mäßigen werdet. Solltet ihr aber in eurer bisherigen Weise mit Gotteslästerung und Unzucht fortfahren, so würdet ihr schon sehen, wie weit ihr kämet.

Das junge Deutschland selbst hat in mehreren Blättern schon angefangen, die Unbefugten, die sich zu seinen Repräsentanten aufgeworfen haben, zu desavouiren, und es wird noch ferner geschehen, denn allerdings hat zunächst die jüngere Generation den Schimpf zu rächen, den ihr diese schlechten Vertreter anhängen. Wie die Einsichtsvolleren der deutschen Jugend denken, erhellt z. B. aus folgender Stelle einer jüngst erschienenen Schrift des geistreichen Dr. Kühne (Eine Quarantaine im Irrenhause): „Die Ironisten reißen sich los von den Brüsten der Mutter Vernunft; sie glauben, sie sey eine abgelebte Matrone, aber die Mutter ist die ewig alte und die ewig junge, sie ist der ewige Impuls des Lebens selber im Untergang und Aufgang, im Verwelken wie im Blühen. Die Ironisten glauben den Ernst der Vernunft mit Kurzweil zu vertreiben und wissen nicht, daß ihr alle Mächte des Geistes zu Gebote stehen, daß sie sich aller Formen des Lebens, wie ein ewiger Proteus, selbst bedient, um nichts als sich, sich selbst zu fördern. Eine große allgemeine Emancipation der Ignoranten ist in unserer Zeit in Anmarsch, und so scheint es, als beherrsche die Vernunft nicht mehr das ganze Daseyn. Aber Ihr dient mir Alle, sagt die Vernunft, mit Wissen oder ohne Wissen, Viele nur verworren, bis ich sie in die Klarheit führe! — Junges Deutschland! Du von Dir selber ausdrücklich also benamstes „junges Deutschland,“ Dein Leben scheint mir hektisch, eine rapide Schwindsucht! Du bist engathmig, Du keuchst. Tanze und rase Dich nicht zunichte und zu nichts; Deine Galoppade ist weiter nichts als eine Gallomanie. Nimm Dich in Acht, daß Du nicht zu früh alt, in Deiner Jugend schon alt wirst, und dann nichts mehr jung bleibt als die alte Vernunft, der ewig alte und ewig junge Phönix deutschen Denkens und deutschen Dichtens.“

Dies ist der richtige Standpunkt. Eine Jugend-Literatur, in der nichts von der wahren und ewigen Jugend ist, in der nur altes und fremdes Laster nachkränkelt, verdient diesen ausschließlichen vielverheißenden Ehrennamen nicht.

Junges Deutschland! weder jung noch deutsch, Greiseskälte im verbrannten Hirn, französisches Gift in allen Adern! Dich sollten wir anerkennen als die Jugend unsers großen, schönen Volkes? Dich? Die Franzosen berauschen sich im Genuß eines giftigen Fliegenschwamms und nachdem sie ihn ausgesogen haben, erniedrigst du dich, auch im Laster nur Sklave, dir vom schlechten Abwasser des Schwammes einen ähnlichen, nur matteren, nur thierischeren Rausch zu holen. Und dich sollen wir als die freie, unschuldstolze deutsche Jugend mit reiner Stirn und klarem Aug' erkennen? Dich? Nein, hier ist nur ekle, Abscheu erregende Verdorbenheit, auf welche die wahre deutsche Jugend mit Verachtung herabsieht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 108. Mittwoch, 21. Oktober 1835.

Damen-Literatur.

1) Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem Denkmal. Berlin, Dümmler, 1835.

„Das Buch ist für die Guten und nicht für die Bösen; nur böse Menschen können es übel ausdeuten." Wer nun nicht zu den Bösen gehören will, der wird wohl das Buch loben müssen? Seltsame Zumuthung, doch Naivetät war immer die liebenswürdigste Eigenschaft der Damen.

Der zärtliche Briefwechsel ist sehr poetisch und wenn wir uns über gewisse Kleinigkeiten wegdenken könnten, würden wir diese Gluth, dieses Leben, diesen reichen Liebeseifer, dieses süße Gewühl der schwärmenden Bienen im blühenden Lindenbaum hinreißend und entzückend finden. Aber jene Kleinigkeiten sind Bettina und Goethe, Goethe und Bettina.

Ich würde glauben, daß diese Liebe eine einfache, echte, wahre, natürliche gewesen — es ist immerhin schwer zu glauben, aber ich würde es glauben, wenn Bettina nicht diese Briefe noch bei Lebzeiten herausgegeben hätte. Durch diese einzige Handlung wird mir alles bestätigt, was mich in diesen poetischen Briefen als Affektation anwidert. Wenn ich lange nach ihrem Tode von dem poetischen Geheimniß gehört hätte, das sie voll Zartgefühl bewahrt und verschwiegen, so würde ich g glaubt haben, daß Bettina den Mann um seiner selbst willen, und nicht bloß den Ruhm des Mannes geliebt habe; ich würde die Liebe schön gefunden haben und noch schöner um des Geheimnisses willen. So aber muß ich die Ehre haben, um Verzeihung zu bitten, wenn mir in diesem Buche das Beste zu fehlen scheint, die innere Wahrheit.

Die Art übrigens, wie auch hier wieder Goethe den sich ihm hingebenden Geist mit dem kältesten Egoismus ausbeutet, könnte für seine Vergötterer belehrend seyn.

2) Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Drei Theile. Berlin, Duncker und Humblot, 1834.

Den Schmerz des Herrn Varnhagen von Ense über den Verlust einer geliebten Gattin wird wohl Jeder gebührend ehren. Doch kann sich durch diese persönliche Rücksicht die Kritik nicht die Hände binden lassen. Wir haben ein Buch vor uns, und Bücher haben keine zärtlichen Männer, hinterlassen keine trauernden Wittwer, Bücher sind keine Privatpersonen, sondern öffentliche, oder überhaupt nicht Personen, sondern Sachen, und das Urtheil über sie kann nie frei genug seyn. Rahel tritt vor das gesammte deutsche Publikum, sie fordert überall das öffentliche Urtheil heraus.

Sie würde in England oder Frankreich durch ihren Geist eine größere, und gewiß eine bestimmtere Stellung eingenommen haben. Sie würde eine Staël oder Morgan geworden seyn, wenn die vor ihren Blicken aufgeschlossene, zunächst vaterländische Welt ihr mehr Einfachheit und große Umrisse, weniger Chaos und Detail gezeigt hätte. Deßhalb schwankte sie und war nur so aphoristisch in ihren Produktionen. Daß sie nicht so leicht mit sich fertig wurde, daß sie sich dem gemeinen Troß schreibender Weiber nicht beigesellte, daß sie nach einem höhern Standpunkt strebte, von wo aus mehr zu übersehen ist, macht ihr nur Ehre.

Was aber so vielen männlichen Geistern nicht möglich war, sich aus den Banden der wissenschaftlich-ästhetischen Aristokratie zu befreien, das konnte ihrem weiblichen Geist noch weniger gelingen. Es ist interessant, sie deßfalls unwillkürlich ringen und dann immer wieder mit weiblicher Naivetät dem ästhetischen Salonwesen sich hingeben zu sehen. Sie hatte eine Ahnung davon, daß die Eleganz der „vornehmen Geister" den tiefern Abgrund des menschlichen Geistes kaum kümmerlich bedecke, geschweige ausfülle; aber als ein echtes Weib (wir finden das gerade schön an ihr) nahm sie die Umgebung, wie sie einmal war, erwiederte die ihr entgegenkommende Liebe und bemühte sich, die kleinen Eitelkeiten dieser Umgebung liebenswürdig zu finden und zu theilen, auch wenn sie drüber stand.

Ein Theil ihrer Gedanken ist so frei, so eigen, so erhaben über die herzebrachten Abgeschmacktheiten der literarischen Autoritätssucht und vornehmen Geistessklaverei, daß eben deßhalb manche gute dumme Leute daran Anstoß nehmen. Der andere größere Theil schließt sich dagegen nur dem allgemeinen ästhetischen Gefasel der vornehmen Coterien an, und läßt wohl hin und wieder noch unabhängige Gedanken durchblicken, ist aber im Ganzen nichts als ein gutgemeinter Enthusiasmus, in den sie sich hineinfühlt und hinein phantasirt, um über die hundertmal schon besprochenen feststehenden oder wechselnden Autoritäten der gebildeten Welt Berlins noch das hundert und erste hinzuzufügen. Daher gehört ihr Buch, seinem Hauptinhalt nach, jener modernen Scholien-Literatur an, die nur im Geist und Wort des Meisters oder der Meister lebt und in einer unendlichen Commentation auch des Kleinsten und Geringsten, was der Meister gesagt hat, das Heil der Welt sucht. Im Allerheiligsten steht Goethe's Thron. In seinem Geist versammeln sich die Auserwählten und die Wissenden. Ihn zu begreifen, ihn zu kommentiren, und die von ihm noch nicht berührten Dinge auf ihn zu beziehen und unter seinen Gesichtspunkt zu bringen, ist das bewußte oder auch unbewußte Ziel aller dieser Kommentatoren und Enthusiasten.

Rahel bewegt sich als Frau mehr in den Aeußerlichkeiten jener literarischen Hierarchie. Sie kommt zu den Büchern mehr durch die Personen, die sie kennen lernt; und zum Schreiben mehr durch die Gespräche und geselligen Anläße; daher auch das meiste in ihrem Buch Briefen entnommen ist. Im Ganzen aber sind diese aphoristischen Bestrebungen von demselben Geist eingegeben, der in den mehr systematischen Studien der männlichen Kommentatoren herrscht. Nämlich: unbegrenzte Verehrung, ja göttliche Anbetung Goethes, — die feste Ueberzeugung, die in ihm vollendete Geschmacksbildung sey das höchste Ziel der Menschheit — der Stolz auf die Gegenwart, auf ihre hohe, vorher nie erreichte Bildung, insbesondere auf Berlin und den Atticismus seiner Gesellschaften, — die andächtige Vertiefung, die scholastische, man könnte beinahe sagen, indische Grübelei in den einzelnsten Sätzen und Worten der heiligen Bücher Goethe's oder Hegels oder anderer Autoritäten, wodurch eine schlechterdings unermeßliche und unbegrenzbare Erklärungs-Literatur vorbereitet wird, über die hinaus man nicht mehr in's grüne Leben blicken kann, — das gänzliche Ignoriren der übrigen Welt, des Lebens, des Volks und seiner Bedürfnisse, des großen historischen Weltganges, und die vornehme Geringschätzung derer, die sich mehr um diese Gegenstände, als um die Spielereien der Einbildungskraft bekümmern.

Daß Rahel sich diesem Kreise angeschlossen hat, ist ihr nicht zu verdenken, da sie durch ihre Verhältnisse in ihn hineingestellt war, und da sie als ein Frauenzimmer zunächst nicht die Aufgabe oder Kraft haben konnte, sich von so vorherrschenden und angenehmen Vorurtheilen loszureißen. Nur auf Augenblicke hat sie geahnt, in welcher schiefen Stellung sich die ästhetische Aristokratie zur wahren Ansicht der Dinge befindet, und ihre gute Natur hat ihr zuweilen Gedanken eingegeben, die in jenem Kreise nichts weniger als normale sind.

Sollten auch nur einige Gedanken Rahels für die Ewigkeit geschrieben seyn, warum war Herr Varnhagen von Ense aus lauter Liebe so lieblos, auch so viele vertraute Briefe von ihr drucken zu lassen, mit Nachrichten wie, z. B.: „Es war den Sonntag natürlich die Rede von Goethe, und da erbot sich dann Otterstedt wieder, er wolle hin, und ihn schaffen; welches ich verbat; er sollte ihn nur wissen lassen, wer es war, der ihm in Niederrad nachschrie. Frau von Schlosser meinte, ich solle nur grade mit Otterstedts zum Kommerzienrath — der ein preußischer ist — Willemer hinfahren, und dort die Damen besuchen! Das fehlte mir! — Das Alles mißfällt mir: Goethe muß ich anders, natürlich, sehen: wie Alles. Du weißt, im Leben hab' ich noch keine Bekanntschaft gesucht, als eine, der mehr an mir, als mir an ihr liegen mußte. Man steht sonst zu dumm da; was

sollt' ich Goethen sagen. Wenn er sichs erinnert, weiß er wie ich ihn liebe; oder auch nicht: denn dies grade weiß er nicht. Povero vecchio! rief Einmal über das andere neulich, in den einfältigen Stücken, eine Italienerin neben mir aus, die nicht ein Wort deutsch verstand, und der ihr Gemahl, ein russischer General, alles in's Ohr übersezte; povero vecchio! wie ein Wucherer ein schönes junges Mädchen nicht bekam, und bekommen sollte. Er sah ihr so mitleidig aus. Bedauerlich! wollte ich jezt auf Goethe sagen: das heißt poveretto. Dies fehlt ihm; den Genuß schenken ihm die Götter nicht; den refüsirte das Schicksal. Ich habe Unendliches von ihm gehabt. Er nicht mich. Und so laß' ich es denn! Getrost. Mich dünkt sogar, es muß Wichtiges im Leben zurückbleiben, Wichtigstes, worauf wir einen größten Werth sezen; mich dünkt es so, wenn das Leben selbst sehr wichtig, oder vielmehr wir uns so bleiben sollen. So habe ich es kennen lernen und erlernt; dazu habe ich Kraft: im Gegentheil bin ich ganz ignorant, und verstehe es wahrlich nicht; die größten Menschen sind gewiß die, welche im Vollgelingen des Glückes ergründen, sich ausbilden, und Kräfte bekommen: solcher bin ich nicht, und solche Starke kenne ich auch nicht: auf solches warte ich nicht, aber solche möchte ich noch kennen: sonst „acht' ich keinen Mann mehr!" wie Schillers Elisabeth, ziemlich dumm und unverständlich, zu Posa sagt. Ihre Gaben, ihren Herzenskern, liebe und schäze ich noch: aber einen ganzen Menschen bewundere ich nicht mehr. Im Ganzen sind sie nicht besser, als ich. Marwiz war der lezte, den ich über mich stellte; mit Thränen hat er's gebüßt; und steinern fand mich dieser Engel! der aber nicht mehr war, als ich! — Verstehst du mich? Nun will ich dir aber in allen Dingen aus meinem Herzen keine Mördergrube machen, wie der selige Möllendorf zu sagen pflegte. Auch über die Gegend will ich dir wahr sprechen — (schöne Weintrauben! steckt' ich sie dir in den Mund! Ich gönne mir nichts allein, es freut mich nicht) — schon das lezte mal, und auch vorlezte mal in Töplitz, fand ich, ein schönes, reizendes Thal wird mit der Zeit fade, durch seine bestimmten Gesichtspunkte, als ein Berg, oder dergleichen Hauptpunkte, wenn nicht auch eine öde, unendliche, wüste, weite, ernste Seite zum Ausweg des beschränktern Daseyns dabei gelassen ist; so fand ich's in Baden und hier. Und so ängstlich das ärmliche Sandthal bei uns durch den Gedanken wird, daß man ohne unendliches Fahren zu nichts Wohlhabendem, Freundlichen kommt, so ist doch die großartige Seite befriedigt, und affadirt fühlt man sich nie. Dies, was ich hier nur flizzirt und schlecht ausdrücke, aber bestimmt immer gefühlt habe, hat gewiß auf uns Brandenburger und Berliner gewirkt, und längst schon behauptete ich, keine Provinz habe weniger Narren. — Zu Schl.'s geh' ich nicht mehr; die wissen auch, meiner großen Bescheidenheit wegen nicht, was sie mir schuldig sind: sie treffen O., der sie nie besucht hatte, und dessen Frau ihr Gesicht sie nicht kennen, zufällig bei mir: ich amalgamire sie, wie immer: er spricht von sie besuchen; sie laden O.'s zum Diner, und nicht mich. Wie erwünscht mir das Zuhauseessen, und das Auslassen, weißt du, die Grobheit ist aber dieselbe. Nie auch wäre ich hingegangen, hätten die Frau von Schlegel und Pilat mich nicht so sehr dazu ermuntert; und hätte ich nicht gehört, daß diese Familie Goethens Schl.'s sind. Da ich nun ohnehin die Reise vorhabe, so ermuthigt mich das nicht, zu Frau von Jordis Schwester zu gehen, deren Haus freilich aus ganz andern Leuten bestehen mag. Ich wiederhole es; man muß nur die suchen, die einen nöthig haben: und so that ich immer. Ich bin nicht eine Treiberin meiner selbst, obgleich ich viel getrieben habe ꝛc." —

„Wie die beiden schönsten Fürstinnen Deutschlands, — holde, blonde, liebe Engel, — als preußische Bräute mit unsern Prinzen und dem hochseligen König zu Frankfurt waren, so hatte dieser seine Loge im Theater dicht neben der, worin die Frau Rath Goethe zeitlebens ihren Platz nahm. Das lebhafte Herz der vortrefflichen Frau triumphirte, daß ihre Prinzeßchen so schönen und vornehmen Prinzen vermählt werden sollten, und sie konnte es nicht unterlassen, ihrem Logennachbar, unserm Könige, zu zeigen, wie wohl sie den hohen Bräuten befreundet sey. Sie besaß nämlich eine schöne Dose mit der Brillant-Chiffre des Herzogs von Mecklenburg zum Andenken für die so sehr freundliche Aufnahme seiner Kinder. Und so gab die Herzogin die Worte wieder, mit denen Frau Goethe ihr die Sache nachher selbst erzählt hat: „Ich nehme meine Dose, geh' in's Theater, stelle sie mit draufdrückender Hand — fest auf den Logenrand; der König sieht nichts. Ich nehme eine Prise, sezte die Dose näher an den König, und sehe ihn an; er sieht nicht auf die Dose hin, er hat mehr dergleichen gesehen! Ich nehme sie abermals, sezte sie noch näher, und sehe wieder den König an: endlich blickt er auf die Dose, und wie er sie gesehen hat, sagt er ganz gütig: „Ei! Madame Goethe, was haben Sie da für eine schöne Dose!" Ja, Ihro Majestät, antworte ich, die hab' ich auch von meinen Prinzessinnen von Mecklenburg!" Und so mußte der König ihre Freude wissen, und die Sache war gelungen. Herz bilst zu Allem."

„Ich habe meinen Abend mit Lesen, und Varnhagen, zugebracht; und von halb 8 bis etwa 9 war Professor Hegel bei uns: nachher las ich erst. Ich wollte eben seine vortreffliche merkwürdige Rezension Hamanns lesen. Friedrich Schlegel haben wir nicht mehr. Wie schäzte ich nun den großen Mann doppelt, der da saß!

— Lernt' ich nur gleich wieder einen großen Deutschen an Schlegels Stelle kennen! Es klingt wie Platitüden, was ich von diesem vornehmen Geist sage, dessen Freundin ich war: und dem ich unendlich viel sagen durfte. Frau von Humboldt ist sterbend: lebt. Und Friedrich müssen wir erst missen. Was sagen Bartholdo's zu der unseligen Schwester? Nichts. Hamlets Rest: Schweigen. Ophelia's tiefstes metaphysisches Wort: „Es wird schon alles gut werden: wir müssen nur Geduld haben." Platitüde; wenn nicht Shakespeare's Gedanken es hervorbringen: Platitüde, wie alles Positive, flach genommen, von Flachen. Ich freue mich, Louis, daß dein Kopf so klar von den Igeln geworden ist: höchstes Genießen! Wundre dich nur nicht, wenn du dich schwach davon fühlst: ich war es lange, von zwei Stück. Es ist nicht die Masse Blut, die es macht; sondern der Igel Art. Darf Robert alles essen? Morgen hoff' ich ihn zu sehn. Gute Nacht! F. V.

Varnh. will auch morgen aus; ich weiß noch nicht, ob ich's leide."

Und mit solchen Dingen sind wenigstens sieben Achtheile der drei starken Bände von Rahel angefüllt!

Ihr Guten, ihr Glücklichen, ihr meint es ohne Zweifel sehr gut und seyd überzeugt, daß ihr euch nicht nur die Genüsse, sondern auch die Verdienste der geistigen Vornehmigkeit angeeignet habt. Ihr seyd mit euch selbst ungemein zufrieden und glaubt nun ein Recht zu haben, es euch in euern abgeschlossenen Cirkeln recht bequem zu machen und euch um die übrige Welt nicht mehr zu bekümmern. Aber ihr vergeßt das uralte Naturgesetz, daß wenn die Bildung einerseits in Ueberfeinerung ausartet, andrerseits die Barbarei nicht ausbleibt, daß, wenn Einige sich für besonders vornehm halten und besser seyn wollen, als das Volk, dann Viele unter das Volk hinabsteigen zum Pöbel.

Erschreckt ihr Ueberzarten nicht vor dem Pöbelgeist, der jezt in der Literatur aufkommt, nachdem ihr den Volksgeist verachtet habt?

Indem ihr immer wieder zu eurem Goethe flüchtet, werdet ihr das Uebel nicht bannen. Goethe's Geist war selber nicht so rein, daß er die unreinen besiegen könnte. Ihr müßt den Namen und ihr müßt den weichlichen Genuß verlassen, um nur für die Sache der edlern Bildung kraftvoll zu kämpfen. Sonst wird eure ganze glänzende Aristokratie in seidene Fetzen vermodern, und die Gemeinheit wird eurer Erbe verwüsten.

Deutsche Geschichte.

29) Geschichte des sächsischen Volkes von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Nach den besten Quellen und für alle Stände bearbeitet von Dr. H. Meynert. Mit 6 Kupferstichen und 4 Lithographien. Leipzig, Meser, 1835.

Keine deutsche Provinz hat so viele Spezialgeschichten aufzuweisen, als Kursachsen, doch werden immer wieder neue geschrieben. Die vorliegende soll sich durch ihre Popularität auszeichnen. Der Verfasser selber fühlt, daß manche vielleicht an dem Titel: „Geschichte des sächsischen Volkes" Anstoß nehmen dürften, und entschuldigt sich damit, daß er sagt: „Offen gestanden, der Gedanke an ein sächsisches Volk im wahren Sinne hatte mir stets so viel Reizendes und ist aus einem Wunsche mir endlich dergestalt zur festen Vorstellung geworden, daß ich jezt, wo Sachsens Verhältnisse sich immer mehr wieder sowohl einem äußern Abschlusse, wie einer innern Einheit zurunden, mit diesem Namen nicht zu viel zu sagen glaubte."

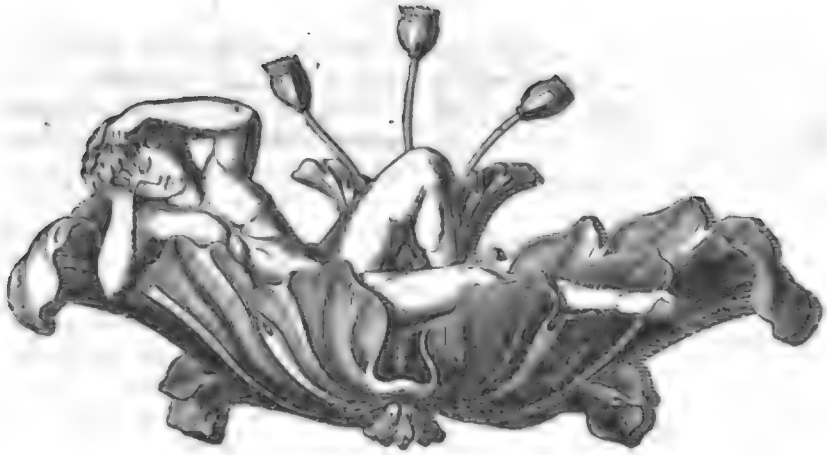
Also von diesem engherzigsten Standpunkt aus, im Geist des allerverdammlichsten Systems, dem ein deutscher Geschichtschreiber folgen kann, hat Herr Meynert sein Werk geschrieben. Es gibt nur ein Volk in Deutschland, und das ist das Deutsche. In diesem Volk unterscheidet man mehrere Zweige, Glieder, Theile, unter denen neben dem fränkischen, schwäbischen, bayrischen auch der sächsische Zweig eine der ersten Stellen einnimmt. Allein die echten Sachsen sind zwischen dem Niederrhein und der Niederelbe auf beiden Seiten der Weser zu suchen, und keineswegs in dem Rest Kursachsens, wo ursprünglich die slavischen Sorben zu Hause waren, die nur unterworfen und germanisirt wurden. Der Dithmarsche, der Vierländer, der Ostfriese, der Münsterländer, der Braunschweiger, der Harzanwohner, und nicht bloß der Kursachse sind Sachsen.

Der engherzige Patriotismus des Herrn Meynert beschränkt sich aber auf den kleinen Theil eines Theils eines Ganzen.

30) Handbuch der Geschichte von Zittau. Von M. Peschek. Erster Theil. Erste Lieferung. Zittau, in Commission bei Schöps und beim Verf., 1834.

Eine gründlich angelegte, theils aus Carpzows älterer Geschichte, theils aus Handschriften und Urkunden fleißig zusammengetragene Stadtgeschichte. Die erste Lieferung enthält nur Topographisches, und eine Untersuchung über Alter und Namen der Stadt. Zittau war anfangs böhmisch und erst die kirchlich-politische Trennung machte mit der Reformation zugleich die deutsche Sprache in der Lausitz alleinherrschend.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 109. Freitag, 23. Oktober 1835.

Damen-Literatur.

3) Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal. Berlin, Veit u. Comp., 1835. 4.

Kaum vermag man über ein solches Werk kaltblütig zu berichten. Innige Rührung ergreift uns, betrachten wir die That, den Selbstmord eines jungen liebenswürdigen Weibes, aber mit einem nicht minder tiefen Widerwillen erfüllen uns die Motive dieser schrecklichen That.

Charlotte Stieglitz kommt in ihren hier gesammelten Briefen, Aphorismen, Tagebüchern ꝛc. beständig auf Rahel zurück. Sie erkannte wohl ihre innerliche Verwandtschaft mit dieser. Aber indem sie Rahels innere und äußere gesellschaftliche Befriedigung nie erreichte, koncentrirte sich bei ihr alles desto mehr in einem innersten Gefühl der Entbehrung. Sie wurde, kurz gesagt, ein vollkommner weiblicher Werther. Sie tödtete sich, weil die Welt ihrem zu verfeinerten ästhetischen Bedürfniß nicht mehr genügte.

Aber sie war Gattin? Bis zu welcher Unnatur mußte jenes künstlich erzeugte Bedürfniß sich steigern, um die Gattin eines jungen und geliebten Mannes zum Selbstmord zu verführen? Das sind die Früchte jener Schule poetischer Ueberreizung und unersättlicher Begehrlichkeit, die den Geist mit Verkennung der einfachsten Pflicht und des natürlichsten und schönsten Glückes, eitlen Phantomen nachjagen und darüber zu Grunde gehen läßt. Dem überspannten Gefühl schweben dunkle Ahnungen von einer Befriedigung des Egoismus vor, die nicht einmal die Einbildungskraft zu einer bestimmten Gestaltung bringen kann, und die rein nichtig sind, weil auch das höchste Glück nur in einer Entäußerung des Egoismus, in einer Hingebung, in einer Mäßigung und, ich wage es zu sagen, auch immer nur in einer Pflichterfüllung besteht. Werther und Faust lehrten die verwahrlosten Gemüther einen traurigen ästhetischen Epikuräismus, der immer und immer nur von Rechten der menschlichen Natur spricht, und fein alle Pflichten dahingestellt seyn läßt. Aber ich ließe es noch gelten, dieses Jagen nach höchster geistiger Lust, wenn das Ziel erreichbar wäre, wenn es nicht nothwendig, wie bei der armen Charlotte in Mord, oder wie bei Goethe in einer kalten Resignation, oder wie bei Heine und seiner Schule in der weltlichsten Frivolität endigen müßte, ohne je dahin zu kommen, wohin der zügellose Drang eigentlich trachtet.

Seit einiger Zeit nennt man diese wilde Jagd des Geistes Freiheitsdrang. Man entheiligt den großen Namen Freiheit, um damit eine Emancipation von aller Natur, von aller Vernunft, von aller Pflicht zu bezeichnen. Während man versäumt, die Freiheit da zu fördern,

wo sie hingehört, sucht man sie dort, wo sie nur eine Karrikatur ist. Daher die Emancipation der Kinder und Weiber in unserer Zeit, über der man die der Männer ganz vergessen zu wollen scheint.

Auch die arme Charlotte ließ sich von der trostlosen Idee der weiblichen Emancipation berücken und adoptirte Alles, was die frazzenhafte Unnatur unsrer Tage deßfalls hervorgebracht hat. Darum sagt sie Seite 176: „Die Aeußerung: „also ist Stieglitz verloren!“ ist übrigens wieder ein Beweis, wie merkwürdig Rahel über die Ehe denkt, die sie ohne Ausnahme als Hemmschuh eines freien Geistes ansieht. Und hat sie in den meisten Fällen nicht Recht? — Interessante Vergleiche mit ihrer Ansicht bietet der Briefwechsel der (Therese) Huber und Frau von Woltmann in den jüngst herausgekommenen deutschen Briefen ꝛc.“ Ja wohl, auch ich habe schon früher diese Apotheosen der Ehelosigkeit besprochen und als das bezeichnet, was sie sind. Nur das scheint unbegreiflich, daß die Ehemänner selber drucken lassen, was ihre Frauen gegen die Ehe geschrieben haben.

Die Ehe wird verachtet, die Kinderlosigkeit auch in der Ehe für ein großes Glück gehalten. Seite 152 sagt Charlotte: „Weiß ich es doch dem Himmel Dank, daß er uns keine Kinder gibt, ja ich sehe das Entbehren dieses von vielen so heiß ersehnten Glückes als einen Fingerzeig der einzigen Möglichkeit seiner geistigen Freistellung an.“

Um dem Manne die irdische und sich selbst die überirdische Freiheit zu erringen, gab sich Charlotte mittelst eines Dolchstoßes freiwillig den Tod.

In Bezug auf ihn sagte sie: „Dein immerwährend sich erneuernd Bangen um mein körperliches Wohlseyn lähmt, entnervt dich. Du mußt aus dir selber wohl werden, bald wieder urkräftig dastehn, sonst wollt' ich lieber, du dächtest an mich als an eine Abgeschiedene.“ In Bezug auf sich selbst schrieb sie: „Zu große Fülle übersinnlicher Liebe ist es, welche die engenden Bande dann und wann sprengen möchte! Ich wußte es nie und weiß es noch nicht, wo ich mit meiner Liebe hin soll; die Welt braucht sie nicht, kein Mensch bedarf sie in dem Maaße, als ich sie zu geben habe, daher denn die gesteigerte Sehnsucht des Ueberfließens meiner Liebe in Gott, in das Unbegrenzte, Maaßlose!“

Welche traurige Täuschung, welche verkehrte Begriffe von Pflicht gegen den Gatten, von eigenen Rechten! Welches Spiel mit der Moral und Religion mitten im Ernst des Todes!

Nur aus der Verbildung unsrer Zeit, nur aus unsrer ästhetischen Sophistik konnte eine so beklagenswerthe Stimmung und That hervorgehen. Weinen wir am Grabe des schönen, tieffühlenden Wesens, das einem grausamen Irrthum zum Opfer fiel. Aber der Ernst des Grabes lehre uns Wahrheit.

Machen wir aus dieser traurigen Geschichte nicht wieder einen empfindsamen Roman, eine Wertheriade, um die Täuschung fortzupflanzen, kokettiren wir nicht mit den Reizen des Todes, und knüpfen wir nicht an dieses ernstmahnende Bild wieder die ästhetische Genußsucht; sondern halten wir dieses Bild eines schönen Opfers den verdammlichen Lehren poetischer Ueberreizung entgegen, die bis zu einem solchen Extreme geführt haben! Und erinnern wir bei dieser Gelegenheit an die alte ehrwürdige Religion, über die man nur noch geistreich raisonnirt, ohne sie mehr tief im Herzen zu fühlen; und an die gesunde Vernunft, die uns Philosophen durch die Sophistik des Verstandes, und Poeten durch eine noch viel gefährlichere Sophistik des Herzens so verkünstelt, verwirrt und umnebelt haben, daß wer zu ihren einfachen Sätzen zurückkehrt, ganz etwas Neues zu sagen scheint.

Die Verspottung der Ehe gehört auch zu den Lehren der neuen Frankfurter Unsittlichkeitspropaganda. Herr Gutzkow gesteht, daß er dahin trachte, die menschliche Gesellschaft von den lästigen Fesseln der Ehe zu befreien und die Weibergemeinschaft einzuführen; ja er zweifelt gar nicht, daß es dahin kommen werde. Er sagt: „Ich habe zu eifrig in Rousseau gelesen, um mich in dem Evangelium schwieriger und (nur) einstweilen unausführbarer Institutionen irre machen zu lassen. Ein geheimes Gift untergräbt die menschliche Gesellschaft. (Unzufriedene Ehen und Ehebruch). Wie ihm begegnen? Man thut besser, einem übergetretenen Strom ein neues Bett (in der Aufhebung aller Ehe, in der Gemeinschaft aller Weiber) zu graben, als ihn in das alte zurückzudämmen. Nehmt der Menschheit die Nothwendigkeit, sich verstellen zu müssen, und alle werden freier und sittlicher (!) werden. (Hebt alle Ehe auf, tummelt euch durcheinander wie die lieben Thiere auf dem Felde, baut lüderliche Häuser im kolossalsten Style und feiert, das ganze Volk, nächtlich eure Orgien! Macht alle deutschen Frauen und Mädchen, in denen schon vor beinah zwei Jahrtausenden der Römer Tacitus dieselbe Heiligkeit erkannte, die noch unsern Schiller zu seiner „Würde der Frauen“ begeisterte, macht die ganze weibliche Bevölkerung Deutschlands zu einem wilden bachantischen Haufen von Hetären, ladet alle edlen Matronen der gebildeten Stände, wie einst Nero that, zum Gastmahl und überliefert sie den schmutzigen Trabanten. Dann „werden alle freier und sittlicher werden.“)

Ich bin weit entfernt, den traurigen Selbstmord, von dem es sich hier handelt, und dem nur eine geistige Ueberreizung zu Grunde lag, mit dieser unzüchtigen Phantasie des Herrn Gutzkow zu verwechseln. Aber

unverkennbar entstammen beide einem Principe, jener verkehrten Emancipationslehre, die, anstatt die Natur aus den Banden der Unnatur zu befreien, vielmehr aus der gesunden Natur heraus eine krankhafte Unnatur erzeugen möchte. So lange die Welt steht, wird die Ehe heilig seyn, wie sie natürlich ist. Alle Theorien, welche dieses einfache, dem Bedürfniß der Herzen, wie den gesellschaftlichen Zwecken allein entsprechende Band auflösen wollten, gehörten allezeit nur in's Gebiet der menschlichen Narrheit, und wo sie zur That wurden, geschah es nur an den äußersten Grenzen der Civilisation, bei einigen bestien-ähnlichen Völkern, die nie aus der Wildheit herauskamen, und bei einigen verwilderten Sekten in großen kirchlichen und politischen Krisen, z. B. bei den Adamiten. Dies sind Ausnahmen, welche die Regel nur noch fester stellen.

Ist es nicht wunderlich, daß man heutzutage solche Wahrheiten erst vertheidigen muß, und daß man Gefahr läuft, in der Allgemeinen Zeitung vor ganz Europa beschimpft zu werden, wenn man es thut. Ich bedaure die zahllose Geistlichkeit in Deutschland, die mir solche Lorbeeren zu erkämpfen überläßt. Ich bedaure die zahlreichen Dichter in Deutschland, die sich der Frauenwürde gegen die Propagandisten der Weibergemeinschaft anzunehmen noch nicht das Herz zu haben scheinen. Doch nein. Sie haben das Herz. Sie sahen nur noch nicht in die ganze Tiefe des Abgrunds, aus dem die Höllenthiere in der schmutzigsten unzüchtigsten Gestalt sich emporwürgen.

Unmoralische Literatur.

Aesthetische Feldzüge. Dem jungen Deutschland gewidmet von L. Wienbarg. Hamburg, Hoffmann u. Campe, 1834.

Dieses Buch erhält erst jezt Bedeutung, nachdem das Auftreten Gutzkows bewiesen hat, daß die darin ausgesprochenen Ansichten nicht bloß Grübeleien eines verdorbenen Geistes sind, sondern daß es sich in der That von einer neuen Sekte handelt, deren Grundsätze weit ausgebreitet werden sollen.

Herr Wienbarg zieht unter dem Vorwand, als ob er für das Schöne fechte, förmlich gegen das Christenthum und gegen die Moral zu Felde. Er stellt das Christenthum als eine vorübergehende Zeiterscheinung, als ein Produkt des finstern Mittelalters dar, das sich jezt endlich überlebt habe und längst zum Untergange reif war; denn es stehe den zwei Grundprincipien des rechten und vernünftigen Lebens, der Sinnlichkeit und dem Verstande feindlich entgegen, habe deren Freiheit bisher gehemmt, werde aber nun bald der vereinten Kraft beider Principe erliegen.

„Eben so gefährlich, heißt es S. 112, als die neu erwachende Sinnlichkeit der griechischen Kunst, ward der ursprünglichen Anschauungsweise des Christenthums der scharfe Verstand, der ungläubige Witz, der scharf die Dinge scheidet, der klar und hell in die Erscheinungen blickt und der fressend, zehrend den Zauber, der ihn fangen will, durchschneidet. Und so steht sich dasselbe von zwei Richtungen in die Mitte genommen, von der Sinnlichkeit und vom Verstande, und es gährt wieder, wie ehemals, in einem neuen geschichtlichen Prozesse, und Jeder von uns fühlt sich mitbegriffen, bewegt und erschüttert im Weben der Zeit und sucht der Richtung zu folgen, welche sich am herrschendsten in ihm geltend macht. Ohne Zweifel wird sich aus diesem Kampf eine neue ästhetische Anschauungsweise entwickeln und damit eine Umgestaltung der Dinge, welche eine neue Kunst, eine neue Poesie, ein neues Leben herbeiführen wird."

Hier wird also angenommen, das Christenthum sey vollkommen im Unrecht, die Sinnlichkeit aber und der ungläubige Witz im Recht. Herr Wienbarg geht noch weiter. Er stellt das Christenthum als das Reich der Finsterniß, und seine sinnliche Religion als das Reich des Lichtes dar, das herrlich hereinbrechen werde. „Es verharrt die Zeit so lang im Verpuppungszustande, bis ihr unter der Decke die Flügel ausgewachsen sind, sie dehnt sich, lockert sich, erwartet den Augenblick — dann kostet es nur einen Sonnenstrahl, vielleicht den ersten nach schwerem Gewitter und gesprengt ist der alte Leib und die Psyche der Menschheit athmet wieder die Freiheit ein. In solch verpupptem Zustande erscheint uns die Gegenwart. Sie trägt noch die Larve der alten Zeit, die häßliche, runzligte Larve und das Leben, das sich im Innern entfaltet, ist nur noch ein hüpfender Punkt, ist noch gemischt aus Seufzern der Hoffnung und Seufzern des Schmerzes. Aber es ist ein neues Leben, so gewiß und wahrhaftig, als das alte todt ist und nur noch mit gespenstischer Hülle das junge drückt, verschließt und beängstigt. Täuschen wir uns nicht, Vieles scheint noch lebendig, weil es leibhaft vor uns steht. Groß ist die Macht, die im Schein des Sichtbaren liegt, tiefgewurzelt die gläubige Gewohnheit, hinter dem Sichtbaren das Unsichtbare vorauszusetzen. Nur mehr, unendlich mehr, wir selbst sind die Träger der abgestorbenen Zeit, wir selbst sind verhüllt von Kopf bis zu Füßen, sprechen und handeln im Charakter unserer Maske, bewußtlos wie die Menge, mit Bewußtseyn, wie Viele. Nur Wenige haben die Aufrichtigkeit, mit dem Finger auf ihre Maske hinzudeuten, noch Wenigere den Muth, sie sich und Andern vom Antlitz zu reißen."

Also das ganze Christenthum ist nur eine Maske, ist nicht etwas, das mit den innersten Bedürfnissen des

Herzens, mit den edelsten Trieben der Ehre zusammen hängt, sondern ein dummer Zwang, von außen aufgedrungen. Herr Wienbarg macht der Menschheit die große Schmeichelei: ihr seyd alle, alle innerlich so beschaffen, wie ich. Aber die Menschheit wird erröthen vor Scham und Zorn. Das wurde ihr doch noch nie geboten, daß man so schlechtweg alles Edle in ihr läugnete.

Herr Wienbarg stellt unsern ehrlichen, derben, aber gewiß durch und durch christlichen und sittlichen Luther, als einen Ritter dar, welcher den alten Drachen (das Christenthum) bloß bekämpft habe, um die gefangene schöne Prinzessin Sinnlichkeit zu befreien. „Eine unendliche Masse von Licht hat sich über Europa ausgegossen und Luther Flammen aus Licht gezaubert und verzehrend die alten Heiligthümer angetastet. Der Sohn dieses Lichts und dieser Flamme, der Verstand, errang die Herrschaft und hat sie von Tage zu Tage mehr ausgebreitet. Man legte Bänder um ihn her, aber er schlüpfte hindurch wie eine Spitze, man wollte ihn gewaltsam greifen und halten, aber er zerrann in den Händen seiner Feinde und spottete ihres nichtigen Beginnens. Er war es auch, der die Riegel wegschob vor der eingekerkerten Sinnlichkeit, und nun im Verein mit der sinnlichen Kraft offen die Spitze bot und die französische Revolution zu Stande brachte. Verstand und Sinnlichkeit habe ich schon in voriger Stunde als diejenigen Kräfte gedacht, welche die entschiedenste Richtung gegen die Anschauungsweise der alten Zeit eingeschlagen. Unzweifelhaft sind es diese beiden Elemente, auf deren harmonischer Vereinigung die Form der neuen Anschauungsweise beruhen wird." Doch blickt überall hervor, daß der Verstand bloß Mittel seyn soll, die Sinnlichkeit aber der Zweck. Luther war nur Mittel, erst Goethe führte zum Zweck. „Nicht nur poetische, sondern historische Bedeutsamkeit hat die Sage vom Faustus, der seine Bücher an die Wand wirft und im Ueberdruß nichtiger Weisheit sich in das bunte Leben stürzt, um sein verwelktes Herz wieder mit den Strömen der Liebe und des Hasses aufzufrischen. Daß diese deutsche Volkssage mit der Erfindung der Buchdruckerkunst koinzidirt, ja, daß sie sogar den Erfinder uns als Faustus vorstellt, ist tief und charakteristisch. Kein Dichter hat die ganze Tiefe dieses ernsthaften Mährchens so geistreich nachempfunden, als der große Goethe, der im Faust Niemand anders, als sich selbst und den Drang der neuen Zeit geschildert hat. Freilich stammt das Mährchen noch aus einer Zeit, wo: das Recht des Sinnlichen geltend zu machen gegen die Anmaßungen des Spiritualismus, als ein schwarzes Verbrechen erschien, woher denn auch der Faustus nach der Sage von Gott abfällt und einen Bund mit dem Bösen schließt — einen volksthümlichen Zug, den Goethe als Dichter wieder aufzunehmen nicht versäumte. Das hat, sagt ein bekannter Schriftsteller, das hat nun das deutsche Volk längst geahnt, daß die Menschen nicht bloß zu einem himmlischen, sondern auch zu einem irdischen Glück berufen sind; denn das deutsche Volk ist selbst jener gelehrte Doktor Faust, der nach materiellen Genüssen verlangt und dem Fleische seine Rechte wiedergibt — doch noch befangen in der katholischen Symbolik, wo Gott als der Repräsentant des Geistes und der Teufel als der Repräsentant des Fleisches gilt, bezeichnete man jene Rehabilitation des Fleisches als einen Abfall von Gott, als ein Bündniß mit dem Teufel."

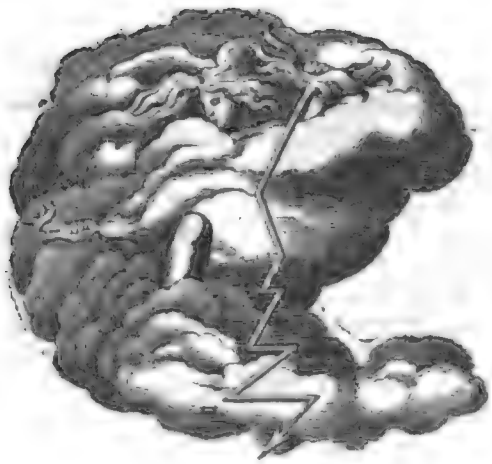
So wird also die Restauration des Fleisches unverholen als das höchste Ziel der Reformation und aller Emancipationen neuerer Zeit dargestellt, als das Ideal, das zu erkämpfen alle edlen Geister gerungen und Völkermassen geblutet haben. Luther stand auf dem Reichstag zu Worms in seiner heiligen Kraft, nur um den Lingamdienst des Herrn Wienbarg in Deutschland einzuführen. Gutteuberg und Faust erfanden die Buchdruckerkunst nur um die priapischen Romane des Herrn Gutzkow zu drucken, und selbst Goethe schweifte nur in's Gebiet der Unsittlichkeit, um dem Herrn Wienbarg daselbst seinen Thron zu bereiten, gleichsam als Vorläufer, als Johannes Baptista des neuen Messias der Unzucht.

Die Reformation war eine rein moralische Opposition. Schon die Katharer, Albigenser, Waldenser, wie später die Hussiten und Lutheraner drangen auf Wiederherstellung des einfachen, sittlichen Urchristenthums und auf Vertreibung der Unsittlichkeit aus der entweihten Kirche. Dies war allen Reformationsparteien gemeinsam, wie sie auch sonst in intellektueller Beziehung von einander abwichen. Alle wollten die römische Babel, den Lasterpfuhl zerstören und im Christenthum die Moral herstellen. Indem Wienbarg diese Reinen und Edeln, die zahllosen Märtyrer der christlichen Moral so darstellt, als seyen sie nur seine Vorläufer, seine Parteigänger, als sey ihr Ziel nur die Restauration der Sinnlichkeit gewesen, übertrifft er Alles, was die deutsche Literatur bisher an Frechheit aufzuweisen hatte.

Auch Goethe muß ich hier rechtfertigen. Das war Goethe's Meinung nicht, daß solches Volk in seinem Reiche nach ihm herrschen solle. Er ging vom Standpunkt des Schönen aus und wenn er davon aus das Unsittliche leider oft genug beschönigt hat, so war es ihm doch nur Nebensache, Schönheit die Hauptsache. Er sah nicht darauf, ob etwas unsittlich sey, wenn es ihm nur schön dünkte. Wienbarg macht es aber gerade umgekehrt. Ihm ist es bloß um die Herrschaft des Fleisches zu thun, und das Schöne dient ihm dabei nur zum Vorwand, zum Köder.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 110. Montag, 26. Oktober 1835.

Unmoralische Literatur.

Aeſthetiſche Feldzüge. Dem jungen Deutſchland gewidmet von L. Wienbarg. Hamburg, Hoffmann u. Campe, 1834.

(Schluß.)

Deßhalb hebt auch Wienbarg an Goethe nicht deſſen Abgeſchloſſenheit im poetiſchen Zaubergarten, nicht deſſen ſüßes Schwelgen in den um ihn duftenden Blumen, ſondern etwas hervor, woran Goethe nie gedacht hat. Goethe wollte nur ſich frei machen von allen ihn ſtörenden, ihm widerlichen Eindrücken, weiter gar nichts. Aber Wienbarg behauptet, Goethe habe ganz Deutſchland befreien wollen vom Chriſtenthum. Er nennt ihn ausdrücklich den Befreier Deutſchlands und bezeichnet das als das Wichtigſte an ihm, daß er die Reſtauration des Fleiſches vorbereitet habe.

Er ſagt: „Welches auch der Grund war, warum Goethe ſich von den äußern Bewegungen der Zeit zurückzog und das Verdammungsurtheil über ſie ausſprach, es wäre eine wahre und begründete Impietät, ſeiner Aſche das Verdienſt zu entziehen, die ſterblichen Atome des größten Deutſchen, des geiſtigen Befreiers der Deutſchen zu befaſſen. Es iſt wahr, Goethe war ein Ariſtokrat in der Politik, ein Verehrer des Hof- und Fürſtenweſens, eine Panegyriſt der angeſtammten Macht, ein Protektor der leidlichen Mißbräuche, bei denen es ſich immer noch ziemlich behaglich leben läßt, ein Freund des Manierlichen und äußerlich Diſtinguirten, ein ſtrenger Vertheidiger des äußern Unterſchiedes der Stände, des Herkömmlichen, Anſtandsvollen; aber in dieſer Charakteriſtik Goethe's liegt ſo wenig Charakteriſtiſches für ſein Genie, daß es auf jeden Kammerherrn und Hofmarſchall im deutſchen Reiche paßt. Derſelbe politiſche Ariſtokrat, dieſer Mann, der das große geſchichtliche Element der Völker von einem ſo kleinen höfiſchen Standpunkt betrachtete, überſah das religiöſe, ſittliche und wiſſenſchaftliche Leben mit den Blicken eines Adlers, und vom Standpunkte einer Zeit, den Gott weiß, welche Generation unſerer Urenkel erſt mühſam erklettern wird. Goethe war der Luther ſeines Jahrhunderts, deſſen Bibel die Natur und deſſen Schüler und Anhänger die Jahrhunderte ſelbſt ſind, die nach ihm kommen.“

Nachdem nicht nur Goethe, ſondern, wie wir ſahen, ſogar auch Luther gegen das Chriſtenthum hat zeugen müſſen und Herr Wienbarg dieſes abgeſchmackte Chriſtenthum kurz und klein gebrochen zu haben glaubt und bei Seite wirft, geht er zur Moral ausſchließlich über und ſagt, daß auch dieſe dummes Zeug ſey, daß man zu allen Zeiten und in allen Ländern eine andere Moral, d. h. ein anderes Vorurtheil gehabt habe, und daß die heutige

Moral nur noch eine Schulsache, nichts mehr für's Leben sey. Wenn man etwas Moral nennen und zum Gesetz erheben wolle, so müsse das etwas ganz anderes seyn, nämlich die unbeschränkte Geltendmachung des Egoismus auf Kosten Anderer, die durch alles hindurchbrechende Genußsucht, die sich nur dann einen Vorwurf zu machen hat, wenn ihr etwas mißlingt. Diese Lehre ist unzweideutig in folgenden, wenn auch etwas geschraubten Sätzen ausgesprochen: „Eine männlichere und edlere Moral wird sich herbilden aus dem Schooße der Zeit, eine Moral, die dem neuen Zeitalter so innig angehören wird, wie die christkatholische dem Mittelalter. Jene hab' ich im Sinn, wenn ich behaupte, die echte Moral müsse mitten in das Gebiet der Aesthetik verpflanzt werden. Wohin sich die heutige akademische stellt und wo sie am Ende bleibt, kann uns gleichgültig seyn. Mitten in der Aesthetik wird die Moral ihren Platz haben, wenn die Zeit erlaubt, die eine wie die andere in ihren lebendig geschichtlichen Zügen aufzustellen; denn aus einem Grundgefühl müssen beide entsprießen, ein Geist muß sie beide beseelen, eine That muß sie beide vereinigen. Es gibt vielerlei schöne Künste — die Kunst, sein eignes Leben zu gestalten und ihm eine würdige, zeitentsprechende Form zu geben, die Moral wird eine derselben und zwar die schönste und edelste von allen. Man werfe mir nicht entgegen, daß der Meister der Lebekunst, der Bildner seiner eigenen Persönlichkeit schon deßwegen himmelweit vom Bildner einer Statue, vom Verfertiger eines Gemäldes verschieden sey, daß Jenem eine moralische Gottheit, ein Gewissen, das ihn lohne und strafe, im Herzen throne, während Dieser ohne moralisches Gewissen zu Werke gehe: dann kennt ihr den Genius des Künstlers schlecht, wenn ihr glaubt, er arbeite gewissenlos, er fühle nicht den warmen, lohnenden Kuß der Göttin, wenn ihm ein Meißelschlag, ein Pinselzug unter den Händen gelungen, oder nicht den kalten, schneidenden Blick des Tadels, wenn ihm durch Leichtsinn, Unvorsichtigkeit das ganze Werk oder ein Theil desselben mißlungen ist." Nur auf das Mißlingen kommt es also an, wenn etwas unmoralisch seyn soll. Wenn der Mensch als sein eigner Lebenskünstler kein anderes Moralgebot anzuerkennen hat, als sein eignes Urtheil, ob ihm das, was er mit sich will, gelungen sey oder nicht; und wenn das höchste Ideal dieser Lebenskunst, die schöne That, wieder nichts anderes als die unbeschränkteste Aeußerung der Sinnlichkeit ist, so ziehe sich jeder selbst den Schluß.

Auch Gutzkow sagt in der Wally gradezu, alle Religion sey nur eine Polizeianstalt, um die Menschen in der Dummheit zu erhalten. „Gott duldete es, daß der Glaube an ihn die Tagesordnung der Geschichte wurde; er duldete es, daß noch heute der Atheismus wie das größte Verbrechen von den Völkern behandelt wird. Nun ich denke an Gott, aber warum gab er uns nicht die Fähigkeit, ihn begreifen zu können? Alle Nationen kommen darin überein, daß man von Gott nichts wissen könne. Dann weiß ich auch nicht, warum sie an ihn glauben? Oder es darf mich Niemand tadeln, wenn ich denke, die Existenz Gottes anzunehmen, war eine ganz äußerlich politische und polizeiliche Uebereinkunft der Völker."

Sucht Herr Gutzkow alle Religion verächtlich zu machen, so insbesondere die christliche, die er mit nicht geringerem Hasse verfolgt als der Rabbi, der das Buch Toledod Jeschu geschrieben hat. Er sagt wörtlich: „Die Offenbarung ist eine Verfälschung der Natur und der Geschichte — kriminalistisch strafbar sind die Dogmen von der Offenbarung und Inspiration."

Weiter wird gesagt: gesezt auch, es gäbe einen Gott, so sey doch das Christenthum, die Verheißung und Lehre Jesu „einer wahren Idee Gottes gänzlich unwürdig." Jesus wird als ein verächtlicher Thor hingestellt. „Er fiel als ein Opfer seiner falschen Berechnung und innerlichen Unklarheit. Er hatte dem trägen Volke Energie zugetraut, es verließ ihn wie Th. Münzern, als er keine Wunder thun konnte, wie zahllose Revolutionäre alter und neuer Zeit, da sie die Hülfe nicht brachten, die sie versprachen." Die Apostel werden gradezu Ochsen und Esel genannt: „Dies scheint fest, daß die Apostel von bornirtem Verstande waren, daß sie überhaupt viel Aehnlichkeit mit unsern Theologen hatten, und daß es zulezt nicht ohne typische Vorbedeutung war, wenn neben der Krippe Jesu gleich ein Ochs und Esel standen."

An die Stelle des Christenthums will auch er, wie Wienbarg, jezt die Sinnlichkeit, die Herrschaft des Fleisches sezen, daher die Ehe aufheben, die Weiber alle gemein machen, wie ich im vorigen Blatte gezeigt habe.

Die Erscheinung solcher Bücher möge den Unwillen rechtfertigen, mit dem ich gegen das junge Volk aufgetreten bin. Unkundige mögen hieraus erkennen, wie weit diese neue Schule der frechsten Unzucht, des unerlaubtesten Frevels gegen alles Heilige bereits gegangen ist. Unkundige mögen hieraus den Schluß ziehen, was ferner geschehen würde, wenn man diese Schule sich ausbreiten ließe.

Ich weiß zwar wohl, daß es einigen sichern Leuten lächerlich scheint, solche tolle Phantasien einiger wenigen verirrten Jünglinge für ernstlich gefährlich zu halten; ich weiß, daß ihr Krieg gegen das Christenthum, gegen die Moral, gegen die Ehe vor der Hand nicht mehr bedeutet, als wenn eine junge Eulenbrut Krieg führen wollte mit der alten Sonne. Allein aus einem Funken

kann ein Brand werden. Die Leute haben zu viel Lärm gemacht, zu laut geprahlt, zu unverschämt die Leitung der deutschen Jugend usurpirt, als daß man sie ignoriren könnte. Rühmen sie sich nicht selbst, daß sie alle einflußreichen Organe in Berlin, Leipzig und was weiß ich noch, bereits für sich gewonnen hätten? Gewiß, sie selber würden es ungemein übel nehmen, wenn man sie nur lächerlich, wenn man sie nicht auch ein wenig gefährlich finden wollte. Es wäre grausam, wenn man sie im Grunde für nicht so mächtig hielte, als sie sich gehalten wissen wollen. Nein, man muß, wenn sie die Teufelsmasken vornehmen, schon so höflich seyn, und an den Teufel glauben.

Sie beabsichtigen, sich zunächst als eine kritische Macht zu konstituiren und die gesammte deutsche Literatur von ihrer angekündigten Revue aus zu beherrschen. Wie werden wohl solche Leute mit solchen Grundsätzen von den Arbeiten der deutschen Gelehrten- und Dichterwelt denken?

Ueber dem neuen literarischen Schöppenstuhl, den sie in Frankfurt errichten wollen, thront statt der Gerechtigkeit die Venus vulgivaga. Wehe dem, der mit irgend einer Tugend in der Literatur glänzt. Nie werden die Menschen, die an keine unsichtbare Welt hinter der sichtbaren, die an keinen Gott glauben, denen die Religion nur als eine Maske erscheint, als ein erheuchelter Spiritualismus, die nur an das Fleisch glauben, nie werden diese Priester des Schmutzes es irgend einem Schriftsteller verzeihen, daß er reiner ist, als sie.

Ueberdies hat Herr Gutzkow in seiner sogenannten Vertheidigung ausdrücklich erklärt, man müsse nicht über Sachen, nur über Personen urtheilen, nicht wissenschaftliche Disciplinen analysiren, nur literarische Individualitäten charakterisiren. Ihr armen Individualitäten! Jezt wird die Portraitmalerei, von der Gutzkow schon so artige Proben abgelegt hat, erst recht gedeihen, jezt wird es nur noch darauf ankommen, ob Einer bucklicht oder lahm ist, eine lange oder kurze Nase, eine hagere oder dicke Frau hat. Und seyd ihr etwa daneben gute Christen, gute Hausväter, gute Bürger, habt ihr eine sittsame Tochter, die ihr nicht, wie in der Wally als allgemein einzuführendes Gesetz vorgeschlagen wird, eher zur Mutter als Frau wollt machen lassen, so seyd ihr verloren. Die Revue leidet solche abgeschmackte Philistertugenden nicht.

Doch ich will die Aergernisse, die unsern Schriftstellern durch eine solche Kritik bereitet werden würden, nicht hoch anschlagen. Wichtiger scheint mir der schlimme Einfluß, den diese Menschen jenseits der Literatur, im Volk überhaupt zu gewinnen trachten. Kann man es in dieser Zeit so gleichgültig ansehen, daß sie uns das Franzosenthum in Worten und Werken predigen? Alle ihre Gedanken und Redensarten entlehnen sie von dort und mit der nachgetölpelten Miene junger Pariser Stutzer affektiren sie ein deutsches Frankreich. Unter der Maske des Weltbürgerthums verhöhnen sie Alles, was in unsrer, an Vaterlandsliebe ohnehin nicht reichen Zeit noch an der deutschen Nationalität hängt, nennen jeden Ehrenmann, der nicht wie sie franzosenvoll und franzosentoll ist, einen Philister und spotten über das Gefühl der Nationalehre, über den Patriotismus als über einen thierischen Trieb des Blutes. Das wird den Franzosen trefflich zu Statten kommen, wenn solche Gesinnungen am Rhein Wurzel fassen sollten, und wir dürfen wohl der Stadt Frankfurt ein Kompliment machen, daß sie gleichsam als die Wiege Deutschlands auserlesen worden ist, diesen französischen Wechselbalg groß zu ziehen.

Unter der Maske des französischen Republikanismus schwärzt diese neue Frankfurter Läster- und Lasterschule eine furchtbare Unzucht ein. Das Fleisch, die freie Sinnlichkeit, die Aufhebung der Ehe sind ihre Schlagwörter, und sie schreiben nicht nur selbst obscöne Bücher, sondern wärmen auch die alten wieder auf. Vor wenig Tagen wurde hier in Stuttgart, auf Herrn Gutzkows neueste Empfehlung, die Luzinde nachgedruckt. Der Heißhunger des Buchhandels nimmt zu, und mit ihm die Delikatesse ab. Ich würde mich nicht wundern, wenn neben den soliden und anständigen Buchhandlungen Deutschlands bald ganze Fabriken unzüchtiger Schriften entstünden. Man darf nur fortfahren, recht laut zu schreien, daß die Immoralität aufgehört habe, von den „ersten Nobilitäten Deutschlands" verdammt zu werden, daß diese alte Pedanterie jezt gänzlich abgekommen sey.

Endlich, wer die Ereignisse in der Welt in einigem Zusammenhange zu sehen gewohnt ist, sollte der nicht ein wenig aufmerksam werden, wenn er in die gährenden Elemente der Zeit ein bisher noch fehlendes sich einmischen sieht, was zu allen Zeiten, wenn es erschien, für eine schlimme Vorbedeutung galt. Dies ist die sociale Immoralität, wenn sie anfängt, edlere politische Leidenschaften zu vergiften, der dunkle Schmutz, der sich an derselben Stelle hervordrängt, wo kurz vorher noch eine reine Begeisterung schimmerte. Es ist nur ein Symptom, aber glaubt ihr nicht, daß Herr Gutzkow nicht ganz Unrecht hat, wenn er sich auf Rousseau stützt und behauptet, zwischen dem, was er heute in Betreff der Weibergemeinschaft unzüchtig phantasirt, und dem, was vielleicht einmal in einer Periode allgemeiner Anarchie könne wirklich werden, bestehe ein innerer wohlverstandener Zusammenhang? Der Sache der zeitgemäßen Reformen kann nicht schlimmer geschadet werden, als durch solche literarische Freibeuter, die alle Repräsentanten einer vernünftigen

und ſittlichen Freiheit als dumme Gemäßigte und Pedanten verhöhnen und ſich ſelbſt für die alleinigen Propheten der Freiheit ausgeben, einer Freiheit, die nichts als Unzucht iſt, und bei der ihre Verkündiger ſelbſt nur an die Befriedigung ihrer perſönlichen Lüſte denken. Man ſchließt ſich zum Theil an St. Simon an, man verkündigt einen noch ausſchweifenderen Republikanismus ohne Tugend, eine Hetärenrepublik im größten Styl. Das Alles iſt ſehr lächerlich, aber es hat Zuſammenhang mit andern Zeiterſcheinungen.

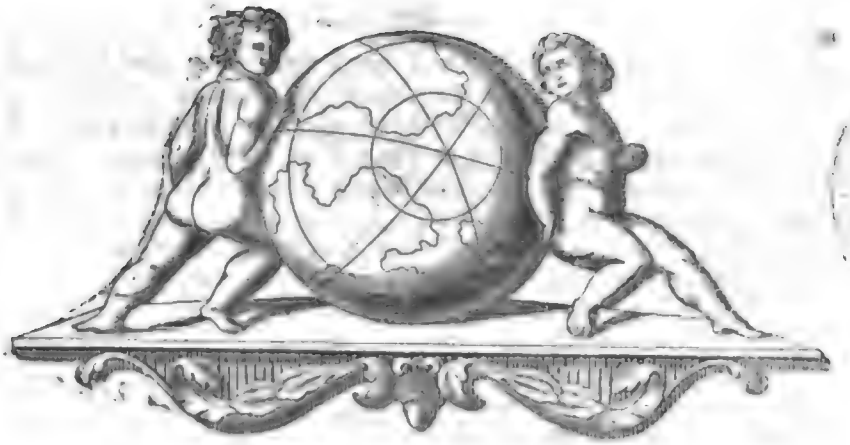
Ich will nun die ſchmutzigen Kleider des Wienbarg-Gutzkow'ſchen Geiſtes ſowohl den Conſervativen unter die Augen halten, als den Liberalen, und einen jeden fragen: ſeht, ob dies eures Sohnes Rock iſt? Die Conſervativen werden ſagen: ja, ſolche Menſchen helfen uns eigentlich, denn ſie entehren den Liberalismus, aber wir ſchämen uns ihrer. Die Liberalen werden ſagen: ja, dieſe Menſchen ſtellen ſich zwar liberal, aber ſie entehren uns. Noch iſt es nicht ſo weit gekommen, daß der Meinungsſtreit untergehn müßte in der perſönlichen Immoralität aller, aber die Geſchichte kennt Fälle, in denen es ſo weit kam, und unſre beiden Tugendhelden in Frankfurt zeigen uns den Weg dazu.

Heute gehören dieſe Grundſätze noch den engern ariſtokratiſchen Kreiſen der Literatur an. Ihre Verkündiger machen Anſpruch auf eine ſuperfeine Aeſthetik und wollen als die echten Jünger Goethe's gelten. Aber ſchon der Umſtand, daß dieſelben Leute zugleich Republikaner, deutſche St. Simonianer, Reformatoren der Ehe ꝛc. ſeyn wollen, beweiſt uns, in welcher Richtung ihre Grundſätze, wenn ſie ſich in Deutſchland fixiren könnten, tiefer in's Volk hinabſteigen würden. Mit dieſen paar Phantaſten dürft ihr wohl fertig zu werden hoffen. Aber ſie werden im Schooße des Pöbels Nachahmer von etwas rauherer Natur finden, deren Wirkſamkeit der vornehmen Aufſicht entgehn dürfte. Heute habt ihr es nur mit ariſtokratiſchen Wildfängen, morgen vielleicht habt ihr es mit der Volkshefe zu thun, in welcher die Gemeinheit, die von oben kommt, immer fruchtbaren Schlamm findet. Das ſittliche Bürgerthum, an dem die äſthetiſchen Laſter der höhern Geſellſchaft kaum bemerkt vorüber gleiten, wird erſt durch den Uebergang dieſer Laſter in die anarchiſchen Elemente der unterſten Geſellſchaft untergraben. Wenn die Ariſtokratie der Bildung *ihren* Pöbel emporkommen läßt, ſo ſieht leider bald das Volk auch *ſeinen* Pöbel in den abgetragenen Kleidern jenes vornehmen Pöbels ſtolziren, und dann iſt es zu ſpät, ſich über die Nachläßigkeit zu beklagen, mit der man den erſtern gewähren ließ.

Oder auf wen ſind denn dieſe Lehren der Herren Wienbarg und Gutzkow — daß es keine unſichtbare Welt jenſeits der ſichtbaren gäbe; daß es viel beſſer um die Menſchheit ſtünde, wenn man nie einen Gott geglaubt hätte; daß das Chriſtenthum ein finſterer Spiritualismus, eine Heuchelei, eine Polizeianſtalt zur Unterdrückung der angebornen Freiheit ſey, daß man dieſe Feſſeln zerbrechen, und mit dem Chriſtenthum zugleich die Moral ſtürzen müſſe; daß die Ehe aufgehoben, daß alle Weiber gemein ſeyn, daß die Sinnlichkeit ausſchließlich herrſchen, daß das Fleiſch zügellos walten, daß man künftig ſich über nichts mehr ſchämen ſolle, als über die Scham ſelbſt, und daß jeder nur nach dem höchſten *irdiſchen* Glück und Genuß zu trachten habe, da es nichts Ueberirdiſches gäbe — auf wen, frage ich, ſind dieſe Lehren, die alle wörtlich ſo von Wienbarg und Gutzkow verkündigt wurden, eigentlich berechnet, als auf die Vagabunden der lezten Kategorie? Wem ſchmeicheln dieſe Lehren, als der Beſtialität und Raubluſt, die in den Höhlen der Verworfenheit, im Schmutz und Branntwein der großen Haupt- und Fabrikſtädte noch ſchlummern, aber leicht zu wecken ſind? Das gereifteſte Volk der Erde kämpft gegenwärtig mit rühmlichem Eifer gegen die Unſittlichkeit der Armuth. In England weiß man, daß die Erhaltung eines geſetzlichen Zuſtandes, daß die Sicherung aller Früchte einer wohlverſtandenen Freiheit von der Bewahrung der Moralität abhängt. Und bei uns in Deutſchland ſollten Schriftſteller, Leute des Standes, der den andern an Bildung vorangeſchritten iſt, dieſe höhere Bildung nur benutzen, um den Maſſen ein Gift der Immoralität, ein Feuer verzehrender Begierden einzuimpfen, das ſie in ihrer Ehrlichkeit noch nicht kennen?

Noch eins zum Schluß. Ich möchte wohl wiſſen, was ſich die Judenſchaft bei der etwas delikaten Frage ihrer Emancipation von ſolchen literariſchen Lakaien für Vortheile verſpricht, da man überall hören muß, das ſogenannte junge Deutſchland ſey eigentlich ein junges Paläſtina, und da von der öffentlichen Meinung alles Widerliche, was in der grenzenloſen Zudringlichkeit, in der Franzoſenſucht, in dem tückiſch ohnmächtigen Deutſchen- und Chriſtenhaß der neuen Frankfurter Propaganda liegt, bereits allgemein dem Judaismus zur Laſt gelegt wird. Ich habe ein Recht, dieſe ſchädliche Diverſion, die dem guten Erfolg der Bemühungen redlicher Männer für die Emancipation der Juden auf ſolche Weiſe gemacht wird, zu beklagen, da es Niemand unbekannt iſt, mit wie viel Wärme ich mich immer jener Emancipation angenommen habe.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 111. Freitag, 30. Oktober 1835.

Kritische Literatur.

Vorstudien für Leben und Kunst. Herausgegeben von Dr. H. G. Hotho. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1835.

Voll Geist, und was noch mehr ist, voll eines edeln Gefühles scheint mir der interessante und eigenthümliche Verfasser doch in einem großen Widerspruche mit der Welt und vielleicht mit sich selbst befangen.

Man sieht, alles strebt an ihm nach Aeußerung, nach Offenbarung der innersten Eigenheit, nach That, wenn auch nur nach geistiger That, — und doch erklärt er die Gefangenschaft in einem fremden Geiste für das Ziel alles geistigen Strebens.

Man erkennt bei ihm in jeder Zeile den edeln und reinen Geist — und doch empfiehlt er Grundsätze, die alles Unreine entschuldigen.

Was man sonst die christliche Demuth nannte, ist hier eine philosophische geworden. Der alleinseligmachende Glauben an Hegel und Goethe ist nie mit mehr Andacht verkündet worden.

Hören wir ihn selbst: „Der tiefste Widerspruch, der schon seit den Kindertagen mein früheres Daseyn in stetes Schwanken brachte, lag in dem befriedigungslosen Bedürfniß nach eigenster Poesie. Hätte mir ein wohlwollender Gott in seiner Gunst ein hervorragendes produktives Kunsttalent verliehen, das ich zur Meisterschaft hätte ausbilden können, vielleicht würd' ich so mancher Noth entgangen seyn."

Vielleicht liegt hier der Schlüssel zu seiner so hypochondrischen Weltansicht. Der Gedanke an etwas, was er verloren hatte oder nie erreichen konnte und was ihm doch unendlich theuer war, zog einen schwarzen Schleier über sein Auge. Je lebendiger er den „innern Poeten," von dem G. H. Schubert mit so unendlich viel Menschenkenntniß geschrieben hat, in sich fühlte, um so mehr mußte dies Gefühl die Klarheit seiner Weltanschauung trüben, denn die unterdrückte Phantasie rächt sich durch böse Träume.

Wir nehmen freudigen Antheil am Verfasser, indem wir lesen, daß er mit seinen Fragen sich unmittelbar an's Leben selbst gewendet und sich auf Reisen begeben hat, um die Welt, wie sie ist, kennen zu lernen. Aber bald werden wir inne, daß er nicht wie sein Landsmann, der liebenswürdige Thümmel, die hypochondrische Laune los wurde, sondern daß sie ihn überall, wie den Horaz die Sorge, begleitete. Denn er sagt: „Doch wendete ich mich nun in späteren Jahren zur Wirklichkeit hinaus, so fand ich auch dort nirgends einen heilenden Trost. Unglauben, Gleichgültigkeit, fahler Rationalismus und katholische, pietistische und philosophische Orthodoxie standen

sich niemals zerspaltener gegenüber. Mit den weltlichen Gebieten war es nicht besser bestellt. Der Zufall der Geburt, der den Einen namenlos begünstigt, um dem Andern jedes Mittel möglicher Bildung, Kenntniß, Tugend und Lebensfreude zu entziehen; das undenkbar kümmerlichste Elend, das jedes Menschgefühl für Sitte, Adel und Heiligkeit von Kindheit an erstickt, während auch der Reichthum in entgegengesezter Weise die ähnliche Erscheinung gibt; der Zustand der Rechtspflege, welche Verbrechen, die aus solchen Mißverhältnissen unabweislich entsprangen, bestrafen muß, und durch die Art der Strafe strafwürdigere Verbrechen schafft; die unläugbare Bevorrechtigung der Reichen, das Verdammniß der Armen; die Entartung der Familie, die isolirte Eigensucht des Erwerbs, die Heuchelei der Geselligkeit, die immer jähere Kluft subjektiver Forderungen und möglicher Gewährung — diese Extreme unserer allseitig widerspruchsvollen Zeit zerrütteten mein Inneres, und zum ersten Mal verstand ich das Schreckenswort: der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an. Sehnsuchtsvoll schaut' ich nach Abhülfe umher und fand im ganzen Bereich der Theorie und Wirklichkeit keine. Denn das ist der traurige Wendepunkt unserer Tage: die Krankheit erkennen Viele, die rechten durchgreifenden Besserungsmittel aber weiß Niemand, und die mißbehagliche Unglückseligkeit wächst, je mehr jede Stunde die Gewißheit: so könne die Welt nicht bleiben, durch die schwankende Vorstellung, wodurch sie denn anders werden solle, erschüttert. Innerlich ausgelebt und ausgestorben, ohne Hoffnung und ohne Glauben, warf ich mich endlich der Philosophie in die Arme, und sie allein nahm mich trostspendend auf."

Es ist viel Wahres in dieser traurigen Schilderung; aber es ist viel zu frühe für einen jungen Mann in den besten Jahren und Kräften, sich aus Ekel von der Welt abzuwenden. Das verräth zu viele geistige Verzärtelung oder einen krankhaften Zustand.

Kampf ist das Element der männlichen Jugend, und die Aufgabe, für die ewig jungen Ideale gegen die Gemeinheit und Verdorbenheit der ewig altwerdenden Welt zu kämpfen, war noch die Aufgabe jeder Jugend zu jeder Zeit. Kein anderer Wahn ist der Jugend verzeihlich, als der, daß sie im Stande seyn werde, die Welt auf's gründlichste zu heilen und zu bessern. Der Menschheit Jammer faßt dich an. Wohlan, so faß ihn wieder an, mit starker Kraft, ringe mit ihm! Fröhlichen Herzen, gesunden Kräften gelingt doch viel in der Welt! Als Luther in der größten Gefahr schwebte, als der Stern seiner Hoffnung unter den trübsten Wolken erbleichte, sagte er: „Habt mirs nicht für übel, ich bin fröhlich und guter Dinge, denn ich hab heute viel böser Zeitung gehört und jezt auch einen bösen Brief gelesen. Nu stehets recht, wenn uns der Teufel also zusezt!" So spricht ein Mann.

Nie stand die Welt dem Genie so offen; in jedem Gebiet des Wirkens durch Handlungen und Gedanken bedarf es männlicher Geister, um zu zerstören und zu gründen, zu richten und zu schlichten, zu schaffen und zu ordnen, zu entwirren und zu reinigen. Ist das wohl eine Zeit, um wie der junge leidende Werther zu klagen?

Die Flucht vor dem Leben ist bei einem jungen und poetischen Geiste zu unnatürlich, als daß er nicht dem grausamen und gewissermaaßen humoristischen Naturgesetz des Gegensatzes anheimfallen müßte. Wem das Schönste nicht genug ist, der geräth an das Unschönste. So geräth ein reicher, schöner, blühender Geist in die Gefangenschaft eines Geistes, der nur so hölzern war, wie sein Katheder. „Es war ꝛc., als ich eines Morgens, um mich ihm vorzustellen, scheu und doch zutrauungsvoll zum ersten Male in Hegels Zimmer trat. Er saß vor einem breiten Schreibtische, und wühlte so eben ungeduldig in unordentlich übereinandergeschichteten, durcheinandergeworfenen Büchern und Papieren. Die frühgealterte Figur war gebeugt, doch von ursprünglicher Ausdauer und Kraft; nachlässig bequem fiel ein gelbgrauer Schlafrock von den Schultern über den eingezogenen Leib bis zur Erde herab ꝛc." Es ist genug, wenn wir erfahren, daß Hotho sich der Hegelschen Philosophie ganz und unbedingt zu eigen gab.

Aber der weise und freundliche Menschenkenner hat Recht. Der inwendige Poet ruht nie. Auch in den Ketten der nüchternsten Prosa wird er sich auf irgend eine Weise bewähren und die Ketten unter Blumenguirlanden verstecken. Wird die Poesie zur Spekulation, so spekulirt sie sich auch gewiß vom prosaischen Gott zum versifizirten hindurch. So kam Hotho durch die Hegelsche Philosophie zu Goethe zurück. Dem innersten Bedürfniß einer poetisch gebornen, aber in der Philosophie gefangenen Natur gelang die wunderliche Zusammengruppirung der beiden neuen, zur Herrschaft über den literarischen Sternenhimmel bestimmten Dioskuren Hegel und Goethe. So that die Philosophie selber etwas, wovon sie sich, wie Hamlet sagt, nichts hatte träumen lassen.

Gesezt auch, Hegel und Goethe sind in einer gewissen Richtung verwandt, was ich nicht läugnen will, so besteht doch grade ihre ausgezeichnetste Eigenthümlichkeit in dem, worin sie verschieden sind.

Wozu aber alle diese Constellationen eines inwendigen Himmels, die ungeheure Arbeit, zwei heterogene Geister in einen zusammenzuschmelzen, überhaupt dieses ganze Raisonnement, wenn es bloß die Resignation

eines aus dem Leben Geſchiedenen, eines Mannes ausdrücken ſolle, der nichts mehr von der Wirklichkeit will, weil er ihren Jammer-Anblick nicht ertragen kann? Soll etwa, kann etwa die ganze gebildete Welt eine ſolche Anſicht theilen, ſich auch ſo in die bloße Betrachtung Hegels und Goethe's zurückziehen? Oder kann dieſe Anſicht wohlthätig auf die zurückwirken, die noch in der Wirklichkeit fortzuwirken gedenken und vom Jammer noch nicht ſtark genug angefaßt ſind?

Gewiß, dafür bürgt uns die edle Sprache des Buchs, das unverkennbar tiefe Gefühl, das ſich in allen ſeinen Zeilen ausſpricht; der Verfaſſer wollte Andere, die ſich im gleichen Falle befinden, tröſten und dadurch Gutes ſtiften.

Aber iſt es nicht eine ungeheure Anomalie, alle Geiſter einzuladen, ſich in die Gefangenſchaft eines Andern zu geben? Ehemals ſprach ſich wohl die Liebe zu ausgezeichneten Geiſtern ſtark und kräftig aus, doch ließ ſogar der religiöſe Fanatismus den Menſchen die Wahl, wenigſtens die irdiſchen Dinge, die auf Religion nicht unmittelbar Bezug hatten, eigenthümlich und nach freier Willkür anzuſehn und ſich zu deuten. Erſt unſere philoſophiſchen und Geſchmacksſchulen feſſeln den Geiſt gänzlich gleichſam in allen ſeinen Gliedern, ſo daß er nach keiner Seite hin ſich regen darf, außer vorſchriftmäßig. Er darf ſein Gefallen nicht mehr äußern, außer nach Goetheſcher Form, über Thatſachen nicht mehr urtheilen, außer nach dem Hegel'ſchen Schematismus.

Es iſt doch etwas Aengſtliches um dieſe bis in's Kleinſte detaillirte Einverleibung oder vielmehr Eingeiſtung in einen fremden Geiſt. Sollte wirklich Magnetismus dabei im Spiele ſeyn, ſo wird man verſucht, an Jean Pauls magnetiſches Eſſen zu denken. Einer aß wirklich, die Andern machten ihm nur alle Bewegungen nach und glaubten zu eſſen, während ſie leere Teller vor ſich hatten. So erfreute ſich Goethe des vollen Genuſſes der Welt, aber ſeine Jünger ſehen ihm nur zu und freuen ſich, ſelbſt hungernd, ſeines Appetites, oder denken auch dann, wenn ihnen ganz neue und eigene Genüſſe winken, nur immer, ob und wie Goethe ſich dabei behagt haben würde. Ja, es gibt Dichter, die nur ſo auf Goethe'ſche Weiſe, in Goethe's Namen und mit Goethe's Worten zu lieben wiſſen, daß ſie ſelbſt in der treueſten Ehe als ihre eignen Nebenbuhler ſündigen.

Doch hat dieſer wunderbare Magnetismus auch ſeine Convulſionen und Abſchweifungen. Die Natur wehrt ſich gegen den fremden Geiſt, der ſie ganz beherrſchen will, und doch kann ſie ſich ſeiner Herrſchaft nicht entziehen. Neben den ganz paſſiven Schülern treten daher aktive auf, die den Meiſter auf eigene Weiſe gewaltſam kommentiren und um und um kehren. Die Einen treiben das Geſchäft der Myſtifikation und verdunkeln alles, was an ihrem Meiſter klar war, und machen aus ſehr einfachen irdiſchen Wahrheiten ein göttliches Geheimniß. Andere grübeln ſich in einzelne Gedanken des Meiſters hinein und bauen Syſteme darauf von oft überraſchender Einſeitigkeit, und pfropfen ſie den verſchiedenſten Wiſſenſchaften auf und wenden ſie auf die heterogenſten Vorkommniſſe an. Von dem weltlichſten Dichter wird eine Religion, von dem trockenſten Philoſophen wird eine Aeſthetik wie durch die Kolbe abgezogen. Das Chriſtenthum wird aus Goethe, Shakespeare aus Hegel erklärt.

Dieſe ausſchließliche und endloſe Grübelei in den Schriften der Meiſter iſt nun wohl offenbar nicht die höchſte Aufgabe der menſchlichen Bildung, ſo lange uns noch ſo viel Anderes zu thun, zu denken, zu erfahren übrig bleibt. Und überhaupt iſt der Geiſt geboren, um frei zu bleiben, nicht um ſich einem fremden Geiſt gefangen zu geben. Die Geiſteigenſchaft iſt noch fataler als die Leibeigenſchaft.

Eine Menſchenklaſſe wird es immer geben, die zur Schulpedanterie und zum Nachbeten gleichſam prädeſtinirt iſt. Iſt irgendwo ein beſonderer Geiſt, ſo hat er auch gleich ſeinen getreuen Famulus Wagner bei ſich und rothwangige Scholaren überreichen ihm das Stammbuch. So faßte Goethe ſelbſt das Völkchen auf.

Ueberraſchen dagegen muß es, wenn nicht nur untergeordnete Geiſter, ſondern auch höhere von derſelben Verblendung befangen werden, Geiſter, denen ihre eigene Emancipation von jeher das höchſte Ziel, die zärtlichſte Sorge war. Als einen ſolchen glauben wir Herrn Hotho anſehn zu müſſen.

„Achte den Homer nicht höher als die Wahrheit,“ war des göttlichen Plato Regel. Wie ſind wir doch im Dienſt der Namen ſo verkommen, daß wir die Sache ganz vergeſſen?

Iſt es nicht wieder jene naturgeſetzliche und unwillkürliche Umkehrung der Pole, durch die ſich allemal der geiſtige Irrthum ſchöner Seelen beſtraft, wenn wir leſen, daß dieſer edle und reine Geiſt aus einer durch die Gefangenſchaft in fremdem Geiſt ihm aufgedrungenen Conſequenz Sätze aufſtellt, die er eigentlich aus ſeinem innerſten Weſen heraus verdammen müßte?

Die höchſte Bedeutung Goethe's findet er darin: „Goethe vertheidigte die weit mit ihren innerſten Bedürfniſſen hingreifende Genialität gegen die Mißhandlung beſchränkter Zeitgeſinnung und räumte dem bisher engherzig Verurtheilten endlich einmal das alleinige Vorrecht vollſtändiger Freiheit ein.“ Ich muß fragen, weiß er, was er thut, indem er ſolche Sätze aufſtellt? Läßt er ſich nicht von einem Dämon verblenden, der ihm unendlich haſſenswürdig ſeyn würde, wenn er ihn einmal ſcharf anſähe?

Was wird wohl werden, wenn auch die bessern Geister fortfahren, dem neuen Evangelium der Immoralität ihre Zustimmung zu ertheilen und dadurch dem literarischen Pöbel jeder Art in die Hände zu arbeiten? Ich gebe vollkommen zu, daß zu der Zeit, da Goethe, die Schlegel, Tieck ꝛc. auftraten, eine seichte Theologie und Pädagogik die Welt mit einem unleidlichen Moralgeschwätz überschwemmt hatten, und daß unter der Maske dieser wohlfeilen Moralität selbst Gemeinheit und Laster, wie bei Kotzebue, sich versteckten. Insofern war die romantische Reaktion gegen die moralisirende Pedanterie und Affektation natürlich. Aber muß man deßhalb in das andere Extrem fallen und der Unsittlichkeit das Wort reden? Herr Hotho beabsichtigt das im Geringsten nicht, und doch kann es kaum eine Frivolität geben, die sich nicht aus seinen so eben angeführten Worten, die das Goethe'sche Evangelium in der That kurz und bündig enthalten, rechtfertigen ließe. Mit solchen Sätzen soll man ja nicht spielen, denn sie werden zur verderblichen Waffe in der Hand der Unsaubern. Man soll ja nicht bloß an die alten Pedanten denken, die man mit einem solchen poetischen Evangelium widerlegt, sondern vielmehr an den jungen Pöbel, der nicht ermangeln wird, ein solches Evangelium für seine zügellosen Laster und Frechheiten auszubeuten.

Einer wagt es, im muthwilligen Gegensatz gegen prude Heuchler, die zarte Schranke des Schicklichen zu überspringen und thut es mit einer liebenswürdigen Genialität und wahrt sich den Rückweg. Nun verkündet ihr aber die poetische Ausnahme des Einen als die Regel für Alle, und bald seht ihr, wie die Gemeinheit hereinbricht in hellen Haufen, wie das Schwarzvieh wild und struppig in dem Garten der Poesie herumfährt, und wenn ihr euch einst darüber entsetzt, so wird man nur euch anklagen, die ihr die Thüre offen gelassen habt.

Wie mag ein edler Geist so sehr sich täuschen!

Die Moral ist keine beschränkte Zeitgesinnung, sondern das ewige und allgemeine Gesetz, offenbart im Gewissen und Ehrgefühl des Menschen und bestätigt durch die Erfahrung der rächenden Vergeltung zu allen Zeiten. Und nicht der ist frei, der sich über den Zwang der Moral hinwegsetzt, sondern nur der, welchem die eigene innere Ehre den Zwang zur Lust macht. Im Gegentheil ist der am unfreisten, der sich selber in dieser Beziehung nicht beherrscht. Wer zügellos sich seiner sogenannten Genialität überläßt (und welcher Schurke nennt sein Laster nicht eine Genialität oder kühne Freiheitsäußerung?) der findet nimmermehr die wahre Freiheit, von der innere Ruhe unzertrennlich ist, der fällt den rächenden Gewalten der Natur anheim, unrettbar, physisch und psychisch. Die Kraft, durch die wir alle Mächte dieser Welt überwinden und unschädlich machen, so daß wir durch sie unsere Freiheit behaupten, ist allein die Sittlichkeit.

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Sie sind des Menschen allerhöchste Kraft.

Mephistopheles hätte sich noch kürzer fassen können, wenn er gesagt hätte: Verachte nur dein Gewissen!

Die Lehre ist ganz falsch, daß durch Verachtung der Moral eine höhere Stufe der Freiheit für vornehme Geister erreicht werde. Auch diese auserwählte Aristokratie fühlt, wo ihr die Schranke gesetzt ist, und sie fühlt es um so bitterer, wenn sie erst an der Naturgrenze belehrt wird, daß sie schon an der sittlichen Grenze hätte umkehren sollen.

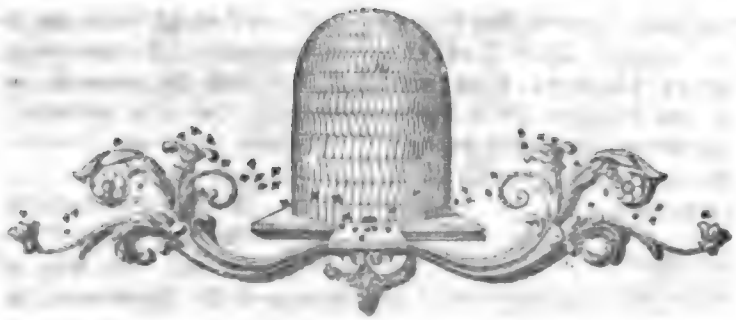
Die Lehre ist aber grundverderblich, sofern sie nothwendig von solchen Leuten, für die sie ursprünglich gewiß nicht berechnet war, adoptirt und zu einem wahren Evangelium des Teufels gemacht wird.

Schon Heine ist weiter gegangen, als die zahlreichen sittlich reinen Verehrer Goethes wohl erwartet hätten, doch hat Heine überall nur eine persönliche Genialität sich voraus genommen und nie seine Ausnahme zur Regel machen wollen.

Seitdem ist man noch weiter gegangen. Jene genialen Ausnahmen haben sich nicht nur vervielfältigt, wir besitzen nicht nur schon eine ziemliche Anzahl kleiner Goethes, kleiner Byrons, kleiner Heines; sondern man hat auch schon gewagt, die Ausnahmen zur Regel zu erheben. Wienbarg und Gutzkow haben der Sittlichkeit und Religion den Krieg erklärt, sie haben den Umsturz des Christenthums, die Wiedereinsetzung des Fleisches, die sinnliche Religion verkündigt; und sie haben nicht ermangelt, sich dabei auf das Zeugniß der Verehrer Goethes zu berufen und die Hülfe aller Goethianer in dem Kampfe, den ich gegen sie begonnen habe, schmeichelnd anzurufen. Sie wissen, was sie thun. Sie haben in ihrem Sinne vollkommen Recht.

Wissen aber auch die sittlich reinen Verehrer Goethes, was sie bisher gethan haben, indem sie *solchen* Menschen und *solchen* Grundsätzen den Weg bahnten? Vielleicht erschreckt sie eine *solche* Consequenz ihrer Lehren, die gewiß nie in ihrer Absicht lag. Aber habe ich sie nicht längst vorausgesagt, und beruht nicht eben darin meine ganze Opposition gegen Goethe?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 112. Montag, 2. November 1835.

Deutsche Geschichte.

35) Sammlung historischer Schriften und Urkunden. Geschöpft aus Handschriften von Freiherr von Freiberg. Vierter Band. Erstes und zweites Heft. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1834, 1835.

Ohne lange Einleitung und Kommentation, ohne viel über die Sache zu reden, hat Herr von Freiberg seit geraumer Zeit ununterbrochen interessante Urkunden abdrucken lassen und die Sache selbst gegeben. Was nutzen die vielen Wünsche und Vorschläge, wie man Urkunden und historische Denkmale veröffentlichen solle, und die vielen Notizen und Titel, die uns nur andeuten, was und wo es zu finden ist? Wir müssen die Urkunden selbst haben, sofern sie wichtig sind. Es kann nicht jeder Historiker an alle die Orte reisen, wo sie vergraben liegen. Mittheilung, Abdruck ist die Hauptsache, die alle Nebensachen erspart.

In den vorliegenden Heften sind abgedruckt: Briefe Kurfürst Max Emanuels aus dem Jahre 1714, und zwar aus seiner Verbannung in Frankreich am Ende des spanischen Erbfolgekrieges. Sie sind größtentheils an seine Gemahlin gerichtet und charakterisiren Geist und Sitten des Zeitalters. Ihr Inhalt betrifft die zahllosen diplomatischen Intriguen, die dem Frieden und dem neuen Arrondissement Europas, insbesondere aber der Wiedereinsetzung der Kurfürsten von Bayern und Köln in ihre Länder und Würden vorhergingen. Sie würden wahrscheinlich noch interessanter seyn, wenn sie sich auf den Krieg, namentlich auf die zu Gunsten des Kurfürsten in Bayern erfolgte Insurrektion (deren Katastrophe das Blutbad von Sendling war) und auf den unglücklichen Tyrolerfeldzug bezögen. Existiren auch darüber kurfürstliche Briefe, so sollte mit der Herausgabe nicht gezögert werden.

Dann folgen Briefe des Herzog Maximilian I. aus seinem Knabenalter. Sie sind sehr gemüthlich und ein schätzenswerther Beitrag zur Geschichte der Sitten jener Zeit, doch ohne Beziehung auf die große Rolle, die Maximilian nachher im dreißigjährigen Kriege spielte.

Das somnium des Balde ist ein etwas dunkles Gedicht, und bezieht sich bloß auf die schwierige Aufgabe des Jesuiten, eine Geschichte Bayerns zu schreiben, die dem Orden und den Fürsten und der Nachwelt gleich gefällig seyn sollte. Historisch merkwürdig sind die capitula der Synode zu Altheim vom Jahr 916. Ein mehr psychologisches Interesse gewährt wieder die Geschichte vom Leben und Sterben des Herzog Philipp, Pfalzgraf Ruprechts Sohn; und noch mehr

die italienische Reise des Herzog Ferdinand von Bayern im Jahr 1565. Das Tagebuch über den Feldzug gegen die aufrührerischen Bauern im Jahr 1525 von Pfalzgraf Otto Heinrich ist nur durch die mitleidlose Trockenheit merkwürdig, mit welcher der Verfasser die Zahl der überall abgeschlagenen Bauernköpfe verzeichnet.

36) Auswahl der ältesten Urkunden deutscher Sprache im königl. geh. Staats- und Kabinets-Archiv zu Berlin. Herausgegeben von L. F. Höfer. Hamburg, Perthes, 1835. 4.

Auch dieses neue, in Quart vortrefflich gedruckte Werk hat die Sache praktisch angefangen und gleich eine Menge Urkunden abgedruckt. Man ersieht daraus, wie viele rheinische Urkunden nach Berlin gekommen sind, denn die größere Hälfte des Werks enthält welche von Trier, Sayn und Sponheim, Köln und den übrigen Rheinlanden. Die folgenden sind aus Westphalen, Franken, Erfurt, Halberstadt, Quedlinburg, Magdeburg, Sachsen, Lausitz, Thüringen und nur ein kleiner Rest aus Brandenburg und Pommern. Sie sind sämmtlich aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert und aus einer unendlich größern Zahl lateinischer Urkunden hauptsächlich der deutschen Sprache wegen und zu Gunsten der vaterländischen Sprach- und Rechtsforschung ausgewählt.

37) Zeitschrift für Archivkunde, Diplomatik und Geschichte. Herausgegeben von Höfer, Erhard und v. Medem. Hamburg, Perthes, 1834, 35.

Die ersten vier Hefte liegen vor uns. Sie enthalten einige Abhandlungen über die wissenschaftliche Begründung und Gestaltung des Archivwesens überhaupt und mehrere einzelne Urkunden. Was die erstere anlangt, so ist es allerdings Zeit, auf die Erhaltung und zweckmäßige Benutzung der alten Archive zu denken, die wenigstens hin und wieder noch im Argen liegen. Am zweckmäßigsten wäre unter allen Umständen der Abdruck solcher Urkunden, die wirklich, sey es für die allgemeine, sey es auch nur für die Spezialgeschichte, Sittengeschichte oder auch nur in sprachlicher Hinsicht von Interesse sind. Seit anderthalb Jahrhunderten ist wirklich viel gedruckt worden, aber man ging dabei meistentheils von Erb- und anderweitigen Rechtsansprüchen aus und Reichsstädte oder kleine Fürsten ließen eine Masse Urkunden in ihrem Privat-, nicht in einem historischen Interesse drucken. Es gibt sogar Spezialgeschichten von kleinen sächsischen und fränkischen Provinzial-Städten in dicken Quartbänden mit einer Menge Urkunden, in denen der Geschichtsforscher aber vergeblich etwas allgemein Interessantes sucht, weil es sich darin nur von einem Verzeichniß aller Bürgermeister, Rathsherren, Pfarrherren, von kleinen Käufen und Abtretungen, von Mühlen und Teichen handelt. Der rein wissenschaftlichen Sammlungen, die von einem historischen Standpunkt ausgehn, gibt es nur wenige, und auch in ihnen ist neben den Körnern viel Spreu. Besonders unzweckmäßig sind in den gedruckten Sammlungen die ewigen Wiederholungen. Man würde viel Papier und dem Leser viel Langeweile ersparen, wenn man die Schenkungen, Vergabungen, Privilegien ꝛc., die sich in der Form gleichen, nicht alle wortreu wiedergäbe, sondern nur eine als Muster voran, und von der andern nur den kurzen Inhalt und die wenigen, etwa noch bemerkenswerthen Abweichungen und Namen. Auch wäre es weit wichtiger, die oft so sehr interessanten Gesetze, Instruktionen, kleinen Relationen, Briefe ꝛc. mitzutheilen, auf die man bisher in den gedruckten Sammlungen weniger gesehn hat, als auf die Schenkungsbriefe. Im vorigen Jahrhundert spielten die Privilegien noch eine Rolle, jezt nicht mehr. Darum müssen die jezt veranstalteten Sammlungen auch von einem ganz andern Gesichtspunkt ausgehn.

Dennoch aber ist alles, was jezt für Sammlungen geschieht, äußerst ärmlich in Vergleich mit den Leistungen des vorigen Jahrhunderts. Jezt sind uns fast alle Archive geöffnet, unzählige Aengstlichkeiten und Vorurtheile des alten Reichs sind zerstört, ein großer vaterländischer Sinn ist seit den Unglückstagen unter Napoleons Joch rege geworden, — und dennoch haben wir für die Sammlung alter Denkmale und Urkunden bei weitem nicht das gethan, was in jener weit engherzigern Vorzeit durch die zahlreichen scriptores rerum germanicarum, durch die leges barbarorum, durch die Spezialgeschichten in Quart und Folio mit Urkunden, und durch die ersten gewiß großartigen Versuche zu systematischen Uebersichten im Chronicon Gottwicense geleistet hat. Damals that ein Kloster, eine Reichsstadt verhältnißmäßig mehr, als jezt weit größere Staaten thun. Sind doch selbst die Monumenta boica nur eine ehrenvolle Ausnahme.

Unter den hier abgedruckten Urkunden bemerken wir: die angebliche Dagobertsche Stiftungs-Urkunde des Peterskloster zu Erfurt — Calendarium Merseburgense — das älteste Privilegium der Stadt Hamm, sodann Berichte über die Archive zu Stettin und Stralsund, über das Einlager, einen alten Rechtsgebrauch, über Bann- und Verwünschungsformeln ꝛc. ꝛc.

38) Ueber Römerstraßen im Allgemeinen, mit besonderer Rücksicht auf den Isarkreis des Königreichs Bayern, von J. Schlett, München, Franz, 1833.

„Daß unter August eine Art von Vermessung oder Länderaufnahme statt gefunden habe, ersehen wir aus

dem 3ten Buch 2ten Kapitel, der Naturgeschichte von Plinius, wo es heißt, daß Agrippa eine mit vieler Mühe bearbeitete Tafel, auf welcher die Erdegrenzen mit Provinzen des Reiches verzeichnet waren, zur öffentlichen Schau ausgestellt habe, die aber, wie es bei ersten Versuchen begreiflich, noch Vieles zu wünschen übrig gelassen habe. Dionis, Strabo, Mela und Plinius erweiterten die geographischen Kenntnisse, die Künstler besserten, brachten es weiter, und nicht lange nach August gab es schon Mappemonde's im Taschenformate; wir erfahren nämlich aus Suetonius, daß unter Domitian ein gewisser Metius angeklagt wurde, weil er neben andern verdächtigen Schriften eine illuminirte Weltcharte auf Pergament in böslicher Absicht mit sich herumtrage. — Von allem diesen ist nun wohl nichts auf uns gekommen; dafür besitzen wir aber drei andere hieher gehörige Denkmäler: zwei Straßenatlasse, nämlich das obengenannte Itinerarium Antonini und die auch schon erwähnte Peutingerische Tafel mit einer Reisecharte von Bordeaux nach Jerusalem, unschätzbare Reste, könnten sie nur auch besonders für außeritalische Provinzen, wo alle Grenzen verrückt, und so manches einst Blühende verwildert ist, mehr anwendbar, mehr genießbar seyn.

a) Es enthält Ersteres, das Itinerarium, ein bloßes Register, ein einfaches Verzeichniß von 372 Straßen, die in verschiedenen Richtungen von einem gegebenen Orte zum andern mit Angabe der Mittelstationen und ihren Entfernungen das ganze Reich durchziehen. Nach Gallien ziehen von Pannonien her mehrere dieser Heerwege, zuerst von Sirmium nach Trier; dieser durchschneidet unsern Isarkreis. Auf ihm liegt unsere Isunisca und der Pons-Oeni; sie zielen alle nach der herrlichen Augusta, und wenden sich von da theils nach Straßburg, theils Italien zu.

b) Peutingerische Charte oder Tafel, so genannt von dem in der literärischen Welt bekannten Patrizier in Augsburg, Konrad Peutinger, in dessen Büchersammlung sie gefunden worden, ohne daß man mit Sicherheit angeben kann, wie er zu deren Besitz gelangt. Sie bezeichnet in nicht gezählten, oft nach oben oder unten gebrochenen Linien einen großen Theil der Heerstraßen mit ihren Entfernungen, wie man auf dem Itinerar sie findet; gibt aber dazu noch viel mehrere und andere mit verschiedenen eingeschalteten Stationen, Veränderungen, Abweichungen an, und bildet kein trockenes Namensverzeichniß, wie das Itinerar, sondern ist, was man für höchst merkwürdig halten sollte, mit Zeichnungen von Bäumen, Flüssen, Gebirgen, Tempeln, Burgen und Gebäuden mancher Art verziert. Man sieht unsere Augusta mit dem Zeichen einer Doppelburg — Paris, Athen.“

c) Auch an der Reisecharte von Bordeaux — Itinerarium Burdigalense, oder Peregrinatio Hierosolymitana genannt — besitzen wir ein schätzbares topographisches Denkmal eines großen Theiles der alten Römerwelt,“ das aber auf Deutschland keinen Bezug hat.

„Eine Römerstraße ist ein nach mathematischen Dimensionen angelegtes Bogengewölbe, so zu sagen, ein konverer Steindamm, worauf eine nach bestimmtem Maaß ausgebreitete Fläche ruht, welche sich wieder an beiden Seiten, in gleichem Verhältniß, herabsenkt zur Erdfläche, worauf sie steht; Fläche und Abneigung sind in gleiche Theile eingetheilt, und so von Anfang bis zu deren Ende, wären es auch tausend Meilen, in gleicher Breite und Höhe, in gerader Richtung fortgeführt.“ Die Bauart derselben wird nun noch näher beschrieben, deßgleichen über Meilenzeiger, Ruheplätze, Befestigungen ꝛc. alles beigebracht, was sich darüber hat ausmitteln lassen und überall wird nachgewiesen, wo sich noch jezt im Isarkreise deutlich die Reste solcher alten Straßen zeigen.

39) Ueber die Behandlungsweise der bayerischen Geschichte, von Dr. G. Th. Rudhardt. Hamburg, Perthes, 1835.

Die unglückselige Allianz Bayerns mit Frankreich hat mehr als einmal vaterlandsverrätherische Gelehrte zu der absurden Behauptung veranlaßt, die Bayern seyen als Nachkommen der alten Boier mit den Franzosen, als Nachkommen der alten Gallier, stammverwandt und den Deutschen entgegengesezt, jene Allianz gegen das deutsche Reich also eine natürliche. Gott sey Dank, daß jezt davon nicht mehr die Rede seyn darf! Eine andere Klippe hat die Spezialgeschichte jezt zu meiden, das Isoliren, das durch Johannes Müller aufgebracht wurde. Diesem schlechten Manne, der das deutsche Vaterland so oft als diplomatischer Agent und Rathgeber schändlich verrathen hat, lag auch als Geschichtschreiber nichts so sehr am Herzen, als den Zusammenhang des großen deutschen Volks zu läugnen, und überall das Provinzionelle zu Nationalitäten, den Theil zu Ganzheiten zu stempeln, und die liebe Provinzialeitelkeit hat ihn hierin oft genug nachgeahmt.

Herr Rudhart denkt so kleinlich nicht. Er will die bayerische Geschichte nicht von der deutschen losgerissen, sondern als einen von dem Organismus derselben unzertrennlichen Theil behandelt wissen.

40) Archiv für Geschichte und Alterthumskunde des Ober-Main-Kreises, von E. C. Hagen und Ch. Dorfmüller. Erster Band. Bayreuth, Grau.

Verschiedene Abhandlungen über die ältere Geschichte von Bayreuth, Culmbach, die alten Markgrafen, alte

Kirchen, Gräber, Kunstwerke ꝛc. Wir bemerken eine ausführliche Schulordnung für Bayreuth vom J. 1461, eine Theater- und Modenchronik der Stadt Windsheim aus dem 16ten Jahrhundert, die ältere Militär- und Bürgerwehrverfassung Bayreuths ꝛc.

41) Geschichte der Grafen von Mansfeld, von L. F. Niemann. Mit 3 lithographirten Abbildungen. Aschersleben, Lorleberg, 1834, 8. S. 359.

Eine vollständige Familiengeschichte des alten berühmten Grafenhauses, aus der ich das Interessanteste hier mittheilen will. Der erste Mansfeld war ein Mann des Kaiser Heinrich, der diesen um so viel Land bat, als er mit einem Scheffel Gerste würde besäen können, der aber, als ihm dieses gestattet wurde, eine dünne Körnerreihe um eine große Landschaft streute, die er als Grafschaft behielt, denn der Kaiser sagte: dem Manne soll das Feld bleiben. So die älteste Sage des Hauses, die sich an die Gerstenkörner im Mansfeldischen Wappen knüpft.

Historisch wichtig erscheint zuerst der berühmte Hoyer von Mansfeld:

Ich Graf Hoyer ungeboren,
Hab' noch keine Schlacht verloren,

der gleichwohl, für den Kaiser gegen die Sachsen fechtend, in der großen Schlacht am Welfisholze fiel, 1115. Dann machen sich erst wieder zu Luthers Zeiten die Grafen von Mansfeld als dessen Gönner und treue Anhänger bemerklich. Im Bauernkriege tritt Graf Ernst gegen Thomas Münzer auf, an dem er sich durch Folterqualen grausam wegen frühern Drohungen rächt. Im Schmalkaldischen Kriege siegt Graf Albrecht in Verbindung mit dem Oldenburger Grafen Christoph über den Herzog Erich von Braunschweig, in dessen Verfolgung begriffen, sie nicht hindern können, daß der kaiserliche General Wrisberg, der vorher den Herzog Erich im Stich gelassen hatte, über ihr Lager herfällt. Daher das Soldatenlied:

Wir haben das Feld, Wrisberg das Geld.
Wir haben das Land, Wrisberg die Schand.

Auch Damen des Hauses machen sich bemerklich und zwar durch Schönheit. Im Jahr 1495 starb Elisabeth, Gräfin von Mansfeld, das schönste Frauenzimmer ihrer Zeit, die sich durch zu vieles Bücherlesen die Augen verdorben hatte, ein Wasser dafür brauchen wollte, aus Versehen Scheidewasser ergriff und sich dadurch eines Auges beraubte. Man nannte sie seitdem die einäugige Venus.

Noch berühmter wurde die schöne Gräfin Agnes von Mansfeld, Stiftsdame von Giersheim, die Erzbischof Gebhard von Köln in einem Zauberspiegel sah, und in die er so heftig entbrannte, daß er Alles daran sezte, ihre Liebe zu gewinnen. Es glückte ihm, denn er war ein schöner Mann, aber sein zu langes heimliches Verständniß mit ihr erbitterte ihre Brüder, die ihn nöthigten, sich öffentlich mit ihr trauen zu lassen und die reformirte Religion anzunehmen. Doch eine Reformation aus irdischer Liebe mißfiel dem Volk, ein geistlicher Fürst, der nicht mehr Hirt, sondern nur noch Schäfer war, verlor die öffentliche Achtung. Das Domkapitel entsezte ihn, das Volk verließ ihn. Die Lutheraner aber waren so engherzig, ihm nicht beizustehn, weil er ein Calvinist war. Er floh nach England. Agnes fiel der Königin Elisabeth zu Füßen, aber da kam sie übel an, denn Elisabeth sah, daß Esser, ihr Liebling, sich der schönen Agnes angenommen hatte, und von Eifersucht entbrannt, verstieß sie die Hülfe Suchende. Die armen Liebenden endeten in Vergessenheit.

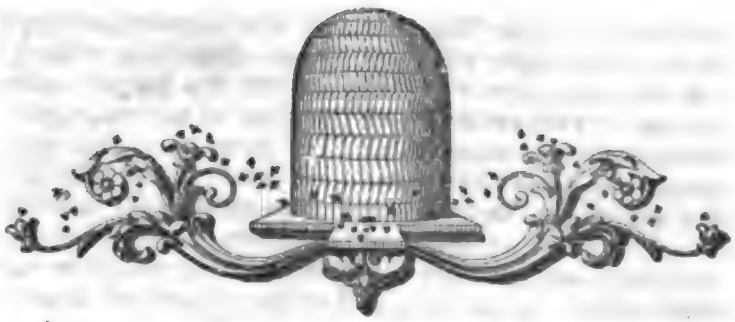
Im dreißigjährigen Kriege spielten die Mansfeldischen Davidsthaler eine große Rolle, denn mit hohen Summen wurden sie von den Soldaten aufgekauft als festmachende Talismane, weil einmal ein Graf David von Mansfeld durch einen solchen, von ihm selbst geschlagenen Thaler, an dem eine feindliche Kugel abprallte, am Leben erhalten worden war.

In demselben Kriege war Graf Peter Ernst von Mansfeld bekanntlich einer der ersten und berühmtesten Helden. Von unehelicher Geburt, ohne Vermögen und noch von den Wällen der Feinde herab mit dem Zuruf: Bastard! begrüßt, schwang er sich gleichwohl zu den höchsten Ehren empor, behauptete eine Zeitlang ganz allein das Feld gegen die Katholiken und war allen nachfolgenden Kriegsfürsten der große Lehrmeister in der Kunst, ein zahlreiches Heer aus dem Stegreif zu bilden und zu ernähren. Seine merkwürdige Geschichte ist hier kurz und doch genau mitgetheilt. Zu Spalatro in Dalmatien liegt er begraben. Kein neuer Reisender hat das Grab gesehen. Noch ist ihm kein Denkstein errichtet, obgleich in Oesterreich die Familie Colloredo-Mansfeld blüht.

Von diesem berühmten Peter Ernst, als einem Nebenschößling, war die echte Grafenfamilie auf dem Schlosse Mansfeld feindlich abgewendet, vielleicht aus Eifersucht. Graf Wolfgang von Mansfeld trat 1626 feierlich zum Katholicismus zurück und in des Kaisers Dienst und feierte auf seinem Schloß mit großem Jubel die Zerstörung von Magdeburg. Stets dem Katholicismus und dem Dienst des Kaisers treu wurde das Grafenhaus gefürstet, starb aber 1780 mit dem Fürsten Franz Joseph Wenzel aus, dessen Tochter einen Grafen Colloredo heirathete, seit welcher Zeit die Namen Colloredo-Mansfeld vereinigt sind.

Ein Nebenzweig der Familie blüht in England, die Mansfields, die auch nach Nordamerika sich verbreiteten und dort die Stadt Mansfield gründeten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 113. Freitag, 6. November 1835.

Deutsche Geschichte.

42) Historisches Taschenbuch. Mit Beiträgen von Barthold, Leo, Voigt, herausgegeben von Friedrich von Raumer. Sechster Jahrgang. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Zufällig enthält dieser Jahrgang lauter Beiträge, welche die deutsche Geschichte betreffen.

Jürgen Wullenweber von Lübeck oder die Bürgermeisterfehde, von Barthold, dürfte zu den werthvollsten Aufklärungen der deutschen Vorzeit gehören. Immer noch vermissen wir eine Geschichte der großen Hansa, die den Anforderungen der neuen Geschichtforschung entspräche. Hier erhalten wir wenigstens ein Fragment, das uns beweist, wie viel Wichtiges, Großes und Schönes noch aus dem Wust der Chroniken und Archive zu reinigen übrig blieb. Eine der einflußreichsten Begebenheiten, die das Schicksal des ganzen Nordens entschied, die der Hansa ihr Ende bereitete, und die zugleich durch etwas Wunderbares die Phantasie in Anspruch nimmt, ist aus Interesse so entstellt, aus Phlegma so oberflächlich behandelt geblieben, daß erst Herr Barthold, drei Jahrhunderte später, sich rühmen darf, sie erkannt, aufgeklärt, völlig gereinigt und für immer der deutschen Geschichte, als einem der unentbehrlichsten Bestandtheile derselben, einverleibt zu haben.

Hoffentlich werden es uns die Leser Dank wissen, wenn wir ihnen diese höchst interessante, romanhafte und doch historische Begebenheit kurz erzählen.

Lübeck war das Haupt der Hansa und übte besonders über alle Ostseestädte, die gleiches Interesse mit ihm hatten, den größten Einfluß aus, während Hamburg, Bremen, Cöln ꝛc. mehr der Nordsee zugewandt, sich durch ihr Handelsinteresse mehr absonderten. In allen diesen Städten herrschten die Kaufleute als Patricier mit unbestrittener aristokratischer Macht, denn der Handel, dessen unerschöpflich scheinendes Füllhorn die Patricier in der Hand hielten, strömte Segen auch auf die niedern Bürger und den Hafenpöbel. Erst die Reformation verbreitete auch in den nordischen Städten den demokratischen Geist, der schon lange vorher in den süddeutschen herrschend geworden war. Doch wehrten sich die mächtigen und glücklichen Patricier dieser Neuerung lange. In Lübeck wurden noch im Jahr 1528 die Schriften Luthers öffentlich durch den Henker verbrannt. Aber zwei Jahre später stand das Volk auf, klagte die Stadtjunker der Geldverschleuderung und Bedrückung an und forderte Rechnung; ein Anfang, den die meisten städtischen Revolutionen nahmen. Der eingeschüchterte Rath gab, um die Gemüther zu beschwichtigen, die Religion frei,

aber das lutherisch gesinnte Volk verbot nun seinerseits den katholischen Gottesdienst, und bediente sich seines neuen Uebergewichts zu solcher Kränkung der alten Aristokratie, daß der Bürgermeister Nicolaus Brömser die Stadt verließ, um auswärts Hülfe zu suchen. Seine Flucht hatte die Vertreibung des ganzen alten Raths zur Folge; die Handwerker bemächtigten sich des Regiments völlig und erhielten an Jürgen Wullenweber, der vorher ein armer Kaufmann war, ein über seine Zeit kühnes und großgesinntes Haupt. Da er als neuer Bürgermeister von Lübeck zugleich statutenmäßig Präsident der Hansa war, so übersah er sogleich mit klarem Blick die ganze Lage des Nordens und beschloß, durch eine große Revolution desselben die Macht der Hansa für immer zu befestigen.

Kurz vorher hatte die Hansa alle Mittel angewandt, um die Vereinigung der drei nordischen Reiche, Dänemark, Norwegen und Schweden unter Christiern II. zu verhindern, weil sie einer so vereinten Macht gegenüber ihren alten Einfluß zu verlieren fürchteten, und weil die Volksfreiheit, die der auf Handwerker und Bauern sich stützende Christiern dem Adel- und Priesterstand entgegensetzte, den hanseatischen Junkern, die es immer mit dem Adel hielten, zuwider war. So wurde Christiern gestürzt und gefangen und die Vereinigung des nordischen Adels mit der Aristokratie der Hansa führte in Schweden Gustav Wasa, in Dänemark und Norwegen Friedrich I. auf den Thron. Die neuen Könige waren aber nicht dankbar. Gustav Wasa trat offen feindlich auf. Friedrich öffnete niederländischen Schiffen den Sund und achtete das Monopol der Hansa nicht. Da er nun 1533 starb und der Thron erledigt war, so dachte Wullenweber sogleich darauf, den gefangenen Christiern zu restauriren und vorläufig im Namen desselben eine furchtbare Revolution gegen den Adel der Königreiche zu organisiren.

Volksfreiheit wurde der Wahlspruch. Die Ostseestädte Stralsund, Rostock und Wismar ahmten Lübecks Beispiel nach, trieben die Junker aus und setzten Volks-Commissionen ein, die alle von Lübeck aus durch Wullenweber geleitet wurden. Sodann verband sich dieser mächtige Diktator mit dem Bürgermeister Bockbinder in Kopenhagen und dem Münzmeister Jürgen Kock oder Monter, (Münzer) in Malmoe, den Hauptstädten Dänemarks, die den großen Volksaufstand verbreiteten.

Damals war Marx Meyer, vormals Hufschmidt, dann Landsknecht, ein tapferer Held unter Schärtlin im Türkenkriege, endlich Stadthauptmann von Lübeck, der schönste Mann seiner Zeit, mit Lübeckischen Schiffen gegen die Niederländer und Engländer ausgezogen, die den Sund bedrohten. Ein Sturm trieb ihn an Englands Ufer und man warf ihn in den Tower, um ihn als Seeräuber aufzuhängen. Seiner Beredsamkeit aber gelang es, dem damals gegen Papst und Kaiser erbitterten und gegen die nordischen Staaten eifersüchtigen König Heinrich VIII. ein Bündniß mit Lübeck zu empfehlen, und statt ihn an den Galgen zu hängen, schlug ihn der König zum Ritter, hing ihm eine schwere goldene Kette um und entließ ihn in großen Ehren. Denselben Meyer schickte Wullenweber nach Schweden. Den jungen Sture, königlichen Ursprungs, wollten sie dem Gustav Wasa hier entgegensetzen, und als Sture nicht Lust zu solcher Wagniß hatte, griff ihn Meyer und schleppte ihn fort mit den Worten: will Sture nicht in Gottes Namen König von Schweden werden, so soll er es in's Teufels Namen! Doch mußte man den unfähigen Jüngling wieder entlassen.

Dagegen übernahm Christoph, Graf von Oldenburg, Christiernus Vetter, die Feldherrnstelle aus Wullenwebers Hand und führte ein Heer von Hanseaten und deutschen Söldnern zur See nach den dänischen Inseln über. Der dänische Adel beschwor inzwischen den Grafen Christian von Holstein, die dänische Krone anzunehmen, und dieser fing an, sich zu rüsten. Wullenweber ließ aber einen Einfall in's Holsteinische thun, um den Feind auf dieser Seite zu beschäftigen, und den Hauptangriff auf die Inseln zu maskiren. Dieses glückte vollkommen. Das dänische Volk stand überall gegen den verhaßten Adel und gegen die Bischöfe auf, wobei furchtbare Ausschweifungen statt fanden, und Christoph zog wenig Tage nach seiner Landung im Triumph in Kopenhagen ein.

Nun war aber Christian so schlau, sich dicht an die Stadt Lübeck zu setzen, ihr die Verbindungen zu Lande abzuschneiden und die Gärten und Landhäuser ringsumher zu zerstören. Das machte den an ihre Behaglichkeit gewöhnten Bürgern Verdruß und man fing an, den Frieden zurückzuwünschen. Die eingeschüchterte Partei der Junker trat wieder hervor, und die Prediger verkündeten, in dem bekannten System Luthers, die Plage der Stadt sey eine Strafe des Himmels, weil der gemeine Mann sich der von Gott eingesetzten Obrigkeit widersetzt habe. Wullenweber kam eilig aus Kopenhagen zurück, wohin er den Grafen begleitet hatte, erstaunte über den Mißmuth, den er vorfand, und — gab den Spießbürgern nach. Hier täuschte ihn seine eigene Klugheit. Er schloß mit Christian, als Grafen von Holstein, Frieden, so daß Lübeck von der Landseite nicht mehr beunruhigt werden sollte, setzte aber mit demselben Christian, als Prätendenten der dänischen Krone den Seekrieg fort. So hoffte er die nächste Ursache des Mißmuths in Lübeck zu entfernen, ohne den großen Zweck des Krieges aus den Augen zu verlieren. Aber er hatte einmal nachgegeben, und Junker und Priester fuhren fort, seine Popularität zu untergraben.

Gleich nach diesem einseitigen Frieden brach Christian mit einem ansehnlichen Heere, meist deutscher Söldner, gegen die dänischen Bauern auf, die Jütland durchtobten. Nach tapferer Gegenwehr fiel der Schiffer Clemint, des Aufstandes Haupt, dem Holsteiner in die Hände, der ihn enthaupten und dem aufgepflanzten Haupt eine bleierne Krone aufsetzen ließ. In Helsingborg erwartete Meyer den Feind, aber der Kommandant der Feste, Tyge Krabbe, übte Verrath, ging zum Holsteiner über und ließ die Deutschen überfallen. Lange wehrte sich Meyer in der brennenden Stadt, mußte sich aber endlich ergeben. Man führte ihn nach Vardbierg, aber auch hier glückte seinem Genie die Rettung. Er gewann die Besatzung, vertrieb den Kommandanten und bemächtigte sich selbst des Schlosses.

Unterdeß beredete Wullenweber den Herzog Albrecht von Mecklenburg, Kopenhagen zu Hülfe zu ziehen. Aber dieser vertrug sich nicht gut mit Christoph. In der entscheidenden Schlacht bei Assens wurden die hanseatischen Deutschen geschlagen, denn es bluteten hier von beiden Seiten Deutsche für eine fremde Sache, 1535. Beinahe zu gleicher Zeit hatte die lübische Flotte mit der dänisch-schwedischen, zu der auch der neue Herzog Albrecht von Preußen, aus Eifersucht gegen die Städte, seine Schiffe geschickt hatte, einen ungleichen Kampf zu bestehen. Die meisten lübischen Schiffsführer waren heimliche Aristokraten und ließen sich nicht nur auf offner See schlagen, sondern verbrannten auch neun ihrer besten Schiffe in einem dänischen Hafen, unter dem Vorwand, sie wären sonst dem Feind in die Hände gefallen. Es lag den Junkern alles daran, daß die dänische Expedition mißlinge. Sie operirten aus allen Kräften. Hamburg mußte einen Hansetag ausschreiben, um den Frieden zu ermitteln, und die Junker gingen so weit, Wullenweber und die lübische Demokratie zu beschuldigen, sie handelten nur im eignen Interesse und nicht für die Hansa. Wullenweber erschien und beschwor die Deputirten der Hansa, den Krieg fortzusetzen, weil sonst ihre Handelsmonopole für immer verloren, die ganze Macht der Hansa gebrochen sey; gäbe man den nordischen Königen nach, dulde man, daß einer die Krone nicht von der Hansa empfangen dürfe, so sey es mit der Macht, also auch mit dem Reichthum der stolzen Handelsrepubliken aus. Aber der Haß der Junker saß zu tief. Sie brachten einen Reichsbeschluß vor, der Lübeck mit der Acht bedrohte, wenn es die Volksherrschaft nicht abschaffe, und in denselben Tagen erfüllte der Untergang der Wiedertäufer in Münster die Aristokratie mit neuer Kühnheit. Da thaten sich die Junker auf in Lübeck, stürzten den Volksrath und führten den alten Bürgermeister Brömser im Triumph zurück.

Das Volk ließ seinen Führer im Stich. Wullenweber wurde auf dem Gebiet des Erzbischofs von Bremen verrätherisch ergriffen und dem grausamen Herzog Heinrich von Braunschweig überliefert, (demselben, der mit der Eva von Trott Bigamie trieb). Die größte Lust dieses Fürsten war, Foltern und Hinrichtungen anzuwohnen, und gegen den ärgsten Feind des Adels, den man ihm zu diesem Behuf anvertraute, glaubte er keine Rücksicht nehmen zu dürfen. Er ließ ihn also zur Lust dreimal auf den Tod foltern, um ihm abzupressen, was die Junker wollten. Man beschuldigte ihn der lügenhaftesten Dinge, er habe die Stadt bestohlen ꝛc. Man schloß, zum großen Ruin der Hansa, mit Christian Frieden und zog die Deutschen aus Kopenhagen zurück. Die ausgehungerte Stadt mußte sich endlich ergeben. Dem neuen König Christian wurde bewilligt, was vorher die Hansa den nordischen Königen nie zugestanden hätte; ja die ehemals so stolzen Bürger baten jezt den König, er möge doch auch eine Anklage gegen Wullenweber erheben. Christian that das Unedle aus Staatsklugheit, weil er die Hansa nicht tiefer demüthigen konnte, als indem er ihnen den Mann verderben half, in dem sie ihren einzigen Erretter hätte sehen sollen. Der Prozeß Wullenwebers artete in den schauderhaftesten Justizmord aus. Man beschuldigte ihn, er sey ein Wiedertäufer, er habe sich und seine nächsten Freunde zu Königen des Nordens machen wollen ꝛc. und schlug ihm das Haupt ab. Meyer hielt sich auf seiner Feste, bis Alles verloren schien und seine Knechte selbst ihn zwangen, sich den Dänen zu ergeben. Diese brachen ihm das Ehrenwort, folterten und vierthellten ihn.

So endete diese große Bewegung des Nordens. Der Verfasser sagt: „Was Wullenweber gewollt, wie richtig und kühn er die Zeitumstände erfaßte, wie unerschöpfliche Mittel er in seinem Geiste auffand, unterliegt keinem Zweifel. Er nahm den großen Streit um Rechte, die eine frühere Sittigung den deutschen Städten über den Norden errungen, welche die Nationen in ihrer Kindheit den Bildnern als Dank übertrugen und die herangereiften mit ihrem Fug jezt verweigerten, wie in einem heroischen Zweikampf auf sich. Eine kräftige Hanse konnte nur erstehen, wenn die nordischen Reiche niedergehalten wurden und den Städten der freie Verkehr auf der Ostsee blieb. Groß und eines schönen Lohnes werth war der Gedanke, für welchen er glühte, auf dem freien Bürgerthume und dem freien Bauernstande des Nordens, auf dem Protestantismus die Macht seines Vaterlandes zu erbauen; die Mittel, mit welchen er seinen Zweck verfolgte, Kraft und Klugheit, hat Völkerrecht und Geschichte immerdar jedem unabhängigen Gemeinwesen gestattet. Aber das Geschick hat wider ihn entschieden und darum konnte er der Schmach bei dem sinnlosen Pöbel nicht entgehen; er

büßte mit seinem Leben das schöne Verbrechen, indem er den Werth und die Willensenergie seiner Zeitgenossen nach sich abmaß, die Mittel nicht klug genug berechnet zu haben. Diesen Irrthum, der die Seele adelt, hat er mit den markigsten Charakteren aller Zeiten gemein. Es ist jezt nur eine Stimme, daß Wullenwebers verruchten Justiz eines blutgierigen, dummfanatischen Fürsten, der unsroßmüthigen Rache eines siegreichen Königs und der schandbarsten Lüge eines beleidigten Patricierregiments zum Opfer fiel. Aber auch das Andenken seines Kampfgenossen muß die Geschichte in Schutz nehmen, so wenig er an Sitten und Geistesgaben den Vergleich mit seinem Bürgermeister aushält. Auch Meyer verdiente ein milderes Schicksal, mindestens war der dänische Adel nicht rein genug, um an Dem einen Treubuch so entsetzlich zu strafen, welchen ihr Verrath auf das Naturgebot zurückgetrieben. Auch auf das schmachvolle Ende des „Grobschmidts" hat jenes neue Staatsrecht eingewirkt, „daß der General einer Republik ein nicht ebenbürtiger Kriegsmann sey und man mit ihm wie mit einem Schelme verfahren dürfe." Es brach die Zeit herein, wo Deutschland viele Seelen von Wullenwebers Energie und Meyers kecker Entschlossenheit bedurfte; zehn Jahre nach Beider Tode der Schmalkaldische Krieg, in welchem unfähige Fürsten und schlaffe Lenker der Städte über das Vaterland Schmach und Verderben häuften. Meyer, unter Sebastian Schärtlin auf die Ehrenburger Klause gestellt, und Wullenweber im Rathe begeisterter süddeutscher Bürger, welche Wendung würde der erste Religionskrieg genommen haben! Darum nehme denn die deutsche Geschichte diese Männer vom Schandpfahl zu Helsingör und Wolfenbüttel in ihr Ehrengedächtniß auf; wir aber schließen mit dem schlechten Reime Hans Reglmann's, des Bergenfahrers:

Die von Lübeck mögen in allen Tagen
Den Tod Herrn Jörg Wullenwebers beklagen."

Der zweite Aufsatz ist: „Fürstenleben und Fürstensitte im 16ten Jahrhundert, von J. Voigt. Darin wird mit Herbeiziehung der Originalstellen aus Urkunden, Briefen ꝛc. das ganze deutsche Hofleben jener Zeit in seiner gutmüthigen Roheit, prachtvollen Langweiligkeit und naiven Abgeschmacktheit geschildert. Es war die Zeit des Ueberganges aus den kräftigen Ritterzeiten in die Verfeinerung des siècle de Louis XIV. Die alte Kraft war in Rohheit ausgeartet. Statt der Turniere kamen die wahrhaft viehischen Trinkgelage und die dem Landmann so verderbliche Jagdwuth auf. Statt der spätern Verfeinerung hatte man damals erst noch kindische Spielereien, Hofnarren und Hofnärrinnen, Zwerge und Zwerginnen, Astrologen, Goldmacher ꝛc. Gewiß werden Leser und Leserinnen diese sehr detaillirten Schilderungen mit Vergnügen durchgehen.

Der dritte Aufsatz von Leo über das Leben in Island in der Zeit des Heidenthums hat insofern auch ein Interesse für die moderne Welt, als der Verfasser nachweist, wie viele Aehnlichkeit jene alte Colonisirung Islands mit der Colonisation Nordamerikas hatte. Sehr ausführlich ist seine Schilderung des altisländischen Hauswesens, in dem wir das deutsche überall wiedererkennen.

43) Die Landgrafen von Leuchtenberg, historisch-genealogisch erläutert von J. B. Brenner. Rothenburg a. d. Tauber, Beck, 1834.

Von ungewissem Ursprunge, vielleicht Nachkommen Thassilos, erhielten sich die Leuchtenberge bis 1646. Nach ihrem Aussterben fielen ihre Güter an Bayern, der Name ist aber in jüngster Zeit durch den vormaligen Vicekönig von Italien, Eugen, wieder zum Familiennamen geworden. Nur insofern und in lokaler Beziehung hat die vorliegende Geschichte ein Interesse. Für die deutsche Geschichte im Großen enthält sie keine wichtige neue Resultate.

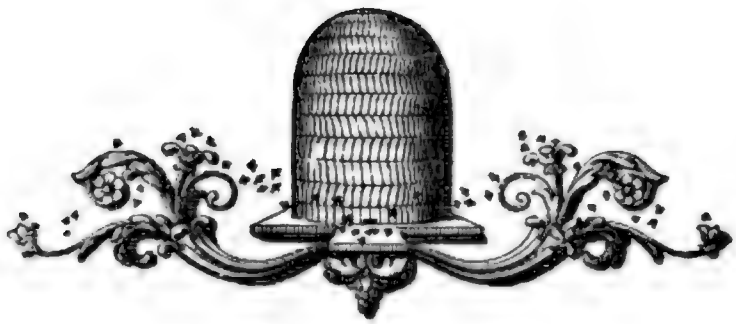
44) Geschichte der fränkischen Cistercienser Abtei Eberach, von W. Wigand. Landshut, Krüll, 1834.

Eine eben so genaue urkundliche Geschichte. Eberach, eine der reichsten Abteien, auf dem Wege zwischen Bamberg und Würzburg, wo der Reisende noch jezt ihre leeren Hallen bewundert, behauptete seinen Glanz trotz der Gefahren des Bauernkriegs bis zum großen Säkularisationsjahr 1803.

45) August von Wersebe, über die Vertheilung Thüringens zwischen den alten Sachsen und Franken. Erste Hälfte. Hamburg, Perthes, 1834.

Eine sehr gelehrte Untersuchung, durch welche nachgewiesen wird, daß der nördliche Theil von Thüringen bis zur Zeit Karls des Großen sächsisch und heidnisch geblieben sey. Diese Beweisführung veranlaßt den auch schon durch andere, die sächsische Geschichte betreffende Spezialuntersuchungen bekannten Verfasser, zugleich die älteste Vorzeit Thüringens überhaupt zu beleuchten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 114. Montag, 9. November 1835.

Deutsche Geschichte.

46) Neuere Geschichte von Hessen, durch Christoph von Rommel. Erster Band. Cassel. Hamburg, Perthes, 1835.

Herr von Rommel ist einer der größten Meister in der Spezialgeschichte, was er durch seine ältere Geschichte von Hessen und durch sein berühmtes Werk über den Landgraf Philipp dargelegt hat. Hier beginnt die Fortsetzung jener Werke. Der ganze vor uns liegende starke Band enthält die Geschichte Wilhelms des Weisen, der Philipps Sohn und Erbe war und am Ausgang des 16ten Jahrhunderts durch seine weisen Rathschläge und diplomatischen Verwendungen nicht geringern Einfluß übte, wie sein Vater durch kriegerischen Muth. Obgleich drei Brüder neben ihm andere Landestheile von Hessen erhielten, so wußte er doch, im Sinn der Erbverträge und zum Wohl des Landes, die Einheit des Ganzen zu bewahren, wozu auch insbesondere die ungetheilt bleibenden Landstände das Ihrige beitrugen. In Bezug auf den Religionsstreit behielt Wilhelm die vermittelnde Stellung seines Vaters bei, doch gelang es ihm nicht, die starren Lutheraner mit den Reformirten zu vereinigen. Die Hugonotten in Frankreich, die er mit seinen schwachen Kräften allein nicht hinlänglich unterstützen konnte, erlagen, und die deutschen Protestanten zogen sich nun durch ihren Kleinmuth und Zwiespalt das grausame Ungewitter des dreißigjährigen Krieges auf den Hals. Es thut wohl, in dieser Zeit der Dummheit und Bosheit auf einen so weisen, klaren und edeln Geist zu stoßen, wie ihn Landgraf Wilhelm in jeder Handlung, in jeder Zeile der hier mitgetheilten Briefe und Dokumente ausspricht. Zu seinen vielen Fähigkeiten gehörte auch eine große Kenntniß der Astronomie. Außer dem Leben dieses interessanten Fürsten enthält das Werk die ausführlichste Auseinandersetzung aller politischen und ökonomischen Verhältnisse Hessens zu seiner Zeit.

47) Geschichte des ständischen Wesens im Großherzogthum Hessen. Von Advokat Bopp in Darmstadt. Darmstadt, Leske.

Eine gedrängtere Uebersicht. Die hessischen Landstände begannen mit dem Zusammentritt der hessischen Vasallen, als dieselben im Jahr 1247 die erledigte Landgrafschaft dem Kinde Heinrich von Brabant durch Wahl übertrugen. Im folgenden Jahrhundert traten sie wieder, und besonders die Abgeordneten der Städte, bei Errichtung des Sternerbundes und in den Geldsachen

des Landgrafen Herrmann zusammen. In der Reformation unterstützten sie ihren Philipp und auch noch unter dessen Enkeln waren sie immer auf die Ehre und das Wohl des alten Hessenlandes und der Dynastie bedacht. Aber die Theilung und der Zwist der Häuser Cassel und Darmstadt vereitelten alle ihre Bemühungen. Die gemeinsamen Landtage hörten allmählig auf, und Partikularlandtage in jedem der beiden Landestheile traten an ihre Stelle. Die Noth des dreißigjährigen Kriegs löste alle alten Verhältnisse auf, und absolute Fürstenmacht, nach dem Muster Ludwigs XIV. in Frankreich, drängte den Korporationsgeist früherer Zeiten ganz in den Hintergrund zurück. Die Landstände von Hessen-Darmstadt wurden unmächtig, nur noch durch einen Ausschuß repräsentirt, kaum noch der Form nach zusammengehalten, nur in Geldnöthen wieder wie aus dem Schlaf zu einer augenblicklichen Thätigkeit erwachend. Endlich wurde auch diese alte Verfassung, wie so manche andere, 1806 durch Napoleons Machtgebot zertrümmert, denn der französische Kaiser wollte nicht, daß die ihm unterworfenen Fürsten etwa durch patriotische Landstände gehindert würden, ihm so zu dienen, wie er es wünschte. Doch diese fremde Usurpation dauerte nicht lange. Die Bundesakte versprach Verfassungen. In Hessen-Darmstadt trugen zuerst 1817 die Standesherrn, 1818 auch das Volk in Adressen auf Erfüllung jenes Versprechens an, und 1820 kam die neue Verfassung zu Stande.

48) Mittheilungen zur Geschichte der Reichs-Münzstätten zu Frankfurt am Main, Nördlingen und Basel. Mit Urkunden, von J. Albrecht. Heilbronn, in Commission bei Drechsler, 1835.

Von besonderem Interesse für Liebhaber der Münzkunde. Die Urkunden beziehen sich auf die Zeit des Kaiser Sigismund und auf die Verwaltung der Reichsmünzen in den gedachten Städten unter dem Reichs-Erb-Kämmerer Conrad von Weinsperg. Schwer zu verhütende Betrügereien der Münzmeister veranlaßten diesen Oberaufseher, darauf anzutragen, daß die Münze unter unmittelbare städtische Aufsicht gestellt würde.

49) Geschichte der Domkirche zu Speier von 1030 bis 1834. Von König. Speier, Kranzbühler, 1834.

Eine recht gute Zusammenstellung der interessanten Schicksale, welche der Dom zu Speier überstanden hat. Im Jahr 1030 von Kaiser Konrad II. gegründet, wurde er von den nachfolgenden salischen Kaisern auf's prächtigste ausgestattet, so daß er alle andern Kirchen des Abendlandes überstrahlte. Besonders Heinrich IV. schmückte ihn mit Gold und Edelsteinen überreich aus. Ein großes Altarblatt von gediegenem Golde mit schönen Figuren schickte der griechische Kaiser. Vor demselben Dom bettelte derselbe Heinrich in seinem hohen Alter und der hartherzige Bischof Gerhard stieß ihn zurück. Unter Konrad III. kam der berühmte Bernhard von Clairvaux nach Deutschland und hielt in dem Dom zu Speier die begeisterten Reden, die zum Kreuzzug anfeuerten. Hier war es auch, wo er in der Entzückung dem salve regina noch den, von der ganzen katholischen Kirche seitdem adoptirten Zusatz o clemens, o pia, o dulcis Virgo Maria beifügte. Im Dom liegen begraben Kaiser Konrad II., seine Gemahlin Gisela, Kaiser Heinrich III., Kaiser Heinrich IV., seine Gemahlin Bertha, Kaiser Heinrich V., Beatrix, die Gemahlin, und Agnes, die Tochter Kaiser Friedrich Barbarossas, Kaiser Philipp, Kaiser Rudolf von Habsburg, Kaiser Adolf von Nassau, Kaiser Albrecht I. Ein paar Mal brannte der Dom ab und wurde wieder aufgebaut. Die größte Zerstörung aber traf ihn 1689, als die Franzosen die Pfalz verwüsteten. Was nicht verbrannte, wurde zerschlagen, die Kaisergräber aufgebrochen, die Leichen beraubt, die Knochen umhergeworfen. Die starken Mauern trotzten inzwischen allen diesen Zerstörungen und wurden immer wieder ausgebaut, bis die Franzosen in der Revolutionszeit Speier abermals eroberten und den ehrwürdigen Bau im Aufstreich auf den Abbruch verkaufen wollten. Aber auch diesmal wurde der Dom gerettet, denn es fand sich kein Käufer und ein gewisser Reiser, dem die französische Regierung sehr vortheilhafte Anträge deßhalb machte, schlug sie patriotisch aus. — Die kaiserlichen Knochen sind wieder gesammelt, aber ohne alle Pracht und Auszeichnung eingescharrt. Man muß die Stellen, wo sie liegen, genau wissen, um sie zu finden. Nur dem Kaiser Adolf ist von seinem späten Nachkommen, dem Herzog von Nassau, ein neues Denkmal gesetzt worden.

50) Badische Landesgeschichte, von den ältesten bis auf unsere Zeiten. Von Joseph Bader. Erste bis dritte Abtheilung. Mit Karten. Zweite unveränderte Auflage. Freiburg im Breisgau, Herder, 1834.

Eine rc. gute Spezialgeschichte, mehr populär als gelehrt, und der urkundlichen Beilagen vielleicht zu sehr entbehrend, da sie im Gegentheil in andern Werken oft im Uebermaaß und als ein zum Theil unnützer Ballast aufgehäuft werden.

Die älteste Geschichte des badischen Landes ist sehr interessant, weil hier die Grenze zwischen den Römern und Alemannen war. Hier wurde dem Eroberungssystem der Römer eine Grenze gesezt, von hier aus ergossen sich die Alemannen in's Elsaß und die Schweiz, hier wurde das Christenthum durch friedliche Missionäre aus England und Irland schon lange vor Bonifacius und vor der gewaltsamen Bekehrung Sachsens gepredigt. Mit Recht verweilt der Verfasser bei den Unternehmungen des Fridolin, Columban, Gallus, Landolin, Trutbert, Pirmin, der Liobа ꝛc., ohne jedoch auf das Poetische ihrer Legenden Rücksicht zu nehmen.

Der Kampf zwischen den geistlichen und weltlichen Großen, dem Bischofe von Konstanz und den schwäbischen Kammerboten, (ähnlich dem der Bischöfe von Mainz und Würzburg gegen die fränkischen Grafen), bildet den Uebergang zu der mehr geregelten Periode des alemannischen Herzogthums. Das Streben der salischen und schwäbischen Kaiser aber, das Reich nach außen kräftig gegen die Kirche, und nach innen kräftig gegen die trotzigen Reichsvasallen zu behaupten, scheiterte an der Allianz des Papstes mit diesen Vasallen. So blieb das Reich nicht gegliedert in seine alten Herzogthümer, sondern in diesen lezteren bildeten sich wieder besondere Dynastien, und als eine der mächtigsten tritt in Schwaben die der Zähringer hervor. Inzwischen starb die ältere Linie der Zähringer in der verhängnißvollen Hohenstauffenzeit aus, und die jüngere Linie behauptete nur die kleine Markgrafschaft Baden, (Markgrafschaft genannt, weil Hermann von Baden eine Zeitlang die Mark Verona verwaltet hatte, worauf sein italienischer Titel auf sein deutsches Land überging). Die übrigen Besitzungen der Zähringer fielen an's Reich zurück, oder vergrößerten das Erbe von Habsburg (durch Kyburg) und von Würtemberg (durch Urach und Teck).

Die Geschichte ist in diesen Heften bis zu Rudolf von Habsburg geführt, und auch die Geschichte der Rheinpfalz, weil sie jezt zum Theil zu Baden gehört, eingeflochten.

51) Die Ritterburgen des Höhgaus, von Schönhuth. Mit lithographirten Ansichten. Konstanz, Gebhard.

Der Verfasser, in der Nähe des Herrn von Laßberg mit der altdeutschen Literatur vertraut geworden, hat früher schon die Alterthümer der Stadt und Gegend von Tübingen beschrieben und jezt, als Pfarramtsverweser auf der Feste Hohentwiel, schildert er uns alle Ruinen und Sagen des schönen Hegau (Höhgau). Zuerst Hohentwiel selbst, berühmt durch die geistreiche und gelehrte Herzogin Hadewig, die schon im zehnten Jahrhundert hier einen stillen Sitz der Musen gründete, später durch Herzog Ulrich von Würtemberg, noch mehr aber im dreißigjährigen Kriege durch die bewunderungswerthe Vertheidigung Wiederholds, dann durch die Gefangenschaft des berühmten Moser, der an der Spitze der würtembergischen Landstände der Willkür des Herzog Karl opponirt hatte, und endlich durch die schimpfliche Uebergabe an den General Vandamme 1800.

Die Geschichte der übrigen Burgen: Hohenkrähen, Mägdberg, Hohenhöwen, Hohenstoffeln, Staufen, Randeck, Roseneck, Nellenburg, Langenstein, Fridingen und Homburg hat hauptsächlich nur ein lokales Interesse, enthält aber auch manche Züge, die im Allgemeinen sehr gut die Feudalzeit charakterisiren, besonders die Fehden der Fridinger und die Geschichte des „Landstürzers", Hans von Bodmann. Mehrere Ritter jener Gegend waren zugleich Minnesänger, z. B. Meister Konrad von Stoffel, der das Heldengedicht „Gabriel von Montavel" schrieb, und Hug von Langenstein, der die h. Martina in 32,000 Versen besang. Von diesen ist eine schöne Sage erhalten. „Ein Fräulein von Bodmann, welche von ihren Eltern große Güter am Bodensee ererbt hatte, nämlich die Mainau mit Dörfern, Weilern und Höfen, war in züchtiger Minne einem jungen Ritter von Langenstein hold, und er hinwieder auch ihr. Da sie als eine Waise frei und selbstständig über ihr Gut walten konnte, so war auch des Ritters Vater ganz geneigt, zu dieser Verbindung seine Einwilligung zu geben, und schon nahete der Zeitpunkt heran, der die beiden Liebenden auf immer vereinen sollte, als der alte Langensteiner von seinem Lehenherren, dem Abte in der Reichenau, plötzlich aufgerufen wurde, ihm auf einem Kreuzzuge nach Syrien zu folgen. Alter und Fehden hatten den Vater gebrechlich gemacht, und der rüstige Sohn mußte an seiner Stelle das Kreuz nehmen und die so nahe Vermählung vertagen. In den damaligen Zeiten war es wie jezt: zu einer reichen Erbin fanden sich immer viele Bewerber; aber die treue Maid von Bodmann hing zu innig an ihrem geliebten Ritter, und gab den Uebrigen kein Gehör. Langensteins Zug war nicht glücklich; die Kreuzfahrer erlitten im heiligen Lande mehrere Niederlagen, und bei einer derselben fiel ihm das traurige Loos, verwundet und gefangen zu werden. Tief in das Land der Araber geschleppt, und zu schmählicher Knechtschaft gezwungen, blieb ihm wenig Hoffnung, die schönen Augen der holden Frau seines Herzens, und die rebenumkränzten Ufer des Bodensees je wieder zu sehen. Indessen war die Kunde von Langensteins Verwundung und Gefangenschaft auch nach Schwaben gelangt, und die Bewerbungen um die Hand des schönen Fräuleins fingen

mit verdoppeltem Eifer wieder an, aber die treue Maid von Bodmann war zu keiner Sinnesänderung zu bewegen, und als ihr die Bewerber zu überläſtig wurden, zog ſie ſich zu einer Verwandtin in ein benachbartes Kloſter zurück, um da ungeſtört für die baldige Erlöſung ihres geliebten Ritters zu beten. Jahre auf Jahre entflohen; in Syrien wurden hie und da gefangene Chriſten ausgewechſelt und losgekauft, aber in das ferne Arabien drang kein mitleidiger Prieſter, der den Heiden Gold für chriſtliche Sklaven geboten hätte. Standhaft hatte der Ritter von Langenſtein alles Anerbieten von Freiheit, Ehre und Reichthum, wenn er den Glauben des Landes annehmen wollte, abgewieſen, aber auch beinahe gänzlich die Hoffnung auf Erlöſung aufgegeben, als ihm einsmal im Traume einfiel, die Geliebte ſeines Herzens und ſich ſelbſt Gott aufzuopfern, und hiedurch die himmliſchen Mächte zu Hülfe und Mitleid zu bewegen. Er that alſo bei ſich das Gelübde: wenn er der Heimath wieder gegeben würde, in einen der drei geiſtlichen Ritterorden zu treten. Schon am folgenden Abend fand er die Thüre ſeines Gefängniſſes offen, und den Wink der Vorſehung benutzend, trat er, mit wenigen Lebensmitteln verſehen, hinaus in die ſternerhellte Sandwüſte, welche ſeine Flucht begünſtigen ſollte. Der Freiheit und dem Vaterlande wieder gegeben, hatte der Ritter von Langenſtein keine dringendere Angelegenheit, als die ſchnelle Erfüllung ſeines Gelübdes. Er ſtellte ſich vor dem Landkomthur von Altshauſen, und bat demüthig um Aufnahme in einen Orden, der ihm neuen, unaufhörlichen Krieg gegen die Heiden zur erſten Pflicht machte. Die Nachricht von Langenſteins Heimkunft aus dem Morgenlande war kaum in ſeinem väterlichen Gaue erſchollen, als die treue Maid von Bodmann aus den klöſterlichen Mauern wieder nach ihrer Burg ſich aufmachte. Liebliche Gedanken von ſeligem Beiſammenſeyn, und von fröhlicher Zukunft umſchwebten ſie auf ihrem Wege, und begleiteten ſie bis unter das Burgthor. Ein vertrauter Jugendfreund ihres Ritters (vielleicht der benachbarte Ritter Burkhard von Hohenfels) erwartete ſie hier. Er brachte ihr den lezten Gruß des für ſie nun auf ewig verlornen Geliebten, und die hochzeitlichen Fackeln erloſchen da, wo ſie kaum noch in Gedanken angezündet waren. Nicht lange Zeit bedurfte die edle Schwaben Maid, bis ſie zu einem ihres Herzens und ihrer reinen Minne würdigen Entſchluſſe kam. Tief empfindend,

„Wie Liebe mit Leide,
Ze jüngeſt lonen kann“

beſchloß ſie, dem geliebten Manne ein Zeichen zu hinterlaſſen, das ihn ewig an die Liebe und Treue ſeiner Herzensgeſpielin erinnern ſollte. Sie reiste zu dem frommen Landkomthur des Teutſchen Ordens, und eröffnete ihm, wie ſie geſinnt ſey, ihr mütterliches Eigen, die ſchöne Inſel Mainau, mit Dörfern und Höfen, ſeinem Orden als eine freie Vergabung zuzuſtellen, wenn derſelbe ihr Gewähr leiſten werde, daß Bruder Hug von Langenſtein erſter Komthur auf der Inſel werden ſolle. Strenge waren die Regeln und Geſetze des Ordens. Durch mehrere Kriegszüge und nützliche Dienſte mußte der Bruder ſeine Tüchtigkeit erprobt und den Dank ſeiner Obern verdient haben, ehe ihm die Thüren zu den Würden deſſelben geöffnet wurden, nur ausgedienten, durch Wunden und Alter dem Kriege gegen die Ungläubigen entzogenen Brüdern wurden damals Komthureien verliehen, und hievon konnte weder der Wille, noch die Macht eines Ordensgebietigers abweichen. Der Landkomthur mußte die treue Maid an den oberſten Meiſter des Ordens verweiſen. Was ſie da ausgerichtet, hat uns die Sage nicht aufbewahret; allein, ſoviel iſt gewiß, daß wir unter den auf der Inſel aufgehängten Wappenſchildern der dortigen Komthurens-Ritter jenen des von Langenſtein als den ſechsten zählen.“

Vermiſchte Schriften.

1) Schlachtengemälde aus Europas Vorzeit, für Freunde der Geſchichte, ſo wie überhaupt für gebildete Leſer von J. H. L. Fiſcher. Leipzig, Wienbrack, 1835.

Dieſe gut erzählten Schlachtgemälde ſind um ſo empfehlenswerther, als der Verfaſſer durchgängig nur ſolche Schlachten ausgewählt hat, die für eine große und heilige Sache geſtritten, in welchen die Freiheit des Vaterlandes erſiegt, oder nicht ruhmlos verloren wurde, z. B. die Schlachten bei Chalons, Taginas, Bornhöved, Liegnitz, Skurkola, Morgarten, Sempach ꝛc.

2) Chroniken aus den Schreckensarchiven der Tyrannei, des Fanatismus, der Inquiſition, Tortur, der Kriege und der Empörungen. Von Fr. von Gleichen. Zwei Bändchen. Ilmenau, Voigt, 1834.

Kaiſermorde, Inquiſition, Bauernkrieg, Judenverfolgung, Belagerungen und Hungersnöthe, Verſchwörungen ꝛc., alle Arten von gräßlichen Laſtern und gräßlichen Leiden, aber aus der wirklichen Geſchichte entlehnt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 115. Mittwoch, 11. November 1835.

Streitschriften.

1) Die junge Literatur und der Roman Wally. Ein Vademecum für Herrn K. Gutzkow. Von Dr. Gustav Bacherer. Hallberger, 1835.

2) Votum über das junge Deutschland. Stuttgart, Liesching, 1836.

Im Sinne vielleicht eines großen Theils des Publikums schrieb mir ein achtungswürdiger Gelehrter in diesen Tagen: „Ihre Zurechtweisung Gutzkows und Konsorten amusirt mich, doch bedaure ich Sie, daß Sie mit übermüthigen und frivolen Knaben Ihre Zeit verderben müssen. Ich habe eine viel zu gute Meinung von unsern Deutschen, als daß ich fürchten sollte, die Gutzkow'schen Cochonerien würden großen Anhang erhalten. Höchstens können sie ein paar lüderliche Jungen, die noch nicht wissen, weßhalb der Mensch auf der Welt ist, ergötzen, und nicht einmal lange Zeit, denn sie werden bald des eignen Gestanks überdrüssig, sich wieder abzuwaschen suchen.“ Man kann nicht wohl vernünftiger urtheilen. Doch würde ich es für unvereinbar mit meinen Pflichten, als deutscher Kritiker, halten, wenn ich nur abwartete und zusähe. Vielleicht wollten oder könnten sich die Herren Gutzkow und Wienbarg auch nicht mehr abwaschen. Es gibt einen Schmutz, der die Seele für immer befleckt, und Arabiens Wohlgerüche alle waschen ihn nicht mehr weg. Nur darauf muß der Arzt sehen, daß diese Seelenbefleckung nicht Andere anstecke, und die jeune Allemagne kann nur noch auf die Manier des alten Deutschlands beseitigt werden, nämlich wie Tacitus sagt: Corpore (et animo) infames coeno ac palude, injecta insuper crate, mergunt.

Herr Bacherer seeirt mit anatomischer Genauigkeit den Roman Gutzkows und zeigt uns darin die Beschaffenheit einer schmutzigen Seele nach der Natur, und den ganzen innern Bau der Schande. Die Sprache dieses Prosektors ist derb, als die des edelsten Unwillens. Zuletzt sagt er dem Herrn Gutzkow: „Ich, meines Theils, werde nicht aufhören, Sie und Ihre Helfershelfer zu verfolgen, so lange Sie in Ihrer gegenwärtigen Tendenz fortfahren, unsere Literatur zu entehren, auf frevelhafte Weise in dieselbe hineinzupfuschen. Es dürften darum noch einige Dutzend Broschüren aus meiner Feder hervorgehen — — aber was thut's! Sie würden dereinst nur Zeugniß ablegen, daß in Deutschland während einer Periode — wo man von vielen Seiten den Zerfall seiner Sitten und seiner Religion auf künstliche Weise für weitere, tiefer liegende Zwecke vorbereitete — ein Gefühl schwerer Ahnung seine bessere Jugend ergriff, das sie auszusprechen zwar nicht die volle Kraft, aber den ganzen Muth des echten Patriotismus hatte!“

Die zweite Schrift ist ein Votum, das man wohl als den reinsten Ausdruck süddeutscher Gesinnung und der allgemeinen Stimme zunächst im Schwabenlande ansehen darf, parlamentarisch gehalten und doch tödtlich, denn sie berührt die Lebensfrage, die politische Ehr- und Principlosigkeit der jeune Allemagne, die wie eine nasse Unreinlichkeit zerfährt, wenn man sie soudirt.

Gutzkow und Wienbarg pflanzen eine Fahne auf, die auf einer Seite die blutrothe Jakobinermütze und auf der andern die Namen Goethe und Hegel in den dynastischen Farben zeigt. Jene Seite drehen sie hervor, um eine anarchische Jugend nach französischem Muster zu organisiren, Christenthum, Moral, Ehe umzustürzen und alles drüber und drunter zu kehren. Diese Seite drehen sie hervor, um sich den Rücken zu decken und äußerst ungefährlich zu erscheinen, sobald man höhern Orts nach ihnen fragt.

In der Ankündigung ihrer Revue nennen sie Börne, Heine, Spazier, Wilhelm Schulz ꝛc. ihre Busenfreunde und geben sich für feuerspeiende Republikaner aus, daher sie auch uns deutsche Konstitutionelle als einfältige Gemäßigte und Philister bespötteln. Zugleich nennen sie aber auch den gewiß sehr dynastischen Herrn Varnhagen von Ense und eine Menge Professoren an preußischen Universitäten ihre Busenfreunde, kündigen sich als die frömmsten und getreusten Verehrer Hegels und Goethes an und thun, als sympathisirten sie mit allen „vornehmen Geistern“ in Berlin.

Alle diese heterogenen Elemente wollen sie „unter ihrer Aegide“ vereinigen. Berühmte Namen der verschiedensten Parteien sollen sich beeilen, als gemeine Soldaten unter ihrer Doppelfahne zu dienen.

Börne? Trat er nicht erst kürzlich gegen Heines Frivolität auf? Dieser edle zürnende Geist sollte seine Purpurflammen im Koth der Wienbarg-Gutzkow'schen Unzucht ersticken wollen? Börne, der berühmte Goethefeind, sollte geschwind von Paris herbeieilen, um den Schatten Goethes „rächen“ zu helfen, hinter den sich die beiden Frankfurter wie Kinder verstecken? Hand in Hand mit Heine sollte er geschwind den neuen Goethepriestern in Frankfurt mit dem Schafglöckchen ministriren?

Die preußischen Universitätsprofessoren? Sind Universitäten keine Staatsanstalten? Gilt im preußischen Staate noch das Christenthum, die Moral, die Ehe? Hätte man darum so oft von dem in Preußen vorherrschenden sittlich-religiösen und konservativen Geist gehört, daß jezt die namhaftesten Professoren von Berlin, Königsberg, Halle einem neuen schmutzigen Marat, der wörtlich wie der alte nur das Sakrament „des entzückenden Augenblicks“ und eine Republik der sansculottes und sanschemises predigt, nachlaufen und mit ihm gegen Christenthum, Sitte, Ehe, Familie, Scham, gegen Gott und Unsterblichkeit, gegen die deutsche Nationalität und gegen alles Bestehende wüthen sollten?

Oder hofft man, im Schmutz und Judenpech dieses literarischen Gesindels den längst von frommen Gemüthern ersehnten Kitt und Leim zu finden, durch den die großen politischen Gegensätze dieser Zeit glücklich zusammengeklebt und versöhnt und der allgemeine Weltfrieden herbeigeführt werden wird? Soll dies durch eine vorläufige Accolade der Pariser Exilirten und der preußischen Universitätsprofessoren, worüber Gutzkow und Wienbarg den Segen sprechen, angedeutet werden?

Doch was wollt ihr mehr? Gutzkow und Wienbarg beherrschen durch Börne die liberale Welt, durch Varnhagen von Ense und die preußischen Professoren die konservative, und durch die glückliche Idee, sie in ihrer Revue zusammenzuschmelzen, auch das Juste-Milieu. Das wäre sehr klug, wenn es nicht sehr dumm wäre.

Die vorliegende kleine Schrift enthält so viel Vortreffliches, daß ich Auszüge daraus mittheilen muß.

„Die deutsche Revue soll Alles das leisten, was die Horen, die Athenäen, die Revue de Paris und die Revue des deux mondes einzeln zu leisten strebten, und alle deutsche Schriftsteller, deren Geist die Idee eines solchen Unternehmens zu fassen vermag, werden aufgefordert, „sich unter die Aegide der beiden Herausgeber (Wienbarg und Gutzkow) zu stellen.“ Kein deutscher Dichter oder Gelehrter also, der jenes Maaß von Kapacität besizt, ist ausgeschlossen; aber, in der Voraussicht vermuthlich, daß nicht allzu viele Renommeen sich unter diese Aegide heandrängen werden, ist besonders die Jugend dringend eingeladen, dieses neuen Vehikels literarischen Ruhms, dieses im Voraus schon von den Unternehmern mit Bändern, Fahnen, Kränzen dekorirten Triumphwagens und Omnibus des jungen Deutschlands sich zu bedienen, um sich mit ihren Schöpfungen in die Welt einzuführen.“

Nun zeigt der Verfasser, wie vollkommen erbärmlich und unwürdig der Führer ist, der sich der Literatur und Jugend aufdrängt, welch eine schmutzige Natur der Verfasser Wallys, der Vorredner zu Schleiermachers Briefen ꝛc. durch eben diese Werke beurkunde, und wie seine Unverschämtheiten nicht einmal Naivetäten irgend eines Fanatismus, aus irgend einer Ueberzeugung hervorgegangen, sondern erheuchelt, bloße Comödie seyen, um à tout prix Aufsehen zu erregen. „Für diese Vorschläge und Aussichten (Aufhebung der Ehe ꝛc.) beruft sich Gutzkow auf Rousseau. Uns scheint zwischen Beiden der Unterschied zu seyn, daß Rousseau seine Absichten, so sonderbar und bizarr sie seyn mochten, mit dem Ernst der Ueberzeugung hegte und vortrug, und daß wir diesen Ernst bei Gutzkow nicht zu finden vermögen. Rousseau's

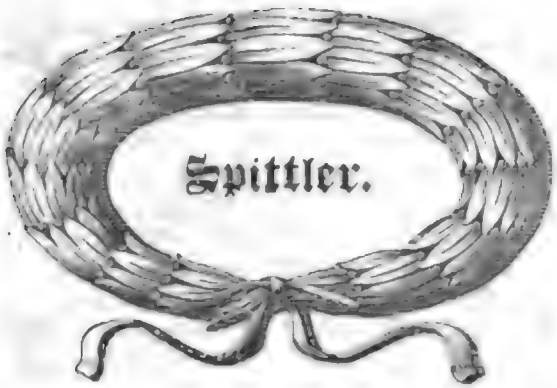
Unglück, seine innere Zerfallenheit mit sich selbst, kann keine Empfehlung für die von ihm in Anwendung gebrachten Grundsätze seyn; auch hat man längst, bei aller Bewunderung, die man dem großen Geiste und dem ernsten Streben dieses Mannes schuldig ist, von der Unhaltbarkeit seiner abstrakten Theorien über Kultur und Staat sich überzeugt; wer hätte gedacht, daß Gutzkow wieder der Herold jenes Evangeliums werden würde? Man könnte die Wiederaufwärmung dieser verschollenen Ansichten nur belachen, wenn sie nicht zu einem gefährlichen Gift würden, dadurch daß sie in einem weitern Kreise verbreitet, daß die Begierden und Leidenschaften zu ihrem Beistand geworben werden und diejenigen, welche sich ihnen hingeben, sich dazu noch im Lichte von vorurtheilsfreien Philosophen erscheinen. Menschheitbeglückendes aber wird man darin so wenig finden, als in dem Rathe, den der Fuchs in der Fabel nach Verlust seines Schwanzes den andern Füchsen gab, sich auch ihre Schwänze abzuhacken."

So gehalten die Schrift ist, kann der Verfasser doch seinen tiefen Ekel, seine glühende Entrüstung nicht zurückhalten, indem er citirt, welche schändlichen Worte Gutzkow über Christus ausspricht, Worte, die diesem Gutzkow als ewiges Brandmal auf der Stirne fortbrennen werden.

„Wäre Gutzkow der erste, der die Religion überhaupt als das Werk von Betrügern und als einen Aberglauben ansähe, so könnte man die Originalität allenfalls bewundern; aber er hat nur eine von der deutschen Philosophie allgemein und längst verworfene, von der Geschichte durchaus widerlegte, an sich höchst seichte Ansicht wieder aufgefrischt; die nichtige Entdeckung der armseligsten Aufklärerei und der unhistorischen, unwissenden Frivolität hat er adoptirt und wähnt, auf der Höhe der Zeitbildung zu stehen, ja sie weit zu übersehen! Ist ihm denn nicht einmal der Einwurf gekommen, woher denn die angeblichen Betrüger die Idee der Religion geschöpft haben? wagt er zu ignoriren, wie viele Herzen in der Religion ihr Glück gefunden haben? Will er denn durchaus, wie in den socialen Fragen — Rousseau's, so in den philosophischen — Voltaire's Nachtreter werden? Und doch meinte der Letztere: man müßte einen Gott erfinden, wenn es keinen gäbe! Durch den Gebrauch von Schlagwörtern hofft sich die neue Schule in Avantage zu setzen; welchen Effekt muß es auf die deutsche Jugend, besonders die auf Universitäten gebildete, machen, wenn Alle, die dem jungen Deutschland mit seinen neuen socialen Lehren Gehorsam und Ehre verweigern, als Philister dem Bedauern und dem Spott preisgegeben werden! Wen wird nicht dieser glücklich gewählte Name überzeugen, daß alle Refraktäre Männer von eingerosteten Vorurtheilen und stumpfem Geiste seyn müssen! Wenn man aber den Gegensatz zu der Benennung Philister aufsucht, so führt die historische Erinnerung auf — die Kinder Israel. Dieser Fingerzeig der Geschichte ist vielleicht im vorliegenden Fall nicht einmal unpassend. Ohnedin können die Revue-Männer, die gegen den Pietismus und gelegentlich gegen das Christenthum Opposition machen, diese jungen Kosmopoliten, welche „die Leidenschaft der Nationalität für thierisch und aus dem Blut hergeleitet" erklären, sie können es nicht übel aufnehmen, wenn man auf die Meinung kommt, daß sie viel Sympathie und Wahlverwandschaft zu jenem Volke haben; und bestärkt kann man darin werden, wenn man bedenkt, wie Gutzkow in seinen Briefen aus Berlin fast zu jedem Abschnitt ein Motto von jüdischen Schriftstellern zu Gevatter bittet, wie er einen Sadducäer in Amsterdam schreibt, Biograph der Familie Rothschild wird, Menzel anklagte, daß er jedesmal das Fenster aufreiße, wenn ein Jude bei ihm gewesen, und von Christus in einem Tone spricht, als ob er einen Apostaten des Judenthums in ihm haßte. Zu alle dem kommt noch das desorganisirende Talent, der ätzende und fressende Verstand, welchen Leo als charakteristisches Merkmal des Judenthums bezeichnet. — Begierig wird man seyn, zu vernehmen, was die Tendenz und Gesinnung des jungen Deutschlands in Beziehung auf das öffentliche Leben sey, zu welchen Erwartungen sie berechtigen? Sie sind liberal, sehr liberal, das versteht sich. Sie verachten die Kämpfe der deutschen Oppositionen, sie, die in ihrem Gehirn Riesenentwürfe hegen, vor welchen jene kleinlichen Bestrebungen in Nichts zusammenschwinden. — Aber weder in der Divination auf den würtembergischen Landtag, als deren Verfasser er sich jezt nennt, noch in den öffentlichen Charakteren vermögen wir eine feste Gesinnung und entschiedene Grundsätze aufzufinden. Wären solche etwa mit der plastischen Darstellung, mit der getreu seyn sollenden Porträtirung unverträglich gewesen? Die öffentlichen Charaktere sind für Gutzkow, jeder auf eine andere Weise, der Ball eines oft witzigen und pikanten, oft unklaren und schiefen Antithesenspiels, und während er sich einbildet, die Zügel der öffentlichen Charaktere in den Händen zu haben, verkehrt er mit den aus seiner Phantasie beschwornen Bildern, ausgemalt mit einer gewissen poetischen Wahrheit und behängt mit dem bunten Schmuck von Anekdoten und Anspielungen, welche für Zeichen der detaillirtesten Sachkenntniß gelten sollen, während sie uns häufig nur der Ersatz dafür zu seyn scheinen. Die Witzsprünge kommen uns wie eine unablässige Flucht vor entschiedener Gesinnung vor und wir glauben, daß, nach dem Grundsatz eines alten Philosophen: nur Gleiches werde von Gleichem erkannt, ein männlich offener und gerader Charakter für Gutzkow das räthselhafteste der Räthsel bleiben wird."

Endlich der beherzigenswerthe Schluß: „Die zu gründende deutsche Revue nimmt sich die französischen zu Mustern; doch nicht bloß die Formen, auch die Tendenzen Frankreichs will man nachahmen und in Deutschland einführen; wehren kann man das nicht, aber ein Wort der Warnung ist vielleicht an der Zeit. Der Roman spielt in Frankreich eine bedeutende Rolle, er ist gewissermaßen neben der Journalistik eine Macht. Und welche Richtung hat der Roman in Frankreich genommen? Er behandelt nicht mehr nur die zärtlichen Angelegenheiten des Herzens, er will nicht mehr nur wie ein Mährchen unterhaltend ergötzen und verklingen, er geht auch nicht bloß auf einen gröbern oder feinern Kitzel der Lüsternheit aus — er ist didaktisch oder wie man heut zu Tage lieber sagt, doktrinär geworden, in andrer Weise freilich, als was man sonst unter dem Namen didaktisch verstand; er macht sich an politische, sittliche, psychologische, metaphysische Probleme und zwar nicht in einer pedantischen, abstoßenden, ermüdenden Form, sondern mit einer leichten Gewandtheit, einer feinen Grazie, mit hinreißendem Feuer und glänzendem Geiste, so daß man leicht jede Absicht vergißt und die Doktrin in einen gewürzigen Schaum der Poesie verwandelt hinunterschlürft. Man denke an die Romane von G. Sand („Madame Dudevant")! Wie schön sind sie geschrieben, mit welchem Anhauch des zartesten und innigsten poetischen Gefühls, und was ist ihre Tendenz, oder, was muß ihre Wirkung seyn? Schwerlich bei der großen Mehrzahl der Leser eine andere, als Erweckung eines bittern Hasses gegen die sittlichen Verhältnisse, Mißtrauen und Feindseligkeit gegen den Glauben; denn mit den glänzendsten Farben zwar werden Tugend und frommer Sinn geschildert, aber nur um sie einer noch gewaltigeren, feindseligen Macht zu überliefern, in deren Schilderung sich die Poesie selbst zu überbieten strebt. Noch in anderer Weise suchen viele der französischen Romane das gesunde Vertrauen des Lebens zu vergiften und zu untergraben; wir meinen jene Erzählungen, die das Gräßliche und Schauderhafte menschlicher Ruchlosigkeit als ihre Domäne und unerschöpflichen Schacht bearbeiten. Auch die Poesie geht auf Wahrheit, das ist nicht zu läugnen; hat aber denn diese Welt von Ungeheuern, von Greueln jeder Art, hat diese Welt in ihrer Isolirung Wahrheit? Wenn auch die Wirklichkeit Abscheulichkeiten und Greuelthaten aufzuweisen hat, wie sie vielleicht kaum die Phantasie erfinden könnte: ist es denn die Aufgabe der Poesie, in die Höhlen des Schmutzes und der Schande zu kriechen und gräßliche Monstruositäten daraus hervorzuzerren? Soll die Muse zur Schergin werden, oder mit dem Bänkelsänger wetteifern, der bei Exekutionen die Verbrechen des Delinquenten ableiert? Die Aufdeckung und Analyse wirklich geschehener Unthaten mag heilsam wirken, weil hier der Abscheu nicht ausbleiben kann; aber die Fiktionen von Gräßlichkeiten werden eher die entgegengesezte Wirkung haben, denn gar leicht mischt der Dichter auch dem ärgsten Verbrechen einen geheimen Reiz bei, der den natürlichen sittlichen Widerwillen schwächt und abstumpft; die scharfe Unterscheidung zwischen der wirklichen und der Roman-Welt verschwimmt nach und nach, und was man hier pikant findet, hört nachgerade auf, dort zu empören. Die beständige Jagd auf Scheußlichkeiten und Unnatürlichkeiten ist ebenso unwürdig des Dichters als eine solche Lektüre entnervend für die Leser seyn muß, die, einmal verwöhnt, wie Opiumesser, des immer erneuerten Reizes nicht mehr entbehren können, nur in der fortwährenden Aufregung gesund zu seyn wähnen, und Alles schaal, eitel und abgeschmackt finden, was nicht jene galvanischen Zuckungen in ihrem zerrütteten Organismus weckt. Dieser Geschmack, dieses ungesunde Gelüsten, das zu befriedigen so viele glänzende Talente arbeiten, mag in Frankreich eine Wirkung seyn, die aus ihren Ursachen mit Nothwendigkeit folgt; in Deutschland würde, zur Zeit noch wenigstens, die Einführung eines ähnlichen Geschmacks eine Ursache seyn, ein Giftkeim, der zu einer verderblichen Ernte aufwuchern müßte. Möge uns das junge Deutschland nicht auch dieses Geschenk zugedacht haben! Aber mit der Selbstmörderin Wally scheint auch dieser Gattung von Poesie Bahn gebrochen werden zu sollen, und wenn der Verfasser selbst im Unklaren ist, was er eigentlich damit bezweckte, so ist diese Sorglosigkeit von seiner Seite kein Mittel, das Unheil abzuschneiden, das aus seiner Lektüre kommen muß. Er klagt: ein geheimes Gift untergrabe die menschliche Gesellschaft — wenn dies wahr ist, so ist noch gewisser, daß, was er ihr bietet, keine Arznei ist! Das Programm von Wienbarg will errathen lassen, daß der Plan zu der deutschen Revue gefaßt worden sey, als die anderweitigen Hoffnungen des Vaterlandes niedergeschlagen wurden, um von Seite der Literatur auch gleichsam das Blut zu erneuen, die Lebenskraft anzufrischen, den Geist zu verjüngen. Die Möglichkeit geben wir gerne zu, daß der im Leben geächtete Geist sich in die Literatur flüchten kann, um von diesem Asyl im glücklichen Zeitpunkt als gewaltige und wohlthätige Macht hervorzubrechen; aber bei der jezt sich ankündigenden Literatur können die Hoffnungen des Vaterlandes nicht lächeln; sondern nur noch trüber sich verhüllen: nur ihre Feinde können diesem Treiben mit höhnischer Schadenfreude zusehen. — Der Verfasser dieser Blätter ist fern von dem Ehrgeiz, an dem jungen Deutschland zum Ritter werden zu wollen. Er hat deßwegen auch sich zu nennen unterlassen, wodurch er sich jedoch nicht zu freierer Rücksichtslosigkeit berechtigt, sondern eher zur Mäßigung verpflichtet glaubte. Er hofft bewiesen zu haben, daß es die Sache ist, die ihm am Herzen liegt — die Protestation deutscher Sitte und Gesinnung gegen Untergrabung und Verfälschung durch das „junge Deutschland."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 116. Freitag, 13. November 1835.

Deutsche Geschichte.

52) L. T. Freiherrn von Spittlers sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Wächter. Sechster und siebenter Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1828, 1835.

Diese beiden Bände enthalten die vortreffliche Geschichte von Hannover, das bisher noch nicht wieder erreichte Muster einer freimüthigen Spezialgeschichte. Nur der Ritter von Lang ist ihm nahe gekommen, hat aber seine goldenen Wahrheiten unter dem Aktenstaube gelehrter Citationen oder unter dem gar unscheinbaren Titel von Dissertationen versteckt. Johannes Müller und Zschokke haben ihm nur die Wärme der Sprache, aber nicht die Wahrheit abgelernt. Die meisten andern Geschichtschreiber einzelner deutscher Provinzen gefielen sich in einer kalten trocknen Gründlichkeit. Wie man mit diesem gründlichen Studium die ganze Wärme des Rechtsgefühls und der Vaterlandsliebe verbinden und dadurch auch kleinen Gegenständen ein großes Interesse abgewinnen könne, das hat Spittler nur gezeigt. Zur Regel ist es leider nicht geworden.

53) Beiträge zur neuern braunschweigischen Geschichte, in Erinnerungen aus seinem Leben, von G. Ph. von Bülow, herzogl. braunschweigischem Kammer-Direktor. Braunschweig, Vieweg, 1833.

Ein Seitenstück zu den Memoiren des Herrn von Strombeck. Solche Bücher muß man immer willkommen heißen, denn nur zu sehr ist es bisher von deutschen Staatsmännern vernachläßigt worden, in Memoiren das Andenken ihrer Zeit zu hinterlassen. Der Verfasser war zuerst Page bei dem berühmten Herzog Ferdinand, und studirte dann die Rechte. Vom Hof zu Braunschweig, vom Collegium Carolinum, von der Universität Helmstädt, von der alten braunschweigischen Staatsdiener-Hierarchie ist zuerst die Rede. Dann bringt der Strom der Emigranten neues Leben in das Gemälde des alten kleinen Hofs und Staats; der Herzog erscheint als Feldmarschall auf dem großen Schauplatz der Zeit, bis die unglückliche Schlacht bei Jena seinem Ruhm, seinem Leben und auch dem braunschweigischen Staate ein Ende macht. Unser Verf. wird als Kriminalrichter im Königreich Westphalen beibehalten. Er sagt: „Der Hof zu Kassel ward unter diesen Umständen bei der großen Mehrzahl des Volks zu einem Gegenstand der Verachtung und des Abscheues, wegen der schamlosen Sittenlosigkeit sowohl, als wegen der undeutschen Abgötterei, welche man daselbst mit dem Könige in den äußern Formen trieb.“ Doch rühmt er das Gute der neuen Justiz, welche dem

Alten Schlendrian des deutschen Gerichtswesens weit vorzuziehen gewesen sey: „Die Gerichtsverfassung war der Theil der westphälischen Gesetzgebung, die des mehrsten Beifalls theilhaftig ward, obwohl sie der großen Verschiedenheit von der vorigen wegen, gegen ererbte Gewohnheiten anstieß, und große Schwierigkeiten in der Anwendung fand. In Wolfenbüttel war nämlich kein Einziger unter den angestellten Richtern, welcher die französische Procedur zuvor kennen gelernt, oder nur die französischen Rechte einigermaßen studirt gehabt hätte, und bei den übrigen Gerichten des Okerdepartements ging es eben so, oder wenig besser. Alles mußte erst erlernt, durch die Ausübung erlernt werden, und zwar auf Kosten dieser Ausübung, die nothwendig anfangs in ein Probiren überging, jedoch ohne Nachtheil der Sachen, weil die Anwälte großes Vertrauen zu den Richtern hegten, und, selbst sämmtlich Schüler in der Wissenschaft, kleine Formverletzungen nicht bemerkten, wenigstens nicht zu, den Rechtsgang verwickelnden oder hemmenden, Behelfen benuzten. Die Oeffentlichkeit der Rechtspflege erweckte bei den Civilgerichten keine oder nur eine sehr geringe Theilnahme im Publikum. Von den nachtheiligen Folgen der, von den Verfechtern der Neuerungen so gefährlich geschilderten Heimlichkeit des gerichtlichen Verfahrens war bisher nichts gefühlt worden, und so wurde die Aenderung mit Gleichgültigkeit aufgenommen, aber auch ohne Widerwillen von Seiten der Richter, deren Bewußtseyn ihnen keine Veranlassung darbot, das Licht zu scheuen. Ganz verschieden war aber der Fall bei denjenigen Verhandlungen des Kriminalhofes, bei welchen Geschworne zugezogen werden mußten. Diese wurden wie Schauspiele der lockendsten Art besucht, und ihnen mit einer Ausdauer und Aufmerksamkeit gefolgt, wie sie selten den Schauspielen zu Theil werden. Die öffentliche Stimme sprach sich durchs ganze Königreich für diese Art der Procedur aus, und sie wirkte in mehr als einer Hinsicht vortheilhaft auf das Volk. Wenn Mitglieder aus den obern Ständen in Regel das Amt eines Geschwornen als eine Belästigung betrachteten, und sich auf jedem Wege demselben zu entziehen suchten, so sezten dagegen die Landleute und die Mittelklasse der Städter eine Ehre darin, auf der Geschwornen-Liste zu stehen, und sahen es als eine Auszeichnung an, die durch ein untadelhaftes Betragen verdient werden wollte. Die vereinigte Berathung mit Männern aus gebildeten Klassen konnte den Andern nur nüzlich seyn; und die Erfahrung, die Geschworne und Publikum über Landesgesetze und ihre Anwendung zu machen Gelegenheit erhielten, begründete oder befestigte das öffentliche Vertrauen zu den Einrichtungen des Staats und zu der Rechtspflege. So füllte sich auch die Kluft, welche den Staatsbürger und Staatsbeamten geschieden, und die Gefahr, die der öffentlichen Procedur von ihren Gegnern vorgeworfen wurde, angehenden Verbrechern eine Belehrung zu gewähren, über die sicherste Weise, die Gesetze zu umgehen, erscheint an sich gering und weicht dem überwiegenden Nutzen dieser Verhandlungsweise. Auch hat die, während der Dauer des Königreichs Westphalen gemachte Erfahrung gezeigt, daß die Thatsachen gewöhnlich von der Jury richtig aufgefaßt und beurtheilt worden sind, und es ist mir kein Fall bekannt geworden, daß sie sich durch Nebenabsichten oder Mitleiden vom Aussprechen desjenigen hätten ableiten lassen, was sie als Wahrheit erfunden hatten.“ Von der Verwaltung spricht der Verfasser weniger gut, und tadelt besonders die Verschleuderung des Kammerguts, und die geheime Polizei.

Die Restauration des Herzog Friedrich Wilhelm umfaßt nur den kurzen Zeitraum bis zur Schlacht von Waterloo. Hier enden die interessanten Memoiren.

54) Die Provinzialrechte des Fürstenthums Minden. Aus den Quellen dargestellt von Dr. P. Wigand. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus, 1834.

Eine sehr ausführliche Zusammenstellung und historische Entwicklung der ältern und neuern Gesetze einer bekannten westphälischen Provinz, von besonderem Interesse für die Geschichte der Feudallasten.

55) Curland unter den Herzögen. Von K. M. Cruse. In zwei Bänden. Erster Band. Mitau, Reyher.

Erfreulich ist es, daß auch über die nordöstlichen Grenzen unseres Volks immer mehr Licht verbreitet wird.

Nachdem 1525 der Hochmeister des deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, sich zum Erbherzog von Preußen erklärt hatte, machte sich auch der dem Hochmeister untergeordnete Heermeister auf seine eigne Hand unabhängig und Gotthard Kettler wurde der erste Erbherzog von Curland 1561, während Liefland an Polen, Esthland an Schweden fiel. Das kleine Herzogthum Curland blieb bei der Familie Kettler bis 1737 unter beständigen Verlegenheiten und Bedrängnissen. Zwischen Polen, Schweden und Rußland im Gedränge, mußte es nie, wo es sich anschließen, wie es sich geschickt genug vor den Nachbarn sichern sollte. Es folgte dem Stärkern und unterwarf sich zuerst dem polnischen, dann dem schwedischen, zulezt dem russischen Uebergewicht, von dem es gänzlich erdrückt wurde. Im Jahr 1737 sezte die Kaiserin Katharina II. ihren Günstling, den Biron

(Sohn eines Stallknechts) zum Herzog von Curland ein, d. h. sie zwang den curländischen Adel, ihn zu wählen, und fünfzig Jahr später folgte der bereits faktischen Einverleibung Curlands auch die nominelle.

Im Innern waren die alten Herzoge aus dem Geschlecht der Kettler ebenfalls sehr abhängig von dem alten stolzen Adel, in dem der aristokratische Geist des Ordens fortwirkte. Erst später mußte sich dieser Geist vor der Allgewalt des monarchischen Princips im Norden beugen. Des Adels ältere Sitte wird als sehr patriarchalisch geschildert. „Seine Bauern hingen ganz von ihm ab. Gegen sie konnte man nur bei ihm, sie gegen Andere nur durch ihn Recht suchen und finden. Wofern nur einige Menschlichkeit in seinem Herzen, nur einige Klugheit in seinem Verstande wohnte, lebte er wie ein Vater von genügendem, ja übergenügendem Einkommen; denn die Bedürfnisse waren nicht groß. Mitunter lebte er auch wohl, wie ein launenhafter, eigenwilliger, strenger Vater, der selbst in seiner Verwaltung von Niemanden bevormundet wird, unter Kindern, die ihn durch die übliche Anrede: Gnädiger Vater (Zcenigas Tews) an solches Verhältniß erinnerten, welche Anrede in Liefland früher, in Curland seit dem Aufhören des Herzogthums dem Titel des Großherrn (Leelskungs) zu weichen anfing. — Hier lebte denn der Eingesessene von Adel bei einer Landwirthschaft, die durch, völlig von ihm abhängige, Leibeigene, ohne ängstliche Schonung und Anspannung der Kräfte, ohne das Streben, aus dem Boden und von der Kraft seiner Unterthanen den höchst möglichen Ertrag zu ziehen, getrieben wurde, in friedlicher Muße mit den Seinigen und füllte die viele, ihm manchmal lästige, freie Zeit mit Jagdlustbarkeiten und Besuchen aus, die er bei Nachbaren, Freunden und Verwandten machte und nicht minder bereitwillig von diesen, wie von Fremden empfing. Solche fast unbeschränkte Gastfreiheit wurde nicht lästig; denn die Gäste wurden ohne großen Aufwand aufgenommen. Außer der Versorgung ihres Gefolges an Dienerschaft und Pferden, waren die Bedürfnisse gering.“

Dagegen heißt es von dem spätern Verfall dieser guten alten Sitten: „Es fehlte in Curland an einem Anhalt für die gesetzliche Ordnung, ohne den der liberale Aristokratismus, der dadurch lebendig erhalten wird, daß er etwas zu verfechten hat, ohne immer des Sieges gewiß zu seyn, am Ende in versteckten Egoismus übergeht, oder, wenn er sich von außen ganz niedergedrückt sieht, illiberal, abstoßend, engherzig und gemein eigennützig wird. Der Egoismus und die Genußsucht, wie die Habsucht finden das beste Gegengewicht in dem thätigen Antheil an Behauptung und Bewahrung von Standesrechten. Sinkt die Theilnahme daran, es sey durch Erschlaffung oder durch einen Druck von außen, und wird sie, statt daß sie bloß in Schranken gehalten wird, so gut wie gänzlich vernichtet, so wirft sich der sonst liberale Aristokrat dem Egoismus in die Arme; er sucht Ersatz im üppigen Lebensgenuß. Daher mit dem Verlust der Freiheit gemeinhin ein sichtbar oder scheinbar aufblühender Wohlstand verbunden zu seyn pflegt. Der Lebensgenuß, den man sonst im Wirken auf die Gemeinde und für die Gemeinde suchte, wird in Aufwand aller Art gesetzt; um dieses zu bestreiten muß alles an sich gerissen werden, was sonst andern Ständen Leben und Wohlstand sicherte, der Ertrag der Güter muß auf das Höchstmögliche gebracht werden, wie auch der Unterthan seufzen möge unter der Last, und weil denn doch die einmal losgerissene Ueppigkeit sich selten in den Schranken des Vermögens hält, so sucht man in Spekulationen mit den Landes-Erzeugnissen und im Güterhandel mehr zu gewinnen, als sich bei ruhiger Verwaltung des Gutes der Väter gewinnen läßt. — Aus Edelleuten werden Handelsleute aus Gutsbesitzern werden Güterpresser, aus Gutsregierern, Güterhändler, deren Unternehmungen oft zum Bankerott führen, und Ueppigkeit und Gewinnsucht machen gemeine Sache, den von seiner wahren Höhe herabgesunkenen Aristokraten dem Wucher in die Hände zu liefern, der ihn endlich dahin bringt, daß ihm nichts übrig bleibt, als ein Name mit großen Ansprüchen, die mit dem immer fortschreitenden Zeitgeist, welcher für den Vorgenuß eine Vorberechtigung und für jede Vorberechtigung die Erfüllung einer Vorverpflichtung fordert, in geradem Widerspruche steht und den engherzigen Aristokraten eben so gehässig macht, als der liberale früher geachtet und geliebt wurde — ein Haß, den dann diejenigen, die in dem Verderben den bessern Sinn bewahrt haben, theilen müssen, weil sie sich doch von ihren unwürdigen Standesgenossen nicht lossagen wollen oder können.“

56) Geschichte der Grafen von Eberstein und ihrer Besitzungen. Aus Urkunden und gleichzeitigen Quellen, von B. Ch. von Spilker. Arolsen, Speyer, 1833.

Ein starker Band, das Werk des mühevollsten Fleißes und gewiß eine der vollständigsten Familiengeschichten ritterlichen Geschlechts auf deutschem Boden. Gleichwohl behandelt der Verfasser nur den sächsischen Zweig der Familie, mit Uebergehung des schwäbischen, der 1660 erlosch und dessen Güter an Baden fielen. Wer kennt nicht die berühmte Belagerung des Schlosses Eberstein durch Otto den Großen, die Uhland in einer so schönen Romanze besungen hat? Die Geschichte des sächsischen Stammes ist freilich nur eine Geschichte der

Güter und Erwerbungen und insofern von weniger allgemeinem Interesse.

57) Geschichtliche Wanderungen durch das Weserthal. Von Dr. Piderit. Rinteln, Osterwald, 1835.

Ein kurzer Ueberblick der großen Ereignisse, die sich an der Weser zugetragen haben, und besondere Nachrichten über die Stadt Münden, über die Abtei Helmarshausen und den Krückeberg, Karlshafen, Herstelle und Beverungen.

58) Die uralte Kaiserburg Salzburg bei Neustadt an der Saale von Freiherr A. Voit von Salzburg. Zweite vermehrte Auflage. Bayreuth, Grau.

Der Verfasser stammt selbst von den alten Burgvögten her, welche die kaiserliche Pfalz in den ältesten Zeiten verwalteten. Ob es so wahrscheinlich ist, wie der Verfasser meint, daß das salische Gesetz auf der Salzburg (in Salagheve) gegeben worden sey, dürfen wir wohl dahingestellt seyn lassen. Die Burg bleibt gleichwohl eine der ältesten in Deutschland.

59) Beiträge zur niedersächsischen Geschichte, in Monographien der Häuser Winzenburg, Peine und Dassel und ihrer auf die Hildesheimische Kirche übergegangenen Besitzungen. Von Kocken. Erster Band. Hildesheim, Gerstenberg, 1833.

Die genaue und urkundlich belegte Familien- und Gütergeschichte des alten Hauses Winzenburg, das schon im 12ten Jahrhundert ausstarb.

60) Geschichte der Kirchberger Schlösser auf dem Hausberge bei Jena. Von E. Schmid. Neustadt a. d. O., Wagner.

Eine recht gute, historisch-topographisch-naturkundliche Spezialgeschichte der Besitzungen, von denen noch der berühmte Fuchsthurm bei Jena übrig ist. Der Ertrag des Buchs ist der Erhaltung dieses Thurms gewidmet.

Berichtigung.

Nach der „Erklärung" der Herren Gutzkow und Wienbarg in Nr. 430 der außerordentlichen Beilage zur Allgemeinen Zeitung könnte es scheinen, als hätte ich mich förmlich zum Mitarbeiter an der „deutschen Revue" engagiren lassen. Um einem Mißverständnisse solcher oder ähnlicher Art vorzubeugen, sehe ich mich meiner Seits zu einer Erklärung auf jene Erklärung veranlaßt. Auf die zu Anfang Septembers an mich ergangene Aufforderung der Herren Gutzkow und Wienbarg, ihnen meine Theilnahme an ihrem Journale zuzusagen, erwiderte ich, so viel ich mich entsinne, ungefähr dergestalt: „wie es mich überrascht habe, von ihnen jene Aufforderung zu erhalten, indem ich mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen glaube, daß mein politisches wie mein poetisches und philosophisches Glaubensbekenntniß von dem ihrigen völlig verschieden sey. Da es indessen gerade Tendenz der „deutschen Revue" zu seyn scheine, den mannichfaltigsten Meinungen und Ansichten in Kunst und Wissenschaft ihr Recht widerfahren zu lassen oder auch, wo es Noth thue, zu erkämpfen, so sey ich, wenn es meine vielfach in Anspruch genommene Zeit gestatte, recht gern erbötig, einzelne kleine Beiträge ihnen einzusenden, und würde mich freuen, wenn dieselben unter diesen Umständen dennoch ihren Beifall erhielten." — Als ich diese, wie ich mir einbildete, nur höflich ausweichende Antwort niederschrieb, hatte ich (man verzeihe mir meine Unkunde) noch keine Notiz weder von Herrn Gutzkow's Vorrede zu Schleiermachers Briefen über die Lucinde, noch von dessen neuestem Romane: Wally, die Zweiflerin. Auch gegenwärtig kenne ich diese Schriften nur aus W. Menzels Recension oder vielmehr Kriegserklärung gegen sie. Darf ich nun hiernach annehmen, daß auch in sittlicher und religiöser Beziehung meine Grundsätze und Anschauungen denen der Herren Herausgeber der deutschen Revue völlig entgegengesetzt sind, so fühle ich mich dadurch dringend aufgefordert, jene meine Zusage einer wenn gleich nur geringen und bedingten Mitwirkung an dem erwähnten Journale zurückzunehmen; was ich denn hiermit ausdrücklich und öffentlich thue. —

Halle, den 29. Oktober 1835.

Prof. Dr. H. Ulrici.

Erklärung.

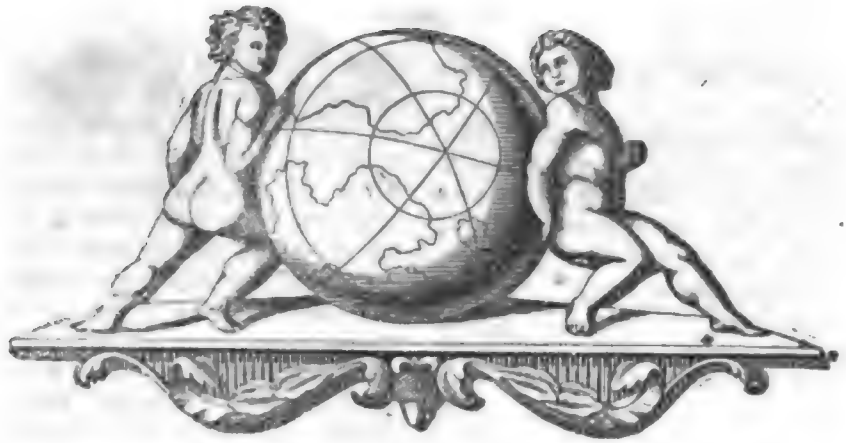
Bei der Redaktion des deutschen Musenalmanachs für das Jahr 1836 hat eine Namensverwechslung statt gefunden, auf welche wir die Besitzer und Leser desselben aufmerksam machen. Das Gedicht „Novemberfahrt" Seite 139 ist von M. Veit und nicht von H. Stieglitz, wie irrthümlich abgedruckt worden.

Die Herausgeber des deutschen Musenalmanachs:

A. v. Chamisso.

G. Schwab.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 117. Montag, 16. November 1835.

Deutsche Geschichte.

61) Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg. Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Kriegs, nach Originalquellen des königl. Archivs zu Hannover. Von Friedrich Graf von der Decken. Vier Theile. Hannover, Hahn, 1834.

Herzog Georg spielte zwar nur eine Nebenrolle in dem großen Trauerspiele des dreißigjährigen Krieges, allein sie ist in mehrfacher Beziehung von hohem Interesse. Wer sich nicht damit begnügt, die Schilderungen des Kriegs und des unermeßlichen Jammers, den er über Deutschland brachte, zu kennen; wer auch noch in die geheimen Motive der Ereignisse, wer in den ungeheuren Abgrund von Immoralität, Feigheit, Egoismus und tausendfachen Vaterlandsverrath hineinblicken will, woraus allein die tiefe Erniedrigung Deutschlands in damaliger Zeit sich erklärt, der versäume nicht, das vorliegende Buch zu lesen, dessen reichen Inhalt ich hier nur kurz skizziren will.

Als der dreißigjährige Krieg ausbrach, bekümmerten sich die norddeutschen Protestanten im mindesten nicht um das Schicksal ihrer süddeutschen Glaubensbrüder. Der Kurfürst von der Pfalz wurde aufgeopfert. Anstatt ihm zu helfen, handelte der Kurfürst von Sachsen heimlich gegen ihn, denn Sachsen hoffte vom Kaiser den Besitz der Lausitz zu erlangen. Auch der König von Dänemark, Christian IV., benuzte nur die Verwirrung im Reiche, um sich 1619 der Stadt Stade zu bemächtigen. Sein Sohn war schon Erzbischof von Verden und Coadjutor von Bremen. Ihm lag nur an der Ausdehnung seines dänischen Reichs auf Kosten Niedersachsens. Auch Brandenburg ließ sich durch den Grafen Schwarzenberg, der als erster Minister den schwachen Kurfürsten beherrschte und mit dem Kaiser einverstanden war, von jeder Unterstützung der Protestanten abhalten. Alle andern norddeutschen Fürsten waren sehr klein und schwach, oder durch Theilungen geschwächt und schlossen sich natürlich größtentheils an die Politik ihrer mächtigeren Nachbarn an.

Daher die schwachen Versuche des Grafen Mansfeld, des Markgrafen von Baden-Durlach, und des nachgebornen Christian von Braunschweig-Wolfenbüttel, deren geringe Macht, da sie von den größern Fürsten nicht unterstüzt wurden, bald der gewaltigen Liga der Katholiken erlag. Kaiser Ferdinand II. rottete in Böhmen, Schlesien und Lausitz, Maximilian von Bayern in Ober-Oesterreich, das ihm der Kaiser

Digitized by Google

überlassen hatte, und in der Pfalz den Protestantismus mit Feuer und Schwert aus.

Die Einmischung des Herzog Christian von Braunschweig in die Sache des Kurfürsten von der Pfalz lieh der Liga den Vorwand, in Norddeutschland einzubrechen und den Protestantismus auch hier, so recht bei der Wurzel auszuheben. In der ersten Ueberraschung nahmen die geängstigten Stände des niedersächsischen Kreises jenen Christian zum Kreisgeneral an; aber da Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg-Celle, sein Vetter, auf die gleiche Ehre Anspruch machte, so wurden ihm tausend Hindernisse in den Weg gelegt. Tilly rückte wirklich 1623 in Niedersachsen ein, und in diesem kritischen Augenblick ließ der Kreis seine Truppen auseinandergehen und dankte Christian ab. Dänemark und die Hansestädte zogen sich zuerst zurück, Tilly überströmte das Land, ohne Widerstand zu finden, und die braunschweigischen Fürsten unterwarfen sich dem Kaiser.

Nur die Bauern konnten nicht begreifen, warum man so ohne alle Gegenwehr die Papisten in's Land ließe. Sie fürchteten, man werde sie mit Gewalt wieder katholisch machen. Sie rotteten sich zusammen, zuerst im Sollinger Walde, dann im ganzen Lüneburgischen und Wolfenbüttelschen, überrumpelten die kaiserlichen Besatzungen und mordeten sie, fingen die kaiserlichen Zufuhren ab und plünderten die Schlösser des Adels, als sich derselbe auf einen Wink der Fürsten in die Städte zurückgezogen hatte. Georgs Gemahlin und Kinder mußten von Schloß zu Schloß vor den Bauern flüchten, die wüthend darüber waren, daß Georg in des Kaisers Dienste trat.

Mittlerweile kam in Frankreich Kardinal Richelieu an's Ruder und sah mit Schrecken die ungeheuren Fortschritte des Kaisers, denn außer Tilly war nun auch Wallenstein mit einem großen Heer über Norddeutschland gezogen. Sogleich bot er Alles auf, den Sieg einer Macht in Deutschland zu verhindern, damit das Reich getheilt und zerrissen und Frankreichs bequeme Beute werde. Er bot Dänemark und Schweden auf. Dänemark, obwohl bisher mit dem Kaiser in gutem Vernehmen, war allzu eifersüchtig auf Schweden und wollte ihm die möglichen Vortheile des Sieges in Deutschland nicht gönnen. Von Frankreich, England und Holland unterstüzt, hoffte es auch das protestantische Deutschland zu gewinnen und begann den Krieg.

Nun war aber Sachsen und Brandenburg nicht zum Beitritt zu bewegen, und die braunschweiger Fürsten standen ganz offen zum Kaiser und suchten die dänischen Werbungen in ihrem Gebiet zu verhindern. Nur Julius Ernst von Weimar rettete die Stadt Hannover, die schon den Kaiserlichen übergeben werden sollte, mit Hülfe der tapfern Bürger dieser Stadt, die von gleicher Gesinnung wie die Bauern die feige Politik ihrer Fürsten nicht theilten. Aber ein solcher vereinzelter Patriotismus reichte nicht hin, die Sache des Protestantismus zu retten. Da kein angesehener deutscher Fürst dem Dänenkönig beitrat und dieser selbst ein schlechter General war, ließ er sich von Tilly 1626 bei Lutter schlagen. Mansfeld, der auch wieder aufgetreten war, wurde von Wallenstein nach Ungarn gejagt, wo er starb. Eine kleine Schaar Dänen unter Baudiß, die bei Mansfeld mitgefochten, suchte sich in ihre Heimath durchzuschlagen, wurde aber von brandenburgischen Truppen in des Kaisers Interesse aufgehalten. Doch kam sie glücklich heim.

Hamburg ließ sich durch den Kaiser bestechen, der ihr das Monopol auf der Elbe versprach, versperrte sich daher den Dänen, und führte dem Tilly Alles zu, was er brauchte. Die übrigen Hansestädte wurden ebenfalls durch das Versprechen gewonnen, daß sie das Monopol des spanischen Handels erhalten sollten.

Mit Dänemark schloß der Kaiser Frieden, nachdem er es gedemüthigt hatte, und Schweden beschäftigte er hinlänglich in einem Kriege mit Polen. So war der Kaiser Alleinherr durch Wallensteins Glück und Diplomatie.

Die Siege und Friedensschlüsse wurden nun gehörig von der katholischen Partei ausgebeutet. Erzherzog Leopold Wilhelm wurde zum Bischof von Halberstadt (worauf Dänemark und Braunschweig) und zum Erzbischof von Magdeburg gemacht (worauf Sachsen Anspruch hatte). Mecklenburg wurde dem Wallenstein gegeben. Wolfenbüttel und Calenberg, deren Herzog kinderlos war, sollten, anstatt dem Herzog Georg, dem man mit dem Erbe geschmeichelt hatte, jezt den Generalen der Liga anheimfallen. Tilly wurde schon zum Herzog von Calenberg und Pappenheim zum Herzog von Wolfenbüttel bestimmt. In Wien legte man eine ungeheure Kriegskasse von den aus protestantischen Ländern geraubten Konfiskationen an. Endlich erklärte das berühmte Restitutions-Edikt die Nichtigkeit aller protestantischen Usurpationen und drohte selbst den bisher friedlichen und dem Kaiser wohlgesinnten protestantischen Fürsten mit dem Verlust eines großen Theils ihrer Macht. Gleichwohl rührten sich weder Sachsen noch Brandenburg.

Nur Bayern vernichtete Wallensteins Plane, duldete die Erhebung Tillys und Pappenheims nicht, und erzwang die Absetzung Wallensteins, und nur Schweden, das mit Polen Frieden geschlossen hatte, rettete die protestantische Sache, für die sich in Deutschland selbst Niemand verwendete.

Herzog Georg, den man nach Italien geschickt hatte, um Wallensteins Absichten nicht im Wege zu seyn, war von innerlichem Grimm erfüllt über die Treulosigkeit, mit der man seinen Uebertritt vergolten, über die Nichterfüllung aller Versprechungen und über den Raub, den die kaiserlichen Generale in seinen Ländern, die sie schon als ihr Eigenthum betrachteten, ihm zum Trotz begingen. Er trat also zum zweiten Mal über und ging in schwedische Dienste. Aber er konnte lange nichts ausrichten. Sein eigner Bruder, der regierende Herzog von Braunschweig-Lüneburg, wollte nicht vom Kaiser lassen und verweigerte ihm jede Hülfe. Sein Volk, das er einst treulos verlassen, da es muthvoll streiten wollte, half jezt ihm nicht, da es schon von den Kaiserlichen zu sehr erschöpft und entmuthigt war. Erst als Gustav Adolf siegreich bis in's Herz von Bayern drang, gelang es auch ihm, in Niedersachsen wieder mehr Kredit zu gewinnen, und einigemal die Kaiserlichen zu schlagen.

Als aber Wallenstein zum zweiten Mal auftrat, der Sieg wieder zweifelhaft und von einem Juste-Milieu wieder etwas zu gewinnen war, hielt Georg sogleich mit seinem neuen protestantischen Eifer inne und gehorchte nicht, als ihm Gustav Adolf dringend befahl, nach Nürnberg ihm zu Hülfe zu kommen, und kam auch nicht zur Schlacht bei Lützen. Gustav Adolfs Tod in dieser Schlacht machte die Fürsten, die er durch seine Siege an sich gefesselt hatte, auf einmal wieder lau. Sachsen und Brandenburg dachten sogleich wieder an ihre alte Politik und auch Georg schwankte. Da aber der schwedische Minister Oxenstierna, der jezt Alles leitete, mehr noch als sein verstorbener König geneigt schien, die kleinen deutschen Fürsten seines Anhangs bei ihrer Ländergier zu unterstützen, so blieb Georg ihm so lange treu, als derselbe Glück hatte. Gustav Adolf suchte sich eine große Herrschaft in Westdeutschland zu gründen. Er würde zwischen Frankreich und dem Kaiser in der Mitte und durch die Macht der protestantischen Ideen und des Zeitgeistes sich befestigt und mit den kleinen Staaten kurzen Prozeß gemacht haben. Oxenstierna bezweckte nur noch eine reichliche Entschädigung, eine dem schwedischen Interesse angemessene Besitzung an der Ostsee zu bekommen, und wollte das Uebrige gern denen überlassen, die ihm dazu helfen würden. So fand Georg bei ihm mehr Garantie als bei Gustav Adolf und half ihm auch ernstlicher durch den Sieg, den er bei Hessisch-Oldenburg über die Kaiserlichen erfocht.

Nun erlitten aber die Schweden die große Niederlage bei Nördlingen, und sogleich lösten sich die angeknüpften Verbindungen wieder auf. Die Freunde verließen sich in der Noth, wie es bisher in diesem Kriege immer der Fall gewesen war. Sachsen schloß den Prager Frieden mit Oesterreich, dem die meisten norddeutschen Fürsten beitraten, und Georg, troz seines Eifers und Schlachtenruhms, trat zum dritten Mal über, und diesmal wieder zum Kaiser.

Aber die Schweden erhielten einen tapfern Feldherrn an Baner. Dieser siegte bei Wittstock und hielt die schwedische Sache in Norddeutschland aufrecht. Grund genug für Georg, wieder lau zu werden, und die Vereinigung mit den Kaiserlichen eben so zu verweigern, wie er früher die Vereinigung seiner Truppen mit Gustav Adolf bei Nürnberg und Lützen verweigert hatte. Dies veranlaßte Baner, sich ihm wieder zu nähern und eine Zusammenkunft mit ihm zu veranstalten. In derselben sagte der feurige Baner: „Die Neutralitäts-Geschichten taugen nichts. Gerade durch dergleichen miserable Konsiderationen sey Deutschland in seinen jetzigen Nothstand gekommen ꝛc.“ Georg beging nun zum vierten Mal Felonie und ließ seine Truppen zu den Schweden stoßen, verfehlte jedoch nicht, sich deßfalls beim Kaiser auf's angelegentlichste entschuldigen zu lassen. Bald darauf starb er. Seine Truppen erfochten einen Sieg über die Kaiserlichen, aber sein Nachfolger zog die Truppen zurück und bat den Kaiser wegen jenes Sieges inniglich um Verzeihung.

Dies ist, kurzgefaßt, das Bild, das in den vorliegenden vier Bänden groß entfaltet wird. Im Verlauf der Darstellung hat der Verfasser stets auf die Fortschritte, welche die Kriegskunst im dreißigjährigen Kriege gemacht hat, und auf die Eigenthümlichkeiten des Militärs in jener Zeit Rücksicht genommen.

62) Wallenstein, Herzog zu Mecklenburg, Friedland und Sagan, als Feldherr und Landesfürst in seinem öffentlichen und Privatleben. Eine Biographie von Hofrath Dr. Fr. Förster. Potsdam, Riegel, 1834.

Schon früher gab derselbe Verfasser die Briefe Wallensteins heraus. Dieses aus den Briefen und aus Archivnachrichten, die man ihm in Oesterreich bereitwillig mittheilte, mit großem Fleiß und einer nicht zu verkennenden Liebe komponirte Werk macht in der deutschen Geschichtschreibung Epoche, denn es klärt uns zum ersten Mal über eine große Menge der wesentlichsten Irrthümer auf, die bisher in Bezug auf den dreißigjährigen Krieg und insbesondere auf Wallenstein verbreitet waren. Wir hatten das Benehmen des leztern bisher nur aus den Nachrichten seiner Feinde kennen gelernt, und diese hatten hinreichenden Grund gehabt, Alles zu verschweigen, was zu seinen Gunsten sprach, und Vieles zu

erdichten, was den falschen Verdacht gegen ihn bestärken sollte.

Bis zur Evidenz wird hier erwiesen, daß Wallenstein dieselben geheimen Unterhandlungen mit Sachsen, Schweden und Frankreich, die man ihm nach seinem Tode als Verrath am Kaiser vorwarf, beständig und bis wenig Tage vor seinem Tode nur im Namen und mit Wissen des Kaisers gepflogen habe. Seine Absicht war dabei lediglich, die Gegner, mit denen er einzeln unterhandelte, gegen einander zu hetzen und uneins zu machen, und Wallenstein korrespondirte deßfalls beständig mit dem Kaiser, holte beständig seinen Rath und Befehl ein und verhehlte ihm nichts. Die Unlauterkeit, die Verschwörung war nicht auf Wallensteins, sondern auf des Kaisers Seite. Dieser verrieth seinen General, um sich die theure Abrechnung mit ihm zu ersparen, und um den Jesuiten Genüge zu leisten, und er that es so heimlich und mit so viel Verstellung, daß er schon den Blutbefehl gegen ihn unterzeichnet hatte und doch noch Wochen lang mit ihm fast täglich auf's freundschaftlichste korrespondirte, um ihn sicher zu machen. Der klare Beweis für Wallensteins Unschuld liegt darin, daß der Inhalt der geheimen Verhandlungen mit dem Feinde, die man ihm später zum Verbrechen machte, als habe er sie ohne des Kaisers Wissen und zu des Kaisers Nachtheil gepflogen, wörtlich derselbe ist, worüber der Kaiser in den jetzt zum ersten Mal gedruckten Briefen, unausgesetzt mit Wallenstein in Korrespondenz stand. Daß aber der General in den letzten drei Tagen, um sein Leben zu retten, sich in die Arme der Schweden werfen wollte, ist ihm nicht als überdachter Verrath, sondern nur als Nothwehr anzurechnen. Auch darf nicht übersehen werden, daß der Zweck aller jener geheimen Unterhandlungen der Frieden war, den Wallenstein um so ernstlicher wünschte, als er entsetzlich vom Podagra geplagt war und sich nach Ruhe sehnte. In dieser Lage dachte er nicht, dem Kaiser die Krone vom Haupt zu reißen. Wenn er dies gewollt hätte, so wäre nur Krieg und immer Krieg seine Losung gewesen, was sie nicht war.

63) Joachim vom Berge und seine Stiftungen. Ein wichtiger Beitrag zur Geschichte Schlesiens. Von K. B. G. Keller. Glogau und Leipzig, Heymann, 1834.

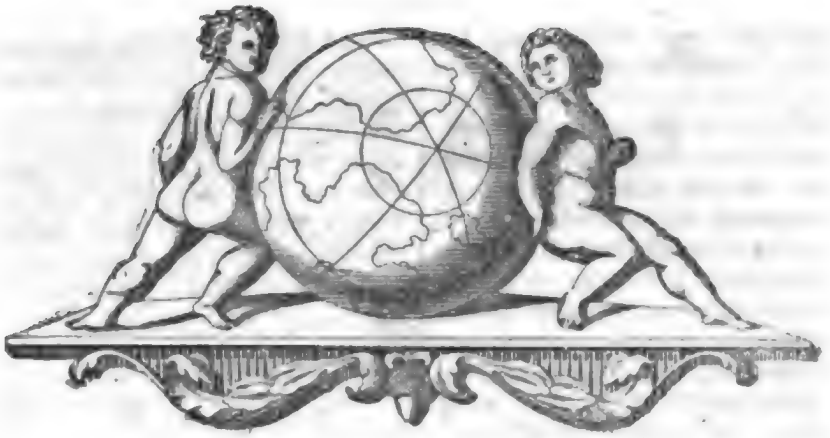
Ein kleiner interessanter Rechtshandel. Joachim vom Berge, ein reicher Edelmann des 16ten Jahrhunderts, stiftete ein ansehnliches Kapital für Stipendien lutherischer Studirender der Stadt Sprottau. Der böhmische Majestätsbrief garantirte diese Stiftung. Als aber später Schlesien und Böhmen Opfer des furchtbarsten Fanatismus wurden, fiel auch jene Stiftung, wie viele andere, in die Räuberhände der Jesuiten, denen sie erst wieder unter Friedrich II., nach der Besitznahme Schlesiens durch Preußen, entrissen werden konnte.

Literargeschichte.

Schlesiens Antheil an deutscher Poesie. Von August Kahlert. Breslau, Schulz und Comp., 1835.

Schon in der Zeit der Minnesänger hat Schlesien an der deutschen Poesie Antheil genommen, doch Einfluß hat es erst in den beiden schlesischen Dichterschulen des Opitz und Hoffmannswaldau gewonnen, mit denen überhaupt die moderne Poesie begann. Später hat Schlesien wieder durch eine nicht unbedeutende Menge vorragender Geister an der allgemeinen literarischen und poetischen Bildung der Deutschen Theil genommen. Ein munteres Naturell und eine treffliche Schulbildung befähigen die Bewohner dieser Provinz zu einer so ausgezeichneten geistigen Regsamkeit. Indem wir die große Zahl der minder bedeutenden schlesischen Schöngeister übergehen, heben wir hier nur die Namen der vorzüglichsten hervor: Opitz, Scultetus, Tscherning, Logau, Andreas Gryphius, Lohenstein, Hoffmannswaldau, Günther, Schmolke, Angelus Silesius, Schummel, Stranitzky (Stifter des Leopoldstädter Theaters in Wien), dann die Neuern: Eichendorff, Zedlitz, Wilibald Alexis, Holtei, Raupach, Schall, Kannegießer, Contessa, Weissflog, Van der Velde, Henriette Hanke, Agnes Franz, Wachsmann, Karoline Lessing, Laube, Suckow (Posgarn), Sessa (der Verfasser von Unser Verkehr), Schubarth (zur Beurtheilung Goethe's) ꝛc. und die Gelehrten: Garve, Flögel, Fülleborn, der berühmte Philosoph Wolf, der kürzlich verstorbene Schleiermacher ꝛc., ungerechnet eine zahllose Menge Schriftsteller, die hier gar nicht verzeichnet sind, weil sie mit den schönen Wissenschaften nichts zu schaffen haben. Das Gemeinschaftliche, was die schönen Geister der älteren schlesischen Dichterschulen auszeichnete, vermissen wir in der spätern Zeit. Nur das mag auffallen, daß sich eine so bedeutende Anzahl dramatischer Schriftsteller unter den jetzt lebenden Schlesiern findet. Dies hängt vielleicht damit zusammen, daß auch eine Menge der ausgezeichnetsten Schauspieler Deutschland aus der Wiege der Breslauer Bühne hervorgegangen sind, so Devrient, Anschütz, Schmelka, Seydelmann ꝛc. Auch der berühmte Fleck war ein Schlesier.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 118. Freitag, 20. November 1835.

Deutsche Geschichte.

64) Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgegeben von F. B. v. Buchholtz. Vierter bis sechster Band. Wien, Schaumburg u. Comp., 1835.

Ueber die ersten Bände haben wir Bericht erstattet Literaturblatt 1833, Nr. 84. Wir zeigten damals, wie unerbittlich katholisch der Verfasser die Reformation ansieht, doch ließen wir dem audiatur et altera pars Gerechtigkeit widerfahren. Oft genug ist die Geschichte zu einseitig protestantisch beurtheilt, sind die Fehler der Protestanten zu künstlich bemäntelt oder verschwiegen worden. Das andere Theil muß auch gehört werden und Herr von Buchholtz ist ein geschickter Advokat. Er hat das unermeßliche Detail der kirchlichen Debatten entwirrt, um die Widersprüche, in die man protestantischerseits verfiel, mit einem grausamen Fleiße aufzudecken. Die Wahrheit muß unter allen Umständen heilig seyn, und im Munde eines Feindes erscheint sie so oft reiner, als in dem eines Freundes. Aber wir bedauern, daß nicht alles Wahrheit ist, was Herr von Buchholtz in Bezug auf den Protestantismus äußert. Er begnügt sich nicht damit, der Wahrheit gemäß die außerordentlichen Fehler im Benehmen der Protestanten aufzudecken, (übrigens Fehler, die allemal den Katholiken zu Gute kamen), sondern er greift auch das Prinzip des Protestantismus an, und hierin bedient er sich gewisser Sophismen, die man allemal erst dann findet, wenn man bereits eine gute Strecke von der Wahrheit abseits gegangen ist.

Unsere frühere, oben bezeichnete Recension hat ihn veranlaßt, sich in der Vorrede zum fünften Bande zu vertheidigen. Wir hatten seine Erklärung, die Reformation sey aus dem Prinzip des Bösen hervorgegangen, unhistorisch und unbillig genannt. Er beharrt nun aber dabei. Er sagt, nur die Trennung, nur die Vernichtung durch Trennung, nur die reine Negation, das Böse sey der Zweck derer gewesen, welche die Reformation bewirkt hätten. Er sagt, Luther würde sich im Grabe umkehren, wenn er hörte, daß man ihm jetzt andichtet, er habe die intellektuellen, politischen und sittlichen Wohlthaten, die nur zufällig die Folge der Reformation gewesen, beabsichtigt und vorausgesehen. Aber wir fragen: was hat Luther denn anderes beabsichtigt? Der äußern Form nach mußte ihm freilich die Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts unbekannt bleiben, aber dem

Wesen nach hat er allerdings durch Ausräumung des kirchlichen Augiasstalles, durch Wiederherstellung einer einfachen und sittlichen Religion und gewiß nicht weniger durch seine große Sorgfalt für Erziehung und Unterricht, ja sogar durch seine Loyalität und politische Ordnungsliebe nichts anderes bezweckt, als was er wirklich damit erreicht hat, und die Fortschritte der modernen Bildung knüpfen sich unmittelbar an seine kirchlich-politische Tendenz nicht nur überall im guten, sondern in einiger Beziehung auch im schlimmen Sinn an. Luther wollte den Zustand der Menschen verbessern, er wollte die ganze Christenheit reformiren; er war weit entfernt, nur „Böses durch Trennung" zu wollen. Er wollte es auch nicht ex abrupto. Das Zeitalter war reif dazu, drei Jahrhunderte lang währte schon der Kampf der echtchristlichen Opposition gegen die usurpatorische Kirche, die jede christliche Tugend systematisch wieder in heidnisches Laster verkehrt hatte. Der Gräuel Uebermaaß öffnete endlich der Mehrheit die Augen, da bisher nur die Minderheit den Weg des Lichts zu finden begabt, zu wandeln muthig genug gewesen. Es war nicht Luthers Werk, was nun geschah, sondern das Werk der Zeiten, des Weltgeistes.

Herr von Buchholtz hat es uns sehr übel genommen, daß wir gewagt, den Kampf Luthers gegen die Hierarchie mit dem Kampf Christi gegen das Heidenthum zu vergleichen. Fern von uns sey jede Vergleichung der Personen; aber die Reinigung der Welt vom Wust der alten kirchlichen Mißbräuche, des tausendfachen Götzendienstes und Aberglaubens, der finstern und unsinnigen Scholastik und der heiligen Immoralität, der heiligen Kerker und Ketzerfeuer ꝛc. ist, wenn auch immer im kleineren Maaßstab, doch wohl zu vergleichen mit der allerdings noch heiligeren, noch größeren und folgereicheren Reinigung der Welt vom alten Wust des Heidenthums. Die Vergleichung liegt aber um so näher, je mehr das Papstthum nur ein Rückfall in's Heidenthum war.

Wir weisen also entschieden und mit aller moralischen Energie den Vorwurf zurück, als sey die Reformation ein Werk des bösen Prinzips in der Welt gewesen, und wir wiederholen, daß diese Ansicht nicht nur unhistorisch, sondern auch unbillig ist, weil sie Leidenschaften aufregt, die der edle Geist der Toleranz auf immer dem Todesschlaf überliefert haben sollte. Wozu jetzt noch solche Angriffe, da man auf protestantischer Seite mehr als je geneigt ist, begangene Fehler der eignen Partei einzusehen und einzugestehen, und eben so das Gute und Treffliche der Gegner anzuerkennen.

Die Absicht der Reformation war wenigstens eine gute, wenn wir auch beklagen müssen, daß sie bald zu Zwecken der verwerflichsten weltlichen Politik mißbraucht wurde. Aus der Nacht der Dummheit und Lüge kaum erwacht, in der scholastischen Barbarei der Zeit durch die ruchloseste Gemeinheit, durch den ausgesprochensten bösen Willen der Gegner zur Verzweiflung gebracht, noch viel mehr aber durch eigennützige politische Freunde, die den heiligen Zweck nur zu ihrem Vortheil ausbeuteten, im Innersten gekränkt, in dieser Noth, in dieser Beschränktheit, bei einem großen und erhabenen Willen doch beständig bin und her geängstet, hätte Luther mehr als ein Mensch seyn müssen, wenn er mehr hätte ausrichten sollen.

Daß Luther später eine Trennung wünschte und unmittelbar vor dem Tridentiner Concil durch seine furchtbare Anklage des Papstes herbeiführte, war natürlich, da er endlich Proben genug erhalten hatte von der Unmöglichkeit einer Versöhnung oder Einigung. Diese aber hatte er vorher immer gewünscht und in Widerspruch mit Landgraf Philipp und den kriegerisch Gesinnten vertheidigt. Er entschloß sich zur Trennung erst spät, mit tiefem Schmerz und mit dem traurigen Gefühl, ein großes Werk nur halb gethan zu haben. Ja noch mehr, er hatte sich den Vorwurf der Inconsequenz zugezogen und dem Papstthum unerhörte Opfer bringen wollen, nur um die Trennung zu vermeiden.

Abgesehen von diesem Differenzpunkt können wir dem Werke des Herrn von Buchholtz unsere Bewunderung nicht versagen, da es auf's allergründlichste die Geschichte Ferdinands I. erörtert und eine große Menge, diese interessante Zeit beleuchtende Korrespondenzen der fürstlichen und diplomatischen Personen aus den Archiven herbeizieht. Die beiden Hauptpersonen, Karl V. und Ferdinand, erscheinen im hellsten Licht, aber auch die Nebenpartien werden ungemein genau behandelt. In sechs starken Bänden ist der Verfasser erst bis zum Jahr 1550 vorgerückt. Nun fehlen noch 4 Jahre, bis Ferdinand I. Kaiser wird, und dann noch 9 Jahre seines kaiserlichen Regiments. Die Treue, mit welcher alle Thatsachen dargelegt werden, macht die in den Erklärungen und Raisonnements häufig angebrachten Unbilligkeiten gegen die protestirende Partei wieder gut, denn wenn nur der Prozeß klar instruirt ist, wenn nur die Akten vollständig sind, so kann jeder Leser selbst ein Urtheil fällen. Obgleich man nicht sagen kann, daß irgend ein Theil dieses großen Geschichtswerks vernachläßigt sey, obgleich auch die kleinsten Nebensachen, z. B. die Geschichte jeder einzelnen Reichsstadt zu jener Zeit, herbeigezogen und in den Details dargestellt wird, so scheinen doch die diplomatischen und parlamentarischen Partien, die Korrespondenzen der höchsten Personen und die geheimen ständischen Streitigkeiten in Böhmen, Ungarn ꝛc.

am reichhaltigsten und bieten dem schon einigermaßen in die Geschichte Eingeweihten noch das meiste Neue dar.

65) Darstellungen aus der Geschichte des Reformations-Zeitalters mit Zugaben aus der Quellenforschung, von W. Wachsmuth. Ersten Theils erste Lieferung. Der deutsche Bauernkrieg. Mit dem Bildniß Thomas Münzers. Leipzig, Brockhaus, 1834.

Die Geschichte des deutschen Bauernkriegs hat in neuerer Zeit mehrere Bearbeiter gefunden und ist besonders durch Oechsles Mittheilungen aus den hohenlohenschen Archiven aufgeklärt worden. Das vorliegende Buch zeichnet sich durch gründliche Forschung, wie durch klare und übersichtliche Darstellung aus.

66) Die Kirchen-Reformation in Nassau-Weilburg. Von N. G. Eichhoff. Weilburg, Lanz.

Ein kleiner Beitrag zur Reformations-Geschichte, hauptsächlich auf die Veränderungen im äußern Kirchen- und Schulwesen sich beziehend.

67) Vervemung des Herzogs Heinrich des Reichen von Bayern durch die heimliche Acht in Westphalen. Ein vollständiger Vemprozeß, nach neuentdeckten Urkunden dargestellt von Dr. B. Thiersch, Direktor des königl. Gymnasiums in Dortmund. Essen, Bädeker, 1835.

Der Herausgeber musterte das städtische Archiv in Dortmund durch und fand, wie es auch anderwärts häufig der Fall ist, daß das Archiv weit mehr enthielt, als in den Katalogen und Registern desselben verzeichnet war. Insbesondere entdeckte er unter einer alten Eisenthür eine Menge wichtiger Urkunden, die hier, nur den „Wissenden" zugänglich, verborgen worden waren. Unter diesen Urkunden waren die wichtigsten die, welche sich auf den berühmten Prozeß des Herzog Heinrich und des Kaspar von Torringen bezogen. Erst kürzlich hat Herr von Freyberg in seiner schätzbaren Sammlung historischer Schriften und Urkunden (von 1827) einige in Bayern erhaltene Urkunden über diesen Prozeß mitgetheilt. Die wichtigsten fehlten aber, bis sie jezt erst durch Thiersch entdeckt worden sind. Dortmund war der Centralpunkt der Veme, hier das oberste Gericht, hier der Präses, das Archiv. Hier finden sich daher noch alle Originalbriefe der betheiligten Parteien und des Kaiser Sigismund, von den Schreiben des Vemgerichts selbst aber Abschriften und Concepte.

Herzog Heinrich von Bayern-Landshut hatte beständig Händel mit Herzog Ludwig von Bayern-Ingolstadt, und machte sich bei seinem eignen Volk durch Geiz und Tyrannei verhaßt. Dem Ritter Kaspar von Torringen verbrannte er sein Schloß, raubte der Frau desselben ihre Geschmeide und trieb sie aus dem Lande. Den Herzog Ludwig überfiel er in Konstanz auf offener Straße, während des Concils und brachte ihm mehrere Wunden bei. Aber Heinrich war der Schwager des Burggrafen Friedrich von Nürnberg und dieser des Kaisers rechte Hand. Der schwache Kaiser Sigmund ließ sich verblenden und versagte dem unglücklichen Ludwig, so wie dem Torringer jede Genugthuung. Da wandten sich diese an die Vem und Freigraf Albert Schwinde sprach in offner Versammlung der Freischöppen zu Limburg unter freiem Himmel nach altem Recht das Urtheil: „So habe ich Freigraf Albert mit den vorgenannten Freigrafen, die zu der Zeit mit mir den Stuhl besessen hatten, den obengenannten Heinrich, der sich schreibet Pfalzgraf bei Rhein und Herzog in Bayern, von königlicher Gewalt genommen und vervemt und verurtheilt aus der rechten Zahl in die unrechte Zahl, aus der echten Zahl in die unechte Zahl, aus der obern Zahl in die niedere Zahl, von allen Rechten abgeschieden, und habe ihn gewiesen von den vier Elementen, die Gott dem Menschen zum Troste gegeben hat, daß sein Leichnam nimmer dazu gemengt werden soll, wenn er nicht als missethätiger Mensch dazu geführt werde und sein Hals und sein Lehn, das er vom heilgen Reiche empfangen hat, dem heilgen Reiche und dem Könige verfallen ist, und habe den obengenannten Heinrich, der sich schreibet Pfalzgraf bei Rhein und Herzog in Bayern, von Rechtes wegen verurtheilt als achtlos, rechtlos, friedlos, ehrlos, sicherlos, missethätig, vempflichtig, liebelos, und daß man mit ihm verfahren mag, wie mit einem andern missethätigen vervemten Manne und ihn noch trefflicher und lästerlicher behandeln soll nach den Gesetzen des Rechts, weil je höher der Stand, um so viel tiefer ist und schwerer der Fall; und er soll ferner für unwürdig gehalten werden und kein Fürst seyn noch heißen, noch Gericht noch Recht besitzen. Und wir obengenannten Freigrafen gebieten allen Königen, Fürsten, Edlen, Rittern, Knechten und allen denen, die zu dem Reiche gehören und angesessen und Freischöppen sind und gemeiniglich allen Freischöppen in der heimlichen Acht bei ihrer Treue und ihren Eiden, die sie dem heiligen Reiche und der heimlichen Acht geleistet haben, daß sie dazu helfen und beistandig dazu sind mit aller Macht nach allem ihrem Vermögen, und daß sie das nicht lassen um Verwandtschaft, Schwägerschaft, um Liebe und Leid, um Gold, um Silber, um Angst, Leben oder Gut, daß das über den vorgenannten Heinrich, der sich Pfalzgraf bei Rhein und Herzog in Bayern schreibt, über seinen

Leib und sein Gut gerichtet werde.“ Aber die fürstliche Verwandtschaft war damals schon mächtiger als das freie Volksgericht, die Gunst mächtiger als das Recht. Heinrich stellte sich nicht vor der Vem und der Kaiser drohte den Richtern. Freigraf Bernd Dücker, Präsident des obersten Gerichts zu Dortmund, strafte den Kaiser, erinnerte ihn an seine Pflicht und beharrte auf dem Recht der Vem, als des höchsten Appellationsgerichts im Reich. Sigismund läugnete dieses Recht nicht, erkannte es ausdrücklich an, wie aus seinen Schreiben erhellt, beliebte aber nicht darnach zu leben, schützte Heinrich und verfuhr im Gegentheil gewaltthätig gegen Ludwig. Der Räuber und Meuchelmörder blieb verschont, nur die Unschuldigen litten, und die tugendhaften Tribunen in Dortmund wurden mit ihrem alten Recht ausgelacht.

68) Index corporis historico-diplomatici Livoniae, Esthoniae, Curoniae; oder kurzer Auszug aus der Urkundensammlung, welche für die Geschichte und das alte Staatsrecht Liv-, Esth- und Kurlands zusammengetragen ist. Erster Theil. Riga und Dorpat, Frantz, 1833. Folio.

Dieser Theil enthält die kurzen Auszüge von 1815 Urkunden von den Jahren 1189 bis 1419, die sich sämmtlich auf die Erwerbungen des deutschen Ordens an der Ostsee und auf dessen Verhältnisse einerseits zur Kirche und zum deutschen Reich, anderseits zu den Nachbarstaaten, Gönnern und Feinden beziehen. Für die Geschichte jener Länder ein unentbehrliches Hülfsmittel, dessen auch äußerlich glänzend ausgestattete Herausgabe der verbundenen liv-, esth- und kurländischen Ritterschaft, welche dieselbe auf ihre Kosten veranstaltet hat, Ehre macht.

69) Einiges über die Verfassung Schleswig-Holsteins und die Ritterschaft, als eine in fortwährender Wirksamkeit bestehende Landstandschaft. Von Adam Grafen von Moltke. Lübeck, von Rohden.

Eine publicistische Streitschrift, die sich aber durch historische Entwicklung des alten schleswig-holsteinischen Verfassungswesens auszeichnet.

70) Ueber die Finanzen des Königreichs Hannover und deren Verwaltung, von Hofr. Ubbelohde. Hannover, Hahn, 1834.

Rückblick auf die Periode vor den Reformen des Jahrs 1833. Alle solche Werke, die besondern lokalen und augenblicklichen Bedürfnissen entsprechen, haben zugleich Werth als Hülfsmittel für eine künftige Geschichte der deutschen Staatenentwicklung.

71) Vaterländische Berichte für das Großherzogthum Hessen und die übrigen Staaten des deutschen Handels-Vereins. Von Freiherrn von Wedekind. Sechs Hefte. Darmstadt, Dingeldey, 1835.

Lauter Aufsätze über die Verhältnisse der Bevölkerung, Gewerbewesen, Handel, Rhein- und Mainschifffahrt, Straßen, öffentlichen Arbeiten ꝛc., zunächst veranlaßt durch den preußischen Zollverein und die ihm dienenden oder durch ihn geweckten Interessen.

72) Helvetia. Denkwürdigkeiten für die zwei- und-zwanzig Freistaaten der Schweizer Eidgenossenschaft. Jahrgang 1833. Aarau, Christen.

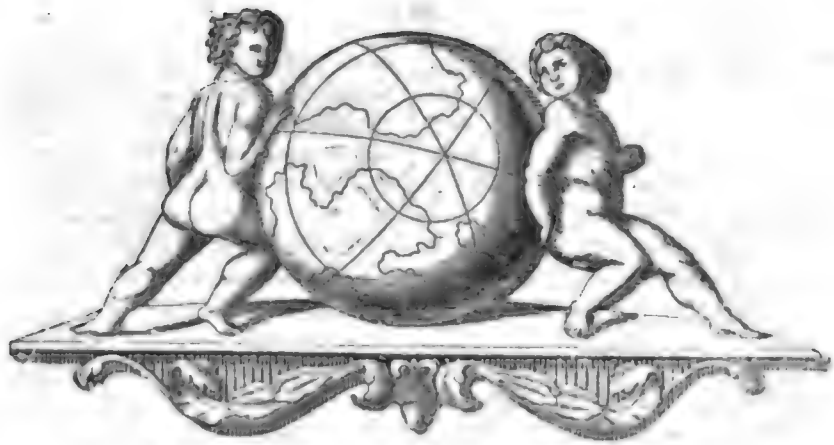
Eine Geschichte der Züricher Revolution von 1830, und der Aargauer und Thurgauer; ferner Rückblicke auf die Begebenheiten der Jahre 1802 und 1814 und auf die noch ältere Wirksamkeit der päpstlichen Nuntien in der Schweiz, eine Geschichte des Städtchens Biel und noch einige Kleinigkeiten. Dieser Jahrgang, der bisher unregelmäßig erschienenen aber immer gehaltreichen Helvetia gehört zu den besten und wurde, so viel bekannt ist, von Casimir Pfeyffer in Luzern edirt. Wir wollen nur auf diese Quelle der neuen Schweizergeschichte hinweisen, ohne näher darauf einzugehen.

Literargeschichte.

Ueber das Leben und die Werke der beliebtesten deutschen Dichter und Tonsetzer. Von Theodor Milde. Zwei Theile. Meissen, Gödsche, 1834.

Auf der Höhe der Zeit steht der Verfasser nicht, denn er macht noch weitläuftige Biographien der ganz veralteten Poeten Voje, Cronegk, Gisete, Gotter ꝛc. und erwähnt dagegen der bedeutendsten neuern gar nicht. Da ist kein Tieck, kein Schlegel, kein Arnim, kein Uhland, kein Rückert ꝛc. zu finden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 119. Montag, 23. November 1835.

Deutsche Geschichte.

73) Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von Heeren und Ukert. Geschichte von Oesterreich, von Johann Grafen Mailath. Erster Band. Hamburg, Perthes, 1834.

Graf Mailath hat schon früher eine vortreffliche Geschichte von Ungarn geschrieben. Auch diese Geschichte von Oesterreich ist sehr werthvoll. Ohne weitläuftig zu seyn, enthält sie doch ein äußerst reiches Detail und gibt uns so viel treue Schilderungen und lebendige Züge, daß wir fast immer in die Vergangenheit, wie in eine Gegenwart hinein sehen. Die Rücksicht, die Graf Mailath auf das poetische Element der Geschichte, auf die Volkssage, auf die Portraitirung, auf die (nicht gemeinen und spaßhaften, sondern historisch charakterisirenden) Anekdoten nimmt, haben wir schon früher an seiner ungrischen Geschichte gepriesen. Die studirte Trockenheit, die uns von der Geschichte immer nur das politische Gerippe geben will, ist gewiß verwerflich, und Vater Herodot hat mit seiner reichen und bunten Erzählungsweise noch nicht aufgehört, Muster zu seyn. Wie vermöchten wir uns auch für so manchen alten Herzog und Erzherzog von der Seitenlinie, für so manchen Krieg an der türkischen Grenze ꝛc. zu interessiren, wenn uns die Personen nicht durch ihr Portrait, durch ihr menschlichen Züge und manche Eigenthümlichkeit der Zeit, die Begebenheiten nicht durch manche poetische Erhabenheit oder Schönheit ansprächen. In dieser Weise hat es nun Graf Mailath vollkommen verstanden, uns selbst für die historisch minder bedeutenden Zeiträume und Lokalitäten Theilnahme abzugewinnen.

Die Tendenz des Werks ist reine historische Objektivität, mit Vermeidung alles dessen, was einer politischen Parteiansicht ähnlich sehn könnte. Der Verfasser lobt das Gute ohne Affektation, tadelt das Schlechte, ohne captatio benevolentiae und ohne schadenfrohe Nutzanwendungen, wie oft er auch Gelegenheit dazu hätte.

Nur in der Darstellung der ersten Politik des Hauses Habsburg bis zur Befestigung der luxemburgischen Kaisermacht vermisse ich die Hervorhebung gewisser interessanter Gegensätze. Die Hohenstauffen waren untergegangen; der Papst, die guelfische Partei hatte entschieden über die kaiserliche und ghibellinische, oder mit andern Worten, die welsche Partei hatte über die deutsche gesiegt. Der neue Kaiser, Rudolf von Habsburg, war schon nichts anderes mehr als ein Geschöpf, ein Werkzeug der siegenden Partei, und seine nächsten Nachfolger beharrten in der Farbe ihres Ursprungs. Die Habsburger dienten dem großen welschen Bunde

zwiſchen dem Papſt und Frankreich, der Deutſchland von allen Seiten zu umgarnen trachtete. Habsburg überließ dem Haus Anjou Italien und verſchwägerte ſich mit ihm; es überließ ihm Ungarn, und half es ihm ſogar erobern; es bewilligte dem Papſt Alles, was er verlangte. Durch dieſe Politik erhob ſich Habsburg in der Zeit der abſoluten Papſtgewalt. Jeder Kaiſer, der die alte ghibelliniſche, kaiſerliche oder deutſche Partei wieder ergriff, mußte untergehen, ſo Heinrich VII., ſo Ludwig der Bayer. Erſt dem Luxemburger, Karl IV., gelang es, jenen gefährlichen Bund zwiſchen dem Papſt und Frankreich durch diplomatiſche Kunſt zu ſprengen, und dadurch das deutſche Kaiſerthum auf einmal wieder zu kräftigen. Alles, was die Luxemburger Großes thaten oder durch Glück gewannen, vererbten ſie nachher dem Hauſe Habsburg, das von dieſer Zeit an auch die luxemburgiſche Politik, die beſtändige Iſolirung des Papſts von Frankreich, adoptirte, woraus auch alle ſeine ſpätern Alliancen mit dem Papſt und der alten Kirche gegen Frankreich und die Proteſtanten wie von ſelbſt folgten.

Dieſes guelfiſche Element, das der rothe Faden in der ganzen Geſchichte des Hauſes Habsburg iſt und bleibt, läßt ſich zwar in dem vorliegenden Werke nirgends verkennen, hätte aber hin und wieder deutlicher bezeichnet werden dürfen. Es iſt nichts Zufälliges darin, eine wunderbare Conſequenz hat dieſe guelfiſche Stellung in allen Jahrhunderten gleichſam fixirt.

Seite 220, wo der Verfaſſer von der Cymburga ſpricht, hätte er doch wohl deren dicke Lippe, das berühmte Abzeichen ihres Nachkommen Leopold I., nicht unerwähnt laſſen ſollen, ſofern er andrerſeits doch immer von den charakteriſtiſchen Perſönlichkeiten Notiz nimmt.

74) Geſchichte der öſterreichiſchen Länder, Völker, Staaten und Regenten, von Groß-Hoffinger. Erſter Band. Das alte Oeſterreich unter den Römern. Nebſt einer Charte vom alten Oeſterreich. Meißen und Leipzig, Göbſche, 1834.

75) Lebens- und Regierungsgeſchichte Joſephs II. und Gemälde ſeiner Zeit. Von demſelben. Erſter Band. Mit 14 Portraits. Stuttgart, Brodhag, 1835.

76) Leben, Wirken und Tod des Kaiſers, (Franz I.). Von demſelben. Daſelbſt, 1835.

Das erſte dieſer Werke verſpricht eine ungewöhnliche Ausdehnung zu erhalten, da der erſte ſtarke Band nur von der römiſchen Zeit handelt. Dieſe iſt übrigens ſo ausführlich und mit ſo viel Rückſicht auf die Gegenwart geſchildert, daß man darunter nichts weniger als langweilige antiquariſche Studien findet. Die ganze römiſche Geſchichte wird uns, mit ſteter Beziehung auf das Donauland, vorübergeführt, und mit beſonderer Ausführlichkeit wird die Ausbreitung des Chriſtenthums, werden die Chriſtenverfolgungen ꝛc. erzählt. Die Geſchichte Oeſterreichs nicht vom nationell deutſchen, ſlaviſchen oder ungriſchen, ſondern von einem politiſch-kirchlichen, römiſch-chriſtlichen Standpunkt aus zu bearbeiten, hat guten Grund. Der Verfaſſer ſagt: „Alle dieſe mächtigen Staaten und Völker, welche einzeln alle ihren Antheil an der Weltgeſchichte haben, ſind nun unter einen Scepter vereinigt, einer einzigen Autorität unterworfen; aber ſie ſind nicht zu einem Staate, nicht zu einem Volke geworden. Weder in ihren natürlichen Eigenſchaften, noch in ihrer Geſchichte, weder in ihren Verfaſſungen, noch in ihren Sitten und Sprachen findet ſich die geringſte Verwandtſchaft; daher iſt die Benennung „Kaiſerſtaat,“ unter welcher man die Vereinigung aller dieſer Staaten verſteht, die einzig paſſende und vernünftige. Dieſe Länder, Völker- und Staatengeſellſchaft iſt ein Kaiſerſtaat, das — zum Theil eingeſchränkte — Beſitzthum eines Imperators, ein anderes Rom mit unterworfenen Barbarenländern und reichen Kolonien.“

In den ſpätern Theilen wird ſich dem Verfaſſer Gelegenheit darbieten, ſein Verſprechen der Wahrheit und Freimüthigkeit (S. VII der Vorrede) zu erfüllen, da die öſterreichiſche Geſchichte nicht arm an Partieen iſt, die bisher nur ſo ſparſam und falſch beleuchtet erſchienen, wie die erſt durch Förſter aufgeklärte Geſchichte Wallenſteins. —

Die Geſchichte Kaiſer Joſephs mit mehr Gründlichkeit zu ſchreiben, als es das vorige Jahrhundert that, wäre längſt die Pflicht des jetzigen geweſen. Unſer Verfaſſer hat ſie mit ſichtbarer Liebe geſchrieben und der Standpunkt, von dem er ausging, iſt gewiß der richtigſte. Er charakteriſirt nämlich den Kaiſer als einen Märtyrer der ſchönſten Humanität, des edelſten Eifers für Menſchenglück: „Selbſt die ungemeine Aufregung der Gemüther, welche ſeine Zeit charakteriſirt, der glühende Haß der Frömmler, die Erbitterung der Auswärtigen, die Wachſamkeit ſeiner Nebenbuhler, bewieſen hinlänglich, daß er ſtets den wunden Fleck getroffen, daß er nie ſich getäuſcht habe über den Sitz des Fundamentalübels. Ein anderer, vielleicht noch ſtärkerer Beweis iſt ſeine Unabhängigkeit von aller fremden Weisheit, ſein ſtrenges Alleinregieren, ohne Favoriten, Maitreſſen und Beichtväter; denn Schwachköpfe können ſich nie, ſelbſt bei der größten Halsſtarrigkeit, fremder Beherrſchung entziehen. — Am glänzendſten zeigt ſich aber dieſe merkwürdige Geſchichtserſcheinung aus dem Geſichtspunkte

der philosophischen Moral. Wer müßte da nicht bewundernd sehen, wie der rastlose gekränkte Menschenfreund Opfer um Opfer bringt für das Wohl seiner Unterthanen, wie er seine Lebensbequemlichkeit, seine Ruhe, seine Gesundheit, seine Genüsse unbedenklich und freudig hingibt, um nur die stärkste und edelste seiner Leidenschaften, seine Menschenliebe zu befriedigen? Wer dürfte da seiner Selbstbeherrschung die schuldige Anerkennung versagen, wenn er die allgemeine Meinung beleidigt, um seine Pflicht zu thun, in den Augen eines ascetischen Volks nicht tugendhaft scheinen will, um tugendhaft zu seyn, wenn er niemals einen seiner edlen Grundsätze opfert, um eine drohende Gefahr abzuwenden oder eine Beeinträchtigung zu verhüten, wenn er sich selbst dem Gesetz und öffentlichen Urtheil unterwirft und seine Eigenmacht einschränkt, selbst durch seine gewaltsamsten Handlungen? — Selbst die Mißgunst bringt gegen Joseph keinen andern Tadel auf, als daß er zu eifrig das Gute wollte und es zu rasch und gewaltsam beförderte."

Die Geschichte des Kaiser Franz liegt noch nicht weit genug hinter uns, als daß es möglich wäre, sie ganz gründlich und in jeder Beziehung unbefangen zu schreiben.

76) Kaiser Joseph II. in seinem Leben und Wirken. Für das deutsche Volk dargestellt von Dr. E. Burckhardt. Meißen und Leipzig, Gödsche, 1835.

Eine patriotische und freimüthige Kompilation, wie deren der Verfasser schon mehrere herausgegeben hat. Für das Volk immer eine gesunde Lektüre. Wie viel mehr werth ist die populär vorgetragene Geschichte, als die Unnatur der Romane!

77) Franz I., Kaiser von Oesterreich und sein Zeitalter. Von H. Meynert. Mit dem Portrait des Kaisers. Leipzig, Friese, 1834.

Das Portrait nach Kraft von C. Mayer ist sehr gut. Der Text stellt die Hauptbegebenheiten seiner Zeit zusammen und verbindet sie mit dem Lobe des Kaisers mit besonderer Rücksicht auf seine Privattugenden.

78) Fürst Clemens von Metternich und sein Zeitalter. Eine geschichtlich-biographische Darstellung von Wilhelm Binder. Mit dem in Stahl gestochenen Portrait des Fürsten. Ludwigsburg, Nast, 1836.

Geschichte und Geschichtschreibung kommen immer mehr mit einander überein, je weiter sie der Zeit nach aus einander kommen. Eine Geschichte der Diplomatie des neunzehnten Jahrhunderts — und von einer solchen handelt es sich, wenn von einem der größten Lenker der Dinge die Rede ist — kann jezt noch nicht geschrieben werden.

79) Die drei lezten Feldzüge gegen Napoleon, kritisch-historisch dargestellt von P. F. Stuhr. Zwei Bände. Lemgo, Meyer, 1833.

80) Geschichte des Feldzugs von 1813 von Norvins. Aus dem Französischen mit Anmerkungen und Zusätzen. Zwei Bändchen. Darmstadt, Leske.

Eine preußische und eine französische Darstellung des weltbekannten Feldzugs. Stuhr betrachtet ihn vorzüglich aus einem allgemein politischen Standpunkt, als einen über die revolutionären Tendenzen des Jahrhunderts erfochtenen Sieg. Norvins betrachtet ihn mit den Augen eines französischen Veteranen, der die zerrissene Fahne in seine Arme drückt, mit den Zähnen knirscht und immer noch von der verlornen Weltherrschaft träumt.

Wörterbücher.

1) Kurzgefaßtes vollständiges stamm- und sinnverwandtschaftliches Gesammtwörterbuch der deutschen Sprache aus allen ihren Mundarten und mit allen Fremdwörtern, für alle Stände. Von J. H. Kaltschmidt. Leipzig, Tauchnitz, 1834.

Der Zweck war, nicht nur die Fremdwörter, sondern auch die minder verständlichen oder minder gebräuchlichen deutschen Kunst- und Provinzialausdrücke, kurz Alles, was in der deutschen Bücherwelt vorkommt und nicht gleich von Jedermann verstanden wird, zu erklären. Insofern ist die Unternehmung und Ausführung dieses Werks recht löblich und mit Dank anzuerkennen. Doch hätte sich der Verfasser vielen Raum ersparen können, wenn er die höchst überflüssigen Erklärungen bereits ganz bekannter Wörter weggelassen hätte. Da steht: Goldarbeit, Arbeit in Gold; Kirchgang, Gang in die Kirche; schraubenförmig, schraubenähnlich und viele tausend andere eben so triviale Erklärungen. Statt dieser unnützen Wortmacherei wäre eine nähere Angabe der Sprache, oder des Dialekts, aus welchem die Fremdwörter und Provinzialismen genommen sind, zu wünschen gewesen.

2) Allgemeines Fremdwörterbuch, oder Handbuch zum Verstehen und Vermeiden der in unserer Sprache gebräuchlichen fremden Ausdrücke, mit Bezeichnung der Aussprache, Betonung ꝛc., von Dr. F. Ch. A. Heyse. Erster Theil. A—J. Siebente, rechtmäßige Auflage. Hannover, Hahn, 1835.

Ein sehr brauchbares, bereits allgemein anerkanntes Buch. Wir knüpfen an die Anzeige desselben nur die Bemerkung, daß die Sprachmengerei beständig zunimmt. Zwar hatte das 17te Jahrhundert ganz andere Fremdwörter, als das 18te, und das 19te hat wieder andere, und die älteren werden immer wieder vergessen; im Ganzen aber ist das Adoptiren fremder Wörter in der deutschen Sprache wie in der englischen immer im Zunehmen, je mehr sich zugleich unser Wissen und unsere Begriffe bereichern. Die Zahl der galanten Ausdrücke des vorigen Jahrhunderts wird von derjenigen der politischen Ausdrücke im jetzigen Jahrhundert weit übertroffen, und es scheint, als wetteiferten London und Paris in der Erfindung immer neuer, von der ganzen publicistischen Literatur sogleich adoptirter Bezeichnungen.

3) A general english and gorman glossary, or collection of words, phrases, names, customs, proverbs etc., which occur in the works of english and scotch poets, from the time of Chaucer to the present century, by C. A. E. Seymour, A. M. Reg. Prof., Lector of britsh literature in the university of Berlin, and author of institutor and alumnus. Leipsic, printed for Ernest Fleischer. roy. 8. 1835.

Herr Flügel und Herr Seymour, schon längst als fleißige Schriftsteller bekannt, haben sich durch die Herausgabe vorliegenden Werkes ein großes Verdienst um die englische Sprache und Literatur erworben. Das Ganze ist mit vieler Sorgfalt gearbeitet. Wie speciell viele Bemerkungen sind, ergibt sich aus folgendem: Seite 36 heißt es bei dem Ausdrucke to carry coals (s. Shakespeare Romeo and Juil. Act. I. Sc. I.) „Beleidigungen ertragen (weil die Hausknechte, die Kohlen zum Kaminfeuer aus dem Keller holten, allerlei Beleidigungen von der übrigen Dienerschaft ausgesetzt waren). S. 95 heißt es bei J. A. Mayday, B. J. der böse erste May. Am ersten May 1527 empörten sich die Lehrlinge in London gegen die fremden Handwerker, welche unter dem Schutze der Gewerbsfreiheit standen, wodurch viel Unheil statt fand, ehe die Empörer überwältigt wurden u. s. w.“

Gymnastik.

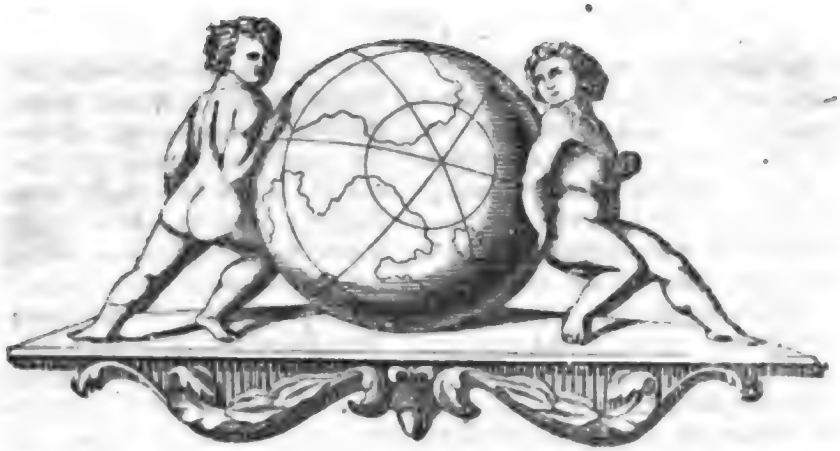
1) Das Ganze der Gymnastik, oder ausführliches Lehrbuch von Leibesübungen, nach den Grundsätzen der bessern Erziehung zum öffentlichen und besondern Unterricht bearbeitet von J. A. L. Werner. Mit einem Titelblatt und 274 Figuren. Meißen, Gödsche, 1834.

Zum deutlichen Beweise, daß es mit diesem Buche, obgleich es vom Turnen handelt, keinerlei revolutionäre Bewandtniß habe, stellt gleich das Titelkupfer die jungen Turner in festlichen Gruppen dar, wie sie etwa bei einem fürstlichen Geburtstag zu paradiren hätten. Es ist wirklich Schade, daß die so einfache und natürliche Sache der Gymnastik in einen so übeln politischen Geruch gekommen ist. Am Ende wird man aber doch die rein pädagogische Sache von der durch ein sonderbares Zusammentreffen von Umständen ihr beigemischten politischen Nebensache gänzlich trennen lernen und der Gymnastik ihr Recht bei der Erziehung widerfahren lassen. Unser Verf. spricht in diesem Sinn sehr vernünftig und empfiehlt die Gymnastik insbesondere als Mittel, tüchtige Soldaten vorzubilden. Daher beginnt er auch seinen Unterricht ganz kriegerisch mit Marschiren und Exerciren. Auch Fechten, Reiten und Schießen wird ausführlich von ihm gelehrt. In Bezug auf die eigentlich sogenannten Turnübungen, Springen, Klettern, Heben, ꝛc. hält er sich im Allgemeinen an das bekannte und in dieser Beziehung vortreffliche Turnbuch von Jahn, mit möglichster Vereinfachung und Weglassung der Spielereien oder allzu halsbrechenden Sachen. Am Schluß fügt er eine gesellschaftliche Anstandslehre in Bezug auf die Körperhaltung bei, die gewiß nicht überflüssig erachtet werden wird. Eine große Menge Abbildungen machen die Lehren überall anschaulich.

2) Gymnastik für die weibliche Jugend oder weibliche Körperbildung für Gesundheit, Kraft und Anmuth, von demselben. Daselbst. Mit 70 lithographirten Figuren, 1834.

Hier dieselbe Lehre, nur mit Hinweglassung alles Martialischen und aller zu destigen Anstrengungen, wogegen die Lehre vom Tanzen hinzugefügt worden ist. Indem der Verf. wohl fühlt, daß das heroische Zeitalter vorüber ist, und daß man an einer spartanischen Mädchenerziehung in der heutigen Welt vielfach Anstoß nehmen könnte, citirt er die ärztlichen Zeugnisse, die für eine gesunde Uebung auch des weiblichen Körpers sprechen. Gewiß hat er Recht, daß in den Schranken der Decenz und der dem weiblichen Geschlecht bei allen Anstrengungen gebotenen Mäßigung doch eine regelmäßige Bewegung, eine gesunde Erwärmung des Bluts, eine allmählige Kräftigung der allzuleicht erschlaffenden Muskeln dem schönen Geschlecht in jeder Hinsicht zu Statten kommen, seine Schönheit fördern, seine Gesundheit befestigen, und ihm gar manches Leiden der allzuschnellen Erregbarkeit und allzuzarten Empfindlichkeit ersparen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 120. Freitag, 27. November 1835.

Werke über Griechenland.

1) Das griechische Volk, in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampfe bis zum 31. Juli 1834. Von Georg Ludwig von Maurer, königl. bayr. Staatsrathe ꝛc. Zwei Bände. Heidelberg, Mohr, 1835.

Man hüte sich vor dem Vorurtheil, als ob dieses Werk, das aus der Feder eines entlassenen Mitgliedes der vormaligen griechischen Regentschaft geflossen ist, bloß eine Parteischrift, eine Rechtfertigungs- oder Anklageschrift gegen den zurückgebliebenen Theil der Regentschaft oder gegen die Person des Grafen Armansperg sey. Das Werk enthält etwas der Art wirklich, und es wäre uninteressant und unwahr, wenn dem nicht so wäre; aber es enthält zugleich eine sehr gründliche geschichtlich-statistische Uebersicht über Alles, was die Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung Griechenlands vor, während und nach seiner jüngsten Krise betrifft, und darum ist dieses Werk etwas weit Besseres als eine Parteischrift.

Lassen wir den Verfasser selber reden. Nachdem er die Schicksale und Lage Griechenlands vor Ankunft der Regentschaft geschildert hat, fährt er fort: „In welchen höchst traurigen Zustand nun aber bei dieser Lage der Dinge das arme Land selbst gerathen mußte, bedarf kaum der Erwähnung. Wo man hinsah, nackte — kahle Felsen; unbebautes, öde daliegendes Land; nirgends Wege, keine Straßen, keine Brücken; die Bewohner Griechenlands entweder in Höhlen oder in von Lehm oder von einigen übereinandergelegten Steinen gebauten Hütten; Ruinen, nicht allein von einzelnen Häusern, ja von ganzen Dörfern und Städten. Athen besaß vor dem Freiheitskampfe etwa 5000 Häuser, zur Zeit unserer Ankunft keine 500. Alle übrigen Häuser lagen, und liegen großentheils noch im Schutte. Alle Bäume in der Gegend von Nauplia, so wie in anderen Theilen des Landes, so zahlreich sie auch in früheren Zeiten gewesen seyn sollen, waren verschwunden. In den ersten Tagen nach unserer Ankunft waren in der Ferne noch mehrere rauchende Häuser sichtbar. Weit durfte sich ohnedies Niemand von der Stadt entfernen. In Nauplia war noch kein Pflaster. Eine Menge Ruinen in der Stadt selbst. Großentheils enge, unfahrbare Straßen. Der Platanenplatz voll Schutthaufen von umgestürzten Häusern. Itschkale mußte man erklettern, denn Wege dahin existirten nur dem Namen nach. Von einem Wege vor der Stadt und um den Palamides herum war gleichfalls keine Spur vorhanden. Die so dringend nothwendige Wasserleitung von Aria nach Nauplia war voller Oeffnungen und Löcher; durch welche der „größte Theil des

trefflichsten Wassers entströmte und kleine Sümpfe bildete. Der Wallgraben war ein stinkender Sumpf, und dennoch von mehreren griechischen Familien und von Schweinen bewohnt. Die Festungswerke und das Arsenal waren im größten Verfall. Und unsere Wohnungen — und dennoch behauptete man, sie seyen eigens für uns zurecht gemacht worden. — Doch genug von diesem, doch nur den äußeren und materiellen Zustand betreffenden, Jammerbilde; denn weit trauriger noch war leider die innere — geistige Zerrüttung! — Es existirt wohl kein Land in Europa, vielleicht keines in der ganzen bis jezt bekannten Welt, in welchem so heterogene Elemente durch einander brausen, in welchem die Art und der Grad der Bildung so verschiedenartig ist, wie das heutige Königreich Griechenland. Neben dem gänzlichen Mangel an Bildung steht die größte Verbildung. Neben dem vollkommensten Zustande des Mittelalters findet man die allermodernsten Grundsätze über Freiheit und Gleichheit. Neben dem fleißigen und angesessenen Ackersmann umherziehende Nomaden, die bald hier bald dort ihre Zelte aufschlagen, wo sie gerade für ihre Heerde Weide finden. Neben der größten Treulosigkeit die treuesten Seelen, die lezten zumal unter den Palikaren, unter den Bauern und Dienstboten. Neben den größten Intriguanten die biedersten und geradesten Männer, auch diese hauptsächlich wieder unter den Palikaren, Ackersleuten und unter den Matrosen, ja man kann sagen unter den Insulanern überhaupt. Neben der größten Charakterlosigkeit und Charakterschwäche der festeste Wille, ja sogar die größten Charaktere. Ich nenne unter Anderen nur Jacovaky Rizo Néroulos, der durch die ganze Revolutionszeit hindurch stets sich selbst treu blieb; Lazarus Conduriottis, Andreas Miaoulis u. a. m.; vor Allen aber Johann Colettis, den auch seine Feinde für den ersten Charakter Griechenlands erklären. Unter allen diesen durcheinander gährenden Elementen wird jedoch der aufmerksame Beobachter alsbald das Einheimische von dem Fremden zu unterscheiden wissen. Und zur Ehre der Griechen sey es gesagt, das Schlechteste ist keineswegs dem heimathlichen Boden entsprossen."

Die Majorität der Regentschaft, zu welcher Herr von Maurer gehörte, schlug nun einen Weg in der innern und äußern Politik ein, der sie in Zwiespalt brachte mit der Minorität, d. h. dem Grafen Armansperg.

In Bezug auf die innere Politik ging Herr von Maurer von dem Gesichtspunkt aus, daß die Griechen Europäer und nicht Asiaten seyen, daß man sie also auf europäischen, modernen Fuß regieren und sie von vorn herein an die Ordnung, die allen gebildeten Staaten Europas eigen ist, gewöhnen müsse. Die Mittel sollten seyn: vor Allem Sicherheit, Abstellung der Räuberei, strenge Polizei; sodann Eröffnung von Kommunikationen, Anlegung von Straßen, eine Postverbindung; drittens Sanitätsanstalten; viertens Hebung des Ackerbaues, der Gewerbe und des Handels, als der materiellen und nächsten Interessen. Ferner sollte die Geistlichkeit gewonnen und die Einheit des Staats befördert werden durch die Stiftung einer besonderen königlich griechischen Kirche. Damit war die Regulirung des Kirchenguts, die Reducirung vieler überflüssigen Klöster, die Zuwendung manches alten Kirchenfonds zum neuen Schulfond verbunden. Ganz besonderer Fleiß sollte auf das Schulwesen gewendet werden, um die junge Generation zu dem zu erziehen, was die alte nicht mehr leisten konnte. Bis hieher ist alles praktisch und consequent. Ob aber schon jezt, wie Herr von Maurer meinte, auch eine Universität und eine Akademie der Wissenschaften nöthig war, dürfte zu bezweifeln seyn, um so mehr, als sich gerade hieran der Spott knüpft, der auf eine so unwürdige Weise alle redlich gemeinten Pläne des Herrn von Maurer in's Lächerliche zu ziehen suchte. Wenn Herr von Maurer selbst der Ansicht ist, daß Griechenland vorerst starker Grundmauern, doch nicht einer zierlichen Ausschmückung bedarf, wenn er deßfalls den Grafen Armansperg wegen mancher vornehmen Spielerei tadelt, so scheint eine Akademie im verwilderten Griechenland allerdings demselben Tadel unterworfen werden zu müssen.

Vollkommen praktisch war dagegen wieder die Anlegung einer Bibliothek, eines Nationalmuseums, und von der größten Wichtigkeit die Vertheilung der Staatsländereien an verdiente Soldaten, so wie die Verwendung der Palikaren als Gendarmen, die Verpachtung der Oelpflanzungen, die Controlirung aller Domainen und bisher vernachläßigter Finanzquellen (wobei der Verfasser dem Grafen Armansperg Unthätigkeit vorwirft), endlich eine strenge Aufsicht über die öffentlichen Vorräthe, über das Arsenal, das Seewesen.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit widmete Herr von Maurer dem durch neue Gesezbücher zu regulirenden Administrations- und Gerichtswesen. Ganz Griechenland wurde in Bezirke und Kreise getheilt und auf bayerischen Fuß organisirt, so weit dies irgend möglich war. Die Gesetzbücher des Herrn von Maurer sind Meisterstücke der Combination und Divination, indem sie auf den alten einheimischen Gebrauch alles beibehalten, was sich mit dem Verwaltungs- und Gerichtswesen eines modernen civilisirten Staats vertrug. Sind sie das Werk nur Eines Mannes und haben sie die Probe der Erfahrung noch nicht bestanden, so muß man doch eingestehen, daß einmal ein Anfang gemacht werden mußte, daß dazu Ein Mann besser taugte als viele (denn viel Köche verderben den Brei), und daß endlich Herr von Maurer überall in der redlichsten Absicht handelte.

Mit seinem Grundsatz sind wir einverstanden. Man muß die Griechen von vorn herein auf europäischen Fuß behandeln, man muß ihrer Barbarei keine Concessionen machen. Sie können der Civilisation, die unbeschadet der verschiedenen Nationalitäten doch bereits im ganzen übrigen Europa herrscht, auf keine Weise entrinnen. Kann ihr doch sogar die Türkei, trotz ihres andern Glaubens, nicht entrinnen. Zudem hat Griechenland einen König aus einem civilisirten Lande. Es wäre lächerlich und unnatürlich, unter diesen Umständen das alte barbarische Princip schonen oder wohl gar noch erkünsteln zu wollen.

Ueber die richtige Wahl der Mittel kommt es keinem zu urtheilen zu, der nicht an Ort und Stelle war. Hier entscheiden die Persönlichkeiten alles. Es kommt weit weniger darauf an, ob eine Verfügung an sich zweckmäßig war, als darauf, ob der rechte Mann gefunden wurde, sie auszuführen. Auf diese oder jene Weise konnte und kann der starke, edle und populäre Charakter den Griechen aufhelfen, während ihnen auch die vortrefflichsten Gesetze und Einrichtungen unter der Leitung von Intriguanten und Egoisten nur zum Verderben gereichen würden. Dies erkennt auch Herr von Maurer vollkommen an und er verfehlt nicht, alle öffentlichen Charaktere Griechenlands zu zeichnen und am Maaßstabe des Patriotismus zu messen.

Alles wäre vortrefflich gegangen und aus dem systematischen Verfahren des Herrn von Maurer und der Regentschafts-Majorität wäre die schönste Ordnung entsprungen, wenn nicht die auswärtigen Angelegenheiten und das Wechselverhältniß der fremden Diplomatie und der inneren Parteien diesen friedlichen Organisationsprozeß gestört hätten.

Herr von Maurer erklärt im Namen der Majorität, die Absicht derselben sey gewesen, die fremden Einwirkungen auf gleiche Weise höflich, aber fest abzustoßen, und die inneren Parteien auf gleiche Weise zu gewinnen, zu verschmelzen. Man hoffte, zwischen Rußland und England geschickt hindurchsteuren zu können, indem man es diesen Mächten überließ, sich selber die Waage zu halten und ihren gegenseitigen Einfluß zu neutralisiren. Man hoffte, indem die Regentschaft gleich bei ihrem ersten Auftreten in Griechenland keine der bestehenden Parteien besonders begünstigte, aber auch keine zurückstieß, sondern nur die Häupter einer jeden zu gewinnen und sich zu verbinden suchte, eine neue unabhängige Macht zu schaffen, die allen bisherigen Parteien überlegen seyn sollte, indem sie alle Talente derselben in sich vereinigte, und die zugleich dem Ausland gegenüber einen Kern von Nationalkraft und Nationalehre bilden sollte.

„Englands bedarf Griechenland wegen des mittelländischen Meeres, Rußlands aber wegen der Dardanellen und des schwarzen Meeres, so wie wegen der Türkei. Allein zwischen englischer oder russischer Botmäßigkeit und englischer und russischer Freundschaft und Wohlwollen ist ja ein Unterschied. Soll Griechenland seine Bestimmung erfüllen, so muß dessen Regierung frei und unabhängig, sie muß eine griechische National-Regierung — sie darf keine russische, und eben so wenig eine englische seyn. Um nun aber frei und unabhängig seyn zu können, muß sie mit allen Großmächten in gutem Benehmen stehen, vor allen zwar mit Oesterreich und Frankreich, als den in Beziehung auf Griechenland neutralen Mächten. Allein auch das Wohlwollen Rußlands und Englands sind, für das Gedeihen des jungen Reiches, ganz unerläßliche Bedingungen. Die gegenseitige Eifersucht der Großmächte, zumal Rußlands und Englands, werden dann Griechenland schon voranbringen! — Das Hinneigen Capodistria's gegen Rußland hat diesem den Untergang gebracht. Und das Liegen in englischen Banden wird auch keine Rosen bringen!“ — „Ein Hauptbestreben der Regentschaft ging namentlich auch dahin, die sich feindselig gegenüberstehenden Parteien zu vereinigen, oder wenigstens zu ihrer gegenseitigen Annäherung den Versuch zu machen. Darum stellte die Regentschaft, selbst über alle Parteien erhaben, in den ersten Zeiten Leute aus allen Parteien an, sogar in den hohen und höchsten Stellen. Denn es mußte einem jeden die Gelegenheit gegeben werden, sich der neuen Regierung anschließen zu können. Daher findet man unter den ersten Ernennungen zu Ministern, Nomarchen, Präsidenten, Staatsprokuratoren, Richtern u. s. w., neben einem Mavrokordatos, Trikoupis, Zographos, Monarchidis, Praïdis, Demetrius Soutzo u. a. ihrer Partei, die Namen eines Andreas Metaxas, Glarakis, Aenian, Sikilianos, Rallis, Palma u. a. m., und an ihrer Seite wieder einen Christidis, Polizoidis, Constantin und Michael Schines, Eduard Masson u. a. m.“

Allein die Berechnung trügte. In einem Lande, das durch den seltsamsten Zusammenfluß der Umstände alle Fehler der Barbarei und Ueberfeinerung zugleich verbinden und ein Heerd für alle Gewaltthaten und Arglisten Asiens wie für die feinsten europäischen Intriguen werden sollte, in einem solchen Lande konnte ein systematischer deutscher Gesetzgeber, ein begeisterter Menschenfreund unmöglich durchdringen. Er mußte sich deßfalls nicht einmal Illusionen machen. Das Höchste, was er erreichen zu können hoffen durfte, war, daß von seiner Arbeit wenigstens manche gute Spur im Lande zurückbleiben würde.

Napoleon vereinigte und versöhnte die Parteien in

Frankreich. Warum? weil er sie unter der Last seiner Waffengewalt erdrückte und mit dem ungeheuren Glanze seines Ruhms blendete. Und auf wie lange? nur auf so lange, als er Siege erfocht. War die Regentschaft im gleichen Falle? Uns dünkt, sie habe sich nicht gut berathen, indem sie gegen alle Parteien in Griechenland gleich freundlich war, denn es war vorauszusehen, daß die Klephten und Intriguanten die allseitige Schonung der Regentschaft mißverstehen und für Schwäche halten würden.

Daher der berüchtigte Kolokotronische Prozeß. „Unter dem vorgeschobenen Schilde des alten Theodor Kolokotronis wurden die zerstreuten Reste der alten Capodistrianischen Partei gesammelt, und, wie in früheren Zeiten, in eine geheime Gesellschaft, Phönix genannt, vereinigt; geheime Sitzungen auf Sitzungen gehalten, darin aber gegen die Regentschaft deklamirt; die verabschiedeten Militärs, die als unfähig entlassenen Beamten; die ihrer Meinung nach zurückgesezten Primaten vom Civil- und Militärstande; diejenigen, welche entweder gar kein Amt oder wenigstens nicht das gewünschte erhalten hatten; kurz — die Unzufriedenen und Mißvergnügten jeder Art angezogen, um eine systematische Opposition gegen die Regentschaft zu bilden. Zu eben diesem Ende wurde ein eignes Blatt, der Chronos, mit Kolokotronischem Gelde gestiftet; in diesem über die Unfähigkeit des phanariotischen Ministeriums Klage geführt; sämmtliche Maßregeln der neuen Regierung im allergehässigsten Lichte dargestellt; gegen die frühere Gewohnheit dieser Partei auf eine Konstitution hingedeutet, ja sogar im allerultraliberalsten Sinne gesprochen; die Masse des Volks auf jegliche Weise aufzuregen versucht. Es wurden ferner, nach alter Weise, und wie schon unter der türkischen Herrschaft, Räuberbanden losgelassen, deren Zweck war, die neue Regierung, indem sie nicht einmal diesem Unfug zu steuern vermöge, dem Volke als schwach und kraftlos darzustellen, auf der anderen Seite aber die Regentschaft selbst in Schrecken zu setzen. Die Frechheit dieser bewaffneten Räuberhorden ging so weit, daß, ganz in der Nähe der Hauptstadt, Reisende ausgeraubt und sogar ermordet worden sind. Unter den Anführern dieser Banden erkannte man aber bald die alten Freunde von Kolokotronis und Koliopoulos Plapoutas. Um jedoch allen diesen geheimen Machinationen den gehörigen Nachdruck zu geben, suchte man auch noch in aller Stille eine bewaffnete Macht zu bilden, die in Rumelien zerstreuten Palikaren aufzuwiegeln, sie mit Waffen und Munition zu versehen, und auf diese Weise einen förmlichen Aufstand vorzubereiten. — Unter diesen Umständen, als die Gährung schon einen hohen Grad erreicht hatte, erschien auch noch der aus früheren Zeiten her schon bekannte Graf Romas aus Zante. Er verbreitete das Gerücht, er komme von München, habe daselbst sehr einflußreiche Verbindungen und handle im Einverständnisse mit ihnen. Nun ward beschlossen, zwei Adressen in ganz verschiedenartigem Sinne zu entwerfen, deren geheimer und offenen Zweck jeder sehr leicht zu errathen vermag. Die eine von Dr. Franz entworfene Adresse war gerichtet an Seine Majestät den König von Bayern. In ihr ward meine und „Heidecks Abberufung begehrt, und der Wunsch ausgesprochen, den Grafen von Armansperg als den alleinigen Regenten zurücklassen zu wollen. Nach der anderen, an den Kaiser von Rußland gerichteten aber, welche offenbar ernstlicher gemeint war, sollten alle drei Mitglieder der Regentschaft entfernt, der König für großjährig erklärt, und die Capodistrianer wieder an die Spitze der Geschäfte gestellt werden. Würden diese Adressen nicht zum gewünschten Ziele führen, so sollte sodann zugeschlagen und die Regentschaft mit Gewalt entfernt werden."

Bekanntlich wurde die Verschwörung entdeckt und vereitelt. Aber der Prozeß zog sich in die Länge. Um eine Diversion zu Gunsten Kolokotronis zu machen, wurde die Maina empört. Sodann traten diplomatische Intriguen in's Mittel. Maurokordato arbeitete für Kolokotroni, und auch H. Dawkins mischte sich ein. „Etwa zu derselben Zeit, da die Französische Verschwörung entdeckt und vereitelt worden war, ging die Sage, daß auch Dawkins davon rede, daß Heideck und ich nur den Grafen hindern, dessen weisen Maßregeln in den Weg treten, zu aristokratische Grundsätze haben, während Armansperg der einzig liberale Mann in der Regentschaft sey, daß überhaupt eine dreiköpfige Regierung nicht gehen könne u. dgl." Die Majorität der Regentschaft kam dahinter und beantragte ein Gesuch an England, um Abberufung dieses Ministers. Graf von Armansperg stimmte, wie Herr von Maurer ausdrücklich sagt, diesem Gesuch bei. „Der schlaue Dawkins stellte seiner Regierung Unser Abberufungsbegehren als eine bloße Intrigue dar, und zwar, wer sollte es glauben — als eine russische Intrigue. Wir alle sollten einer nach dem anderen von Rußland gewonnen worden seyn und — welcher Schluß! — deßhalb seine Abberufung begehren. Von jezt an hießen uns alle reisenden Engländer: Russen. Eben so die englischen Diplomaten in Konstantinopel. Und Lord Palmerston — ohne zu sehen, was vorging — glaubte, und that sogar in München Schritte gegen Uns!"

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 121. Montag, 30. November 1835.

Deutsche Geschichte.

82) Ueber die Entwicklung des öffentlichen Rechts in Deutschland durch die Verfassung des Bundes. Von P. A. Pfizer. Stuttgart, Liesching, 1835. 8. S. 394.

Unter den wenigen Werken, welche die neueste Geschichte Deutschlands seit der Restauration zum Gegenstand haben, dürfte dieses in Bezug auf Gediegenheit und Freimüthigkeit die erste Stelle einnehmen. Mit einer wahrhaft klassischen Ruhe und Objektivität folgt das Auge des Verf. dem Entwicklungsgange des deutschen Staatsrechts, wie derselbe durch die Interessen und Ereignisse bedingt worden ist. Er geht dabei beständig vom historischen Recht, d. h. von den ursprünglichen Bundes- und Verfassungs-Verträgen aus, die allen späteren besonderen Modifikationen zu Grunde liegen und vergleicht die lezteren mit den ersteren. Der Widerspruch zwischen einer formellen Inconsequenz, die gleichwohl materiell eine desto bestimmtere Consequenz ist, führt ihn zu einer bescheidenen Vertheidigung des Repräsentativsystems, um nicht nur die rechtliche, sondern auch die praktische Seite dieses Vermittelungssystems denen anzuempfehlen, die, indem sie zu sehr auf die eine Seite neigen, den Gefahren des entgegengesezten Extrems nicht genug begegnen. „Mehr als irgend eine andere ist unsere Zeit eine des bewußten Fortschreitens auf dem Wege zur Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes der Regierten gegenüber den Regierenden. Sie verlangt daher Staatseinrichtungen, welche Fortschritte der bezeichneten Art nicht nur möglich machen, sondern sie hervorrufen und begünstigen. Dieser Forderung entspricht aber vorzugsweis die Repräsentativ-Verfassung, die in ihren Formen Raum für jede Stufe der politischen Entwicklung hat, und die, wenn sie auf ein freisinniges Wahlgesetz gegründet ist und in die Hände der Vertreter die der Volksvertretung wesentlichen Rechte legt, nämlich Theilnahme an der Gesetzgebung und Steuerverwilligung, einer naturgemäß fortschreitenden Emancipation der Völker keine Grenzen sezt. — Zwar wird der Monarchie mit Repräsentativ-Verfassung vorgeworfen, daß sie so selten halte, was zu leisten sie verspreche, weil wirkliche Alleinherrschaft in lezter Analyse nur mit berathender Volksvertretung sich vertrage, bei ausgedehntern, zwingenden Befugnissen der Volksvertretung aber das Königthum, zum Kampf auf Tod und Leben herausgefordert, mit nur allzu glücklichem Erfolg alle Mittel anwende, welche Gewalt und Bestechung ihm darbieten, um das öffentliche Leben zu einer

Schule der Korruption, der Lüge und Heuchelei zu machen, worin die Völker getäuscht, die Staatsbeamten depravirt und die berufenen Verfechter der Volksinteressen in feile Bewerber um die Gunst des Fürsten verwandelt werden. Wo aber auch das Volk durch seine Vertreter den gebührenden Einfluß ausübe, da verzehre doch, wie in einer schwerfälligen Maschine die Reibung, der Kampf um die Gewalt die besten Kräfte, und es sey die konstitutionelle Monarchie zu sehr auf den Widerstreit der Interessen, also auf ein System der Zwietracht und des Hasses gebaut, als daß die Menschheit dauernde Befriedigung darin zu finden vermöchte. Indem der Monarch wirkliches Staatsoberhaupt bleiben solle und dem Volke doch gesetzliche Mittel gegeben seyen, seinen Willen selbst gegen den Willen des Monarchen durchzusetzen, schließe die konstitutionelle Monarchie eine doppelte Souveränität in sich, die Souveränität des Fürsten und die Souveränität des Volks, und sey ein systematischer Krieg dieser beiden Souveränitäten, wovon nothwendig die eine zulezt die andere aufreiben müsse. — Allein der erste dieser Einwürfe ist im schlimmsten Falle nur so weit gegründet, als das Volk nicht reif ist, um von seinen Rechten den gehörigen Gebrauch zu machen, oder als keine freie Entwicklung von innen heraus statt findet, wie in den kleinen deutschen Verfassungsstaaten, welche bei dem Mangel an politischer Selbstständigkeit Gesetze von außen her, und zwar von absolut monarchischen größern Staaten, empfangen. — Der zweite Einwurf dagegen, daß die konstitutionelle Monarchie sich als ein bloßes Uebergangssystem erweise, kann diesem Systeme in einer Welt des Wechsels und beständiger Bewegung wenigstens nicht zum Tadel gereichen. Es ist vollkommen richtig, daß dasselbe da, wo das Königthum von despotischen Reminiscenzen lebt und wahrhafte Alleinherrschaft bleiben will, den Kampf zweier Souveränitäten förmlich organisirt und bei ungestörter Entwicklung mit dem allmähligen Siege derjenigen enden wird, welche dem Charakter der Zeit am meisten entspricht. — Aber das System der konstitutionellen Monarchie soll der aufsteigenden Bewegung, in der wir die gebildetsten Völker Europas gegenwärtig begriffen sehen, Maaß und Richtung geben. — Allein so wenig es dem Monarchismus gelingen wird, durch geschriebene Satzungen einfache, aber ewige Wahrheiten zu vernichten und die Völker auf immer glauben zu machen, daß das erbliche Staatsoberhaupt der alleinige rechtmäßige Inhaber der gesammten Staatsgewalt seyn und bleiben müsse: eben so wenig läßt sich die einem Volk noch fehlende Mündigkeit und Reife durch Verfassungs-Urkunden oder demokratische Formen ersetzen, und von der durch die Repräsentativ-Verfassung möglichen Abhängigkeit ist noch ein weiter Abstand bis zur wirklichen Abhängigkeit des erblichen Staatsoberhauptes vom Willen der Gesammtheit. In seinen lezten Springfedern demokratisch, wenn das Volk nur ernstlich will, läßt dieses System der Monarchie doch Kraft genug übrig, um jedesmal die Zügel zu ergreifen oder straffer anzuziehen, sobald das Volk keinen entschiedenen Willen hat und durch Parteiung oder Schlaffheit den Gefahren einer Auflösung entgegengeht. In dem erblichen Throne ist ein fester Punkt gegeben, um den alle Bewegungen kreisen, bis die rechte Bahn für sie gefunden ist; ein Damm, der sichernd und erhaltend stehen bleibt, wenn die unbeständigen Fluthen der Demokratie sich wechselnd senken und erheben. — Daß nun allerdings die politische Bildung einer Nation und die dadurch bedingte Kraft der öffentlichen Meinung eine Stufe erreichen kann, auf der das Volk durch lauter von seinem Willen abhängige Organe der Gewalt sich selbst regiert, beweist das Beispiel Nordamerikas, (obgleich der junge Staat nicht alle Proben schon bestanden hat, welche die Haltbarkeit der dortigen Verfassung außer Zweifel setzen). Daß auch in Europa, wiewohl bei weit ungünstigern Verhältnissen und widerspenstigern Elementen, ein mächtige Bewegung auf jenen Punkt hinarbeitet, möchte schwer zu läugnen seyn. Das Verlangen der Völker nach einem gesicherten Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten und nach Erweiterung ihrer politischen Rechte ist eine nothwendige Folge der Civilisation, die wir seit mehr als tausend Jahren in beständigem Fortschritt begriffen sehen, und ohne gänzliche Erstickung der Intelligenz und Geistesbildung, die keine Regierung wagen wird noch wagen kann, ist es verlorne Mühe, der geistigen Bewegung des Jahrhunderts bloß in einzelnen, besonders gefährlich scheinenden Richtungen entgegenzutreten.

Nur ist dagegen auch nie zu vergessen, daß ein erblicher Monarch die verschiedenen Zweige und Organe der Staatsgewalt weit sicherer zusammenhält, als ein aus Millionen Köpfen und verschiedener Sinnesarten bestehendes Volk, weil das Interesse des Monarchen als einer einzigen Person nur eines ist und mit der Einheit, der Erhaltung und Vergrößerung des Staats, woran seine Ehre, seine Macht und sein Vortheil geknüpft ist, zusammenfällt, während unter einem ganzen Volk fast unausbleiblich Parteien mit verschiedenartigen und getheilten Interessen sich hervorthun, die bei einer Trennung und Zerreißung des Ganzen ihre Rechnung, wo nicht finden, doch zu finden glauben. Wenigstens gehört eine große moralische Kraft und ein hoher Grad von gleichmäßig verbreiteter Bildung dazu, wenn ein Volk gegen den Konflikt feindseliger Parteien seine Einheit und die Macht des Staats bewahren soll, und so lang jene fehlen und ein verderbliches Schwanken zwischen Anarchie

und Terrorismus nicht unmöglich machen, werden gerade die einflußreichsten und intelligentesten Klassen der Staatsangehörigen eine förmlich konstituirte, mit wirksamen Prärogativen ausgestattete, erbliche Einheit einer aus Kampf und Stürmen sich immer neu herausarbeitenden vorziehen. — Die Fürsten Deutschlands hätten daher auch kein Bedenken tragen dürfen, die Völker Deutschlands durch die Gewährung von Repräsentativ-Verfassungen zufrieden zu stellen, wie sie die wachsende Intelligenz erträgt und fordert. Obgleich einen Keim der Volksherrschaft in sich schließend, hätten solche Verfassungen doch nur dazu beigetragen, unter den Stürmen einer vielbewegten Zeit die Throne zu befestigen. Bei dem engen Bündniß zwischen Monarchie und Aristokratie ist der Geist der wahren Republik dem heutigen, in seinen historischen Ueberlieferungen, in seinem Militär- und Beamtenwesen, in Gesetz und Sitte so aristokratischen Europa fremd. Auch existirt bis jetzt die der Republik wesentliche Abhängigkeit der vollziehenden Gewalt vom Willen der Gesammtheit faktisch noch in keinem Lande, selbst nicht in denjenigen, wo, wie in England oder Frankreich, die Landesrepräsentation nur ihrer unbestrittenen Rechte und Machtfülle sich bedienen darf, um wahrhaft im Besitz der obersten Gewalt zu seyn. Der gewaltsamen Einführung der Republik aber steht, so lange nicht die Völker durch die Regierungen selbst zu einem Aeußersten getrieben werden, einerseits das Widerstreben derjenigen entgegen, die dabei verlieren würden, andererseits die Stimmung und Gesinnung derer, die am ehesten dabei gewinnen könnten, d. h. der untersten Klassen der Gesellschaft. Erstere würden nicht ermangeln, mit den äußern Feinden in Verbindung zu treten, und wie bald würde dann bei letztern, denen es von selbst noch nicht einleuchten möchte, daß der letzte Mann und der letzte Thaler der Republik gehöre, um einen doppelten Angriff abzuwehren, Diktatur und Schreckensherrschaft eine mangelnde Begeisterung ersetzen müssen! — Wer vermag also zu sagen, wie lang Europas Völker in der Wüste irren müßten, ehe das gelobte Land sich öffnen und die Republik bei ihnen etwas anderes seyn könnte, als Anarchie oder ein unter dem Namen der Freiheit geübter Despotismus. Und doch drängt sich die Frage, bis zu welchem Grad der Freiheit sich auch unser Welttheil zu erheben fähig sey, so vielfach und so unabweislich auf, daß die Völker früher oder später eine Antwort mit den Waffen in der Hand verlangen werden, wenn ihnen nicht die Fürsten selbst behülflich sind, ohne einen halsbrechenden Versuch die Lösung im Frieden zu finden. Dies ist jedoch nur möglich durch das konstitutionelle System in seinem freien, stetigen Fortschritt. Denn der unblutige Weg, zugleich der Stundenzeiger auf der Bahn der Freiheit, ist für die europäischen Monarchien die Repräsentativ-Verfassung."

83) Akten des Wiener Congresses in den Jahren 1814 und 1815. Herausgegeben von Dr. Klüber. 9ter Band. Supplement mit Register. Erlangen, Enke, 1835.

Protokolle vom 7. Januar bis 10. Juni 1815, natürlich immer noch nicht vollständig und manches nur in kurzem Auszug. Das interessanteste Aktenstück ist wohl die Trippel-Allianz zwischen England, Oesterreich und Frankreich vom 3. Januar 1815, veranlaßt durch einige Differenzen mit Rußland und Preußen wegen Polen und Sachsen. Minder wichtig, doch auch recht interessant sind die Aktenstücke, die sich auf die feinen Grenzlinien zwischen den Mächten zweiten und dritten Rangs beziehen.

84) Kritische Versuche über die öffentlichen Rechtsverhältnisse in Deutschland, seit der Mitte des Jahrs 1832, von Prof. Dr. Wurm in Hamburg. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1835.

Besonders abgedruckt aus den kritischen Blättern der Börsenhalle, größtentheils Kritiken von publicistischen Schriften, betreffend deutsche Bundesangelegenheiten, deutsches Verfassungswesen, Universitäten, Handel ꝛc., so daß kaum eine der neuesten deutschen Angelegenheiten unbesprochen bleibt. Der Verfasser erklärt sich gegen allen heftigen Radikalismus, aber für die konstitutionelle Mäßigung.

Werke über Griechenland.

1) Das griechische Volk, in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampfe bis zum 31. Juli 1834. Von Georg Ludwig von Maurer, königl. bayr. Staatsrathe ꝛc. Zwei Bände. Heidelberg, Mohr, 1835.

(Schluß.)

Auf der anderen Seite, bemerkt Herr v. Maurer, sey er umgekehrt allzu englischer, allzu liberaler Gesinnungen beschuldigt und verdächtigt worden: „Ich namentlich, sagte man, denke nur auf die Einführung republikanischer Institutionen, während er, der Graf von Armansperg,

eine Stütze des monarchischen Prinzips, sich vergeblich dagegen stämme!“

Diese Andeutungen mögen hier genügen. Es würde zu weit führen, wollten wir in alle Details eingehen, und ein Urtheil steht uns noch nicht zu, so lange der Graf von Armansperg noch nicht das audiatur et altera pars geltend gemacht hat. Inzwischen läßt sich schon aus dieser Schrift des Herrn von Maurer dessen Recht und Unrecht einigermaßen erkennen; — sein Recht nämlich, was man so im gemeinen Leben das ehrliche Recht nennt; — sein Unrecht, sofern er sich darüber wundert, daß es in der politischen Welt geht, wie es geht, und daß in einem kleinen neuen und halbwilden Staate, der noch dazu als Zankapfel unter die großen geworfen ist, ein leichter diplomatischer Wind die festesten Mauern einer geregelten Administration und Legislatur zur Seite schieben kann, was ja sogar in weit größern und vollkommen civilisirten Staaten auch der Fall ist. Das Bureau bleibt immer dem Salon untergeordnet.

Betrachtet man die Schicksale des neuen Griechenlands seit fünfzehn Jahren, so zweifelt man, ob je auf diesem Boden ein Dank wachsen kann. Die Nachfolger wie die Vorgänger, die Sieger wie die Besiegten erlebten denselben Undank, alle wurden aufgebraucht. Ihre Absichten waren verschieden, ihr Schicksal nur eins, die Ausbeutung.

2) Examen critique de l'ouvrage: de l'état actuel de la Grece etc., par Mr. Fr. Thiersch. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Eine Vertheidigung des Grafen Capodistrias gegen die Ansicht, die uns hauptsächlich Thiersch von der Verwaltung desselben aufgestellt hat. Der Verfasser verschmäht es nicht, seinen berühmten Gegner zu hofmeistern und ihm zu sagen: „Herr Thiersch hatte den Auftrag, die alten Monumente und Kunstwerke Griechenlands zu untersuchen, und dabei hätte er bleiben sollen; statt dessen aber hat er sich um Politik bekümmert, was er nicht verstand, wozu er nicht beauftragt war und was er Niemand zu Dank gemacht hat.“ Das ist ungerecht. Wenn ein bayerischer Gelehrter in ein Land reiste, das er von jeher liebte, das eben damals die Aufmerksamkeit von ganz Europa fesselte und in das bald darauf ein bayerischer Prinz als König einziehen sollte, so war wohl nichts natürlicher, als daß er sich nicht bloß um alte Steine, sondern auch um den état actuel bekümmerte, und die Popularität, die er sich unter den Griechen erwarb, wird immer ein schönes Zeugniß für die herzgewinnende Macht deutscher Bieder keit und nicht minder für die Wahrheit seines Buches bleiben.

3) Ueber die Entstehung der romaischen Sprache unter dem Einflusse fremder Zungen. Ein Beitrag zum vergleichenden Sprachstudium von Joh. Michael Heilmaier. Aschaffenburg, Wailandt's Wittib und Sohn, 8. S. 42.

Die neugriechische Sprache hat in neuerer Zeit mehr als je an Interesse gewonnen, daher muß uns jeder Beitrag zur nähern Kenntniß derselben willkommen seyn. Wenn man sich nun auch mit vorliegender Schrift nicht überall befreunden kann, so verdient sie doch von Sprachforschern studirt zu werden. Zuerst gibt der Verfasser eine historische Uebersicht der Schicksale des hellenischen Volkes; dann spricht er vom byzantinischen Griechisch und dann von der romaischen (d. h. neugriechischen) Sprache in ihrer gegenwärtigen Gestaltung unter dem Einflusse fremder Zungen. Wir müssen gestehen, daß das Ganze mit vielem Fleiße gearbeitet ist, begreifen aber nicht, wie Herr Heilmaier S. 42 das Neugriechische eine eigene (?) und neue Sprache nennen kann? Auch scheint er zu viel Slavisches im Neugriechischen zu finden. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß die neugriechische Sprache manches Slavische aufgenommen hat, allein man muß auch hier nicht zu weit gehen. Dagegen vergleicht Herr Heilmaier S. 30 mit Recht πᾰμεπάγομ mit dem slavenischen poimo - poidemo; auch das S. 31 Gesagte ist recht gut. Daß die Versetzsylbe ξ durch den Einfluß der slavischen Präpositionen s', is, se, sa entstanden seyn soll, ist aber eine Behauptung, die gewiß unrichtig ist; ξ ist durch Versetzung aus ξ entstanden, wie οι aus ις. Das Wort λόγγος ist richtig vom serbischen lug, Hain (oder lateinischen lucus?) abgeleitet, ebenso βίδζα von bizh u. s. w. Warum legt auch Herr Heilmaier so viel Gewicht auf Russiades neuhellenische Grammatik? Russiades hat allerdings viel Verdienste, allein man kann nicht verkennen, daß er die neugriechische Sprache etwas zu sehr hellenisirt; man darf nur die Conjugation des Verbi εἶμαι nachlesen, um sich von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen.

Es würde zu weit führen, wenn wir uns in weitere Erörterungen hier einlassen wollten, und bemerken nur noch, daß der Verfasser etwas sorgfältiger bei der Korrektur hätte seyn können.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 122. Mittwoch, 2. December 1835.

Kinder-Schriften.

1) Quellen nützlicher Beschäftigungen zum Vergnügen der Jugend, von C. W. Döring. Canden, Oberrheinisches Comptoir, 1834, 1835. 4.

Eine Encyklopädie aller möglichen Kinderspiele und technischen Kinderbeschäftigungen, Anweisung zum Illuminiren, zu Schattenspielen, zum Ausschneiden, zu mechanischen Arbeiten, zu Spielen der natürlichen Magie, zu Gesellschaftsspielen aller Art, Stickmuster, Rechnungsaufgaben, Räthsel ꝛc. mit vielen illuminirten Bildern zum unmittelbaren Gebrauch oder zur Erläuterung. Spielerei und Belehrung ist dabei auf's mannichfachste gemischt, je nachdem man eine gerade mehr tändelnde oder lehrreiche Unterhaltung sucht. In jedem Fall finden Eltern, die manchmal nicht wissen, womit sie die Kinder unterhalten sollen, hier eine reichliche Fundgrube, und wir können dieses auch äußerlich elegant ausgestattete Werk zu Weihnachtsgeschenken empfehlen.

2) Der Jugendfreund. Ein Wochenblatt zur angenehmen Belehrung, Bildung und Erziehung der Jugend beiderlei Geschlechts, von Dr. Hock. Drei Bände. Wien, Grund. 8.

Erzählungen, Gedichte, Reiseskizzen, Räthsel, kurz ungefähr Alles, was in unsern, für Erwachsene bestimmten Unterhaltungsblättern vorkommt, nur der Jugend angepaßt. Da die Jugend zu allen Zeiten sich gleich bleibt, und auf sie der Wechsel der Mode keinen Einfluß haben kann und darf, so würden wohl Lesebücher und Encyklopädien ein für allemal für sie ausreichen und die periodische Form eines Journals erscheint als überflüssig, um so mehr, als durch dieselbe eine gewisse Vielschreiberei bedingt wird. Man gebe der Jugend wenig, aber Gutes zu lesen. Gibt man ihr zu viel zu lesen, so muß nothwendig manches Unnöthige sich darunter mischen. Und für welche Jugend rüstet man diese periodische Literatur zu? Für die deutsche, für eine Jugend, die ohnehin unter der Last der Schularbeiten erdrückt wird, und die bereits angefangen hat, mit der Brille zur Confirmation zu gehen. Sollte man dieser Jugend nicht lieber das zu viele Lesen untersagen?

Uebrigens müssen wir dem Herausgeber dieser Wochenschrift die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß seine Aufsätze, sowohl die historischen, als naturwissenschaftlichen und unterhaltenden recht gut gewählt sind.

3) Deutsches Lesebuch für Schulen. Mustersammlung aus deutschen Dichtern und Jugendschriftstellern. Von Karl Oltrogge. Erster und zweiter Kursus. Hannover, Hahn, 1834.

Ein sehr gutes Buch, worin ausgewählte Erzählungen,

Mährchen, Sagen, Parabeln, Fabeln, Naturbeschreibungen, interessante Scenen aus der Geschichte, und am Schluß auch Gedichte aus den besten Schriftstellern für den Zweck der Belehrung und zugleich der Geschmacksbildung gesammelt sind.

4) Kindergeschichten und Nichtgeschichten von J. G. K. Königsberg, in Commission bei Unger, 1834.

Mährchen und kleine Lustspiele, deren ironischer Ton wohl nicht für die Jugend taugt. Der Witz vom Monsieur le Baron Rayon du Soleil, le premier de l'année, die Parodie einer Scene vor Gericht im „Herenmeister Mummelbart", die sentimentale Stallscene zwischen Stier und Kuh ꝛc., das Alles ist nicht kindlich und verleitet die Kinder nur zu einer frühreifen Witzsucht.

5) Kleine Erzählungen für die Jugend, von Walden. Münster, Regensberg, 1834.

Hier das andere Extrem. Diese Geschichten sind offenbar zu melancholisch für die Jugend. Hier Schuld und Buße eines Schurken, dort die Geschichte einer langsamen Krankheit, eines marternden Hinwelkens. Das taugt wohl nicht für eine gesunde und unbefangene Jugend.

6) Erzählungen einer Mutter für ihre Kinder aus der bayerischen Geschichte. Regensburg, Neubauer, 1835.

Eine sehr treue Nachbildung der vor nicht langer Zeit erschienenen englischen Erzählungen, eine Auswahl des Romantischen aus der wirklichen Geschichte, in einem mütterlichen Tone vorgetragen.

7) Sophias Buch für kleine Mädchen, von L. München, Jacquet, 1835.

Bücher, worin die Kinder selbst redend eingeführt werden und worin man ihnen ihre eigene Naivetät und Kindlichkeit bis zur Nachahmung sogar der kleinen Sprachfehler im Spiegel vorhält, beweisen immer nur die zärtlichen Empfindungen der Eltern, die sie schreiben, sind aber keine passende Lektüre für die Kinder.

8) Neue rheinische Kinder-Bibliothek oder moralische Erzählungen zur Veredlung des Herzens, gesammelt von einem katholischen Geistlichen. Drei Bändchen. Aachen und Leipzig, Mayer, 1835.

Kleine Erzählungen, Gedichte, Denksprüche. Die Erzählungen sind größtentheils aus der modernen Welt hergenommen, können daher unmöglich die Phantasie der Kinder so ansprechen, als alte Geschichten, Mährchen, Fabeln und Parabeln.

9) Sammlung moralischer Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde. Von einem Jugenderzieher. Cöln, Rennard und Dubyen, 1835.

Mährchen ꝛc., aber eingewebt in pädagogische Dialoge, wie Campes Robinson. Diese Form scheint mir für Kinder nicht passend. Es soll nicht alles im Buche stehn, was nothwendig der mündlichen Belehrung überlassen werden muß. Wenn man den Kindern und sogar den Lehrern allzu ausführlich vorsagt, was sie alles denken und sagen sollen, so bleibt ihnen selbst nichts mehr übrig.

10) Skizzen aus dem Leben und den Schicksalen guter Menschen. Zur Belehrung und Ermunterung für die Jugend. Von Förtsch. Leipzig, Schaarschmidt.

Zur Belehrung und Ermunterung für die Jugend? Seite 168 erzählt ein Mädchen: „In dem Gange, wo ich mich befand, erloschen plötzlich die Lampen. Da ding sich Jemand an meinen Arm, es war der Capitain. Hier, Antonie, ach hier! Fort — sieh mich nicht an." Sie schwieg und bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht. Antonie sah voll trauernder Liebe auf sie herab. Nach einigen Minuten fuhr die Unglückliche fort: „Wie ich von der verruchten Stelle auf mein Zimmer kam, weiß ich nicht. Ich erblickte mich am Abgrund des Verderbens. Ich wurde krank, sehr krank. Das ganze Haus nahm daran innigen Antheil. Der Arzt suchte vergebens von meinem wahren Zustand eine richtige Ansicht zu gewinnen ꝛc." Doch seit Wolf in München in seiner Geschichte der Deutschen seinen jungen Lesern eine vollständige Beschreibung der altgermanischen Kiltgänge mittheilt, ist Alles möglich geworden, und die junge Unzuchtspropaganda wird wohl dafür sorgen, daß das alte Unkraut der Unschuld in Deutschland vollends systematisch ausgerottet werde.

Bilderwerke.

1) Bildermagazin für allgemeine Weltkunde, oder geographisch-ethnographische Bildergallerie nebst einer ausführlichen Beschreibung derselben. Redigirt von F. M. Malten. Mit 36 Stahlplatten. Leipzig, Hartleben, 1834, 35.

Wie das von Bessanges in Deutschland eingeführte Pfennig-Magazin das reichhaltigste und populärste, so ist das vorliegende, von Hartleben in Pesth gestiftete

Werk offenbar das eleganteste unter den zahlreichen Bildwerken dieser neuen Gattung. Das leztere beschränkt sich bloß auf Landschaften und Prospekte von Städten, Gebäuden, Alterthümern ꝛc., und die Vortrefflichkeit seiner Stahlstiche zeichnet es so aus, daß man daran, nicht wie an Holzschnitten bloß Hülfsmittel für die Phantasie, sondern wirklich schöne Kunstwerke erhält. Erst durch die Erfindung des Stahlstichs, der so vielfache Abdrücke zuläßt und der sich besonders so sehr für das Landschaftliche eignet, ist es möglich geworden, die Portraits der berühmtesten Gegenden und Städte der Erde nicht nur feiner auszuführen, sondern auch zahlreicher und wohlfeiler in einem größern Publikum zu verbreiten. Hieraus erwächst den Menschen ein intellektueller und ästhetischer Gewinn, und es wird dafür gesorgt, daß Genüsse, die früher nur auf wenige reiche Besitzer kostbarer englischer Reisewerke eingeschränkt waren, Gemeingut werden. Wir wünschen in dieser Beziehung, die Verlagshandlung möge dafür sorgen, daß neben den berühmten Städten Europas, die natürlicherweise nicht fehlen durften, doch künftig noch recht viele Ansichten von indischen und südamerikanischen Gebirgslandschaften, bekanntlich die schönsten der Erde, dem Werk einverleibt würden.

Zu den schönsten Stahlstichen des Jahrganges 1834 rechnen wir: Lissabon, die Gegend bei Feldkirch, die Bai von Rio-Janeiro, Napoli di Romania, Modon, Edinburgh, Monembrasi, Navarin, New-York, Aarons Grab, das Thal von Wadi-Utir, Toledo, Dowlutabad, das Katharinenkloster am Sinai, Katharinenburg, Hyderabad ꝛc. Einige, wie z. B. der Saumareyfluß, könnten wohl besser seyn. Im Jahrgang 1835, von dem uns nur vier Hefte vorliegen, zeichnen sich vorzüglich aus die Kathedrale von Rouen, Hohnstein ꝛc. Sonst befanden sich gewöhnlich drei gleiche große Stiche auf einem Blatt; hier nimmt zuweilen ein Stich ein ganzes Blatt ein, und menschliche Figuren treten zuweilen an die Stelle der Landschaften. Wäre es nicht besser, wenn das Werk in seinem alten Charakter des rein Landschaftlichen bliebe?

2) Die klassischen Stellen der Schweiz und deren Hauptorte, in Originalansichten dargestellt, gezeichnet von G. A. Müller, auf Stahl gestochen von H. Winkles in London und den besten englischen Künstlern. Mit Erläuterungen von H. Zschokke. Karlsruhe und Leipzig, Creuzbauer. Wien, Gerold, 1835. Die ersten drei Hefte.

Ein Werk, das allen Anforderungen entspricht. Die Auswahl der Gegenden durch den Zeichner ist eben so geschmackvoll, als die Ausführung im Stahlstich vollendet. Schon längst wünschte jeder Freund der Natur und Kunst eine Gallerie der schönsten Schweizergegenden, und es fehlt auch nicht an illuminirten und nicht illuminirten; allein man konnte immer nur zu einzelnen vortrefflichen Prospekten gelangen; eine ganze Reihenfolge, die den höhern Ansprüchen des Geschmacks und der jezt so hoch gesteigerten Kunstfertigkeit entsprochen hätte, kam bisher noch nicht zu Stande. Wir zweifeln daher auch nicht, dieses schöne Werk werde die Verbreitung finden, die es verdient. Eine herrliche Ansicht des Kloensees im Mondschein eröffnet den Reihen, dann folgen das schlachtenberühmte St. Jakob bei Basel, die erste Brücke auf der Gotthardsstraße, Liestall, Basel, die Tellskapelle bei Bürglen, Melchthal, die Kapelle bei Sempach, die Bäder von Stackelberg.

3) Originalansichten der vornehmsten Städte in Deutschland, ihrer wichtigen Dome, Kirchen und sonstigen Baudenkmale. Herausgegeben von L. Lange und E. Rauch, mit Beschreibung von G. Lange. Darmstadt, G. Lange, 1834. 4.

Ebenfalls sehr schöne Prospekte in Stahlstich, deren Anfänge wir schon Literaturblatt 1834 Nr. 14 rühmten.

4) Malerische Reise um die Welt. Eine geordnete Zusammenstellung des Wissenswerthesten von den Entdeckungen berühmter Reisenden. Verfaßt von einer Gesellschaft Reisender und Gelehrter unter Leitung des Herrn Dumont d'Urville. In's Deutsche übertragen von Dr. Diezmann. Mit 500 Abbildungen. Erster Band. Leipzig, Industrie-Comptoir, 1834.

Zu viel für das größere Publikum, zu wenig für das elegante. Wir werden nie aufhören, die Nützlichkeit solcher Sammelwerke gegenüber der faden Romanlektüre zu empfehlen, aber wenn der Text an die gebildete Welt addressirt wird, müssen auch die Kupfer besser seyn.

5) Archiv für Natur, Kunst, Wissenschaft und Leben. Erster und zweiter Band. Braunschweig, Oehme und Müller. Jeder Band mit 150 Abbildungen und Preis 1 Thlr. 12 Gr. 4.

Eine reichhaltige, lobenswürdige Sammlung, wie das Pfennig-Magazin und äußerst wohlfeil. Aber die Abbildungen sind bloß lithographirt, können daher unmöglich so in's Auge fallen, und insbesondere das Landschaftliche nicht so gut ausdrücken, als Stahl- oder Kupferstiche.

Taschenbücher auf 1836.

Hertha.

Almanach für 1836, von Christian Kapp. Mit einem Titelkupfer (Kaiser Ferdinand I. von Oesterreich) und einer Karte (die Stieler'sche Antipodenkarte). Kempten, Dannheimer, 1836. — Ein sehr reiches, aber eben so sonderbares literarisches Quodlibet. Den Anfang machen Lieder und Sprüche der Minnesänger, modernisirt von Friedrich Rückert, allerliebste Dichtungen. Wir geben nur zwei Lieder und einen Spruch.

Ein Lied des Marners.

Sommer, deine Ankunft macht die Haide
Freudenklar;
Froh wird, wer den Winter traurig war wie ich;
Froh der wonniglichen Augenweide,
Nehmet wahr,
Wie der Wald von Laub ein Dach hat über sich;
Wo die kleinen Vöglein süß darunter singen,
Die noch manchen Herzen Freude bringen.
Herz, nun was verstummet dich?
Die du minnst, ist minniglich.
Also sprich:

Die der Mai nun färbet seine Blümlein,
Rosen roth,
Veilchen blau und Lilien schneeweiß, wie ich sah;
Doch gefällt mir mehr mein Minne-Mühmlein;
Es entbot
Mir sein Nein, da ich es ansprach um ein Ja.
Was denn hilft mir gegen sie mein langes Kriegen?
Männer, spricht sie, Männer triegen.
Frag' ich, wo denn das geschah?
Spricht sie: hie und da,
Fern und nah.

Einen treuen Freund verachten, hassen, —
Minne sprich,
Wie geziemt das deiner Königin und dir?
Nicht zu lange muß man schmachten lassen.
Will sie mich,
Wolle sie bei Zeiten, schöne Zeit ist hier.
Ja ich fürchte für die Blüthe, wenn es reifet
Oder wenn ein Windhauch sie bestreifet,
Und sich ändert Herzbegier.
Jetzt von Herzen dien' ich ihr;
Lohn' sie's mir!

Ein Spruch des Marners.

Trägt der Igel Stacheln außen an der Haut,
Ist es recht, sie stehen an ihrer Statt.
Anders hab' ich manchen falschen Mann geschaut,
Der die Stacheln in dem Herzen hat.
Hüte dich vor ihm, und trau
Nicht dem umgekehrten Igel,
Der von innen rauh
Und von außen glatt ist wie ein Spiegel.

Dann folgen Volkslieder des 17ten Jahrhunderts, bearbeitet von C. L. Rochholz, worunter ebenfalls recht schöne über Karl V., Frondsberg ꝛc. Ferner Epigrammen und Gedichte von F. H. Feuerbach, z. B.:

Der Ruhmsüchtige.

Rückwärts steigend empor die Stufen zum Tempel des Ruhmes,
Schaust du zur Menge hinab: Männchen! du brichst dir den Hals!

Faulpelzsonntagmorgenseufzer.

Gottlob! heut' hab' ich nichts zu thuen;
Will heut' ein Stündchen länger ruhen.

Faulpelzmontagmorgenseufzer.

Heut' aber gibt es Viel zu thuen!
Will heut' ein Stündchen länger ruhen.

Einer der schönsten Beiträge der Sammlung ist die alte Erzählung „Pontus und Sidonia.“ Nun folgt alles Mögliche durch einander, ein Schreiben des Kronprinzen von Preußen an den Obersten von Beyer, eine Abhandlung über den Welthandel der alten Völker, eine Menge geologische und vulkanologische Abhandlungen über das Ende der Erde, über die Entstehung der Inseln, Vulkane ꝛc. Gegenstände, womit sich der Herausgeber seit einiger Zeit mit besonderer Vorliebe beschäftigt; ferner psychologische Untersuchungen und Bemerkungen über Somnambulismus, Träume ꝛc.; etwas Theologisches; dann auf einmal Schnacken, witzige Stellen aus altdeutschen Büchern, Anekdoten, Scenen aus dem Leben berühmter Männer, (die Befreiung des Hugo Grotius durch seine Gattin, der Ritter d'Eon) endlich Räthsel und Charaden.

Bijoux-Almanach.

Zwanzigster Jahrgang. Karlsruhe, bei Müller. — Dieser nicht einen Zoll lange Bücher-Kolibri nimmt gleichwohl durch seinen Silber- und Goldglanz und durch die fast mikroskopisch feine Zeichnung seiner Federn einen nicht unbedeutenden Rang unter den Almanachen ein. Es ist die artigste Spielerei von der Welt, mit höchster Eleganz ausgeführt. Den poetischen Inhalt bildet diesmal der Festkalender zweier Liebenden, oder die zwölf Stationen der Liebe nach den zwölf Monaten, von C. Duller, recht artige Verse zu Kupferchen, die trotz ihrer Kleinheit vortrefflich ausgeführt sind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 123. Freitag, 4. December 1835.

Taschenbücher auf 1836.

Musen-Almanach,

von M^r v. Chamisso und G. Schwab. Siebenter Jahrgang. Mit Anastasius Grüns Bildniß. Leipzig, Weidmann. — Auch dieser Jahrgang enthält, wie die früheren, viele vortreffliche Beiträge und liefert einen erfreulichen Beweis, daß die lyrische Poesie ihren ehrenvollen Rang in Deutschland behauptet, und daß die lyrischen Dichter des Nordens und Südens ohne Eifersucht freundlich zusammen halten. Möge es den schlechtgesinnten Unheilstiftern, denen kein Mittel schlecht genug ist, um nach allen Richtungen hin zu schaden, möge es ihnen nicht gelingen, hier Samen des Unfriedens zu säen.

Das Portrait des Dichters Anastasius Grün ist nicht unähnlich, obgleich ihm die Feinheit des zarteren Seelenausdrucks fehlt.

Den Reigen der Dichter eröffnet König Ludwig mit einem Sonnet auf die Augen der deutschen Frauen und mit einer Elegie. Von den Augen der italienischen Frauen hat der königliche Dichter bekanntlich gesagt, ihr Feuer sey aus dem Himmel, wie das der italienischen Männeraugen aus der Hölle. Von den deutschen sagt er:

Beseligt möcht' in sie der Blick sich tauchen,
Und himmlisch, wie sie sind, ist ihre Bläue,
Die Farbe der Beständigkeit und Treue,
Der Tugenden, die nie und nie verrauchen.

Anastasius Grün, der kürzlich in Italien war, gibt Erinnerungen von dieser Reise Im Bild einer Pinie und Tanne bezeichnet er die Italiener und Deutschen, die sich nicht hassen, sondern lieben sollten:

Reben, die in wilden Keimen
Ueppig Stämm' und Aest' umstricken,
Schlagen zwischen beiden Bäumen
Kühn des Friedens grüne Brücken.

Eine Nachtigall schwebt singend
Diese Brücken auf und nieder,
Tann' und Pinie ganz umschlingend
Mit dem Netze süßer Lieder. — —

Horch, da hör' ich Trommeln hallen!
Schrecken zittert durch die Bäume.
Sieh' die Wolke Staubes wallen!
Sie verscheucht die Frühlingsträume.

August Wilhelm von Schlegel, der unhöfliche Gast, der schon einmal die poetische Tafelrunde in Verlegenheit gesetzt hat, will den ersten Grobianismus durch einen zweiten wieder gut machen. Er sagt:

Zu guten Muß-Almanachen
Muß man haben dreierlei Sachen.
Deutſchheit, Romantik und Melancholei
Rühre zu Brei;
Schütte das Kinderpäppchen
In ein fein ſaubres Läppchen;
Schnürchen herum!
Dann laß zutſchen das Publikum.

Die Herausgeber des Muſenalmanachs können wohl keinen beſſern Beweis geben, daß ſie sine studio et ira verfahren, als indem ſie ſolche kleine Albernheiten aufnehmen. Ihre Beſcheidenheit in Ehren, aber jede Geſellſchaft hat ihre Rechte, und wer mit den Geſetzen des Anſtands nur einigermaßen vertraut iſt, der wird mit uns der vollen Ueberzeugung leben, daß ſolche Gäſte nicht in's Haus gehören.

Fouqué gibt eine Todesbetrachtung, Eichendorff jugendliche, frühlinglichte, waldesgrüne Erinnerungen, Chamiſſo in ſeiner Weiſe phantaſtiſche Sarkasmen. Das ſchönſte der Gedichte Chamiſſos iſt wohl diesmal das auf den zum Grabſtein Blüchers beſtimmten Granitblock am Zobtenberge.

Was dieſer mächt'ge Stein der künft'gen Zeit
Von uns erzählen wird? ihr mögt ihn fragen;
Er wird euch ſchroff und kalt die Antwort ſagen:
Ich bin der Denkſtein der Vergeſſenheit.

Um Freiheit ward und Unabhängigkeit
Begeiſtert manche Völkerſchlacht geſchlagen,
Ein Held war Völkerfürſt in dieſen Tagen
Und Vorwärtsführer in den heil'gen Streit.

Ich ward beſtimmt, als Grabſtein dieſes Helden
Der ſpäten Nachwelt die Begeiſterung,
Die ſchnellverrauchende des Tags, zu melden.

Doch, als ſie her mich zogen, war indeſſen
Das Rad der Zeit gerollt in ſchnellem Schwung,
Und er und ich, wir waren ſchon vergeſſen.

Dagegen hat wohl Niemand weniger, als gerade Chamiſſo, Urſache, ſich über die Mißkennung des Verdienſtes, Gleichgültigkeit des Publikums, Mangel an Ruhm zu beklagen. Ehrt und nennt man ihn nicht immer unter den erſten lyriſchen Dichtern Deutſchlands? Daher iſt es ungerecht, wenn er ſagt:

Wir haben's aber ſo in der Natur,
Wir ſchreiben ganz mit unſers Herzens Blut,
Was ſie bekritteln zwiſchen Schlaf und Wachen.

O Peliſanes-Wirthſchaft! wär's doch nur
Für keine gar ſo miſerable Brut!
Was thut's, wir werden's drum nicht anders machen.

Von Guſtav Schwab ſind die Sonnette aus dem Bade ausgezeichnet durch ein tiefes und wahrhaft poetiſches Gefühl und durch die glücklichſte Bezeichnung deſſen, was ſich als „die Dauer der Liebe" etwas ſchwerer, als die „erſte Liebe" poetiſch auffaſſen läßt, daher auch ſo ſelten aufgefaßt wird.

E. v. Schenk gibt eine Epiſode aus Ahasverus Leben, die ſehr lebendig und gewandt geſchildert iſt. Ein chineſiſches Pärchen ſoll wegen Chriſtianismus deportirt werden und geräth unterwegs in Schiffbruch. Da ſie ſich aber in den Fluten an Ahasverus, ihren Begleiter, klammern, ſo entkommen ſie mit dieſem der Gefahr. — Mit wahrem Eigenſinn will der Dichter eine umgekehrte Quantität der trochäiſchen Wörter einführen, und braucht z. B. dürftig, zwiſchen, mitten jambiſch; dieſe Sonderbarkeit ſtört oft den guten Eindruck des Gedichtes. Die beſte Strophe iſt wohl folgende (S. 91):

Dem todten Wort der alten Regel fröhnet
China noch mehr als Dem, der Kaiſer heißt.
Das Neue wie das Fremde wird verhöhnet;
Der Buchſtab' blieb und es entwich der Geiſt.
Es gleicht der Uhr, die nicht mehr aufgezogen,
Am Zeiger ſtets dieſelben Ziffern weiſt
Und nicht der Uruhr folgt am Himmelsbogen.

Streckfuß gibt eine Romanze, eine Fabel und einen Troſtſpruch des Alters. Karl Mayer läßt wieder einen ganzen Flug bunter Schmetterlinge fliegen, auf deren Flügeln die Natur ihre zarteſten Gebilde malt, in ſeiner bekannten Weiſe. Freiherr von Feuchtersleben folgt ihm mit einigen Gedichten, beinahe in der nämlichen Art. Freiherr von Gaudy gibt einige Romanzen, worunter „die Reiterin" am artigſten iſt:

Ich ſah jüngſt — es war im Traume —
Einen wunderſeltnen Ritt:
Auf bejahrtem, ſteifen Klepper,
Welcher ſchleichend Schritt vor Schritt
Mit den Ranken, Dornen, Neſſeln
Sich ſchwerfäll'gen Hufes ſtritt,
Saß ein Weib, das ſchlafend nickte
Und doch nicht vom Sattel glitt.

Und ſo weiter. Das Roß iſt der alte Schlendrian. Recht hübſch ſind die chineſiſchen Lieder von Braunfels. Echt poetiſch iſt ein kriegeriſcher Unmuth ausgedrückt in dem kleinen Gedicht des Grafen Alexander von Würtemberg:

Eſchen.

Du ſchlanke Eſch' im Sonnenglanz,
Wie deut' ich dein Gezitter?
Du wähn'ſt es holt zum Waffentanz
Als Lanze dich ein Ritter? —

Bleib ruhig nur, in deinen Wald
Kommt nimmermehr ein Ritter,
Und käm' er auch, es gibt so bald
Noch keine Lanzensplitter. —

Eine sprühende Phantasie spricht sich wieder in den Gedichten von Freiligrath aus. Die Bilder sind alle so üppig und die Schilderungen so glühend, daß man sich den Dichter unter dem Aequator geboren denken möchte. Ihm ist wohl für alle Zeiten eine ehrenvolle Stelle unter unsern Lyrikern gesichert. Wir geben nur eins seiner Gedichte:

Der Wassergeuse.

Die Nordsee hat den Todten
An's Ufer ausgespien;
Der Fischer sieht ihn liegen,
Und schreitet von der Dün'.

Er drückt aus seiner Schärpe
Das Wasser und das Blut;
Er lüftet ihm den Panzer,
Und nimmt ihm ab den Hut;

Den Hut mit bunten Federn,
Mit Halsmond und Agraff';
Meersand verklebt die Umschrift,
Das: Lieber Türk, als Pfaff:

Was lüftest du den Panzer,
Und trägst den Mann an's Land?
Nie mehr zu Schwert und Steuer
Greift dieses Ritters Hand.

Als er, sich nachzuschwingen,
Des Spaniers Bord gepackt,
Bei'm Entern hat ein Schiffsbeil
Die Faust ihm abgehackt.

Er stürzte jäh zurücke;
Das Meer begrüßt' ihn dumpf.
Hier warf's ihn aus; noch blutet
Der unverbund'ne Stumpf.

Nach Seelands Ufern schwemmt' es
Den ritterlichen Leib.
An Frieslands Küste findet
Die Hand ein blühend Weib. —

Ein Anker, schwarz und rostig,
Vom Wellendunste feucht,
Steht aufrecht dort, ein Weiser,
Wie weit die Meerfluth steigt.

Auf den sich lehnend, späht sie,
Ob nicht ein Segel schwillt,
Ob nicht ein Wimpel flattert —
Recht wie der Hoffnung Bild.

Da kommt die Hand geflogen,
Als wär's zu Druck und Gruß.
Die bleichen, starren Finger
Berühren ihren Fuß.

Und an der Finger Einem
Glänzt dunkelroth ein Stein;
In den sieht man gegraben
Den Falken und den Leun.

Fröhlich, der anmuthige Fabeldichter, hätte wohl besser gethan, die politischen Stürme der Schweiz wenigstens im Garten der Poesie zu vergessen. Gedichte wie der „Wühlendesten einer" und „der noch Empörte" passen nicht in die heitere Welt des Schönen, und nicht zu seinen eignen freundlichen Naturbildern.

Eine ganz neue Liedersonne ist G. Pfizer aufgegangen. Im vorigen Musen-Almanach sang er noch:

Du, der ich tausend Reize lieh,
Bist nur ein Kind der Phantasie.

Der wirklich schöne Süden realisirt aber die schönen Träume des Nordens. Der Dichter ist in Italien. Das herrliche, bedeutungsschwere Rom leiht den wechselnden Freuden und Leiden der Liebe eine sehr anziehende Folie; aber nicht wie bei Matthisson geben die alten Steine das Echo der Seufzer, sondern wie bei Goethe schlingt die junge warme Rede sich um zweitausendjährige Trümmer. Daher das artige Lied eines römischen Mädchens:

O Männer,
Wie jaget ihr nach dem Schein!
Wollt lieber gepriesene Kenner
Als glückliche Schwärmer seyn!

Wenn übermächtig den Busen
Mir der Strom der Liebe durchdringt,
Und himmlischer als der Musen
Gesang dein Lispeln mir klingt.

Was fechten die Bilder, die kalten,
Von Forum und Vatikan,
Was geben die Consuln, die alten,
Und Kaiser und Götter mich an?

Einen Vergleichungspunkt mit Goethe's römischen Elegien bieten diese Lieder häufig durch den Stoff dar. Aber wie ganz anders spiegelt sich hier die reine Seele

des Dichters in seinem Gegenstande ab, wie schön und geläutert brennt das Feuer der Begeisterung! Goethe's Liebe ist immer nur ein anmuthiger Sinnenreiz, und die Schiller'sche Schule verehrt und besingt sie als eine Manifestation des Schönen in Idee und Form. Welche Weise entspricht mehr den Forderungen der Poesie?

Lenau malt uns ein vortreffliches Genrebild aus Ungarn in seinem „Mischka." In seinen übrigen Gedichten bewährt er auf's Neue die ihm so eigenthümliche Gabe, Seelenstimmungen, besonders melancholischer Art, zu malen.

Von wahrhaft überraschender Wirkung sind die diesmaligen Proben von Friedrich Rückert's Muse, welche unter der Aufschrift: „Bruchstücke eines Lehrgedichtes" erscheinen. Diese herrlichen Blüthen eines mit anmuthiger Phantasie und treffendem Scharfsinn gleich begabten Geistes schließen würdig den diesjährigen Almanach. Man findet in den eben so klassisch gedachten als stylisirten Sinnsprüchen eine seltene Welt- und Menschenkenntniß, vereinigt mit den lachenden Bildern des Orients, die Weisheit im Gewande der Jugendlichkeit, die reife Frucht von unverwelkten Blumen umduftet.

Als Knabe hab' ich einst die Frucht am Baum gesehn,
Und sehe nun als Greis die Blüthenknospen stehn.

Vom Menschen wird nur das, was er nicht hat, gesucht,
Der Blüthentrieb vom Greis, vom Kind die reife Frucht.

Warum nach reifer Frucht das Kind begierig greift?
Weil es die Blüth' ist, die der Frucht entgegen reift.

Warum das alte Herz an jungen Trieben hängt?
Weil die getriebne Frucht zu neuem Triebe drängt.

Wo trägt die Gegenwart der Zukunft Blüthenkrone?
Wo sich ein Vater sieht verjüngt in seinem Sohne.

Der Gärtner sey gelobt, der diesen Baum begießt,
Wo Frucht aus Blüth' und Blüth' aus Frucht unendlich sprießt.

* * *

Thu was du kannst, und laß das andre dem, der's kann;
Zu jedem ganzen Werk gehört ein ganzer Mann.

Zwo Hälften machen zwar ein Ganzes, aber merk':
Aus halb und halb gethan entsteht kein ganzes Werk.

Wer halb und halb gesund, der mag nur krank sich nennen;
Und gar nicht kennen wir, was halb und halb wir kennen.

Wenn etwas Ganzes würd' aus noch so vielen Halben,
Ganz gut! es wimmelt jetzt von Halben allenthalben.

In jeder Halbheit wohnt ein Trieb zur Uebertreibung;
Bei Uebertreibung bleibt nicht aus die Unterbleibung.

Zuwenig und zuviel ist beides ein Verdruß;
So fehl ist überm Ziel wie unterm Ziel ein Schuß.

Zuwenig und zuviel ist gleichsehr unvollkommen;
Im Ernst ist und im Spiel das rechte Maß willkommen.

* * *

Der Vater mit dem Sohn ist über Feld gegangen;
Sie können nachtverirrt die Heimat nicht erlangen.

Nach jedem Felsen blickt der Sohn, nach jedem Baum,
Wegweiser ihm zu seyn im weglos dunklen Raum.

Der Vater aber blickt indessen nach den Sternen,
Als ob der Erde Weg er woll' am Himmel lernen.

Die Felsen blieben stumm, die Bäume sagten nichts,
Die Sterne deuteten mit einem Streifen Lichts.

Zur Heimat deuten sie; wohl dem, der traut den Sternen!
Den Weg der Erde kann man nur am Himmel lernen.

* * *

Die Rose taucht den Fuß in Wasser doch und Koth;
Was würzt ihr denn den Mund und macht die Wang' ihr roth?

An ihrem Fuße steht ein erdgeborner Schwamm,
Den giftig hat geschwellt der gern gesogne Schlamm.

Er trank den Schaum ihr weg, der Geist ist ihr geblieben,
Den sie zur Blüth' erschloß, von ihrer Art getrieben.

Sey du die Himmelsros' und nicht der Erdenpilz;
Saug Aether in dein Herz, nicht Gift in deine Milz.

* * *

Die Kränze, die du siehst, sind lauter Trauerzeichen
Erblichner Freuden, die den Freuden nach erbleichen.

Für jede Lust, die starb, zum Denkmal einen Kranz
Hab' ich geflochten, und umkränzt bin ich nun ganz.

Hier hängt der Freundschaft Laub, und hier der Liebe Flitter,
Und hier das Vaterglück, gemäht vom dunklen Schnitter.

Hier welkt die Jugend, hier der Ruhm, und hier daneben
Ist eine Stelle noch für diesen Rest von Leben.

Wer nach mir übrig bleibt, wenn ich geschieden bin,
Häng' einen letzten Kranz aus dunkeln Blumen hin.

Und wenn ein Gast besucht die leere Siedelei,
Ihr welken Kränze, sagt: So geht die Welt vorbei.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 124. Montag, 7. December 1835.

Taschenbücher auf 1836.

Urania.

Taschenbuch auf das Jahr 1836. Mit 6 Stahlstichen. Leipzig, Brockhaus, 1836. — Das Titelbild: Ander. Dann noch fünf andere größtentheils sehr hübsche Stahlstiche, die Schnitter nach Robert, ein spanischer Hirt nach Velasquez, ein Prospekt von Lissabon. In der Nonne und Kirchengängerin erscheint die Demuth etwas zu kokett.

Drei Novellen. „Die Gebrüder Breughel", eine Malernovelle des Freiherrn von Sternberg; dann „Alles wiederholt sich nicht im Leben" von Emerentius Scävola, eine schauerliche Geschichte voll Ausrufungszeichen, Fragezeichen, Gedankenstriche, Gräuel, Brand und Mord. In der dritten und lezten Novelle „Eigensinn und Laune" hat Ludwig Tieck das Leben eines scham- und sittenlosen Mädchens geschildert, eines Mädchens, wie sie in unserm guten Deutschland alle werden sollen, wenn man der jeune Allemagne die weibliche Erziehung anvertraut, eines Mädchens, das eher Mutter als Frau zu seyn begehrt, Ehe, Dankbarkeit und jedes zarte Gefühl verlacht und verhöhnt, kurz eines ganz vollkommenen Gutzkow-Wienbarg'schen Ideals. Diese Emmeline hat einen alten und sehr reichen Freier, den Herrn Grundmann, und einen jungen und sehr liebenswürdigen Anbeter, Ferdinand. Sie verschmäht aber Beide, denn der Erste ist ihr zu altmodisch und der Andere zu sittlich und edel. Auf einer Schweizerreise überredet sie ihren schwachen Vater, den ersten besten hübschen Burschen, der ihr gefällt, als Kutscher anzunehmen, und nachdem dieser immer mehr ihre bizarre Phantasie gereizt, will sie ihn sogar heirathen. Der schwache Vater kann ihr nichts abschlagen. Martin, der Kutscher, wird in der Geschwindigkeit etwas kultivirt, in schöne Kleider gesteckt und für einen entfernten Vetter ausgegeben. Aber am Hochzeittage erklärt die Braut, sie möge ihn nicht, er komme ihr jezt so linkisch vor, und gar nicht mehr so hübsch, als auf dem Kutschenbock. Er wird mit einem Stück Geld entfernt. Die ältern Liebhaber bleiben ebenfalls abgewiesen. Einem völlig entsittlichten Bösewicht aber gibt Emmeline sich gänzlich hin und ihr unglücklicher Vater erfährt in derselben Stunde, daß dieser Ruchlose ihn um sein ganzes Vermögen, sie um ihre Ehre gebracht hat. Da tritt Grundmann dazwischen, opfert sein Vermögen für den Freund und heirathet die unedle Tochter. Sie aber wird alsbald ihrem Gatten ungetreu und läuft mit einem französischen Offizier davon, in welchem sie ihren Kutscher Martin wieder erkennt. Dieser läßt sie aber bald mit einer jungen Tochter Charlotte sitzen, und wir finden sie nach einigen Jahren als Kupplerin wieder. Unterdeß ist ihr Vater, ist Grundmann

gestorben, und ihr unehelicher Sohn Wilhelm ist von dem edeln Ferdinand an Sohnesstatt angenommen worden. Dieser lüderliche junge Mensch besucht zuweilen das schlechte Haus der Frau, von der er nicht weiß, daß es seine Mutter ist, und verliebt sich in seine eigene Schwester Charlotte. Ein Graf ist sein Nebenbuhler, er verwundet diesen, es gibt einen Auflauf und alles wird entdeckt. Wilhelm erschießt, Emmeline vergiftet sich, aber die unschuldige Charlotte wird Gattin eines einfachen Gärtners.

Etwas graß, wie wir es bei Tieck nicht gewohnt sind, ist diese Geschichte um so auffallender in einer Zeit, in der lüderliche Jünglinge unter der Maske der Aesthetik dahin wirken möchten, aus den Herzen deutscher Leserinnen jede Scham und jedes feinere Sentiment zu verbannen. Tieck läßt freilich der Moral Gerechtigkeit widerfahren, das Schlechte wird bestraft, die Unschuld gerettet. Aber man darf wohl fragen, ob es denn so Noth thut, das Laster an die Wand zu malen?

Rheinisches Taschenbuch,

von Dr. Adrian. Mit 7 Stahlstichen. Frankfurt a. M., Sauerländer. — Das schöngestochene Titelkupfer stellt Cooper dar, die übrigen Bilder gehören zu Byrons Werken, und zwei sind junge englische Schönheiten, Miß Alpine und Miß Anne. — Die erste Novelle ist „Kaiser Sigmunds Hof" von Blumenhagen in seinem bekannten historischen Genre. Dann folgen Sagen aus Irland von Adrian, der sein Talent für das englische Genre ebenfalls schon öfters bewährt hat, ferner Saraftro von Duller, eine Novelle voll tragischen Geschicks, Verbrechen, Schauerlichkeit, mit Humor verbunden, in der ebenfalls nicht unbekannten Weise des Verfassers; endlich „türkisches Glück", ein heiteres Genrebild von Freiherrn von Biedenfeld.

Huldigung den Frauen,

von Castelli. Vierzehnter Jahrgang. Mit 6 Kupfern. Wien, Tendler. — Der alte muntere Castelli huldigt, wie Anacreon, noch immer den Frauen und bekränzt sich den Becher mit Rosen. Die Kupfer sind lauter Frauenbilder in der bekannten Wiener Art. In den zahlreichen lyrischen Gedichten herrscht ebenfalls der zärtliche und weiche Ton vor, aber die Novellen passen nicht dazu, da ist alles schauerlich, da wird gemordet, da jammern entführte Frauen, knallen Pistolen, werden blutige Kriminalprozesse geführt ꝛc. Merkwürdig als der reinste Ausdruck des Leichtsinnes (ich weiß nicht, soll ich sagen, des poetischen oder des Wiener Leichtsinnes) ist das poetische Tagebuch von Bauernfeld, worin es z. B. heißt:

Ich weiß nicht, ist es schlimm, ist's gut,
Daß ich so viele liebe
Und Herz und Geist an jedermann,
Freund oder Feindin, übe.

Steckt der Schlüssel lang im Schloß,
Er am Ende doch verrostet,
Warst ein trefflicher Genoss',
Doch nun bist du — ausgekostet.

In einem Gedicht von Joseph von Hammer fiel uns folgende schöne Stelle auf:

Rappe der Nacht, dich hat der Herr des Himmels gesattelt.
Statt des Cherubs sitzt er, der Gewaltige, auf dir.
Hält in der Linken den Schild, den silbergetriebenen des Neumonds,
Und in der Rechten das Schwert eines Kometen als Wehr.
Drohend schwingt er es hin weit über die Reiche der Erde,
Als Vorboten von Krieg, leidigem Hunger und Pest

Biographie.

Ein Jahr aus meinem Leben, oder Reise ꝛc. mit der großen Armee Napoleons im Jahr 1812, von H. U. L. Roos, Dr. der Medizin, k. russ. Etatsrath ꝛc. St. Petersburg, Kray, 1832.

Dieses Werk, das uns ziemlich spät aus St. Petersburg zukommt, gehört zu den besten Darstellungen der großen Flucht von 1812, und gewährt dem Menschenfreunde noch ein besonderes Interesse durch den Umstand, daß der Verf. als Wundarzt uns die Leiden der Kranken und Verwundeten und viele psychologisch merkwürdige Fälle beschreibt, die uns kein Anderer beschreiben könnte. Er war der älteste Oberarzt der würtembergischen Truppen, die mit nach Rußland gingen, und hatte schon frühere Feldzüge mitgemacht. Er erzählt uns den Aufbruch der Truppen und die lange Reise durch Deutschland und Polen mit einer Ausführlichkeit, die der Gegenstand nicht gerade erforderte, die uns aber mit dem Verfasser bekannt und vertraut macht und uns ihn so lieb gewinnen läßt, daß wir ihm mit Vergnügen auf allen seinen Wegen folgen. Ohne Dichter zu seyn, besitzt er doch die Gabe, uns in die Gegenden und in die Zeit seiner Reise zu versetzen und uns jenes schauerliche Gefühl einzuflößen, von dem er selbst beim Eintritt in das unermeßliche Rußland und in der bangen Erwartung der größten Dinge ergriffen war und in den magischen Herbsttagen auf den weiten Steppen, beim steten Rückzug der Russen, da nichts geschehen, nichts sich ereignen wollte,

immer mehr ergriffen wurde. Ueberdies macht er oft sehr originelle Bemerkungen, z. B. daß man an einem gewissen unerklärbaren Geruch immer genau habe unterscheiden können, von welcher Nation die Truppen gewesen seyen, die einen Lagerplatz verlassen hätten. Unter den ersten Verwundungen, die er behandelte, kommen folgende gewiß interessante Fälle vor, die uns das ganze bunte Gemisch jenes Napoleon'schen Heeres vergegenwärtigen: „Einem Kürassier von der sächsischen Garde du corps, von beinahe unglaublicher Höhe, waren die Muskeln des linken Schenkels vom Knie bis hinauf zum Gesäß durch ein Granatenstück gänzlich und bis auf den Knochen zerrissen. Die auseinanderhängenden Muskeln und Hautlappen bildeten eine übermäßige Wundfläche, aber sie blutete nicht. (Ueberhaupt können zerrissene und gequetschte Wunden durch Lähmung der Gefäßenden nicht viel bluten; selbst Arterien bluten oft nicht. Bei Wunden hingegen, mit scharfen Instrumenten verursacht, fließt immer Blut). Dieser ellenlange Sachse hatte eben so viel Muth, als er groß war. „Meine Wunde ist zwar groß, aber doch wird sie bald heilen, denn ich bin gesund und habe reines Blut," sagte er. Weniger Muth und Zutrauen zu sich selbst hatte ein ganz junger Offizier von eben diesem Regimente. Er war nicht groß, fein und zart von Körper, schien von der besseren Noblesse seines Vaterlandes und von eben so vorzüglicher Erziehung zu seyn. Ihm hatte eine Gewehrkugel den musculus deltoideus eines Oberarms durchbohrt. So unruhig er war, so klagte er doch nicht über Schmerzen, mehr aber verrieth er Aerger, verwundet zu seyn, vielleicht krüpelhaft zu werden, Pferd und Mantel verloren zu haben, keine Pflege hoffen zu dürfen, und so weit von der Heimath entfernt zu seyn. Er machte mit seinen vielen Bedenklichkeiten mein Mitleiden rege, und gerne hätte ich ihn nach dem Verband seiner Mama übergeben, wenn Gschatsk Dresden gewesen wäre. Die Franzosen benahmen sich im Durchschnitt ruhig und geduldig, und mehrere starben an schweren Verletzungen von Kanonenkugeln, ehe die Reihe zum Verbinden an sie kommen konnte. Ein Westphale hingegen, der seinen rechten Arm verloren hatte, schimpfte und fluchte über Napoleon und seinen Bruder und bedauerte, daß er nicht Rache nehmen könne."

Mehr als einmal erwähnt der Verfasser solcher Züge deutschen Nationalgefühls. Gott sey Dank, es waren doch nicht alle feile Sklaven, die dort geschlachtet wurden. Wie die Franzosen mit ihren deutschen Verbündeten umgingen, mag aus Folgendem erhellen: „Ich war eben beschäftigt, einen verwundeten französischen Jäger-Offizier zu behandeln, als der Arzt seines Regimentes kam, mich auf eine unhöfliche Art ablöfete, die Sonde, als sey sie sein Eigenthum, mir aus der Hand nahm, und, was ich begonnen hatte, fortsezte. Ich reichte ihm noch einen Gürtel, Compresse und Aehnliches zum Verbande. Als dieser vollendet war, bemerkte er meinen gut geordneten Vorrath von Verbandstücken, zu verschiedenen, besonderen Vorfällen vorbereitet. Der Gürtel hatte schon seinen großen Beifall gehabt, er griff gerade zu, nahm sans permission eine Handvoll von den Verbandstücken und als ich Einwendungen dagegen machte, und mein Eigenthum zurück nehmen wollte, sagte er, damit weggehend: La grande nation a toujours une telle préférence, ein Ausdruck, der längst bei den Franzosen üblich war. Fort war er, ich sah ihn nie wieder!" Man kann sich darüber nicht beklagen. Im Gegentheil, die Deutschen hätten noch viel Aergeres verdient. Wer für eine fremde Nation ficht, muß sich Alles gefallen lassen.

Auf Seitenwegen marschirend kam der Verfasser doch noch zur Schlacht von Moshaisk und zum Einmarsch in Moskau zurecht. Er sah diese ungeheure Stadt brennen, und war dann jenseits derselben auf den Vorposten in großer Noth, besonders aber vom Hunger geplagt. Da er die Nächte häufig unter freiem Himmel zubringen mußte, bemerkte er, daß jedesmal vor der Morgendämmerung eine ganz besonders schwarze Dunkelheit, schwärzer als die der Mitternacht, eintrat, ein Phänomen, das noch wenig beachtet scheint.

Der Rückzug begann. Die Noth vermehrte sich. Die Scenen des Elends wurden immer gräßlicher. Der Verfasser erzählt viele abschreckende, aber auch rührende Züge, die wir hier übergehen wollen, weil sie alle denselben Charakter tragen, wie die Darstellungen Segurs. An der berüchtigten Brücke der Bereſina erreichte das Verhängniß auch unsern bis dahin glücklich durchgekommenen Verfasser. Sich durchzudrängen, war ihm nicht möglich, er blieb mit dem Troß zurück, und indem er seitab ging, um eine zweite Brücke zu suchen, nahmen ihn die Kosacken gefangen. Er lobt die Menschlichkeit, mit der sie ihn behandelten. Rührend ist die Scene geschildert, da der General Wittgenstein den gefangenen französischen und deutschen Offizieren, die dem Hungertode nahe waren, eigenhändig Brod schnitt. Der Hunger scheint bei weitem das schrecklichste Uebel jener Tage gewesen zu seyn, denn Alles vergaß man, Reichthümer, Freiheit, Ehre, gleichgültig war man gegen Gefangenschaft, Wunden, Feuertod, nur um ein Stück Brod bettelte man.

Herr von Roos ließ sich bei den russischen Hospitälern anstellen, um eine bessere Behandlung zu genießen, und um der leidenden Menschheit zu dienen. Da traf er neue Scenen des Jammers, die noch schrecklicher wurden durch den Typhus, der mehr als Feuer und

Eisen unter den Kriegern wüthete. Nur einige Züge: „Einem gefangenen Oberarzt der polnischen Ublanen war der linke Oberschenkel verwundet und gebrochen. Er befand sich in der bedauernswürdigsten Lage, elend und abgezehrt; seine Wunde war brandig, sein Fieber mit wahren Petechen und Nervenzufällen begleitet. Einige Lumpen bedeckten seinen, auf faulem Stroh liegenden Körper. Ihm war das Gemälde von seiner Frau geblieben, mit der er sich kurz vor dem Ausmarsch in diesen Krieg hatte trauen lassen; er hielt dieses Gemälde stets in seinen magern Händen. Die Liebe war es, die ihm Muth gab, in seinem tiefen Elend sich mit der Hoffnung zu trösten, daß, da er jung, doch Hülfe möglich sey. Aber wie alle Fieber, besonders bei den ohnehin elenden und mageren Gefangenen, bald den Charakter des herrschenden Kriegstyphus annahmen, so auch in diesem Falle; er starb in der ersten Woche meines dort wieder thätig gewordenen Lebens. Dieses Bild einer jungen und hübschen Polin nahm ich nach seinem Hinscheiden zu mir, weil es sich doch möglicher Weise treffen könnte, das Original dazu zu finden; ich wurde dessen aber mit andern Andenken an diese merkwürdige Zeit später zu Borissow beraubt.“ Ein andermal traf der Verfasser einen schwer verwundeten würtembergischen Unteroffizier, der einst in Stepermark muthwillig einen friedlichen Bürger erschossen hatte und jezt auf dem Todbette diese That bejammerte. Der Verfasser selbst wurde vom Typhus ergriffen und wäre beinahe in einer Feuersbrunst verbrannt. Er erholte sich aber, leistete den gefangenen Deutschen noch manchen guten Dienst und erhielt bald darauf einen ehrenvollen Posten in St. Petersburg, nachdem ihm sein König die Erlaubniß, ihn anzunehmen, ertheilt hatte.

Moralische Literatur.

1) Dr. Gregorys Vermächtniß an seine Töchter. Aus dem Englischen von P. Schellens. Crefeld, Schüller, 1834.

Sehr vernünftige Worte. Der Verfasser will die Natürlichkeit gewahrt wissen und warnt vor allem Excentrischen, vor aller Verstiegenheit, vor aller Urberbildung. Sehr wahr ist, was er über die Religiösität der Mädchen sagt, und was sich die Schule, die aus allen Mädchen „Zweiflerinnen“ machen will, kann gesagt seyn lassen: „Die Frauen täuschen sich sehr, wenn sie sich unserm Geschlechte durch Gleichgültigkeit gegen die Religion zu empfehlen glauben. Sogar denjenigen Männern, welche selbst Freigeister sind, mißfällt Unglauben an Euch. Jeder Mensch, der die menschliche Natur kennt, verbindet beim Weibe religiösen Sinn mit einem sanften, gefühlvollen Herzen; wenigstens gilt uns der Mangel daran, als ein Beweis jener Männlichkeit, welche wir von allen Euern Fehlern am meisten hassen. Ueberdies betrachten die Männer Eure Religion als eine ihrer Haupt-Bürgschaften für jene weibliche Tugend, die sie über alle andern hochschätzen. ;Gibt ein Mann gegen Eine von Euch Liebe vor, und bestrebt er sich, Eure religiösen Grundsätze wanken zu machen, so seyd gewiß, daß er entweder ein Narr ist, oder Absichten auf Euch hat, die er nicht offen bekennen darf.“

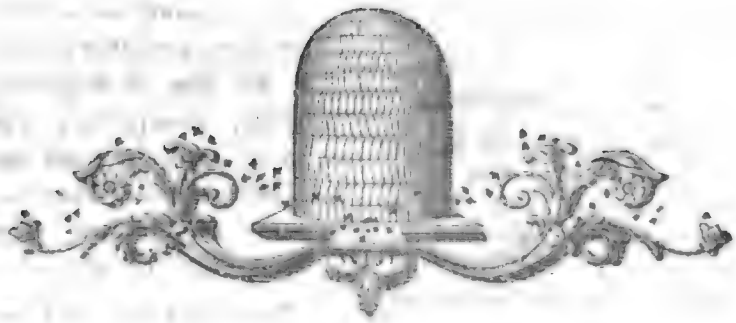
2) Melania. Goldner Rath einer Mutter an ihre Tochter bei ihrem ersten Eintritt in die Welt. Augsburg, Kollmann, 1834.

Ebenfalls ein gutes Buch voll vernünftiger Grundsätze und einigen wohlgelungenen Sittenschilderungen aus dem gewöhnlichen Leben.

3) Lehren der Lebensklugheit. Eine Mitgabe an Jünglinge und Jungfrauen beim Eintritt in's bürgerliche Leben. Altona, Aue.

Der erste Satz lautet: „thue Recht und scheue Niemand“, der lezte „thue nichts halb!“ Darnach sollte man Wunder meinen, zu welchem Heldenthum der unbekannte Verfasser die deutsche Jugend erziehen wollte. Aber die ganze breite Mitte zwischen diesen kräftigen Anfangs- und Schlußsätzen füllen lauter Ermahnungen zur Halbheit, zum Juste-Milieu, zu ängstlicher Abwägung des Vortheilhaften aus. „Man weiß wohl, was man hat, aber nicht was man bekommen wird — besser beneidet, als bemitleidet — sey dienstfertig, aber übersieh nicht deinen eignen Vortheil — sey nicht allzusehr zuvorkommend mit Wohlthaten — rechne nicht auf die Dankbarkeit der Menschen — Borge nicht — bekümmere dich nicht um Andere — suche zu gefallen — nimm die Menschen, wie sie sind und nicht, wie sie seyn sollen — schicke dich in Zeit und Umstände — eine Hand wäscht die andere — meide den Geist des Widerspruchs — beobachte Andere, wo es dein Interesse erfordert, genau, aber laß nicht merken, daß du es thust — zeige Andern mehr Vertrauen, als du wirklich hegst — richte dich nach der Denkart Anderer ꝛc.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 125. Mittwoch, 9. December 1835.

Geographie.

1) Handbuch der Geographie für Töchterschulen und die Gebildeten des weiblichen Geschlechts. Von Friedrich Nösselt, Prof. in Breslau. Drei Theile. Zweite, sehr verbesserte und vermehrte Ausgabe. Königsberg, Borntträger, 1834.

Unter den Handbüchern der Geographie verdient Herrn Nösselts Werk vor vielen andern empfohlen zu werden, denn es ist nicht nur ziemlich reichhaltig, sondern zeichnet sich auch durch eine schöne Darstellung aus. Man kann nicht verkennen, daß der Verfasser viel Mühe auf das Ganze verwendet hat, und wenn sich auch hier und da noch kleine Irrthümer finden, so ist das bei einem Werke, wie das vorliegende, leicht zu verzeihen. Wir erlauben uns nur Einiges zu bemerken. Seite 107 findet sich eine Unrichtigkeit, dort heißt es: „die Einwohner sind theils Deutsche, theils Wenden?“ statt Winden. Derselbe Fehler findet sich S. 108 und 109. S. 129 hätte bei Guben auch das Gymnasium bemerkt werden sollen, ebenso bei Luckau. S. 130 fehlt bei Züllichau: „in der Nähe der Stadt ist viel Weinbau“, ferner: „das Direktorat des Pädagogiums ist bisher erblich gewesen.“ S. 138 fehlt bei Oels: Gymnasium, ebenso S. 144 bei Zeitz u. s. w. Warum hat der Verfasser die Gymnasien nicht bemerkt? S. 159 ist nicht einmal die berühmte Glyptothek in München erwähnt. S. 189 hätte bemerkt werden sollen, daß das alte Paulinum zum Theil eingerissen wurde, und an dessen Stelle jezt ein schönes Gebäude, Augusteum genannt, errichtet ist. Die Schilderung der Schweizer S. 301 ist sehr treffend, nur hätte der Verfasser noch bemerken sollen, daß der Schweizer meistens sehr einfach ist, auf Religion viel hält, aber in vielen Städten auch ein großer Kaufmannsgeist herrscht. S. 302 sagt der Verfasser von den Schweizern: „Ihre höhere Bildungsanstalten sind sehr gut!“ Dies ist nur ausnahmsweise der Fall, denn im Ganzen steht die Schweiz andern Ländern noch sehr nach; doch darf man nicht verkennen, daß die Schweizerjugend lernbegierig ist, und daß seit einigen Jahren sehr viel für das Schulwesen gethan wird. S. 309 hätte bei Schaffhausen auch das gute Gymnasium erwähnt werden sollen. Warum ist S. 310 nicht die herrliche Stiftskirche in St. Gallen bemerkt? Ferner die Klosterbibliothek und Stadtbibliothek? S. 313 hätte außer Herisau noch Trogen bemerkt werden sollen, woselbst eine Kantonsschule ist und alle zwei Jahre eine große Landsgemeinde gehalten wird. Die Beschreibung des Rigi S. 325

ist sehr treffend. S. 346 hätte die schöne Drahtbrücke von Freiburg bemerkt werden können. Der Verfasser mag die in St. Gallen erschienene Beschreibung der einzelnen Kantons bei einer neuen Auflage berücksichtigen.

Th. II. S. 7 ist sehr gut der Charakter des Italieners geschildert. S. 247 steht Senner statt Señor (sprich: Senjor). Derselbe Fehler findet sich S. 248, wo Basquiaña zu lesen ist. Die Spanier haben kein doppeltes n. Ueber Schweden kann der Verfasser noch Woltmanns Reise nachlesen. S. 361 kann noch bemerkt werden, daß die finnische Sprache sehr vokalreich und schön ist. S. 390 sagt der Verfasser, daß das Polnische für unsere Organe schwer auszusprechen sey. Dies kommt sehr auf Gewöhnung an. Warum sind nicht S. 392 ff. die Schlachten von Dembe Wielki und Grochow erwähnt? Ueber Serbien ist Pirchs Reise nachzulesen. S. 419 steht, die Wlachen, ein slavischer Stamm. Dies ist nicht richtig, denn die wallachische Sprache hat mehr Aehnlichkeit mit dem Italienischen als mit dem Slavischen und die Wallachen sind eben so die altrömischen Einwohner, deren Land von den Slaven (Bulgaren, Serben ꝛc.) erobert wurde, wie die Welschen, deren Land die Deutschen einnahmen. Die Namen wie die Sprache der Wallachen, Welschen, Wallonen ꝛc. ist dieselbe, das verdorbene Römische.

Th. III heißt es S. 10 von den Russen: „Sie bekennen sich zu der griechischen Kirche," und weiter unten: „Auch die Polen, Litthauer, Letten und Curen gehören zu den Russen." Dies ist viel zu allgemein gesagt. Die Beschreibung von Petersburg S. 16 ff. ist sehr interessant; wir verweisen noch auf Woltmanns oben angeführte Reise nach Petersburg, Stockholm und Kopenhagen. Hamburg 1833. 8. S. 37 könnte bei Dorpat noch hinzugefügt werden, daß man es das russische Heidelberg nennt. S. 47 fehlt, daß Wilna eine kathol. Universität hat. S. 87 fehlt bei Smyrna, daß es durch häufige Erdbeben viel gelitten habe. Ueber die Beduinen S. 100 mag der Verfasser Burckhardts bekanntes Werk nachlesen. S. 173 sagt der Verfasser von den Hindus: „Andere stellen sich unbeweglich unter einen Baum, so daß die Insekten sie bedecken und die Vögel in ihren Haaren Nester bauen." Dies ist doch wohl nur poetisch zu verstehen?? S. 174 fehlt bei Kalkutta, daß hier von den Engländern sehr viel für die Wissenschaften gethan wird. S. 377 und 381 schreibt der Verfasser Mexiko, richtiger ist Mejiko (sprich: mechiko). — Druck und Papier des Buches sind zu loben.

2) Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner. Zum Gebrauch beim Unterricht in Schulen und Familien, vorzüglich für Hauslehrer auf dem Lande, so wie zum Selbstunterricht. Von Dr. L. G. Blanc, Domprediger und Professor in Halle. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit erläuternden Abbildungen. Drei Theile. Nebst einem vollständigen Register, 1834. Halle, Schwetschke und Sohn.

Daß auch dieses Werk mit großem Beifall aufgenommen worden ist, dafür bürgt, daß es in kurzer Zeit eine neue Auflage erlebte, und in der That, wir möchten dieses Buch in mancher Hinsicht noch dem Rösselt'schen vorziehen, namentlich deßhalb, weil Herr Blanc zugleich bei den meisten Ländern eine kurze Geschichte der merkwürdigsten Fakta gibt, und zugleich den Leser mit der Literatur jedes Volkes bekannt macht. Auch hat der Verfasser sehr wohl daran gethan, daß er bei den fremden Namen die Aussprache angegeben und die alten lateinischen Benennungen den Ländern und Städten beigefügt hat; wir hätten nur gewünscht, daß Herr Blanc hierbei etwas mehr Gleichmäßigkeit beobachtet hätte.

Seite 409 hätte bei Gais gesagt werden sollen: berühmter Molkenkurort, der jährlich von vielen Fremden besucht wird. Seite 489 verdienen noch der berühmte Redner Wallin (der nordische David genannt), und der große Philolog Norberg angeführt zu werden. — Th. II. S. 77 konnte bemerkt werden, daß in Stettin ein vortreffliches Bier bereitet wird. Die Provinz Brandenburg S. 79—87 ist etwas zu kurz behandelt. S. 88 fehlt: „in der Domkirche zu Magdeburg zeigt man noch die Stiefeln und Sporen Tillys." — Glatz ist eine ziemlich starke Festung und hat 8500 Einwohner. S. 121 steht: Leipzig zählt an 51 Buchhandlungen, gegenwärtig sind an 104. S. 138 steht: „Gießen ein freundlicher Ort." Die Gegend um Gießen ist schön, die Stadt aber selbst schlecht gebaut und düster. S. 202 steht: „die magyarische Sprache, mit keiner europäischen verwandt ꝛc." Dies ist unrichtig, sie ist mit der finnischen verwandt. Der Verf. mag Strahlmanns finnische Sprachlehre zu Ende darüber nachlesen. Auch hätte bemerkt werden können, daß die magyarische Sprache sehr wohltönend und für den Sprachforscher sehr interessant ist. Die Literatur hat der Verf. ganz übergangen. S. 267 ff. ist Hr. Blanc sehr ausführlich, man sieht, daß das Italienische seine Lieblingssprache ist. Die Literaturgeschichte ist jedoch etwas mangelhaft. Das S. 286 über den Charakter des Italieners Gesagte ist sehr treffend. S. 468 konnte der Verf. besser sagen: „Vorzüglich zeichnen sich die Fanarioten zu Konstantinopel durch Hochmuth und

Kriecherei aus.“ — S. 470 steht εἰμι statt εἰμαι; ναγραφω ist ganz veraltete Schreibart, es muß τὰ γράφω heißen. Welche Begriffe hat aber Herr Blanc vom Neugriechischen, wenn er sagt, daß οι wie ο ausgesprochen wird; οι ist gleich ι; δ wird nicht wie τ, sondern wie dh ausgesprochen; θ wird nach Herrn Blanc wie ph gesprochen, wo steht das geschrieben? θ ist das englische th. Solche Fehler sollten in einem Werke, wie das vorliegende ist, nicht vorkommen. Die Literatur der Neugriechen fehlt ganz. S. 486 hätte nach Belgrad auch Krakujewaz angeführt werden sollen.

Th. III. S. 24 hätte der Verf. bemerken können, daß die russische Sprache am meisten mit der serbischen verwandt ist. Warum hat Herr Blanc nicht S. 67 den Alexanderplatz in Warschau angeführt? Polen ist sehr dürftig behandelt. — Krakau zählt nicht 25,000, sondern 50,000 Einwohner. Ueber Jerusalem S. 120 ff. kann noch Meiers Reise z. B. nachgelesen werden. S. 150 hätte der Verfasser sagen sollen: die persische Sprache wird mit wenigen Ausnahmen mit arabischen Buchstaben geschrieben, und hat drei verschiedene Schriftgattungen: Nischi, Talik und Schikaste. S. 153 hätte die berühmte Buchdruckerei in Tebriz Erwähnung verdient. Statt Tehran sagt man richtiger Teheran. S. 451 kann noch bemerkt werden, daß in Maryland das gelbe Fieber häufig große Verwüstungen anrichtet. Warum schreibt Herr Blanc Meriko, statt Mejico? — Ungeachtet dieser wenigen Ausstellungen, verdient das Buch dennoch empfohlen zu werden, und wir wünschen nur, daß der Verf. die gerügten Mängel beherzigen möge.

3) Handbuch der politischen Erdbeschreibung. Nach Adrian Balbi's Abrégé de Géographie. Für Deutschland bearbeitet und vervollständigt von Dr. Karl Andree. Zwei Bände. Braunschweig, Meyer, 1835.

Dieses Handbuch ist sehr fleißig gearbeitet, ist aber nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen. Kleine Unrichtigkeiten, die sich eingeschlichen, sind wohl bei einem solchen Werke leicht zu entschuldigen, nur hätte der Verf. sich nicht so sehr auf Balbi verlassen und so manches flüchtig hinschreiben sollen. Die Einleitung, welche der Verf. im 1sten Band der politischen Geographie vorausschickt, ist sehr gründlich bearbeitet und enthält manches Interessante, so z. B. das zwölfte Kapitel: Eintheilung der Erdbewohner nach ihren Religionen. Der bescheidene Verf. wird es uns nicht übel auslegen, wenn wir ihn auf manche Unrichtigkeit aufmerksam machen. S. 61 heißt es von der griechischen Kirche: „Ihr geistliches Oberhaupt ist der Patriarch von Konstantinopel.“ Dies ist unrichtig, früher standen wohl die Russen und Griechen unter einem Patriarchen, jezt aber nicht mehr. Der Verf. sagt darauf S. 65: Seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts hat auch Moskau einen eigenen Patriarchen. Dies hätte in Bezug auf das Vorhergehende besser ausgedrückt werden müssen. S. 70 fehlt nach Genf: Appenzell-Außer-Rhoden. Warum ist S. 83 bei dem Buddhismus so wenig Bohlens treffliches Werk benüzt? Wir hätten hier etwas mehr Ausführlichkeit gewünscht. S. 111 kann noch Griechenland zu dem Artikel Steinkohlen zugefügt werden. S. 187 ist beim Kanton Basel nicht bemerkt, daß Basel-Landschaft von Basel Stadt unabhängig ist. Das Historische ist hier ganz übergangen. S. 190 kommt ein arger Schnitzer vor, dort steht nämlich: Winterthur am Rhein. Auch vermissen wir sehr ungern die Angabe der höchsten Bergspizen bei den einzelnen Kantons. So hätte z. B. beim Kanton Appenzell, der Säntis, Kumor und alte Mann bemerkt werden sollen. Der Landammann von Appenzell-Außer-Rhoden wohnt nicht in Trogen. S. 191 steht bei St. Gallen: „Sitz des Bischofs von Chur und St. Gallen,“ die St. Galler haben ja jezt keinen Bischof und sind noch im Streit mit dem Papst; auch hat St. Gallen kein katholisches Lyceum, sondern ein katholisches Gymnasium. Die Kräzernbrücke ist bei St. Gallen, beim Dorfe Brucken. Rorschach hat den berühmtesten Getreidehandel in der Schweiz. S. 193 ist wenig vom Engadin gesagt. S. 197 hätte die Freiburger Drahtbrücke bemerkt werden sollen. S. 199 steht bei Bern: „hat eine Akademie mit 4 Fakultäten, welche man in eine Universität umwandeln will. Bern hat schon seit einem Jahre eine Universität. Auch bei der Beschreibung des Königreichs Ungarn ist manches Fehlerhafte und Ungenaue, wir verweisen deßhalb auf das bei Otto Wigand in Leipzig erschienene Werk über Ungarn. S. 509 fehlt bei Züllichau das Dorf Kay, merkwürdig durch die Schlacht im siebenjährigen Kriege. S. 509 steht Torsta statt Forsta, ebenso im Register; ist dieser Ort dem Herausgeber noch so unbekannt? S. 522 hätte bei Halberstadt noch bemerkt werden können, daß in der Nähe der Stadt viele Alterthümer ausgegraben worden sind. S. 571 wird bei München die Metropolitankirche erwähnt, warum steht nicht der gewöhnliche Name: Liebfrauenkirche, mit zwei Thürmen von byzantinischer Bauart? S. 627 ist nicht einmal der Concilienſaal mit mehreren Alterthümern in Konstanz angeführt. In Bezug auf Griechenland verweisen wir auf das jüngst von Maurer erschienene Werk: Das griechische Volk. Heidelberg, 1835. Auch hätten wir es gern gesehen, wenn der Verf. hier und da noch mehr Rücksicht auf das Historische genommen hätte. Druck und Papier sind vortrefflich.

4) Geographie für Schulen nach den neueſten Beſtimmungen, mit beſonderer Rückſicht auf Deutſchland. Von M. E. G. Kies, Profeſſor am Gymnaſium zu Ludwigsburg. Vierte, nach den neueſten (??) Anforderungen umgearbeitete und vermehrte Auflage. Ludwigsburg, Nast.

Dieſes Buch iſt ſehr flüchtig bearbeitet und enthält eine Maſſe von Unrichtigkeiten; wir verweiſen den Verf. auf die jüngſt erſchienene Recenſion in der Jenaiſchen Literaturzeitung, Ergänzungsblätter Nr. 48 ff. Wir wollen nur Einiges anführen. S. 27 ſteht: „St. Gallen hat eine Benediktinerabtei.“ Kein einziger Benediktiner iſt mehr in St. Gallen. S. 28 heißt es: „Bern hat eine Akademie;“ dieſe iſt ja aufgelöst und dafür wurde eine Univerſität errichtet. S. 46 wird die Inſel Korſika angeführt, während ſie ſchon bei Frankreich hätte bemerkt werden ſollen. Muß ſolche Unbeſtimmtheit nicht den Schüler verwirren? Wien hat gegen 310,000 Einwohner, nicht 276,000. S. 116 ſind bei Leipzig 90 Buchhandlungen angeführt, dies iſt zu wenig. S. 183 ſteht: „die katholiſchen Chriſten haben in Schweden einen Erzbiſchof und 11 Biſchöfe;“ ſolche Fehler ſollte doch wohl ein Geograph nicht machen!

5) Anleitung zur Länder- und Völkerkunde für Bürger- und Landſchulen, ſo wie zum Selbſtunterricht. Von Dr. W. F. Volger, Rektor am Johanneum zu Lüneburg. Zwei Theile. Dritte, verbeſſerte und vermehrte Auflage. Hannover, Hahn, 1834.

Herr Volger iſt ſchon längſt als Geograph vortheilhaft bekannt. Nur auf einige kleine Fehler wollen wir den Verfaſſer aufmerkſam machen, die ſich auch in dieſer neuen Auflage ſeines Handbuchs eingeſchlichen haben. S. 126 hätte die Pinakothek in München erwähnt werden ſollen, ſtatt Kajetan-Kirche ſagt man gewöhnlich in München: Theatiner-Kirche, ebenſo ſtatt Metropolitan-Kirche: Liebfrauen-Kirche, bei der Michaels-Kirche konnte noch das in ihr befindliche Grabmal des Herzogs Eugen von Leuchtenberg angeführt werden. S. 137 könnte es beſſer heißen: In der Nähe liegt Neuberghauſen, von wo man eine herrliche Ausſicht nach den Tyrolergebirgen habe u. ſ. w. Auch die Ludwigsſtraße hätte 136 Erwähnung verdient. S. 217 iſt manches Intereſſante übergangen; Gais iſt ein Flecken und als Molkenkur-Ort beſonders berühmt. Der Verfaſſer mag bei einer neuen Auflage das in Glarus erſchienene Handbuch für Schweizerreiſende berückſichtigen. S. 303 ſteht: „die ſchwediſchen Landleute können weder leſen noch ſchreiben.“ Dies iſt unrichtig, man findet höchſt ſelten in Schweden Leute, die weder leſen noch ſchreiben können. Die ſchwediſche Sprache iſt nicht wenig von der däniſchen verſchieden, das Schwediſche iſt weit kraftvoller als das Däniſche. S. 304 kann Herr Volger verbeſſern und ſagen: der abgeſetzte König lebt als Privatmann ganz zurückgezogen in St. Gallen.

6) Dr. Chriſtian Gottfried Daniel Steins Handbuch der Geographie und Statiſtik für die gebildeten Stände. Nach der neuern Anſicht bearbeitet von Dr. F. Hörſchelmann. Zweiter Band. Sechste, vermehrte und verbeſſerte Auflage. Leipzig, Hinrichs, 1834. Auch u. d. Titel: Steins Handbuch der Geographie und Statiſtik der deutſchen Bundesſtaaten, mit beſonderer Rückſicht auf Verfaſſung und Verwaltung derſelben.

Auch dieſes Handbuch bedarf keiner weitern Empfehlung; wir müſſen geſtehen, daß Herr Hörſchelmann ſehr genau und ſorgfältig bei der Reviſion des Stein'ſchen Werkes verfahren iſt, und wünſchen, daß ſeine Mühe würdige Anerkennung finden möge.

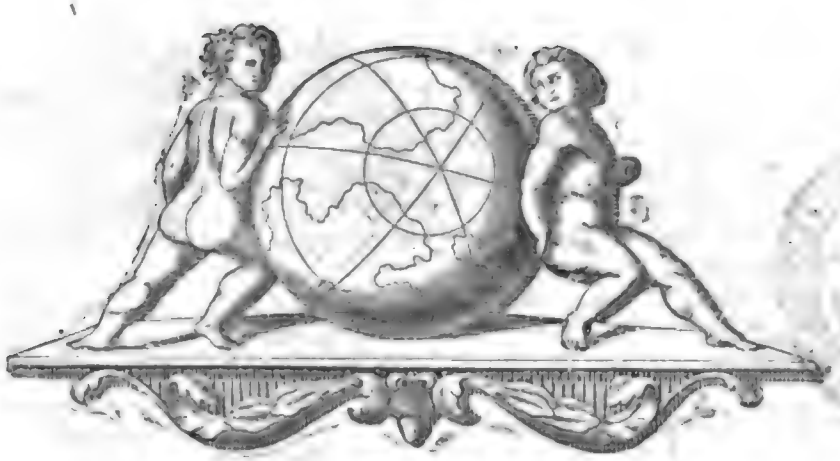
7) Vorſchule der Erdkunde und Weltgeſchichte. Ein Lehr- und Leſebuch für Realklaſſen und höhere Volksſchulen. Sechste, umgearbeitete und ſtark vermehrte Ausgabe von G. W. Röder, Lehrer an der Kantonsſchule in Chur. Chur, Benedikt, 1834. IV u. 169 S. kl. 8.

Iſt eigentlich eine Umarbeitung von Schlözers: „Vorbereitung zur Weltgeſchichte für Kinder,“ und ein recht brauchbares Buch für ſeinen Zweck.

8) Handbuch der alten Geographie für Gymnaſien und zum Selbſtunterricht; mit ſteter Rückſicht auf die numismatiſche Geographie, ſo wie auch auf die neueſten beſſeren Hülfsmittel bearbeitet und mit Hülfe eines genauen Index als ein ausführliches geographiſches Wörterbuch zum Nachſchlagen eingerichtet, von Dr. F. K. L. Sickler. Zwei Theile. 2te, ſehr verm. und berichtigte Ausgabe. Nebſt 5 lithogr. Kärtchen. Caſſel, Bohné.

Der gelehrte Verf. iſt ſchon längſt als gründlicher Forſcher im Gebiete der Alterthumswiſſenſchaft bekannt, ſein Werk bedarf daher keiner weitern Empfehlung. Hier und da hätten wir nur gern noch manches Citat aus dem Cäſar gehabt; indeß iſt nicht zu verkennen, daß das Ganze mit vielem Fleiße und großer Gelehrſamkeit gearbeitet iſt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 126. Freitag, 11. December 1835.

Geographie.

9) Mittheilungen aus dem Gebiete der theoretiſchen Erdkunde. Herausgegeben von Julius Fröbel und Oswald Heer. Zürich. Orell, Füßli und Comp., 1834.

Nirgends iſt das Ganze der Geographie zu ſo klarer Ueberſicht und ſcharfer Eintheilung gebracht, als hier. Fröbel hat in dem „Entwurf eines Syſtems der geographiſchen Wiſſenſchaften“ alle bisher eingehaltenen Methoden zuſammengeſtellt und unter einander verglichen. „Stellt man die in den verſchiedenen Bearbeitungen der Geographie enthaltenen Principe der Eintheilung der Erdoberfläche zuſammen, ſo findet man darin die überhaupt möglichen Hauptauffaſſungsweiſen des geographiſchen Stoffes ausgeſprochen. Den Gegenſtand der Geographie können nämlich ausmachen:

1) Die Erdkugel als Ganzes.
2) Die einzelnen Abtheilungen der Erdoberfläche.
   a) Abtheilungen nach politiſchen Grenzen.
   b) Abtheilungen nach ſogenannten Naturgrenzen.
      α) Nach beſtimmt gewähltem Principe, z. B. Waſſerſcheiden.
      β) Nach allgemeiner Charakteriſtik.
   c) Abtheilungen nach Kulturgrenzen.
      α) Nach beſtimmt gewähltem Princip, z. B. den Religionen.
      β) Nach allgemeiner Charakteriſtik.“

Das Princip des Geographiſchen im Allgemeinen liegt offenkundig in der Betrachtung der irdiſchen Dinge nach ihrer Zuſammenſtellung im Raume. Ueberall nämlich, wo Dinge auf einander wirken ſollen, gibt das räumliche Verhältniß derſelben die Bedingungen, nach denen die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, ſo wie der Grad des Einwirkens und die beſondere Form deſſelben beſtimmt wird. Das Intereſſe, welches die Ordnung der Dinge im Raume ſchon an ſich hat, wird hierdurch nothwendig noch erhöht und ſo zum Gegenſtande einer beſondern wiſſenſchaftlichen Betrachtung gemacht. — Nehmen wir zu der hier gegebenen Definition die oben aufgeſtellten vier Hauptauffaſſungsweiſen hinzu, ſo ergibt ſich folgende, nun genügend aufgeklärte Eintheilung:

Geographie, d. i. Lehre von den Erſcheinungen der Erdwelt in ihrer Verbindung im Raume.

1) Reine Geographie, d. i. Lehre von den Erſcheinungen der Erdwelt in ihrer Verbindung im Raume, inſofern dieſe Verbindung ein rein wiſſenſchaftliches Intereſſe hat.
2) Politiſche Geographie, d. i. Lehre von den Erſcheinungen der Erdwelt in ihrer Verbindung im

Raume, insofern diese Verbindung ein ethisch-praktisches Interesse hat.

5) Historisch-philosophische Geographie, d. i. Lehre von den Erscheinungen der Erdwelt in ihrer Verbindung im Raume, insofern diese ein ethisch-theoretisches Interesse hat.

4) Physiognomische Geographie (geographische Physiognomik), d. i. Darstellung der Erscheinungen der Erdwelt in ihrer Verbindung im Raume, insofern diese Verbindung ein ästhetisches Interesse hat."

Eine Zeitschrift, die es unternimmt, das geographische Interesse von so vielen Seiten her anzuregen, verdient Unterstützung.

Bei dieser Gelegenheit können wir die Frage nicht unterdrücken, warum noch kein Atlas der natürlichen Geographie existirt, worin Gebirgskarten, Wasserkarten, Windkarten, geognostische, magnetische, vulkanische, balneographische, Metall-, Salz-, Pflanzen-, Wein-, Getreide- und Thierkarten, ferner die Eintheilung der Erde nach Racen, Religionen ꝛc. zusammengestellt sind? Im Einzelnen ist vorgearbeitet, aber etwas Vollständiges der Art hat man noch nicht.

10) Vollständige Geschichte der Erdkunde und ihrer Fortschritte durch Entdeckungsreisen, Schifffahrt und Handel. Von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Von Gottlieb August Wimmer. Wien, Strauß sel. Wittwe. Leipzig, in Commission bei Volckmar.

Wimmer, der sich um populäre und gefällige Bearbeitung der Erdkunde schon mannichfaltiges Verdienst erworben hat, theilt uns hier eine vollständige, mit Geschmack und Wärme geschriebene Geschichte dieser Wissenschaft mit, in der die Entdeckungsreisen natürlicherweise die erste Stelle einnehmen. Vieles ist hiefür vorbereitet, doch ist uns bisher noch keine so gut geschriebene Geschichte der Reisen vorgekommen. Der Verfasser gibt nicht bloß ein trocknes Verzeichniß, sondern entwickelt in ununterbrochener historischer Folge die größtentheils kühnen und poetischen Unternehmungen, durch die nach und nach die Oberfläche der Erde weiter entdeckt und bekannt worden ist. Zum Beweise seiner poetischen Auffassungsweise und seines lebhaften Styls heben wir die erste Zeichnung der geographischen Epochen hervor.

1) In weiter, weiter Ferne schauen wir die aus dem Paradiese irrenden Stammeltern, hinter ihnen der Patriarchen heilige Schaar, Abraham wandelt in das Land, das ihm Gott zeigt. Es ist die Erdkunde der Bibel in alter Zeit, deren Repräsentanten wir sehen. Dort schauen wir ein Getümmel auf den Fluten des Meeres. Es ist der Phönicier Wunderflotte, und ihre Erfindung benutzend, sehen wir dort der Griechen heiteres lebendiges Volk gegen Troja ziehen, gemüthvoll kämpft die kühne Schaar um die schönste der Frauen, um die schöne Helena. Näher gegen den Vordergrund treten die Völker, weiter breiten sie sich aus, immer lichter, voller, lebendiger wird das Gemälde. Asia tritt aus dem Dunkel und der Osten Europas wird helle und schaut dort das wogende Meer, die Flotten der Erde kämpfen bei der göttlichen Salamis. Da tritt eine Gestalt voll Würde hervor, eine Schriftrolle in ihrer Hand. Damit tritt sie hin an den Olympos, die lauschenden Völker, mit gespannter Aufmerksamkeit zu den Füßen sitzend, horchen der Rede. Was ist das für ein Schauspiel? Es ist Herodotos, der weise Verzeichner der Vorwelt."

2) Mit dem kleinlichen Bilde zufrieden und von den Mährchen der Dichter eingewiegt, fällt es gar Niemanden ein, sich nach einem andern Erdtheile umzusehen. Die Phönicier hatten wohl in früherer Zeit, vom heiligen Durste nach Gold getrieben, manches versucht; doch nachdem dieser gestillt war, wurden sie in andere Händel verwickelt, und hatten genug zu thun, um glorreich unterzugehen. Da fällt der große Schlag nieder auf Persiens morsches Haupt, drei Erdtheile erbeben unter dem Fußtritt Alexanders. Mit Staunen sieht der indische Ocean die europäische Flotte, und gen Amerikas Küsten treiben die verirrten Schiffe des Eroberers. Alexander erweckt die Menschheit zu Eroberungen und Thaten, und bezeichnete die zweite Epoche der Erdkunde um 325 vor Christi Geburt.

3) Auf Alexander folgten die wahnsinnigen Zeiten der Eroberungskriege. Die wissenschaftliche Uebersicht der Erde zu erweitern, daran dachte man nicht einmal. Die Römer hatten mit Plünderung des bekannten Erdtheils genug zu thun. Nur zu Alexandrien blühten die Wissenschaften, aber ohne Erweiterung. Die Epoche dauert bis zu dem Geographen Ptolemäus.

4) Die praktische Geographie der Völkerwanderung. Stürmisch wogt die Menschheit durch einander und Alles wird schwankend, ja beinahe Alles vergessen.

5) Nach dieser Zeit hören wir kühne Seeräuber poltern, den Handel sehen wir sich entfalten und dieser sucht sich gegen jene zu behaupten; und daher entstehen Bünde. Die Ritter turniren, die Städte handeln, bilden den Hansabund und werden reich. Die Kreuzzüge kommen auch dazu und öffnen Asia. Europa erwacht, wird mächtig und der Handel blühend. Der Reichthum und die Macht der kleinen Handelsrepubliken macht den Fürsten den Vorzug der Palme vor dem Schwerte einleuchtend, das Schwert wird zerbrochen, der Ritter wirft seinen Harnisch ab und wird Bürger. Mit dem Bürgerthume entstehen Throne und Monarchien, diese

begünstigen dankbar die friedlichen sichernden Gewerbe. Die Wissenschaften erwachen 1400 nach Chr.

6) Im Haupte der Jungfrau Europa wird es Licht. Portugal sendet Flotten auf Entdeckungen aus. Ihr glücklicher Erfolg stellt den alten Stand der Erdkunde her, öffnet neue Aussichten in die Welt, Indien gehört der Erdkunde an. Afrika, China u. s. w. kommt dazu 1490.

7) Der Rittergeist wollte wagen um zu gewinnen, der poetische Geist des romantischen Mittelalters wollte durchaus nur im Lichte der Romantik leben und wirken. Er erzeugte gemüthliche Menschen voll Durst nach Ruhm, Fanatismus, Schwärmerei. Es waren wahrhaft poetische Köpfe voll Feuer und Phantasterei, welche das Zeitalter beherrschten. Columbus ist der Repräsentant. Er ahnet die Gestalt der Erde, die westliche Hemisphäre liegt vor seinem Blicke aufgeschlossen, und Amerika wird entdeckt, unterjocht, geplündert u. s. w. Das stille große Meer sieht Balbao, und Magellan segelt siegreich in dasselbe hinüber 1519.

8) Von dieser Zeit an ändert sich die Gestalt der Erdkunde. Die Kugelgestalt ist erwiesen, man kennt nun den Raum, innerhalb dessen bewohnbare und bewohnte Länder gesucht werden müssen. Entdeckungsreisen werden Mode und der Wetteifer aller Völker wird rege. Endlich tritt Cook auf 1767.

9) Cook schließt die Entdeckungsreisen nach neuen Ländern und Welttheilen. Er hat die Entdeckung und Eroberung des Erdkreises vollendet. Neue Erdtheile sind nicht mehr zu entdecken, und die Nachfolger Cooks halten dürftige Nachlese mit einigen Klippen und Inseln. Mit Cook fängt aber eine neue Epoche an, nämlich die der wissenschaftlichen Erdkunde. Er ist der Reisende, an den sich die ersten Erdforscher anschlossen. Die Menschheit betrat hier ein neues Feld des Ruhmes, nämlich die Erforschung und Würdigung der früher durch Golddurst, Handelsgeist und Eroberungssucht von Europa aus entdeckten Theile der Erde. Unsere Tage sehen endlich rein wissenschaftliche Reisen im Interesse des Kosmopolitismus und der Humanität. Banks und Solander, Forster Vater und Sohn, Humboldt und Bonpland, Buch, Dumont d'Urville nebst einer großen Reihe der edelsten Namen, decken hier die blutbefleckten Züge der Entdecker zu."

Ein Register am Schluß erleichtert das Auffinden der Namen.

11) Die Erde und ihre Bewohner. Ein Hand- und Lesebuch für alle Stände. Von K. F. Vollrath Hoffmann. Dritte berichtigte und vermehrte Auflage. Stuttgart, Hoffmann, 1834.

Schon früher haben wir dieses ausgezeichnete Handbuch unsern Lesern empfohlen. Diese dritte Auflage ist noch vermehrt und enthält in Bezug auf die physische, wie politische Geographie in der gedrängtesten Kürze das Wissenswürdigste in sehr klaren Uebersichten, die überall tabellarisch werden, wo es sich von Vergleichung der Höhen, Maaße, Fernen ꝛc. handelt. Ein Register erleichtert den Gebrauch dieses Handbuchs, das in der That ganz gemacht ist, den Unkundigen zu orientiren.

12) Europa und seine Bewohner. Von Demselben. Erster Theil. Stuttgart, Scheible, 1835.

Das Ganze ist auf 8 Bände berechnet. Der vorliegende enthält nur die Gebirge, eine tabellarische Aufzählung ihrer Höhen und ihrer Längen- und Breitengrade, ferner eine Schilderung ihrer geographischen Beschaffenheit, ihres Metallreichthums und ihrer Mineralquellen.

13) Deuschland und seine Bewohner. Ein Handbuch der Vaterlandskunde für alle Stände. Von Demselben. Stuttgart, Hoffmann, 1834, 1835.

Eine Erweiterung der früher schon von demselben Verfasser herausgegebenen und mit Beifall aufgenommenen Geographie Deutschlands. Wenn Hoffmann einer unsrer thätigsten Geographen überhaupt ist, so hat er insbesondere immer mit der größten Liebe und mit dem ausdauerndsten Fleiß an der deutschen Geographie gearbeitet.

14) Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Von Karl v. Raumer, Prof. in Erlangen. Zweite vermehrte Auflage mit 6 Kupfertafeln. Leipzig, Brockhaus, 1835. S. 488. 8.

Schon die erste Auflage haben wir in unsern Blättern (Jahrgang 1833, Nr. 91) angerühmt. Das Werk scheint uns mit sehr viel Takt die richtige Mitte zwischen dem zu viel eines ermüdenden tabellarischen Details und dem zu wenig eines bloßen systematischen Gerippes zu halten. Das Ganze würde als populäres Lehrbuch noch sehr gewinnen, wenn ein Gebirgs- und Fluß-, eine geologische, botanische, zoologische und Racenkarte den Ueberblick über die physische Beschaffenheit der Erdoberfläche noch erleichterte.

15) Spaziergänge zu den verschiedenen Völkern der Erde. Für die Jugend. Hanau, Edler, 1834.

Die ersten vor uns liegenden Hefte enthalten in einem für Kinder eingerichteten Dialog, wie Campens Robinson, eine Schilderung des Landes und Volks, der Merkwürdigkeiten und Sitten von England.

16) Kleine Reise um die Erde. Zur Vorbereitung. Von Blanchard. Nach der 6ten Auflage des Französischen, von J. Weidmann. Mit 7 Abbildungen. Crefeld, Schüller. 8. S. 180.

Ein sehr kurzer Abriß der gesammten Länder- und Völkerkunde, mit Abbildungen, welche die Hauptkostüme

der fünf Welttheile darstellen. Das Ganze ist wohlgeordnet, klar und enthält wirklich das Wichtigste und zunächst Wissenswürdige, daher es der Jugend zu empfehlen ist.

17) Die Elementargeographie oder die Topographie des Erdbodens, als Grundlage jeder besondern Geographie, von Heusinger. Mit 1 Atlas von 16 Blättern. 2te verb. Auflage. Leipzig, Focke.

Ein ziemlich trocknes Verzeichniß der Länder, ihrer vorzüglichsten Städte und deren Lage, ob östlich, westlich, an der Küste ꝛc., worüber sich die Jugend aber weniger im Text des Buchs, als einzig auf der Karte selbst belehren kann, wenn es ihr im Gedächtniß bleiben soll.

18) Hausbuch des geographischen Wissens. Eine systematische Encyklopädie der Erdkunde für die Bedürfnisse der Gebildeten jeden Standes. Frei bearbeitet nach dem Abrégé de Geographie des A. Balbi von Cannabich, Littrow, Sommer, Wimmer und Zeune. 2 Bände. Güns, Reichard, 1834.

Diese Bearbeitung von Balbi's Abrégé ist gediegener als die von C. Andree. Nach der Vorrede des Verlegers hat Hr. Cannabich Europa, Wimmer Afrika und Ozeanien (d. h. die Inselgruppen), Sommer Amerika und Zeune hat Asien bearbeitet; Littrow übertrug die Thionville'schen Tabellen, welche eine schätzbare Zugabe des Originals ausmachen. So trefflich nun auch das Ganze bearbeitet ist, so müssen wir doch hier und da Einiges bemerken. Warum haben die Herausgeber nirgends etwas von dem Klima der einzelnen Länder bemerkt? Auch über den Charakter der verschiedenen Nationen hätten wir gern einige Bemerkungen gehabt. Die Schweiz ist weit besser bearbeitet, als in Andree's Ausgabe, nur sind die Gebirge etwas zu kurz abgefertigt; auch hätten die Städte nicht so untereinandergeworfen werden sollen, so folgt z. B. S. 111 auf Zürich: Luzern, dann Genf, Basel u. s. w. Das sind geographische Sprünge, die in einem solchen Werke, wie vorliegendes, nicht vorkommen sollten. Seite 177 heißt es: „Wenden oder Winden." Wenden wohnen in der Lausitz, Winden in Steyermark, Kärnthen, Illyrien u. s. w. S. 274 heißt es: daß die Evangelischen in Preußen auch Erzbischöfe hätten; dies ist unrichtig, denn sie haben bloß Bischöfe. S. 295 konnte Herr Cannabich das Denkmal Gustav Adolph's bei Lützen bemerken. S. 322 konnte auch das Institut für griechische Jünglinge in München erwähnt werden. S. 326 muß es heißen bei dem Art. Nürnberg: die St. Sebalduskirche mit dem herrlichen Grabmale des heil. Sebaldus und sehr schönen Glasmalereien. S. 356 ist ein Irrthum, Giessen oder Giesen hat kein eigentliches Universitätsgebäude, (worin Vorlesungen gehalten werden). S. 381 verdiente der Thurm der Albrechtsburg in Meißen bemerkt zu werden. Grimma (S 382) liegt in einem herrlichen Muldenthale. In der Nähe liegt das Kloster Nimpschen, von wo Luther seine Catharina von Bora entführte. Bei Chemnitz konnte auch das Schloß Augustusburg erwähnt werden, mit der schönen Kirche. Ueber London S. 440 ff. sind Leight's pictures noch nachzulesen; in Betreff Schwedens die bereits im vorigen Blatt angeführte Reise von Woltmann. In dem Arsenale zu Czarskoje-Selo (S. 539) befinden sich mehrere Merkwürdigkeiten, z. B. der Stock Katharinas II.; die Tabaksdose Friedrichs II.; zwei Trommeln, mit welchen Kaiser Alexander in seiner Jugend gespielt; zwei Fernröhre, deren er sich in der Schlacht bei Austerlitz bedient; Napoleons Brieftasche, welche er auf dem Feldzuge von 1812 bei sich getragen; sein silbernes Besteck, welches bei Waterloo erbeutet worden; ein Brief, worin Berthier den Fürsten von Eckmühl von dem Ebmarsche der Franzosen aus Moskau benachrichtigt; das kleine Kreuz der Ehrenlegion, welches Napoleon getragen. Ferner sieht man den Helm Bayards; die Rüstung Herzog Alba's; Pugatschews Messer; die Kinderrüstung Karls des Kühnen; den Säbel des Königs Stephan Batheri; den Säbel des Schamchal von Tarku, welcher 400 Jahre lang in seiner Familie geblieben, und mit welchem des Schamchals Bruder Schachbas seinen Gegner von der Schulter bis auf den Rücken des Pferdes mitten durch spaltete; die Klinge dieses Säbels, welcher in Indien verfertigt worden, hat ihres gleichen weder in Dagbestan noch in ganz Persien. S. 585 unten ist Kiosken statt Köschken zu lesen.

Warum schreibt Hr. Sommer: Merico statt Mejico? Der 2te Band ist in mancher Hinsicht noch besser als der erste bearbeitet; sehr gründlich ist der mejikanische Bundesstaat behandelt, auch ist es gut, daß auf das Historische jedes einzelnen Landes von Amerika viel Rücksicht genommen wurde, zu den interessantesten Stellen gehören in dieser Beziehung S. 165 ff. S. 173 ff. S. 209 ff. Auch ist zu loben, daß die geographischen Namen weit richtiger als in vielen andern Werken angegeben sind, so steht S. 228 Havaña statt des falschen Havanna, welches fast in allen Geographien vorkommt. Das S. 313 über Algier Gesagte verdient sehr beherzigt zu werden. S. 322 hätten wir in Bezug auf den Niger etwas mehr Ausführlichkeit gewünscht. Ueber Smyrna (S. 42) verdient eine Abhandlung von Konstantin Oikonomos (sprich: Ikonomos) im Λογιος ἑρμης von 1817, nachgelesen zu werden. Indien ist ziemlich genau bearbeitet. Das Naturhistorische S. 218 ff. ist sehr schätzenswerth. — Wir wünschen, daß es diesem Werke, welches zwar hier und da noch Manches zu wünschen übrig läßt, nicht an Abgang fehlen möge, und empfehlen es zum Schul- und Privatgebrauch. Druck und Papier sind vortrefflich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 127. Montag, 14. December 1835.

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

Ich dich ehren? wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängstigten?
(Goethe's Prometheus.)

Die mißtrauische Stimmung, mit der ich das Buch in die Hand nahm, ging sogleich in eine freundliche über, als ich auf der zweiten Seite der Vorrede das Geständniß der Verfasserin las, daß sie an orthographischen Fehlern leide und mit Komma und Punkt nicht umzugehen wisse. Bei einer gebildeten Frau ist die Unorthographie die Blüthe weiblicher Liebenswürdigkeit.

Auch in jeder andern Sprache geschrieben, selbst in der gebildeten, feinen und vornehmen Literatur der Engländer und Franzosen, würden diese Briefe eines Kindes die höchste Auszeichnung verdienen und erhalten; aber als ein deutsches Werk sind sie von noch größerer Bedeutung. Ist es doch das erste Mal, daß wir deutschen Geist, ein Schiff mit reicher Ladung, auf offner See, bei günstigem Winde, mit geschwellten Segeln, stolz dahin fahren sehen. Soll uns das nicht freudig überraschen, uns, die wir die deutschen Schiffe nur immer im Hafen sahen, einladend oder ausladend; aber bewegungslos?

—Und Goethe ist der Anker dieses Schiffes! Bettina würde sagen: er ist mein Polarstern, mein Magnet und mein Steuermann. Geschwätz eines Kindes, worauf wir nicht achten. Goethe ist der Anker, und wie freuen wir uns darüber, wenn das kalte, harte, schwere und träge Eisen, so oft das Schiff ausgeschlafen, hinaufgezogen und mit fortgeführt wird, hin in das Ungewisse, getragen von dem Schwankenden, unter sich den Abgrund, hinter sich die Launen des Windes; und Alles ohne Rahmen, ohne Farbe, ohne Gestaltung!

Betet dieses Kind an, denn der Himmel ist in ihm, und erkennt, daß es einen Gott gibt und eine gerechte Vergeltung! Bettina ist nicht Goethe's Engel, sie ist seine Rachefurie.

Einst vor vielen Jahren schmolz wieder einmal der Schnee in unserem rauhen Lande und die Herzen wurden wieder warm und Gedanken keimten wieder. Da ragte unter allen sprossenden Geistern einer hervor mit tausend Knospen prangend, er allein ein ganzer Frühling. Die Götter sprachen: diesen Dichter wollen wir ehren durch unsere Gunst, denn er wird uns verherrlichen, uns und sein Vaterland, und sein armes Volk wird durch ihn erfahren, daß wir noch seiner gedenken in unserer Höhe. Sie sendeten dem Dichter einen ihrer vertrautesten Geister

herab, ein holdes, zauberisches Wesen, das sich in irdischer Gestalt ihm näherte. Die schönsten Blumen, die süßesten Früchte brachte sie ihm dar. Sie war ihm Tochter, Freundin, Geliebte, und sang ihm vor mit Harfenstimme von ihrem Heimathlande, wohin sie ihn zu führen versprach. Goethe fühlte sich gerührt und immer tiefer und tiefer, und da, aus Furcht zu lieben, haßte er; denn Goethe haßte die Liebe, die ihm Tod, Fäulniß war, und er fürchtete den Tod; den Haß aber liebte er, denn er liebte das Leben, und im trennenden Hasse erkannte er allein das Leben.

Goethe schlug Mignon todt mit seiner Leyer und begrub sie tief, und verherrlichte ihr Andenken mit den schönsten Liedern. Die Todte versprach er sich zu lieben, behaglich, nach Bequemlichkeit, nach Zeit und Umständen, und so oft ihm die Optik, Karlsbad, und seine gnädigste Herrschaft nicht in Anspruch nähmen.

Aber Mignon war keine Sterbliche. Noch einmal weinte sie, dann ließ sie ihre Hülle sinken und entschwebte. Oben aus einer Gewitterwolke rief sie herab: Wehe dem Undankbaren, der die Gunst der Götter verschmäht! Du hast mich nicht geliebt als Jüngling, so sollst du mich lieben als Greis; du hast mich nicht umarmt in den Tagen deiner Kraft, so sollst du mich umarmen in den Jahren deiner Ohnmacht; du hast mich von dir gestoßen, da ich deine Lust wollte seyn, du sollst mich an deine Brust drücken, wenn ich deine Qual werde seyn. Lebe nur fort in Hochmuth und Todesfurcht, einst erscheine ich dir wieder.

Und wie sie gedroht, vollstreckte sie. Nach vierzig Jahren kam sie wieder und nannte sich Bettina. Sie liebte ihn und er glaubte sie spotte seiner; er liebte sie und sie heuchelte es nicht zu glauben, und er hatte doppelten Schmerz und war sehr unglücklich.

Es fehlte der Frau v. Arnim nur an einer größern Schaubühne der Beobachtung, einer solchen, wie sie in Deutschland keiner findet; dort wo für jede Loge ein eigenes Stück aufgeführt wird — nur daran fehlt es ihr, sonst wären ihre Briefe den interessantesten französischen Memoiren zu vergleichen und wir hätten eine deutsche Sevigné, nur verschönert und veredelt durch jene Liebe und jene Tiefe des Gemüths, welche die deutsche Nation über die französische erheben. Die Verf. hat ein merkwürdiges Talent zu portraitiren, sowohl Zeiten als Menschen, welches sich mit ihrem nationellen Talente zu idealisiren gar wohl verträgt. Es wäre gut, sie gründete eine Unterrichts-Anstalt für die historischen Professoren der deutschen Universitäten, welche die Kunst besitzen, sehr gute Geschichtebücher zu schreiben, aber nicht die Kunst, sie lesen zu machen. Es wäre eine Kochschule, in der man lernte, wie aus den vortrefflichen Victualien der deutschen Literatur, alles Zähe, alle Säure und fixe Luft zu vertreiben sey, damit sie zur wohlschmeckenden und gesunden Nahrung werde.

Wer Frankfurt kennt, den Geburtsort der Verfasserin, und ihrem Buche die Bewunderung zuwendet, die es verdient, der wird nicht begreifen können, wie sie Freiheit des Geistes und des Herzens gewinnen konnte. Die Auflösung des Räthsels liegt darin: Frau v. Arnim war eine Katholikin, sie gehörte zu den unterdrückten Volksklassen, sie war also Weltbürgerin, und dieses bewahrte sie vor der Engherzigkeit und der Philisterei, von der sich der Protestant Goethe, dessen Familie zur herrschenden Partei gehörte, nie losmachen konnte. Was machte Goethe, den größten Dichter, zum kleinsten Menschen? Was schlang Hopfen und Petersilie durch seine Lorbeerkrone? Was sezte die Schlafmütze auf seine erhabene Stirne? Was machte ihn zum Knechte der Verhältnisse, zum feigen Philister, zum Kleinstädter? Er war Protestant, und seine Familie war rathsfähig. Er war schon sechzig Jahre alt, stand auf dem höchsten Gipfel seines Ruhms, und Weihrauchwolken unter seinen Füßen wollten ihn trennend schützen vor den niedern Leidenschaften der Thalbewohner; — da ärgerte er sich, als er erfuhr, die Frankfurter Juden forderten Bürgerrechte, und er geiferte gegen die „Humanitätssalbader", die den Juden das Wort sprächen. Ja, der Gott ärgerte sich und geiferte, und das Kind Bettina mußte ihm weiche Umschläge auf sein gichtisches Herz legen und ihn beschwichtigen, wie einen leidenden mürrischen Onkel!

Bettina liebte Goethe, wie einst Petrarka seine Laura; sie liebten Beide nur die Liebe. Bettina kniete nicht vor Goethe, sie kniete in ihm; er war ihr Tempel, nicht ihr Gott.

Goethe war König, nicht der gemeinen noch der vornehmen Geister, sondern ein König bürgerlicher Seelen. Ehrfurcht und Liebe umgaben ihn nicht, aber Bettelei und Dankbarkeit. Er war der Gönner der literarischen Gewürzkrämer, die Nationalgarde der Egoisten; verschmähend alles was Allen, hassend das, was den Besten gefiel. Er beschützte die Mittelmäßigkeit der Literatur und ließ sich von ihr bewachen.

Er schrieb dem Kinde: „Dein Malen des Erlebten sammt aller innern Empfindung von Zärtlichkeit, und dem, was dir dein witziger Dämon eingibt, sind wahre Original-Skizzen, die auch neben den ernsteren Beschäftigungen ihr hohes Interesse nicht verläugnen; nimm es daher als eine herzliche Wahrheit auf, wenn ich dir danke." Wenn Goethe für Original-Skizzen dankt, kann Niemand an der Aufrichtigkeit seines Dankes zweifeln. Wären diese Briefe nicht Original-Skizzen gewesen, sondern an Alle geschrieben, gedruckt, dann hätte sie Goethe unleidlich gefunden. Daß er sie, selbst in ihrer ausschließlichen Beziehung zu ihm, zu würdigen verstanden,

mußte er in seinem Geist, wir zweifeln nicht daran, sie als orientalische Poesie angesehen haben. War ihm ja der ganze Jean-Paul nur unter dieser Vorstellung begreiflich und verzeihlich. Diese Weise der Anschauung und des Urtheils war begründet in Goethe's innerster Natur. Feuer, das nichts verzehrte, Licht, das nichts beleuchtete, Wärme, die nichts erwärmte, waren ihm grauenvoll. In der Kohle, in der Farbe, in der Kälte, die sondern und sperren, sah er allein das Leben. Stoffloses Feuer, farbenloses Licht waren seinem Herzen unverständlich, und seinem Verstande, seiner Wißbegierde nur als eine Seltsamkeit werth, die aus dem Morgenlande kam.

Frau von Sevigné, als einst Ludwig XIV. einen Menuet mit ihr getanzt, rief begeistert aus: es ist doch wahr, wir haben einen großen König! So haben gar viele Personen Goethen groß gefunden und bewundert, nur weil er so gnädig war, ihnen zu schreiben, weil er einen Brief-Menuet mit ihnen getanzt. Aber zu diesen eiteln Enthusiasten gehörte Bettina nicht, sie hatte ein zu großes Herz, um eitel zu seyn. Aber wie konnte sie Goethe lieben und bewundern? Es ist das Geheimniß der Apokalypse, man kann hundert Auslegungen versuchen, und des Unerklärlichen bleibt noch viel zurück.

Bettina hatte einen bewunderungswürdigen Höhesinn und eine unstillbare Kletterlust. Sie kletterte an Goethen hinauf, wie an Thürmen, Mauern und Bäumen, und oben, wenn ihr warm geworden war von der Bewegung, glaubte sie, sie hätte oben die Wärme gefunden, und die schöne Aussicht, die sie auf der Höhe gewann, sie glaubte die Höhe hätte sie geschaffen.

Da ihr Herz heller aufloderte, so oft Goethe es berührte, wähnte sie, von ihm käme seine Gluth. Und doch war es nichts anders, als daß er Wasser in ihre Flamme sprizte. Wenn aber der Kälte zu viel kam, die Gluth dämpfend statt anzufachen, dann kam Bettina zur Besinnung und sie erkannte Goethen, und sie pochte mit ihrer Kinderhand zornig an seine eiserne Brust.

Wem hätte Goethe nicht wehe gethan, wer hätte nichts an ihm zu rächen? Darum wird es viele Tausende erquicken, wenn sie Folgendes lesen, was Bettina, überwältigt von ihrer sich nicht bewußten Sendung, von Zeit zu Zeit an Goethe schrieb. Kinder sagen die Wahrheit und Narren verbreiten sie. Aber wer wäre nicht gern ein Kind mit diesem Kinde, ein Narr mit dieser Närrin.

„Ich habe von der Mutter viel gehört, was ich nicht vergessen werde, die Art, wie sie mir ihren Tod anzeigte, habe ich aufgeschrieben für Dich. Die Leute sagen, Du wendest Dich von dem Traurigen, was nicht abzuändern ist, gerne ab; wende Dich in diesem Sinne nicht von der Mutter ihrem Hinscheiden ab, lerne sie kennen, wie weise und liebend sie gerade im lezten Augenblicke war und wie gewaltig das Poetische in ihr."

„Bei der Hand möchte ich Dich nehmen und weit wegführen, daß Du dich besinnen solltest über mich, daß ich Dir in einem Gedanken aufginge, als etwas Merkwürdiges, dem Du nachspüreſt, z. B. einem Intermaxillarknochen, über den Du Dein Recht in so eifriger Korrespondenz gegen Sömmering behauptest; sag mir aufrichtig, werde ich Dir so wichtig seyn, als ein solcher todter Knochen?"

„Ich möchte zum Wilhelm Meister sagen: Komm, flüchte dich mit mir jenseits der Alpen zu den Tyrolern, dort wollen wir unser Schwert wezen, und das Lumpenpack von Komödianten vergessen und alle Deine Liebsten müßten denn mit ihren Prätensionen und höhern Gefühlen eine Weile darben; wenn wir wieder kommen, so wird die Schminke auf ihren Wangen verbleicht seyn, und die flornen Gewande und die feinen Empfindungen werden vor Deinem sonnenverbrannten Marsantlize schaudern."

„Ja ich glaub's, daß ich Dir lieb bin, troz Deinem kalten Briefe; aber wenn Deine schöne Mäßigung plözlich zum Teufel ging, und Du bliebst ohne Kunst und ohne feines Taktgefühl, so ganz wie Dich Gott geschaffen hat, in Deinem Herzen, ich würde mich nicht vor Dir fürchten wie jezt, wenn ein so kühler Brief ankömmt, wo ich mich besinnen muß, was ich denn gethan hab."

„Ach Du hast einen eignen Geschmack an Frauen, Werthers Lotte hat mich nie erbaut, so geht mir's auch mit Wilhelm Meister; da sind mir alle Frauen zuwider ich möchte sie alle zum Tempel hinaus jagen."

„Ach, Goethe, laß Dir keine Liedchen vorlallen, und glaube nicht, Du müßtest sie verstehen und würdigen; ergib Dich auf Gnade und Ungnade, leide in Gottes Namen Schiffbruch mit Deinem Begriff. Was willst Du alles Göttliche ordnen und verstehen, wo's her kömmt und hin will."

„Ja, das hat Christian Schlosser gesagt: Du verstündest keine Musik, Du fürchtetest Dich vor dem Tod und habest keine Religion." Und, in einem langen herrlichen Briefe über Musik, erzählt Bettina, so oft sie spiele oder singe, kämen in ihrem Zimmer eine Maus und eine Spinne aus ihrer Verborgenheit vor und äußerten bei den Tönen das lebhafteste, freudendurchdrungenste Mitgefühl. Dann spricht sie fortfahrend zu Goethe: „Diese beiden kleinen Thierchen haben sich der Musik hingegeben; es war ihr Tempel in dem sie ihre Existenz erhöht, vom Göttlichen berührt fühlten, und Du der sich bewegt fühlt durch die ewige Wellen des Göttlichen in Dir, Du habest keine Religion? Du, dessen Werke, dessen Gedanken immer an die Muse gerichtet sind, Du

lebteſt nicht im Element der Erhöhung, der Vermittlung mit Gott?“

„Du biſt ein koketter zierlicher Schreiber, aber Du biſt ein harter Mann; die ganze ſchöne Natur, die herrliche Gegend, die warmen Sommertage der Erinnerung — das alles rührt Dich nicht, ſo freundlich Du biſt, ſo kalt biſt Du auch.“

Einmal ſchickte Bettina Liebes-Aepfel an Goethe. Darauf ſchrieb er ihr: er habe ſie nach deren Empfange, an eine Schnur gereiht, an's Fenſter in die Sonne gehängt und Farbenbeobachtungen dabei angeſtellt. Nicht einmal die Dankbarkeit konnte dieſen kalten Mann erwärmen, ihn, der doch ſo gern Geſchenke nahm. Man muß es ihm verzeihen, daß er ſo gern Geſchenke nahm, ja oft erbettelte; Goethe war der ärmſte Mann ſeines Landes und ſeiner Zeit. Er konnte nur genießen, was er beſaß, und er beſaß nur, was unter ſeinen Augen ſtand, was er mit den Händen faſſen konnte. Sein Gaumen hatte keine Phantaſie. Für ihn gab es keine Erinnerung, keine Hoffnung, keine Sehnſucht, keine Gläubigkeit.

Kein erhabner Menſch, kein großer Fürſt, kein Gott, hat je eine ſeelenvollere, glühendere, herzinnigere Anbetung gefunden, als ſie Goethe von Bettinen empfing. Ihre Briefe ſind Gebete des Geſchöpfes an ſeinen Schöpfer, jedes Wort zu ſeiner Verherrlichung. Ein Gott ſelbſt hätte ſolche Lobpreiſungen nur mit Rührung und Demuth aufgenommen und geſagt: ich will werden, was ich ſcheine. Wie aber nahm ſie Goethe auf? Bettinens Gefühle fand er oft zu natürlich, ihre Gedanken zu reh, und dann ſchickte er ſie ihr gekocht zurück. Die Proſa ihrer Briefe putzte er in Poeſie, machte Sonnette daraus, und beſang und verherrlichte ſich ſelbſt, mit der erſtaunenswürdigſten Sachdenklichkeit. Bacchus, ob zwar Herr des Weins, wird doch oft ſein Diener und berauſcht ſich ſelbſt; aber Goethe hat einen ſtarken felſenfeſten Kopf; er kann Fäſſer ſeines Lobes austrinken, und es ſchwindelt ihn nicht und er wankt nicht.

Goethe hatte weder Sinn noch Geiſt für edle Liebe, er verſtand ihre Sprache nicht, noch ihr ſtummes Leiden. Die Liebe, die er begriff, die ihn ergriff, das war die gemeine, jenes Herzklopfen, das aus dem Unterleibe kömmt; und ſelbſt in dieſer galt ihm nur geliebt werden, lieben galt ihm nichts. Abends, wenn Goethe müde war vom Stolze, ward er eitel ſich auszuruhen. Man muſtere die liebenden Paare, die durch ſeine Dichtungen ſtreichen, loſes Geſindel, das in allen Reichsſtädten dem Konſiſtorium zugefallen wäre. Die glückliche Liebe iſt ein Verbrechen, die unglückliche ein verbrecheriſcher Wunſch. Sinnlichkeit, Eitelkeit, Heuchelei mit Stickereien von blumigen Redensarten als Schleier darüber. Seine geliebten Frauen ſind Maitreſſen, ſeine geliebten Männer Günſtlinge und bezahlt. Die Liebeswirthſchaft in Wilhelm Meiſter hätte die Polizei keinen Tag geduldet, wären nicht Barone und Gräfinnen dabei im Spiele geweſen.

Goethe fürchtete ſich vor der Liebe, denn Alles, was er nicht mit Händen greifen konnte, war ihm Geſpenſt. Er ſchlug ſie todt auf ſeine gewohnte Weiſe. Die Liebe war ihm Chemie des Herzens, Sympathie nannte er Wahlverwandtſchaft. Er ſtellte die Liebe in gutverſtöpſelten Gläſern in ſein Laboratorium und da war ihm wohl.

Bettina erzählt Goethen von ſeinen Kinderjahren, was ſie von ſeiner Mutter gehört. „Einmal ſtand Jemand am Fenſter bei Deiner Mutter, da Du eben über die Straße herkamſt mit mehreren andern Knaben; ſie bemerkten, daß Du ſehr gravitätiſch einherſchritteſt und hielten Dir vor, daß Du Dich mit Deinem Geradehalten ſehr ſonderbar von den andern Knaben auszeichneteſt. Mit dieſem mache ich den Anfang, ſagteſt Du, und ſpäter werde ich mich noch mit allerlei auszeichnen.“

Knaben, die ſich gerade halten, werden Männer, die ſich bücken, und darin hat ſich Gothe ausgezeichnet; er hat ſich tief gebückt vor Allen, die ſich noch gerader gehalten, als er.

Seine Mutter erzählt weiter: „In ſeiner Kleidung war er nun ganz entſetzlich eigen; ich mußte ihm täglich drei Toiletten beſorgen. Auf einen Stuhl hing ich einen Ueberrock, lange Beinkleider, ordinäre Weſte, ſtellte ein paar Stiefel dazu. Auf den zweiten einen Frack, ſeidne Strümpfe, die er ſchon angehabt hatte, Schuhe u. ſ. w. Auf den dritten kam alles vom feinſten, nebſt Degen und Haarbeutel. Das erſte zog er im Hauſe an, das zweite, wenn er zu täglichen Bekannten ging, das dritte zur Gala.“

Goethe war ſtolz und hochmüthig, aber alle ſeine große Gaben berechtigten ihn zu keinem Stolze, denn die Gaben, die allein dazu berechtigen, fehlten ihm: Muth und Seelengröße. Und iſt man ein Dichter ohne Muth? Wahrheit und Schönheit ſind verzauberte Prinzeſſinnen. Gar manchen Rieſen und Drachen mußte man erlegen, durch Feuer und Waſſer gehen, über einen Draht reiten, um ſie zu erlöſen. Aber Goethe iſt auch kein Dichter; die Muſe war ihm nie vermählt, ſie war ſeine Dirne, die ſich ihm hingab für Geld und Putz, und Baſtarde ſind die Kinder ſeines Geiſtes.

Ja, wahrlich, Goethe mußte, um ſeine Freundin erträglich, um ſie nur begreiflich, und in ſeinem Naturalien-Kabinet ein Schubfach für ſie zu finden, ſie als ſeine Hofnärrin betrachten.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 128. Mittwoch, 16. December 1835.

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

(Schluß.)

Wenn Bettina ihre schöne Begeisterung für die Treue, den Heldenmuth der Tyroler, und ihren Schmerz und Zorn bei Hofers Tod, Goethen anvertraut, und von ihm Verständniß, Erwiderung ihrer Gefühle erwartet, muß man da nicht laut auflachen über das närrische Kind, das seiner Puppe seine Leiden vorweint? Und möchte man nicht laut aufweinen, wenn man gewahrt, wie ein so bedeutender Mann als Goethe vor jeder Empfindung bleich wird und zittert, weil er die hypochondrische Einbildung hat, das Herz wäre von Glas, und müsse brechen von einer heftigen Berührung? Ja, wahrlich, Goethe hatte eine fixe Idee, so traurig als man nur je eine im Irrenhause fand. Die Natur verwahrt alle ihre Kleinodien in Futteralen, wie der Mensch, aber für Goethe galten die Futterale selbst als Kleinodien; innen die Kostbarkeiten gewahrte er gar nicht, und wenn ja, betrachtete er sie als eingeschlossene Diebe, die seinen Schatz bedrohten. Goethe hatte eine lächerliche Schachtelwuth; er nannte das Kunstliebe, seine Verehrer nannten es Kunstkennerschaft, Sachdenklichkeit. Aber es war eine betrübte Kunstliebe, eine lächerliche Kunstkennerschaft und eine wahnsinnige Sachdenklichkeit. Jedes Kunstwerk ist der sterbliche Leib eines unsterblichen Gedankens, die Versinnlichung des Uebersinnlichen. Aber für Goethe war ein Kunstwerk der Sarg einer Idee, und hörte er etwas sich darin rühren, floh er entsetzt davon, ihm schauderte vor den lebendig Begrabenen.

Es gibt keine Staatsgeheimnisse mehr. Goethe's ehemaligen Minister und Günstlinge werden freilich die Verwirrungen ihres Gebieters auch nach dessen Tode nicht verrathen; aber mögen sie schweigen, so tief sie wollen, wer erräth es nicht, daß Bettina Goethe's Quälgeist war, und daß sie ihn mit ihren Briefen, mit ihren Besuchen oft zur Verzweiflung gebracht haben mußte? Mit ihrer Begeisterung, ihrer Schwärmerei, ihrer schattenlosen Mittagsglut, ihren Gedanken, Sternschnuppen gleich, dem Kometenwandel ihrer Phantasie konnte Goethe's Sachdenklichkeit nicht fertig werden. Nicht in seiner Gemälde-Gallerie, nicht in seinem Naturalien-Kabinett wollte sie stillhalten, ja aus dem festesten unterirdischen Gedichte wußte sie zu entspringen. Das eine, was ihm mit ihr gelang und ihn vor Trostlosigkeit auf kurze Zeit schützte, war, daß er sie wie Sand auf eine Glastafel streute, und sie zu Chladnischen Klangfiguren formte. Aber wie lang hilft das, und wie wenig! Hatte sie anschwindelnd getanzt bis zur willkommenen Gestaltung — ein Lüftchen, und sie stäubte wieder auseinander.

Nach einer langen Reihe von Briefen, worin sie mit Goethe von Musik, von Liebe, von der schöpferischen Natur, von Freiheit, von Vaterland, von Andreas Hofers Tode gesprochen, schrieb ihr der betrübte Freund zurück: „Indem ich nun Deinen lezten Brief zu den andern lege, so finde ich abermals mit diesem eine interessante Epoche abgeschlossen. Durch einen lieblichen Irrgarten zwischen philosophischen, historischen und musikalischen Ansichten, hast Du mich zu dem Tempel des Mars geleitet.“ Um den Lichtwechsel und den launischen Gang der Liebe zu begreifen, mußte er sich das Herz als einen englischen Garten vorstellen, und um aus Andreas Hofer etwas zu machen, ließ er ihn als einen Priester des Marstempels gelten. Der unglückliche Mann, der nur in einem Kerker ruhig schlafen konnte!

Goethe hat nur das Räumliche und das Zeitliche verstanden, das Unendliche und die Ewigkeit verstand er nicht; aber unsterblich ist nur, wer die Unsterblichkeit begreift. Lächerlicheres gibt es nichts auf der Welt, als Gott und Teufel, wie sie Goethe in seinem vielgepriesenen Faust dargestellt; Goethe hat Gott und Teufel nach seinem Ebenbilde geschaffen. Dort ist Gottes Weisheit, fünf gerade seyn lassen; und des Teufels Klugheit, es mit Gott nicht zu verderben, weil er doch ein vornehmer Herr ist.

Hätte Bettina die schöne Musik ihres Herzens vor rohen Ohren hören lassen, vor einem Philister ihrer Vaterstadt, vor einem Sachsenhäuser, der aus dem Aepfelwein seine Begeisterung schöpft — es hätte uns gewundert, aber nicht verdrossen. Wir hätten gedacht: sie ist ein Sonntagskind, die einen edlen Geist da erkennt, wo wir Wochenmenschen nur die rohe Hülle sehen. Aber daß sie sich Goethen zugewendet, der seinen ganzen Schatz an den Koffer verwendet, der bei andern großen Geistern den Schatz einschließt; den jeder Alltagsmensch begreift, nach seinem vollen Werthe schätzt, weil er nichts zu errathen übrig läßt, weil er sein eigener Hintergrund ist — das betrübt uns.

Goethe hat nur verstanden was todt war, und darum tödtete er jedes Leben, um es zu verstehen. Nicht die Natur, nicht den Menschen faßte er. Er zerstückelte das Leben in seine Glieder, in seine einzelnen Organe und zeichnete sie sehr richtig, wie in den besten anatomischen Kupfertafeln. Freilich findet ihr Alles in seinen Schriften, Hand und Fuß, Rumpf und Schädel, Herz und Nieren; aber setzt sie nur zusammen, macht einen lebendigen Menschen daraus, wenn ihr könnt. Ihr findet freilich Sterne und Götter in seinen Dichtungen, aber gerissen aus ihrer Liebesbahn, ihr macht nie einen Himmel daraus. Goethe lebt nur in seinen Liedern, da allein ist er ganz und vollständig; denn das Lied ist die Scheidemünze der Poesie, die sich nicht mehr theilen läßt, die nicht mehr gewechselt werden kann.

Bettina ist ein reichbegabtes, gottgesegnetes Kind, das wir lieben und verehren müssen. Sie ist glückliche Gespielin der Blumen, Vertraute der Nachtigall; sie verstand die Sprache der Stille, der Goethe taub war, und wußte das Mienenspiel der stummen Natur zu deuten. Ihr waren die Sterne näher, sie leuchteten ihr, wie uns Mond und Sonne. Ihr Buch ist ein Gedicht und ihr Leben ein holdes Mährchen. Goethe's Nachwelt ist auch die ihre, sie richtet beide. Wird Goethe verurtheilt, ist Bettina freigesprochen, wird Goethe freigesprochen, ist Bettina schuldig. Goethe nannte sie eine Närrin, und er mußte wohl; denn Bettina selbst sagt es: „Narrheit ist die rechte Scheidewand zwischen dem ewig Unsterblichen und dem zeitlich Vergänglichen.“

Goethe wagte sich nicht zu berauschen im Weine der Begeisterung. Er hätte Wasser in den Nektar selbst gemischt und ihn wie Arznei getrunken in Maß und Zeit.

Bettina besiegte Goethen, aber nicht wie die Liebe besiegt; er floh vor ihr, und so eilig und angstvoll, daß er nicht einmal seinen Körper mitnahm.

Die Biene erquickt uns nicht bloß mit Honig, sie spendet uns auch das Licht der Nacht. So soll auch der Dichter seyn: süß dem Freudedürstigen, leuchtend in der Dunkelheit der Trauer. Goethe war nur das erstere, der Dichter der Glücklichen, er war nicht der Dichter der Menge. Keiner weint an seinem Grabe, denn nur die Unglücklichen haben Thränen.

Goethe hat nur immer der Selbstsucht, der Lieblosigkeit geschmeichelt; darum lieben ihn die Lieblosen. Er hat die gebildeten Leute gelehrt, wie man gebildet seyn könne, freisinnig und ohne Vorurtheile und doch ein Selbstling; wie man alle Laster haben könne ohne ihre Roheit, alle Schwächen ohne ihre Lächerlichkeit; wie man den Geist rein erhalte von dem Schmutze des Herzens, mit Anstand sündige, und den Stoff jeder Nichtswürdigkeit durch eine schöne Kunstform veredle. Und weil er sie das gelehrt, verehren ihn die gebildeten Leute.

Goethe hat sich mit wenigen Worten treffender und wahrer geschildert, als es irgend ein Anderer vermöchte. Er sagt in seinem Leben: „Es liegt nun einmal in meiner Natur, ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als eine Unordnung ertragen.“ So war Goethe immer und überall, so hat er sich gezeigt in allen seinen Worten und Handlungen. Wenn edle Menschen sich gegen ihre böse, tyrannische Natur empören, sich von ihr frei zu machen suchen, war es Goethe's Weisheit sich ihr zu unterwerfen mit Lakaien-Demuth. Die Liebe, die alle Trennung aufhebt, die kunsttödtende, galt ihm für Unordnung. Für Unordnung galt ihm, wenn die Macht wechselte, wie Alles wechselt,

und von dem Starken zu dem Schwachen, von den Unterdrückern zu den Unterdrückten überging. Goethe war ein Stabilitäts-Narr und die Bequemlichkeit war seine Religion. Er hätte gern die Zeit an den Raum festgenagelt. Das gelang ihm nicht, aber es gelang ihm, sein Volk aufzuhalten, da er lebte und noch nach seinem Tode; denn über seine Leiche muß es schreiten, will es zu seinem Ruhme und seinem Glücke kommen.

Blind ist jede Liebe, aber blinder hat sie sich noch nie gezeigt, als bei Bettina. Ihr Buch, bekannt gemacht, zur Verherrlichung Goethe's, hat seine Blöße gezeigt, hat seine geheimsten Gebrechen aufgedeckt. Die arme Bettina rieb sich die Hände wund, ihren Gott zu reinigen, es gelang ihr nicht; sie hat ihm manchmal den Kopf gewaschen, aber das Herz konnte sie ihm nicht waschen. Wäre die Liebe nicht blind, hätte sie statt zu Goethe für ihn gebetet, gebetet mit seinen eignen schönen Worten:

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste.

Börne.

Deutsche Sprache.

1) Ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache, von Dr. J. C. A. Heyse. Fünfte Ausgabe, neu bearbeitet von Dr. K. W. L. Heyse. Ersten Bandes erste Abtheilung. Hannover, Hahn, 1835.

Hier ist versucht worden, allen Ansprüchen zugleich zu genügen, d. h. den Forderungen der historischen Grammatiker und denen der praktischen. Die Erstern sind die Conservativen, predigen das historische Recht und finden in unserm heutigen Hochdeutsch nichts so wichtig, als das, was sich darin als Rest des Altdeutschen erhalten hat, und glauben, man könne nicht Deutsch verstehen, ohne die ganze Stufenleiter der Jahrhunderte rückwärts bis in die mösogothische Sprache hinabgestiegen zu seyn. Die Andern sind die Liberalen, welche die Sprache nehmen, wie die französische Revolution das Volk nahm, nämlich als ein in der Gegenwart Gegebenes, das man bilden müsse, unbekümmert um das, was es vor Jahrhunderten war. Diese wollen nichts wissen von Ulphilas und Jakob Grimm, sondern verlangen, man solle die Jugend praktisch üben, daß sie einen guten Brief schreiben und für die Geschäfte des Lebens die Feder führen lernen; Goethe, Schiller seyen treffliche Schriftsteller gewesen, ehe sie von alt- und mittelhochdeutsch etwas gewußt hätten ꝛc.

Es ist nicht leicht, der einen dieser Parteien zu dienen, ohne sich den Vorwürfen der andern auszusetzen, daher hat Herr Heyse sowohl jene durch einen kurzen Auszug der altdeutschen Grammatik, als auch diese durch sehr praktische Regeln für die Gegenwart, z. B. wo man Ew. Königliche Majestät, Ew. Durchlaucht ꝛc. anbringen müsse, zu befriedigen getrachtet.

Dieser Theil enthält eine kurze Geschichte der deutschen Sprache, und geht dann zur Lautlehre und Rechtschreibung über, wobei mit steter Hinweisung auf den ältern und auf den noch üblichen provinziellen Sprachgebrauch das Richtige ausgemittelt und das, wobei man stehen bleiben solle (wenn anders eine so bewegliche Sprache stehen bleiben kann), festgestellt wird. Gewiß ist, daß die an sich etwas trockne Lautlehre durch solche historische und provinzielle Beziehungen sehr interessant gemacht wird. Doch fehlt leider noch ein vollständiges deutsches Wurzelwörterbuch mit allen natürlichen Descendenzen. Unsere Grammatiker schließen immer noch zu viel von den Lauten auf die Wörter, statt umgekehrt.

2) Grundriß der Sprachwissenschaft. Ein Versuch von J. H. Kaltschmidt. Leipzig, Tauchnitz, 1833. S. 99.

Der Verfasser hat auf eine sehr auffallende Weise das Objektive und Subjective der Sprache durcheinander geworfen. Objektiv ist die Sprache, sofern sie die Dinge ausdrückt, wie sie sind, abgesehen davon, wer da spricht. Subjektiv ist sie, sofern zugleich das Verhältniß des Sprechenden zu dem, was er spricht oder wovon er spricht, besonders ausgedrückt werden muß. Daher gehören alle Pronomina, die der Verfasser fälschlich zum Objekt zählt, nothwendig zum subjektiven Theil, weil sie nur Stellvertreter der Substantiva sind, die man nicht namentlich nennt, weil sie dem Redenden schon bekannt sind oder weil er das Wort nicht beständig widerholen will. Die Pronomina sind durchaus nur eine Bequemlichkeit für den Sprechenden, in Bezug auf das Objekt sind sie aber ganz gleichgültig, weil sie immer nur statt eines schon bekannten Substantivs gebraucht werden. — Auf der andern Seite rechnet der Verfasser zum subjektiven Theil eine Menge Satztheile, die immer nothwendig zum objektiven Theil gehören, z. B. die Präpositionen. Die Blüthe bleibt am Baum, rein objektiv, ohne daß, wer davon spricht, etwas davon oder dazu thun kann.

Will man den Unterschied des Objektiven und Subjektiven streng durchführen, so ist nur 1) die Person,

ich, du, er, sie, 2) der Modus des Gewiß- und Ungewißseyns, Wollens, Wünschens, Befehlens ꝛc. rein subjektiv; alles Andere, selbst die Zeit, ist objektiv, denn wenn ich sage: „ich bin nicht mehr so jung, als ich war," so spreche ich damit doch nur eine Wahrheit aus, die so objektiv ist, als die: Rom ist früher gebaut, als Berlin. Alle Verhältnisse der Gattung (Geschlecht, Zahl), der Wesenheit (Eigenschaften) und der Thätigkeit (mit ihren Umständen nach Mittel, Zweck, Art und Weise, Zeit und Ort) sind rein objektiv, und bleiben vollkommen dieselben, ob man sie in erster, zweiter oder dritter Person, als vergangen oder künftig, als gewiß, oder nur wünschenswerth erzählt.

Auch, wo von der Sprache als Kunst die Rede ist, scheint der Verfasser Vieles verwechselt zu haben. Das Drama wird als räumliche Dichtung dem Epos, als der zeitlichen, entgegengestellt. Aber im Drama verlauft die Zeit eben so gewiß, als das Epos häufig Räume, Landschaften ꝛc. darstellt. Da liegt der Unterschied doch wohl in etwas ganz Anderm.

3) Praktische Anweisung zur deutschen Sprache, ein Leitfaden für Lehrer und Lernende. Von F. P. Sternhagen. Erstes Bändchen. Hamburg, Leipzig und Itzehoe, Schubert und Niemeyer, 1835.

Ein recht gutes Buch, durchaus auf praktische Uebungen berechnet. Die Eintheilungen der Laute, Wörter, Satztheile ꝛc. sind einfach, natürlich und klar, die Distinktionen nicht zu weit hergeholt und nicht zu weit geführt. Ein Hauptvorzug des Werkes besteht in der durchgängigen Belehrung durch Gegensätze, die sich so leicht dem Gedächtniß einprägen, z. B. durch die Verschiedenheit des Sinnes in gleichlautenden Wörtern, durch den verschiedenen Gebrauch desselben Wortes ꝛc. Löblich ist die Hinweisung auf viele falsche und gleichwohl übliche Redensarten. Doch läßt er sich dabei zuweilen von einer falschen Consequenz verführen. S. 149 will er, daß man sage: „auf einen glänzenden Fuß leben," statt „auf einem", weil man auch sage „auf ein Haar" und nicht „auf einem." Hier gilt aber eben keine Regel, außer welche die jedesmalige Schicklichkeit des Bildes diktirt. Das Subjekt lebt immer auf einem Fuße, nur ein Anderer kann uns auf einen Fuß treten. Was aber den Ausdruck „auf ein Haar" betrifft, so heißt das eben „bis auf ein Haar, so scharf sehen, daß man auch das dünnste Härchen unterscheidet." Hier verlangt die Phantasie eben so nothwendig den Accusativ, wie dort den Dativ.

4) Moritz, allgemeiner deutscher Briefsteller. Zweite Auflage. Berlin, Rücker.

Ein recht praktisches Buch des berühmten Moritz, dessen „Anton Reiser" zu den interessantesten Biographien unserer Literatur gehört. Seine Musterbriefe haben vor denen in ähnlichen Sammlungen den Vorzug eines geläuterten Geschmackes und feinen Sinnes.

5) Stylistisches Elementarbuch, oder: Erster Kursus der Stylübungen, enthaltend: eine kurze Anleitung zum guten Styl, eine große Anzahl Aufgaben sowohl zu einzelnen Vorübungen, als auch zu Beschreibungen, Erzählungen, Abhandlungen, Briefen und Geschäftsaufsätzen aller Art, von Ch. F. Falkmann. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage. Hannover, Hahn, 1834. S. 345.

Das Buch hat bisher vielen Beifall gefunden, dafür bürgen die mehrfachen Auflagen desselben. Es ist durchaus praktisch und enthält nichts als Anweisungen zu Briefen und Referaten aller Art, wie sie im Leben vorkommen. Auch als Verlegenheits-Abhelfer dient das Buch, indem es alle möglichen Titulaturen verzeichnet, wobei wir nur eine vermissen, die des Landammann im Kanton Wallis: „Ew. schaudare Großmächtigkeit."

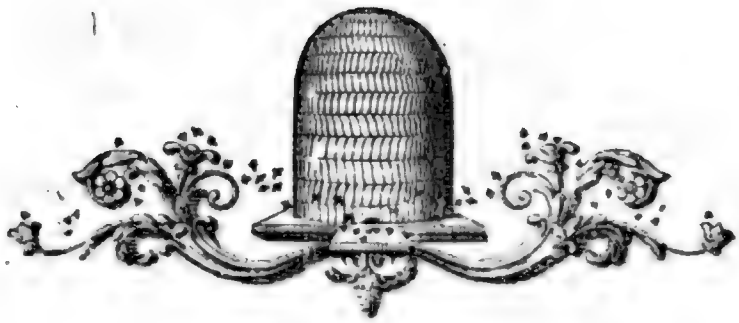
6) Praktische Rhetorik, oder: vollständiges Lehrbuch der deutschen Redekunst für die obern Klassen der Schulen und zum Selbstunterricht. Erste Abtheilung. Auch unter dem Titel: Stylistik, oder: vollständiges Lehrbuch der deutschen Abfassungskunst. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Hannover, ebendaselbst, 1835. XI u. 554 S. 8.

Auch dieses Buch hat sich schon längst durch seine praktische Zweckmäßigkeit empfohlen.

7) Allgemeiner deutscher Muster-Briefsteller. Nebst einem Abriß der Buchhaltungswissenschaft von Georg von Gaal. Güns, Reichard, 1835. Preis 2 Rthlr. 12 Gr.

Eine wahre Musterkarte alles möglichen Brauchbaren. Briefe über unzählige, im gemeinen Leben häufiger vorkommende Gegenstände, Proben des Geschäftsstyls in Geldangelegenheiten, in Schreiben an die Behörden ꝛc. nebst einem kleinen Fremdwörterbuch, einer kurzen Grammatik und Rechtschreibungslehre ꝛc. Der Buchhaltungswissenschaft sind Tabellen über Münzen, Maaße ꝛc. angehängt. Kurz, das Buch ist ein vortrefflicher Rathgeber für Alle, die mit der Feder nicht sonderlich umzugehen wissen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 129. Freitag, 18. December 1835.

Pädagogik.

1) Pädagogische Blätter. Herausgegeben von Dr. W. B. Mönnich, Rektor der Kreisgewerbschule in Nürnberg. II. Nürnberg, Schrag, 1834.

Diese zwanglos erscheinenden Blätter (über I. vergl. Literaturblatt 1832, Nr. 112) zeichnen sich dadurch aus, daß sie mit der besonnensten Mäßigung und Billigkeit, aber auch unverwandten Blicks das für den gegenwärtigen Zustand der Kultur allein Zweckmäßige und Praktische der Erziehung und des Unterrichts festhalten. Sie gehn von der Thatsache aus, daß der größere Theil der deutschen Jugend, nämlich der, welcher sich dem Handel, den Gewerben, der Oekonomie, dem Militär und den verschiedenen, nicht gerade ästhetischen Künsten widmet, eine andere Bildung verlange, als die Minderheit, die sich den gelehrten Fakultäten widmet, und sie folgern hieraus, daß der Unterricht für beide getrennt werden, daß für die gelehrte Jugend zwar Universitäten und Gymnasien beibehalten, für die größere Mehrheit der nicht gelehrten Jugend aber niedere Realschulen und höhere Realgymnasien, endlich polytechnische Schulen errichtet werden sollen. Man hat damit angefangen, allein es ist noch kein richtiges Verhältniß eingetreten. Die gelehrten Schulen haben noch bei weitem das Uebergewicht und ziehen in ihr Bereich eine große Menge von Schülern, die eigentlich dem Realunterricht müssen zugewiesen werden. Aus Mangel an wohleingerichteten Realschulen sehen sich an vielen Orten die Eltern gezwungen, ihre Söhne, auch wenn sie sie lieber nicht studiren lassen möchten, nur damit sie etwas lernen, in's gelehrte Gymnasium zu schicken. Daraus entsteht denn 1) der lästige, zuletzt sogar gefährlich werdende Zudrang junger Leute zu den Studien; die Unmöglichkeit, alle Kandidaten anzustellen; die Unzufriedenheit der Zurückgesezten und Auskultanten; das wilde Heer von Fabrikschriftstellern und literarischen Abenteurern, in das die mißrathenen Kandidaten großentheils übergehen ꝛc. 2) Der verhältnißmäßige Mangel an Bildung beim Handel- und Gewerbsstande, und die noch immer viel zu große sociale Unterordnung der Nichtstudirten unter die Studirten. Gelehrte, Staatsdiener, denen es oft sehr wohl thäte, wenn ihre Söhne ein Handwerk lernten, wagen doch nur in den seltensten Fällen eine solche Ausnahme, und dieselben jungen Leute, die vortreffliche Gewerbsmänner geworden wären, müssen sich zu den ihrer Natur widerstrebenden Fakultäten abrichten lassen. Daher haben wir so entsetzlich viele unberufene Gelehrte und Staatsdiener, so entsetzlich viele gelehrte Dummköpfe oder misanthropische Schreibmaschinen, die, wenn sie selbst ihren Lebensberuf hätten wählen können, gewiß ihre hoffärtige

Armuth mit dem minder glänzenden, aber deſto ſolideren Wohlbehagen eines Handwerks vertauſchen würden.

In der erſten Abhandlung des vorliegenden Hefts wird auf die Nothwendigkeit aufmerkſam gemacht, den Schulunterricht in großen Städten anders zu behandeln, als in kleinen. Dann wird gezeigt, wie der ſo wichtige Real-Unterricht in großen Städten von der Elementarſchule durch die niedere Gewerbſchule und durch das Real-Gymnaſium bis zur polytechniſchen Schule aufſteigen müſſe, und wie derſelbe unter die Controle von gewerbskundigen Männern, nicht aber bloß von lateiniſch-griechiſchen Schulmonarchen, die den Real-Unterricht haſſen und ſtets ſtiefväterlich behandeln werden, zu ſtellen ſey. — Dann folgt ein Artikel über das Bürgerſchulweſen in Leipzig, vom Direktor Dr. Vogel, woraus erhellt, daß die gewerbthätige Stadt Leipzig mehr als andere Städte dem Ziele der Realbildung nahe gekommen iſt.

In einer Abhandlung über den Religionsunterricht ſtellt Pfarrer Thomaſius von Nürnberg den ſehr richtigen und von uns immer vertheidigten Grundſatz auf, daß man ſich, um auf das Gemüth zu wirken, aller langweiligen Definitionen, alles Salbaderns, alles Gefühlsgeſchwätzes enthalten und einfach durch ein kräftiges eindringliches Geſetzeswort, durch ein kräftiges Bild und durch ein Beiſpiel, eine Thatſache imponiren müſſe, daß alſo in niedern Schulen hauptſächlich vermittelſt der bibliſchen Geſchichte, nicht aber durch Raiſonnement und Vernünfteln oder Empfindeln gewirkt werden ſolle.

Dann folgt eine ſehr einſichtsvolle Abhandlung über den geographiſchen Unterricht, wobei alle neueren Methoden und Lehrbücher verglichen werden. Auch der letzte Artikel, der von den poetiſchen Encyklopädien im Schulgebrauch handelt, ſpricht ſich ſehr vernünftig über das wahre Bedürfniß und die beſte und einfachſte Art, es zu befriedigen, aus. Wir möchten noch Einiges über den Mißbrauch hinzufügen, der zuweilen in den Schulen mit dem Verſemachen getrieben wird. Man begnügt ſich nicht, der Jugend wenige gute, kräftige, zur Phantaſie ſprechende Fabeln, Volkslieder, Romanzen bekannt zu machen, man weiht ſie auch ſchon in Jahren, wo ſie dazu noch nicht fähig ſind, in die ſentimentalen Dichtungen ein; ja man richtet ſie zum eigenen Verſemachen ab. Ich ſollte meinen, es ſey damit Zeit, bis man erwachſen iſt. Knaben können keine Gedichte machen; oder, wenn ſie es thun, ſo iſt es eine Frühreife, die nur in den ſeltenſten Fällen bei außerordentlichen Genies natürlich iſt. Man will den Geſchmack der Jugend bilden. Wie billig. Es iſt um ſo nöthiger, da der ganze übrige Unterricht ſyſtematiſch den Geſchmack verdirbt. Aber bildet man denn das Gemüth und den guten Geſchmack bloß durch Verſe machen und Verſe leſen? Wird dadurch nicht vielmehr die jugendliche Eitelkeit gefördert? Werden dadurch nicht Anſprüche erzeugt, welche das Leben nachher nicht befriedigen kann? Wird dadurch nicht jenes Werther-fieber wie eine unheilbare Peſt in der gebildeten deutſchen Jugend fortgepflanzt, jene Sucht, intereſſant zu ſeyn, ohne etwas zu thun, und in eiteln Verſen über die Welt zu klagen? Verſemachen braucht Einer gar nicht zu lernen. Iſt er ein geborner Dichter — und es gibt keine anderen — ſo lernt er es von ſelbſt. Eben ſo wenig brauchen die jungen Leute das Lieben, das Empfinden im Frühling ꝛc. förmlich zu lernen. Verſedrechsler und Empfindler ſoll die Schule nicht erziehen. Die Jugend ſoll kräftig empfinden, richtig denken, klar ſprechen lernen; erſt in ſpätern Jahren kommt die zartere Empfindung, das tiefere Denken, die ſchönere Sprache. Der Geſchmack der Jugend ſoll nur indirekt durch natürliche Entwicklung ihrer geſunden Geiſtesanlagen gebildet werden, aber noch nicht direkt durch Aeſthetik und Poetik. Durch Geſchichte und Naturgeſchichte ſollen der Jugend große und erhabene Bilder eingeprägt werden, daran mögen ſich die epiſchen Dichtungen der Vorzeit anſchließen. Dafür hat die Jugend offnen Sinn, und das taugt ihr. Aber die lyriſche Poeſie mit ihrer unvermeidlichen Empfindelei und Weichlichkeit, mit ihrer unmerklich die Seele beſchleichenden Eitelkeit, überhaupt mit ihrer Subjektivität taugt für die Jugend nicht und gewöhnt ſie nur zu einer Selbſtgefälligkeit, zu einer Koketterie mit doch nur angelernten Sentimens, zu einer Kleinlichkeit und Tändelei, mit abgedroſchenen Bildern, Phraſen und Reimen, wobei ſie Zeit und Kraft und den Sinn für das wahrhaft Erhabene verliert. Der größte Theil der Schüler, der wohl für das epiſch Erhabene Sinn hat, langweilt ſich an den kleinen lyriſchen Sachen, deren zarten Sinn er noch nicht begreift. Nur wenige werden wirklich poetiſch angeregt, aber die Einen werden nun frühreife Empfindler, ihre Herzen fangen an zu kränkeln, oder ſie dränen ſich unverſchämt als junge Genies, als unbärtige Altmeiſter auf. Die Andern werden eben gemeine Verſifexe und ſchwellen die Literatur mit dem ewig wiederholten Gelever an, das ſie ein paar Meiſtern nachlevern. Iſt aber ein wirklicher großer Dichter unter ihnen, nun ſo wird er der Schule nicht bedurft haben, um es zu werden.

2) Commentatio de historia educationis. Scripsit A. Kappius, Hammonae, 1834, 4.

Ein Verzeichniß aller Schriften, aus denen man im Ganzen oder Einzelnen den hiſtoriſchen Gang, den das Erziehungsweſen von den älteſten Zeiten bis auf die unſeren genommen hat, kennen lernen kann. Eine ſehr verdienſtliche Arbeit, da eine gute Geſchichte der Erziehung bisher noch immer fehlte und hier wenigſtens einer

künftigen, durch Angabe vieler Quellen, vorgearbeitet wird.

5) Schulreden von M. Joh. G. Lehmann, Direktor des Gymnasii zu Luckau. Leipzig, Barth, 1834.

Herzliche und fromme Worte, an erwachsene Schüler gerichtet, durchaus moralischer Tendenz, und berechnet, die jungen Leute auf die Irrwege aufmerksam zu machen, in die in unserer Zeit so gern der Charakter geräth. Leider ist auch hier eine Warnung vor der in der Jugend immer mehr einreißenden Irreligiosität nöthig gewesen. Freilich, wenn man unter der Maske des jungen Deutschland, sogar eine systematische Verführung der Jugend hat unternehmen sehen, so darf man sich über nichts mehr wundern, und es wird vielleicht noch ärger kommen.

6) Rheinische Blätter für Erziehung und Unterricht, mit besonderer Berücksichtigung des Volksschulwesens. Herausgegeben von Diesterweg. Neue Folge. Essen, Bädecker.

Ein pädagogisches Journal, in dessen fortlaufenden Jahrgängen theils selbstständige Aufsätze, theils Kritiken mitgetheilt werden. Da wird das Verhältniß der Schule zur Kirche, die Anpassung des Unterrichts an das natürliche Bedürfniß, die weibliche Erziehung, das Wesen und der Zweck der Schullehrer-Seminare, da werden Lehrmethoden aller Art besprochen und mit Recht vor der übertriebenen, in Spielerei ausgearteten Neuerungssucht, namentlich in der Rechtschreibung gewarnt ꝛc. Es ist Schade, daß die Pädagogen sich nicht besser vereinigen. Wir haben nicht nur unzählige einzelne pädagogische Werke, sondern auch zu viel pädagogische Journale. Wer kann sie alle lesen?

Literargeschichte.

1) Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur von Dr. L. Wachler. Zwei Theile. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Herrmann, 1834.

Schon öfters haben wir uns in diesen Blättern über die Verdienste Wachlers ausgesprochen und an ihm besonders die patriotische und sittliche Wärme gepriesen, die seine Werke auszeichnet. Nicht in allen Ansichten über einzelne Perioden und Männer unserer Literatur mit ihm übereinstimmend, werden wir doch stets seine Ueberzeugung, seinen redlichen Willen und den Einfluß ehren, den er damit in einer Zeit übt, in welcher die Ansichten über Literatur immer mehr verfälscht werden, und an die Stelle des wissenschaftlichen Ernstes und einer tüchtigen und männlichen Gesinnung die zügellose Frechheit unreifer, und doch schon bis in's tiefste Mark verdorbener Jünglinge sich drängt, die es sich zur Aufgabe machen, alles Heilige zu verhöhnen, und alles Nichtige und Gemeine anzupreisen.

2) Das gelehrte Teutschland im 19ten Jahrhundert, unternommen von Meusel, nach dessen Tode fortgesezt von mehreren Gelehrten. 11ter Band. (23ster des gelehrten Teutschland von Homberger, Meusel und Lindner). Lemgo, Meyer, 1834.

Schriftsteller von J bis L inclusive. Bekanntlich verzeichnet diese Sammlung unter dem Namen jedes Autors nur die Titel seiner Werke, und von Kritik oder Biographie ist hier nicht die Rede. Zum Nachschlagen ist aber eine solche Sammlung vortrefflich.

3) Friedrich von Matthissons Leben. Von Dr. H. Döring. Zürich, Orell, Füßli u. Comp., 1833.

4) August Lafontaines Leben und Wirken. Von J. G. Gruber. Mit Lafontaines Bildniß. Halle, Schwetschke u. Sohn, 1833.

Da wird die sentimentale Zeit begraben. Ich will nicht mehr viele Worte über sie machen, da ich es schon zur Genüge gethan habe. Lafontaine war ein weiches und liebenswürdiges Gemüth, das sich immer gleich blieb, heiter und lächelnd. Hat seine allzu süße Milch viel zur Entnervung des deutschen Geistes in einer Zeit beigetragen, in welcher die Deutschen der größten kriegerischen Energie bedurften, so hat er doch wenigstens nie geheuchelt und geschmeichelt. Matthisson steht so rein und unschuldig nicht da. Sein ewiger lyrischer Thränenerguß ist unausstehlich; daß er sich als literarischer Bedienter jeder Nobilität aufdrängte und seinen Ruhm vorzüglich im Anrühmen Anderer suchte und fand, und daß er es mit dem Adel in reiner Dichterseele vereinbar fand, das Dianenfest zu schreiben, hat ihm nur schnellwelkende Lorbeern gebracht. Herr Döring hat sein altes Talent, die Leute zu beschreiben, wieder bewährt. Herr Gruber hat mit vieler Liebe geschrieben, hätte sich aber wohl etwas kürzer fassen dürfen.

5) Heinrich Pestalozzis bis dahin unedirte Briefe und lezte Schicksale. Bern, Jenni, 1834.

Briefe an Fellenberg und wiederholte, nur zu gerechte Klagen über das traurige Ende des edeln, unter der Maske der Freundschaft so arg mißbrauchten Pestalozzi.

6) Was that der Jesuiten-Orden für die Wissenschaft? Beantwortet in einem Verzeichnisse der vorzüglichsten Schriftsteller dieses Ordens und ihrer Schriften mit biographischen Notizen von Dr. W. Smets. Aachen, Mayer, 1834.

Ein sehr reichhaltiger Katalog und interessanter Beitrag zur Literargeschichte, wie zur Geschichte des Jesuitenordens. Aber was that dieser Orden für die Wissenschaft? Nehmen wir Alles zusammen, so that er verhältnißmäßig immer nur sehr wenig. Ein Orden, der ein paar Jahrhunderte hindurch das Schulwesen der ganzen katholischen Christenheit und somit auch deren ganze Gelehrsamkeit und Literatur leitete, mußte ohne Zweifel sehr viele bedeutende Geister in seiner Mitte zählen, und mit den Kräften, die er besaß, bei seinen ausschließlichen Privilegien konnte er Ungeheures leisten. Aber das Princip dieses Ordens war für Wissenschaft und Literatur tödtlich, denn er war der Freiheit gerade entgegengesetzt. Darum darf sich die Gelehrsamkeit der Jesuiten nicht entfernt mit der gleichzeitigen der deutschen und englischen Protestanten messen. In dem ganzen Wust ihrer theologischen Schriften ist, außer einigen zarten mystischen Herzensergießungen, die immer nur Ausnahme bleiben, nichts als eine affektirte Schwärmerei und eine giftige Kasuistik zu finden, deren Resultat immer war, daß man bei den Jesuiten nur in dem Maaß religiöser seyn könne, in welchem man unmoralischer werde. Für die Philosophie haben sie gar nichts geleistet, was der Rede werth wäre. In den Staatswissenschaften zeichneten sie sich allerdings aus, wie sie auch einige geistvolle Geschichtschreiber aufzuweisen haben; allein diese Schriften dienten ausdrücklich nur den Zwecken des Ordens und waren vom Lügengeist diktirt. Als Philologen waren sie sehr thätig, aber kann man ihnen für ihre verstümmelten Ausgaben der alten Klassiker danken? Als Dichter haben sie viel lateinische Verse gemacht, aber wer möchte sie noch lesen? Balde kann wieder nur als Ausnahme gelten, wie Angelus Silesius. Am Ende ist die Förderung mathematischer Studien und die Erforschung und Beschreibung fremder Länder, besonders Chinas, das reellste ihrer Verdienste um die Wissenschaft.

Taschenbücher auf 1836.

Vergißmeinnicht.

Leipzig, bei Leo. — Historische Kupfer und weibliche Bildnisse zu den Erzählungen, in der bekannten Manier ganz wie in den frühern Jahrgängen. — Die erste Erzählung „die Probefahrt nach Amerika“ von Leopold Schefer ist vortrefflich. Ein armer Landpfarrer nimmt Abschied von seiner Gemeinde und reist mit Frau und Tochter nach Amerika. Der Abschied von seinem Stillleben, die Dörflichkeit und sein eigner stiller und bescheidener Charakter sind meisterhaft gezeichnet. Er kommt in die neue Welt, seine Frau stirbt und eine reiche Wittwe bietet ihm die Hand, seine schöne Tochter aber heirathet einen reichen Pflanzer und Staatsmann. Dieser letzte Theil der Novelle enthält überraschende Züge, aber er kontrastirt zu sehr mit dem vorigen Stillleben, ist zu bunt, und zu gewöhnlich novellenhaft. Daß doch unsere besseren Darsteller beim Einfachen bleiben möchten. — „Die Moskowiter Braut“ von Fr. Pitt ist eine sentimentale Liebesgeschichte in das alte blutige und rohe Rußland versetzt, also durchaus dem Kostüm der Zeit und des Orts widersprechend. Damals und dort kannte Niemand diese modernen Weltschmerzphrasen. — „Jacques Callot“ von Loier, eine fröhliche Malernovelle. — „Laura Berastequi“, von v. Wachsmann, wieder eine neue Bearbeitung der schon hundertmal bearbeiteten Eroberung von Granada, voll unwahrer Verwicklungen und sentimentalen Dialogen. — „Der Engel der Wüste“ von Zehner, auch eine ziemlich unwahrscheinliche Geschichte, die Liebe eines französischen Offiziers zu einem Mädchen, das er in der Wüste unter den Pyramiden findet, zuletzt eingesegnet von Bonaparte, der höchst gerührt ist, den Bräutigam umarmt, die Braut küßt, sie zum Altare führt, die Hochzeit selbst bestellt und nachher noch als Kaiser das Kind dieses Paars auf seinen Knieen wiegt. Herr Zehner fragt, ob man nun noch zweifle, daß Bonaparte, der große Mann, auch ein großer Mensch gewesen sey, und ob immer noch „die Parteigeschichte, dieser Affe der Weltgeschichte in ihm den gefühlvollen Menschen verkennen“ dürfe? In Deutschland sollte man sich doch über den grausamen Verderber und unverschämten Schänder unseres Vaterlandes nicht so zärtlich ausdrücken!

Rosen.

In demselben Verlage, dieselbe äußere Ausstattung, ganz ähnliche historische Kupfer und weibliche Bildnisse. — In der ersten Novelle erzählt uns Ludmilla Rose die Geschichte eines armen Blumenmädchens, die den Sohn eines reichen Bürgermeisters in Holland heirathet, nachdem dessen Braut als eine gräuliche Verbrecherin entlarvt worden ist. — Blumenhagen gibt uns in den „Töchtern der Haide“ ein Genrebild des Zigeunerlebens, dergleichen schon viele da gewesen sind. — Mielan theilt eine Kriminalgeschichte mit, welche das Interesse der Leser fesselt. — Rein entwirft ein romantisches Bild Peter de Koninks und seiner Heldenthaten für die Befreiung Flanderns, eine wirklich sehr interessante, kürzlich erst durch Warnkönigs treffliches Werk über Flandern wieder zur Sprache gebrachte Begebenheit.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 130. Montag, 21. December 1835.

Reisehandbücher und Topographien.

1) Der Kanton Zürich, historisch, geographisch, statistisch geschildert. Ein Hand- und Hausbuch für Kantonsbürger und Reisende, von Gerold Meyer von Knonau. St. Gallen, Huber und Comp., 1834. 8. S. 342.

Eine der musterhaftesten Topographien, die je geschrieben wurde. Dem Patriotismus und dem Redaktionstalent des Verfassers konnte diese schöne Arbeit um so mehr gelingen, als kaum eine Landschaft in der Welt existirt, für deren genaue Kunde in historischer und naturwissenschaftlicher Beziehung schon so viel vorgearbeitet wäre. Zürich war seit geraumer Zeit ein Sitz der Wissenschaften, eine Wiege großer Gelehrten in allen Fächern, und die berühmte Wasserbibliothek in Zürich zählt gegen dreitausend Bände, die von Züricher Autoren verfaßt sind.

Der Verfasser verzeichnet zuerst die Schriften älterer und neuerer Zeit, die über Zürich geschrieben sind, so wie die Charten. Dann gibt er eine allgemeine Uebersicht über die Geschichte des Kantons, über die daselbst gefundenen römischen Alterthümer, über die Denkmale des Mittelalters. Nach dieser geschichtlichen Ansicht des Landes folgt die naturgeschichtliche. Land, Berge, Flüsse, Boden, Klima, Produkte werden auf's genaueste geschildert; keine Bergköhe, ja selbst keine Pflanzenart vergessen. Hieran schließt sich die Schilderung des Volks nach seinem physischen und moralischen Charakter, eine Vergleichung der Bevölkerungen früherer und neuerer Zeiten, eine genaue Schilderung der Nahrung, Wohnung, Tracht, Beschäftigung. Nicht minder ausführlich ist der ökonomische Zustand, Feldbau, Obstbau, Weinbau, Viehzucht, werden alle Zweige der Industrie und des Handels auseinandergesezt, wobei der Reisende zugleich von den Maaßen, Gewichten, Geldsorten ꝛc. des Landes unterrichtet wird.

Von der Sprache, der besondern Züricher Mundart ausgehend, von der Proben mitgetheilt werden, erörtert der Verfasser ferner das Schulwesen im Kanton Zürich, und dies führt ihn auf die Universität und auf die alte berühmte Gelehrsamkeit der Züricher. Nicht ohne ein gerechtes patriotisches Selbstgefühl theilt er uns das lange Verzeichniß berühmter Züricher Gelehrten mit, die zum Theil zu denen des ersten Rangs in der literarischen Republik und zu den größten Begründern und Tonangebern in den Wissenschaften gehören, z. B. Zwingli, Conrad Gesner, Pestalozzi, Malleolus, Rüdiger Manes, Lavater, Salomon Geßner, Ulrich Hegner, Bodmer und Breitinger, Füßli, Hottinger, Stumpf, Bullinger, Leonhard Meister, Usteri, Ebel, Sulzer, Hirzel, Escher,

Nägeli, Schinz, Hegetschweiler, Orelli ꝛc. Unter jedem Namen wird zugleich eine kurze Biographie und Charakteristik mitgetheilt. Dann folgt ein eben so reiches Verzeichniß von wissenschaftlichen und Kunstsammlungen, gelehrten Gesellschaften ꝛc., die alle beweisen, wie vorzüglich Zürich sich zu einer Universität eigne, welcher gelehrte Geist von jeher in ihren Mauern wohnte.

Aus Chroniken und handschriftlichen Sammlungen theilt sodann der Verfasser Sittenzüge der Vorzeit mit, die zum Theil sehr originell sind. Eine gewisse bürgerliche Steifigkeit, ein an Formen hängender Eigensinn, eine freudenlose Selbstbeschränkung, die gleichwohl voll Stolz war, zeichnete die Züricher ungefähr vor hundert Jahren aus. Da heißt es in einer in Familienpapieren enthaltenen Beschreibung: „Sich dem Staate widmen, hieß damals: Die Kanzellei fleißig besuchen, daselbst alle vorkommenden Arbeiten emsig verrichten, und in den Nebenstunden für sich Kopien der Satz- und Ordnungen, Rathsmemoriale, Abschiedsregister u. s. f. verfertigen und ungedruckte Chroniken abschreiben. So oft man konnte, besuchte man das Stadtgericht, um sich mit den Civilgesetzen und Formen durch Uebung bekannt zu machen und an Untersuchung und Entwickelung schwieriger Rechtshändel sich zu gewöhnen. — Außerdem übernahmen die jungen Staatsleute Vogtstellen, wohnten Erbstheilungen bei u. s. f., welches manchem seine ökonomische Lage verbesserte und ihn in den Stand sezte, sich frühe zu verheirathen. Von täglichen Gesellschaften wußte man damals nichts. Einzig stattete man von Zeit zu Zeit den Geschwistern und andern nahen Anverwandten, hauptsächlich aber den Eltern öfters Besuche ab. Des Abends saß man mit den Nachbarn auf die Bänke vor den Häusern, um sich über Neuigkeiten zu unterhalten, oder man ließ nach Beendigung der Geschäfte in der Kanzellei durch den Läufer (Standesweibel) eine Flasche Wein holen. Am Mittwoch und Sonnabend besuchte jeder fromme Hausvater das Abendgebet und ging nachher mit seinen Bekannten im Kirchenkleide spazieren. Sonntags nach der Morgenpredigt versammelten sich die Zünfter auf der untern Brücke und machten, mit den Zunftmeistern an der Spitze, paarweise nach dem Altersrange, ebenfalls einen Spaziergang. Neujahrs- und Namensfeste waren Gallatage. An diesen wurden am Morgen zu guter Zeit die Stube in Ordnung gebracht, d. h. man hing Vorhänge bei den Fenstern auf, bedeckte den Tisch mit einem bunten Tuche und sezte eine Schüssel mit Zuckerbrod auf denselben. Auf dem Buffert standen ein paar große runde Flaschen mit weißem und rothem Landwein und Gläser; in spätern Zeiten messingene Theegeräthschaften. Auf den Bänken lagen Polster und an die glatten Wände waren Sessel hingestellt. Nun erschienen Kinder, Bruder- und Schwesterkinder in Feierkleidern und beglückwünschten Vater und Oheim in kleinen Reden, wobei man seine Geschicklichkeit glänzen ließ. Diese wurde ebenfalls förmlich erwidert. Zum Mittagessen bekamen die Minderjährigen einen Reisbrei und Kuchen zu genießen. Nach der Tafel traten wieder andere Gratulanten auf. Solche Feste betrachtete man als das höchste Wohlleben und die Größe dessen, welchem man Glückwünsche brachte, wurde nach der Zahl der glückwünschenden Klienten geschäzt."

Die sehr genaue Darstellung der verschiedenen Verfassungen, welche der Kanton Zürich im Verlauf der Zeiten gehabt hat, wollen wir hier übergehen, so wie auch die Geschichte der Kirchenverfassung, obgleich sie manches Originelle hat.

Den Schluß des Werks bildet die alphabetisch eingetheilte Topographie. Zuerst bezeichnet der Verfasser die verschiedenen Touren, die sich von Zürich aus durch den Kanton auf die bequemste und dankbarste Weise machen lassen, und er berücksichtigt dabei die besondern Zwecke der Reisenden, er gibt eine Tour an für die Botaniker, Mineralogen, Künstler, Fabrikanten, Geschichtforscher ꝛc. Unter dem Namen jedes einzelnen Orts wird dessen Lage, Statistik, Geschichte ꝛc. kurz verzeichnet, wobei aller Merkwürdigkeiten, auch der Volkssagen Erwähnung geschieht, so daß man in der That aus diesem Buch, das in kurzer und klarer Sprache einen ungemeinen Reichtum von Sachen enthält, ein vollständiges Bild des Kanton Zürich besizt.

2) Vollständiges Handbuch für Reisende durch die gesammte Schweiz. Nach den neuesten Ansichten und besten Quellen historisch, statistisch, topo- und ethnographisch bearbeitet durch Adolf von Schaden. Mit 14 Kupferstichen, 1 Karte und Register. München, J. Lindauer, 1834. 8. S. 377.

Wieder ein neues Handbuch für Schweizerreisende. Zuerst ein kurzer Abriß der Schweizergeschichte, dann ein Abriß der allgemeinen Landeskunde und Statistik der Schweiz, und ein Verzeichniß der wichtigsten Werke über die Schweiz. Hierauf folgt die Beschreibung der einzelnen Kantone, ihrer Städte, Merkwürdigkeiten, Gebirge, pittoresken Schönheiten ꝛc., aus den besten Vorarbeiten, deren es viele gibt (Ebel, Luß), kurz zusammengetragen. Die Kupfer sind von verschiedenem Werthe. Schön ist Freiburg, dagegen ist Luzern nur durch ein halb Dutzend Häuschen angedeutet, und diese in der Wirklichkeit so prächtige Stadt sieht hier auf dem Kupfer wie ein elendes Dörfchen aus. Die Karte ist, obgleich nur lithographirt, doch deutlich.

3) Der Wanderer in der Schweiz. Eine maleriſche Zeitſchrift. Zweiter Jahrgang. Mähly und Schabelitz in Baſel. 4.

Ein Journal mit vielen Kupfern, welche ſchweizeriſche Landſchaften, Städte ꝛc. darſtellen und auf ein minder vornehmes Publikum berechnet ſind, als die meiſterhaften Stabliſtiche eines ganz ähnlichen, von Zſchokke herausgegebenen Werks, das wir jüngſt erſt angezeigt haben. Der Text des Journals iſt größtentheils der nähern Beſchreibung der Landſchaften, Ausſichten, Ortſchaften ꝛc. gewidmet, welche die Bilder darſtellen, woran ſich hin und wieder Gedichte ſchließen. Der ganze Jahrgang zu 52 Bogen mit eben ſo viel verhältnißmäßig recht nett ausgeführten Kupfern koſtet nur 8 Schweizerfranken, alſo nicht einmal 2 Kronenthaler.

4) Beſchreibung der St. Moritzer Brunnen- und Badanſtalt von Dr. Wettſtein. Chur, Kellenberger. Zweite Auflage.

Topographie eines Bades in Graubündten mit beſonderen Notizen für die Badegäſte.

5) Fremdenbuch für Heidelberg und die Umgegend. Von K. C. von Leonhard. Zwei Abtheilungen. Mit Holzſchnitten, eingedruckten Lithographien und einer Karte. Heidelberg, Groos, 1834. 8.

Ein ausgezeichnetes Handbuch, worin das berühmte und ſchöne Heidelberg auf ähnliche Weiſe, wie die Stadt und der Kanton Zürich von Meyer von Knonau, mit derſelben Ausführlichkeit in allen ſeinen hiſtoriſchen, gelehrten, ſtatiſtiſchen und naturkundlichen Beziehungen geſchildert wird. Den Anfang macht das Geognoſtiſche, das Klima, der Boden mit ſeinen Produkten. Dann folgt das Hiſtoriſche, das uns manche der wichtigſten Begebenheiten der deutſchen Geſchichte vergegenwärtigt. Am intereſſanteſten iſt hier die furchtbare Zerſtörung des Heidelberger Schloſſes durch die Franzoſen unter Melac im Jahr 1688. Ludwig XIV. ſah die Uneinigkeit und Schwäche des deutſchen Reichs und fiel mitten im Frieden, unter dem unverſchämteſten Vorwande eines vermeintlichen Rechtsanſpruchs, in Deutſchland ein, um zu erobern, oder, ſo weit er nicht erobern konnte, zu zerſtören. So ließ er die Pfalz unvorhergeſehen überfallen und unter andern Heidelberg mit der ſtudirteſten Grauſamkeit gegen die Einwohner zerſtören. Ludwig XIV. übte dabei zugleich eine Privatrache aus. „Man erzählt, daß der Pfälzer Churfürſt Friedrich III., empört über die Verfolgung der Bekenner eines andern Glaubens, über die Gräuel der Bartholomäus-Nacht, ſeinen gerechten Unwillen den Herzog von Anjou empfinden ließ, als dieſer, auf dem Krönungs-Zuge nach Polen, in Heidelberg einſprach. Niemand empfing ihn an der Pforte der Burg. Erſt im Vorhofe harrten zwei Ritter des beſtürzten Fürſten und führten ihn ſchweigend durch viele Gemächer zum churfürſtlichen Saale. Hier befand ſich der edle deutſche Fürſt, umgeben von einer Menge Franzoſen, die, vertrieben durch religiöſen Fanatismus aus ihrem Vaterlande, in der Pfalz Zufluchtsort und Wohnſitz gefunden hatten. Dem Eingange gegenüber war ein Gemälde, des Admirals Coligny Ermordung darſtellend. Der nachmalige König Heinrich III. wurde mit entſchiedener Kälte behandelt, und ein Jahrhundert vermochte nicht das Andenken an die erduldete Schmach auszulöſchen; Ludwig XIV. beate noch einen unverſöhnlichen Haß gegen Stadt und Schloß. Es verdient bemerkt zu werden, daß er — wie erzählt wird — eine Münze ſchlagen ließ, die rauchenden Trümmer Heidelbergs darſtellend, deren Umſchrift die deutungsvollen Worte lang genährten Rache-Gefühles enthielt: Rex dixit et factum est (Vollbracht iſt des Königs Gebot). Von dieſer Denkmünze lieſt man in älteren Geſchichtbüchern ausdrücklich, daß ſie „in Frankreich zum Vorſchein gekommen;“ aber keine der Glauben verdienenden Quellen, welche wir zu vergleichen Gelegenheit hatten, gedenkt der Thatſache. Wohl aber befinden wir uns, durch beſondere Vergünſtigung, im Beſitze einer andern Denkmünze aus dem Jahre 1693. Sie trägt das Bruſtbild des allerchriſtlichſten Monarchen; ihre Kehrſeite ſtellt das „zerſtörte Heidelberg“ dar. — Melac, der Urheber, vielmehr der Vollführer aller dieſer Gräuelthaten, hatte den Abſcheu der Deutſchen nicht bloß durch ſeine Handlungen auf ſich gezogen; einige ruchloſe Worte, Ausgeburten frevelvollen Unſinnes und tiefer Verworfenheit, machten ihn zum Gegenſtand allgemeiner Verachtung. „Je defendrai l'Italie contre Jesus Christ et contre tous les diables,“ hatte der franzöſiſche Held einſt bei Tafel geſagt, als vom Kriege in Italien zwiſchen ihm und dem General Marſiali die Rede war. — Aus dem Jahre 1688 hat man eine, mit vieler Kunſt gearbeitete, jetzt ſehr ſeltene, Medaille. Auf der Vorderſeite eine bildliche Darſtellung mehrerer, von den Franzoſen verübten Grauſamkeiten, im Hintergrunde Heidelberg und andere belagerte Städte. Die Umſchrift lautet: securos sic tractat Gallus amicos (ſo handelt der Gallier gegen ſichere Freunde). Im Abſchnitte lieſt man: Denk Teutſchland an den Friedensbruch. Auf der Kehrſeite finden ſich verſchiedene allegoriſche Figuren und die Worte: Die Hülff durch Treu und Eintracht ſuch. — Eine andere Denkmünze, aus dem Jahre 1689, ſtellt Ludwig XIV. dar, auf einem mit vier Roſſen beſpannten Sonnenwagen, und darunter die brennenden

Städte Heidelberg, Mannheim, Worms und Speyer. Die Schrift lautet: Dum superbit impius incenditur pauper (während der Gottlose triumphirt, geht das Besitzthum des Armen in Flammen auf).“ Rufen wir uns nur diese Zeiten in's Gedächtniß, damit wir nicht vergessen, wer unsre lieben Nachbarn sind, was sie mit ihren Liebkosungen und Schmeicheleien meinen, und was die Deutschen verdienen, die ehrlos genug sind, auf deutschem Boden unter welchem Vorwand immer die französische Fahne aufzupflanzen!

Diesen Erinnerungen folgt die Topographie der Stadt Heidelberg mit allen ihren Anstalten, Alterthümern, nebst einer kurzen Geschichte der Universität und ihrer berühmten Männer, die wohl noch ausführlicher hätte seyn dürfen. Die Geschichte des Schlosses ist desto genauer. Der Verfasser geht sodann auf die Umgebungen Heidelbergs über und schildert nicht nur die berühmten Touren, die man von Heidelberg aus zu machen pflegt, sondern er gibt auch Beschreibungen der benachbarten Dörfer und Städte, z. B. Neckar-Steinach, Weinheim, Schwetzingen, ja sogar der entfernteren Städte an der Bergstraße, am Rhein und Neckar bis Worms, Speyer, Mannheim, Landau, Heilbronn.

Der Reisende wird dieses schöne Buch mit großem Vortheile bei seinen Ausflügen in der reizenden Gegend von Heidelberg benutzen. Das Aeußere des Buchs ist höchst elegant, die Holzschnitte und Lithographien brav, nur die lithographirte Karte hätte lieber durch eine gestochene ersetzt werden sollen.

6) Rundgemälde von Baden-Baden, seinen näheren und ferneren Umgebungen. Ein Taschenbuch für Kurgäste und Reisende. Von Wilhelm von Chezy. Karlsruhe und Baden, Marx, 1835.

Ein recht gutes kleines Handbuch, worin man Alles findet, was man zu wissen braucht, um Baden-Baden zu genießen und keine seiner Schönheiten zu übersehen. Auch das Verzeichniß der Gasthöfe, der Tarif der Fuhrwerke, Reitpferde und Esel, sogar der Wäsche, die genaue Angabe der Ankunft und des Abgangs der Posten und Eilwagen ꝛc. werden dem Reisenden von Nutzen seyn. Eine Menge Holzschnitte sollen dem kleinen Werk zur Zierde gereichen, aber in dem mir vorliegenden Exemplar sind die Abdrücke sehr unrein. Auch macht es keinen guten Eindruck, daß die Reihe dieser Holzschnitte gerade mit dem Kirchhof Badens beginnt.

7) Balneographisches Hand- und Wörterbuch, oder die Heilquellen und Gesundbrunnen Deutschlands, der Schweiz, Ungarns, Frankreichs und der Niederlande und die Seebäder der Nord- und Ostsee, von L. Freiherr von Zedlitz. Leipzig, Reichenbach, 1835. 8. S. 556.

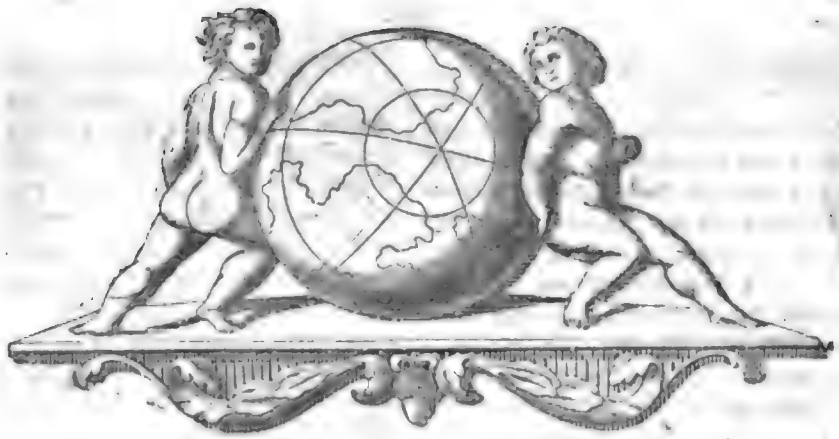
Je mehr die Badereisen überhand nehmen, um so mehr empfiehlt sich ein solches Handbuch, das die wichtigsten Notizen über alle uns zunächst zugänglichen und bekannten Bäder enthält. Der Verfasser schickt allgemeine statistisch-historische und literärische Notizen voran und geht dann die einzelnen Bäder nach den Ländern, in jedem Lande aber wieder alphabetisch durch, indem er ihre medizinische Wichtigkeit, ihre Lage, ihre Annehmlichkeiten und Merkwürdigkeiten auseinandersetzt. Am Schluß wird noch besonders von den Reiserouten, von den besten Gasthöfen ꝛc. gesprochen und eine Abhandlung über allerlei Arten künstlicher Bäder geliefert, so daß man in diesem reichhaltigen Werke eine vollkommene Bade-Encyklopädie besitzt.

Taschenbücher auf 1836.

Norddeutsches Taschenbuch.

Mit Beiträgen von L. Storch, A. Schoppe, A. von Schonen, Rogge und dem Herausgeber D. Russa. Mit 6 Stahlstichen. Wismar, Schmidt u. v. Cossel. — Die Stahlstiche sind schön, sowohl die der historischen Bilder als die Prospekte von Schwerin und Doberan. Die erste Novelle der Frau Amalie Schoppe „Honesta“ enthält die recht gut erzählte Lebens- und Liebesgeschichte einer Sitzengebliebenen, der einsam, sonderbar und altfränkisch aufgezogenen, von wunderlichen Romanideen erfüllten reichen Tochter, deren Geliebter, eben da sie ihm als reiche Erbin die Hand reichen will, sie aus Stolz, um nicht von ihrem Gelde leben zu müssen, verläßt. In dieser Darstellung sind viele feine und natürliche, dem Leben und dem menschlichen Herzen entnommene Züge. — Die „gebackenen Tage“ von Storch sind ein sehr manirirtes Genrebild aus dem Städteleben des Mittelalters, wie deren schon mehrere aus seiner fruchtbaren Feder geflossen sind. „Victorine“ von Adalbert von Schonen, eine Erzählung so voll Thränen, Wehmuth, Weichheit, Mitleid, daß man glauben sollte, ein Frauenzimmer habe sie geschrieben. — Zuletzt eine Novelle vom Herausgeber, eine sentimentale Judengeschichte voll edler Juden, schöner Judenmädchen, junger Christen, die sich in sie verlieben, Rührung, Thränen, Jammer, endlich Taufe und Hochzeit, Fluch des alten jüdischen Papa, Unglück, ein edler israelitischer Bruder ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 131. Freitag, 25. December 1835.

Werke aus und über Italien.

1) Bartholomäus Pacca's, Kardinals und Pro-Staatssekretärs Pius VII., Werke. Fünf Bände. Augsburg, Kollmann, 1831—34.

Dieses Werk ist das reichhaltigste und instruktivste in Betreff der kirchlichen Vorgänge zur Zeit der Revolution, der Weltherrschaft Napoleons und der Restauration. Der Verfasser befand sich immer auf einem Standpunkt, von wo aus er Alles aus der Mitte sah, früher während der Revolution als Nuntius in Köln, später unter Napoleon als erster Vertrauter Sr. Heiligkeit.

Die Bände sind nicht ganz chronologisch geordnet. Der erste enthält Notizen über das Ministerium des Verfassers in den verhängnißvollen Jahren 1808 und 1809; der zweite und dritte die Geschichte der Gefangenschaft des Papstes in Frankreich; der vierte den Aufenthalt des Verfassers als Nuntius am Rhein (1786—1794) und der fünfte die Flucht des Papstes vor Murat im Jahr 1815.

Das brutale Betragen Napoleons gegen den liebenswürdigen Greis, der unter dem Namen Pius VII. zum ersten Mal wieder fühlte, daß die dreifache Krone ursprünglich eine einfache Dornenkrone war, der Trommellärm in ehrwürdigen Kirchenhallen, die rohen Gensd'armen und gezogenen Säbel, unter denen der schöne alte Papst in die Gefangenschaft geschleppt wurde; das Alles ist hier etwas umständlich und mit vielen Seufzern, aber doch einfach und natürlich dargestellt, ganz so, wie wir es von der Pietät, aber auch vom Scharfblick eines nächsten Vertrauten des Papsts erwärten dürfen. Dies ist der anziehendste Theil seiner Werke. Etwas Romantisches und Rührendes im Schicksal des Kirchenhirten fesselt fortwährend das Interesse auch des protestantischen Lesers und zugleich ist die Geschichte der kirchlichen Verhandlungen, der Napoleon'schen Zumuthungen und der päpstlichen Standhaftigkeit historisch wichtig. Unter den kleinen Einzelheiten wollen wir nur einige ausheben. Einmal unterwegs hatte der Offizier, der den Papst in einem, wie ein Thierkäfig verschlossenen Wagen escortirte, den Schlüssel verloren, und der heilige Vater mußte, da er aussteigen wollte, beinahe eine halbe Stunde warten. Als Pacca selbst auf einem Felsennest, wie ein gemeiner Gefangner behandelt, nach einem heiligen Buch verlangte, gab man ihm hartnäckig nur einen Band von Voltaire's Werken. Als Napoleon zu Fontainebleau mit dem Papst unterhandelte, ging er so systematisch darauf aus, ihn weniger durch Gewaltmittel, als durch Verachtung und Geringschätzung und Spott zu deprimiren,

daß er ihm unter andern einmal sagte, er, der Papst, verstünde ja gar nichts von Theologie.

Der vierte Band hat besonders Interesse für uns Deutsche. Der arme Pacca war Nuntius in Köln, aber er gesteht, daß er nie aus den Verlegenheiten herausgekommen sey, denn damals unter dem Einfluß Friedrichs II. und Josephs II., konnte er natürlicherweise die Autorität des römischen Stuhls nicht sonderlich aufrecht erhalten. Einige Dinge, die über den bald darauf ausgebrochenen Lärm der Revolution vergessen wurden, sind der Wiedererinnerung wohl werth. Die Reformen Josephs II. und die herrschende Aufklärung hatte nicht verfehlt, auf die zahlreichen geistlichen Fürsten des damaligen deutschen Reichs großen Eindruck zu machen. Die einen, z. B. der aufgeklärte Churfürst von Mainz, strebten nach Unabhängigkeit, und traten deßfalls in offene Opposition gegen den Papst. Andere, besonders die kleineren, zitterten vor der Säcularisation. Das „Journal von und für Deutschland" setzte einen Preis auf die Beantwortung der Frage: was man mit den geistlichen Staaten anzufangen habe? Aber die französische Revolution entschied die Frage bald auf unerwartete Weise. Pacca mußte, auf seiner Heimkehr nach Italien, durch ganze Schaaren französischer und niederländischer Emigrirten passiren und macht uns eine lebhafte Schilderung von ihrem Jammer, der durch heftige Regengüsse noch vermehrt wurde.

Auf der Höhe der Alpen nimmt er von uns Abschied und wirft einen schmerzlichen Blick auf das große Land zurück. Er hat uns kennen gelernt. Er sagt seinen Landsleuten: in diesem Deutschland ist viel mehr zu finden, als ihr wißt oder glaubt. Das aber, worüber er sich am meisten wundert, ist unsere sittliche Würde. Sein Erstaunen bricht in die Worte aus: „Ohnerachtet der vielen und verschiedenen, von den Sekten und geheimen Gesellschaften immerwährend fortgesetzten Versuchen, die Religion im Herzen der guten Deutschen zu vernichten, bestand dieselbe doch noch bei dem größten Theile der Bewohner, was wirklich zu bewundern ist."

2) Handbuch der Geschichte der italienischen Literatur, erläutert durch eine Sammlung übersetzter Meisterstücke. Herausgegeben von Dr. Fr. W. Genthe. Magdeburg, Rubach.

Eine Geschichte der italienischen Sprache und Literatur vom dreizehnten Jahrhundert an bis auf unsere Zeit. Nachdem der Verfasser die Anfänge dieser Literatur und ihr goldenes Zeitalter unter Boccaccio, Tasso, Ariost ꝛc. geschildert, zeigt er uns auch wieder den Verfall derselben, der mit dem Verfall der deutschen Literatur in der nämlichen Zeit eintrat und die nämliche Ursache hatte. Innere Zerrüttung und äußere Gewalt führten nämlich in Italien wie in Deutschland die Selbstvergessenheit, Kleinlichkeit, Geschmacklosigkeit und den Einfluß des Fremden herbei. Dieser Einfluß kam aber für beide Nationen von Frankreich her. Sehr gut ist, was der Verfasser über das Eindringen des französischen Geschmacks in Italien sagt: „Der schimmernde Glanz des Zeitalters Ludwigs XIV. in Frankreich verfehlte nicht, dem ganzen übrigen Europa auf's Mächtigste zu imponiren und es beeilte sich an dem Lichte, welches vom französischen Hofe ausstrahlte, Theil zu nehmen. Allein indem man übersah, daß ein erborgtes Resultat nicht selbstgeschaffene Erfolge vertreten könne, und daß zu einem französischen Hofe und Wesen auch ein Ludwig XIV. nothwendig gehöre, gefiel man sich, alle dort beobachteten Manieren zu kopiren und war glücklich in dem Gedanken, ein französirter Affe seyn zu können. Vorzüglich strebte man, die französischen Sitten, den Geschmack an Künsten und Kleidern, welcher an Ludwigs Hofe Beifall gefunden, sich anzueignen. Italien, dem Andrange des Ausländischen von jeher gefällig nachgebend, nahm mit gleicher Freude die Regeln der französischen Schneider und Perrückenmacher als die Vorschriften der Pariser Geschmacksrichter an. Aber so gesunken waren im Allgemeinen ästhetischer Sinn und Gefühl bei den Italienern, daß selbst die französische Afterkritik noch vortheilhaft wirken konnte. Die erste Wirkung vom Einflusse der französischen Literatur, welche man studirte, war die Empfänglichkeit für Schönheiten ohne Manier und Prunk, eine korrektere Ansicht von der Behandlung der Poesie und die Ueberzeugung, daß die regellose poetische und theatralische Sitte einer durchgängigen Reformation bedürfe. Die Fähigkeit, dieses Bedürfniß fühlen zu können, begründete an sich schon die Hoffnung besserer Zeiten für die Literatur, und diese ward nicht getäuscht. An der Hand der französischen Kritik, nicht ohne Einwirkung der Engländer, welche doch nun auch bekannt wurden, lernten die italienischen Musen nach langer Kraftlosigkeit wieder gehen und erstarkten insoweit, daß sie nun schon seit geraumer Zeit für selbstständig gelten können, obgleich sie allen Einfluß ihrer Lehrmeister nicht zu verläugnen vermögen. Leider war dieser aber auf die Sprache oft so überwiegend, daß eine unendliche Menge französischer Konstruktionen, Wendungen, Phrasen, italienisirter französischer Wörter sich darin einschwärzen." Ganz wie bei uns. Doch kommen uns die Italiener darin nicht gleich, daß wir nach Ablegung des französischen Geschmacks die eigene Sprache und Poesie um so reicher ausbildeten. Obgleich sie in jüngster Zeit einige vortreffliche Dichter aufzuweisen haben, wie Alfieri, Silvio Pellico ꝛc., so ersetzen

diese doch noch lange nicht das goldene Zeitalter des 16ten Jahrhunderts. Verwahrlost im Innern, von Fremden abhängig, sind sie auch jezt noch weit mehr vom deutschen, englischen und französischen Geschmack abhängig, als sie sich rühmen dürfen, einen eigenen geltend gemacht zu haben. Doch liegt so viel Genie in ihrem Geist und in ihrer Sprache, daß sie gewiß dereinst noch eine Wiedergeburt ihrer Poesie erleben.

Der historische Abriß des vorliegenden Buchs ist gewissermaßen nur die Einleitung. Die Mustersammlung bildet den Hauptinhalt. Aus den erheblichsten italienischen Schriftstellern sind Fragmente in Prosa ausgezogen und übersezt, so daß wir den Styl und nicht selten auch die charakterischen Ansichten derselben unmittelbar kennen lernen, und zwar von den frühesten bis auf die spätesten Zeiten. Eine eben so belehrende, als unterhaltende Lektüre.

3) Reise durch Deutschland, Italien und die Schweiz, im Jahr 1828, von C. G. Carus. Zwei Theile. Leipzig, Gerhard Fleischer, 1835.

Eine nicht mehr ganz neue Reise. Der Verfasser unternahm sie im Gefolge des Prinzen Mitregenten von Sachsen und schildert sie mit aller Gemüthlichkeit des sächsischen Charakters. Wir erfahren, daß man gerade das Bett gemacht habe, als er sich hingesezt zum Schreiben, daß ihm einmal durch das nicht sorgsam genug gelöschte Feuerzeug der Rock im Wagen verbrannt sey, daß er sich im Dank zu Gott ergossen habe, ein Zimmer mit einer schönen Aussicht erhalten zu haben ꝛc. In der Wonne, Italien zu sehen, auf dem klassischen Boden zu stehen ꝛc. widerfährt ihm auch wohl zuweilen ein kleiner Nonsens, z. B. Theil II. Seite 29: „O Roma, Roma! du gräbst dich immer tiefer in meine Brust!“ Aber von dieser gemüthlichen Sprache abgesehen, die immer ein gutes Herz verräth, erfahren wir auch Manches von ihm, was uns andere Reisende nicht hätten erzählen können. So schildert er uns ein Diner in Parma: „Endlich wieder auf meinem Zimmer angekommen, mußte man sogleich an's Umkleiden denken, da wir zur großen Tafel eingeladen sind. Auch bei dieser Tafel Alles in einem Glanze, der einigermaßen die des ehemaligen kaiserlichen Hofes abspiegelte — große Tafelaufsätze — eine Masse von Dienern in den reichsten Livreen — glänzender Zirkel der Eingeladenen — Tafelmusik und ein so rascher Wechsel der Gerichte und des Silbergeräthes, daß schon deßhalb die Langeweile nicht zum Ausbruch kommen konnte, welche sonst durch die hier kreisenden Gespräche vielleicht nicht verscheucht worden wäre. — Einigermaßen fand ich mich jedoch dadurch wohl unterhalten, daß mich mein gutes Geschick an die Seite des Generals v. Neiperg geführt hatte, dessen lebhafter Geist hier die Seele des Ganzen ist und dessen mannichfaltige Erfahrungen interessante Punkte berühren ließen, als hier zu näherer Erörterung kommen konnten. — Nach aufgehobener Tafel abermaliges Umkleiden und Spazierfahrt. — Hinaus ging's durch den Garten des Pallastes, dorthin, wo eine große, aus 20 weitgespannten Bögen bestehende Brücke über das breite Flußbett des Taro unter den Auspicien der Erzherzogin erbaut ist. — Man stieg hier aus und mußte gestehen, der Punkt war wirklich schön! — Gen Norden die Alpenkette, zunächst der noch von Schnee bedeckte Monte-Baldo, gen Süden die Kette der Appeninnen, ebenfalls noch vielen Schnee tragend, vor uns eine weite, mit Gebüsch durchzogene, wohlbebaute Ebene, und unter uns das weite, fast ganz trockene, sonderbare Flußbett dieses Torrente. — Wirklich, die Exkaiserin erschien hier, wenn auch nicht als Pontifex maximus, doch als Pontificina maxima. — Sie befand sich, einzig in Begleitung des v. Neiperg und einer Hofdame, mit auf dieser Spazierfahrt, und nahm Theil an der Wanderung über die Brücke, ja in das Flußbett hinab. — Sie ist noch wohl konservirt, gleicht sehr der Gemahlin unsers Prinzen, nur daß sie weit kräftiger und mehr weiblich sich ausnimmt, als jene, ihre Schwester. — Was mich betraf, so kam es mir nicht aus dem Sinn, darüber nachzudenken, welche sonderbare Kette von Ereignissen doch nöthig war, um zu veranlassen, daß ich hier die ehemalige Kaiserin von Frankreich auf einem bequemen Spaziergange begleiten konnte!“ —

Seine Bemerkungen über Kunst und Alterthum in Italien sind zu gelegentlich und flüchtig, als daß wir durch sie viel Neues kennen lernten.

Reisehandbücher und Topographien.

8) Der Gefährte auf Reisen in dem österreichischen Kaiserstaat. Für Reisende jedes Standes nach den neuesten und bewährtesten Quellen bearbeitet von Franz Tschischka. Wien, Beck, 1834. 8. S. 681.

Eine allgemeine Uebersicht des österreichischen Kaiserstaats, dann Nachrichten von dem Postwesen, von den Münzen ꝛc., was der Reisende zunächst wissen muß. Bei der Beschreibung des Einzelnen hat der Verfasser eine eigenthümliche Methode befolgt. Er geht nämlich alphabetisch die größern Städte des Kaiserstaates durch, und knüpft an eine jede an, was sich über die Umgebungen, über die Provinz ꝛc. überhaupt sagen läßt, indem

er die Reiserouten von einer solchen Hauptstadt zur andern genau beschreibt. Ein Register am Schluß erleichtert das Auffinden kleiner Namen. Reisende werden dieses Buch, das durch alle Provinzen des Kaiserstaats nicht nur die Merkwürdigkeiten, sondern auch die bequemsten Wege dazu, die verschiedenen Routen, Poststationen ꝛc. verzeichnet, mit Nutzen gebrauchen. Auf geschichtliche Denkwürdigkeiten, Alterthümer, Kunstwerke ist hier nicht weniger Rücksicht genommen, als auf das Statistische und Pittoreske, die großen Institute des Staats in Hauptstädten und die romantischen Wildnisse der Gebirge.

9) Neueste Landeskunde von Oesterreich unter der Ens. Von M. C. W. Blumenbach. Zwei Bände. Zweite sehr verbesserte und vermehrte Auflage. Güns, Reichard. Leipzig, in Commission bei Volckmar, 1834.

Eine außerordentlich ausführliche Darstellung aller physischen und statistischen Verhältnisse des genannten Landes im Allgemeinen und wieder der speziellsten Topographie aller seiner Bestandtheile. Erst wird das Geognostische überhaupt, dann werden die Gewäßer, die Gebirge, der Boden und seine Produkte, das Klima, die Einwohner nach ihrer Abstammung, ihrem Charakter, ihrer Religion ꝛc. und ihre Leistungen in Wissenschaften und Künsten geschildert. Im 2ten Bande ist besonders von Ackerbau, Weinbau, Viehzucht, Industrie, Bergbau, Fabriken, Handel, Wohlstand die Rede, und dann folgt die Topographie, zuerst die von Wien, dann die der Kreise. Das Werk ist in seiner Art musterhaft und es gibt wenig deutsche Provinzen, die so genau ausgeforscht und beschrieben sind.

10) Das Donauländchen der k. k. Patrimonialherrschaften im Viertel Obermannhartsberg in Niederösterreich. Geographisch und historisch beschrieben von A. F. Reil. Wien, in Commission bei Volke, 1835. 8. S. 503.

Dieses ebenfalls sehr ausgedehnte Werk behandelt gleichwohl nur einen kleinen Theil des vorigen. Aber hier kommen zu den physischen und statistischen Notizen noch die historischen hinzu. Herr Reil hat mit größter Ausführlichkeit aus den Urkunden jedes kleinen Oertchens, was irgend, wenn auch nur in lokaler Beziehung interessant war, in dieser Topographie angeführt. Für die deutsche Geschichte im Ganzen ist daraus freilich nicht viel von allgemeiner Wichtigkeit zu entnehmen. Am wenigsten bekannt scheint der Bauernaufruhr von 1597 zu seyn, der hier näher beschrieben wird. Bedrückung der Protestanten veranlaßte das Volk in der Gegend von Pögstall zu einem Aufruhr, der aber wieder unterdrückt wurde.

11) Reisetaschenbuch oder statistisch-historischer Wegweiser durch die k. sächs., großherzogl. und herzogl. sächs., fürstl. schwarzburg, und reussischen Länder, von L. Freiherrn von Zedlitz. Leipzig, Reichenbach, 1834. 8. S. 304. Mit einer Karte.

Recht brauchbar. Das Statistische und Historische steht voran und zwar alphabetisch geordnet in Rubriken, wie: Abstammung der Bewohner, Akademien, Armenwesen, Bäder, Bergwesen, Buchhandel ꝛc. Dann folgt das Topographische, zuerst Dresden, dann Reisetouren durch das ganze Land, die zu allen Merkwürdigkeiten desselben führen, besondere Schilderungen des Thüringer Walds, des Erzgebirgs, der sächsischen Schweiz, der Bäder und endlich besondere Notizen über Posten, Münzen, Maaße, Gasthöfe ꝛc. Der Verfasser faßt sich überall kurz, hebt aber das Wissenswürdigste überall hervor, so daß dieses Buch für Reisende, die nicht bloß flüchtig auf dem Eilwagen durch Sachsen fahren, sehr nützlich werden kann.

12) Die Weisseritz-Thäler und ihre Umgebung oder Führer durch den Plauenschen Grund nach Tharand und Rabenau. Mit 1 Karte und 6 lithographirten Ansichten. Dresden, Grimmer. 12. S. 108.

Eine besondere Schilderung des berühmten Plauenschen Grundes in der Nähe von Dresden. In dieser kleinen Schrift findet aber nicht nur der Reisende, der zum Vergnügen reist, sondern auch der Naturforscher Belehrung über die Bergwerke, Pflanzen, Thiere ꝛc. des Thales.

13) Vollständiges Reisetaschenbuch oder Wegweiser durch das Königreich Bayern, von L. Frhr. von Zedlitz. Bayreuth, Grau, 1834. 8. S. 482.

Auch hier dieselbe Eintheilung, wie in dem Werk desselben Verfassers über Sachsen. Zuerst statistisch-historische Notizen nach dem Alphabet, dann die Topographie des Landes in Reiserouten, die Beschreibung einzelner Gebirge, der Rhön, des Spessart, des Steigerwalds, des Fichtelgebirgs ꝛc., und endlich besondere Notizen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 132. Montag, 28. December 1835.

Werke aus und über Italien.

14) Opere compiate di Silvio Pellico da Saluzzo. In un volume. Col ritratto del porta. Lipsia, Ernesto Fleischer. 1834. gr. 8. S. 234.

15) Die Pflichten des Menschen. Guter Rath an einen Jüngling. Von Demselben. Aus dem Italienischen übersezt von *r. Mit dem Bildniß des Dichters. Daselbst, 1834.

16) Silvio Pellicos von Saluzzo sämmtliche Werke in Einem Bande. Aus dem Italienischen von Dr. K. L. Kannegießer und H. Müller. Mit dem Portrait des Dichters. Zwickau, Schumann, 1835.

17) Silvio Pellicos Francesca da Rimini. Metrisch übersezt von Schädelin. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1835.

Sowohl die italienische als deutsche Gesammtausgabe ist schön ausgestattet und sehr elegant. Von dem interessanten Verfasser ist schon ein paar Mal in diesen Blättern die Rede gewesen. Ueber sein berühmtestes Trauerspiel Francesca da Rimini, das Schädelin sehr fließend übersezt hat, berichteten wir schon im Literaturblatt von 1832, Nr. 51, und über die merkwürdige Geschichte seiner Gefangenschaft auf dem Spielberg 1833, Nr. 73. Hier haben wir endlich alle seine Schriften vor uns. Sie bestehen außer den beiden genannten, in der Schrift über die Pflichten des Menschen, in noch sieben Trauerspielen und fünf epischen und lyrischen Gedichten.

Silvio Pellico ist eine höchst eigenthümliche Erscheinung in der italienischen Literatur. Er verräth eine Zartheit des Gefühls und eine weiche Melancholie, wie wir sie nur im Norden, nur in den edelsten brittischen und vielleicht auch nur in weiblichen Herzen zu finden glauben. In der schönsten Jugendblüthe, aus vornehmem Stande, von Glücksgütern, aus den Armen der Liebe und des ersten Dichterruhms hinweggerissen auf die Schandbühne, zehn Jahre lang eingesperrt, in grobem Zuchthauskittel, zum Strumpfstricken gezwungen — zeigte dieser seltene Geist doch keine Spur von italienischer Leidenschaft, von Rachegefühlen; vielmehr, weich wie ein Mädchen, lächelt er und betet nur und spricht in Worten der tiefsten Andacht allgemeine Liebe und zugleich Vergebung für die Qualen aus, die er überstehen mußte. Wenn diese echte Frömmigkeit katholisch ist, so sollte man sie doch kaum bei einem Italiener vermuthen, kaum bei einem Manne, und am wenigsten in unsrer profanen Zeit. Aber es ist nicht zu läugnen, in dieser Hingebung ist etwas

Ueberirdisches, etwas, das an die Heiligen früherer Zeiten erinnert, und wem nicht jeder Sinn für Religion versagt ist, dem wird die Erscheinung dieses italienischen Grafen immer neues Interesse erwecken. Was im Munde eines gewöhnlichen kirchlichen Moralisten nicht auffallen würde, die Lehre von der Liebe, erscheint im Munde eines Mannes, dem man den bittersten Haß verzeihen dürfte, überraschend und wunderbar. Er sagt: „Einzig durch die Religion fühlt der Mensch die Pflicht von der reinen Menschenliebe, einer reinen christlichen Liebe. — Das Wort christliche Liebe ist ein staunenswerthes Wort, aber auch das der Menschenliebe, obgleich viele Sophisten es gemißbraucht haben, ist ein heiliges. Der Apostel bedient sich desselben, um die Liebe zur Menschheit damit anzudeuten, und wendete es auf diejenige Liebe zur Menschheit an, welche in Gott selbst ist. Man lese im Brief an den Titus, Kap. 3: „Da aber erschien die Freundlichkeit und Leutseligkeit (oder Menschenliebe) Gottes, unsers Heilandes.“ — Der Allmächtige liebt die Menschen und will, daß jeder von uns sie liebe. Es ist uns nicht verliehen, wie wir schon bemerkten, gut zu seyn, mit uns zufrieden zu seyn, uns selbst zu achten, als nur unter der Bedingung, ihm in dieser edelmüthigen Liebe nachzuahmen, unserm Nächsten Tugend und Glückseligkeit zu wünschen, und ihm wohlzuthun, wo wir können. — Diese Liebe begreift gleichsam jeden menschlichen Werth in sich, kurz, ist der wesentlichste Theil der Liebe, welche wir Gott schuldig sind.“

Aber seine Milde ist nicht ohne Kraft, und auch diese Kraft ist eine religiöse. Er spricht: „Immer muthig! Ohne diese Bedingung gibt es keine Tugend. Muth, deinen Egoismus zu besiegen und wohlthätig zu werden; Muth, deine Trägheit zu beherrschen und alle ehrenvollen Bestrebungen fortzusetzen; Muth, das Vaterland zu vertheidigen und deines Gleichen in jedem Falle zu schützen; Muth, dem bösen Beispiele und dem ungerechten Spotte zu widerstehen; Muth, um Krankheiten, Mangel und Kummer aller Art ohne feige Wehklagen zu erdulden; Muth, nach einer Vollkommenheit zu streben, zu der man auf Erden nicht gelangen kann, aber, wenn man nicht danach strebte, nach dem erhabenen Winke des Evangeliums, allen Adel verlieren würde. — So theuer dir auch dein Vermögen, die Ehre, das Leben seyn möge, sey bereit, Alles der Pflicht aufzuopfern, wenn sie solche Opfer forderte! Entweder diese Selbstverläugnung, diese Entsagung von jedem Erdengute eher, als es unter der Bedingung zu erhalten, daß man schlecht werde, oder der Mensch ist nicht etwa nicht ein Held, sondern kann sich in ein Ungeheuer verwandeln! Nemo enim justus esse potest, qui mortem, qui dolorem, qui exilium, qui egestatem timet, aut qui ea, quae his sunt contraria, aequitati anteponit. (Cic. de offic. II, 9.) Denn Niemand kann gerecht seyn, der den Tod, den Schmerz, die Verbannung, die Armuth fürchtet, oder Alles, was dem entgegen ist, mehr liebt, als die Tugend. — Mit einem Herzen zu leben, das sich von allen hinfälligen Glücksgütern losgesagt hat, scheint Manchem eine zu herbe und unbefolgbare Lehre. Nichts desto weniger ist es wahr, daß ohne eine zeitgemäße Gleichgültigkeit gegen diese Glücksgüter man weder würdig leben, noch sterben kann. — Der Muth muß den Geist erheben, um jeder Tugend nachzutrachten; aber nimm dich in Acht, daß er nicht in Stolz und Uebermuth ausartet! Diejenigen, welche glauben oder sich zu glauben stellen, der Muth könne sich nicht mit milden Gesinnungen vereinigen; diejenigen, welche sich an Rodomontaden, an Streitigkeiten, an den Durst nach Unordnungen und nach Blutvergießen gewöhnen, mißbrauchen die Kraft des Willens und des Arms, welche Gott ihnen gab, um der Gesellschaft zu nützen und ihr ein Muster zu geben. Und gewöhnlich sind diese in Gefahren am wenigsten beherzt; sie würden, um sich zu retten, Vater und Brüder verrathen. Die ersten, welche bei einem Heere davon laufen, sind diejenigen, welche sich über die Blässe ihrer Kameraden lustig machten und dem Feinde auf eine elende Art Hohn sprachen.“

Was er, in der Milde seines Herzens und von einem gewissen Gefühl des edeln Anstandes geleitet, in Betreff der Mißhandlungen, die er erlitten, verschwieg, das hat sein Freund und Leidensgefährte Pietro Maroncelli in den, der Geschichte seiner Gefangenschaft beigedruckten Noten, nicht ohne sattsame Erbitterung nachgeholt.

Unter den Trauerspielen des Pellico ist Francesca da Rimini, von der wir schon gesprochen, das ausgezeichnetste. Die übrigen sind unbedeutender. Eufemio von Messina, ein neuer Coriolan, kommt mit einer Schaar Sarazenen in sein Vaterland Sicilien, um sich zu rächen. Der Vater seiner Geliebten fällt in der Schlacht, sie wird wahnsinnig und tödtet ihn selbst. Esther von Engaddi, eine jüdische Christin, wird von einem buhlerischen Oberpriester verläumdet und zum Giftbecher gezwungen, aber ihre Unschuld wird entdeckt. Iginia von Asti rettet einen guelfischen Flüchtling und wird dafür von ihren ghibellinischen Verwandten zum Tode verurtheilt. Gismonda von Mendrisio, eine neue Bearbeitung des alten Themas von den feindlichen Brüdern. Leoniero von Dertona, ein alter aus den Kreuzzügen zurückkehrender Ritter, findet seine Vaterstadt unter der Tyrannei seines Sohnes wieder und tödtet ihn mit eigener Hand, um das Vaterland zu retten. Diese Handlung ist originell und überraschend. Herodias, die bekannte Hinrichtung Johannis des Täufers. Thomas Morus, die bekannte Hinrichtung

desselben. Obgleich die Erfindung in diesen Trauerspielen, mit Ausnahme des Leoniero, nicht sehr originell ist, so verläugnet sich doch des Verfassers großherzige und zugleich zarte Gesinnung nirgends. Vaterlandsliebe, Muth im Unglück, religiöse Resignation ist das Grundthema in allen.

Den Schluß der gesammelten Werke bilden einige poetische Novellen. Tancreda, eine italienische Amazone, rettet einen Fürstensohn, muß aber seiner Liebe entsagen. Die Darstellung ist ungemein poetisch und zart. Wie Tancreda nach der Schlacht den wieder sieht, den ihr Pfeil gerettet hat:

Gestützt auf den verhängnißvollen Bogen
Steht die Verschämte da, in edler Hoheit.
Und die zuvor, inmitten blut'ges Kampfs,
Der unerschrocknen Löwin glich, ihr zittert
Wie einem Lämmlein jetzt das Herz. Ein Jeder
Will sprechen sie und hören, überird'sche
Reden erwartend wohl; und Allen steht sie
Kurz und betreten Red'. Und es mißfällt
Die ländliche Befangenheit, der Mangel
An höfischer Geschwätzigkeit doch Keinem,
Welcher sie hört; die kurze Rede, die er
Ihr abgewinnt, macht Jeden stolz, im Herzen
Hallt sie ihm nach und bei dem Nachhall fühlt er
Die süße Melodie, der ungewohnten
Betonung Reiz und selbst das Mangelhafte
Bewundert er, und Jedes. Kindlich, heilig
Sind die Vergötterungen, die dem Anblick
Der Schönheit und der Unschuld edle Herzen,
Verschwenderisch und sinnreich, insgeheim weihn!
Doch ist Tancred ein Abgott andern Kriegern.
Was ist dem Lionel sie? Ungestraft
Sah er auf vielen Burgen edle Frauen
Und Fräulein, in der Schönheit Glanze strahlend; —
Und ungestraft nicht sahen sie ihn! — Willig
Weiht er Gehorsam ihnen, doch nicht Liebe.
Er wähnte sicher sich; doch in den Sternen
Ist jedem edlen Sterblichen die Stunde
Bestimmt, die Freiheit, Stolz und Freud' und Frieden
Mit einem Mal ihm raubt; und doch, verlustig
So hoher Güter, fühlet er sich reicher,
Und mag die jetz'ge Armuth nicht vertauschen
Mit früh'rem Reichthum — eine ganze Welt wiegt
Nicht deine Süßigkeiten auf, o Liebe!

Rosilde will ihren Gemahl aus der Gefangenschaft in Ungarn erlösen, der Ungar aber behält auch sie zurück, und sie befreit sich von seiner Gewalt nur durch einen kühnen Mord. Helwig und Wallfried, zwei Freunde; der erste will für den lezten sterben, wie in Schillers „Bürgschaft". Adello liebt das Weib eines Andern, opfert sich aber für diesen Andern auf, um ihr seiner Liebe ganze Uneigennützigkeit zu beweisen.

18) L'Italie et l'Europe. Par J. C. Beltrami. Paris, Levrault, 1834.

Ein Panegyrikus und ein Klagelied, im Inhalt wie im deklamatorischen Styl echt italienisch. Mit Stolz blickt der Redner auf die alte Römerwelt zurück, mit Stolz auf den Einfluß, den die Sprache und Bildung Italiens auch im Mittelalter noch auf die nordischen Barbaren übte; mit Stolz endlich auf die Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft der Italiener in den lezten Jahrhunderten. Aber er übertreibt ungeheuer. Ihm zufolge haben die nordischen Barbaren allen Geist, alle edle Gesittung, alles was sie Gutes haben, lediglich von Italien empfangen, und das ist nicht wahr; sie haben im Gegentheil erst die von Grund aus verdorbenen Italiener wieder veredelt. Ihm zufolge haben die Italiener zuerst das Joch des Aberglaubens und des Despotismus gebrochen; aber das ist nicht wahr, im Gegentheil ist alle religiöse Freiheit von Deutschland, alle politische von Frankreich und England ausgegangen und die schwachen Versuche der italienischen Oppositionen haben immer nur das Reich der Finsterniß und Unterdrückung und Lüge, das Jahrhundertlang ausschließlich die „welsche Praktik" hieß, verstärkt. Ihm nach (Seite 59) „verdankt Europa alle, oder beinahe alle Entdeckungen und Erfindungen der neuern Zeiten, große und kleine, alle, die irgend nützlich oder angenehm sind, sogar das eau de Cologne — Italien." Aber ist denn die Buchdruckerkunst, das Schießpulver, sind die Uhren ꝛc. in Italien erfunden worden? zu geschweigen der neuern englischen Erfindungen.

Bei alledem aber ist es wahr, daß Italien, trotz seiner Unglücksfälle und moralischen Verderbniß, trotz seiner römischen Kaiserzeit, trotz der Völkerwanderung, trotz der immer wiederholten fremden Eroberung, der Bürgerkriege und des marksaussaugenden Pfaffenthums, nie an großen Geistern und Gedanken Mangel gelitten und mitten unter seinen Stürmen außerordentlich viel für die Kultur Europas gethan hat.

Dies berechtigt denn unsern Verfasser zu der Klage: „Und Europa, was hat es gethan, was thut es noch für Italien, für die Italiener? Infandum, regina, jubes renovare dolorem!" Armer Beltrami, so rührend Ihr Schmerz ist, doch wird gewiß der roi sage et citoyen, dem Sie Ihre Brochüre dedicirt haben, seinen berühmten Regenschirm ausspannen, um sich vor Ihren italienischen Thränen zu schützen.

19) Geschichte von Italien. Historisches Lesebuch für gebildete Leser und Leserinnen. Herausgegeben von A. Haindorf. Münster und Leipzig, Wundermann, 1834. S. 296. 8.

In engem Raum ist hier die ganze Geschichte Italiens vom fünften Jahrhundert an zusammengedrängt. Der pragmatische Faden ist festgehalten, die Hauptereignisse sind deutlich skizzirt, die Schreibart ist überdies lebendig. Aber an ein Lesebuch, zumal für Leserinnen, muß man doch andere Ansprüche machen. In einem Lesebuch muß die Geschichte uns in ihren Einzelheiten nahe treten, müssen wenigstens die Hauptpersonen und Hauptschicksale den ihnen eigenthümlichen poetischen Farbenschmuck behalten und nicht zu allgemein und flüchtig bloß in ihrer politischen Bedeutung uns vorübergeführt werden. Daher eignen sich Fragmente der Geschichte, worin nur das Anziehendste, dieses aber im Detail geschildert wird, zu Lesebüchern weit besser, als gedrängte Uebersichten, worin Alles, aber Alles nur auf's kürzeste gegeben ist. So erzählt der Verfasser hier seinen Leserinnen in wenig Zeilen, der unglückliche König Enzio habe „zwei und zwanzig Jahre lang Fesseln getragen, die nur Liebe und Dichtkunst erleichterten." Aber er hätte hier wohl offenbar viel ausführlicher von seiner schönen Geliebten, von dem unglücklichen Rettungsversuch, wobei ihn seine schönen blonden Locken verriethen, ꝛc. erzählen müssen. So schildert er uns auch Manfreds Ende ganz allgemein: „er wurde geschlagen und fiel in der Schlacht; seine Gemahlin und Kinder starben im Kerker." Das ist viel zu kurz, mit einer so einfachen Erzählung interessirt und rührt man weder Leser noch Leserinnen. Er hätte hier den Hof Manfreds und seiner reizenden Gemahlin „das Paradies der Erde", er hätte den Heldentod Manfreds und die Ehre, die ihm die ritterlichen Franzosen noch nach dem Tode erwiesen (Karl von Anjou hatte befohlen, ihn unbegraben liegen zu lassen, aber jeder französische Ritter warf einen Stein auf ihn, bis ein großer Hügel entstand, den man „den Berg der Rosen" nannte); er hätte ferner das tragische Ende der drei schönen Knaben Manfreds im langen Kerker (sie waren die Vorbilder zu Kaspar Hauser) schildern müssen. Dann hätte die Geschichte so auf die Leser und Leserinnen gewirkt, wie sie allemal wirken soll. Bedenkt man aber, wie unendlich reich an tragischen und poetischen Zügen die italienische Geschichte von der Gothenzeit bis noch in die Zeit unsrer Revolutionen, und wie verwickelt überdies diese Geschichte durch die vielen Theilungen und Zerstückelungen, durch das besondre kirchliche, fürstliche und städtische Interesse ist, so muß man den Verfasser freilich von der Pflicht entbinden, in einem einzigen Bande allen Lesern und Leserinnen Wissenswürdige aus der italienischen Geschichte zusammenzufassen.

20) Italienische Grammatik nebst Lesebuch und Wörterverzeichniß für Anfänger und Anfängerinnen. Von Dr. K. L. Kannegießer. Breslau, Hentze. Wien, Gerold, 1836. 8. S. 198.

Für das deutsche Bedürfniß wohl die beste italienische Grammatik, die bis jezt erschienen ist. Die grammatikalischen Regeln sind eben so kurz als klar vorgetragen. Dann folgt ein italienisches Lesebuch mit leichten, und immer schwerern Stücken aus italienischen Klassikern; endlich ein Wörterbuch, das dem ersten Bedürfniß genügt. So hat man kurz beisammen, was man z. B. zum Behuf einer Reise in Italien braucht, und die außerordentliche Einfachheit der italienischen Grammatik läßt diese Kürze zu.

21) Grammaire théorique et pratique de la langue italienne, suivie des règles de la versification de cette langue, par Louis de Taillez. Munich, Finsterlin, 1834.

Diese Grammatik umfaßt das Wichtigste für Anfänger der italienischen Sprache. Neues haben wir jedoch nicht gefunden. Besser hätte der Verfasser auch gethan, wenn er Formenlehre und Syntax von einander geschieden hätte, denn die vielen Regeln verwirren nur den Schüler.

Volkssagen.

Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringer Lands. Herausgegeben von Ludwig Bechstein. Erster Theil. Hildburghausen, Kesselring, 1835.

Hat der Verfasser schon in mehreren seiner Werke (die Weissagung der Libussa, die Haimonskinder ꝛc.) seine Liebe zu den alten Volkssagen beurkundet, so müssen wir diese neue Arbeit doppelt loben, weil er hier die Sage rein, wie sie im Volke lebt, ohne poetische Zuthat, und weil er sie mit all der Vollständigkeit, dem Fleiß und der eigenthümlichen Wärme gibt, die uns beweisen, daß der Sammler thüringischer Sagen selbst in Thüringen ist.

Der vorliegende Band enthält erst einen Theil dieser Sagen, nämlich die von Eisenach, der Wartburg, dem Hörselberg und Reinhardsbrunn. Die bekanntesten und schönsten sind die vom Sängerkrieg auf der Wartburg, von der h. Elisabeth, von Friedrich mit dem Biß, vom Tannhäuser ꝛc., doch wird der Leser auch manche minder bekannte Sage finden. Hin und wieder hat der Herausgeber alte Volkslieder, wenn solche vorhanden waren, in den Text aufgenommen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY
Princeton University Library
32101 067472702

[illegible]rold, 1836.

Digitized by Google

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY
Princeton University Library
32101 067472702

Digitized by Google

Digitized by Google